This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Richard Rothe

und seine Freunde

Richard Rothe

und seine Freunde

Von

Adolf Hausrath

Erster Band

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1902

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

BT 75
R6 H3

Vorrede

Der größere Theil des schriftlichen Nachlasses Rothe's ist von Herrn Pastor Primarius Dr. theol. Ahrendts in Alsleben käuflich erworben worden, der die Güte hatte, mir denselben für die vorliegende Arbeit anzuvertrauen. Er besteht in den Collegheften, Predigtmanuscripten und zahlreichen Concepten von Briefen, amtlichen Schreiben und Vorträgen. Nicht minder werthvoll ist die Sammlung von Jugendarbeiten Rothe's, die das Honterusgymnasium in Kronstadt aufbewahrt und die der Bibliothekar, Herr Professor Netoliczka, in nicht genug zu rühmender Liberalität mir längere Zeit zur Verfügung stellte. Dieselbe umfaßt die Jugendgedichte, Tagebücher, ein Stück einer Selbstbiographie und andere Gedächtnißblätter. Die Briefe aus Italien an den Vater hat Herr Konsistorialrath D. Ehlers in Frankfurt vor Verschleuderung bewahrt, wofür ihm alle Verehrer Rothe's Dank wissen. Die Correspondenz Rothe's mit seinen Eltern und seinem Schwager Hahn ist, so weit sie noch existiert, in den Händen des Herrn Professor D. Hahn in Breslau und des Herrn Professor D. Kolde in Erlangen, die mit seinem Schwager Heubner in denen des Herrn Director Halfmann in Eisleben. Sehr werthvoll ist die Correspondenz Rothe's mit Schnorr von Karolsfeld, die Herr Oberbibliothekar D. Schnorr von Karolsfeld in Dresden mich freundlichst einsehen ließ. Die Briefe an Winckel besitzt Herr Pastor Usener in Volmarstein in Westphalen. Herrn Lic. Karo in Aeschach bei Lindau verdanke ich die Abschrift mehrerer an ihn gerichteten Schreiben. Wichtig ist ferner die Correspondenz von Rothe mit Tholuck, die zum Theil im Archive des Tholuckstifts in Halle liegt und die Herr Professor D. Kähler mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit mir anvertraut hat. Eine weit größere Anzahl Tholuck'scher Briefe an Heubner besitzt Herr Director Halfmann. Einen Theil des Manuscripts der stillen Stunden hat Herr Pastor Rebattu in Hamburg gerettet und der Hamburgischen

Stadtbibliothek übergeben. Am ergiebigsten war für mich die umfangreiche Correspondenz von Heubner, die der Besitzer, Herr Dr. Halfmann in Eisleben, mir gleichfalls zur Verfügung stellte, und in der die zahlreichen Briefe von Hahn, Tholuck, Nicolovius, Altenstein, Bunsen, Kottwitz, Neander, Gerlach, Semler, Hengstenberg, Stier, Guerike und vieler anderer Gesinnungsgenossen Heubner's und Rothe's einen genauen Einblick in Rothe's Wittenberger Kreis und in die religiöse Bewegung der Zeit überhaupt eröffnen. Dagegen war eine große Zahl der von Nippold benutzten Briefe an die Eltern und Schwäger nicht mehr aufzutreiben. Für diese war ich auf die Auszüge in Nippold's „Lebensbild auf Grund der Briefe" beschränkt, die aber durchaus correct sind, da sie nach den Originalien selbst gesetzt wurden. Für den zweiten Band steht mir dasselbe Material zur Verfügung, doch wiederhole ich meine in den Kirchenzeitungen ausgesprochene Bitte an die Besitzer Rothe'scher Reliquien, mir den Einblick in dieselben mit der gleichen Freundlichkeit zu gestatten, wie die oben genannten Herren, denen ich auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank ausspreche.

Heidelberg im November 1902.

Hausrath.

Inhalt

Vorbemerkung: Zur Charakteristik Rothe's.

Erstes Kapitel.

Im Elternhause 1799—1817.

Die Eltern S. 3—4. — Richard's Kinderjahre. Selbstbiographie des Knaben S. 4—5. — Die Knabenjahre in Breslau. Die Kriegsjahre S. 5—7. — Die Confirmation S. 7. — Niedergang des Rationalismus und Sieg der Romantik. Novalis S. 7—9. — Freundschaft mit Moritz und Emil von Schrötter S. 9. — Die Lecture nach Ausweis seiner Excerpte S. 10. — Einfluß Jean Paul's. Wackenroder. Die Romantiker S. 10—15. — Katholisirende Neigungen S. 15—16. — Die heilige Schrift S. 16—17. — Der Schöff Friedrich von Meyer und seine Blätter für höhere Wahrheit S. 17—18. — Die Cousinen, Henriette Müller, Helene Müller, Lili Struensee S. 19—20. — Erste Schriftstellerei S. 21—23. — Friedrich August Gottreu Tholuck als Gymnasiast S. 23—28. — Die Wahl der Universität. Kampf um Heidelberg S. 29—32.

Zweites Kapitel.

Heidelberg 1817—1819.

Reise nach Heidelberg S. 33. — Erste Eindrücke S. 34—35. — Die Galerie der Brüder Boisserée S. 36. — Die Burschenschaft S. 37—41. — Streit der Romantiker und Rationalisten S. 41—44. — J. H. Voß S. 44—49. — E. G. Paulus S. 49. — K. Daub S. 50—55. — Schwarz und Abegg S. 55—56. — G. W. F. Hegel S. 56—62. — F. C. Schlosser S. 62—64. — G. F. Creuzer S. 64—66. — A. W. Schlegel S. 67. — Fr. Schlegel S. 68. — Jean Paul in Heidelberg S. 68—72. — Commerse S. 72. — Frühlingsausflug S. 74. — Politische Erlebnisse S. 75—77. — Die Unionspläne Friedrich Wilhelm III. S. 77. — Claus Harms S. 78—79. — Die Maßregelung der Turnplätze und Universitäten. Das Wartburgfest S. 80—85. — Stourdza und die Burschenschaft S. 85—86. — Emporkommen der Teutonen in der Heidelberger Burschenschaft S. 87. — Abwendung von Daub S. 88. — Katholisirende Neigungen S. 88—93. — Die Ermordung Kotzebue's in Mannheim. Rothe über Sand S. 93—96. — Erste Predigt S. 97. — Hinrichtung von Karl Sand S. 98—99.

Drittes Kapitel.

Berlin 1819—1820.

Der schlechte Eindruck Berlins S. 100. — Der Verwandtenkreis und die Gesellschaft. Adolf Le Coq und Tante Nanny. Obertribunalrath Reinhardt und Geheimrath Semler S. 101—102. — Gewaltstreiche der Reaction. De Wette's Absetzung S. 103—106. — Schleiermacher S. 106—117. — Rothe's Urtheile über die allgemeine Demagogen-Verfolgung S. 117—119. — Der Streit zwischen Hegel und Schleiermacher S. 119—121. — Die Akademie S. 121—122. — Hegel's Einfluß auf Rothe S. 122—123. — Marheineke S. 123—124. — Neander S. 124—127. — Gesellige Beziehungen S. 127—128. — Die burschenschaftlichen Verbindungen in Berlin und Rothe's politische Sorgen S. 128—129. — Anknüpfung mit Neander und dem Berliner Pietismus S. 129—130. — Tholuck in Berlin S. 130—136. — Baron von Kottwitz S. 136—143. — Prediger Jänicke S. 143. — Prediger Löffler S. 144—145. — Löffler's Einfluß auf Rothe S. 145—146. — Vossens Schrift gegen Stolberg und erneute katholisirende Anwandlungen S. 148. — Privatlecture S. 148. — Neander's Werbungen für Wittenberg S. 150. — Tholuck S. 151—154. — Rothe's Rückkehr nach Breslau und Louise Struensee S. 155.

Viertes Kapitel.

Candidatenjahre. Wittenberg und Breslau 1820—1823.

Wittenberg S. 157. — K. L. Nitzsch S. 158. — Heubner S. 158—162. — Geist des Predigerseminars S. 162—164. — Das erste Semester S. 163—167. — Kottwitzens Mission und Rothe's Bekehrung S. 168—169. — Emil Krummacher S. 169. — Rudolph Stier S. 170—174. — Gründler S. 174—176. — Tholuck's Einfluß S. 177—178. — Opposition der Seminaristen gegen die rationalistischen Lehrer S. 178—179. — Verkehr mit E. Krummacher S. 179. — Hochmuth der Erweckten S. 179—182. — Das Reformationsfest 1821 S. 182—184. — Ernestine Nitzsch S. 184—185. — Der Vater Rothe S. 186. — Mission Heubner's nach Stolpe S. 186—189. — Rothe als Pietist S. 189—192. — Vorbereitung zur akademischen Carriere S. 192—193. — Verlobung mit Louise von Brück S. 193—198. — Abschied vom Seminar S. 198. — Rothe im Vaterhause S. 199—203. — Die kirchliche Lage in Schlesien S. 203. — Der Agendenstreit S. 203—207. — Henrik Steffens S. 207—209. — Demagogen-Verfolgung in Breslau S. 209—210. — Das Conventikelwesen S. 211—214. — Erste Predigtthätigkeit S. 214—218. — Vorbereitung zur akademischen Laufbahn S. 218—219. — Aussicht auf die römische Gesandtschaftspredigerstelle und Examen pro ordine S. 219—222. — Hochzeit und Reise nach Rom S. 222—227.

Fünftes Kapitel.

Die Jahre in Rom 1824—1828.

Die capitolinische Gemeinde S. 228—231. — Karl Josias Bunsen S. 231—235. — Gemeindeglieder S. 235. — Bruderbund mit Bunsen und Rückkehr zu freierem Standpunkte S. 236—240. — Häusliches Ungemach S. 241—244. — Römische Landschaft und Volksleben S. 244—250. — Evangelisches Leben S. 251—252. — Rothe's römische Predigten S. 252—256. — Seelsorge S. 256—259. — Verhältniß zu den Künstlern. Julius Schnorr von Karolsfeld. Maydell. Ludwig Richter. Adolf Zimmermann S. 259

—268. — Geschäftslage und Geselligkeit S. 268—271. — Casualien S. 272—274. — Kirchengeschichtliche Erbauungsstunden S. 275—277. — Villeggiatur in Frascati S. 277—278. — Die katholische Propaganda S. 279—283. — Die Rothe-Bunsen'sche Agende S. 283—290. — Politische Zustände des Kirchenstaats S. 290—294. — Bunsen's Verhandlungen mit der Curie über die gemischten Ehen S. 294—295. — Rothe's zunehmende Abneigung gegen die pietistische Gesellschaft S. 295—297. — Ueberdruß an Rom S. 298 300. — Frau Bunsen und Fräulein Bunsen S. 300—302. — Aussicht auf Rückkehr in die Heimath S. 303—306. — Tholuck als provisorischer Nachfolger Rothe's S. 306—310. — Abschied von Rom S. 311—313. — Neapel S. 313—315. — Abschied von Bunsen S. 315. — Heimreise S. 315—316. — Ankunft in Wittenberg S. 316.

Sechstes Kapitel.

Am Wittenberger Predigerseminare 1828—1837.

Die kirchliche Lage in Preußen S. 317. — Stillleben in der Familie und in der Kleinstadt S. 318—386. — Häusliche Zustände S. 321—322. — Verhältniß zu Hahn S. 322. — Hahn's Carrière. Die Königsberger Frommen. Der Leipziger Rationalistenstreit. Berufung Hahn's nach Breslau S. 322—325. — Verhältniß zu Heubner S. 325—327. — Die Parteistreitigkeiten unter den Seminaristen S. 327—328. — Stier's Wirksamkeit in Wittenberg S. 328. — Seine „Andeutungen". Berufung an das Missionshaus in Basel. Seine Verbesserung der Schiller'schen Gedichte. Seine alttestamentlichen Forschungen. Pastorat in Frankleben und agitatorische Thätigkeit S. 329—336. — Tholuck's Einwirkung auf das Wittenberger Seminar S. 337—339. — Rothe's Stellung zum Pietismus S. 339—341. — Rothe in Berlin S. 341—342. — Dräseke als Generalsuperintendent S. 342—344. — Die Regierung und die hierarchischen Tendenzen S. 344. — Seminarthätigkeit S. 344—350. — Das Ephorat und die Dienstwohnung im Augusteum. Herr von Prittwitz S. 350—351. — Predigtthätigkeit S. 351—353. — Stellung zu den kirchlichen Kämpfen. Tholuck in Halle S. 353—355. — Hengstenberg und seine Kirchenzeitung S. 355—357. — Die Denunciationen gegen Wegscheider und Gesenius S. 357—361. — Leo's Bekehrung S. 362. — Fritzsche und Tholuck S. 363—367. — Die Altlutheraner in Schlesien S. 367—373. — Tod Schleiermachers S. 373—374. — Politische Meinungen über die Julirevolution und ihre Folgen S. 374—377. — Der rheinische Bischofsstreit S. 377—381. — Theologische Verhandlungen mit Bunsen. David Fr. Strauß S. 381—384. — Rothe's Erstlingsschrift über Römer 5, 12—21 S. 384—386. — Die Anfänge der Kirche und ihrer Verfassung S. 386—397. — Berufung nach Heidelberg S. 397—402. — Abschied von Wittenberg und Reise nach Heidelberg. Tholuck S. 402—403.

Der Verfasser dieser Erinnerungsblätter ist mit Richard Rothe im Herbste 1859 bekannt geworden, nachdem er schon im Sommer dessen Vorlesungen als Gast besucht hatte. Rothe war dem Candidaten 1859—1860 ein geliebter Lehrer, dem Privatdocenten ein gütiger Vorgesetzter und väterlicher Freund, im Oberkirchenrathe aber vom Mai 1864 bis zu Rothe's Tode am 20. August 1867 ein treuer College und tapferer Kampfgenosse. So glaube ich sein Bild treu in mir aufgenommen zu haben. Freilich nur von dem letzten Jahrzehnt dieses reichen Lebens weiß ich aus eigener Erinnerung zu erzählen, aber schon daß so viel von einem früheren und späteren Rothe geredet wird, ist mir ein Beweis, daß auch seine Anfänge nur die richtig verstehen, die von seinem Wesen einen persönlichen Eindruck erhalten haben. In seiner Persönlichkeit liegt die Einheit der verschiedenen Elemente, die ihm die Gegner als Selbstwiderspruch oder Inconsequenz mißdeuten. Er war eben eine so eigenartige Erscheinung, daß er in den vorräthigen theologischen Kategorieen nicht unterzubringen ist. Albrecht Ritschl wendete bei einem seiner Besuche in Heidelberg den Brentano'schen Kindervers auf Rothe an:

Keine Puppe, sondern nur
Eine schöne Kunstfigur
Und ein Mäuschen von Natur.

Bei der tiefen Verehrung, mit der wir alle zu dem großen Theologen emporblickten, schien uns damals dieses Citat übel angebracht, aber das ist ganz richtig, daß Rothe als Theologe nicht ein naturwüchsiges Originalgenie war, sondern das Product eines sehr complicirten Bildungsprocesses. Ohne die romantische Schule wäre kein Rothe und ohne die Hegel'sche Philosophie wäre gleichfalls kein Rothe. Die Heubner-Stier'sche Orthodoxie, der von Kottwitz-Tholuck'sche Pietismus, die Bunsen'sche Geschichtsphilosophie und der Rationalismus des väterlichen Hauses haben auf ihn gewirkt und ihm sehr verschiedenartige Bildungselemente zugeführt. Zeitweise scheint er nur ein verstärktes Echo der ihn umgebenden Richtungen zu sein; die ursprüngliche Kraft und Widerstandsfähigkeit seiner Religiosität zeigt sich aber auch dann in der schlichten Kindlichkeit, die von all diesen complicirten Einflüssen nie dauernd getrübt

wird. Die Gletschermühle der Zeit mit ihren sich entgegenwirkenden mächtigen Strömungen hatte den Stein wunderbar geschliffen, aber der Krystall war hell und klar geblieben. Den starken äußeren Einwirkungen entsprach ein noch stärkeres religiöses Eigenleben, so daß schließlich doch die Individualität sich all die verschiedenartigen Bildungselemente unterwarf. Bei seiner vorwiegenden Innerlichkeit nannte Rothe sich selbst gern eine mönchische Natur, und wer seine stille Stube mit dem zwitschernden Kanarienvogel betrat, der konnte sich in der That an das Stillleben eines Fraterherrn gleich Thomas a Kempis gemahnt fühlen, oder gar an die wundersame Creatur Gottes, den heiligen Franciscus, mit dessen fröhlicher Frömmigkeit die Rothe's am meisten Aehnlichkeit hatte und der es auch „schlechterdings nicht fertig brachte, jemanden für einen schlechteren Christen zu halten als sich'. Als ein paar Jahre nach Rothe's Tod mich ein lieber alter Mönch in seine Zelle bei den Thermen des Diokletian mitnahm, dem römischen Bahnhofe gegenüber, wo er seinen Distelfinken fütterte und blühende Geranien auf dem Fensterbrette begoß, fiel mir sofort die stille Stube Rothe's ein, die ebenso auf den Bahndamm und auf grüne Bäume einer Anlage schaute, wo „die stets betrogene Welt" vorüberhastete, während der Einsiedler von Heidelberg in seinem grauen Schlafrock, ähnlich einem Graumönch, an einem kleinen Schreibtische ohne alle Bücher über Offenbarung und Wunder schrieb. Unter die fratres minores oder die Nullbrüder wollte er ohnehin in seiner weitgehenden Bescheidenheit sich stets gerechnet wissen. Dennoch hatte Rothe's Mönchthum nichts Weltfremdes. Er war in allen Verhältnissen zu Hause, beobachtete über seine silberne Brille hinweg sehr scharf und war auch in praktischen Fragen nichts weniger als ein Kind. Seine Vota im Oberkirchenrath und in der Facultät trafen stets den Nagel auf den Kopf. An einer ältern Lithographie, die ich besitze, fällt Leuten, die ihn nicht mehr persönlich kannten, stets ein Zug von Schlauheit auf, der sich wunderlich mit dem großer Güte mischt. So mag Jakob Böhm auf seinem Schusterschemel, den Pechdraht in der Hand, die Leute angeschaut haben. Alles in Allem war Rothe aber durchaus ein ens sui generis und mit niemanden zu vergleichen als mit sich selbst. Die Theologen haben ihn den Mann der Ueberraschungen genannt. Wer aber seine innere Entwicklung wirklich kennt, wird sie im Gegentheil durchaus consequent finden.

I

Im Elternhause

1799—1817

Von der großen Mehrzahl der Theologen, zumal von seinen späteren Freunden, dem Handwerkersohne Tholuck, dem Accisorsohne Stier, dem Cantorsohne Hahn und den zahlreichen Pastorensöhnen seines theologischen Kreises unterschied sich Rothe schon dadurch, daß er aus einer höheren Beamtenfamilie hervorgegangen war. Die bezaubernde Anmuth seines Wesens und seiner Formen war ererbt und anerzogen von dem vornehmen Kreise, aus dem er stammte und in dem er aufwuchs. Was die Weltkinder seine vollendete Liebenswürdigkeit, die Theologen seine Heiligkeit nannten, war das Product der gebildeten Umgebung, in der er sich entwickelt hatte. Namentlich der richterliche Hinblick auf andere, dem theologischen Auge so geläufig, war ihm fremd, theils in Folge seiner Bescheidenheit, theils in Folge seiner guten Erziehung. Beide Eltern, der etwas bureaukratische Vater und die stark rationalistische Mutter, waren hochgebildete und treffliche Menschen. Der Vater, zuletzt unter Merckel Geheimer Ober-Regierungsrath in Breslau, war einer jener preußischen Beamten der alten Schule, von denen man mit Recht gesagt hat, Luther's feste Burg und die Erinnerungen an die Potsdamer Wachtparade des großen Fritz seien ihnen in eines verschmolzen. Er erscheint in den Briefen des Sohnes als das Bild eines fleißigen, genügsamen Beamten, dessen Erholung von ermüdender Bureauarbeit ein Spielchen mit der Frau und die Pflege seiner Blumen war. Wenn er einstens Pastor sei, schreibt ihm sein Sohn einmal, dann solle die Zeit kommen, „wo wir mit und unter den Blumen leben, und dann mache ich mich auch noch hinter die Botanik". Dabei besaß der Vater die strenge Ehrenhaftigkeit und den herben Freimuth eines Beamten der alten Schule. „Du hast sehr recht," schreibt ihm sein Sohn, „daß wir beide keine Leisetreter sind . . . und ich glaube, daß man sich auf diesem Wege immer Achtung und am Ende sogar die wenigsten Feinde erwirbt. Wenigstens ist dieß an Deinem Beispiel klar." So war der alte Geheimrath eine gemessene, vornehme Persönlichkeit. Heidelberger, die ihn noch gekannt haben, nannten ihn etwas steif, aber sehr höflich. Die Mutter, das rechte Bild einer geistesklaren norddeutschen Dame, war die Tochter eines Hofrath Müller in Liegnitz.

Belesen, praktisch und aufgeklärt hatte sie einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Pietisterei. Richard's intimster Freund nennt sie „eine geistreiche Frau". Dieser treueste Spielkamerad und späterer Studiengenosse war der nachmalige Appellationsgerichtspräsident Moritz von Schrötter, mit dem Rothe von Kindesbeinen bis zum Greisenalter gute Freundschaft hielt. Daß die theologische Absonderung und die Interessen des Pastorenhauses dem Knaben völlig fremd blieben, während er an der ernsten Arbeit des Vaters und seiner Freunde Respect vor dem Staate lernte, erklärt die Stellung auch des späteren Theologen. Den Staat in Gegensatz zu stellen zur Religion, kam ihm nie in den Sinn; er wußte von Jugend auf nicht anders als daß das Reich Gottes sich in der bürgerlichen Gesellschaft entfalte, nicht in der Kirche. Die Ansicht der Welt aus dem Pfarrhausfenster war ihm unbekannt.

Zur Zeit der Geburt des Sohnes (28. Januar 1799) stand der Vater in Posen als Auditeur, dann als Steuerreferent in Stettin, und als der einzige Sohn elf Jahre alt war, wurde die Familie nach Breslau versetzt, wo der Vater in der Regierung eine Hauptstütze des wegen seiner umsichtigen und freisinnigen Verwaltung geschätzten Präsidenten Merckel wurde. In der erinnerungsreichen Stadt mit den hohen alten Giebelhäusern und dem imposanten Rathhause war es, wo der Knabe aus der glücklichen Dumpfheit des Kindesalters zu hellem Bewußtsein erwachte und mit empfänglichem Gemüth die geschichtlichen Eindrücke rings umher in sich aufnahm. So wurde Schlesien Richard's eigentliche Heimath. Den Antrag, in eine höhere Stellung nach Berlin zu gehen, lehnte der Vater ab, da sich die Familie in der Heimath der Frau am wohlsten fühlte. Die freundliche Höflichkeit, das stets Verbindliche des gebildeten Schlesiers war auch für Rothe charakteristisch. Sein Jugendfreund von Schrötter schildert ihn als ein Kind von immer gleich bleibender Heiterkeit und Liebenswürdigkeit; aber ein kleiner Sonderling war er und zog sich gern in seine einsame Traumwelt zurück. Er habe als Kind „viel nach innen hinein gelebt", hieß es in einer von Schenkel benützten, dann vernichteten handschriftlichen Aufzeichnung.*) Daß er ohne Geschwister aufwuchs, wird auch dazu beigetragen haben, diesen Zug zur Einkehr in sich selbst zu entwickeln. Wir besitzen den Anfang einer Selbstbiographie Rothe's**), die der Handschrift nach etwa aus dem zwölften oder dreizehnten Lebensjahre herrühren mag, und die der kleine Mann überschreibt: „Notizen zur früheren Bildungsgeschichte meines Geistes bis zum zehnten Jahre." Richard erzählt da: „Es war der 28te Januar 1799, wo ich zu Posen, im damaligen Südpreußen, des Abends nach 10 Uhr das Licht der Welt erblickte. Weit ent-

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 8, 531.

**) Bibliothek des Honterus-Gymnasiums in Kronstadt.

fernt bin ich davon die äußern Schicksale meines Lebens herzuzählen, die ohnedieß wenig ausgezeichnet sind; nur so weit sie einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung meines Geistes haben, muß ich sie erwähnen. Von den frühsten Jahren unsres Lebens wissen wir wohl alle, besonders in Hinsicht auf den Zustand unseres Innern wenig, so geht es auch mir . . . Nur Weniges von dem äußern Zustand meines Körpers. Ich war von Natur stark und kräftig, doch diese meine äußere Kraft ward durch äußerst gefährliche und lange Krankheiten in meiner frühsten Kindheit so geschwächt, daß alle an meiner gänzlichen Wiederherstellung zweifelten. Aber was nicht verderben soll, verdirbt nicht. Wenn mich diese Kränklichkeit auch bis in's achte Jahr verfolgte, so war ich doch stark genug, um für meine Bildung zu wirken. Meine Eltern versäumten keine Gelegenheit, mir guten Unterricht zu verschaffen und ich glaube diese gewissenhaft benutzt zu haben. Besonders gute Fortschritte machte ich in der französischen Sprache, die mein Vater besonders eifrig betrieb. Indessen störten mich in meinen Lectionen häufig wieder zurückkehrende Anfälle von oft langwierigen Krankheiten. Aber eben diese Krankheiten gaben mir Gelegenheit und zwangen mich gleichsam zum Nachdenken. Der menschliche Geist will stets beschäftigt sein, besonders der meinige, der, wie ich nicht läugnen kann, sehr lebendig war. Aber es wird dem Menschen in den früheren Jahren, wo er kaum weiß, daß er einen Geist hat, sehr schwer dieses Gut zu gebrauchen. So ging es auch mir. Mein Geist wollte Beschäftigung und ich war nicht im Stande, ihm solche zu gewähren. Dieß nennen manche Langeweile, ich möchte es aber kaum — besonders bei Kindern — so nennen. Um dieser sogenannten Langeweile abzuhelfen griff man zu den gewöhnlichen Mitteln, nämlich zu Erzählungen und zu Bilderbüchern. Die ersteren, die meist sehr fade waren, fruchteten wenig. Desto mehr erfüllten die Letzteren ihre Bestimmung. Denn glücklicher Weise war es ein bedeutendes schätzbares Werk (Bertuch's Bilderbuch?), dessen kolorirte Kupfer mich mit den Bewohnern aller Erdtheile bekannt machten, welches man mir vorlegte, und dieses betrachtete ich nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Geiste und entwickelte so in mir verschiedene Vorstellungen über die Menschen und ihr Leben, und hiedurch gewöhnte ich mich an das Selbstdenken, das mir die Gesellschaft nach und nach immer entbehrlicher machte, und hierin hat meine nachherige entschiedene Neigung für die Einsamkeit ihren Grund, von der ich bald ausführlicher zu reden Gelegenheit finden werde. Ich muß auch hier eine gewisse Vorliebe, die ich für das Theater damals hegte, erwähnen. Auf das jugendliche Gemüth macht alles Farbige und Glänzende einen unwillkürlichen Eindruck. Allein dieser Hang wurde wenig befriedigt. Meine Eltern gingen nämlich von der Meinung aus: das zu häufige Besuchen des Theaters setze den jugendlichen Gemüthern allerhand schiefe Vorstellungen in den Kopf."

Damit reißt leider unser Manuscript ab, das doch auch in dieser fragmentarischen Gestalt ein treues Bild des wohlerzogenen, innerlich lebendigen und etwas altklugen, weil unter Alten aufwachsenden, Knaben gibt.

Von dem damaligen Breslau, das jedem Gebildeten aus Freytag's „Soll und Haben" bekannt ist, gibt der Norweger Henrik Steffens, dem Rothe später persönlich näher trat, in seinen Lebenserinnerungen ein im Ganzen wenig erfreuliches Bild. „Innerhalb des engen Raums einer Festung waren 60- bis 70,000 Menschen zusammengedrängt. Dennoch imponierte die Stadt. Die hohen Häuser, die engen düstern Straßen, die Waarenlager, die auf einen großen Betrieb deuteten, erregten die Aufmerksamkeit; Kirchen und alte Gebäude legten Zeugnisse von einer bedeutenden Vergangenheit ab." „Von den Bastionen der zerstörten Wälle (den ‚remparts') aus erblickte man den Zobtenberg und der lange Gebirgszug des Sudeten- und Riesengebirges ließ sich deutlich erkennen." Die halb slavische Bevölkerung war der Mehrzahl nach katholisch, in den engen Horizont ihrer Familieninteressen beschränkt. Anfangs stieß ihre Weise den Fremden ab, „aber wie anders," sagt Steffens, „erschien das geistig bedeutende, gemüthliche, herzliche Volk, wenn man es näher kennen lernte!" Dem jungen Rothe war das schlesische Landvolk von Anfang an sympathisch. Er schreibt noch später mehrmals: Landpfarrer wolle er werden, aber nirgend anders als bei den freundlichen Schlesiern.

Das großstädtische, theilweise recht verdorbene Leben hat den im elterlichen Hause reich Beglückten und wohl Behüteten wenig berührt. Er blieb fast zu lang das Nesthäkchen und noch als Student schreibt er: „Könnte ich Euch doch erst wieder aus dem Bette eine gute Nacht zurufen, und ohne Licht zu Bette gehen hinter der Glasthüre! Wann werde ich es wieder?" Die Gesellschaft, die im väterlichen Hause aus- und einging, bestand aus höheren Beamtenfamilien und dem umliegenden Landadel. Die Müller'sche Verwandtschaft war meist durch irgend ein jüngeres weibliches Glied vertreten, das dann das Herz des phantasievollen Knaben stark in Anspruch zu nehmen pflegte. Auch mit seinem Vetter Ludwig Müller schloß er eine schwärmerische Freundschaft. Als einziges Kind vornehmer Eltern wurde Richard musterhaft erzogen und seine Kameraden nannten ihn wegen seiner Nettigkeit und Accuratesse „das Prinzchen". Dieses Bedürfniß der Ordnung und Anmuth und die peinliche Sauberkeit blieb ihm und zeichnete noch den alten Herrn in stets weißester Halsbinde und ohne Stäubchen auf dem Rock vortheilhaft vor andern Gelehrten aus. Aus seinen Knabenträumen wurde er zuerst durch den Kriegslärm 1813 aufgerüttelt. Während der ersten drei Monate dieses Jahres residirte der preußische Hof in Breslau und die Stadt war Mittelpunkt der großen patriotischen Bewegung. Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt entwickelten hier ihre organisatorische Thätigkeit und auch das Rothe'sche Haus

war stets belebt von Verwandten und jungen Freunden, die sich in die Schaaren der Freiwilligen und der Landwehr einreihen ließen. Um Pfingsten mußten Rothe's Eltern mit ihm die von Napoleon bedrohte Stadt verlassen und erst im Oktober, nach dem Siege der Preußen an der Katzbach, kehrten sie zurück. Dennoch ist der Knabe niemals ein Franzosenfeind geworden. Wie gleichzeitig in Memleben der Kursachse Leopold Ranke mit der ganzen Klosterschule für Napoleon schwärmte, so war der junge Rothe getheilt zwischen Bewunderung des großen Feldherrn und der Liebe zum eigenen Volke. Als dann gar noch Mitleid mit dem Verbannten und an die einsame Klippe angeschmiedeten Prometheus hinzukam, konnte der Primaner schreiben, Bonaparte allein von allen Fürsten habe das Bestreben gehabt, die Menschheit vorwärts zu bringen. Selbst in den Briefen des Heidelberger Studenten ist der Korse noch immer „der Held von S. Helena" und im Gegensatze zu dem Franzosenhasse der Burschenschaft meint Rothe, daß der wahren Deutschheit Napoleon gar nicht im Wege stehe.

An diese bedeutsamen Ereignisse reihte sich dann im Jahre 1815 die Confirmation. Der wunderliche Gang, den der rationalistische Religionsunterricht zu nehmen pflegt, ist der, daß dem Kinde zuerst das Bild des wunderthätigen Gottessohnes eingeprägt wird. In den folgenden Klassen wird dann aus dem Gottessohne mehr und mehr der Menschensohn und die Wunder werden natürlich oder allegorisch erklärt oder mit allerlei allgemeinen Wendungen bei Seite geschoben. Es gibt aber immer etliche, die das Jesusbild ihrer Kindheit und der Evangelien festhalten und unter diese gehörte Rothe. Für seine religiöse Entwicklung war es entscheidend, daß in den Jahren, in denen der Jüngling den geheimnißvollen Problemen des Lebens näher zu treten pflegt, die vorherrschende Strömung die unter dem Einflusse der Freiheitskriege gläubig gewordene Romantik war, während sich die Gemüther immer mehr von der Aufklärung lösten, die bis dahin allein das Wort geführt hatte. Die dreimal gesegnete Aufklärung, die den Theologen die Hexenprocesse, den Juristen die Folter, den Aerzten die günstigen Tage und den Einfluß der Mondphasen ausgeredet hatte, war in Mißkredit gekommen, seit sie ein Stück der langweiligsten Predigten und des nüchternen preußischen Landrechts geworden war und von Katheder, Kanzel und Amtsschelle ausgeboten wurde. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage im Munde der Philister. Seit die Aufklärung so entsetzlich klar und selbstgefällig sich breit machte, gewann das Unklare und Unerklärliche poetischen Reiz. Die Alten riefen noch auf dem Sterbebette: „mehr Licht", die Jungen sehnten sich in den hellen Morgenstunden des Lebens nach mehr Finsterniß. Dazu waren die Eindrücke des heiligen Krieges gekommen. Im Schlachtendonner und in den stillen Nächten beim Wachtfeuer hatten Deutschlands tapferste Söhne erfahren, welche andere Kraft und festerer Gottesglaube aus den alten Kirchengesängen rede als aus den neuen religiösen

Liedern, die nichts waren als gereimte rationalistische Predigten. So erwachte ein Geist, dem die Alten mit Kopfschütteln gegenüberstanden, der aber gerade die Begabtesten und gemüthlich Empfänglichsten unwiderstehlich in seinen Bann zog und zu diesen gehörte Richard Rothe. Für das Verhältniß der alten und neuen Generation in Betreff der Religion ist der Briefwechsel des alten Rothe mit seinem Sohne geradezu typisch. Es gibt schwerlich einen, der für diesen Umschlag der Anschauungen bezeichnender und lehrreicher wäre.

Seinen Weg in Sachen des Glaubens hatte der Knabe sich allein suchen müssen. Er selbst hatte sich die Bibel hervorgeholt und der einzige Führer, den er fand, war „der göttliche Jüngling" gewesen, wie Schleiermacher ihn nannte, der Liebling der neuen Schule, Novalis. Aus Novalis hat Rothe seine ersten tieferen religiösen Anregungen empfangen und ihm ist er durch sein ganzes Leben treu geblieben. Noch einer seiner letzten öffentlichen Vorträge auf dem Museum in Heidelberg bezog sich auf Hardenberg. Ein Vetter hatte ihm den Osterdingen geschenkt, „da er doch das Unsinnigste am liebsten lese". Er hatte es damit getroffen. Keinem andern Romantiker stand Rothe innerlich so nahe und die ersten Formen seiner Frömmigkeit hat er von ihm. Novalis' Entschluß: „wenn alle untreu werden, so bleib' doch ich Dir treu", war auch für Rothe im rationalistischen Vaterhause und der weltförmigen Umgebung ein heiliges Gelübde.

„Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen
Und keiner denkt daran."

Es ist einfach ein Echo dieser Verse Hardenberg's, wenn der Knabe in einem seiner Gedichte klagt:

„Uns aber, Novalis, uns ist das Loos gefallen,
Die Wenigen zu sein von jenen Vielen allen,
Die Glaube an den heil'gen Sohn beseelt."

In einem Zwiegespräche mit dem geschiedenen Dichter redet der Sechszehnjährige Novalis' Geist an:

„Bist Du's, Schatten meiner Träume?
Bist Du's, meines Sehnens Sohn?
Steigst Du in der Hölle Räume
Von des Seelenvaters Thron?
Bist Du Novalis?"

Solche Gedichte unterzeichnet er mit dem Dichternamen Theoron, und es ist deren eine gewaltige Zahl. Ein charakteristisches Bild seines damaligen Herumträumens gibt es, wenn der Knabe erzählt: „Als ich einst einsam in einer blumigen Flur lustwandelte, schlug ich in seligem Gefühl befangen zufälligerweise mehrere Blumen mit einer Ruthe nieder. Als ich mich darüber um Rechenschaft befragte, sagte ich mir ganz unwillkürlich die beiden Verse vor:

„Die schwachen Blumen müssen fallen bis die Blitze
Sich gluthentlodernd sammeln über des Jehova Sitze."

Der Vierzehnjährige wird so zum harmlosen Apokalyptiker. Auch sonst wird berichtet, daß er allein viel mit sich selbst zu sprechen pflegte. Dennoch ist alles an ihm gesund und lebensfrisch. Wir besitzen über diese fröhlichen Jugendjahre Rothe's durch Nippold eine liebenswürdige Aufzeichnung seines Freundes von Schrötter. „In den beiderseitigen elterlichen Häusern," heißt es hier, „waren wir allwöchentlich zu mehreren Malen zusammen, bei welchen Gelegenheiten meistens wissenschaftliche Gespräche gepflogen wurden. Es wurden aber auch Excursionen unternommen, und da in der Zeit der politischen Bedrängniß die patriotischen Gefühle und Wünsche der Eltern sich auch den Söhnen mitgetheilt hatten, so wurden im Verein mit andern Altersgenossen militärische Uebungen gepflegt, und bei dem Besuche des vielleicht eine halbe Meile entfernten Lustortes Scheitrich Gefechte geliefert. In seiner sich immer gleich bleibenden kindlichen Heiterkeit nahm Rothe an allen solchen Vergnügungen mit lebhaftem Interesse Theil, und ebenso zeigte er, als er mich und meinen Bruder im Jahre 1811 nach Gnerau, dem damaligen Gute meines Vaters, begleitete, viel Gefallen an dem Landleben. Wenn auch nicht groß und von schwächlicher Constitution, erfreute er sich doch einer festen Gesundheit, und mit einer gewissen Leichtigkeit, freilich nicht gerade immer mit besonderem Geschick, unterzog er sich körperlichen Anstrengungen. Nur ist mir nicht erinnerlich, daß er Tanzunterricht gehabt, oder je getanzt hat, und ebensowenig habe ich wahrgenommen, daß ihm Musikunterricht ertheilt worden ist." Ueber den Schulunterricht sind unsere Nachrichten wenig ausgiebig. Rothe hat zwar seine Gedichte und privaten Ausarbeitungen bis in die früheste Zeit gesammelt, aber Schulhefte haben sich nur in kleinen Bruchstücken erhalten. In den Briefen gedenkt er des Gymnasialdirectors Kayßler und des auch als Schriftsteller bekannten Professors Kephalides mit besonderer Liebe, das Gymnasium selbst aber hat er so gut wie der gleichaltrige Tholuck als eine „Dörr- und Schnitzelbank" betrachtet. Von kirchlichen Eindrücken auf den Knaben erfahren wir vollends nichts. Wie Wilhelm Roßmann, so konnte auch Rothe sagen, „wenn ich den Garten meiner Kindheit durchwandre, finde ich keine einzige Blume, die die Kirche in denselben gepflanzt hätte". Die rationalistischen Religionslehrer besaßen nicht die Gabe, den willigen jungen Gemüthern die

Glaubenslehren mit den Ahnungen ihrer innern Welt zu vermitteln. Seine tiefsten Jugendeindrücke empfing der Knabe auch nicht vom Gottesdienste, sondern vom Theater, in dem er, wie er selbst gesteht, die romantischen Stücke allen andern vorzog. So ist die Romantik der Grundton, auf den seine Frömmigkeit gestimmt bleibt. Er betrachtete, wie er sagt, die Religion „als die Erlösung von der Trivialität dieses herkömmlichen Daseins". Wie er dazu kam, zur großen und nicht gerade freudigen Ueberraschung seiner Eltern, sich für das Studium der Theologie zu entscheiden, läßt sich aus dem Gang seiner Lecture erschließen, aus der er eine große Sammlung von genau datirten Excerpten hinterlassen hat.*) Unbedeutendes hat er nirgend abgeschrieben, auch keine blendenden Phrasen, vielmehr ist für einen sechszehnjährigen Knaben die Auswahl auffallend ernst. Er sucht das Tiefgründige, und die Auszüge sind mit so reifem Urtheil gemacht, daß man sie noch heute als romantische Anthologie zusammendrucken könnte. Zunächst stimmt Rothe in seinen Aufzeichnungen dem Worte Jean Paul's zu, daß die Poesie erst die Herzen erweichen und umpflügen müsse, ehe der Same der Religion aufgehen könne. Auf diese Weise war der Proceß in ihm selbst verlaufen und es war das der Gang, den die ganze Nation damals durchmachte. Deutschland verdankte die Möglichkeit einer religiösen Erweckung seinen Dichtern. Der gewaltige Aufschwung der Poesie mit ihrem alles überwältigenden Phantasieleben hatte zunächst dem confessionellen Hader sein Interesse entzogen und fing jetzt an, die Nation zu befreien von dem Philisterthume des Rationalismus und Moralismus und dem subalternen Lakaiensinne der guten alten Zeit. Noch mehr als die philosophische Wahrheit hatte die Schönheit ihre befreiende Macht an der Nation bewährt. War die Poesie nach der Zeit der religiösen Enge und fanatischen Verfolgungssucht zuerst freigeistig gewesen, so hatte sie sich doch bald wieder auf die Verwandtschaft von Religion und Poesie besonnen und die großen Thaten Gottes im heiligen Kriege hatten auch die Dichter fromm gestimmt. Bei dem lebhaften Interesse, mit dem Richard's Mutter die gleichzeitig erscheinende Literatur las und verfolgte, stellte sich nun das eigenthümliche Verhältniß ein, daß ihr Sohn die Bücher der allerneuesten Schule häufiger in die Hand bekam als Schiller und Goethe, Klopstock und Lessing. Als sein Vetter Ludwig Müller ihn um Rath angeht, wie er seinen Stil bilden könne, empfiehlt Richard ihm für den historischen Stil Johannes Müller, für den poetischen Zacharias Werner, Hardenberg, Krummacher, Tieck, die beiden Schlegel, Matthisson, Salis, Hölty, aber er nennt weder Schiller noch Goethe.**) Es ist dabei nicht zu verkennen, daß der Knabe über den Neuesten die großen

*) In der Bibliothek des Honterus-Gymnasiums zu Kronstadt.

**) Brief aus Breslau, kurz vor Uebersiedelung nach Heidelberg. Bibliothek des Honterus-Gymnasiums.

Anfänger des literarischen Aufschwungs mehr als billig vernachlässigte. Sein religiöser Sinn zieht ihn zu Klopstock und Hölty, aber Lessing spielt keine Rolle bei ihm und Schiller begeistert ihn zwar durch seine katholisirende Jungfrau von Orleans zu zwei Hymnen auf den Dichter, aber bald fällt gerade er wegen seines Rationalismus bei dem frommen Knaben in völlige Ungnade. In einem undatirten Aufsatze, „Neue Fragmente,“ *) in dem er Lessing's und Goethe's Prosa preist, schließt er die Prosa Schiller's als unklassisch ausdrücklich aus. Offenbar waren es die anmaßenden Urtheile Friedrich Schlegel's, die ihn auf diese Fährte lockten. Daß er die Romantiker früher und besser kennen lernte als die Klassiker, erklärt auch die Stellung, die er von vorn herein gegen den Rationalismus nimmt. Die leitsame deutsche Lesewelt ließ sich damals, wie immer, von dem neuesten Ring und literarischen Klüngel imponiren. Goethe und Schiller traten hinter „die neue Schule“ zurück; Hardenberg, Tieck, Fouqué, Brentano, Arnim, Werner, Wackenroder, Görres waren jetzt die Apostel und Evangelisten, an ihrer Spitze die von ihrer eigenen Genialität tief durchdrungenen Gebrüder Schlegel.

„Wilhelm sagt: ‚mein Bruder und ich‘,
‚Ich und mein Bruder‘ sagt Friederich.“

Görres schildert die romantische Schule in der letzten Nummer ihrer kurzlebigen Einsiedlerzeitung als den Karfunkelberg und alles Volk, das rings umher wohnt als die Philister. Ein großer Theil der Jugend ließ sich von diesem Karfunkelberg und dem Selbstgefühl der Jüngsten blenden und Richard machte davon keine Ausnahme. Lediglich aus ihren Werken stammen die Stöße von Excerpten, die Richard sich anlegte. Aus Goethe hat er sehr wenig abgeschrieben, aus Schiller gar nichts. Für Friedrich Schlegel, aus dessen Aufsätzen Richard seine Kunsturtheile schöpft, war ja Schiller ein überwundener Standpunkt. Den gereizten, bittern Ton Friedrichs will der sanfte Knabe zwar nicht billigen, aber selbst in Schlegel's Lucinde entdeckt er „herrlichen, ahnungsreichen Geist“. **) Zum Glück führte sein angeborner Sinn für das Positive ihn doch in erster Reihe auf einen Dichter der Bejahung und dieser Freund seiner Jünglingsjahre war Jean Paul, der gelesenste Schriftsteller der ganzen Epoche. Friedrich Richter wurde ihm, wie fast der gesammten Jugend- und Frauenwelt der zwanziger Jahre, Führer und Tröster. Heute ist es uns unbegreiflich, daß große Kreise für diesen formlosen Schriftsteller eine Begeisterung empfanden, die weder Goethe noch Schiller ihnen erweckt hatte. Aber in den Widersprüchen des Glaubens und Lebens, die das damalige Geschlecht hin und her warfen, war der unter Thränen lachende Humor Jean

*) Bibliothek des Honterus-Gymnasiums.

**) Neue Fragmente, S. 1. Honterus-Gymnasium.

Paul's eine poetische Versöhnung mit dieser widerspruchsvollen Wirklichkeit. Richter lehrte Freude am Kleinsten und Begeisterung für das Größte. Er linderte den Schmerz der Unbefriedigten, indem er sie zwang mit ihm zu lachen, er schmolz die Härte der Verbitterten, indem er sie zwang mit ihm zu weinen. „Hesperus-Rührung" und „Schoppehumor" nennt Richter selbst die beiden Brennpunkte seiner närrischen Ellipse. Zu den Romantikern ist Richter nur in so fern zu zählen als er zu Friedrich Schlegel's und Tieck's Impressionistenmaxime schwört, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Als das heilige Lachen des gutherzigen Humors aus der Literatur verschwand, blieb nur noch der Weltschmerz übrig, der sich bald genug zum politischen Hasse auf die Zustände verdichtete, während Jean Paul die Herzen getröstet hatte über die Unvollkommenheit der Dinge und doch den Glauben an ein Vollkommenes eben durch sein Lachen über das Unvollkommene bestätigte. Denn diesem Lachen und Weinen lag der schwärmerische Glaube an Liebe und Tugend, an Gerechtigkeit und Unsterblichkeit, an Gott und Vergeltung zu Grunde, nicht die blasirte Ironie der Romantiker, noch der nihilistische Spott der Heine und Börne. Mit den Eltern gerieth auch Richard unter den Einfluß dieses Lieblings der Frauenwelt. Für den Classicismus hatte er nur wenig Sinn, aber die zerflossene Formlosigkeit Jean Paul's, dessen Ueberschwänglichkeit den fühlenden Busen viel höher schwellte, die Jean-Paul-Stimmung, in der Herzen in Herzen flossen und die Seelen sich küßten, ergriff den Jüngling mit süßer und tiefer Gewalt: Titan ist sein Evangelium, und die Romantiker sind seine Apostel; nicht der heidnische, kalte Kunstgreis in Weimar, nicht der pathetische und rationalistische Schiller, sondern der warmherzige Schwärmer und Humorist ist sein steter Begleiter. Wie sehr ihm Jean Paul's Ruhm am Herzen liegt, zeigt die Mühe, die er sich nimmt, A. W. Schlegel's Urtheil über Jean Paul im „Athenäum" sich abzuschreiben und zu widerlegen. Aus „Levana", den „Herbstblumen", „Titan", aus den „Briefen", den „Flegeljahren", aus der „Beichte des Teufels", aus „Feldprediger Schmelzle" und „Katzenberger's Badereise" hat er sich Stöße von Excerpten gemacht. Den Knaben erfreuen ironische Stellen wie die: „Weiber gleichen köstlichen Arbeiten aus Elfenbein. Nichts ist weißer und glätter und nichts wird leichter gelb." Daneben steht aber auch das Mystische: „Erwache, Du tieferer Träumer, der Du die Aurora der Menschengeschichte im Westen erblickst, und das Abendroth für das Morgenroth ansiehst." Ganz nach dem Herzen des sinnigen Knaben ist Jean Paul's Wort: „Man genießt die Natur nie ganz, wenn man einem Ziele zustrebt, man lasse sich, wie ein schlafender Schwan dahingegeben, von ihren Wogen drehen und führen." „Alle Glieder veralten am Menschen aber doch nicht sein Herz." „Die Berge sind die Festungswerke des Herzens, wenn der Schmerz es stürmen will; die Kanzeltreppe der Seele, die sich erheben will, und die hängenden

Gärten für die umherblickende Sehnsucht an himmelblauen Tagen." „Die Religion ist der Mensch im Menschen". „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde der Seelen gelegen." „Religion ist die Poesie der Moral." „Ohne Wunder gibt es keinen Glauben, denn er selber ist ein Wunder." „Der Instinct ist die Eselin, die den Engel früher sieht als der Prophet."

Daß freilich die vorwiegende Beschäftigung mit Jean Paul seinen ästhetischen Geschmack geläutert habe, kann man nicht sagen. Im Gegentheil, die tägliche Gewöhnung an die schäumende Begeisterung Jean Paul's, die wesentlich in Ausrufen, Superlativen, Hyperbeln sich Luft macht, hat dem jungen Manne den Sinn für einfach stille Größe verdorben. So vermag er über Goethe das närrische Urtheil zu fällen: „Göthe ist ein Mensch, in den das Wunderbare gefahren ist. Da mußte er wohl dichten, er mochte Dichter sein oder nicht. Daß er Dichter ist, bezweifle ich noch sehr." Dann vergleicht der Gymnasiast Jean Paul und Goethe und findet: „An Jean Paul ist ein guter Dichter, an Göthe ist ein guter Prosaist verdorben." Von Schiller sagt er dagegen, er sei der einzige Mensch, den er beneiden könnte, wenn nicht Neid Neid wäre. Bald freilich wendet er sich von dem Beneideten schroff ab als von einem der falschen Propheten des 18. Jahrhunderts, während Goethe's „Aus meinem Leben" und die „Wahlverwandtschaften" ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen. Daß er mit Vorliebe die Stellen über Religion seinem Excerptenschatze einverleibt, zeigt, wie ihm Jean Paul auch ein Führer zur Frömmigkeit geworden ist. Bedenklicher war in dieser Beziehung der Einfluß, den die geliebten Romantiker auf ihn übten. Am eingehendsten beschäftigt den Sechszehnjährigen die berühmte hinterlassene Schrift des früh verstorbenen Wackenroder, „Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders", der die Reclame von Tieck, Arnim und Brentano ihren Weltruhm gemacht hatten. Aus ihr stammt die auch den andern Romantikern geläufige Losung von der „symbolischen Weltanschauung", die sie der platten Vernünftigkeit des Philisters entgegenstellen und nach der alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Für die religiösen Excerpte liefert Wackenroder eine reiche Ausbeute. „Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt. Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls als Fanatismus des Verstandes." „Die Menschen sind nur die Pforten, durch die die göttlichen Kräfte in die Welt eintreten und in Religion und Kunst sichtbar erscheinen." „Ich vergleiche den Genuß edler Kunstwerke mit dem Gebet." „Religion und Kunst sind zwei magische Hohlspiegel, die mir alle Dinge sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich aber das wahre Wesen enträthsle." „Das Herz ist ein selbständiges, verschlossenes, göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen werden kann." Mit besonderer Andacht liest Rothe des Novalis mystische Hymnen an die Nacht, deren Akkorde lang in ihm nachklingen. In

eigenen Aphorismen spinnt er ihre Gedanken weiter: „Die Nacht ist der ursprüngliche Zustand der Natur. Der Tag ist nur die erleuchtete Nacht. Die Nacht ist die Ewigkeit, der Tag das irdische Leben.“ Von dem späteren Convertiten Zacharias Werner ist er so begeistert, daß er ihm 1815 die Verse widmet:

Dir nur darf ich meine Lieder weihen,
Dir nur, Werner, edler Seelenfreund.

Aus diesem ganzen romantischen Kreise fehlt kaum ein Name. Die „Wunderlampe“ Oehlenschläger's, desselben schöne Legende „Hagar und Ismael“ und seine Eddahymnen hat er sich theils excerpirt, theils ganz abgeschrieben. Auch Fouqué ist in langen Auszügen vertreten. Im Jahre 1816 hat er sich auch mit Lavater und Jakob Böhm beschäftigt. Nicht minder nährt die schwärmerische „Corinna“ der Frau von Stael mit ihrer Verherrlichung Roms seine romantische Stimmung. Ganz direct auf katholisirende Wege leitet ihn schließlich ein anderer Lieblingsdichter: Ludwig Tieck. Durch ihn wird Rothe auf Calderon aufmerksam, dessen tiefsinnige religiöse Sentenzen er sich sorgsam aufbewahrt. Eine Tieck'sche Stelle, die der Siebzehnjährige sich abschreibt, beginnt mit den Worten: „Ich halte es für das Glück meines Lebens, daß ich zeitig genug nach Rom kam, um den Gesang der päpstlichen Kapelle hören zu können.“ Aus dem Phantasus hat er sich die schönen Verse auf Pergolese und das stabat mater, dessen Text er ganz aufnimmt, nicht entgehen lassen, und ebensowenig Raphael's Tod von Fr. Schlegel mit seinen katholischen Hyperbeln. Aus dem ästhetischen Spiel erwachsen aber bald sehr ernsthafte religiöse Dispositionen. Wie die Romantik zum Pietismus und zum Katholicismus erzog, läßt sich an Rothe's Excerpten und Tagebuchblättern klar verfolgen und man wünscht nur für Friedrich Wilhelm IV., Savigny, Radowitz, Döllinger u. A., in denen sich der gleiche Proceß vollzog, ein ähnlich vollständiges Material zu besitzen, um ihn wissenschaftlich zu beobachten. „Wäre ich katholisch,“*) so schreibt Rothe in sein Tagebuch, „so ginge ich in ein Kloster. Im Klosterleben hätte ich den Punkt außerhalb der Welt gefunden, den Archimedes vergeblich sucht. Das Mittelalter allein konnte die schönsten Blüthen des christlichen Lebens zeitigen: das Mönchthum, das Ritterthum und die heilige, reine Frauenverehrung, diese drei holden Kinder des Gemüths und der Phantasie.“ „Ich gehöre überhaupt nicht in diese Zeit,“ meint er einmal in einem Briefe an seinen Vetter Ludwig Müller, „fünf oder sechs Jahrhunderte früher wäre ich an meinem Platze gewesen.“ Zuweilen reagirt freilich der Protestant gegen die romantische Geringschätzung der Reformation. Friedrich Schlegel's Behauptung, daß der Katholicismus positive, der Protestantismus

*) Landeck, 25. August 1816. Bibliothek des Honterus-Gymnasiums.

negative Religion sei, widerlegt der Sechszehnjährige ganz geschickt mit dem Beispiel Luther's und dem Hinweise auf die Bedeutung der Schrift für die Protestanten. Auch beruft er sich auf Jean Paul's Worte in Katzenberger's Badereise, der Luther's Größe darin findet, „daß er an Gott, an sich und an sein Recht glaubte; und in diesem Glauben dreist und lustig zum Ziele schritt". Weil Luther „durch seinen Zorn das schleichende Jahrhundert auftrieb", will ihm Jean Paul ein Denkmal setzen. „Denn die Erde ist ein Gottesacker voll Scheinleichen. Es wehe der Hauch eines großen Manns und eine Welt erwacht."

War es die natürliche starke Anlage zur Religiosität, die den Knaben auf diese ernste Lecture führte, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, wie tief dieses ausschließliche Studium der Romantiker die Farbe seiner Frömmigkeit beeinflußt hat. Rothe bildet darin eine Parallele zu dem jungen Döllinger, der ganz in denselben Jahren durch Begeisterung für die gleichen Schriftsteller, gleichfalls gegen den Wunsch seines Vaters, sich dazu bestimmen ließ, katholischer Priester zu werden. Jene Lehrer, denen es mit nichts Ernst war, fanden in solchen jungen Seelen Schüler, die mit allem Ernst machten. Zahlreiche Leser wurden religiös, pietistisch oder katholisch unter dem Einflusse von Friedrich Schlegel, dem sein eigener Bruder in einem Epigramme erstens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie als die beiden Stationen seines Lebensweges vorrückt, oder unter dem von Ludwig Tieck, den Karoline Schlegel einen „höchst würdigen Lumpen" nennt. Die anderen Romantiker vollends wollten durch ihren Preis des Katholicismus nur dem Rationalismus des Bildungsphilisters ihre Verachtung bezeigen; daß die Jüngeren dann mit dem Katholicismus Ernst machten, entsprach nicht ihrer Meinung. Es war durchaus nicht ohne allen Grund, wenn der Vater Rothe eine Weile fürchtete, wie so viele junge Kunstschwärmer jener Tage, könne am Ende auch sein Richard zum Katholicismus abfallen. Ist er doch bereits so weit katholisirt, daß er mit Tieck und Hardenberg in Marienverehrung wetteifert. „Die heilige Jungfrau," schreibt der Primaner in einer längeren Darstellung seiner religiösen Weltanschauung, „ist dem Christenthum weit mehr als bloß Mutter Jesu. Sie ist die Geliebte der Menschheit, ein zweites menschliches Paradies, unsterblich wie die Menschen vor dem Sündenfall, das wahre Sinnbild der Poesie, der Romantik." In einem Gedichte vom 11. September 1811 singt der junge Protestant:

Mutter Gottes, die in Freuden
Droben Du beim Sohne thronst,
Ach Maria, soll ich scheiden,
Meines Herzens Sehnsucht meiden,
Fliehen fernab, wo Du wohnst.
Mit dem Sohn an heil'ger Brust
Hast Du mir so oft geleuchtet
u. s. w.

Und in einem andern Gebete fleht er Maria an:

Ach, mein Hort, erbarm' Dich meiner!
Ach, ich habe schwer gelitten,
In der Schmerzen schwarzer Mitten
Fleh' ich, ach, erbarm' Dich meiner.
Du Maria, Mutter milde,
Mit dem tief geliebten Sohne,
Bitt' für mich am Himmelsthrone
Bei des Sohnes Gnadenbilde.

Das sind natürlich Nachahmungen von Hardenberg's Marienliedern, aber man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Noch lange schlagen Richard's Gedanken diese Richtung nach Rom ein und in seiner lediglich poetischen Auffassung des Mittelalters und Gregor's VII., wie in der Ueberzeugung, die Zukunft gehöre nicht dem Protestantismus sondern einem regenerirten Katholicismus, erkennen wir, daß seine ersten theologischen Lehrer die Romantiker gewesen sind. Seiner rationalistischen Umgebung war dieser Zug zum Glauben und zum Wunder schon früh an dem Knaben auffällig. „Ich habe immer bei Euch im Verdacht gestanden," schreibt er als Student den Eltern, „als habe ich Anlage zur Schwärmerei." Auch empfand er selbst seinen Gegensatz zu einer Welt, „da alle untreu werden", mit vollem Bewußtsein und er pflegte ihn. Forderte doch sein Novalis ausdrücklich auf, „aus dem Haufen hervorzutreten zu der neuen Schaar der Jünger", und was Tieck von Schleiermacher's „göttlichem Jüngling" schreibt, das gilt buchstäblich auch von Rothe. „Ihm war es zur natürlichen Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath."

In dieser poetischen Stimmung tritt Rothe auch an das Schriftstudium heran. Die Bibel, „die er sich selbst hervorsucht" und mit der er sich jetzt fleißig beschäftigt, ist ihm eines seiner Wunderbücher, in dessen Poesie er sich träumerisch, wie in ein anderes Märchenbuch, vertieft. Um so begreiflicher ist es, daß er sich von dem Breslauer Rationalismus nur abgestoßen fühlte. Während sein Freund von Schrötter auf das lutherische Magdalenen-Gymnasium gethan worden war, wo er Tholuck's Schulgenosse wurde, hatte Rothe's Vater seinen Richard dem reformirten Friedrichs-Gymnasium anvertraut, aber der Religionsunterricht war an beiden Schulen gleich schlecht. Die Lehrer wagten nicht der Schrift zu widersprechen, aber sie erklärten sie natürlich. Rothe, dessen Gottesglaube am Wunder keinen Anstoß nahm, ärgerte sich über diese

natürlichen Wundererklärungen sowohl aus Gründen der Frömmigkeit, wie aus Gründen des guten Geschmacks. „Trunken," so beschreibt er selbst seine damalige Stimmung, „wie wir in jenen herrlichen Tagen der ersten Jugendliebe zu dem wieder entdeckten Evangelium waren, von der Freude darüber, die Küste einer übernatürlichen Welt, nach der unsere Sehnsucht so lange ausgeschaut hatte, endlich in Sicht bekommen zu haben, konnte uns des Uebernatürlichen, des Geheimniß- und Räthselvollen gar nicht genug geboten werden." „Unter lauter rationalistischen Umgebungen aufwachsend," so schildert er seine innere Entwicklung, „wie dieß ja damals die Regel war, bin ich in früher Kindheit durch einen seiner selbst völlig gewissen Instinct (ich kenne auch wohl seinen rechten Namen), ohne menschliche Anleitung, von Herzensgrund Supranaturalist geworden, habe in der Bibel (die ich mir selbst hervorsuchte) an Gottes Thaten und Worten mich entzückt und die Lehre meiner Kirche, so wie ich nur Gelegenheit fand, sie kennen zu lernen, mit Hunger und zweifelloser Befriedigung eingesogen. Ich weiß von meinem vierzehnten Lebensjahre her, daß man mit voller Unbefangenheit dogmengläubig sein kann, und weiß, wie glückselig man darin sein kann und wie zuversichtlich." Dabei ist es charakteristisch für das individuelle Bedürfniß des Knaben, daß er in seinem regen Gebetsleben sich stets „an den Heiland" wendete, der seiner Phantasie in concreteren Umrissen vorschwebte, sodaß er selbst zuweilen fragte, warum er nur zu ihm bete und nicht zu Gott? „Wenn Gott," antwortete er sich später, „im eigentlichen Sinne soll *geliebt* werden können von uns, muß er Einer unseres Geschlechts, ein menschliches Einzelwesen werden." Sein Phantasiebedürfniß verlangte eine fest umrissene Vorstellung, sein Gemüth einen Bruder, mit dem er auf Du und Du verhandeln konnte. Herrenhutherische Einflüsse waren es nicht, die ihn aus der rationalistischen Gottvaterreligion in diese Heilandsreligion führten; ihnen stand er damals ganz fern; vielmehr war auch hier der große Magnet, der sein Seelenleben nach dieser Richtung oscilliren ließ, Novalis.

Einen großen Einfluß für die Ausgestaltung seines positiven Protestantismus übten demnächst auf ihn die „*Blätter für höhere Wahrheit*" des frommen Frankfurter Schöffen Friedrich von Meyer, des bekannten Verbesserers der Luther'schen Bibelübersetzung. An der Hand dieses pietistischen Parteimanns und abenteuerlichen Kabbalisten trat Rothe zuerst den Problemen der protestantischen Dogmatik näher. Auch hier sind es namentlich theosophische Stellen, die sein Interesse fesseln. So schreibt er sich Meyer's Sätze ab: „Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht, nur die Götter Epicurs kümmern sich um nichts." „Das Christenthum ohne Geheimnisse der englischen Deisten ist überhaupt kein Christenthum, denn Gott ist das größte Geheimniß." „Wenn wir uns bemühen, Andere zu Gott zu leiten, wird er

uns in jenem Leben zu Führern und Behütern machen, d. h. zu Engeln." „Adam vor dem Fall war vollkommener als wir, denn er sah Gott; erst wegen unseres Ungehorsams wurden wir von ihm getrennt durch den Körper." In gleicher Weise wie der Frankfurter Mystiker von Meyer beschäftigt ihn der bayerische Theosoph Franz von Bader, der ihn belehrt, daß dem Menschen die Illabilität nicht anerschaffen werden konnte; sie kann nur das Resultat des Erlösungsprocesses sein und in so fern sprechen wir von Adam's Sündenfall: „felix culpa." Aus Salzmann's „Blick in das Geheimniß von dem Rathschluß Gottes" notirt er den Satz, daß die Natur durch ihr Absterben und sich Erneuern selbst beweise, daß sie das Ewige und Unsterbliche suche.

Daß ein Knabe, der sich in diese dunkeln Materien vergrübelt hat, zum Studium der Theologie neigte, ist leicht begreiflich, obgleich ihn im väterlichen Hause nur Rationalismus und Aufklärung umgaben. Wenn er erklärt, die heilige Schrift sei ihm die Erlösung von der Trivialität des Tages gewesen, so sehen wir, daß ihm, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano, Aufklärung und Philisterthum ein und dieselbe Sache waren. Das überwältigende Pathos des Rousseau'schen Idealismus oder die Vornehmheit des englischen Deismus hat die deutsche Aufklärung nie gekannt. Sie war von vorn herein eine kleinbürgerliche, von allem Einfluß auf die politische Entwicklung ausgeschlossene Richtung im Kreise der Beamten*), Gelehrten, Geistlichen und Schulmeister, oder wo Serenissimus selbst ihr huldigte, eine patriarchalische Nützlichkeitslehre zur Erziehung tauglicher Unterthanen. Für eine Aufklärung im Rousseau'schen Stil hätte Rothe sich vielleicht zu begeistern vermocht, niemals aber für die des sächsisch-preußischen Pastorenthums, die in Breslau florirte. „Es steht mir noch in lebhafter Erinnerung," schreibt Rothe später, „wie uns zu Muthe war, als in jenen Tagen der Zauber des fast unbestritten herrschenden Rationalismus vor unsern überraschten Blicken sich löste. Das Unrecht dieser sich so viel dünkenden aufgeklärten Theologie gegenüber der positiv christlichen Glaubensüberzeugung, nicht bloß gegenüber der Bibel, sondern selbst gegenüber dem kirchlichen protestantischen Lehrsystem, die zahllosen Willkür- und Gewaltthaten, die sie an der heiligen Schrift bei ihrer Auslegung und nicht minder an der Geschichte des Christenthums verübt hatte, dies alles fiel uns, natürlich genug, mit solchem Gewicht auf die Seele, daß wir für den Moment gar kein Auge hatten für ihr relatives Recht, und zwar immerhin sehr bedeutendes gutes Recht. Von der historischen Kritik, die der Rationalismus an der heiligen Schrift vollzogen hatte, sahen wir zunächst nur ihre abenteuerlichen, zum Theil geradezu abgeschmackten Ausschreitungen, und nahmen um dieser willen an, ihr ganzes Verfahren überhaupt habe in der Sache selbst

*) Vgl. E. Tröltsch, Deutscher Idealismus. Herzog's Real-Enc. 3. A. 8, 612 ff.

keinen Grund und sei nur aus der Abneigung gegen ein positives und übernatürliches Christenthum entsprungen und aus dem Mangel an dem Sinn für die eigenthümliche religiöse Herrlichkeit des Buches der Bücher."

Es wäre nun aber eine sehr verkehrte Vorstellung, wollte man annehmen, daß über diesem Phantasieleben des tief angelegten Knaben und seiner unglaublichen Vielleserei die Schule zu kurz gekommen wäre. Die Lehrer waren voll Bewunderung, wie viel der Sohn des Geheimeraths trieb und doch alles gründlich. Ein Brief Kayßler's, des Directors des Friedrichsgymnasiums, an den Heidelberger Studenten schlägt einen fast ehrerbietigen Ton gegen den früheren Schüler an. „Ihr ganzes Leben ist auf Ernst hin gerichtet," schreibt ihm der alte Lehrer, und er rechnet ihn zu denen, denen viel gegeben ist, die aber auch wissen, daß viel von ihnen gefordert wird. Man merkt dem alten Schulmann den Stolz an auf diesen Schüler, denn Rothe war auch philologisch außerordentlich begabt und las noch in seinem Alter zur Erholung seinen Plato, wie ein Anderer ein französisches Buch zur Hand nimmt. Sich in seine Traumwelt immer tiefer einzuspinnen, hinderten ihn aber diese Studien nicht.

In einem so erregten Gefühlsleben konnten natürlich unschuldige Liebesträume nicht fehlen. Der Gymnasiast hatte sein Herz einer Cousine, Henriette Müller, geschenkt, die frühe starb.

„Du schwandest hin, die früh mir schon Natur vermählte,
Eh' Liebe noch des Knaben Brust durchglühte,
Die ich zum Urbild schöner Menschlichkeit mir wählte,
Du schwandest hin, eh' noch die Knosp' erblühte."

Durch Novalis hatte, wie auch die Jugendgeschichte von R. Stier zeigt, die Trauer um eine gestorbene Geliebte Schule gemacht. An ihre Stelle, die er „fühlend oft gesungen", tritt nun ihre Schwester Helene, mit der der Verkehr bereits auf religiöse Gemeinschaft gestellt ist.

„Helene! Feindlich drängen uns die Zeiten,
Im Kampfe müssen wir die Macht bestreiten,
Die uns die ewige Vernichtung droht."
„Ja, laß uns dann, Helene, nie verzagen,
Wenn donnernd das Verderben uns umringt.
Es wird uns bald ein schön'rer Morgen tagen,
An dem zum Nichts die Trauer mild verklingt.
Laß Deine Seele glühend mich umfangen,
Zu kühlen das unendliche Verlangen,
Das in des Liedes Hauch die Seele singt."

Wie harmlos dieser poetische Minnedienst war, zeigt sich darin, daß er Helenen's Bruder Ludwig in seine Liebe einweiht und auch als ihm in einer

„Veronica“ ein neues Ideal erſteht, macht er den beiden Geſchwiſterſeelen daraus kein Geheimniß, ja er iſt ſo human, Helene zu beruhigen: „Wenn ich Dich liebe, ſo liebe ich das Ideal, alſo Veronica, wenn ich Veronica liebe, ſo liebe ich das Ideal, alſo Dich.“ Auch in einem Gedichte feiert er die „Verdoppelte“.

„Tönte die Harfe nicht Dir?
Tönte nicht ihr das Lied?“

An Veronica richtet ſich eine Reihe von Gedichten:

„Alle Seelen himmliſch zu entzücken,
Sie dem ird'ſchen Träumen zu entrücken,
Iſt es kein beneidenswerthes Loos?“

Oder:

„Was die fühlende Seele begehrt,
Was den ahnenden Buſen beſchwert.“

Ferner: „Frage, Veronica nicht,“ und das an „Laura am Klavier“ erinnernde:

„Lallt, ihr Himmel, leiſe Symphonieen.“

Das Problem des geſpaltenen Ideals löſt ſich indeſſen einfach, da Richard erfährt, Veronica habe ihr Herz bereits einem Andern geſchenkt. Am 16. Juli 1816 ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Ich habe eben mein Verzweiflungslied gedichtet, nicht weil ich es ſo ernſtlich mit der Verzweiflung meinte, ſondern weil ich es vorgeſtern und zum Theil geſtern noch ſo gemeint hatte und zugleich auch, um ein Andenken an jenen wunderbaren Tag zu haben.“ Zunächſt taucht nun die geſtorbene Liebe in Novalis' Weiſe wieder in ſeinen Gedichten auf, bald aber bittet er: „Verzeihe mir Du hohes Bild da oben, wenn ich Dich geſtört in Deiner ewigen Ruhe. Ich will gern zu Dir hinauf, ach, reiche mir nur eine Leiter.“ Sein Troſt iſt dann „Das Wiederfinden an Helene.“

„Sag', wann werden wir uns finden?
Meine Liebe, ſag' es an,
Heit're Kränze uns zu winden,
Frei und liebend uns zu nah'n.“

Neben dieſen heitern Minneſpielen beginnt aber auch ein ernſteres Verhältniß mit Louiſe, der Tochter ſeiner Tante Struenſee, in der er ebenſo eine mütterliche Freundin, wie in Louiſen eine ſchweſterliche Vertraute verehrt. Eine ernſte Correſpondenz ſetzt dieſe Freundſchaft während der ganzen Studienzeit fort. In den Poeſiebuch iſt ſie „Lili“, die milde, gute Schweſter. Man erwartet einen Bund für's Leben, als ſeine plötzliche Verlobung in Wittenberg mit Louiſe von Brück dem allem ein Ende macht.

Neben den zahlreichen Gedichten, die eine besondere poetische Begabung indessen nicht beweisen, gehen poetische Episteln und Phantasieen her, von ihm „Fragmente“ genannt, in denen er seinen Jean Paul'schen Enthusiasmus ausströmt. Rousseau's Heloise und die Leiden des jungen Werther hatten die Briefform und die Tagebuchblätter, ohnehin die bequemste, weil formloseste Form, bei den jungen Dichtern beliebt gemacht, aber sie verführte auch, den leidenschaftlichen Inhalt jener Musterbriefe nachzuahmen. So haben wir eine lange Reihe von Briefen, über die der Schreiber selbst den Vermerk setzt „fingirt“, die aber zu seinem Vetter Ludwig Müller, zu der Cousine Helene und der „Schwester“ Lili Struensee, reden und sich über wirkliche Herzensconflicte und lyrische Erlebnisse verbreiten. Einzelne mögen auch abgesendet worden sein, falls das Taschengeld zum Porto reichte.

Lebhaft beschäftigen ihn im November 1815 Goethes Wahlverwandtschaften, da er in Ottilien das Bild seiner neuesten Liebe, Lili, zu entdecken meint. Eifrig nimmt er darum Goethe's Werk gegen alle Vorwürfe in Schutz und dankt „dem fühlenden Dichter“, der ihm zur Klarheit über sich selbst verholfen hat. „Ob ich wohl einmal ein Romanschreiber werde?“ fragt er sich selbst. „Warum nicht?“ Am besten gelingen ihm, der viel mehr Denker als Dichter ist, die Epigramme:

Klage so hart nicht an der Zeit entartete Sitten,
Bist Du nur selbst erst gut, ist es auch um Dich die Welt.

Fühlst Du im Busen erst der Liebe beseelende Flammen,
Vor der einen erlischt bald der übrigen Gluth.

Namentlich während der Ferienaufenthalte in dem anmuthigen Landeck oder in dem Bade Salzbrunn und auf Touren in's Riesengebirge und zur Schneekoppe fließt seine poetische Ader ununterbrochen und bis in die Heidelberger Zeit ist er in dieser Beziehung ein laufender Brunnen. Die poetischen Briefe vollends nehmen erst mit dem Eintritt in's Amt ein Ende, da seine Productivität nun in der Predigtthätigkeit eine Ableitung findet. Uns nüchternen Lesern von heute erscheint dieser Verzicht auf das Versschmieden als ein Gesunden seines inneren Menschen und daß er später seinen eigenen Schülern abrieth, ihre Beichtkinder zum Aufzeichnen ihrer erbaulichen Gedanken zu veranlassen, weil das nur zu Selbstbespiegelung führe, ist doch wohl eine Kritik seiner eigenen jugendlichen Schreibseligkeit und ihrer Folgen, die zeitweise in einer gewissen Dichtereitelkeit „Theoron's“ hervortreten und deren Werth, bei dem Mangel an poetischer Begabung doch höchstens in der sprachgymnastischen Uebung gesucht werden kann.

Eine Gesammtbilanz der gewonnenen Weltanschauung hat Rothe im letzten Schuljahre als Primaner in einem dicken Manuscripte niedergelegt, das er im

Dezember 1815 begann und im Juni 1816 endigte. Ueberschrieben hat er es mit dem Titel: „Fragmente." Würde diese Arbeit gedruckt, so würde man sie wohl in dieselbe Kategorie wie Chateaubriand's „Genius des Christenthums" stellen, und vielleicht hat ihm das damals noch immer viel gelesene Buch des Franzosen als Vorbild vorgeschwebt. Stark ausgeprägt ist in dieser Summa seiner Studien seine Abneigung gegen die herrschende Aufklärung und unter diesem Gesichtswinkel erscheint ihm sogar Schiller als ein verderblicher Schriftsteller. „Es wird Friedrich Schillern," schreibt er, „dereinst vielleicht ebenso ergehen, wie es Friedrich dem Zweiten, der Große genannt, jetzt schon zu ergehen anfängt. Und das mit Recht. Beide sind furchtbare Ausgeburten eines auf das entsetzlichste verwilderten Jahrhunderts. Wie kann der, der wie Friedrich II. kaum an Gott, geschweige an Christum glaubt, ein großer Mann heißen und überhaupt ein großer Mann sein." Wenn Rothe freilich als Gegensatz auf Bonaparte hinweist, dem weder Verbannung noch Verachtung „das selige Gefühl der göttlichen Gemeinschaft und der unendlichst heiligsten Wiederbeseelung der Menschheit rauben wird und kann", so sieht man, wie rasch der Mythus von den weltbeglückenden Absichten des Gefangenen von S. Helena in Deutschland kindlichen Glauben gefunden hatte. Der Mangel an preußischem Patriotismus ist bei dem Beamtensohn auffällig; nicht die leiseste Anspielung auf die Helden der Freiheitskriege findet sich, selbst bei Blücher's Beerdigung fehlt jeder dankbare Rückblick auf dieses große Leben, wie er sich denn auch in einem Gedichte entschieden als Kosmopolit bekennt, den nicht ein Volk, sondern die ganze Menschheit gezeugt hat. Auch darin ist er Jean Paul's Schüler, mit dem er wiederum an erster Stelle sein großes Memoire beginnt. „Kunst," meint er, „ist nichts Anderes als Anlage zur Religion und darum sagt Jean Paul sehr richtig, die Kunst müsse unser Zeitalter erst zur Religion erwecken." Erst wo die Kunst geackert hat, kann die Kirche mit Erfolg den Samen ausstreuen. Gegenüber der Art, wie die Rationalisten den Herrn zu einem aufgeklärten, liebenswürdigen Candidaten und seine Mutter zu einer poetischen Künstlerfrau machen, beruft er sich gleichfalls auf Jean Paul, der in ihnen Ideale reiner Menschheit und darum Offenbarungen der Gottheit sieht. Vom Theater ist in den Fragmenten des Primaners viel, von der Kanzel gar nicht die Rede. Zur Entschuldigung ist freilich zu sagen, daß selbst ein so kirchlich gesinnter Theologe wie Consistorialrath Gaß in Breslau an Schleiermacher schrieb: „Ich gehe hier fast gar nicht in die Kirche, allenfalls noch zu Scheibel. Bei den übrigen Stadtpredigern ist es fast nicht auszuhalten."*) Ueber die Bedingungen eines wirksamen Dramas hat der Primaner um so eifriger gegrübelt, als er selbst mehrere dramatische Entwürfe in sich umhertrug. Sogar über die Schau-

*) 5. Februar 1819.

spielkunst finden sich recht gute Bemerkungen. Der Rolle im Ganzen müsse der Schauspieler freilich eine bestimmte Eigenart geben, aber er werde den großen Mann besser spielen, wenn er an einigen Stellen auch Schwäche, den Bösen, wenn er irgendwo auch eine bessere Seite durchblicken lasse; wenn das Ganze nur auf einen Ton gestimmt sei, ermüde es und mache schließlich keinen Eindruck. „Für Menschen, die mit gar keinem Fehler behaftet sind, interessirt sich niemand, sie gehören also nicht auf die Bühne.“ Im Ganzen hat man bei der Lektüre dieser Blätter den Eindruck, daß der Verfasser der Schule entwachsen ist und daß ihn ihre Aufgaben nicht mehr ausfüllen. Auch schlug nun bald die Stunde der Erlösung.

Ehe wir zu Rothe's Universitätszeit übergehen, müssen wir aber noch eines Jugendgenossen Rothe's gedenken, der zu Breslau zwar weniger mit ihm als mit den beiden Schrötter befreundet war, aber später eine um so größere Rolle in Rothe's Leben spielen sollte.

Während Richard auf dem Friedrichsgymnasium nicht durch den Religionsunterricht der Schule oder Kirche und noch weniger durch die religiösen Anregungen des Vaterhauses, sondern durch die Lieder Hardenberg's und das Lesen der Bibel ein gläubiger Christ geworden war, hatte er keine Ahnung davon, daß in seiner nächsten Nähe auf dem Magdalenengymnasium sich ein junges Talent entfaltete, das demnächst mit noch viel leidenschaftlicherem Nachdruck die Botschaft von dem vom rationalistischen Golgatha erstandenen Gottessohn verkünden sollte. Dieser junge Breslauer, der einen tiefgehenden und nur allmälig abgeschüttelten Einfluß auf Rothe gewann, war Friedrich August Gotttreu Tholuck, eines Breslauer Goldschmieds Sohn.*) Rothe und Tholuck kannten sich in Breslau nur wenig, und wenn dem vornehmen Knaben der Handwerkersohn auch näher gekommen wäre, großen Geschmack hätte Rothe damals an Tholuck nicht gefunden. Tholuck war am 30. März 1799 geboren, also gleichaltrig mit Rothe, aber ihm ist es schwerer gemacht worden, die gleiche Höhe zu erklimmen. Was Rothe in den Schooß gefallen war als Mitgift des väterlichen Hauses, das mußte Tholuck sich in langer, bittrer Arbeit erst erringen. Er war das neunte Kind seiner Eltern und als er im siebenten Lebensjahre die Mutter verlor, heirathete der Vater, zwei Monate nach ihrem Tode, die Tochter eines Ziegelstreichers, die ihm noch weitere acht Kinder schenkte. Der Vater war ein Handwerker von kirchlicher Haltung, aber sonst recht gewöhnlichen Schlags, die Mutter eine rohe Person, die den jüngsten Stiefsohn bei Tag und Nacht zum Abwarten ihrer kleinen Kinder anspannte und nicht ruhte bis er vom Gymnasium in die Werkstätte gebracht ward, damit er verdienen helfe und sie ganz über ihn verfügen könne. Die Erziehung bestand in Prügeln

*) Vgl. Witte, Das Leben D. F. A. G. Tholuck's, 2 Bde. 1884.

und dem Vorbilde, das die beiden leidenschaftlichen Eltern mit ihrem rohen Zanken den Kindern gaben. Zu der harmonischen Entwicklung, die Rothe in der Hut seiner Eltern gesichert war, konnte Tholuck unter solchen Umständen nicht gelangen und er trug sein Leben lang die Spuren seiner in Trübsal verkommenen Jugend. Ist es doch die traurigste Seite der menschlichen Ungleichheit, daß auch Kinderunart und Knabengrillen in einer solchen Atmosphäre sich weit häßlicher gestalten als in gebildeter, wohlerzogener Umgebung und Tholuck's pädagogischer Trieb, durch richtige Behandlung andere auf den rechten Weg zu bringen, mag mit der Erinnerung zusammen hängen, wie viel an ihm selbst in seiner Jugend gesündigt worden war. Zum Goldschmied erwies sich der Lehrling unbrauchbar und nachdem er einen kostbaren Ring verdorben hatte, schickte ihn der Vater auf's Gymnasium zurück, er solle lieber Pastor werden. Zu Hause mußte er sich möglichst aus dem Wege räumen, so verwendete er all sein Geld auf die Leihbibliothek und las in seiner Kammer oft in einer Woche acht Romane. Hatte er dann in seinem verblödeten Zustande irgend ein Unheil angerichtet, so sorgte die Stiefmutter, daß der Vater es an Schlägen nicht fehlen ließ. Die Folge dieser durchlesenen Nächte und verbitterten Tage war nicht nur der Ruin seiner Augen, sondern auch eine völlige Zerrüttung seiner Nerven. Der Gedanke, sich zu tödten, verläßt den Knaben nicht mehr, aber die Nervendepression, die ihn zum Selbstmord treibt, macht ihn auch zu schwach, denselben mit Erfolg durchzuführen. Einmal will er sich zu Tode hungern, ein andermal ist er dem Ersticken nahe, aber das Taschentuch, an dem er sich aufgehängt hat, reißt. Einmal hat er brieflich den Eltern und seinem besten Freunde seinen Abschied vom Leben angezeigt, und als dieser herbeieilt, stößt er sich das Messer in die Brust, aber nicht tief genug, um seinen Zweck zu erreichen. Zwischen diesen Anfällen tiefer Melancholie liegen dann wieder Stunden einer maßlosen, hysterischen Lustigkeit. Religiösen Trost sucht und findet er nicht. Der Vater geht sonntäglich zur Kirche und zweimal im Jahre zum Abendmahl und wünscht, sein Sohn solle Pastor werden. Der Knabe aber empfindet in seiner tiefen Verbitterung eher Abneigung gegen die christliche Lehre als daß sie ihm seine Leiden gelindert hätte. Von dem Religionsunterricht auf dem Gymnasium hat Tholuck der Generalversammlung der christlichen Vereine zu London im Jahre 1825 erzählt, daß derselbe die Lehre Jesu auf eine Stufe gestellt habe mit der Theologie Homer's oder Herodot's, und Gymnasiasten hätten nicht Gymnasiasten sein müssen, wenn sie nicht schon um der Neuheit willen die alten Religionen weit über ihre christliche gestellt hätten. Jesus sei ihnen ein guter Mensch gewesen aber etwas schwärmerisch, weiter nichts. Die Lehrer, behauptet er, hätten die Zeit in der Religionsstunde oft mit Vorlesen von Hufeland's Makrobiotik ausgefüllt, andere hätten die Botanik hereingezogen, wenn sie von der

Religion nichts mehr zu sagen wußten; häufig seien auch die für Religion bestimmten Stunden zum Griechischen verwendet worden, wenn dort die Zeit knapp war. Respect vor der Religion lernten die Schüler auf diese Weise nicht und Tholuck erzählt, als er das Vaterunser schriftlich habe auslegen sollen, habe er sich gewundert, „wie Jesus ein so dummes, gehaltloses Gebet habe ‚schreiben' können". Als er das Confirmationsjahr hinter sich hat, regt sich bei dem aufgeregten Gefühlsleben des reich begabten Knaben immer stärker die Sehnsucht nach einem Freunde. Da war es der jüngere Bruder von Rothe's Freund Moritz, Emil von Schrötter, der dem bei Seite geschobenen Handwerkersohne, trotz seiner linkischen Manieren und abgetragenen Kleider, die Hand reichte. Durch ihn kommt Tholuck in bessere Gesellschaft. Von nun an wandert sein Geld nicht mehr in die Conditorei und die Leihbibliothek, sondern er spart zusammen, um sich besser zu kleiden, und gibt Stunden, um Geld zu diesem Zwecke zu erwerben. So ist er bald anständig genug herausgeputzt, um mit den vornehmen Freunden, die dann in Heidelberg auch Rothe's Umgang sind, den Söhnen des Universitätscurators Neumann, des Präsidenten Wentzel und des Gutsbesitzers Kinsky, Arm in Arm auf den „remparts" spazieren zu gehen. Eifrig studirt er Knigge's „Umgang mit Menschen", wie er sich auch heimlich eine Anweisung aufgeschrieben hat, wie man es machen müsse, um vornehm zu erscheinen. Daß man nicht umsehen dürfe, wenn „pst, pst" hinter einem gerufen werde, daß man warten müsse, ob nicht ein Anderer einen gefallenen Gegenstand zuerst aufhebe, daß man beim Ankleiden sich wie ein Krüppel müsse helfen lassen, daß man sich stellen müsse, als ob man den deutschen Ausdruck nicht finde und dafür den französischen brauche, daß man den Teller nie ganz leer esse u. s. w. Ob er da die Scherze eines Satirikers gläubig abschrieb, oder die Gesellen seines Vaters ihm diese Regeln des Anstandes anvertrauten, geht aus der Aufzeichnung nicht hervor. Die Freunde schildern ihn in dieser Uebergangsperiode als eine ziemlich große, aber schmal gebaute Gestalt, mit lebhaft leuchtendem Auge und meist etwas vorgebeugtem Kopfe. In Gesellschaft konnte er lustig und spöttisch werden, mit oft sprudelndem Witz und Humor, aber der Beiname, den ihm die Klasse beilegte, „die Blindschleiche", deutet nicht eben auf besondere Beliebtheit. Bald treten auch die bekannten Charakterzüge des späteren Tholuck deutlicher in dem Bilde hervor. Selbst innerlich unfertig, kümmert er sich doch eifrig um das Seelenleben der Andern. Die Neugierde, die sich für die unbedeutendsten Angelegenheiten der Nebenmenschen interessirt, und die noch für den alten Kirchenvater so charakteristisch war, spielt dabei freilich eine ebenso große Rolle als die Menschenliebe. Er nimmt die Gesellen seines Vaters in's Gebet, bringt sie zum Aussprechen ihrer geheimsten Neigungen und Gedanken und erwirbt ihre Freundschaft, indem er sie anhört und sich

für ihre Angelegenheiten interessirt. Es liegen wahrhaft schwärmerische Bekenntnisse, sowohl von einfachen Arbeitern, wie von Gymnasialfreunden vor, daß Tholuck es gewesen sei, der höhere Bedürfnisse in ihnen weckte, und das in einer Zeit, in der er selbst, nach seinen eigenen Geständnissen, innerlich noch völlig haltlos war. Die Missionsnatur regt sich in ihm früher als der Trieb, sein eigenes Innere in Ordnung zu halten. Selbst unbekehrt hat er einen Trieb, andere zu bekehren. Auch er dichtet, aber mit ungleich mehr Talent als Rothe und wie dieser liebt er Jean Paul, dessen schwülstige Schreibweise er nachahmt. Viel Aufsehen erregte seine frühzeitige Beschäftigung mit fast allen orientalischen Idiomen. Während seine Lehrer mit seinen Leistungen in den beiden klassischen Sprachen keineswegs zufrieden waren, und seine Gegner Fritzsche, Vater und Sohn, ihn auf diesem Gebiet sein Leben lang mit ihrer Schulmeisterei belästigten, eignete er sich theils mit, theils ohne Lehrer, wie er selbst zählt, vierzehn Sprachen an. Aus einer Grammatik ohne Titelblatt, die er bei einem Trödler gefunden hat, erlernt er sogar eine Sprache, deren Namen er nicht kennt, bis sich schließlich herausstellt, daß es das Malaiische ist. Sobald er einer Sprache sich so weit bemächtigt hat, daß er sein Tagebuch in ihr schreiben kann, wendet er sich einer neuen zu. Das Arabische, für das er in Professor Habicht einen tüchtigen Lehrer gefunden hatte, beherrscht er dagegen völlig und in diesen geheimnißvollen Schriftzügen bewahrt er seine Geständnisse auf, wie die, daß er wieder all sein Geld in der Conditorei vernascht habe, eine liebenswürdige Schwäche, gegen die er noch als Docent vergeblich ankämpft und die er damit entschuldigt: der Cyklop im Menschen müsse sich zuweilen austoben. In seinem Sprachtalent, sowie in der Geschmeidigkeit des Umganges, wirkt vielleicht der slavische Ursprung nach, den die Familie sich zuschrieb. Seine Bibliothek mehrt sich schon jetzt recht stattlich, doch kauft er aus Eitelkeit auch ganz unnütze Folianten, wenn sie nur recht groß sind, um damit den Freunden zu imponiren. Selbst mit dem Gedanken, sie durch Diebstahl zu vermehren, hat er zu kämpfen. Trotz seines Privatfleißes ist er aber mehr als einmal in Gefahr, von der Schule gewiesen zu werden, da er nach Laune die Stunden versäumt, wenn gerade etwas anderes ihn in Anspruch nimmt. Director des Magdaleneums war der ästhetisirende Historiker Manso, dem Schiller's Xenien so übel mitgespielt haben. Manso scheint aber den aufgeregten und zerfahrenen Schüler nicht zu lieben und läßt ihn zuweilen hart an. Dann bittet Tholuck Gott inbrünstig, Manso durch ein gutes Extemporale ihm wieder geneigt zu machen, und je nach dem Ausfall seines Gebetes will er glauben, daß es einen Gott gebe oder nicht. Dazwischen kommen dann wieder Stunden nervöser Aufregung, in denen er wegen einer nahen Feuersbrunst oder eines schweren Gewitters sich gebärdet wie ein Geisteskranker. Kann er in solchen Augenblicken auf den

Knieen zu Gott schreien, so steht er doch im Ganzen dem kirchlichen Leben mit Abneigung gegenüber. Seine Freunde Neumann und Wentzel hatten sich an den nachmaligen Führer der altlutherischen Separation, den orthodoxen Diakonus Scheibel an der Elisabethenkirche, angeschlossen, er aber verhöhnte sie deßhalb und erzählte ihnen allen Klatsch, den die Gegner über Scheibel umhertrugen, und vermehrte ihn noch durch eigene Erfindungen. Als begabtester Redner zur Actusrede in der Aula beim Abgang vom Gymnasium berufen, gab er seiner Geringschätzung des Christenthums auch bei dieser Gelegenheit Ausdruck. „Ich stellte," erzählt er selbst, „die drei großen Lehrer Moses, Jesus, Muhammed neben einander und zog allen dreien den indischen Menu, den persischen Zoroaster und den chinesischen Confutse vor." An das Studium der Theologie dachte er nicht. Er wollte sich in den orientalischen Sprachen ausbilden und dann Dragoman bei einer preußischen Gesandtschaft werden. Ein Jahr vor Rothe wurde er aus dem Gymnasium entlassen, aber seine Lage nöthigte ihn, die Studien in Breslau fortzusetzen. So kam er dazu, bei dem bisher von ihm verspotteteten Scheibel, der auch Professor an der Universität war, alttestamentliche Collegien zu belegen. „Ich besuchte ihn," erzählt er, „und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit nahm mich für ihn ein. Wenn ich bei ihm war, stellte ich mich, als glaubte ich; ich unterließ die Verleumdungen gegen ihn und fing auch an, bei andern Leuten mich orthodoxer zu geben." Beigetragen hatte zu dieser vor der Hand ganz äußerlichen Frontveränderung die Erfahrung, daß der Orientalist, den er am eifrigsten studirte, Goethe's Freund, Legationsrath von Diez in Berlin, in seinen Werken sich in streng kirchlichem Sinne aussprach. Dazu machte er Bekanntschaft mit dem Candidaten und späteren Stolberg'schen Hauslehrer Radecke, der auf ihn, wie später auf Stier und Rothe, in orthodoxem Sinne einwirkte. Immerhin ging diese Einwirkung bei Tholuck zur Zeit nur so weit, daß er seinen Religionsspott, der bei ihm ohnehin stets von Stunden der Zerknirschung und Angst unterbrochen gewesen war, nunmehr unterdrückte. Er gewahrte, daß der Ton der vornehmen Familien ein pietistisch-kirchlicher geworden war und Voltaire'sche Spöttereien über die Bibel, die früher für geistreich galten, heute peu de saison seien. So ließ er das, obgleich sein Knigge darüber nichts sagte. Vor der Energie, mit der der kränkliche und von früh auf mißhandelte Knabe sich emporrang, empfindet man doppelten Respect, wenn man sieht, was unter den gleichen Eindrücken aus dem Vollbruder wurde, dem er sein Interesse am thatkräftigsten zuwendete, ohne ihn retten zu können. Am 24. August 1827 schreibt er aus Halle an Heubner: „Ich habe einen Bruder, der sich seit Jahren zum Ruin seiner eigenen Gesundheit und dem seiner Familie dem Trunk ergeben hat. Schon seit zehn Jahren habe ich vieles für ihn gethan, habe mein mütterliches Erbtheil an ihn abgetreten und monatlich ihm Unter-

stützung geschenkt, aber theils die nahrungslosen Zeiten, theils seine Leidenschaft und zerrüttete Gesundheit ließen ihn nicht vorwärts kommen. Neulich nun hatte seine Frau die Unvorsichtigkeit begangen, ihn fort zu lassen. Zur Reise gab sie ihm natürlich kein Geld und nun kam er in der elendesten Gestalt zu meinem Schrecken hier in Halle an. Ich fürchtete im Voraus, daß er nicht wieder nach Hause kommen würde, und leider — das Geld zur Rückreise hat er hier bis Wittenberg vertrunken, hat im Trunk seine Papiere verloren, und ich habe es erleben müssen, daß ihn in Wittenberg die Polizei anhielt und seinetwegen an mich schrieb. Ich habe nun die dortige Polizei gebeten, ihn mit einem passenden sicheren Begleiter zurück zu besorgen. Dieses Ganze hat mir erstaunlichen Kummer gemacht. Der arme Mensch war einst auf dem Wege Christ zu werden, allein die guten Eindrücke gingen rasch vorüber und nun ist er wohl kaum noch edlerer Gefühle fähig. Wenigstens habe ich erleben müssen, daß er mich jetzt mit lauter Lügen hinterging, da er mich doch sonst sehr liebte und mir kaum etwas zu Leide gethan haben würde." So blieb es mit dem Unglücklichen bis zum Ende und am 7. October 1839, als Tholuck von der Beerdigung des Vaters zurückkehrte, der ihm seine Kindheit verdorben hatte, schrieb er an Heubner: „Meinen Bruder habe ich in einem entsetzlichen Zustande der Zerrüttung gefunden. Hinter der Bahre seines Vaters taumelte er als Trunkenbold." Mit etwas weniger Energie und etwas weniger Talent konnte in solcher Umgebung Tholuck eine ähnliche Entwicklung nehmen. Daß er da seine Rettung als eine absolute Gnadenwahl ansah, und daß anderseits ein starker Erdenrest von dem Boden, auf dem er erwachsen, ihn durch's Leben begleitete, ist kaum zu verwundern.

Gesellschaftlich standen sich die beiden späteren Freunde, Tholuck und Rothe, so fern, daß ein näherer Verkehr nicht stattfand, zumal sie verschiedene Gymnasien besuchten. Da Tholuck als Primaner mit den Brüdern Neumann und Schrötter verkehrte, werden sie sich dort wohl gelegentlich gesehen haben, ihre nähere Bekanntschaft aber stammt erst aus Berlin. Auch zur Theologie war ihre Stellung noch eine verschiedene. Während Tholuck dem Vater die Wahl eines geistlichen Berufs verweigerte, hatte Richard eher mit der Abneigung der Eltern gegen seine Berufswahl zu kämpfen.

Es gehört zu den liebenswürdigsten Zügen in Rothe's Leben, wie er, bereits Student der Theologie, den Vater, der nun wenigstens einen Universitätstheologen aus ihm machen möchte, mit seinen Plänen auszusöhnen sucht. „Ein rechter Bauernprediger," schreibt er ihm einmal, „ist mir viel achtbarer als der berühmteste Universitätsprofessor . . . Du denkst, man komme in der Abgeschiedenheit des Landes rückwärts; ich fliehe die Stadt, weil ich weiß, daß sie mich hindern würde, vorwärts zu kommen . . . Wenn mir der Himmel erst eine Pfarre beschеert hat, so wird er Dir dann gewiß auch Ruhe und länd-

liche Muße beſcheeren ... Bis ins einzelſte male ich es mir aus, wie froh und glücklich wir dann auch wieder miteiander leben würden, wie ich dann noch einmal meine lieben Eltern zu meinen Pfarrkindern bekommen, und wie ich dann wenigſtens einen kleinen Theil meiner ſchweren Schuld an Euch abtragen könnte durch den Erguß meiner vollen Liebe und Ehrfurcht." Bei der ganz ungewöhnlichen Begabung, die der Sohn auf der Schule erwieſen hatte, wurde es dem Geheimen Regierungsrath ſchwer, ſich in ſo nieder geſteckte Ziele zu finden, denn Rothe würde in jedem Fache eine hervorragende Rolle geſpielt haben. Lediglich aus dem Umgang mit dem Vater und ſeinem juriſtiſchen Freunde von Schrötter eignete er ſich ſo viel Jurisprudenz an, daß er für einen Freund deſſen juriſtiſche Collegien nachſchreiben und bei den geſelligen Unterhaltungen ſich fruchtbar an den juriſtiſchen Discuſſionen betheiligen konnte. So iſt es auch ganz bezeichnend für ſeine Anſtelligkeit in weltlichen Dingen, wie auf ſeiner erſten Reiſe zur Univerſität ihn in Nürnberg zwei katholiſche Pfarrer zum Kartenſpiele nöthigen, während er noch nie eine ſolche Karte in der Hand gehabt hat. Trotzdem begriff er die Sache ſo raſch, daß er ihnen ihr Geld abnimmt, worauf es eigentlich nicht abgeſehen geweſen war.

Im März 1817 legten ſowohl Rothe, wie ſein Freund Moritz von Schrötter ihr Abiturium ab. Der letzte Winter auf dem Gymnaſium war Richard, wie er dem Vater von Berlin aus einmal ſchreibt, etwas lang geworden, da er ſich nach einer freieren Thätigkeit ſehnte. Auch hatte er ſich ganz ohne Noth vor dem Examen gefürchtet, denn, wie voraus zu ſehen, beſtand er die Prüfung glänzend. Die Wärme, mit der er von der Univerſität her zuweilen „den Director Kayßler, wie alle theuern Lehrer" grüßen läßt, beweiſt auch, daß er trotz der Mängel der Anſtalt doch der Lehrer mit Liebe und Dankbarkeit gedachte. Seinen Sohn in Breslau ſtudiren zu laſſen hatte der Vater Rothe keine Neigung. Die Verhältniſſe der im alten Jeſuitencolleg untergebrachten Univerſität mißfielen ihm. Einerſeits hatten die ehemaligen Frankfurter Akademiker ihr rohes Verbindungsweſen auf der Breslauer Hochſchule angeſiedelt, anderſeits war die große Maſſe der katholiſchen Theologen aus den niedrigſten Ständen hervorgegangen und das Ergebniß der Addition oder Multiplication beider Arten von Roheit war ein überaus gemeiner, ungebildeter Ton, der dem vornehmen Beamten nicht zuſagte. Steffens verſichert, vielen Studenten ſeien ſogar die Namen von Goethe, Schiller und Leſſing unbekannt geweſen, dafür aber hätten ſie in den dunkeln Winkeln der großen Stadt ein Leben geführt wie es an keiner andern deutſchen Univerſität möglich geweſen wäre. Auch die zuſtimmenden oder oppoſitionellen Demonſtrationen in den Hörſälen waren nicht ſelten von ſehr naturwüchſiger Art und machten dann das Einſchreiten des Richters nöthig. Ueber Steffen's eigene Katheder-ecurſe gegen den Unfug auf den Turnplätzen geriethen, wie Gaß an Schleiermacher meldet, die

Zuhörer nach der Vorlesung untereinander in Conflicte, die mehrfach mit Prügeleien im Auditorium endeten. In solche Verhältnisse paßte „das Prinzchen“ nicht und für seine Erziehung zur Selbständigkeit war es nur zuträglich, wenn Richard, obwohl erst achtzehn Jahre alt, das Vaterhaus verließ. Auch er selbst hatte eine entschiedene Abneigung dagegen, seine Studien in Breslau zu beginnen. Die theologische Facultät allda haucht ihn an wie ein Eiskeller und beizt den Glauben aus wie eine Kalkgrube, wie er seinem intimsten Freunde anvertraut. Dieser Freund ist sein Vetter Ludwig Müller, den er in einem schriftlich aufgesetzten Gebete vom 26. September 1816 in Breslau neben den Eltern als „eines brüderlichen Herzens heiß geliebten Namen“ besonders Gott an's Herz legt. Ihm schreibt er am 25. August 1816 vom Bade Landeck aus: „Ich darf nur unsere Studenten betrachten, die wir voriges Jahr in die hiesige privilegirte Universitäts-Narrenmühle abgeladen haben, um davor zurückzuschaudern, hier zu studiren.“ Die Revue, die er diese nun passiren läßt, deutet allerdings nicht darauf, daß das Breslauer Universitätsleben die Leute fördere und bilde. „Wie lieb es mir ist,“ heißt es dann, „daß ich nicht in Breslau, und noch mehr, daß ich in Heidelberg studire, glaubst Du kaum.*) Ich würde eben so gern noch drei Jahre auf der Dörr- und Schnitzelbank des Fridericianums sitzen als in der Eis- und Kalkgrube der Breslauer Universität. Ueberhaupt würde ich in Breslau als Student kaum etwas anderes sein als was ich jetzt bin. Aber wenn die junge Pflanze aus dem Sande Breslaus in das üppige Frühlingsgrün Heidelbergs verpflanzt wird unter Palmen, dann kann wohl dereinst auf dem schossenden Stengel die bescheidene jungfräuliche Blume christlichen Lebens und christlicher Poesie schimmern. Und daß ich unter jenen Palmen am allerwenigsten den Akademiker Joh. Heinrich Voß verstanden, glaube mir auf mein Wort. Es gibt noch andere Leute in Heidelberg und besonders die Kunst findet dort Nahrung.“ Einige Schwierigkeiten waren bei den Eltern freilich zu überwinden. Man hörte von Theuerung und Hungersnoth, von Unruhen und Judenkravallen in der Pfalz. Auch hielten die lichtfreundlichen Schlesier die Universität Karl Friedrich's für eine durchaus hinter der Zeit zurückgebliebene Jesuitenanstalt. Verwundert fragten sie, wer Richarden nach Heidelberg ziehe? „Mein guter Engel“, meint er später, hätte er diesen unzeitigen Fragern erwidern sollen. Der Vater begegnete bedenklichem Kopfschütteln und ein Freund, der Schulrath Koch, warnte ihn ausdrücklich, seinen Sohn „nach dieser Brutstätte des finstersten Mysticismus“ zu lassen. Aber eben dieser Ruf des Hochsitzes der Romantiker und Symboliker zog Richard an. Er hatte die Aufklärung satt von ganzem Herzen, da er, wie so viele Abiturienten, in erbittertem Gegensatze gegen das stand, was ihm ungeschickte Lehrer täppisch

*) Landeck, 25. August 1816 an Ludwig Müller.

hatten aufnöthigen wollen. Während diesen eine klare, helle Lebensanschauung das Höchste war, empfand ihr Schüler ehrerbietige Schauer vor den dunkeln Quellen des Lebens und den Geheimnissen der Gottheit. Das war der eigentliche Grund, der ihn von Breslau wegtrieb. Nur heraus aus dieser Luft der Trivialität und des hausbackenen Menschenverstands, in der alles auf Aufklärung hinauslief, als ob die Religion eine Illumination mit Pfenniglichtern wäre! Von der rationalistischen Weisheit, die an der von Schulz beherrschten Facultät regierte, hatte er schon vom Gymnasium her übergenug. Nicht in dem rationalistischen Preußen, sondern in dem romantischen Heidelberg lag seine geistige Heimath. Uhland gab damals mit Justinus Kerner und Karl Mayer ein handschriftliches Sonntagsblatt heraus, in dem sich ein Programm der Romantik fand, das Rothe sicher unterschrieben hätte. — „Hat denn," so fragt Uhland, „der stets absprechende Unglaube der neuen Zeit besseren Grund als der verrufene Aberglaube der alten? Der beständige Umgang mit dem Wunderbaren hat den Menschen von heute nur den Sinn dafür benommen und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer. Nun so lasset uns Schwärmer heißen und gläubig eingehn in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt." War dieses das Programm der Romantik, so ist auch Richard Rothe ohne Frage ein Romantiker gewesen. Schließlich gaben die Eltern seinen Wünschen nach und jubelnd konnte Richard am 16. October 1816 seinem Vetter Müller melden: „Daß ich doch mit Dir nach Heidelberg gehen könnte, auf das ich mich unendlich freue, wenn ich denke, wie ich an dem schönsten Plätzchen Deutschlands die würdigsten deutschen Männer hören werde, Daub, Creuzer und so viele andere." Wie sorgfältig er sich den ganzen Winter über auf Heidelberg vorbereitete, ersieht sich daraus, daß er alle Notizen, die er über den Lebenslauf und die Werke von Creuzer, Daub, Fries, Paulus, Schelver, Schwarz u. A. auftreiben kann, sich zusammenschreibt, um wohlorientirt den Lehrern gegenüber zu treten. Er wußte genau, wen und was er dort finden werde. Dem Vater gegenüber konnte er geltend machen, daß sein Freund Moritz von Schrötter, und die Söhne des Curators Neumann auch nach Heidelberg gingen, um Zachariä und Thibaut zu hören. Aber war denn für den Theologen dort weniger zu lernen? Dort lehrte Daub im Tone eines Propheten, Hegel versprach alles Sein denkend zu begreifen, Creuzer deutete die Bräuche aller Religionen als Symbole der einen Urreligion; dorthin zog es den jungen Adepten einer romantischen Theologie. Dazu hatten seine Romantiker die Neckarstadt neu entdeckt. „Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, Mutter nennen", konnte Rothe mit Hölderlin sprechen. Seit Matthisson seine schöne Elegie gedichtet: „Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier, ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt, nur daß hier im alternden Gemäuer

melancholisch noch ein Heimchen zirpt", haben bis herab zu dem Melancholiker Lenau, für den die Ruine „der Zeiten steinern stilles Hohngelächter" bedeutete, alle Dichter des Jahrhunderts einen Huldigungskranz am Fuße des Heidelberger Schlosses niedergelegt. In Heidelberg selbst hatten Rothe's Lieblinge, Achim von Arnim und Clemens Brentano 1808 mit Görres ihre „Zeitung für Einsiedler" geschrieben, die auf jedem Blatte den Ruhm Heidelbergs verkündete. „Zieh' weiter, wer da kann!" sagte der alte Eichendorff noch in einem seiner letzten Gedichte: „Als ich dereinst in Heidelberg studirte." „Ihr grauen Ahnenbilder seid gegrüßt!" begrüßte 1804 Ludwig Uhland die Statuen der Kurfürsten am Friedrichsbau. Ein anderer Lieblingsdichter Rothe's, Zacharias Werner, besang den Wartthurm mit seinem mächtigen Epheu als den steinernen Bräutigam und sein Liebchen. So zog es den Jüngling nach der vielbesungenen Stadt, von wo seine Meister des Knaben Wunderhorn über die deutschen Lande ausgeschüttet, wo zwischen Thibauts schattigem Garten unter der Burg und dem rebenumkränzten Stifte Neuburg Hatem's und Suleika's westöstliche Verse hin und her gegangen, wo Goethe's Wunderbaum, der Gingko biloba, stand, dessen Blatt dem Wanderer „tiefen Sinn zu kosten gab". Zu Karl Friedrich's Genesungsfest hatte der verehrte Brentano den Einzug in Heidelberg mit den Worten geschildert:

Und als ich um die Ecke bog,
Ein kühl Lüftlein mir entgegenzog,
Der Neckar rauscht aus grünen Hallen
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter
Mit viel Geräusch und lärmt ganz munter.
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück' gab klaren Schein.
Manch Bierhaus da noch offen stand,
Sie sangen als ging's für's Vaterland.

Da wollten die jungen Schlesier auch mitsingen und so brach Rothe auf nach der Stadt, nach der er sich schon lange sehnte, wie der junge Goethe nach Italien, dem Lande seiner Verheißung.

II

Heidelberg

1817—1819

Am 8. April 1817 trat Richard, in Begleitung seines juristischen Freundes Moritz von Schrötter, von Glatz aus, wo er seinen Oheim, den Kriegsrath Müller und die intim befreundeten Vettern und Cousinen noch einmal besucht hatte, die Reise nach Heidelberg an. In einer von Rothe's Vater zur Verfügung gestellten Miethskutsche fuhr „das Prinzchen" mit dem adeligen Begleiter durch Böhmen. Man besah sich Prag, aber in Eger wurde von Schrötter des langsamen Reisens überdrüssig. Rothe wünschte das Arrangement seiner Eltern aufrecht zu erhalten; er erklärte es für pietätslos, wenn er gleich bei dem ersten Schritt aus dem Elternhause die Anordnung seines Vaters mißachte. Endlich gab der Fuhrmann die Entscheidung. Eines seiner Pferde lahmte, so wünschte er selbst von dem Vertrage entbunden zu werden. Nun ging es im Postwagen schneller, aber auch reizloser, bei kaltem, trübem Wetter über Nürnberg und Würzburg weiter. „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken." „Wenn Nürnberg mein wär', wollt ich's zu Bamberg verzehren", das waren Sprüche, die die Romantiker, wie Rothe wußte, wieder aufgebracht hatten. Vierzehn Tage nach der Abreise trafen die beiden Reisegefährten in Heidelberg ein, wo Rothe, wenige Schritte vom Paradeplatze, in der östlichen Hauptstraße, eine geräumige Wohnung bezog. Die beiden anstoßenden Zimmer nahm Schrötter, so daß sie beisammen blieben und auch fürder treue Freundschaft hielten. „Das Leben," sagt von Schrötter, „nahm einen höchst regelmäßigen und gemüthlichen Charakter an. Mit strenger Gewissenhaftigkeit wurden die angenommenen Collegien, welche den ganzen Vormittag und einen Theil des Nachmittags ausfüllten, besucht und an einzelnen Abenden wurde an geselligen Zusammenkünften Antheil genommen." Am Abende hörte dann der Freund, wie Rothe den Tag mit dem Gesange eines Kirchenlieds beschloß. „Die Natur hatte ihm eine volle Stimme versagt und sein Gesang hatte überhaupt einen schwermüthigen Ton, doch konnte er nicht

ohne Gefühl der Andacht gehört werden." Auch der Gewohnheit, seine Gebete schriftlich an Gott zu bringen, bleibt er treu; so bittet er am 1. Januar 1818 in Heidelberg, Gott möge seinen Eltern reichliche geistige Gnade verleihen. „Hast Du Leiden verhängt, so theile sie nicht ihnen zu, sondern lasse sie mich leiden. Und wenn Du Deinem Todesengel ein Opfer ausersiehst, so wähle mich vor ihnen und hülle um mich den Schleier Deiner Verhängnisse." An Stelle der Gedichte an erträumte Geliebte treten jetzt religiöse Poesieen, was nur als Fortschritt zu begrüßen ist. Auch der Preis der Natur ist im Neckarthale ein beliebtes Thema seiner Dichtung und die Briefe zeigen, wie die Pracht des Heidelberger Frühlings die beiden jungen Norddeutschen überwältigte. Noch das alte Heidelberg hatten sie vor sich. Majestätisch schaute die alte „schicksalskundige Burg" auf die Stadt hernieder. In den Gärten zerfallende Mauertrümmer und sandsteinerne Götter zwischen üppig wuchernden Sträuchern und Blüthenbüschen, eine letzte Erinnerung an die Zeiten der kurfürstlichen Residenz; in den Gängen des Schloßparks feierliche Stille. Die alten Linden im Schloßhofe und der dichte Epheu, durch den die Ruine mit der Natur in ein Ganzes zusammenwuchs, waren noch unberührt. So wie Ernst Fries das in Wildniß versunkene Märchenschloß gemalt, so hatte wenige Jahre zuvor Uhland in der Zeitung für Einsiedler 1808 die Ruinen der deutschen Alhambra besungen, die

„Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefen Gräben rings umfangen,
Voll Heldenbildern aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte;
Doch drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht und Zimmer,
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen."

Ein Weg zwischen blühenden Obstbäumen leitete weiter zum Wolfsbrunnen, einem stillen grünen Weiher. Die hohen Buchen hingen ihre Aeste andächtig in das stille Wasser. Die Sonnenflecken schwammen wie Märchenaugen auf dem beschatteten Teiche. Es war die Poesie der Waldeinsamkeit, wie kein Romantiker sie schöner träumte. Noch dem alten Manne glänzte das Auge, wenn er von seinem ersten Gange auf das Schloß und nach dem Wolfsbrunnen erzählte. „Der Frühling," schreibt Rothe dem Vater ganz eichendorffisch, „ist nun in aller seiner Blüthenpracht unter dem blausten Himmelsdache erwacht, und die von grünen, weiß beblümten Bergen umschlossene Stadt von Duft überschwemmt. Fröhlich windet sich der Neckar mit seinen im Sonnenscheine blinkenden kleinen Kataraften in schnellem Laufe und fast smaragdgrünem Ge-

wande — der schönsten Farbe, die ich je an einem Strome oder Bache gesehen — durch die lang hingelagerte Stadt hindurch und von der alten epheuumrankten Burg schweben sanfte Flötentöne und gediegene Waldhornakkorde herab, denn immer findest du Musik in jenen herrlichen Ruinen." Beim schönen Pfarrhause von Ziegelhausen, wo später der Augur von Tegulä, der „kühle" Pfarrherr Schmetzer hauste, träumt der junge Theologe von seinem künftigen Pfarrhausidyll; in den Mondnächten schwärmt er auf Schloß und Königsstuhl; Bergstraße und Odenwald werden in längeren Ausflügen durchstreift. Auch die Bevölkerung war dem jungen Theologen von vorn herein sympathisch und blieb es, nach Aeußerungen aus allen Stadien seines Lebens, bis zu Ende. „Der norddeutsche Witz," schreibt er einmal, „rümpft in hohem Selbstgefühl die Nase bei seinen Scherzen, der süddeutsche Humor lacht mit der Miene eines Menschen, der sich nicht für klüger und besser hält als das Belachte, sondern für ein Kind, dem in seiner Einfalt die Dinge und Personen drollig, possirlich vorkommen." „Die Preußen sind die ärgsten Kleinstädter unter den Deutschen; in ihrem glücklichen Selbstgefühl sehen sie naiv in ihren preußischen Zuständen sofort die deutschen überhaupt, wenigstens den Höhepunkt derselben." „Ich halte es für kein sonderlich günstiges Zeichen, wenn einem Süddeutschen, der nach Norddeutschland verpflanzt wird, dort recht wohl ist. Nicht auch umgekehrt." Es sind das spätere Aphorismen, aber doch nur die Quintessenz auch der Jugendeindrücke. Er war von Anfang an, und blieb es durch sein ganzes Leben, ein Freund der Pfälzer, die ihn am meisten an seine gemüthliche schlesische Landbevölkerung erinnerten und ihm gefiel es in dem von den vertriebenen Romantikern gescholtenen, angeblich „vernachlässigten unschuldigen Eß-, Trink-, Käs- und Tanzländle", an dessen Bevölkerung er eine gewisse gutmüthige Zutraulichkeit und Gastfreundschaft rühmt, die er in Norddeutschland nirgend gefunden habe. Blind für die Fehler der Pfälzer ist er darum dennoch nicht und als er den ersten Herbst miterlebt hat, fürchtet er, es möchte des Pfälzers Herz „doch gar zu sehr im Weinberge, beim neuen Weine, auf dem Tanzboden und im Geldbeutel sitzen . . . Man darf nur jetzt vor das Thor gehen, so sieht man sicher mehr betrunkene Bauern als nüchterne. Der neue Wein thut Wunderdinge, was freilich selbst das größte Wunder ist, denn mir könnte Einer viel Geld geben, wenn ich einen halben Schoppen davon trinken sollte". Er hält darum um so fester an seinem Plan, Landpfarrer zu werden, aber nirgend anders als in der schlesischen Heimath. Die Lebensansicht der Pfälzer sei im Grunde doch: „Es muß nun einmal gelebt sein, da man nicht sicher weiß, ob es ein anderes Leben gibt. Ergo, man lebe, so lang es geht, lustig und in Freuden."

Als wohlerzogener Anfänger machte der junge Mann zunächst dem Prorector Zachariä seine Aufwartung, der solches Gefallen an dem Neuling fand,

daß er ihn bald darauf zu einem Familienfeste in einer Gartenwirthschaft nach Handschuchsheim einlud. Dann wurde Hofgerichtsrath von Kleudgen besucht, der auf des Vaters Wunsch die Wohnung für die jungen Leute gemiethet hatte, und ebenso Professor Cropp aus Hamburg, der ihn sofort in eine große Gesellschaft nach den Fürstenweihern bei Ziegelhausen mitnimmt; bei dem Botaniker Schelver, dessen Tochter später Gervinus heirathete, bei Professor Voß, dem Sohn, und vielen Andern, an die er empfohlen ist, wird er gleichfalls gastfreundlich aufgenommen und hat eher zu viel als zu wenig Ansprache. An die Romantik, als deren Sitz Heidelberg galt, erinnert zunächst nur die Bildersammlung der Gebrüder Sulpiz und Melchior Boisserée. Bei Trödlern in Köln hatten die beiden kunstsinnigen jungen Leute seit 1804, berathen von den beiden Schlegel und Tieck, nach und nach 250 alte Bilder gekauft, die bei der Säcularisirung des Stifts und der Einziehung der Kirchen um ein Spottgeld verschleudert worden waren. Im Jahre 1810 siedelten sie nach Heidelberg über, wo sie in dem heutigen Amtsgebäude am Karlsplatz, nahe bei Rothe's Wohnung, einige Säle für ihre Schätze mietheten. Einen allgemeinen Ruf gewann die Sammlung, als Goethe im Jahre 1816 durch seinen berühmten Aufsatz „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie hinlenkte. Auch Richard empfiehlt dem Vater Goethe's Schrift und spricht sich begeistert über den tiefen Eindruck aus, den die Bilder der altdeutschen Schule auf ihn gemacht haben. Er empfindet es sogar wie einen großen persönlichen Verlust, als gegen Ende seines Aufenthalts Sulpiz und sein Bruder sich anschicken, ihre Bilder nach Stuttgart zu bringen, von wo sie dann 1827 in die alte Pinakothek zu München übergegangen sind. Die ernste stille Größe der altniederländischen Kunst war mit ihrer Innigkeit so recht nach Rothe's Sinn und namentlich der Christus von Hemmling hat sich ihm tief eingeprägt. Abegg sagte von diesem Bilde, dieser Christus sei der einzige, neben dem er das Evangelium lesen könne, während Goethe's Freund, der Jurist Thibaut, meinte, er fürchte sich nicht so leicht vor etwas, aber mit diesem Bilde möchte er nicht allein im Zimmer sein. Der Maler Richter freilich, mit dem Rothe in Rom intim verkehrte, war nach solchen Herzensergüssen enttäuscht, als er auf der Heimreise das Lieblingsbild seines Freundes in München kennen lernte. „Mir," schreibt er, „erschien das Gesicht unschön, fast plump und bäurisch, obwohl es ganz wunderbar ausgeführt ist." Daß es das beste Stück der Sammlung ist, wird doch auch heute von niemandem bestritten.

So waren die ersten Eindrücke alle der schönsten Art und erfüllten die Hoffnungen, die der junge Mann von seiner Pilgerfahrt nach dem Rheine gehegt hatte. Nur zuweilen regt sich eine Anwandlung von Heimweh und er kommt sich wie verlassen vor und aus einem harmonischen Lebensvereine her-

ausgerissen. Je wärmer er im Vaterhause gebettet gewesen war, um so mehr empfindet er es, „als einzelnes Glied in eine Welt regsamer Theile gestoßen zu sein, zu der er eine rechte Stellung noch nicht gewinnen kann“. Stellung aber mußte genommen werden, da die jungen akademischen Bürger sich sofort entscheiden mußten zwischen Burschenschaft und Landsmannschaft. Der Beitritt zu der Burschenschaft war auch jetzt schon ein politisches Bekenntniß geworden. Im Jahre, ehe Rothe die Universität bezog, am 18. Juni 1816, war zu Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet worden. Die Gründer waren zum großen Theil reifere Studenten, die den heiligen Krieg mitgefochten hatten und nun ihre Studien wieder aufnahmen, aber an dem überlieferten Trinkcomment, der Ueberhebung der Landsmannschaften und dem Zeit und Kraft raubenden Corpsleben Anstoß nahmen. Ihr Sinn war ernst und patriotisch geworden, die leere Renommage der Paukereien konnte Männern nicht imponiren, die im Kugelregen gestanden. So verlangten sie Ehrengerichte zur Einschränkung des Duellunfugs. Was sie im Felde vertheidigt, die Einheit und Verbrüderung aller Deutschen, die über den trennenden Schranken der Stämme und Kirchen stehe und keinen andern Adel kenne als den der Gesinnung, die treue, gute, deutsche Sitte im Gegensatz zu dem welschen Wesen, das die letzte Generation verdorben und zu Nachahmern der Franzosen gemacht hatte, das wollten sie auch an den hohen Schulen pflegen. Sie hatten für Deutschlands Einheit und Freiheit gefochten und wollten nun im Studentenleben nicht wieder Sachsen, Schwaben, Westphalen, Borussen sein. Gegenüber den Landsmannschaften, den Corps, wollten sie die deutsche Gesinnung und den Glauben an ein einiges, freies Deutschland pflegen. Selbst der Gegensatz der Confessionen war für sie abgethan. Als die Burschenschafter Würzburgs einst heftig über ihre verschiedenen Kirchen stritten, vereinigten sie sich schließlich zu einem gemeinsamen Salamander auf den Papst, Luther und Zwingli, um auch so ihre Brüderlichkeit zu erweisen. In all der romantischen Schwärmerei für die fromme alte Sitte der Väter war eben doch noch ein starker Nachklang von Schiller'schem Rationalismus.

Auch von der romantischen Jugend, die die Schönheit des Neckarthales nach Heidelberg gezogen hatte, wurde das Beispiel Jena's sofort nachgeahmt. War es doch charakteristisch für die Stimmung jener Tage, daß jeder große Eindruck, jede schöne geschichtliche Erinnerung, den aus dem heiligen Kriege heimkehrenden Freiheitskämpfern sich alsbald verband mit ihren Gedanken an das neu zu bauende Deutschland. Als Schenkendorf den Rhein erreichte, sang er: „Vaterland, ich muß versinken, hier in Deiner Herrlichkeit,“ und als er die Ritterbilder am dicken Thurm in Heidelberg sah, waren sie ihm Herolde, daß auch diese Rheinbunduniversität nun eine hohe Schule des deutschen Patriotismus werden solle:

„Lange hielten dort die Wache
Jene Ritter an dem Thurm,
Ob nicht käm' der Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm?
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem holden Freiheitslicht,
Daß die Brust von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht."

In diesem Geiste wurde im Winter 1817 nun auch in Heidelberg von dem Rheinländer Carové und seinen Freunden eine allgemeine Burschenschaft gegründet als Zusammenschluß der Elemente, denen es um Pflege des vaterländischen Sinnes und ernstes Studium zu thun war. „Die unzweifelhaft mehr sittliche Richtung der Burschenschaft," berichtet von Schrötter, „bewog Rothe und seinen Stubengenossen in sie einzutreten und hierdurch eröffnete sich allerdings eine Gelegenheit zu angenehmer Geselligkeit, um so mehr als der Verbindung der größte Theil der norddeutschen Studenten, insbesondere auch der Breslauischen Schulfreunde angehörten." Die an den verschiedenen Universitäten ziemlich gleiche Formalität der Aufnahme hat uns Fr. W. Krummacher beschrieben, der gleichfalls eifriger Burschenschafter war. „Der weite, hellerleuchtete, mit den Bundesinsignien geschmückte Saal war bis auf den letzten Sitz gefüllt von der großen, dichtgedrängten Schaar hoffnungsvoller Träger einer neuen Aera. Vor uns auf einer Estrade stand die lange, mit der schwarz-roth-goldenen Decke überbreitete Vorstandstafel, auf derselben die blanken, gekreuzten Stoßschläger, sowie das Bundesbuch, hinter ihr die Zwölfzahl der theilweise mit dem Eisernen Kreuze des Befreiungskampfes geschmückten Vorsteher, in der Mitte, von der deutschen Fahne überschattet, der Präsident, und nun ertönte der aus jungen Kehlen daherbrausende Gesang: „Sind wir vereint zu guter Stunde;" nach dessen Verstummen die kräftige Ansprache des Präsidenten an die neu Aufgenommenen, und der feierliche Schwur." Dieser ernste Huldigungseid erklärt, daß Richard auch später, als er sich sehr ernüchtert fühlte, doch dem Vater schrieb, er habe sich nun einmal der Burschenschaft feierlich gelobt und werde auch, so lange er in Heidelberg sei, ihr Heeresfolge leisten, selbst da, wo er für sich vielleicht ihre Beschlüsse nicht für richtig halte. Der Geist, aus dem die Burschenschaft geboren war, war ihm sympathisch. Es handelte sich um einen Kampf des sittlichen Ernstes gegen die hergebrachte Roheit des Studentenlebens, des deutschen Patriotismus gegen den Particularismus, des neu erwachten Glaubenslebens gegen den Religionsspott des achtzehnten Jahrhunderts. Männer wie Arndt, Schleiermacher, Luden, Fries hätten sich nicht zu dieser Bewegung bekannt, wäre nicht ein gesunder Kern in ihr gewesen. Ihre Ziele verschwammen zwar in Duft und Nebel, aber einer Jean Paul-Natur wie dem jungen Rothe war das nur

Anlaß, sich in doppeltem Sehnsuchtsdrang ihnen entgegen zu strecken. Die Reactionäre in den Ministerien freilich standen dem Geiste, der sich hier regte, von vorn herein mißtrauisch gegenüber. Gerade, weil die Landsmannschaften den Particularismus pflegten, galten sie als die Loyalen. Gentz, der im Dezember 1818 durch Heidelberg kam, ließ sich durch den Anblick der Burschenschafter in ihren Sammetpikeschen sogar den Geschmack an der Natur verderben, deren Schönheit er sonst nichts glaubt vergleichen zu können. „Die einzigen Flecken im Gemälde," schreibt er an den Freiherrn von Pilat, „sind die grotesken und widerlichen Figuren, die in schmutzigen altdeutschen Trachten, Gott und den Menschen ein gerechter Greuel, mit Büchern unter dem Arme, die falsche Weisheit ihrer ruchlosen Professoren einholen gehn. Durch vier- oder fünfhundert solcher Studenten könnte einem freilich das Paradies verleidet werden." Kindisch und unreif war gewiß manches an dem wichtigthuenden Treiben der guten Jungen, und auch das sollte Rothe alsbald erfahren, daß Ideal und Wirklichkeit, selbst in der Burschenschaft, verschiedene Dinge seien. Zu dem Programm der Burschenschaft gehörte in erster Reihe die Einschränkung der Duelle, da der Deutsche gegen den Deutschen die Waffe nicht zücken sollte. Da aber Rempelei mit den Landsmannschaften etwas sehr Gewöhnliches war, mußten die beiden Neulinge erfahren, daß das Programm etwas für sich war, und die Praxis war auch etwas für sich. Der „Vorstand" hatte bald ermittelt, daß die beiden gut situirten Bundesbrüder Rothe und von Schrötter in der Hauptstraße, fern von der Wohnung der Pedelle, zwei geräumige Zimmer mit anstoßenden Schlafkammern einnähmen und die Duelle zwischen Burschenschaftern und Corps bequem bei ihnen auszufechten seien. Mit „respectvoller Bereitwilligkeit" unterwarfen sich die beiden Neulinge dieser Anordnung der Senioren. „Aber wie sehr erschraken die beiden unerfahrenen Jünglinge," berichtet von Schrötter, „als gleich an einem Tage sechs Duelle successive stattfanden, die Action von 6 Uhr Morgens bis zum Nachmittage dauerte, nicht unbeträchtliche Verwundungen erfolgten und endlich die Intervention des Oberpedells eintrat, welcher indeß das Freundespaar mit anerkennenswerther Rücksicht vor einer Disciplinarverfolgung zu bewahren wußte." Rothe war über diese unangenehme Geschichte viel weniger erregt als von Schrötter erwartet hatte, denn er legte dem Handschlag, den er der Burschenschaft geleistet hatte, die Bedeutung bei, daß er derselben nun auch jedes Opfer zu bringen habe. Dennoch war die Folge dieses Erlebnisses, daß mit dem Ende des Semesters die beiden Freunde gesonderte Wohnungen nahmen, um ähnlichen störenden Zumuthungen nicht weiter ausgesetzt zu sein. Im Wintersemester finden wir Rothe in einem Hause neben Dr. med. Nebel, aus dessen Fenstern er in den Nebel'schen Garten hinabsieht und in den der benachbarten Pflege Schönau, wo sein Lehrer Abegg, mit dem neuen Testamente

in der Hand, seine Predigt studirt. Als schon im Februar der Frühling einkehrt, beobachtet er mit Entzücken unter sich das Knospen und bald auch das Blühen der Mandelbäume und kann es nicht lassen, immer wieder von seinem Pulte an das Fenster zu treten und nach dem Neckar hinunter und nach den Bergen der Hirschgasse hinüber zu schauen. Im Hause wohnten bereits einige schlesische Landsleute, die sich als „Silesia" auch bald äußerlich zusammenschlossen. Er selbst aber war mit von Schrötter, Neumann, von Prittwitz und von Haugwitz von Anfang an Mittelpunkt der alten Breslauer Schulfreunde. Es hatte sich sofort eine kleine Gruppe gebildet, die sich täglich bei Tisch und bei Spaziergängen traf und bald auch gemeinsame Ausflüge nach dem Odenwald, Bergstraße und dem Hardtgebirge unternahm. W. Oertel, bekannter unter seinem Schriftstellernamen O. von Horn, erinnert sich des jungen norddeutschen Theologen in dieser Zeit und seines feinen ästhetisch zierlichen Wesens, das ihm den Namen des Prinzchen eingetragen hatte. In Rothe's Briefen wird Oertel nicht erwähnt. Rothe hatte überhaupt wenig süddeutschen Verkehr, und der norddeutsche war auf einen ernsten Ton gestimmt. Von Schrötter erzählt, die Freunde hätten oft gestaunt über den Reichthum von Rothe's Kenntnissen und sein Talent. Obwohl der einzige Theologe unter Commilitonen, welche Rechts- oder Cameralwissenschaft studirten, habe er doch an allen Besprechungen auf diesem Gebiete lebhaften Antheil genommen. „Fast einem Examinatorium war es ähnlich, wenn er mit einem oder dem andern Freunde eine Unterhaltung bald über ein juristisches oder cameralistisches Thema ersichtlich in dem Wunsche führte, sich über dasselbe Aufschlüsse zu verschaffen. Sonst wird es nicht jedem leicht, die juristischen Definitionen und Deductionen scharf zu fassen. Bei Rothe war das der Fall. Er vermochte sogar auf Controversen mit klarem Urtheil einzugehen. Für andere war das staunenswerth, mitunter sogar beschämend, wenn der Theilnehmer an dem Gespräch ein weniger richtiges Verständniß zeigte." Von Theologen ist ihm damals nur Fritz Krauß aus Augsburg näher getreten und wenn er einmal schreibt, Daub sollte nach Bonn gehen, für den Durchschnitt der Theologen in Heidelberg sei er viel zu gut, „er ist nicht dazu da, miserable (wie sie meist sind) Pastoren zuzustutzen, sondern die anzuregen und zu leiten, die ein höheres Verständniß haben," so spricht sich darin keine große Zufriedenheit mit diesem Durchschnitt aus. Selbst Karl Ullmann, den er bei Abegg kennen lernte, erscheint ihm mit Unrecht, vielleicht getäuscht durch dessen zähe, zögernde Sprechweise, „ohne rechtes inneres Leben und eigentlichen wissenschaftlichen Brennpunkt". Ein paar Jahre später warnt er deßhalb Heubner davor, Ullmann nach Wittenberg zu berufen.

Das Statut der allgemeinen Burschenschaft wurde bald nach Rothe's Eintritt in dieselbe in Karlsruhe vom Ministerium verworfen. Thatsächlich

bestand sie darum doch fort, nur daß die einzelnen Gruppen jetzt eine größere Bedeutung gewannen, so daß Rothe's Kreis ziemlich ausschließlich aus Schlesiern bestand. Die allgemeine Burschenschaft dagegen nahm nur bei besonderen, die ganze Studentenschaft berührenden Gelegenheiten die jungen Leute in Anspruch, doch ist gegen Ende der Heidelberger Zeit Rothe's Urtheil dasselbe, wie das seines späteren Collegen Robert von Mohl, der in dem Herbste 1819, in dem Rothe Heidelberg verließ, in die dortige Burschenschaft eintrat. „Ich fand," schreibt Mohl, „daß ich meine Freiheit verkauft, in das nichtige und zeitraubende Treiben mit Duellen, Versammlungen und Kneipabenden mich eingelassen hatte, Geld und Zeit ohne Nutzen und Vergnügen verschwendete."

Nur ironische Beachtung schenkte Rothe der Proselytenmacherei der politischen Secte in der Burschenschaft, die sich, vielleicht gerade in Folge jenes Verbotes, zu einer engeren Kirche zusammengethan hatte und deren Conventikeltreiben er mit merkwürdiger Beobachtungsgabe und frühreifer Ueberlegenheit beschreibt. Gleich Bismarck konnte er in diesem Kreise nichts entdecken als schlechte Erziehung und utopistische politische Meinungen. Er spottet über Jena; diese Centralfabrik der Deutschheit, „die da besteht in deutschen Röcken und Bonnets, Turnen und Fechten, politischer Kannegießerei und Schimpfen auf die Fürsten (den Großherzog von Weimar immer ausgenommen) . . . Der Student ist da zu studiren und nicht zu politisiren; und ich möchte doch wissen, was dem Geiste und Herzen mehr Energie gibt, ein ernstes Studium oder ein deutscher Rock, Tunica und die ganze Deutschheit". Gerade deßhalb lobt er den Hegelianer Carové, der den Standpunkt vertritt, daß der Hauptzweck der Burschenschaft die wissenschaftliche Förderung sei und sich in diesem Sinne in Versammlungen und Flugschriften vernehmen läßt.

Ein anderer Gegensatz, zwischen den der junge Theologe sich gestellt sah, war der der Romantik und des Rationalismus. Hie Voß und Paulus, hie Daub und Creuzer, lautete der Schlachtruf, der den jungen Studenten der Theologie täglich belästigte und der damals das ewig streitende Völkchen der Akademiker in zwei Lager spaltete.

Um die Lage zu verstehen, die Rothe vorfand, müssen wir ein paar Jahre zurückgehen. Die Leute, die den akademischen Streit entfesselt hatten, hatten sich bereits wieder von Heidelberg verzogen, aber der Gegensatz selbst bestand in alter Leidenschaftlichkeit weiter. Brentano, Arnim, Görres, Schenkendorf und Eichendorff hatten Heidelberg für die deutsche Poesie entdeckt, aber die Heidelberger vergalten ihnen mit Undank. „In Heidelberg," schrieb Eichendorff, „das selbst eine prächtige Romantik ist, wo der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt, Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts

Gemeines auf der Welt, in Heidelberg, wo der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen geht und Nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschen, und in dem Blüthenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlagen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit," dort hat sich, wie Freiherr vom Stein zu Böhmer sagte, die eigentliche Tafelrunde der deutschen Patrioten niedergelassen. Schenkendorf begrüßte im Juli 1814 das Heidelberger Schloß in seinem schönen Liede: „Es zieht ein leises Klagen um dieses Hügels Rand." In dem nahen Karlsruhe, wo er im Jung-Stilling'schen Hause seine Gattin gefunden, und wo er durch Stein als preußischer Agent beglaubigt war, hatte er zeitweise seinen Wohnsitz, überall mit den Perlen seiner Poesie das Größte und das Kleinste schmückend, so sein „liebes Kirchlein an der Straßen", der Straße nämlich, die von Karlsruhe nach Rüppur führt. Der Generalstab der romantischen Kreuzfahrer aber waren „die Einsiedler", Görres, Arnim und Brentano, denen, von Kotzebue und Voß verhetzt, die Literaten des „Freymüthigen" und des „Morgenblattes" einen feindseligen literarischen Krieg machten. Den Dreien bereitete das nicht viel Kummer. „Ich beziehe eine Wohnung am Schloßberge unter Apfelblüthen mitten im Grünen," schrieb Achim von Arnim am 9. Mai 1808 an Goethe. „Unter mir ist da ein lustiges Bierhaus," der noch bestehende „faule Pelz". „Kegelbahn und Vogelgesang, Nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen um uns, und der schöne Himmel verschlingt uns in Trägheit" . . . . „Ich stehe an meinem mit alten Bildern beschlagenen Stehpult, von welchem ich umher auf einen reichen Schatz gesammelter alter Bücher und Handschriften und in der Ferne auf die abgestuften Weinberge jenseits des Neckar blicke, es klingen vor meinen Ohren die Takte und Tonschläge der großen Trommel, welche die lustigen und leisen Walzer in den Tanzsälen jenseits des Neckar regulirt," so schildert er seinem Freunde Ludwig Tieck ihr Leben im „faulen Pelz". Eine Frucht dieser „Trägheit" war die Sammlung deutscher Volkslieder, „Des Knaben Wunderhorn," das wie ein befruchtender Regen die germanistischen Studien und die romantische Poesie aufblühen ließ. Auch Eichendorff besuchte Arnim und Brentano in ihrer Brauerei, „wo sie einen großen luftigen Saal bewohnten, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde ersetzten, während das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgeräthe darin zu bemerken. Arnim und Brentano verhielten sich zu Görres wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhig mild ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte." Verstärkt durch den geistvollen und damals noch teutonisch gesinnten Görres blieben die Freunde bis zum Jahre 1808 meist zusammen

in Heidelberg, wo 1807 das „Wunderhorn“ zum vorläufigen Abschluß kam. Daß sie in Heidelberg nicht festwuchsen, lag an der polemischen Stellung, die sie zu den lichtfreundlichen Pfälzern einnahmen. An der Universität, die nach langen und schweren Kämpfen den Jesuiten abgerungen worden war, herrschte naturgemäß jetzt die Partei der Aufklärung. Bei Brentano war die Vergötterung des Mittelalters gegenüber der rationalistischen Prosa der Gegenwart zunächst wohl ein Ausfluß seiner Bizarrerie; war er doch der richtige Bruder Bettina's. Aber gerade bei ihm ging die poetische Legendenfreude zuerst in eine fanatisch katholische Gesinnung über. Als Rothe in Heidelberg studirte, war Brentano bereits nach Dülmen gezogen, wo er fünf Jahre damit beschäftigt war, die Offenbarungen der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich aufzuzeichnen, die er dann seinem Werke: „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi“ einverleibt hat. Das Organ der neuen Schule wurde die in Heidelberg bei Zimmer erscheinende „Zeitung für Einsiedler“. Obgleich sie nur vom 1. April bis zum 30. August 1808 erschien, enthalten ihre in Buchform als „Trösteinsamkeit“ herausgegebenen Aufsätze das treueste Bild des romantischen Heidelberger Kreises. „Es ist uns bei der Lecture,“ sagt Raumer, „als hörten wir den Neckar rauschen und sähen die Trümmer des alten Schlosses über die prachtvollen Bäume herabblicken.“ Die Zeitung war, wie Eichendorff schreibt, ein Programm der Romantik, „einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publicum, dem sie feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem (aber nicht sehr schmeichelhaftem) Porträt sie verziert war, anderseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen, Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke“. Daß die Mittheilung von Legenden und Volkssagen des Mittelalters als ein Angriff auf die herrschende Aufklärung und als Verherrlichung des Aberglaubens betrachtet wurde, erklärt sich aus den Angriffen, die Brentano sich je und je auf den Rationalismus, unter empfehlenden Anspielungen auf Daub, erlaubte. In einem Gedichte aus Anlaß der Genesung des Kurfürsten Carl Friedrich vom 26. Juli 1806 ließ Brentano in einer Unterhaltung der Brückenfiguren die bis zur Nase verschleierte Theologie sprechen:

„Auch durch der Theologia Schleier
Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer,
Gern nennt' ich allem Volk dies Licht,
Weil's aber taub ist, brauch' ich's nicht.
Sonst sah die Nase nur heraus,
Und sprach, ich bin heut' nicht zu Haus,
Aufklärung füllte jedes Maul.
Schaut durch die Eier und nannt' sie faul.
Weil sie nicht konnt' durch's Hühnlein seh'n,
Blieb der Verstand ihr stille steh'n.

Sie blies das Ei aus, mahlt' es an,
Steckt' auch ein Lichtlein hinten dran,
Aufklärung heißt's; aus Religion
Ward schier ein' schlecht' Illumination.
Doch jetzt durch der Theologia Schleier
Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer."

In diesem Sinne war auch die Einsiedlerzeitung redigirt, und namentlich die Briefe des Uhrmachers Bogs (Pseudonym aus dem ersten und letzten Buchstaben der Namen Brentano und Görres) sind scharfe Satiren auf Voß und seinen Anhang. Halten konnte sich ein Blatt nicht, das in dieser Weise das Publicum verhöhnte und die Richtung verächtlich machte, der die Pfalz nach den Glaubenserfahrungen des letzten Jahrhunderts mit Leidenschaft ergeben war. Goethe aber, wie er Vossens Angriffe auf Görres und Brentano mißbilligte, schenkte der Einsiedlerzeitung seinen vollsten Beifall, und ihren Zweck, als Leuchtkugel und Feuersignal zu dienen, hat sie erfüllt.

Die durch die jungen Stürmer heraufbeschworene Parteiung, an der die Einsiedler scheiterten, wirkte noch lange nach. Sie beherrschte auch zu Rothe's Zeiten das geistige Leben in Heidelberg, ja er selbst nahm, so jung er war, in dem Streite mit aller Entschiedenheit Partei. Mit Abneigung gegen Voß war er nach Heidelberg gekommen, mit Entrüstung über den alten Zänker verließ er es. Der minder wichtige Gegner, der die Einsiedler mehr ärgerte als schädigte, war Kotzebue. Schon damals hielt er sich häufig in Mannheim auf, wohin er 1819 ganz übersiedelte, als er sich vor den Angriffen der Jenenser Burschen in Weimar nicht mehr für sicher hielt. In der Vertheidigung des Heidelberger Schlosses gegen die Barbarei der Bureaukratie, die das Schloß, ähnlich wie die Festung Dilsberg, als Steinbruch zu benutzen anfing, waren Kotzebue und die Romantiker Verbündete. Auch Tieck übte an der Verschönerungswuth der Behörden, die die romantische Wildniß um das Schloß in einen Garten verwandelten, in seinem „Phantasus" von 1812 eine bittere Kritik. Aber in allem Uebrigen war Kotzebue gerade so Feind der Romantiker, wie der teutonisch gesinnten Burschenschaft. Schon ihre Vergötterung Goethe's genügte, ihm den ganzen romantischen Kreis verhaßt zu machen.

Gefährlicher war der andere Widersacher, in dem auch Rothe den Feind seiner Freunde sah. Im Juli 1805 war Johann Heinrich Voß nach Heidelberg berufen worden, um der reorganisirten Universität seinen Rath zu widmen. Statt aber Vorlesungen zu halten, spann der alte Schulmonarch der Reihe nach mit den Romantikern, dem Theologen Daub und dem Philologen Creuzer gehässige Fehden an, die die Universität, die er fördern sollte, zerrütteten, und die auch im Jahre 1817 noch lange nicht zu Ruhe gekommen waren. Anfänglich hatte er in großer Gunst bei Karl Friedrich und seinem

Minister Reizenstein gestanden und war darum von den Professoren viel umworben worden. Hegel stellt ihn in einem Briefe als Homerübersetzer neben den Bibelübersetzer Luther und Herr Mendel aus Göttingen, später Neander genannt, läßt sich durch Rebekka Claudius an den fanatischen Rationalisten empfehlen. Aber sein schonungsloses Absprechen und die despotische Härte seines Auftretens verscheuchten bald die Akademiker aus seinem sonst so gastfreien Hause. In der Oeffentlichkeit erschien er nie. Nur wenige Heidelberger, schreibt Rothe dem Vater, können sich rühmen, ihn von Angesicht gesehen zu haben. Wer den langen hageren Mann im geblümten Schlafrock, den gelben Pantoffeln und dem langen nackten Halse kennen lernen wollte, mußte ihn in seinem Hause oder Garten an der Ecke der Plöck- und Sandgasse aufsuchen, wo sein Verkehr, wenn man seinen Intimus Paulus und seinen fleißigen, aber dem Weine ergebenen Sohn ausnimmt, fast nur noch aus auswärtigen Besuchern bestand. Zwischen der in Heidelberg herrschenden romantischen Schule und ihm war offener Krieg. Als Antwort auf Vossens polternde Reden gegen die Mystiker brachte die Einsiedlerzeitung aus Görres Feder ein voßisches Idyll, in den Voß als der Hyperboräer vorgeführt wird, dem sein Weiblein den Ofen heizt. Eine Woche lang brütet er über einem einzigen Hexameter und tritt von Zeit zu Zeit an sein Teleskop, um das Treiben der „Mucker" zu beobachten, während die verhaßte Eulenbrut, die sechs niedlichen Käuzlein, ihn auf dem eigenen Dache verhöhnen.*) Die Hunde, die er gegen sie dressirt, werden mit all den leckern Fleischspeisen regalirt, die er in seinen Liedern und seiner Luise schmatzend besungen, und nachdem das Geschoß, das er auf den Karfunkelberg, d. h. die romantische Schule abgefeuert hat, zurückgesprungen ist und ihm die eigene Kanone verstopft hat, wird ihm eine derbe Strafpredigt zu Theil: „Will das Alter, daß man's ehre, so sei's auch, wie sich's dem Alter ziemt, ernst und würdig und vor allem liebreich — dann wird man achten was achtbar ist, jetzt belacht man, was belachbar ist." Nicht weniger als mit Görres und Arnim lebte Voß mit den beiden Schlegel in literarischer Fehde. Hatte doch A. W. Schlegel von seiner „Luise" gespottet, für die Häuslichkeit zu sorgen, sei freilich gut, aber es sei das nicht das Geschäft der Musen. Friedrich Schlegel hatte seine Hexameter in dem poetischen Briefe an Striezelmaier parodirt:

„Striezelmaier, im Wald hinrieselt flüchtige Quellfluth,
Im Fortlaufe genannt von dem Bauernvolke der Sumpfbach,
Weil ringsum stark hauchend Gesümpf in den Feldern ihn aufnimmt,
Daß in Bewässerung stets sich umsonst abmühet die Pflugschaar."

u. s. w.

---

*) Gemeint sind wohl Görres, Brentano, Arnim, Schenkendorf, Daub, Creuzer.

Während Hegel ihn Luther'n an die Seite stellte, charakterisirt C. W. Schlegel Vossens Verdienst als Uebersetzer dahin, daß Voß die deutsche Literatur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakespeare und einem ledernen Aristophanes bereichert habe. Zu diesem ästhetischen Gegensatze kam nun aber vor allem der moralisch religiöse. Voß glaubte mit Fanatismus an das Recht der allein volksbeglückenden Aufklärung. Das Evangelium der Romantiker, daß die Kunst die höchste Offenbarung Gottes sei, nicht die Vernunft, war ihm lächerlich. Was sollte er, der jedes Wunder verpönte, nun gar mit einem ganzen Wunderhorn? An den Kampf gegen den Aberglauben hatte der alte Kämpfer sein ganzes Leben gesetzt, nun kamen diese jungen „Genie's", wie sie sich selbst nannten, und erregten ihm mit ihren Marienliedern und stigmatisirten Nonnen, mit Gespensterspuk und Richtschwertern, die in der Nähe eines Verbrechers von selbst zu schwingen begannen, mit ihrer Mantik und ihren magnetischen Kuren die Galle. Er pflegte Arnim, den Herausgeber des Wunderhorns, „das Hornwunder" zu nennen und ließ es sich nicht nehmen, daß „die beiden rothhaarigen Schurken" Görres und Creuzer daran arbeiteten, die Studenten katholisch zu machen. Aber er wollte durch seinen Einfluß in Karlsruhe schon dafür sorgen, daß den Dreien das Handwerk gründlich gelegt werde. Mit dem Scharfblick des Hasses sah der alte Rationalist voraus, wohin die romantische Bewegung führen müsse. Das dicke Ende der Romantik ist der Papst, das war seine felsenfeste Ueberzeugung. In Creuzers Symbolik witterte er bereits die Bähr'sche und Görres Freiheit war ihm eine Freiheit für Großinquisitoren. So ging er bei den Professoren von Haus zu Haus, um Görres von Heidelberg, wo er nur gastweise Vorlesungen hielt, zu verbannen. Die weitere literarische Entwicklung „des rothhaarigen Schurken" bestätigte freilich Vossens frühen Argwohn. Görres endete, wie bekannt, als Vertheidiger der Inquisition und als Apologet der Hexenrichter. Als der Convertit Friedrich Schlegel, um die alten Irrungen beizulegen, Voß in seinem Thurme bei der Peterskirche unangemeldet überfallen hatte, ließ Voß eine schwarze Tafel bei dem Hausthor aufhängen, mit der Inschrift: „Redlicher Katholik tritt herein. Du, der die Vernunft abschwor, neumystischer Papist, bleib draußen." So konnte Arnim an Goethe schreiben: „An literarischem Scherze ist Heidelberg reich. Selten vergeht ein Tag ohne Begebenheit für die Parteien Voß und Anti-Voß." Voß aber meint in einem Briefe an Niebuhr: „Einer muß sich hergeben zur Bekämpfung des wachsenden Höllenbundes." Niebuhr freilich, den Voß eine Weile selbst im Verdachte gehabt hatte, er könne in Rom katholisch werden, ist der Ansicht: „Ueber diesen Punkt ist Voß einfach verrückt und sieht überall Gespenster." Allein eine gewisse Berechtigung hatte der Zorn des alten Kämpfers, dem es mit seiner Aufklärung heiliger Ernst war, dennoch. Die Losung, das Genie sei immer im Rechte, war dem Vertreter der bürger-

lichen Moral anstößig und diese dummen Jungen, die sich für Titanen gaben, waren in seinen Augen einfach „Windbeutel“. Er hatte die ganz richtige Empfindung, daß diese Leute mit allem nur spielten. Sie priesen den alten Glauben, aber nicht weil er sie selbst erfüllte, sondern weil er einen wirksamen Contrast zum Rationalismus des Philisters bildete und das Geheimnißvolle und Wunderbare sich poetisch verwerthen ließ. Sobald es ihnen gefiel, löste sich doch alles wieder in Spiel und Ironie auf, denn der ächte Romantiker achtet alles für eitel, nur nicht das eigene souveräne Subject. Mit Lucinden hatten sie begonnen, um mit stigmatisirten Nonnen zu enden. Als Jon und Alarkos nicht zogen, sollten Ritterthum, Mönchthum und die Andacht des Mittelalters der würdigste Gegenstand der Dichtung sein. Die „symbolische Weltansicht“, die sie dem Mittelalter zuschrieben, und die durch die Reformation verloren gegangen sein sollte, die aber nach Friedrich Schlegel allein innere Befriedigung giebt, war kein ernsthafter, wirklicher Glaube, sondern eine ästhetische Phantasmagorie, allenfalls dazu gut, den Uebertritt zum Katholicismus zu beschönigen, wenn man, wie Schlegel, österreichischer Legationsrath werden wollte. Ein solch gesinnungsloses Phantasiren war dem ernsthaften alten Schulmanne verhaßt. Die Poeten der romantischen Schule waren in seinen Augen Schwindler, die Politiker Heuchler und Intriguanten und als die Einsiedlerzeitung nach großen Verlusten des Verlegers Zimmer einging und ihre Mitarbeiter der Reihe nach Heidelberg räumten, triumphirte Voß, daß er das Schlachtfeld behauptet habe. Der Versicherung, Arnim's Poesieen seien voll Bewegung, setzte er die kaustische Bemerkung entgegen, der Verleger klage über Ruhe. Brentano bestätigte das selbst und als Zimmer ihn einem andern Buchhändler vorstellte und dieser fragte, ob er auch Buchhändler sei? erwiderte Brentano: „Nein, ich bin einer von denen, welche die Buchhändler zu Grunde richten.“ Der Mißerfolg mochte mit dazu beigetragen haben, daß Zimmer bald darauf sein Geschäft aufgab und Pfarrer wurde. Als solcher war er einer der Hauptförderer der pietistischen Bewegung in Süddeutschland. Auch ihn hatte Voß also ganz richtig eingeschätzt. Aber auch Vossens Befürchtung, die neue Schule mache katholische Convertiten, war nicht unbegründet, das zeigt gerade der Student Rothe, der anfing den katholischen Gottesdienst zu besuchen und dessen katholisirende Briefe gegen Ende seines Aufenthalts in Heidelberg den Eltern die ernstliche Befürchtung erweckten, er könne die große Zahl der Proselyten vermehren, von denen damals alle deutschen Zeitungen zu melden hatten. Am längsten hielt Arnim, der Ruhigste der drei Führer, den Grobheiten des „Morgenblatts“ und des „Freymüthigen“ Stand. Aber er hauste schließlich in Heidelberg „wie in einem aussterbenden Kloster“. Endlich schrieb auch er an Goethe: „Ich laufe lieber wieder in die Welt und sehe, was da Gutes passirt und lasse das Vossische Haus mit seiner ganzen schreibseligen

Anhängerschaft schreiben, was sie wollen." So war Heidelberg von den „Windbeuteln" gesäubert, aber die Entzweiung, die sie angerichtet hatten, war mit der Entfernung der „Wunderhörner" keineswegs zu Ende, sondern der Streit zerrüttete noch viele Jahre die ganze Universität und seine Stichworte verstärkten Rothe's Abneigung gegen die ganze aufklärerische Richtung.

Vossens getreuster Verbündeter in diesen Fehden war der Theologe, dessen Collegien zu hören Richard dem Vater anfänglich rundweg abschlug, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Viel gemäßigter in der Form und freundlicheren Temperaments als der cholerische Voß hat Paulus durch seinen Einfluß bei Reizenstein doch so manchen Sieg Vossens über die Dunkelmänner in der Stille vorbereitet. Voß hatte Paulus' Berufung im Mai 1811 durchgesetzt, da dieser nach seiner Meinung der rechte Mann war, „um der schwindsüchtigen Theologie wieder Odem und frisches Blut zu schaffen". Sobald er ernannt war, nahm ihn Voß gegen Daub in Eid und Pflicht. In seinem Thurme, wie er sein hochstöckiges Haus an der Ecke der Plöck- und Sandgasse zu nennen liebte, wollten sie zusammen singen:

Und wenn die Welt bedäubet wär',
Es soll uns doch gelingen.

Die Regierung nahm für die Rationalisten Partei. Als 1814 bei der Prorectorwahl Daub und Paulus gleichviele Stimmen hatten, bestätigte Reizenstein Paulus, der doch so viel später eingetreten war. Während Paulus aber die collegialischen Rücksichten gegen Daub wahrte, arbeitete sich Voß immer mehr in einen leidenschaftlichen Haß gegen den kryptokatholischen Betrüger hinein. Bis zu seinem letzten Athemzug hat der streitsüchtige Scholarch und „kritische Grobschmied" diesen Kampf gegen den Mystiker Daub und den Symboliker Creuzer fortgeführt. Daub's Art, den Katholicismus als eine nothwendige Form des religiösen Lebens zu rechtfertigen, konnte manche Zuhörer, wie das bei Rothe selbst der Fall war, auf katholisirende Wege führen und an dem ausschließlichen Rechte des Protestantismus irre machen. Da Voß ohnehin an den Beziehungen Daub's zu den Romantikern und ihren Convertiten Anstoß nahm, witterte er sofort auch bei Daub geheimen Abfall und während dieser in tönenden Worten Entfernung aller Heterodoxen vom Lehramte forderte, kehrte Voß diese Forderung gegen ihn selbst und setzte es mit seinen Verklägereien schließlich durch, daß gegen Daub eine sinnlose Untersuchung wegen Kryptokatholicismus eingeleitet wurde. Das Ergebniß war freilich nur ein scharfer Verweis für ihn selbst, der ihm aber nicht mehr eröffnet werden konnte, weil der Prorector dem sterbenden Manne nicht seine letzte Stunde verbittern wollte. „Mein seliger Verläumder Voß", pflegte ihn Daub nach seinem Tode zu nennen. Die Jugend, die Hegelianer inbegriffen, hatte sich durchweg für Daub

entschieden, so auch Rothe. Richard hatte schon in Breslau seinem Vetter Ludwig Müller seine tiefe Abneigung gegen den Großinquisitor der Aufklärung bekannt und empfand keine Neigung, wozu der Vater ihn drängte, den Thurm an der Sandgasse aufzusuchen. „Sein Haus liegt wahrhaft romantisch", schreibt Richard, aber er hütet sich, es zu betreten, obwohl er an den Sohn Voß empfohlen war und auch fleißig griechische Autoren bei ihm hörte.

Ungefähr ebenso verhielt Rothe sich zu Paulus, dessen Wirksamkeit in Heidelberg die väterlichen Freunde im rationalistischen Breslau als ein Gegengift gegen die mystischen Einflüsse Daub's und Creuzer's empfahlen. Richard selbst will Paulus nur als großen Politiker, nicht als Theologen gelten lassen, und in der That, wenn der kleine Mann mit den leuchtenden klugen Augen bei dem häßlichen, langhalsigen Voß vor dem geschliffenen Deckelglase mit Bierkaltschale saß, so war wohl von den badischen Landständen und den neuesten Reden der befreundeten Abgeordneten Winter und Fries, von den württembergischen Verfassungshändeln und dem Wartburgfeste, aber wenig genug von Theologie die Rede. Die sicherste Sprach- und Sachkenntniß konnten auch die Gegner Paulus nicht absprechen, aber bei seiner Tendenz, die Apostel nur sagen zu lassen, was dem gesunden Menschenverstand der Rationalisten entsprach, that Paulus dem Schrifttext auf Schritt und Tritt Gewalt an, schreckte pietätsvolle und unbefangen gläubige Gemüther wie Rothe ab und erleichterte es schließlich Leuten wie Tholuck an seiner ganzen Richtung zum Ritter zu werden und sich mit dem Scheine größerer Tiefe und wahrer Wissenschaftlichkeit zu umgeben. So ist Paulus wider Willen einer der Todtengräber des Rationalismus geworden. Rothe namentlich hatte an den Paulus'schen Wundererklärungen, die ihm seine Lehrer auf dem Gymnasium vorgetragen hatten, noch ganz genug. Auf des Vaters Drängen schreibt er schließlich: „Das Paulus'sche Colleg über Cohelet will ich annehmen, weil mir hier nicht wie bei seinen sonstigen, aphoristischen Vorlesungen über das Alte Testament die Möglichkeit etwas zu lernen benommen ist." Im Uebrigen, meint er, stehe Paulus auf einem etwas beschränkten Standpunkt. Selbst seine Kirchengeschichte sei kein religiöses, sondern ein politisches Colleg, weshalb er diese bei Lewald höre. Paulus verwende seine ganze Zeit auf politica und man sage in Heidelberg, er werde nächstens württembergischer Minister werden. Als Rothe dann doch den Pentateuch bei Paulus hört, bewundert er zwar Paulus' sichere Sprachkenntnisse, aber er kommt aus dem Erstaunen nicht heraus, zu welch unsinnigen Erklärungen seine Vernunft diesen gescheuten Mann verführe. So lasse er zu Abrahams Zeit ein Vehmgewicht existiren, dessen drei Boten die drei Engel sind, die in der Genesis auftreten. Er glaube, daß Moses das Schießpulver aus Egypten mitgebracht und durch eine unterirdische Mine Dathan und Abiram habe von der Erde verschlingen lassen. Daub lasse sich zu solchen

Erklärungen gar nicht aus, um nicht mit Paulus in Zwistigkeiten zu gerathen. Erst in reiferen Jahren, als Rothe selbst College des alten Paulus wird, lernt er dessen harmonische Bildung und sittlichen Ernst richtiger würdigen; als Student aber rechnet er ihn zu den Docenten, die den Lernenden den Stoff verekeln und lieber alles Andere hätten werden sollen als Theologen. Immerhin darf man daran erinnern, daß der so ganz anders stehende Ludwig Feuerbach, der bald darauf in Heidelberg Theologie studirte, sich noch stärker von Paulus abgestoßen und von Daub angezogen fühlte, und schließlich, wie Rothe, Hegeln nach Berlin nachzog.

Der eigentliche Löwe der Facultät war für Rothe Daub, „der donnernde Jupiter des Katheders", „der erste aller lebenden akademischen Lehrer und — Menschen". Richard will Heidelberg nicht verlassen, ehe er Daub's Dogmatik gehört hat, „denn eine solche Dogmatik bekomme ich in der ganzen Welt nicht zu hören". Es liegt viel jugendliche Schwärmerei in diesen Hyperbeln, aber auch Ludwig Häusser, der dem großen Theologen noch persönlich nahe gestanden, sieht in Karl Daub „einen der größten philosophischen Denker und gewaltigsten Lehrer", der zugleich die Verehrung und Zuneigung seiner Collegen in seltener Weise besaß. Sohn armer Eltern, in Kurhessen wegen seines Kant'schen Standpunktes gemaßregelt, war Daub 1795 Professor in Heidelberg geworden und hatte durch seine edle und überlegene Persönlichkeit sofort die Jugend um sich geschaart. Auch Rothe imponirte „die männliche, kräftige Ruhe, die durch keine Stürme mehr getrübt zu werden vermag", und dabei das hohe geistige Leben und die aus den Augen blitzende geistige Empfänglichkeit und Erregbarkeit. Eine solche sittliche Kraft, Fülle und Bestimmtheit, meint er, sei nur auf dem Boden eines thätigen und regsamen christlichen Lebens möglich. Daß Daub's theologische Entwicklung noch im Flusse war und er, ergriffen von der großen speculativen Bewegung, zu immer neuen Umgestaltungen seiner Lehre weitergeführt wurde, war den Zuhörern nur Gewinn, da sie so lernten, wie in bedeutenden Köpfen die Gedanken sich bewegen, während die Männer des festen Standpunkts ihn den Talleyrand der Theologie nannten, der von der Kant'schen Revolution zu Schelling's Kaiserthum und von ihm zur Hegel'schen Restauration übergegangen sei. Umgekehrt haben die Hegel'schen Verbündeten Daub's Schleiermacher als den Usurpator angesehen, der als „der Schnellere" die führende Stellung in der Hauptstadt der Philosophie an sich riß, welche nach ihrer Meinung unzweifelhaft Daub gebührte. In diesem Sinne hat Strauß den Schiller'schen Vers auf Daub und Schleiermacher angewendet:

Als der Griechen Schiffe brannten,
War in Deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.

Daub's „Lehrbuch der Katechetik" 1801, begründete noch ganz in Kant's Weise die Religion durch Moral, unterschied zwischen statutarischer Religion und Vernunftreligion, drang auf den praktischen Gehalt der Bibel und Kirchenlehre, lehnte aber die Wunder ab, da sie für die Reifen nur ein Hinderniß des Selbstdenkens bildeten.*) Dann gewann Schelling auf ihn Einfluß. Er faßte jetzt die Religion als eine objective Macht, die je nach der Verschiedenheit der Völker eine verschiedene Form annimmt. Was wir Religion nennen, ist ein sich Offenbaren Gottes im Menschen. In der Abhandlung von 1805 über „Orthodoxie und Heterodoxie" ist er noch geneigt, die relative Gleichberechtigung der verschiedenen nationalen Religionsformen anzuerkennen. Von ihrer Union aber will er nichts wissen, da Deutschland dadurch seinen nationalen Charakter verliere, der eben darin bestehe, den thätigen Katholicismus durch den lehrhaften Protestantismus im Gleichgewicht zu halten. Der spanische Volksgeist ist katholisch, der englische protestantisch. Dem deutschen Volksgeist ist es eigen, wie der Magnet, beide Pole in sich zu tragen. Wer also Katholicismus und Protestantismus vereinigen, oder von einer Religion zur andern übertreten wollte, würde abfallen vom Geiste seines Volksthums, es wäre das ein Anschlag zur Vernichtung des deutschen Nationalcharakters und der Nation selbst, welche eben in jener Polarität ihr Bestehen hat. Von diesem Standpunkte aus kommt Daub auf hochconservative Maximen. „Derjenige Theologe oder Geistliche, welcher sein Volk liebt, und sich als lebendiges Glied desselben fühlt, wird immer auch orthodox sein; der heterodoxe Geistliche oder Theolog dagegen, indem er Lehren verbreitet, welche unmittelbar oder mittelbar auf Zerstörung der geltenden Religion hinführen, greift das Volk, innerhalb dessen er steht, bei seinem Eigenthum an, und zwar bei dem eigensten, das es haben kann, bei seinem Charakter, dessen übersinnlicher Ausdruck die Religion ist. Einen solchen Versuch wird jedes wackere Volk mit gerechtem Unwillen zurückweisen, und den Frechen, der ihn macht, ausstoßen oder wenigstens von seinem Posten, als Diener der öffentlichen Religion entfernen." Einen neuen Fortschritt stellen die lateinisch verfaßten Theologumena vom Jahre 1806 dar. Dem Schüler Schelling's ist die Religion nunmehr die Offenbarung Gottes im menschlichen Geist, die unmittelbar aus Gott hervorgeht als sein Wissen von sich. Sie scheint im Menschen zu entstehen, eigentlich aber entsteht der Mensch für sie, da in ihm Gott sich seiner bewußt wird. In diesem Gottesbewußtsein hat der Gläubige den Grund seines Glaubens, den die Philosophie nicht zu beweisen hat, sondern nur dialektisch vermitteln kann. Die Grenzen der reinen Vernunft sind, wie ihn Schelling, Hegel, Steffens, Baader, Schubert nunmehr

*) Vgl. den schönen Aufsatz: „Schleiermacher und Daub" in den Charakteristiken und Kritiken von D. F. Strauß.

belehrt haben, weder die Grenzen des Seins, noch des Wissens und er zürnt jenen Rationalisten, für die die Autoritäten von Melanchthon und Calvin nicht verfangen, sondern „die euch immer an eure Vernunft und deren Autonomie als an die letzte und höchste Instanz verweisen". Die Vernunft ist nicht die Quelle, sondern nur Medium, Organ der Erkenntniß Gottes; Quelle derselben ist die Offenbarung Gottes im Menschen. Diese Offenbarung ist die Religion. Sie ist nicht durch menschlichen Witz erfunden, nicht durch die Natur und ihre Schrecken und ihre Wunder im Menschen hervorgebracht, überhaupt nicht entstanden, sondern ewig wie Gott selbst. Sie ist Gottes Wissen von sich selbst, reine göttliche Selbstanschauung. In der Religion nimmt der Mensch an dem Wissen Gottes von sich selber menschlicher Weise Theil. Die Verschiedenheit der Religionen ist begründet in dem verschiedenen Charakter der Völker und Zeitalter. Die vollkommenste Form ist das Christenthum, das ohne die Urreligion selbst zu sein, dieselbe doch auf absolute Weise in sich darstellt. Der christlichen Dogmatik ist der Gegenstand gegeben theils in dem inneren Gottesbewußtsein, theils in der biblisch-kirchlichen Ueberlieferung, da aber auch die Philosophie von der Idee Gottes ausgehen muß, fließen für Daub Philosophie und Theologie stets ineinander, wie der Student Rothe nicht verfehlte zu bemerken. Indem nun Daub die Idee Gottes analysirt, sieht er, daß Gott Princip und Ursache seiner selbst sein muß (aseitas). Zum Zweiten ist Gott nur in sich selbst. Der Mensch ist in Raum und Zeit, d. h. endlich, Gott ist in sich. Zum Dritten ist Gott für sich, er ist sich selbst genug, Aseität, Ewigkeit und Selbstgenügsamkeit sind drei divergirende Strahlen desselben Lichts, die absoluten Anschauungen, in denen unsere Vernunft Gott begreift. In so fern nun Gott von sich ist, ist er der Vater, in so fern er für sich ist, ist er der Sohn. Auch die Welt erschafft sich unaufhörlich selbst, sie hat das aber nicht aus sich, sondern aus Gott. Wie dieser Standpunkt mit Nothwendigkeit zu dem positiven geoffenbarten Christenthum weiterführte, wurde in der 1818, während Rothe's Heidelberger Studienzeit, erscheinenden Schrift Daub's offenbar: „Judas Ischariot oder Betrachtungen über das Gute im Verhältniß zum Bösen", in der Schelling's Abhandlung „über die Freiheit" stark nachwirkt. Zwar wird auch hier nur das zur Religion gerechnet, was sich construiren läßt, aber das neue Buch construirt nun auch den Teufel, indem es in den biblischen Erzählungen ohne Weiteres speculative Probleme und in den Individuen unmittelbar Ideen erkennt. Dem falschen Wunder des Urbösen gegenüber setzt Daub ein fünffaches Wunder des Lebensprocesses, gipfelnd in dem menschgewordenen, sündlosen Gottessohne. Der Teufel, den seine Theologumena noch zum Mythologischen gerechnet hatten, ist hier das allerrealste, persönliche Wesen, das Urböse, und er ist als solches sein eigener Schöpfer, das wundervollste Scheusal der Schöpfung, das Gott aus

Liebe duldet. Er ist der Urheber des Bösen nicht nur in der Menschenwelt, sondern ganz besonders auch in der Natur; er ist der Urheber aller der feindseligen, widerwärtigen Potenzen. Im Stile der Schelling'schen Naturphilosophie wird hier das Bösartige und Ungöttliche in der Natur, es werden die Mächte des Widerspruchs gegen Gottes Plan im Wirken der Elemente nachgewiesen. Durch diese Macht des Widerspruchs ist der Tod in die Welt gekommen, und so macht Daub auch für die begrabenen Welten der früheren geologischen Epochen den Teufel verantwortlich. Er ist es, der die Schichten so wild durcheinander warf und Generationen auf Generationen boshaft ersäufte. Hegel hatte in dem unfruchtbaren Steinmeere des Haslithales den Beweis gesehen, daß der Zweckbegriff sich auf die Schöpfung nicht anwenden lasse, Daub sah in derartigen Phänomenen die Spur, wie der Teufel die Zwecke Gottes gestört und Gottes Schöpfung verwüstet habe. Dieser Geist des Widerspruchs, der Widersacher, ist in Judas Ischariot, dem Gegenbilde Christi, in Menschengestalt erschienen als das mit seinem Werkzeuge eins gewordene Böse.*) Einen gewissen Einfluß hat diese phantastische Dämonologie Daub's auf Rothe's Speculation dauernd ausgeübt, namentlich aber erklärt sich Rothe's geringes Interesse für die biblische Kritik aus der Einseitigkeit der Daub'schen Schule. Daub selbst ist niemals zu irgend welcher methodisch historischer Betrachtung der biblischen Ueberlieferung fortgeschritten, sondern redete von diesen nothwendigen Präliminarien aller christlichen Speculation mit großer Geringschätzung. Geschichtliche Untersuchungen gehören ihm überhaupt nicht zu seinen Aufgaben, denn wo die Geschichte anfängt, hört für ihn die Religion auf. „Die Historie", sagt er in seiner Einleitung in das Studium der Dogmatik, „kann nur zeitliche, die Speculation allein kann ewige Wahrheit lehren." Die Folge dieses Standpunktes war eine völlige Vernachlässigung der kritisch-exegetischen Seite. Auch den jungen Rothe belehrte er, es sei eine geistlose Ansicht, in diesen Studien das Wesentliche der theologischen Wissenschaft zu sehen. Er warnt ihn vor Göttingen, wo Eichhorn und die beiden Planck den von Semler und Michaelis gelegten Grund zu einem historischen Verständniß der biblischen Schriften ausbauten. Nichts sei verkehrter als den historischen Theil der Theologie zu pflegen und den speculativen zu vernachlässigen, da jener doch nur zu betrachten sei als die Vorhalle, durch welche man zu diesem gelange. Den Schüler, der nach seiner ganzen Geistesart auf Speculation angelegt war, erbauten diese Lehren sehr. Der einzige Beweis, daß der Heidelberger Student sich auf kritische Fragen überhaupt einließ, ist ein Excerpt der Schrift von Heinrich Planck in Göttingen gegen Schleiermacher's Sendschreiben über die Pastoralbriefe.**) Die Sorgfalt, mit der er alle Gründe aufbewahrt,

*) Vgl. D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken, S. 3 ff.

**) Unter den Papieren des Pastor Aarendt.

mit denen Planck die Angriffe Schleiermacher's auf die Aechtheit des ersten Timotheusbriefs abweist, zeigt deutlich, daß er dieselben für hinreichend achtet, den Berliner Kritiker zu widerlegen. Auch in der Folge hat er sowohl Schleiermacher's kritische Excurse im Colleg, wie Dewette's epochemachende biblische Untersuchungen schroff abgelehnt, wovon dann freilich das Ende war, daß er von Rom aus seinem Schwager Heubner einfach bekennen mußte: „Ich verstehe das Neue Testament nicht." In welchem Zusammenhang die Autoren zu ihren Meinungen selbst gekommen seien und was diese Meinungen *für sie selbst* bedeuteten, sei ihm völlig dunkel. Das war die entschiedene Lücke in Rothe's theologischer Bildung, für die Daub's einseitiger Unterricht verantwortlich ist. So hat er auch später für die große kritische Revolution der Tübinger Schule nie ein tieferes Interesse gehabt und sich auf Auseinandersetzung mit ihr nicht eingelassen. Aber der Lehrer Rothe's war bedeutender als sein heute überwundener Standpunkt. Seine *Persönlichkeit* imponnirte den Studenten. Er war, wie Zeller sich ausdrückt, keine historische, aber eine persönliche Größe. Vor allem ist über den heilsamen Einfluß, den er auf die Jugend übte, nur eine Stimme. Jede seiner Vorlesungen war „eine Feierlichkeit", wie einer seiner Zuhörer schrieb. Manchem ist die einfache Formel, mit der er seinem sittlichen Widerwillen Ausdruck gab: „Das wäre ja schlecht," wie ein Schwert durch die Seele gegangen. In seinem hübschen Häuschen am Karlsthor mit dem Aufblick zum Schloß und dem Garten gegen den Neckar lebte er ein reichbeglücktes Stillleben, wie es sein Feind, der Dichter der „Luise", poetisch zu verherrlichen liebte, wenn auch die „Metzelsuppen" und „leckeren Schweinchen" hier keine so große Rolle spielten wie in dem Pfarrhause des würdigen Pfarrherrn von Grünau. In warmer Freundschaft hielt Daub mit Creuzer, Hegel, Schlosser und den Pfarrern zusammen, die er jeden Abend am runden Tische des Museums um sich versammelte. Behaglich und schlicht bewegte er sich hier unter den anwesenden Honoratioren der Stadt als unter seines Gleichen. Doch konnte er auch grob werden, wenn es noth that. Als der Prosector ihm spöttisch sagte: heute habe er seine hundertste Leiche secirt, aber den Sitz der Seele habe er noch immer nicht gefunden, erhielt er die drastische Antwort: „Die Seele hat auch keinen Sitz, weil sie keinen Hintern hat." Seitdem ließen die Mediciner ihn in Frieden. Als Prorector hatte er Gelegenheit, seine Tapferkeit zu erweisen während der Unruhen des Hungerjahres 1816 und dann wieder 1817 während der Judenkrawalle, bei denen er gemeinsam mit dem Juristen Thibaut dem Hep Hep des Pöbels an der Spitze seiner Studenten mit eigener Gefahr entgegentrat.

Richard Rothe hatte den berühmten Theologen sofort nach seiner Ankunft im April 1817 besucht und in ihm den ehrwürdigsten und freundlichsten Mann gefunden, den er seit langem gesehen. Daub erlaubte ihm, zu jeder Zeit zu

ihm zu kommen. Der zutrauliche junge Student machte davon reichen Gebrauch und borgte sich sofort bei ihm eine hebräische Bibel, da seine „Tonne“ noch immer nicht angekommen war. Er begleitet Daub auf seinen Ausflügen in die Umgegend und tanzte sogar in seinen Gesellschaften gegen seine sonstige Gewohnheit. Seine Sympathie steigert sich zur Begeisterung, als die Vorlesungen begonnen hatten. „Ich wünschte seinen Gegnern nichts mehr, als daß sie die hohe, starke Gestalt des schon dem Greise sich nähernden, und doch noch in allen Zügen in voller Kraft blühenden Mannes, mit den blitzenden, dunkeln Augen, mit dem schwarzen Käppchen, hinter dem sich die schon schneeigen Locken bis in den Nacken herunter ergießen, hören möchten ...“ „Niemanden habe ich gehört, der mit einem einzigen Worte so viel zu sagen vermöchte als Daub mit einer einzigen Parenthese, einem einzigen Blick.“ Auch als das erste Heft des Judas Ischariot in Heidelberg mit allgemeinem Kopfschütteln aufgenommen wird, tritt Rothe entschieden für den Lehrer ein und meint, die Leute murrten nur, „weil er den armen Teufel den modernen Herrn nicht hat hergeben wollen, wie das überhaupt kein christlicher Theologe wollen und können wird“.

Neben Daub haben die beiden praktischen Theologen Schwarz und Abegg ihm den bedeutendsten Eindruck gemacht. Friedrich Heinrich Christian Schwarz, der badische Pestalozzi und Schwiegersohn Jung Stilling's, war wegen seiner erzieherischen Schriften allgemein geschätzt. Rothe lernt in ihm einen sehr lieben und freundlichen, wiewohl etwas kränklich aussehenden Mann kennen, der ihn mit ungeheucheltem Wohlwollen aufnimmt. Neben seiner Professur hatte Schwarz eine Erziehungsanstalt, von deren Zöglingen er als Vater geliebt wurde. Auch Rothe ist oft und gern bei dem lieben Kirchenrath Schwarz, der mit Jean Paul befreundet war und in dessen unsichtbarer Loge als Christian gefeiert wird. Abegg, der Bedeutendere von beiden, war ebenso als praktischer Geistlicher wie als Hausvater und akademischer Lehrer eine ideale Gestalt. Still und mild umgab ihn etwas von dem rechten Pfarrhausfrieden und allen Guten war es wohl in seiner freundlichen Nähe. „Man durfte nur“, sagt Rothe in seiner Gedächtnißrede, „auf seinem freundlich ehrwürdigen Antlitz den tiefen, stillen Frieden Gottes ausgegossen sehen, dem man es bald abfühlte, wie er höher sei als alle Vernunft oder in das Licht aus der unsichtbaren Welt hineinschauen, das so freudig aus seinem Auge leuchtete.“ Auch Karl Ullmann, der gleichzeitig mit Rothe in Abegg's Haus verkehrte, schreibt im Frühjahr 1818: „Abegg ist ein herrlicher Mann, voll von seinem Gott und seinem Heiland, immer derselbe auf der Kanzel und auf dem Katheder, im öffentlichen und im intimsten Privatleben, ein Mann aus einem Stück, wie ich noch keinen gesehen habe, ein wahrer Theologe.“ Von ähnlichen Aeußerungen der Begeisterung sind auch die Briefe Rothe's durchzogen, und als er im Jahre 1840 dem theuern Lehrer die Grabrede hielt, sagt er im Rückblick auf diese Zeit:

„Man konnte ihn nicht fürchten, denn man mußte ihn verehren. Ja man mußte ihn verehren, und ihm gegenüber wurde man inne, was Verehrung ist und wie süß und selig sie ist."

Auf dieser Pietät, die noch der Verehrung fähig war und glücklich war, verehren zu können, beruhte das enge Verhältniß, in das Rothe nicht nur zu den Theologen, sondern zu den meisten der bedeutenden Lehrer Heidelbergs schon als Student trat, und das nachmals zu seiner Berufung an die Spitze des theologischen Seminars führte. Es ist bei der Schwerfälligkeit der deutschen Jugend nicht immer leicht, aus der Raupe auf den Schmetterling zu schließen, aber wenn der blutjunge Student von Daub väterlich berathen, von Schlosser zum Begleiter seiner Gänge und einsamen Stunden gewählt wird und bei Abegg und Schwarz Kind im Hause ist, so muß der Jüngling doch schon etwas von dem Wesen des Mannes verrathen haben, zu dem sich nachmals alles hingezogen fühlte, weil er eine persönliche Wärme ausstrahlte, die eben so natürlich war, wie seine wohlthuende, aufrichtige Bescheidenheit. Er war damals schon der Liebling der Menschen und blieb es bis zu seinem Ende. Bei seiner grüblerischen Natur konnte es nicht fehlen, daß auch er selbst sich die Frage vorlegte: „Warum sind die Menschen alle so gütig gegen mich?" und er beantwortet sie nicht ohne Selbstgefühl in einem Briefe vom Ende seines Berliner Aufenthalts. „Ist doch mein Aeußeres," schreibt er, „so äußerst unansehnlich und unscheinbar, ohne alle Züge, die von außenher Interesse für mich erwecken könnten; mein Anzug ist immer um mehrere Stationen hinter der Mode zurück; meine Sitten äußerst einfach, gar oft sehr eckig und holpricht, mein Gespräch ziemlich wortkarg, schreitet nie unaufgefordert aus dem Kreise der Alltäglichkeiten heraus, und wird selbst, wenn es die heimathlichen Regionen meines Geistes betritt, nur in glücklichen Momenten lebendig. Beachtet zu werden, darauf macht niemand weniger Ansprüche als ich." — Und er findet unter sothanen Umständen die Antwort ganz richtig darin, daß die Leute einen Grund des Guten in ihm wahrnehmen, so daß er dreist sagen könne, daß keiner ihn verachte oder sein Feind sei.

Für seine philosophischen Studien war Rothe auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel angewiesen, der damals im achtundvierzigsten Lebensjahre stand und mit Beginn des Wintersemesters 1816 auf 1817 das Rectorat des Nürnberger Gymnasiums mit der Professur für Philosophie in Heidelberg vertauscht hatte. Er trat hier an Stelle von J. F. Fries, der seine frühere Bewerbung um denselben Lehrstuhl gekreuzt hatte, nun aber nach Jena zurückkehrte. So ist Rothe immerhin einer der frühesten Zuhörer Hegels gewesen. Es ist eine hochbedeutsame Zeit in der Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie, in der Richard Rothe seine philosophischen Studien aufnahm, und der in Heidelberg und Berlin erhaltene Anstoß hat durch sein ganzes Leben

fortgewirkt. Ohne diesen wären weder die Ethik noch das Werk über die Anfänge der christlichen Kirche geschrieben worden. Kant hatte den Dogmatismus der alten Philosophie mit dem Satze widerlegt, daß wir vom Ding an sich nichts wissen, sondern daß unser Weltbild das Product unserer sinnlichen und geistigen Organisation ist. Wir kennen nicht das Ding an sich, sondern unsere Empfindung von den Dingen. Mit diesem Ausgangspunkte Kant's vom normalen menschlichen Bewußtsein hatten die Nachfolger ein qui pro quo vorgenommen, indem sie an die Stelle des normalen menschlichen das absolute Bewußtsein setzten. Der absolute Geist hat keine anderen Denkgesetze, als der creatürliche, darum ist die Logik das immanente Gesetz alles Lebens und der Weltproceß erscheint als Denkproceß des absoluten Geistes. Von diesem Standpunkt ist die Logik nicht die überlieferte formale Logik, sondern sie ist identisch mit der Metaphysik. Aus diesem absoluten Bewußtsein, für das die Denkgesetze ebenso gültig sind wie für das normale menschliche, wurde die Realität in der gleichen Weise abgeleitet, wie sie Kant für das menschliche Bewußtsein abgeleitet hatte. Die dem Menschen von außen gegebene Grenze des Bewußtseins, das Objective, die Dinglichkeit, geht bei Gott aus einer Selbstbegrenzung des absoluten Bewußtseins hervor. Je nachdem der eine oder der andere der beiden Ausgangspunkte hierbei überwog, war es möglich, diese Selbstbegrenzung von der dualistischen Seite zu nehmen, wonach der Geist sich in einer Natur begrenzt, um an ihr den Stoff autonomen sittlichen Handelns zu haben, oder sie von der monistischen Seite zu nehmen, wonach in dieser Selbstbegrenzung beide Seiten gleichwerthig im Gleichgewicht stehn und der Geist nur die sich denkende Natur, wie die Natur nur der sich objectivirende Geist ist. Das erste that Fichte, das zweite that Schelling. Das erste ist der absolute Idealismus, das zweite ist das Identitätssystem.*) Das war der Gegensatz, den Hegel vorfand und durch seine Formel „Denken ist Sein" zu überwinden suchte, indem er das Leben der Welt als den unendlichen dialektischen Prozeß des sich selber denkenden absoluten Geistes darstellte. „Die Idee durchläuft zuerst die Reihe der nothwendigen Denkformen, dann entläßt sie sich in die Natur, setzt sich als ein anderes gegenständliches Leben sich selber gegenüber und kehrt endlich aus dem Abfall von der Unendlichkeit wieder frei in sich zurück in das Reich des Geistes. So ist denn Alles, was da war und ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit nur die göttliche Vernunft in ihrer Selbstentfaltung. In den mächtigen Rahmen dieses Systems trug Hegel nun — ein anderer Aristoteles, wie seine Schüler rühmten — mit ungeheuerem Fleiße die Ergebnisse der gesammten Erfahrungswissenschaften seiner Zeit hinein, dergestalt,

*) Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. Heidelberg, 1898. Tröltsch, Der deutsche Idealismus. Theolog. Realencyklopädie von Herzog. 3. Aufl. VIII. 612 f.

daß die ganze Welt der Natur und Geschichte ihre Stelle und Stufe angewiesen erhielt in dem unendlichen Entwicklungsgange des absoluten Geistes." *)

Für die Studirenden war es zunächst nicht leicht, sich in die Art von Hegel's Vortrag, der im Grunde gar kein Vortrag war, zu finden. „Abgespannt, grämlich," erzählt Hotho**), „saß er mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen da und blätterte und suchte immer fortsprechend in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten störte allen Fluß der Rede, jeder Satz stand vereinzelt da und kam mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löste sich widerwillig los, um von der metallleeren Stimme dann im schwäbisch-breiten Dialekt, als sei jedes das wichtigste, einen wundersam gründlichen Nachdruck zu erhalten. Dennoch zwang die ganze Erscheinung zu einem tiefen Respect." Je schwieriger aber die Probleme wurden, um so lebendiger wachte er auf. „Dann erhob sich die Stimme, das Auge blitzte scharf über die Versammelten hin und leuchtete in still auflodernden Feuer, während er mit nie mangelndem Worte durch alle Höhen und Tiefen der Seele griff."

Großes Aufsehen hatte in Heidelberg seine am 28. October 1816 gehaltene Antrittsrede gemacht, in der Hegel den aus dem Kriege heimgekehrten Commilitonen erklärte, daß ihre Aufgabe nunmehr die Pflege der Wissenschaft sei. „Wir haben den höheren Beruf von der Natur erhalten, die Bewahrer dieses heiligen Feuers zu sein." „Lassen Sie uns gemeinschaftlich die Morgenröthe einer schöneren Zeit begrüßen, worin der bisher nach außen gerissene Geist in sich zurückzukehren und zu sich selbst zu kommen vermag." Er konnte diese Antrittsrede zwei Jahre später fast wörtlich in Berlin wiederholen, denn die Zahl seiner Zuhörer war in den ersten Stunden noch klein; erst im Laufe des Semesters hob sich die Frequenz der Encyklopädie auf zwanzig, die der Geschichte der Philosophie auf dreißig Zuhörer. Aber schon im folgenden Jahre schreibt Rothe, Hegel's Vorlesungen seien überfüllt. Mit dem herrschenden Geiste der patriotischen Jugend wußte er sich bald in's Einvernehmen zu setzen. Sein Schüler Carové war einer der eifrigsten Redner und Organisatoren der Burschenschaft. Hatte Hegel in Jena noch in der Person Napoleon's „die Weltseele durch die Stadt reiten" sehen und in Bamberg die Zeitung eines Rheinbundesstaates redigirt, so pries er jetzt den preußischen Staat als den, „der auf Intelligenz gebaut ist". Man war auch von vorn herein in Heidelberg überzeugt, daß seine Absichten auf Berlin gerichtet seien. In die vorhandene Parteigruppirung der Universität paßte Hegel nur unvollkommen. Mit Schelling und den Romantikern hatte er gebrochen. Das Wort seiner

*) Treitschke, Deutsche Geschichte III, 715.

**) Vgl. Kuno Fischer, a. a. O.

Antrittsrede: „Der Muth der Wahrheit, der Glaube an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung der Philosophie," schien ihn auf die Seite von Paulus zu stellen, aber sein Geist war nicht die subjective Vernunft des Rationalisten, sondern die objective des Weltprocesses und der Geschichte. Dazu entzweite er sich mit seinem Landsmanne Paulus über „das alte gute Recht" der schwäbischen Heimath. Der gescheute König Friedrich hatte auf dem Wiener Congreß die Absicht der Mächte durchschaut, die süddeutschen Fürsten Napoleon'scher Mache durch landständische Verfassungen am Rückfall in etwaige Rheinbundgelüste zu hindern und hatte darum selbst eine Constitution erlassen, war dabei aber so selbstherrlich verfahren, daß die Landstände dieser Octroyirung widersprachen. Hegel trat für den König ein und suchte in einer seiner bestgeschriebenen Schriften den Schwaben klar zu machen, welchen Haufen alter und schlimmer Unrechte man das alte gute Recht nenne, während Paulus für die Sache der Landstände die Feder ergriff. In Heidelberg vermuthete man bei Hegel's Eintreten für König Friedrich natürlich sofort persönliche Motive und wußte zu erzählen, der Minister von Wangenheim habe Hegel die Kanzlerstelle der Universität Tübingen in Aussicht gestellt. Anderseits berichtet Rothe dem Vater, Paulus werde wohl demnächst württembergischer Minister werden. Nicht eben, um einander zu ehren, schrieben sich die Herren gegenseitig solche Aussichten zu. Zum Aufschwung der Universität hatte Hegel trotz seiner kurzen Lehrthätigkeit viel beigetragen. Ein Stab ausgezeichneter Fremder umgab ihn, Boris von Yxküll, Fr. W. Hinrichs, Fr. W. Carové, Victor Cousin, die mit dem Ruhm von Hegel's Philosophie auch den von Heidelberg in alle Lande trugen. Wie der junge Rothe eifrig über Hegel's Encyklopädie saß, so sah man im Schloßgarten und auf dem Philosophenwege Carové und Cousin, dasselbe Buch in der Hand, einhergehen, um gemeinsam in das geheimnißvolle System des Meisters einzudringen. Daß gerade Hegel's Collegien gedrängt voll sind, macht Rothe dem Vater gegenüber als Beweis dafür geltend, daß es auch den Burschenschaften um ernste Wissenschaft zu thun sei, denn zur Unterhaltung besuche man diesen schwer zu verstehenden Philosophen nicht. Von besonderer Vorbedeutung für seine spätere Stellung zu Schleiermacher mußten für den jungen Studenten die Aufsätze werden, die Hegel damals in den Heidelberger Jahrbüchern über die gesammelten Schriften von Friedrich Heinrich Jakobi veröffentlichte, in denen er in sehr freundlicher und milder Weise den Gegensatz betonte, den er dann später in Berlin schroff und absprechend gegen Schleiermacher herauskehrte. Er ist mit Jakobi einverstanden, daß das Absolute zu fassen ist als Geist, Freiheit, Selbstbewußtsein. Während aber nach Jakobi die Erfassung des Absoluten im unmittelbaren Wissen, d. h. im Gefühl und Glauben besteht, sucht sie Hegel in der dialektisch vermittelten und vermittelnden, d. h. methodischen Erkenntniß. Hegel billigt Jakobi's Losung:

„Gott ist Geist, das Absolute ist frei und persönlich," aber daß diese Ueberzeugung keine andere Form hat und kennt, als die des unmittelbaren Bewußtseins und Gefühls, der Versicherung und der Ahnung, ist ihr Mangel, denn erst die dialektisch vermittelte, zur Gewißheit ihrer selbst gekommene Idee ist ihm das rechte Gottesbewußtsein.

Im Anfang war es Rothe wie so vielen Zuhörern Hegel's gegangen, er verstand ihn nicht. Doch bei dem Eifer, mit dem der junge Zuhörer das nachgeschriebene Heft sich aneignete und sich auf die kommende Stunde vorbereitete, konnte er dem Vater bald melden, die Logik und Metaphysik Hegel's gefalle ihm stündlich besser und er hoffe, daß ihm Hegel's Vortrag, worüber die meisten seiner zahlreichen Zuhörer klagen, nicht unverständlich bleiben solle. Ohne Vorbereitung freilich und gründliche Repetition würden „jene Vorlesungen dieses tiefen Denkers" fruchtlos gehört.

Daß Hegel den begabteren jüngeren Theologen, denen weder die Enge des Pietismus, noch die Seichtigkeit des Rationalismus genügte, eine neue geistige Welt erschloß, daß ihnen Logoslehre, Trinität, die absolute Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt als nunmehr offenbar gewordene Geheimnisse in einem ganz neuen Lichte erschienen, das war die große theologische Epoche, die nun auch Rothe in sich erlebte. Daub las jetzt ein ganzes Semester allein über den Prolog des Johannesevangeliums, in dem er ausgesprochen fand, daß das Absolute nicht Materie, sondern Denken, Vernunft, Wille ist. Im Anfang war das Denken, der absolute Geist. Aus ihm ist die Welt geboren als sein Andersein, „durch ihn ist alles geworden und ohne ihn ist nichts von allem, was geworden ist". Daß diese absolute Gottheit Fleisch wurde in Christus, will besagen, daß in Christus Gott in absoluter Weise zum Bewußtsein kam. Ein ganz neues Verständniß der Tiefen der christlichen Lehren schien sich aufzuthun und die gläubige wie die rationalistische Theologie waren in Hegel aufgehobene Momente. Hegel widerlegte sie, indem er sie bewies. Auch Rothe trank mit Begeisterung diesen Kelch der absoluten Wissenschaft. Bald aber reagirt die Abegg'sche Theologie in ihm gegen eine Auffassung, die die Religion nur als eine untergeordnete Form des Welterkennens gelten lassen will. „Für Hegel ist die Religion nichts als eine freilich nothwendige Stufe und Entwicklung des sich selbst begreifenden Geistes, in welchem dieser aber noch nicht zum Begriff seiner selbst gelangt ist, was ihm erst in der Philosophie möglich wird, und nun vorzugsweise in der neuesten." Göttliche Offenbarung ist dann unnöthig, denn der Geist begreift alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Unbegründet war dieses Bedenken des jugendlichen Theologen nicht. Ist das Leben der Welt selbst ein großer Denkproceß, so bleibt dem Denker nichts unergründlich. Das Denken ist „das Denken des Denkens", d. h. des absoluten Geistes, wie einer von den Schülern Hegel's sagte. „Dasselbe Gesetz der Drei-

gliederung, dem die dialektische Methode des Philosophen folgte, beherrschte auch die Entwicklung der göttlichen Vernunft selbst, die in ewiger Wiederholung die drei Stufen des Ansichseins, des Andersseins und Anundfürsichseins durchmaß. Wer sich in diese Wunderwelt verlor, der fühlte sich wie durch eine dämonische Macht emporgehoben über den gemeinen Menschenverstand; ihm war zu Muthe, als ob in seinem Geiste die Weltschöpfung aus dem Nichts sich wiederhole, als ob der Begriff selber sich bewege, durch ein schöpferisches Vermögen eine gegenständliche Welt aus sich herausgestalte und dann wieder in sich zurückkehre." *) Auch Rothe kann sich kein herrlicheres Kunstwerk des menschlichen Geistes vorstellen als Hegel's Philosophie, aber Religion beruht für Rothe nicht auf menschlicher Vernunft, sondern auf der Offenbarung des göttlichen Geistes in unserem Gewissen. Der Satz, daß die Vernunft Grund alles Wissens und Seins sei, ist ihm thöricht und anstößig. So lange die Philosophie diesen Dünkel ihrer Autonomie nicht ablege, sei sie ihm, mit dem Apostel Paulus zu reden, die Narrheit der Welt.

Auch die Frage legte sich der junge Student schon damals vor, welche Philosophie denn auf die des Begriffs, der alles begriffen zu haben behauptete, noch folgen solle? Daub antwortete ihm: „Keine mehr." Es könne keine mehr folgen, weil die Hegel'sche Philosophie die absolute Philosophie sei. „Was soll der Weltgeist jetzt noch beginnen," fragte man, „nachdem er in der absoluten Philosophie sich selbst begriffen hat?" Spötter riethen ihm, seine Muße zu benützen, um die Hegel'sche Phänomenologie zu studiren, Rothe aber war es nicht sowohl um den Weltgeist bange als um die Philosophie. Habe Daub Recht, schreibt er dem Vater, dann werde Hegel gleich Aristoteles die ganze vorangegangene Entwicklung abschließen. „Sollte es Hegeln wie dem Aristoteles gehen? Sollte nun auch ihm wie diesem Jahrhunderte lang blos nachgebetet werden? Und in der That, welche Aehnlichkeit zwischen Hegel und Aristoteles, dieselbe Präcision und Consequenz, dieselbe selbstgenügsame Kühnheit! Auch nur historisch betrachtet, steht Hegel wohl ziemlich in demselben Verhältnisse zur gesammten neueren Philosophie wie Aristoteles zur gesammten alten. Plato und Aristoteles: Schelling und Hegel, welche auffallende Aehnlichkeit! Ich habe es gesagt, wenn so etwas eintrifft, so erinnere ich Dich einmal daran!" Wie tief den jungen Studenten die Vorlesungen von Daub und Hegel in Anspruch nahmen, zeigen die auch in Heidelberg fortgesetzten Tagebuchblätter. Nicht selten begegnen wir Gedankenspähnen, die sichtlich aus Daub's und Hegel's Werkstatt stammen. **) So polemisirt er einmal gegen die sogenannte natürliche Religion, die bei Hegel und Daub in gleicher Ver-

*) Treitschke, Deutsche Geschichte III, 716.

**) Bibliothek des Honterus-Gymnasiums.

dammniß war. „Was muß das Ideal des Menschen sein?“ fragt er. Antwort: „Der Mensch.“ „Was muß das Ideal des Christen sein?“ Antwort: „Gott!“ „Hieraus leuchtet der Vorzug des Christenthums vor der natürlichen Religion sehr deutlich ein.“ Bereits aber haben ihn seine Meister auch gelehrt, daß das Christenthum nicht die Religion ist, sondern eine Religion. „Das Christenthum ist nur eine Offenbarung der Religion und somit mehr die Führerin zur absoluten Religion als die absolute Religion selbst.“ Aber auf dasselbe Blatt setzt er am 7. April 1820 Variationen über den Hegel'schen Satz, daß an der Spitze aller geschichtlichen Evolutionen Personen stehen und findet, daß das in der Religionsgeschichte sich noch klarer ausspreche als in der politischen, woraus die absolute Unentbehrlichkeit eines persönlichen Erlösers erhelle. Ueberhaupt werden seine „Fragmente“ mit jedem Semester positiver, wovon sein fleißiges Privatstudium der alten Dogmatiker der Grund sein dürfte. In einem Fragment aus Heidelberg vom 16. Juni 1821 sucht er sich mit Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“ auseinanderzusetzen, die behauptet, die Offenbarung gebe dem Menschen nichts, was nicht die Vernunft aus sich selbst hätte finden können. Rothe begnügt sich, dieser Behauptung die Lehre vom Sündenfall entgegen zu stellen, und glaubt damit die Nothwendigkeit einer göttlichen Intervention bewiesen zu haben.

Zu allen diesen Anregungen durch Daub und Hegel hatte aber das Wintersemester 1817 noch eine weitere gebracht, das erste Colleg von Friedrich Christoph Schlosser. Im Jahre 1815 war der erste Band von Schlosser's Weltgeschichte erschienen. Die badische Regierung, die ihre Rufe nicht an überständige Universitätsberühmtheiten, sondern an begabte Gymnasiallehrer zu richten liebte, sah sich durch den Eindruck, den dieses Buch machte, im Jahre 1817 veranlaßt, den Verfasser nach Heidelberg zu berufen. „Seine historischen Vorträge,“ schreibt Rothe, „sind ganz merkwürdig, und für die Zuhörer wäre zuweilen nichts zu wünschen, als daß ihr Docent nicht gar so ideen- und kenntnißreich wäre. Ich habe nie einen so geistreichen Menschen gesehen; eine neue glänzende Idee verdrängt die andere und man möchte sagen, er käme vor lauter Gedanken nicht zum Worte.“ „Schlosser sprach über alles Andere als über seine Thema,“ so charakterisirte mir ein erlauchter Zuhörer Schlosser's dessen Collegien, „aber es war alles anregend, geistreich und charakteristisch für ihn selbst.“ Rothe's Begeisterung wuchs bei Schlosser's Vorträgen über die neuere Geschichte. Ihr moralisirender Standpunkt war der Jugend eben recht, da sie fühlte, daß eine aufrichtige, reine Persönlichkeit hinter diesem Hasse und dieser Liebe stehe und die starken Worte nicht bloß Worte seien, sondern Ausdruck mächtiger Empfindungen. Gerecht war er nicht, aber diese Neigung, gegenüber den Thatsachen und Personen seine starke Subjectivität walten zu lassen, war der Jugend sympathisch. Es hatte einen Wurf

von Größe, wie in den Vorlesungen über das achtzehnte Jahrhundert diese hohe Gestalt mit dem edlen Danteprofil den Führer machte durch den Inferno der deutschen Fürstenhöfe des achtzehnten Jahrhunderts und unbarmherzig hineinleuchtete in all das Elend und alle Schande dieser Hölle. Nicht als Polyhistor, sondern als Universalgenie verehrt ihn Rothe und weiß in den Briefen an den Vater nicht, was er mehr bewundern solle, wie Schlosser die Germania des Tacitus interpretirt, ohne einen Text vor sich zu haben, oder wie er Dante's Bilder deutet, oder aus dem Stegreif lange Stellen aus Milton im Metrum zu übersetzen vermag. Des Lehrers oft ungeheuerliche Uebertreibungen läßt er dabei gern als Originalität gelten. Dieser selbst kannte seine Eigenart und Schwäche wohl und schrieb unter sein Bild, was Dante im 17. Gesange seines Paradieses sagt:

„Im Himmel
Vernahm ich Manches, das gar Vielen, wenn ich
Es wieder sage, stark gewürzt wird schmecken;
Doch wenn ich schüchtern nur der Wahrheit Freund bin,
Möcht' ich bei jenen, fürcht' ich, fort nicht leben,
Die diese Zeit die alte nennen werden."
. . . s'io al vero son timido amico
Temo di perder vita tra coloro
Che questo tempo chiameranno antico.

Von der akademischen Gesellschaft hielt sich der fleißige Gelehrte zurück. Er saß allein in dem drehbaren Lehnsessel an seinem Schreibtische. Trug dann die Magd hinter ihm das Essen auf, so drehte er sich mit einem raschen Schwunge im Stuhle herum nach dem hinter ihm stehenden Tische, aß hastig seine Mahlzeit in sich hinein und mit einer neuen Drehung war er wieder vor seinem Manuscripte und schrieb eifrig weiter. In diesem Einsiedlerleben aber liebte er es, von den begabteren Schülern besucht zu werden. Mit ihnen nahm er am Abend seinen Thee, las mit ihnen Aeschylus und Sophokles, Dante und Milton und wählte sich einen Begleiter für seine weiten Gänge. So war seine Wahl auf den wohlerzogenen und begabten Richard Rothe gefallen, der je länger je öfter zu Tisch oder zum Thee zu ihm gebeten ward und dem er dann auf weiten Spaziergängen seine lebendigen Meinungen über Bücher und Menschen in gewohnter Originalität vorsprudelte. Den Lehrer und Schüler verband, daß sie beide Enthusiasten des Naturgenusses waren. „Wer wie ich," schreibt Schlosser am 26. Januar 1818 an eine Freundin, „phantastisch an der Natur hängt, und stets diese Berge sieht, bald in Nebel und Wolken, bald rein und klar, bald halb umkränzt, dies friedliche Wasser, dies liebe Thal, die stolzen Felsen, die thronende Burg — wird der nicht glücklich sein?" Und ein andermal: „Ich ärgere mich über die mehrsten Leute dabei. ‚Ja, das ist recht schön,' das ist Alles." Diesen Aerger machte Rothe

ihm nicht und so war der gleich empfängliche Student dem schwärmerischen Verehrer des Neckarthales ein lieber Begleiter. „Daß seine Unterhaltung sehr lehrreich," schreibt Richard an den Vater, „und bei dem gewissenhaften Ernste, mit welchem er das Leben und Wirken ansieht, selbst sittlich bildend ist, kannst Du Dir wohl denken; und für den Theologen gewinnt er noch durch seine theologischen Ansichten ein besonderes Interesse." Gegen Ende seines Aufenthaltes gesteht Rothe geradezu, von Schlosser und Abegg habe er am meisten gehabt und doch hätten gerade sie auf seinen Entschluß, nach Heidelberg zu gehen, gar keinen Einfluß geübt. Aber auch Schlosser erkannte, was in dem jungen Manne stecke und ließ schriftlich und mündlich die Freunde in Breslau wissen, wie viel er von ihrem jungen Landsmanne halte und erwarte.

Für Rothe's Entschluß, in Heidelberg zu studiren, war die Erinnerung an seine Romantiker entscheidend gewesen und wenigstens einer der Vertreter der romantischen Geschichtsbetrachtung stand noch am alten Platze, während das weiland so fröhlich zwitschernde Poetennest ausgeflogen war. Dieser Eine war Georg Friedrich Creuzer, und er hat Rothe's Erwartungen nicht getäuscht. Creuzer war in Jena 1790 der intime Freund des geliebten Novalis gewesen und hatte schon dadurch für Rothe eine besondere Weihe. Dazu war der religiös theologische Ausgangspunkt von Creuzers Betrachtung der alten Cultur für Rothe auch theologisch fruchtbar. Den religiösen Urgrund der Mythologie aller Völker suchte der geistvolle Archäologe zu entschleiern. In den Mythen und Cultusformen von Indien bis Rom sollten sich die gleichen religiösen Gedanken symbolisch aussprechen und dieses Symbol wurde dann wieder Quelle aller Poesie und aller Kunst. Aehnliche Gedanken hatte schon Görres in seinen Heidelberger Vorlesungen vorgetragen.*) „Ein Dienst und eine Mythe," meint Görres, „war in uralter Zeit; es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache. Eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion auch nur herrscht in ihm, ein Dienst und eine Weltanschauung in der Wurzel, ein Gesetz und eine Bibel, aber ein lebendiges Buch, wachsend wie die Geschlechter und wie die Gattung ewig jung." Ebenso geht ein Geschlecht von Sagen im Orient um, das in gerader Linie von denselben Vätern abstammt und den gleichen Familiencharakter mit der nordischen Tradition trägt. Voß nannte die Görres'schen „asiatischen Urmythen" arabische Märchen, es ist aber nicht zu verkennen, daß wir hier die alte Lehre der englischen und französischen Deisten von der „Urreligion" in einer phantastischen Umbildung vor uns haben. Wenn die Deisten unterstellten, die ursprüngliche natürliche und wahre Religion sei durch den Betrug der

*) Vgl. die aus Görres' Vorlesungen hervorgegangene „Mythengeschichte der asiatischen Welt". 1810.

Priester und den Aberglauben der Völker entartet zu den superstitiösen positiven Religionen, so fragte Creuzer, sehen denn die Götterbilder der Hellenen, die Hymnen Pindar's, die Weisheitssprüche der Orphiker nach dem Betrug einer eigensüchtigen Kaste aus? Und wenn sich die helle, schöne Götterwelt der Hellenen so nicht erklärt, warum sollen wir die Religionen der Orientalen auf diese böswillige Weise deuten? Von der Voraussetzung, daß eine abgeschlossene Priesterkaste die uralte Wahrheit des Morgenlands fortgeleitet und in Symbolen halb enthüllt und halb verhüllt habe, geht auch Creuzer aus, nur ihres pessimistischen Charakters entkleidet er die deistische Theorie. Er war in den Neuplatonikern sehr zu Hause und nach Analogie der Religionsmacherei und Symbolspielerei dieser Epigonen erklärte er sich die erste Entstehung der Religionen. Daß nach Makrobius alle Götter nur Verkleidungen des einen Apollo seien, hat sich Rothe aus seinen Vorlesungen notirt und er sieht in Creuzer's Anerkennung der Religion als einer objectiven Macht einen großen Vorzug vor Vossens Rationalismus, der sich Staat und Religion selbst machen wolle, weshalb auch Creuzer den patriarchalischen Schulmonarchen und Dichter der Luise unter die Männer des Umsturzes rechnete. Voß, der in Creuzer den Verbündeten der Wunderhörner haßte, witterte seinerseits in dessen offenbarungsgläubiger Auffassung aller Mythen, als der Symbole der einen göttlichen Wahrheit, sofort Obscurantismus und Kryptokatholicismus. Das alte und neue Pfaffenthum sollte ihm keiner vertheidigen! Wie in seinen „Mythologischen Briefen" gegen Heyne, wollte er auch jetzt die griechische Mythologie auf Homer gegründet wissen. Nach seiner Weise verflocht er aber in seine Polemik auch die unglückliche Geschichte der Günderrode, der zu lieb Creuzer sich erst hatte scheiden lassen wollen, und die, als er ihr nicht Wort hielt, sich am Rheine erdolchte. Ueberhaupt spielte Voß den wissenschaftlichen Streit auf das persönliche Gebiet hinüber und Creuzer, im Gefühle seiner moralischen und philologischen Unsicherheit, vermochte sich zu dem allein richtigen Tone der Abfertigung des Gegners nicht zu ermannen. Als er schließlich auf die groben und theilweise schmutzigen Angriffe überhaupt nicht mehr erwiderte, gab Voß dieselben gesammelt unter dem Titel „Antisymbolik" heraus. So dauerte das Zerwürfniß viele Jahre in gleicher Gehässigkeit fort, und Schlegel hatte nicht Unrecht, wenn er nach Vossens Tod in seinem Nachruf sagte, Voß habe die Milde mit Bitterkeit gepriesen, die Duldung mit Verfolgungseifer, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter und die Bildung wie ein Barbar. Vor allem Creuzer hatte von dieser liebenswürdigen Weise der Voß'schen Toleranz zu erzählen. Man hatte Rothe recht neugierig gemacht auf den viel gepriesenen und viel gescholtenen Archäologen der Romantik, er fand aber das Lob begründeter als den Tadel. „Ich habe mir in Breslau viel von Creuzer's schlechtem Vortrage berichten lassen. Aber wie war ich erstaunt, als ich zum

ersten Male die Archäologie bei ihm hörte. Zwar sieht er der Regel nach durch den vorgestützten Arm und die Hand auf sein Heft; aber dann hebt sich sein Haupt auch wieder mit einem Male empor, und er blickt die Versammlung wie ein höherer Geist ruhig und gewaltig an." Von so inniger Religiosität sei kein anderer Alterthumsforscher, meint Rothe. „In seinen Vorlesungen bin ich oft im Innersten, wie wenn ich durch heilige Gräber wandelte, durchschauert worden." Auch diesem Lehrer, der draußen in der Mannheimer Vorstadt hauste, trat der junge Student im Seminar und in Leseabenden näher, wenn auch bei der Schwerhörigkeit Creuzer's ein so lebendiger Verkehr wie mit Schlosser nicht möglich war. Noch in Wittenberg verfolgt Rothe Creuzer's wieder ausbrechenden Streit mit Voß mit inniger Theilnahme. Er findet, daß der alte Zänker Voß sich durch sein Pasquill in der Jena'schen Literaturzeitung vom October 1821 selbst brandmarke, während der ehrliche Creuzer diese unfriedliche Eulennatur doch immer mit so vieler Schonung und Geduld getragen habe. Etwas günstiger hatte Rothe im Jahre zuvor Vossens Schrift gegen Fritz Stolberg im Sophronizon seines Collegen Paulus aufgenommen, obgleich er auch da meint, Voß sehe mit seiner Furcht vor der katholischen Propaganda eitel Gespenster und sei in seiner Weise ebenso intolerant wie die katholische Partei auf der ihrigen. Die Folgezeit lehrte Rothe, daß Voß so Unrecht nicht hatte mit seinen ernsten Befürchtungen und auch in der Frage über den Ursprung der antiken Culte hat sich die spätere Wissenschaft eher auf die Seite des sattelfesten Griechen Voß gestellt als auf die des phantasievollen Creuzer, dem bei seiner Religionsphilosophie die Umrisse der Volksgenien leicht ineinander flossen. „Die Grundvoraussetzung Creuzer's," sagt Erwin Rohde, „von einem lehrenden Priesterstande, der in Griechenland aus der Weisheit des Orients belehrt, ein begrifflich Erkanntes in Bildern und Symbolen der Menge bewußt verhüllt und halb enthüllt habe — diese Voraussetzung ist geschichtlich unhaltbar. Die auf dem Boden dieser Grundvorstellung erwachsenen Ansichten, Auslegungen, Deutungen griechischer Sage und Religion konnten nicht haltbarer sein." Aber das Verdienst bleibt Creuzer, daß er über das antiquarische Registriren der Cultusnachrichten hinaus den Weg suchte zu der Religion, die diesen Cultus erzeugte, ganz abgesehen von der Kraft seiner poetischen Anschauungen, die auf die Phantasie der Jugend außerordentlich stark gewirkt haben, dazu der wunderbar voll dahinrauschenden Prosadiction nicht zu vergessen, die uns heute noch unwiderstehlich mitreißt. Namentlich Creuzer's Darstellung der römischen Cultur am Oberrhein ist noch immer eine außerordentlich genußreiche Lecture.

Was Rothe sonst von den Romantikern in Heidelberg zu sehen bekam, bedeutete meist eine Enttäuschung. Der 14. Juni 1817 war der große Tag, an dem Rothe den Dichter, den er nach Novalis und Jean Paul am meisten

verehrte, August Wilhelm Schlegel, „mit leiblichen Augen schauen sollte“. „Als ich eben,“ schreibt er dem Vater, „nach Hause ging, traten auf dem Markte einige Bekannte an uns heran und fragten uns, ob wir nicht August Wilhelm Schlegeln sehen wollten? Wir bejahten es gern und erfuhren, er sei heute hier angekommen und spaziere gerade auf der Hauptstraße auf und ab. Wir kehrten sofort um und hatten den Dichter bald erreicht. Ich kann eben nicht sagen, daß sein Aeußeres einen besonders anziehenden Eindruck machte. Schlegel ist von mittlerer Größe und hager, und kam uns allen vor wie ein französischer Abbé oder ein vornehmer Emigrant, wozu seine englische Kleidung das Ihrige auch beigetragen haben mag. Die ganz eigenthümliche Lieblichkeit, die alle seine Dichtungen durchleuchtet und dieselben vor allen übrigen der Deutschen so schön auszeichnet, spiegelt sich nicht im mindesten in seinem Aeußeren ab; und ich würde ihn nach diesem eher für einen Hofmann als für einen Dichter gehalten haben.“ Schlegel blieb in Heidelberg, wo er eine Stellung suchte und um die hochbegabte Sophie Paulus, die allgemein gefeierte Schönheit mit dem edeln Schillerprofil, warb. Bald hatte Richard auch Schlegel's Verlobung mit Fräulein Paulus zu melden, „einem sehr geistreichen, besonders musikalischen Mädchen“. Auch die Hochzeit erlebte er, der bekanntlich nach wenigen Tagen die Scheidung folgte. Besuchern ist häufig die Schroffheit aufgefallen, mit denen sie ihre Eltern behandelte, vielleicht weil diese sie zu der unglücklichen Ehe überredet hatten.*) Rothe aber nahm bis zu ihrem Lebensende innigen Antheil an dem armen Opfer Schlegel's, das dann noch von Heine's Gemeinheit durch jeden Schmutz geschleift ward. Die Aussicht, Schlegel für Heidelberg zu gewinnen, war damit erledigt. Rothe hatte sich dafür nicht mehr sehr erwärmt, und nach dem, was er dann von Bonn über ihn hört, ist er froh, daß sie sich nicht verwirklicht hat. „A. W. Schlegel,“ schreibt er am 21. Februar 1819, „ist in Bonn in Verruf, freilich lächerlich genug, weil er die von einem dasigen Studirenden, den er zuvor öffentlich grob beleidigt, an ihn geschehene Forderung nicht angenommen. Er hatte die Studenten schon vorher durch allerlei Affenschwänzereien gegen sich aufgebracht. So hatte er sich z. B. seine Hefte, die er in seinen Vorlesungen brauchte, immer äußerst förmlich durch einen seiner Kammerdiener auf das Katheder legen, und auf eben diese Weise wieder abholen lassen.“

Noch schlechter war der Eindruck, den der ehemals geliebte Friedrich Schlegel auf Rothe machte. Schon Schlosser hatte ihm erzählt, daß dem katholisch Gewordenen das Leben am Bundestage sehr wohl bekomme, „nach seiner Korpulenz zu schließen“. Nach der Verlobung des Bruders kam auch

*) Auch Mohl, Lebenserinnerungen I, 110 redet von ihrem schneidenden Ton gegen die Eltern.

er von Frankfurt herüber, aber Rothe ist ganz entsetzt, wie der einst als schöner Mann bewunderte Convertit nunmehr aussieht. „Der ist äußerlich eine wahre Unform. Ich wünschte ihn lieber nie, auch nicht einmal aus der Ferne gesehen zu haben; sein Anblick hat in mir einen für seine Schriften sehr unangenehmen Eindruck zurückgelassen.“ Friedrich's Stellung am Bundestage werde, so belehrte ihn Schlosser, im Publicum für wichtiger gehalten als sie sei. Die Reden des Gesandten würden fertig aus Wien geschickt, er sei nicht viel mehr als ein Corrector für die Drucksachen. Man sage, er wolle jetzt als Bibliothekar an die Vaticana nach Rom. „Es ist ein eigen Ding mit den Schlegeln, sie müssen doch ganz aufgehört haben Deutsche zu sein.“ Namentlich Friedrich habe in Heidelberg kein Glück gemacht und ihm sei er völlig zuwider geworden. Auch Ludwig Tieck kam im Sommer 1817 durch Heidelberg und es war Rothe leid, daß er ihn nicht zu sehen bekam. Um so besser wollte er achthaben, daß er den großen Staatsmann der Romantik, Adam Müller, nicht auch verpasse. Zwar in Heidelberg kümmere sich kein Mensch um ihn, aber er wolle ihn auf keinen Fall ungesehen und unbesucht lassen, „und wäre es auch bloß der Merkwürdigkeit halber“. Daß so viele interessante Menschen in dem gefeierten Orte durchkamen, machte Rothe seinen neuen Aufenthalt doppelt werth. Auch Helmine von Chezy taucht einmal auf, die sich dem Naturgenusse in ihrer Weise hingibt, aber von dem rauhen Hüter des Waldes, der ihre Gefühlswelt nicht zu würdigen weiß, „von dem Teppiche des Rasens“ barsch weggewiesen wird. Das Haupterlebniß des ersten Sommersemesters aber war der oft beschriebene Besuch Jean Paul's in Heidelberg, den Rothe als ein großes Ereigniß betrachtet und lang vorher den Eltern voraus ankündigte. Am 9. Juli 1817 traf der Erwartete ein und stieg im „Hecht“ bei dem Brückenthore ab. Natürlich ergoß sich sofort eine Fluth von Klatschereien über den berühmten Fremden. Immer 15 Krüge Bier sollten um ihn her stehen, er sei furchtbar dick, sein Spitz sei eben so alt wie er und was des Geredes der gelehrten Kleinstädter mehr war. Richard schmachtete danach, das Ideal seiner Jugend mit dem wirklichen Jean Paul zu vergleichen und ist tief entrüstet, als ein Commilitone, dem er solche Unbildung gar nicht zugetraut hätte, fragt: „Jean Paul, was ist das für ein Ding?“ „Gesehen habe ich ihn noch nicht.“ schreibt er der Mutter, „muß es aber auf jeden Fall, mag es mich kosten, was es wolle. Das sicherste Mittel wird wohl sein, einen Gulden und was darüber ist, daran zu setzen, und einmal im goldenen Hechte, wo er wohnt und speist, Mittag zu essen.“ Am 12. Juli 1817, einem Sonntage, veranstaltete die Stadt dem Dichter zu Ehren eine Lustfahrt nach Hirschhorn und der Gefeierte bekennt, es seien das Stunden gewesen, wie er sie nie unter dem schönsten Himmel seines Lebens gefunden. Es war ihm, als würden seine Romane lebendig. Das lange, halb bedeckte Schiff mit etwa achtzig

Personen, Professoren, Studenten, schönen Frauen und Mädchen (dazu zwei Prinzen, dem von Waldeck und dem Kronprinzen von Schweden), war bis an die bunten Wimpel bekränzt mit Guirlanden von Eichenlaub und begleitet von einem Nachen, in dem die Stadtmusiker die schönsten Volksweisen spielten. Die Hauptfeier aber, bei der auch Richard seinen Liebling begrüßen durfte, war der darauf folgende Fackelzug der Studentenschaft. Da Görres im vorigen Winter bei seinem Besuche von der gesammten Burschenschaft mit einem Fackelzuge geehrt worden war, so ergriff diese den Anlaß zu erneuter Selbstbethätigung, indem sie Jean Paul die gleiche Ehre erwies. In der Hirschgasse erwartete man gemeinsam die Rückkunft des Schiffes, zog dann still über die Brücke durch das Neckarthor vor den Hecht, wo die Fackelträger inzwischen Aufstellung genommen hatten. „Dort sang man das passend abgeänderte: ‚Heil Dir im Siegerkranz', und brachte dem herrlichen Mann vielfache Lebehochs, was die erbitterten Landsmannschaften alles ruhig mit ansehen mußten." Der Dichter selbst berichtet: „In der dunkeln Nacht, welche dem schönen Tage folgte, stand ich selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gegen den Himmel." Rothe aber berichtet: „Jean Paul kam herunter zu uns: ‚Wo sind Hände', war sein erstes Wort. ‚Kinder, gebt die Hände her, daß ich sie drücken kann; jede Hand ist ein Herz.' Und die Hände häuften sich so sehr, daß er oft sechse und mehrere zugleich umfaßte. Die Rührung war wirklich von beiden Seiten eine ganz außerordentliche ... nie habe ich eine so unaussprechliche Gemüthlichkeit gesehen wie bei ihm. Mit der innigsten Leutseligkeit mischte er sich unter uns. ‚Wenn Sie mir', sagte er, ‚dieses Lebehoch bringen, weil ich ein Deutscher bin, so nehme ich es freudigst an; aber wenn Sie es dem Dichter bringen, dann sei es fern von mir, mich dessen würdig zu achten. Doch wahrlich, einen solchen Abend erlebe ich in diesem Jahre, ja gewiß in diesem Leben nicht mehr; auch konnte eine solche Scene nur in Heidelberg erlebt werden; nicht in Jena, nicht in Göttingen, nirgend anders.' Dies waren seine Worte. Er erkundigte sich nun, wo wir hinzögen? Wir erwiederten, daß wir nach unserem Festhause in der Hirschgasse zurückkehren würden. ‚Nun wohl', sagte er, ‚so begleite ich Sie wenigstens ein Stück.' Wir nahmen ihn an die Spitze des Zugs, der, die Hüte mit Eichenlaub bekränzt, paarweise Arm in Arm einherschritt. Er selbst war im bloßen Haupte; es regnete sanft, und mit der ersten besten Mütze bedeckten wir ihn. Bis auf die Mitte der Neckarbrücke zog er mit uns, dann kehrte er um; wir theilten uns und bildeten zwei Reihen, durch die er mitten hindurch ging. Habe ich je die Rührung einem Menschen auf dem heitersten Gesichte angesehen, so war es Jean Paul." Wie die Nähe eines großen Mannes wirke, meint Richard, das habe er heute empfunden und darum werde ihm

der 12. Juli ewig ein denkwürdiger Tag bleiben. Der Dichter siedelte dann zu seinem Freunde, dem Kirchenrath Christian Schwarz über, dem Christian, den er in seiner „unsichtbaren Loge“ so schön apostrophirt. In dessen Hause begegnete er sich mit Tieck, und Rothe überlegt sehr, ob er sich nicht in der befreundeten Familie ihm vorstellen dürfe, aber unterläßt es schließlich aus Bescheidenheit. Die philosophische Facultät, deren Dekan der junge Voß war, feierte den berühmten Gast, indem sie ihn zum Doctor der Philosophie creirte, worüber er eine fast kindische Freude an den Tag legte und Creuzer gab ihm dann den üblichen Doctorschmauß. Er selbst schreibt in der neuen Ausgabe seiner „Levana“, die er in Heidelberg fertig stellte: „Des Verfassers Freude ist um so inniger, da er dieses Geschenk in einer Stadt empfing (er sieht eben in sie von dem Berge hinein, auf dem er die Vorrede schreibt), welche seine alten Tage zu jungen gemacht, weil sie so freundlich gegen ihn war, wie die Natur gegen sie!“ Richard aber hatte einen harten Strauß über Jean Paul mit der Mutter auszufechten, die das literarische Princip im Hause war. Die vielbelesene und wohlerzogene Dame verehrte den Dichter, aber sie hatte sich sagen lassen, Jean Paul sei persönlich so liederlich und schmutzig, daß man ihn gar nicht ansehen möge, und darum auch in die größte Armuth versunken. So betheuert ihr Richard, daß der Freund von Schwarz und Daub den solidesten Eindruck mache. Kein unsauberes Pünktchen sei an ihm zu finden, wie es ja auch in dem Diplome der Facultät heiße: „Animam, qualem non candidiorem terra tulit.“ Daß er aber in vollkommen sorgenfreien Verhältnissen lebe, wisse jedermann, der ihn kenne. Noch längere Zeit stand der begeisterte junge Musensohn unter dem Eindruck dieser Dichterbegegnung, die auch seine eigene poetische Production wieder belebte. Schon in Breslau hatte er im Winter 1816 allerlei Fragmente, Rhapsodieen, Hymnen, Träume, Visionen, Dialoge in dem formlosen, zerflossenen Stil der Jean Paul'schen Briefe niedergeschrieben. So arbeitete er jetzt eine schwülstige Phantasie aus, eine Seelenbegegnung auf dem Heiligenberge bei Heidelberg. Heimgekehrt findet er den Brief einer lieben Seele, von der er einst mit einem langen glühenden Kusse Abschied genommen hat. (Lili Struensee.) Der Brief macht ihm seine Stube zu eng. Durch's Fenster sieht er den Heiligenberg im Abendscheine erglänzen, so sucht er dorthin die Wege; erst umrauscht von den grünen Eichen der Vorzeit, arbeitet er sich dann durch das Gebüsch und Gestrüpp hinauf nach dem Gipfel, um hier die Sonne über den beiden Strömen hinter den Bergen scheiden zu sehen. „Aus den Thälern flohen die Harmonieen, die Hirtenflöten und Heerdenglocken zu mir herauf und das wilde rastlose Treiben unten verlor sich meinem Ohre.“ Während er dem scheidenden Gestirne nachschaute, steht plötzlich eine lichte Gestalt vor ihm. Er hält sie für einen Engel, sie aber flüstert: „Theoron!“ Nachdem Theoron und die unbekannte Seele gemeinsam

gebetet, sagt die fremde Gestalt: „Ich suchte Dich nicht, aber ich fand Dich, nun aber wirst Du mein bleiben.“ Da erkennt Theoron, daß es die Seele Jean Paul's ist, die sich wie die seine vom Körper losgelöst hat und auf dem Heiligenberge spazieren geht. Ihre Seelen küssen sich und tauschen ihre überschwänglichen Phantasieen, bis dann wieder nach dem Recept der Romantiker die hohe Intuition in's Burleske umschlägt. Es stellt sich heraus, daß Jean Paul im Zollhäuschen bei der Brücke seine Wohnung aufgeschlagen hat. Theoron zeigt nun auch Jean Paul seine Wohnung und sagt: „Wir müssen hinab, in den Furchen des Lebens die Saat auszustreuen . . .“ „Jean Paul schien tief bewegt und faßte meine Hand und führte mich den Berg hinab.“ So scheiden sie vereinigt für ewig. Noch eine Weile hält diese lyrische Stimmung bei dem jungen Manne an. Oft sitzt Theoron auf dem Schlosse, um unter den Blüthenbüschen Tieck's Genoveva zu lesen und sich in die traurigen Schicksale, die der böse Golo der treuen Heiligen und ihrem armen Söhnlein Schmerzenreich bereitet, zu vertiefen. Auch Prinz Zerbino, Rothkäppchen, Octavianus wachen in ihm wieder auf, und er vertheidigt dem Vater gegenüber die scheinbare Unkunst und Unordnung, die der Dichter geflissentlich dem Pedantismus der Classicität entgegensetze, wobei er noch immer gläubig die schiefen Urtheile nachschreibt, die der anmaßende Friedrich Schlegel über die Unpoesie der Lessing'schen Dramen in seinen Charakteristiken und Kritiken hatte drucken lassen. Die ganze Titanstimmung seiner Knabenjahre war wieder über ihn gekommen und mit sich allein feiert er von Zeit zu Zeit „einen italienischen Tag, wie ihn Jean Paul nennt“. Als er am 2. August Briefe von Haus erhält, beschließt er, die müßten unter freiem Himmel gelesen werden. „Ich ging zum Karlsthore (meinem Lieblingsthore, zu dem ich herein gekommen), hinaus, anfangs immer am Fuße der Vorhügel des Kaiserstuhls, bis ich nach Schlierbach kam, und mich nun rechts hinaufzog nach den Höhen. Ich hatte bald eine Art natürlicher Altane erreicht, wo ich gerade der versinkenden Sonne gegenüber war. Hier streckte ich mich in das hohe Gras, und las mir meine Briefe vom A bis zum O laut vor. Nun war ich in der Stimmung, in welcher ich am liebsten ganz rücksichtslos in's Blaue hineinschweife. Zwar war die Sonne schon ausgebrannt, und über dem alten Schlosse stieg der Mond schon herauf; die Abendglocken von Ziegelhausen und Schlierbach hatten ausgehallt, aber in mir war's Tag, ich stieg immer höher und näher an Neckargemünd.“ Dann lenkt er, als bereits die Sterne herauskommen, auf den einsamen Waldweg über dem Wolfsbrunnen ein, und hört in der Todtenstille ringsum unter sich das Rauschen der Wehre an den Forellenweihern. „Drüben liegt Ziegelhausen mit seinen zerstreuten Lichtern, aber bald tritt das Gebüsch näher und ich sehe nur den Mond durchschimmern und die Sterne und die Lichter der Menschen. Dann öffnet sich das Thal, und ich sehe in die weite

Ebene, von zwei Flüssen durchschlängelt, einem grünlichen, und einem im Mondscheine silbern glänzenden, im Hintergrunde von grauen Riesen, den Bergen, bewacht." Im Hinuntersteigen aber denkt er: „Oh, könntet Ihr Euern Sohn hier sehen, ehe ihn Berlin oder Göttingen wieder abgekühlt und den bunten Staub von den Flügeln seiner Phantasie abgewischt. Aber es fiel mir auch schwer auf's Herz, daß die schönen Jahre, die ich hier verträume, bald selbst ein Traum sein werden." Zu dieser sentimental romantischen Stimmung paßt es auch, daß ihm im Gegensatz zu den Wäldern und Ruinen Heidelbergs der berühmte Schwetzinger Garten nur den Eindruck der Curiosität macht. Er ist froh, ihn gesehen zu haben, aber wird mit Vergnügen auf jeden zweiten Besuch verzichten. Die künstliche Natur ist für ihn, was die verschnörkelten Muschelgrotten von Isola Bella für seinen Titan und als solchen Titan fühlte sich das Prinzchen damals selber.

Dennoch darf man sich den jungen Schwärmer nicht als einen überspannten Phantasten vorstellen, der in die Studentenwelt nicht gepaßt hätte. Er stellte auch bei den Commersen seinen Mann und es ist erquickend zu sehen, mit welch naiver Jugendlust der mit den höchsten Problemen so ernst beschäftigte junge Theologe dann unter den Andern dem Gesang und der Freude huldigt; nichts Aeltliches an ihm, der Student, wie er sein soll, frisch bei der Arbeit und frisch bei der Freude! Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, oder wie die Burschen sie teutschthümelnd nennen „vom schönen Bunde", zog die Burschenschaft bei Einbruch der Nacht mit Fackeln und Musik durch die Hirschgasse nach der Engelswiese, wo die frohe Feierstunde mit einem Studentenliede begann. Eine Laube mit dem Transparent „Vivat Germania" war hier errichtet, Reden wurden gehalten, Flinten und Pistolen knallten und ein Feuerwerk ward abgebrannt. Dann wurde ein großes Holzfeuer angezündet, die Burschen lagerten sich im Kreise und der Commers begann. Nach drei Uhr hatte Rothe genug und er stieg mit einigen Freunden nach der Ruine des Heiligenbergs hinauf, wo sie den Aufgang der Sonne erwarteten. Dann frühstückten sie noch in Neuenheim und suchten müde ihre Wohnungen wieder auf. Zum Glück war seine Gesundheit fest genug, um diesen Ansprüchen des Studentenlebens zu genügen. Zuweilen freilich überfällt ihn in dem lärmenden Treiben das heiße Heimweh nach dem Elternhaus. Dann aber tröften ihn Wissenschaft, Natur und die Bildersammlung der Brüder Boisserée.

Das erste Semester, das auch für Rothe die froheste Zeit seines Lebens gewesen war, wurde am 6. September von der Burschenschaft mit einem feierlichen Abschiedscommers in der „Pfalz" zu Neckargemünd geschlossen. Als die Burschen unter den Kastanien der Terrasse des Wirthshauses lagerten, drang noch einmal die ganze Poesie des Thales auf den weich gestimmten jungen Studenten ein. „Der Neckar," schreibt er dem Vater, „der dicht unter den

Fenstern der ‚Pfalz' vorbeifließt, und auf dem jenseitigen Ufer durch die Berge und Burgen von Neckarsteinach begrenzt wird, scheint hier gleichsam, weil er zu beiden Seiten bald sich in Krümmungen abbiegt, ein kleiner See zu sein. Am jenseitigen Ufer erheben sich, besonders in dem zauberischen Scheine der Sternennacht, die Berge wie Terrassen, und in der reinen Fluth spiegelte sich jeder Stern in seiner schönsten Klarheit ab. Dabei wehte kein Lüftchen und außer den erleuchteten Fenstern des Saales brannte nur noch in dem gegenüber liegenden Dörfchen Kleingemünd ein einsames Licht. Es kam mir in jenen Augenblicken vor als sei ich in Spanien, und wandelte dort durch die laue Sommernacht." Auch dieses Mal gehört Rothe zu denen, die am längsten ihren Platz bei dem Symposion behaupten. Das Nachtlager auf der Streu und den Bänken und Tischen brachte nicht viel Ruhe, da es sich jeder zum eifrigsten Geschäfte machte, den Andern kein Auge zuthun zu lassen. Von Schrötter hatte das beste Theil erwählt, indem er noch in der Nacht nach Heidelberg zurückwanderte. „Gegen fünf Uhr des Morgens wachte auf, wer geschlafen und erhob sich, wer nur gelegen hatte. Alle Brunnen der Stadt wurden von Waschlustigen blockirt, gefrühstückt und zum Abmarsch geblasen." Da aber die Wünsche der jungen Gesellschaft nicht unter einen Hut zu bringen waren, so wurde die Mittelburg in Neckarsteinach zum Sammelplatz um die Mittagszeit bestimmt. Rothe wählte auch hier die schwierigste Aufgabe. Er blieb auf dem linken Ufer, erstieg den steilen Dilsberg, durchkroch die alte Festung und stieg dann den bebuschten Abhang nach der Fähre hinab, die ihn nach Neckarsteinach übersetzte. „Gegen elf Uhr," so schließt er seinen Bericht, „fuhren wir insgesammt von Neckarsteinach in einem geräumigen Kahne ab unter Gesang. Vor Neckargemünd landeten wir noch einmal, um den dort zurückgelassenen Festapparat und noch einige Erfrischungen, sowie auch unser Musikcorps, das unterdeß dort verblieben war, zu uns einzunehmen. Als wir die Anker lichteten, ließ der Philister der ‚Pfalz' noch eine Waldhornmusik anstimmen, und dreimal einen Mörser abbrennen. So ging es denn nun fröhlich unter steter Musik und unter Gesang wie im Fluge auf dem grünen Flusse dahin, bis wir um dreiviertel auf ein Uhr in Heidelberg landeten, und herzlich und erfreut von einander schieden."

Die weitaus größere Zahl der mit Eichenlaub bekränzten Festgenossen trat nach dem Schlußcommers sofort den Heimweg in's väterliche Haus an. Für Rothe wäre die Reise zu weit gewesen, und als ihm der Vater vorschlägt, die Ferien zu einer Wanderung im Süden zu benützen, lehnt Richard das ab. Jetzt erst beginnt seine rechte Arbeitszeit und der Herbst findet ihn fleißig bei seinen Büchern. Das Wintersemester war hauptsächlich Hegel, Creuzer und Daub gewidmet. Verschönert war es durch das am 22. November, dem Geburtstag Karl Friedrich's, begangene Stiftungsfest der Universität. Das Fest

wurde auch von der Stadt feierlich begangen, da die Bürgerschaft wohl wußte, daß ohne Karl Friedrich's Universität Heidelberg nichts sein würde als ein Ackerstädtchen mit einer schönen Ruine. Kanonendonner verkündete der Welt den Einzug des Lehrkörpers in die Aula, wo die Docenten unter den Klängen eines Festmarsches ihre Plätze einnahmen. Die Festrede hielt Prorector Zachariä, Preisträger der juristischen Facultät war ein ehemaliger Adjutant Gneisenau's, Walter aus Köln. Nur das Eine ärgerte Rothe, daß die beiden in Heidelberg studirenden Prinzen im Zuge vor den Professoren einherschritten. „Der Jurist Thibaut führte den Kronprinzen von Schweden und der Exprorector Daub den kleinen dicken Prinzen von Waldeck." An der kleinstädtischen Geselligkeit betheiligte sich der fleißige Student wenig. Mit überlegener Ironie berichtet er vielmehr, wie seine Commilitonen den Damen, die ihrer Zusage zuwider vom Casinoball wegblieben, so daß nur acht Tänzerinnen da waren, eine Katzenmusik mit Gießkannen, Pfeifen und Trompeten zugedacht hätten, sich dann aber eines Bessern besannen und lieber den acht erschienenen Damen wundervolle Serenaden darbrachten. Er seinerseits nimmt in diesem Winter zu den vielen andern Studien auch das des Italienischen auf, wohl durch Schlosser's Dante-Abende dazu veranlaßt. Dann erfreut ihn der frühe Lenz, der das Rheinthal so oft beglückt. Schon im März 1818 blühen die Mandeln und die Freunde Rothe, Schrötter und Neumann ziehen in milder Mondnacht auf's Schloß und erfüllen die dunkeln Gänge mit Gesang und Lautenschlag und lauschen in den unterirdischen Hallen, die das durch die verfallenen Fenster scheinende Mondlicht nur halb erhellte, dem Fallen der Tropfen, durch die das Gewölbe gleich einer Tropfsteinhöhle dumpf erklang. „Von da zogen wir hinauf auf die große Altane des Schlosses in die warme Sternennacht und in den Schloßgarten. Aus der zu unsern Füßen dahingestreckten stillen Nacht schimmerten uns nur noch wenige zerstreute Lichter entgegen, und nur das dumpfe Hundegebell tönte zu uns hinauf. Aber in dem weit sich dahinschlängelnden Neckar spiegelte sich der Mond." So war die Poesie des Thales an ihm nicht verloren. Selbst nach Hause meldet er das Blühen der ersten Mandelbäume, die Gewitter im März, und sendet der Mutter fünf Veilchen und ein Gänseblümchen, die er unter der Stiftsmauer gepflückt hat. Der April lockt dann die Freunde hinüber in die sonnige Pfalz, die sie bis zum Donnersberge durchwandern, um über Mainz und Darmstadt auf der Bergstraße zurückzukehren. Mannheim und Darmstadt bereiteten dem an die malerischen alten Bauten Breslau's Gewöhnten eine Enttäuschung. „Meiner Vorliebe für regelmäßige nette Bauart unter einem Dach," schreibt er, „haben Mannheim und Darmstadt einen Stoß gegeben. Der letztere Ort namentlich hat mich gelehrt, wie unerträglich langweilig eine solche Manier ist."

Bei allem Eifer, mit dem der junge Theologe den Studien oblag und aller Lebensluſt, mit der er an dem Studentenleben Antheil nahm, waren ihm die öffentlichen Ereigniſſe damals mehr als in ſpäteren Perioden Gegenſtand ſeines Intereſſes. . Er verfolgte aufmerkſam das politiſche Leben, das in Heidelberg lauter als in der eigenen Heimath ſein Gehör verlangte. Der junge Mann fand Baden, deſſen Verhältniſſe er ſich ſo ideal vorgeſtellt hatte, in einer ſchweren Kriſis, die ſeine Lehrer ſorgenvoll ſtimmte. Zu den unerfreulichen Momenten gehörte zunächſt das Andauern der Theuerung, die nun ſchon in das zweite Jahr währte. Während des Sommers 1816 hatte es ſtändig geregnet, ſo daß Korn und Kartoffeln auf den Feldern verfault waren und weder Obſt noch Wein ausreiften. So war im Winter 1816 auf 1817 eine Hungersnoth ausgebrochen, die durch Judenhetzen und Bäckerrevolutionen noch ſchreckhafter wurde. Die Vorgänge waren nicht nur bei Rothe's Ankunft in Heidelberg unvergeſſen, ſondern auch die hohen Preiſe dauerten noch immer fort. Der Vater erbot ſich darum, des Sohnes Wechſel zu erhöhen, doch lehnte Richard das ab. In der bayeriſchen Pfalz, wo die ärmere Bevölkerung noch ſchwerer litt als im Großherzogthum, erwachte geradezu das Heimweh nach den Fleiſchtöpfen der Napoleoniſchen Zeit. Einige Wochen nach Rothe's Ankunft trat dann eine der in Heidelberg üblichen Ueberſchwemmungen ein, die größte ſeit 1784, die den ganzen untern Theil der Stadt unter Waſſer ſetzte, ſo daß Rothe und Schrötter einen obdachlos gewordenen Schleſier in ihre Wohnung aufnehmen mußten. Dazu kamen die Gerüchte von der bevorſtehenden Theilung Badens, die ſelbſt an der Univerſität Glauben fanden, ſo daß man ſagte, Hegel habe den Ruf nach Berlin hauptſächlich darum angenommen, weil er nicht wieder zu Bayern kommen wolle, das er ſchon als Nürnberger Gymnaſiumsdirector „einen wahren Dintenkleck im Lichttableau Deutſchlands" genannt hatte. Die Befürchtung war nicht ohne Grund, da die Mächte auf dem Wiener Congreß Bayern den Heimfall der Pfalz, Oeſterreich den des Breisgaus verſprochen hatten. Als der Rückmarſch der deutſchen Truppen aus Frankreich begann, fürchtete man in Karlsruhe, die Bayern würden ſich durch einen Handſtreich in Beſitz der Pfalz ſetzen. Unter ſtrömenden Thränen beſchwor der badiſche Miniſter Berſtett den ruſſiſchen Kaiſer um Hülfe. Erſt der Aachener Congreß verſcheuchte dieſe Wolken, indem er auf Betreiben Hardenberg's und des ruſſiſchen Kaiſers die früheren Beſchlüſſe wegen Heimfalls der Pfalz und des Breisgaus aufhob. Rothe erlebte noch den Durchmarſch der aus Frankreich heimkehrenden ruſſiſchen Truppen und den Beſuch des ruſſiſchen Kaiſers, den Erinnerungen aus der Kriegszeit an die freundliche Neckarſtadt ketteten. Im Jahre 1814 hatte er im Pickford'ſchen Hauſe vor dem Karlsthor gewohnt und hatte an den Betſtunden der ſeitdem bei ihm in Ungnade gefallenen Prophetin Krüdener in verdunkelter Stube auf den Knieen

liegend theilgenommen. Dem Kaiser zu Ehren hatten die Heidelberger damals ihren Königsstuhl in einen Kaiserstuhl umgetauft. Jetzt wurde der Heimkehrende, sobald er den badischen Boden betrat, wie ein Befreier begrüßt. Triumphbogen und weißgekleidete Jungfrauen, Kränze und Inschriften: „Dem Retter Badens“ empfingen ihn und in Karlsruhe wurde ihm zu Ehren die Stadt illuminirt. Mit großer Spannung hatte auch Rothe diesen ganzen Verlauf verfolgt. Am 7. Juni 1818 schrieb er an den Vater: „Nach dem Tode des jetzigen Großherzogs (Karl) könnte sein Großherzogthum gar leicht zerrissen werden, und die Pfalz Bayern, der Breisgau aber Oesterreich anheimfallen, und daß diese beiden Mächte das wünschen, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen. Es hat nämlich der jetzige Großherzog keine männlichen Erben, und wiewohl er in Ermangelung dieser die Grafen von Hochberg, die Söhne seines Großvaters, des Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter Ehe, zu seinen Nachfolgern ernannt hat (durch das Hausgesetz vom 4. October 1817), so sind diese von den übrigen deutschen Fürsten doch noch nicht als solche anerkannt und ich glaube schwerlich, daß man Lust hat ihnen mehr zukommen zu lassen, als etwa das alte Markgrafenthum Baden.“ Diese Wolken waren nunmehr zerstreut. Flecken wie Schwetzingen, der alte Hofadel in Mannheim und die streng katholischen Bezirke wären wohl gern bayerisch geworden, aber Hegel hatte dieses Glück früher genossen und bezeichnete die dortigen Zustände schlechtweg als „Hyozoismus“, wie er einen gut schwäbischen Kraftausdruck gelehrt umschrieb. Ein Mittel, das Interesse an dem Bestande des Großherzogthums zu stärken und die aus so bunten Bestandtheilen zusammengesetzte Bevölkerung innerlich zu verschmelzen, sollte die am 22. August 1818 noch von Großherzog Karl gegebene Verfassung sein. Rothe meint, den Heidelbergern sei sie wie aus den Wolken gefallen. Man halte den Hofrath Zachariä für den Verfasser. Die Liberalen aber erklärten, sie sei gar keine richtige Constitution, sondern nur insofern ein Fortschritt, als sie durch ihr Dasein selbst das Recht des Volkes auf Vertretung indirect anerkenne. Ein Echo seiner adeligen juristischen Freunde ist Rothe wohl, wenn er meint, dieses Repräsentationsspiel koste viel zu viel Geld und Zeit, ziehe die Leute von ihren eigentlichen Aufgaben ab und führe sie in die Wüste eines oberflächlichen Räsonnirens. Das ganze Rennen und Treiben, das darum verführt wird, erscheint ihm lächerlich, denn auf diesem Wege liege das Heil der Menschheit und der Völker wahrlich nicht. Großherzog Karl, der seinem Lande diese Verfassung geschenkt hatte, starb bald darauf und die Universität hielt eine akademische Trauerfeierlichkeit, die Rothe aber sehr kalt ließ. Den jungen Preußen stimmte der homerische Ton, den der sonst von ihm verehrte Kirchenrath Schwarz in seiner Trauerrede anschlug, nur ironisch, da es sich eben keineswegs um einen homerischen Helden handelte. Im December 1818 übernahm Karl's Oheim

Ludwig das Regiment und der Eindruck, den der neue Fürst machte, war nach Rothe's Bericht ein sehr vortheilhafter. Die Universität freilich hatte zu beklagen, daß aus diesem Anlaß Reizenstein, der Freund eines Paulus und aller freisinnigen Gelehrsamkeit, sein Amt niederlegte und sich in gelehrte Muße nach Heidelberg zurückzog. Auf den 22. April 1819 wurden auf Grund der neuen Verfassung die Landstände nach Karlsruhe berufen. In der ersten Kammer saßen als Vertreter der beiden Kirchen Wessenberg und Hebel, neben ihnen als Abgeordnete ihrer Universitäten Rotteck und Thibaut; in der zweiten Kammer waren Duttlinger, Winter, von Liebenstein hervorragende Talente. Die Eröffnungsfeier begeisterte Rothe am 2. Mai zu einem sehr zukunftsfrohen Briefe an den Vater. „Hier in Baden geht es jetzt wirklich sehr gut. Alles hegt die frohesten und zuversichtlichsten Hoffnungen; ja sogar mehrere unserer Landsleute hätten ordentlich fast Lust bekommen, sich hier Hütten zu bauen, was nur für einen Ausländer als Juristen etwas schwer halten soll. Es geht hier alles so hübsch in der Ordnung, und das politisch bürgerliche Leben, das in die Leute gekommen ist, macht sie nicht verrückt. Die Deputirten sind überall, wo sie durchzogen, mit Jubel empfangen worden, und ganze Gemeinden haben sie von Dorf zu Dorf begleitet. Der Großherzog ist durchaus geachtet und geliebt, und was Berstett von ihm und Karl Friedrich bei der Eröffnung der Ständeversammlung sagte, ist wahr, nichts übertrieben. Besonders gefällt mir die Rede des Großherzogs sehr. Sie ist voll ächter fürstlicher Humanität und durchaus treuherzig. Er überhebt sich seiner Würde nicht, und kriecht auch nicht. Er hat die Rede durchaus frei gesprochen; und alle, die ich gehört habe, versichern mich einmüthig, daß er sichtbar aller Herzen getroffen, weil er selbst getroffen war." So sehe er die Zukunft des gesegneten Landes nun auch seinerseits mit ganz andern Augen an.

Weniger einverstanden war der in lutherischen Traditionen herangewachsene Student mit der an die Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 sich anschließenden Agitation für die Union der beiden evangelischen Confessionen. Zu diesem Feste hatte Friedrich Wilhelm III. einen von Eylert redigirten Aufruf erlassen, er würde es gern sehen, wenn bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation der Anfang zu einer Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen gemacht würde. Aufdringen wolle er die Union den beiden Kirchen nicht, noch etwas von sich aus verfügen. Sie habe nur dann einen Werth, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung hervorgehe und aus der Einigkeit der Herzen, aber er betrachte die Union als ein Gott wohlgefälliges Werk, dessen Verwirklichung er hoffe und wünsche. Die Folge dieser Anregung war, daß eine Synode der Berliner Geistlichkeit und theologischen Facultät unter Schleiermacher's Vorsitz ein Synodalschreiben an die gesammte protestantische Kirche erließ, die lutherische und reformirte Kirche sollten sich künftig beide

die evangelische Kirche nennen, sie sollten die Einsetzungsworte Jesu beim Abendmahl gebrauchen, die beide Deutungen zulassen, und beide das Brechen des Brotes statt des lutherischen Hostiengenusses einführen. In dieser Form genossen die Berliner Geistlichen, lutherische wie reformirte, am 31. October 1817 gemeinsam das Abendmahl. In Heidelberg war vorgeschlagen worden, daß in der reformirten Heiliggeistkirche ein Lutheraner, in der Luther'schen Providenzkirche ein Reformirter predigen solle, allein die Sache kam nicht zur Ausführung. Am Abend des 30. verkündete das Läuten der sämmtlichen protestantischen Glocken das Herannahen des Festtages. Rothe und seine zwei Hausgenossen setzten sich bei einer Tasse Thee zusammen und er las ihnen aus seinen Collectaneen alle Urtheile ausgezeichneter Schriftsteller über Luther vor, die er sich gesammelt hatte. Calvin und Zwingli erwähnt er nicht. Am folgenden Morgen ging es in Procession nach der Heiligegeistkirche, wo Kirchenrath Bähr die Festpredigt hielt. Darauf folgte in der Aula die akademische Feier, die Paulus mit einer auch von Rothe gelobten Rede über den Ursprung und die Durchführung der Luther'schen Reformation beschloß. Am Abend war das sogenannte Lutherhäuschen in Neuenheim, wo der Reformator bei seinem Aufenthalt im April 1518 geherbergt haben soll, erleuchtet und mit transparenten Gemälden verziert. Dennoch meint Rothe, der Verlauf des Festes sei recht kümmerlich ausgefallen und er wünscht zu wissen, wie die Sache in Breslau sich ausgenommen habe? An dem Vereinigungsgedanken selbst hat der eifrige junge Theologe keine Freude. Begnügt er sich anfänglich noch mit einigen vorsichtig geäußerten Bedenken, so schlägt sein heimlich glimmender Unmuth in helle Flammen aus, als Claus Harms mit vollen Backen in die Kohlen bläst. In Heidelberg erhielt Rothe die Thesen von Claus Harms, die damals so viel Lärm machten, und alle Zeitungen Europa's und selbst den Staatsrath in Kopenhagen beschäftigten. Der originelle Autodidakt, der vom Müllerburschen zum Archidiakonus in Kiel aufstieg, und aus einem Pantheisten ein massiver Orthodoxer geworden war, hatte Luther's Thesen, vermehrt mit 95 eigenen, zeitgemäßen, zum Reformationsfeste drucken lassen. In diesen verkündete er der Welt, durch das Fortreformiren in der Kirche habe man dieselbe aus dem Lutherthum in's Heidenthum weiter reformirt, man habe Gott vom Richterstuhle gestoßen und das eigene Gewissen darauf gesetzt. Im sechzehnten Jahrhundert habe die Sündenvergebung noch Geld gekostet, heute absolvire man sich selbst und gratis. Die Vernunftreligion habe weder Vernunft noch Religion. Man solle die Christen lehren, daß sie das Recht haben, weder auf den Kanzeln noch in den Büchern Unchristliches zu dulden. Die Vernunft reißt Christum vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Koth in's Taufwasser, zischt die Priester aus der Kirche und das Volk ihnen nach. Bei der Vernunftreligion wäre kein Ehemann seines

Weibes, kein Menſch ſeines Lebens ſicher, auch kein Eid zuläſſig. An Stelle des Wortes „gottesfürchtig“ ſei jetzt das Wort „gewiſſenhaft“ aufgekommen, aber die ſogenannte Gewiſſenhaftigkeit habe von jeher nur die Gewiſſenloſigkeit befördert. Früher glaubte man an Himmel und Hölle, in neuerer Zeit hat man den Teufel todtgeſchlagen und die Hölle zugedämmt. Nach dem alten Glauben hat Gott den Menſchen erſchaffen, nach dem neuen Glauben erſchafft der Menſch Gott und wenn er damit fertig iſt, ſpricht er Hujah! Die Vernunft thut, wie der Prediger, der den Heidelberger Phyſiker Ritter copulirte, der zu den Worten des Formulars: „Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht trennen“, hinzuſetzte: „Es ſei denn aus wichtigen Gründen.“ Sie ſpricht wie Muhammed: „Wie ſollte Gott einen Sohn haben, er hat ja keine Frau.“ Das Wort: „Unſer Heiland“ bedeutet im Munde eines Rationaliſten ſo viel, wie die Unterſchrift unter den Briefen: Ihr ergebenſter Diener. Zu einem ſolchen iſt zu ſprechen: „Gehe unter die Linde und predige dort, wenn Du Deinen neuen Glauben nicht für Dich behalten kannſt.“ Im Voß'ſchen Hauſe nannte man dieſe Theſen des holſteiniſchen Landsmannes „den Culminationspunkt der Anmaßung“ und ſah in dem „Pfaffen, Schleicher und Verfinſterer“ Harms einen Menſchen, „den die Adeligen und Adelsſchwänzler noch ganz zu Grunde richten werden“. Rothe aber ſchreibt an ſeinen Vater: „Claus Harms bleibt ein Ehrenmann und nimmt ſich ſehr ehrwürdig gegen ſeine Anfeinder aus. Schrullen mag er im Kopfe haben wie jeder Erdenſohn, aber nicht im Herzen.“ Das Schreien gegen Harms möge noch hingehen, aber daß die Chriſtenheit über die von Harms gerügten Dinge *nicht* ſchreie, ſei ein böſes Zeichen. So iſt ſeine Sympathie ganz offen auf Seiten des neuen holſteiniſchen Luthers und namentlich Harms' Angriffen auf die Union pflichtet er völlig bei. Mit der Freude eines Studenten im dritten Semeſter an dem neu Gelernten wendet er die damals noch funkelnagelneue Lehre, daß ſich die Idee in einer Vielheit von Bildungen verwirkliche, auf den Proteſtantismus an. „Der Katholicismus,“ ſo docirt er dem Vater vor, „iſt das nach ſeiner Erſcheinung erſte Chriſtenthum. Dieſes ſchreitet fort zu dem dialektiſchen, entſprechend dem innern Zwieſpalt der Menſchennatur, und ſo bildet ſich *der* Proteſtantismus, aber nicht *ein* Proteſtantismus, ſondern — denn die Natur des Dialektiſchen iſt innerer Zwieſpalt — mehrere Proteſtantismen. Es iſt daher das Weſen des Proteſtantismus in ſich getheilt zu ſein.“ Das Ende des dialektiſchen Proceſſes aber wird nach ihm nicht die Vereinigung der proteſtantiſchen Kirchen, ſondern ein ſpeculativer, poſitiv vernünftiger Katholicismus ſein müſſen. Auch hier ſpielt ſein Zweifel an der Zukunft des Proteſtantismus, den er von den Romantikern mitgebracht hat, eine Rolle, und in dieſem Zuſammenhange iſt es, daß er in den Seufzer ausbricht: „Krauß iſt eifriger Proteſtant, mit Leib und Seele; wollte Gott, ich könnte es auch ſein!“ Im

Uebrigen entschuldigt er die Flüchtigkeit seiner Antwort auf des Vaters Frage; die halbe „Silesia“ liege ihm auf der Stube, während er schreibe, und gestört durch ihre Gespräche habe er den Brief beenden müssen.

Deutlicher als in jenem Auszug aus einem Daub'schen Collegheft, erkennen wir Rothe's eigene Stimme, wenn er erklärt, er könne solchen Vereinigungen, die jetzt sehr Mode zu werden scheinen, keinen Geschmack abgewinnen. Hätten die Leute die Unterscheidungslehren vergessen, so sei die Union unnöthig, hielten sie innerlich noch an denselben fest, so sei die Union eine Unwahrheit und darum ein Unrecht. „In unsern Tagen,“ meint er, „haben wir im Protestantismus gegen den Indifferentismus, nicht gegen die Intoleranz zu kämpfen.“ Die Erwägung, daß in der Vereinigung der Protestantismus eine größere Leistungsfähigkeit und stärkere Widerstandsfähigkeit gegen die Papstkirche besitzen wird, liegt ihm fern. „Was,“ fragt er, „soll der Kirche ein Schritt frommen, der von der weltlichen Herrschaft ausging?“ In Baden werde es, so weissagt er, nie zu einer Union kommen, weil dazu die reformirten Gemeinden zu reich und die lutherischen zu arm seien. „Also in solchen Angeln hängt unsere protestantische Toleranz.“ Auch im folgenden Frühling greift er nochmals auf die Unionsfrage zurück, indem er dem Vater meldet, seine Freunde Krauß und von Prittwitz hätten, um ihrem Unionsstreben Ausdruck zu geben, beschlossen, am Charfreitag in der reformirten Kirche das Abendmahl zu nehmen. Er selbst aber sei in solchen Dingen ängstlich und wolle nur getrost und blindlings auf dem Wege wandeln, auf welchen ihn Gottes Vorsehung gestellt habe. Die pietätsvolle religiöse Gewöhnung reagirt in ihm gegen alle von außen her decretirten religiösen Aenderungen und eine von den Beamten aus Organisations- und Ersparnißgründen durchgeführte Union, wie die Nassau'sche, oder die im August 1818 in der Stiftskirche zu Kaiserslautern proclamirte Pfälzische, der nicht Verhandlungen über die Unterscheidungslehren, sondern über eventuelle neue Umlagen vorangegangen waren, konnten ihn geradezu entrüsten.

Nicht weniger als diese kirchlichen Vorgänge erregten jene politischen Maßnahmen der deutschen Regierungen sein Interesse, die die Universitäten und Turnplätze betrafen und ganz dazu geeignet waren, den Studenten die Meinung beizubringen, daß von ihnen das Heil Deutschlands ausgehen müsse und daß sie es seien, vor denen die Tyrannen zitterten. Der dem Zweck der Turnvereine ursprünglich fremde teutschthümelnde Ton war durch die Jünger Jahn's erst auf die Turnplätze, dann auch in die Burschenschaft hereingetragen worden. Unter den Lützower Jägern hatte der Turnvater Jahn wenig gegolten, da auch ein Freicorps vor allem Disciplin braucht. Erst als er in deutscher Burschentracht in Paris einzog, den Ziegenhainer in der Hand, das lange Haar ungekämmt, den Hals ohne Kravatte und Tuch, mit dem breiten

Hemdenkragen, der den Rockkragen überdeckte, erregte er Aufsehen, denn gerade so hatten die Pariser sich die eichelfressenden deutschen Patrioten vorgestellt. Nach seiner Heimkehr eröffnete Jahn auf der Hasenhaide bei Berlin seinen berühmten Turnplatz und wie Frundsberg's Sprüche im Munde der Landsknechte, so lebten seine „Goldsprüchlein" im Munde der Turner. Sein Patriotismus war echt wie Gold, aber es gefiel ihm, ihn in sehr burlesken Formen auszuprägen. Den deutschen Bund nannte er „das deutsche Bunt". Zwischen Deutschland und Frankreich wollte er eine „Hamme" aufrichten, eine von Bären und Auerochsen bewohnte Wildniß, und was derlei Alfanzereien mehr waren. Zur Einheit Deutschlands gehörte ihm auch ein Kaiser, doch sollte die Kaiserkrone unter den deutschen Fürstenfamilien umgehn „wie die Braugerechtigkeit in manchen Städten", während der Gotha'sche allgemeine Anzeiger vielmehr eine Fürsten-Republik vorschlug, in der die Fürsten der Reihe nach in alphabetischer Ordnung immer je sechs Jahre regieren sollten. Die teutonischen Excesse der jungen Turnerschaft waren es, die Professor Steffens in Breslau veranlaßten, in etlichen Schriften gegen Jahn aufzutreten. Die Breslauer Patrioten sahen aber darin eine Verrätherei des Fremden und sein eigener Schwager Karl von Raumer brach alle Beziehungen mit ihm ab. Rothe schrieb über Steffen's Streitschriften an den Vater im Ganzen zustimmend. Nur die Polemik gegen Director Kayßler, der sich der Turnerei angenommen hatte, mißbilligte er. Charakteristisch ist für ihn, daß er der Jahn'schen Turnerei die Vernichtung aller Individualität zum Vorwurf macht, da diese Patrioten der Turnplätze alle über einen Kamm geschoren seien. Dieser Gruppe war es denn auch zu verdanken, daß das erste Wartburgfest der allgemeinen Burschenschaft zu dem von den reactionären Beamten längst gesuchten Anlaß wurde, gegen die Burschenschaft einzuschreiten. Das Fest selbst war schön und groß gedacht und sehr conservative Geistliche, wie Fr. W. Krummacher, haben es noch als Greise „einen Maientag ihrer Jugend" genannt. Auf den 18ten „des Siegesmonds" 1817 sollten die Burschenschaften aller deutschen Universitäten sich auf der Wartburg bei Eisenach einfinden, um zugleich das Jubelfest der Reformation und das übliche Jahresfest der Leipziger Schlacht zu begehen. Etwa 500 Burschen, davon die Hälfte aus Jena, langten am 17. October in Eisenach an und stiegen am Morgen des 18ten bei hellem Herbstwetter durch den rothgefärbten Buchenwald zu der damals noch unscheinbaren aber ungleich poetischeren und vertraulicheren Waldburg Luther's hinauf. Im Rittersaale wurde „Ein feste Burg" gesungen, dann folgten Reden der Burschen und anwesenden Professoren, unter denen Oken ausdrücklich die jungen Leute vor einer verfrühten politischen Thätigkeit warnte. Mittags war Gottesdienst in der Stadtkirche und dann großes Turnfest auf dem Markte. Am Abende wollte man dann auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Warten-

berge das übliche Octoberfeuer zur Feier der Leipziger Schlacht entflammen. Da regte der Turnmeister Jahn, der auch erschienen war, den Gedanken an, Luther's Verbrennung der Bannbulle zu wiederholen, indem man die Schriften der Feinde der guten Sache in's Feuer werfe. Aber der Ausschuß lehnte die Fratze ab. Da gab Jahn seinen Berlinern ein Verzeichniß der zu verbrennenden Bücher auf den Weg und sein Lieblingsjünger Maßmann besorgte das Weitere. Er hatte aus altem Papier und Zeitungsmaculatur scheinbare Bücherpakete geformt und mit dem Namen der zu bestrafenden Schriften versehen. Zur Strafe mußte der junge Inquisitor dann den ganzen folgenden Winter dazu verwenden, diese Schriften noch nachträglich zu studiren, um sich vor dem Untersuchungsrichter nicht mit dem Geständniß lächerlich zu machen, daß er die Schriften gar nicht gelesen hatte, die er verbrannte. Als das erste Lied verklungen war, trat unerwartet Maßmann hervor und forderte die Brüder auf, zu sehen, wie nach Luther's Vorbild in zehrendem Fegefeuer Gericht gehalten werde über die Schandschriften der Feinde des Vaterlands. Und nun flogen Bücher mit einer Mistgabel aufgespießt in die Flammen, allen voran die des Berliner Geheimraths Schmalz. Der hatte, obgleich Schwager Scharnhorst's, den treuen Arndt als geheimen Verschwörer verdächtigt und die Patrioten verhöhnt, daß sie ihrer teutonischen Begeisterung die Befreiung vom Joch der Franzosen zuschrieben, die doch nur die Königstreue des loyalen Preußenvolks bewirkt habe. Drei seiner Schriften eröffneten das Autodafé: „Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz." Ihnen folgten turnfeindliche Blätter, der Codex der Gensdarmerie von Kamptz, der Code Napoleon, Kotzebue, Saul Aschers Germanomanie, der ein „Wehe, wehe, wehe, über die Juden", nachgerufen wurde und Anderes. Zuletzt wurden noch ein Uhlanenschnürleib, ein Zopf und ein Corporalstock verbrannt und mit einem dreimaligen Pere-Pereat auf die schuft'gen Schmalzgesellen gingen dann die neuen Luther's auseinander. War dieser Studentenulk nun wirklich etwas so Ungeheueres, um Metternich's Noten, Kotzebue's Berichte und die ganze officiöse Presse in Bewegung zu setzen? Ruhige Zuschauer bestritten das und zunächst machte dieses Nachspiel auch auf ganz conservative Leute nur einen fröhlichen Eindruck. Darüber, daß die deutsche Jugend den elenden Kotzebue abgestraft habe, sprach sogar der Geheimrath von Goethe in dem nahen Weimar seine stille Freude in einem Epigramme aus. Das Fest selbst, das nun jährlich wiederholt werden sollte, wurde anfänglich überall als eine schöne Jugendfeier gelobt. Der Geheime Oberregierungsrath in Breslau war sogar geneigt, seinen Richard für einen Philister zu halten, weil er sich nicht betheiligt hatte. „An Lust," so entschuldigt sich dieser am 22. November 1817, „hat es mir wahrlich nicht gefehlt, und ich hoffe es auch, so Gott will, noch einmal mitzufeiern. Von den Heidelberger Burschen waren zehn zugegen ... In Wahrheit ist es ein großes Fest; denn

es ist ein Fest der Verbrüderung der gesammten deutschen Jugend für Recht und Vaterland, für die Verkündigung der Wahrheit in Leben und Wissenschaft." Bereits aber hat er auch erfahren, daß die preußischen Behörden Ermittelungen anstellen, welche unter ihren Landesangehörigen sich an der Feier betheiligt haben und natürlich bestärkt die Wichtigkeit, die die Regierungen der Sache beilegen, das Selbstgefühl der Betheiligten. „Ich habe," schreibt Rothe, „bis jetzt nicht an Deutschlands Wiedergeburt glauben wollen, aber jetzt sehe ich mich dazu gezwungen und wie süß ist dieser Zwang! Die Mehrheit will jetzt das Gute, und die Wahrheit stärkt sie. Es wird kein Blut fließen; die alte Generation wird abfallen, verdrängt von dem keimenden jungen Laub." Je lauter nun die Gegner, zumal die beleidigten Kamptz, Schmalz, Kotzebue in der Presse über die Burschenschaft herfielen, um so tiefer durchdrang sich diese natürlich mit dem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit. Nachdem man den Teufel an die Wand gemalt hatte, kam er. Es bildete sich eine Partei der Schwarzen, der Unbedingten und wie sie sich sonst nannten, die wirklich von einer gewaltsamen Befreiung des Vaterlands durch die Burschenschaft faselten. Feile Federn verbreiteten, die Burschen hätten die Urkunde der heiligen Allianz und die deutsche Bundesakte verbrannt, der österreichische Gesandte in Dresden schlug Lärm, der liederliche Gentz versicherte im Oesterreichischen Beobachter, nur mit Zittern könne heute ein Vater noch seinen Sohn auf eine Hochschule gehen lassen und Metternich sagte dem preußischen Gesandten, „jetzt sei es Zeit, gegen diesen Geist des Jakobinismus zu wüthen (sévir)". Gemeinsame Vorstellungen der beiden Großmächte in Weimar sollten den „Altburschen" Karl August zur Vernunft bringen. Der schickte die beiden Abgesandten nach Jena hinüber, sie sollten sich den Ort der Schrecken einmal selbst ansehen, und diese meldeten nun nachhause, daß es in Jena nicht anders zugehe als an allen anderen Universitäten. Der französische Minister de Serre aber schrieb an Niebuhr: „Eure Staatsmänner können mir leid thun, sie führen Krieg mit Studenten." Wie dieser Krieg auf die Studenten selbst wirkte, läßt sich in Rothe's Briefen deutlich verfolgen. Am 7. December äußert Richard sich über die Artikel von Gentz. „Junge Leute von 17 bis 20 Jahren, heißt es, können nicht erfahrenen und einsichtigen Staatsmännern vorgreifen und sie meistern wollen, aber wer hat denn dem Oesterreichischen Beobachter gesagt, daß sie das wollen? ... Staatsmänner haben wir genug, ja leider zu viel. Denen beneiden die Burschen ihr Glück gar nicht, wollen sie auch im Genuß desselben keineswegs stören. Sie wollen nur, da sie trotz ihrer Unerfahrenheit wohl wissen, wie viele Egoisten und Schurken es unter den gerühmten Staatsmännern gibt, sich feierlich dazu verbinden, wenn sie dereinst, wie doch natürlich, auf den Ministerial-, Präsidialsesseln u. s. w. jener hochweisen Herren sitzen werden, keine Egoisten und Schurken, keine Achselträger und Fürstenkriecher, sondern gerade, biedere

und allein Gott dienende, der Religion, Kunst und Wissenschaft fromm hingegebene Bürger zu sein. Das und nichts anderes ist es, wozu die deutsche Jugend sich verbinden will und was man revolutionäre Absichten nennt. Aber dieser Zweck ist freilich eine Gewissensprobe. Der Schlechte kann nur durch Schlechte herrschen und es ist natürlich, daß er erzittert, wenn er vernimmt, daß die Welt sich dem Teufel entwinden will." Bereits bekennt auch er sich zu dem Glauben, daß nur durch einen solchen Geist, der gerade von der Jugend, und namentlich von der studirenden Jugend ausgehen muß, unserem bürgerlichen und politischen Leben wieder aufgeholfen werden könne. Der nachträgliche Lärm über das Autodafé auf der Wartburg ist ihm unverständlich. Was war denn Großes geschehen? Die Verbrennung eines Korporalstocks und eines Schnürleibs war ein Scherz, die Verbrennung von Büchern hält Richard allerdings für eine unüberlegte Thorheit, für die man aber nicht die ganze Burschenschaft, sondern die paar Leute verantwortlich machen möge, von der sie ausgegangen. Uebrigens werde einer der Heidelberger Commilitonen, Dr. Wildt, dem Oesterreichischen Beobachter in der Frankfurter Zeitung die nöthige Antwort geben. Mit geringer Freude macht Rothe dann aber im Sommersemester 1818 die Entdeckung, daß die teutonische Richtung der Jenenser sich nun auch in Heidelberg einnistet. Sie brachten da sofort die Judenfrage auf's Tapet und verlangten statt der allgemeinen, vielmehr eine christlich deutsche Burschenschaft. Die Majorität beschloß dagegen, auch Ausländer und Juden, wie bisher, zur Burschenschaft zuzulassen, wenn sie nur durch Immatriculation das akademische Bürgerrecht erworben hätten. Zwanzig christlich germanische Burschen reichten dagegen beim Vorstand einen schriftlichen Protest ein, da sie sich deutsch und allein deutsch ausbilden wollten, abgesondert von allem Fremden und Nichtdeutschen. Der Vorstand erwiederte, daß niemand sie daran hindern werde, sich deutsch auszubilden, daß es aber der Burschenschaft nicht in den Sinn kommen könne, das Ausländische zu hassen, wenn es gut und löblich sei. Rothe recapitulirt dieses Schreiben so vollständig, daß man annehmen möchte, er habe bei der Berathung selbst mitgewirkt. Auch hatte dasselbe die Folge, daß die teutonischen Jünglinge in die allgemeine Burschenschaft, wenn auch mit sauern Mienen, wieder eintraten. Die Bestimmtheit, mit der Rothe den ganzen Conventikel charakterisirt und bereits jetzt allerlei politische Thorheiten dieser Leute voraussagt, ist ein bemerkenswerthes Zeugniß der Reife des Neunzehnjährigen. „Sie machen," schreibt er von den Teutonen, „eine Secte in der Burschenschaft aus und zeichnen sich bei allgemeinen Verhandlungen hauptsächlich dadurch aus, daß sie eine constante Opposition bilden, und durchaus immer anderer Meinung sind als die ganze andere Burschenschaft. Sie halten eng zusammen und haben ein ganz eigenes Wesen; sie turnen fleißig, das muß man ihnen lassen, fechten auch, lachen

selten, reden wenig (darin gleichen sie den Trappisten), gehen in deutschen Röcken einher, mit gesenktem Blicke und halb trauernd (über Deutschlands Noth) wie Unerlöste, schwatzen viel über Constitutionen, Ständeverfassungen, übernehmen sich im Studiren eben nicht, und thun dabei, als ob sie den Stein der Weisen gefunden hätten, und es allein mit dem deutschen Vaterlande gut meinten, meditiren viel, wie sie dereinst (und warum nicht auch schon jetzt) die Heilande und Retter desselben werden wollen, brüten viel dumpf hin u. s. w. Das auffallendste aber bei der ganzen Sache ist, daß sie sich alle auf's Haar ähnlich sehen, wie über denselben Leisten geschlagen sind." Schon damals hatte sich ein starker Gegensatz zwischen diesen Jena'schen Schülern von Fries und den Schülern Hegel's in Heidelberg herausgebildet, unter denen sich namentlich Carové den Teutonen in den Versammlungen und in Druckschriften entgegenstellte, die Richard dem Vater dringend empfiehlt. Aus dem Streite der Schüler wird bald auch ein Streit der Lehrer, indem Fries die Hegel'sche Lehre für reactionär erklärte, „gewachsen nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei". Hegel dagegen warf seinem Vorgänger und nunmehrigen Jenenser Collegen vor, daß er Begriffe und Gefühle vermenge und also die sittliche Welt in einen Brei des Herzens auflöse. Den Turnvater Jahn, dessen Streit mit Steffens damals das heimathliche Breslau zerrüttete, nimmt Richard dagegen in Schutz. Er sei viel anständiger als seine Nachäffer und Schüler und es sei Kern und Mark in seinem ganzen Wesen. Die als Hochverrath ausgelegten Worte Jahn's freilich, ihm sei es gleichviel, ob der Völkerfeind inwendig oder auswendig sitze, will auch er nicht loben. Neue Aufregung brachte im Sommer 1818 der Auszug der Göttinger Studenten, die sich mit der Stadt überworfen hatten und denen Rothe Recht gibt, obwohl der Auszug gar keinen Erfolg haben konnte, da die Hannoveraner zum Besuche ihrer Landesuniversität verpflichtet waren.

Die Aufregung hatte sich eben gelegt, als eine „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands" von Stourdza den Streit neu entflammte. Wie die Berichte des „Bel- und Kotzebue", so war auch dieses Memoire an Kaiser Alexander gerichtet. Der Verfasser, ein junger Walache, hatte die Gnade des Czaren zuerst durch eine Schrift zur Verherrlichung der griechischen Kirche gewinnen wollen, nun suchte er diesen Zweck durch Denunciation der deutschen Universitäten zu erreichen, die für ihn gothische Trümmer waren, in denen sich die deutschen Revolutionäre versteckten. Er rieth, die Universitäten ihrer alten Verfassungen zu berauben, die Studenten als Minderjährige zu behandeln, an vorgezeichnete Lehrkurse zu binden und ihnen das Lesen schlechter Bücher und Zeitschriften zu untersagen. Das Memoire, das dem russischen Kaiser und Metternich sehr gefallen hatte, erschien nun in einer Pariser Buchhandlung im Druck. Aber das Echo war derart, daß der tapfere Walache für

gut fand, sich der Forderung zweier gräflicher Burschenschafter durch rasche Heimkehr in die Walachei zu entziehen. Da Kotzebue so unklug war, für den Walachen einzutreten und anzudeuten, daß die Denkschrift nur die Ansicht des Czaren selbst ausspreche, lenkte er das ganze revolutionäre Pathos der Teutonen Jena's auf sein verhaßtes Haupt. Tägliche Drohungen und Beschimpfungen nöthigten ihn, Weimar zu räumen. Er zog nach Mannheim, wo ihn dann Sand's Dolch doch erreichte. Der erste Eindruck, den Rothe von der Schrift Stourdza's hatte, war wohl der richtige, daß der Verfasser ein „niedriger Kriecher" sei, „der sich durch seinen Wisch bei den hohen Herrschaften einheben will und in dubio nicht den längsten akademischen Cursum gemacht hat." Später, als ihn das Treiben der Teutonen immer mehr verstimmt, will er einige Züge an Stourdza's Bilde der Universitätsjuristen getroffen finden und als er nachgerade auf den Standpunkt gekommen ist, daß die Burschenschaft überhaupt nichts sei als ein Zeitverderb und eine Tändelei, mag er auch in den pathetischen Ton der Anderen gegen den Walachen nicht mehr einstimmen. Im Uebrigen ist es nur ein Zeichen seiner innern Gesundheit, daß sein jugendlich froher Sinn reagirt gegen das altkluge Gerede und „das ewige politische Geschwätz" auf den Kneipen und daß ihm „die alte Halle'sche Fidelität" lieber ist als die ganze neudeutsche Ueberschwänglichkeit. Jene, meint er, gesteht doch zu, daß es ihr um nichts zu thun ist als um Biertrinken und lustig sein, während die Teutonen sich zu Ehren des Vaterlands betrinken. In den Herbstferien 1818 macht er eine Rheinreise nach Bonn, Cöln und Coblenz, über die er ein Tagebuch führte, das 1873 noch vorhanden war, aber mit so vielem Anderen verschleudert worden ist. Die Briefe zeigen, daß wenn auch der lehrhafte Ton bei der fortschreitenden theologischen Entwicklung zunimmt, der junge Mann doch in der Praxis kein Duckmäuser wurde und alle studentischen Freuden der Jüngern mit unbefangener Jugendlust mitmacht. Es spricht für das gute Verhältniß zwischen Vater und Sohn, daß Richard dem Geheimrath noch im letzten Semester vermeldet, sie hätten gelegentlich eines Comitats 400 Gulden zusammen verjubelt, dafür aber auch einen achtspännigen Marschallswagen gehabt und die Landsmannschaften zum Geständniß gezwungen, dieses schlesische Comitat wäre das schönste gewesen, das bis jetzt in Heidelberg vorgekommen sei. Auch der Wirth zum Karlsberg in Weinheim könne sich gratuliren. Freilich habe seine eigene Hauswirthin ihm gedroht: „Ach wenn die lieben Eltern wüßten der Herren Söhne große Noth." Auf der Rückfahrt sei sein Wagengenosse stark bespitzt gewesen, aber in diesem Aggregatszustand bedeutend genießbarer als gewöhnlich. Dem Studentenbanquier Mays erwiderte er auf seinen ehrerbietigen Gruß: „Guten Tag, Herr Philister." „Er declamirte den halben Faust, dann wieder ‚Leonore fuhr um's Morgenroth', dann verstieg er sich auch wohl in höchst eigene Poesieen, besonders an den über uns wandeln-

den Mond. Mit allen vorüberziehenden Bauern oder sonstigen Reisenden zu Fuß und Wagen knüpfte er höchst trauliche Gespräche an, sich gegen jedermann der Titulatur: ‚Lieber Herr Philister' bedienend. Andere, die etwa zu dicht an unserm Wagen vorbeifuhren, tractirte er auch wohl qua ‚Herr Räuber', und ergoß sich in ein unendliches Lob der Burschenwelt und des Burschenlebens, alles aber mit der größten Gutmüthigkeit. Ich muß sagen, daß er sich durch diese kleine Trunkenheit meiner dauernden Liebe versichert hat." Das neue Semester wird am 18. October 1818 durch ein Freudenfeuer auf dem Königsstuhl zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht inaugurirt und Rothe meldet dem Vater: „Gestern haben wir auf dem Königsstuhl bei dem jährlichen Freudenfeuer nach Herzenslust gefroren" (19. October 1818). Zu Ende des Semesters traf ihn dann der schmerzliche Verlust, daß sein Freund von Schrötter nach Berlin übersiedelte. Rothe gab ihm mit andern Mitgliedern der Silesia das Geleit. Aus dem beabsichtigten zweistündigen Comitat wurde ein zweitägiges, so schwer trennten sich die Getreuen. Der Freund schrieb bald aus Berlin, doch glaubte Rothe dem Briefe abzumerken, daß Schrötter dort nicht recht in seinem Elemente sei. Sich ihm anzuschließen hatte Rothe nicht über sich gebracht, obgleich ihm der Vater rieth, bald Schleiermacher zu hören. Ihm gefiel es noch immer in Heidelberg und er lag in zu vielen Armen, um sich los zu reißen. „Den grünen Neckar mit der grauen Spree zu vertauschen, das sollte einem nicht bange thun!"

Einen innern Umschwung nehmen wir aber im letzten Semester doch wahr. Einmal klagt er, daß sich durch das Eindringen der Teutonen in Heidelberg und das gegenseitige Bestreben der Burschenschafter und Corpsburschen sich auszuforçiren, der Ton in pejus verändert habe. Dann aber erwies sich die Bewunderung des hochbegabten Studenten für die Weisheit seiner Lehrer nicht so nachhaltig, wie es im Anfang den Anschein gehabt hatte. Schon Daub's Judas Ischariot brachte ihm Ende des Sommersemesters 1818 zum Bewußtsein, daß sein religiöses Leben im Grunde mit diesem „Philosophico-Theologisiren" nichts gemein habe. „Das Christenthum," schreibt er am Ende des Jahres 1818, „ist das Leben. Die Philosophie ist der Tod." Die positive Darlegung des Dogmas von der Gottheit und Sohnschaft Jesu Christi und der durch ihn gebrachten Versöhnung der Welt mit Gott scheint ihm fruchtbarer als alle diese philosophischen Hülfsconstructionen. Dabei merkt man seinen Deductionen zuweilen den fast ausschließlichen Umgang mit Juristen an, indem er großen Werth auf die Rechtsordnungen der Kirche legt. Auch Schlosser meine, nur dadurch könne dem Glauben wieder aufgeholfen werden, daß man den christlichen Lehrbegriff klar aufstelle und nur diejenigen als Glieder der christlichen Gemeinde anerkenne, welche diesen gläubig bekennen. Die Andern würden mit der Zeit schon auch kommen, denn ohne Religion

können sie ja auf die Dauer es doch nicht aushalten, wenn sie nicht geradezu zur Fahne des Bösen schwören wollen. Im Grunde war es das Echo des Daub'schen Tones selbst, wenn der reifere Student nun mit sehr kräftigen Worten gegen die Methode seines Lehrers protestirt und es stellt sich dabei heraus, daß nicht in allem seine Studien ihm menschlich genützt hatten. Das damalige Heidelberg war sicher eine treffliche Universität, aber wenn man den gesteigerten Ton erwägt, in dem Daub, Creuzer, Schlosser und die meisten Docenten ihre Studenten „durchschauerten" und dazu die hochtrabenden Reden der Burschen selbst in den Versammlungen, dann kommt man in Versuchung, sich zu dem Motto zu bekennen, das Metternich unter eines seiner Bilder setzte: „Nur kein Pathos!" Freilich artete in der Zeit nach den Freiheitskriegen an allen Universitäten die patriotische Ueberschwänglichkeit in's Bombastische aus, aber in Heidelberg beherrschte dieser gesteigerte Ton doch mehr als anderwärts auch die Lehrstühle. Gerade nach dieser Richtung war der Einfluß des großen Pectoraltheologen Daub auf Rothe nicht durchweg heilsam, zumal die moralisirende Geschichtsbetrachtung Schlosser's Daub's prophetische Strafreden gegen den Geist der Zeit unterstützte. So scheint es wesentlich ein Echo der Daub'schen Prophetieen zu sein, wenn nun auch der kaum zwanzigjährige Student in Briefen an die Eltern über die „ungeheuere Eitelkeit unserer Zeit", die „Verkehrtheit des Jahrhunderts, das gänzliche Zerfallen des bürgerlichen Lebens, die Zersetzung der Gesellschaft, das Herausstreben der Stände aus ihrer natürlichen Stellung" in wahrem Posaunentone eifert. Zwei Jahre erst hat er theologische Vorlesungen gehört und bereits macht sich jenes Gift spürbar, das von Medicin kaum zu unterscheiden ist. Sein ganzes Wesen ist in Gährung gerathen und seine Lebensanschauung fängt an sich zu trüben. Fremde Einflüsse, denen er bei seiner weiblichen Empfänglichkeit sehr zugänglich war, wirkten überhaupt leicht verwirrend auf ihn, während seine reine Persönlichkeit sich stets am schönsten da entfaltete, wo ihre Selbstentfaltung durch nichts gestört ward. Auch Rothe's Vater, trotz seiner weitgehenden Verehrung für den Genius des Sohnes, konnte doch nicht umhin, ihm an's Herz zu legen, daß er mit dem Pessimismus seiner letzten Briefe und seiner religiösen Schwärmerei auf falschem Wege sei, und daß ihm diese Entwicklung seines geliebten Kindes rechte Sorge mache. Daß dieses altkluge Peroriren im Grunde nur das Echo der Heidelberger Universitätsmusik war, zeigt sich aber daran, daß, sobald der junge Mann diesen Vorbildern entrückt ist, dasselbe alsbald aus seinen Briefen wieder verschwindet, um der ganz andersartigen Redeweise des Pietismus Platz zu machen. Uebrigens wendete sich schließlich Rothe's strenges Urtheilen gegen den Meister selbst, von dem er es gelernt hat, und so sehr er Daub persönlich ergeben bleibt, kommt er doch zu dem ganz richtigen Schlusse, Daub werde stets allein stehen, denn die Philo-

sophen lehnten seine positiven Resultate ab und die Frommen die philosophische Methode, mit der er sie begründe. Er selbst aber stellte sich auf die Seite der Letzteren. Der Glaube ist ihm eine wunderbare Wirkung Gottes im Gemüth, nicht die Frucht der Speculation, und er scheidet von Heidelberg mit dem Wunsche, Daub, der das selbst zugebe, möge es doch auch offen bekennen, so wie der verehrte Abegg es thue, den er dafür über alle anderen Lehrer stellt. Der ganze Aufwand von Speculation, den Daub trieb, schien ihm in keinem Verhältniß zu dem Ergebniß. Habe man, schreibt er in den von Schenkel benützten Erinnerungen, an Daub's Hand unter unsäglichen Anstrengungen den Gipfel des Bergs erklommen, so sehe man oben um kein Haar mehr als unten am Berge. Die Probleme, die Daub umständlich löste, waren ihm keine, und die, die ihn plagten, sah Daub nicht einmal. Im letzten Heidelberger Semester war ihm Daub's Speculation nur noch werthvoll als Beweis für die Unfähigkeit der natürlichen Vernunft, die Geheimnisse des Glaubens zu begreifen. Hegel's Behauptung aber, die Religion sei nur eine, wenn auch nothwendige Stufe des sich selbst begreifenden Geistes, auf welcher dieser aber noch nicht zum Begriffe seiner selbst gelangt ist, oder wie die Hegelianer später dasselbe roher, aber auch klarer ausdrückten, die Religion sei die Weltanschauung des idiotischen Bewußtseins, eine solche Behauptung lehnt Rothe entrüstet ab und setzt dem den Satz entgegen, die Religion sei aus Gott und die Philosophie aus dem Teufel, d. h. aus dem menschlichen Hochmuth. Im Grunde meint er, sei Daub selbst mit ihm einverstanden. „Ich freue mich," schreibt er dem Vater, „daß Daub jetzt auch bei diesem Punkte angelangt ist, wie ich aus seiner Privatunterhaltung deutlich gesehen. Ich weiß nicht, warum er nicht auch öffentlich damit herausrücken will. Er sagte mir, er hätte es schon mehrere Male auf der Zunge gehabt, es Hegeln selbst zu sagen. Ich würde da nicht lange Umstände gemacht haben." Aber Daub war so weit von dem Standpunkte entfernt, den Rothe bei ihm voraussetzt, daß er im Sommersemester 1821 selbst über Hegel's Phänomenologie las und seine Einleitung in diese Vorlesung drucken ließ. „Das äußerliche Leben," schrieb er dabei an Hegel, „und seine Raritäten waren mir längst gleichgültig; durch Sie aber, großer, edler Mann! bin ich erst eigentlich in der Wissenschaft einheimisch geworden."

Je mehr Rothe sich so von der speculativen Behandlung des Glaubens abwendet, um so höher steigen die alten kirchlichen Dogmatiker in seiner Schätzung und er wünscht, die Theologie möge zu der bescheidenen Stellung zurückkehren, in der sie nichts war als eben Theologie und nicht zugleich Philosophie, da der Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen diese nur entstelle. Er selbst sagt von dieser Entwicklung seines Positivismus später: „Wie wir die Bibel, so wie sie vorliegt, unbesehen für das nahmen, was sie unserer

älteren Theologie ebenso unbesehen gewesen war, so griffen wir in gleicher Arglosigkeit auch wieder nach der alten kirchlichen Dogmatik, die uns ohnehin durch die bewunderungswürdige Ausführung ihres, allerdings mehr künstlichen als kunstvollen Baues bestach, eines Baues, der sich neben der sehr bürgerlichen Bauart der damals gewöhnlichen dogmatischen Lehrbücher gar imposant ausnahm." Im Gegensatz zu diesen war es Augusti's Dogmengeschichte gewesen, die ihn überzeugte, „welch strenge Consequenz und vollendete Harmonie dem lutherischen Lehrbegriff eigne und wie von seinem sublimen Standpunkte aus die Glaubenslehren eine Bedeutung erhalten, von der die modernen Neologen keine Ahnung haben". Er läßt dem Verfasser der patristischen Chrestomathie und Dogmatik durch den Vater in Breslau für die Förderung danken, die ihm sein Lehrbuch gewesen sei und beschließt nun, alle Subjectivität bei Seite zu setzen, und sich in die objective Kirchenlehre zu vertiefen. Noch befremdlicher aber als dieser Vorsatz mußte dem Vater die Motivirung desselben sein, daß die menschliche Vernunft das Göttliche gar nicht zu erkennen vermöge, weil mittelst des Sündenfalles der Teufel dieselbe verderbt habe, wie in das Universum selbst, oder wenigstens in die Erde, ein Princip der Fäulniß und der Lüge gekommen ist, das der Mensch aus eigener Kraft nicht zu ertödten vermag. Von dieser Erkenntniß aus, sagt er, seien ihm die größten Gedanken klar geworden, die je unter der Sonne ausgesprochen worden sind: „Gottes Sohn, der Welt Erlöser." „Christus, der die Freiheit wirkt" und der Augustinische Satz: „die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster". Der Teufelsglaube, der bei Daub ein Schatz im Schweißtuch gewesen war, der keine Zinsen trug, hatte so bei dem Studenten gewuchert und war ihm zum eigentlichen Anstoß geworden, zur lutherischen Orthodoxie zurückzukehren. Er überzeugt sich, daß er mit aller Menschenlehre, in der der Keim der Erbsünde, d. h. der Satan steckt, brechen muß. „Das Christenthum ist nicht eine menschliche Erkenntniß, sondern eine göttliche Kraft, und zwar die Kraft eines ewig seligen, in sich unzerstörbaren Lebens, während die Philosophie und Speculation nur Gedanken schafft, aber kein Leben, keine Realitäten. Die ideelle Seite hat die Speculation, die reelle fehlt ihr ewig." So durchdrungen ist er von dieser neuen Erkenntniß, daß er sich jugendlich in möglichst starken Formulirungen derselben dem Vater gegenüber gütlich thut: „Alle Philosophie ist vom Teufel, und zwar nicht etwa nur das vage Raisonniren, sondern auch die ächte Philosophie, die entscheiden will, was doch nur der Glaube entscheiden kann." Noch bedenklicher als diese mystische Wendung war dem Vater die immer stärker wahrnehmbare Annäherung an das katholische Princip. Schon nach der Erscheinung von Daub's Judas Ischariot schreibt Rothe zur Vertheidigung von Daub's Rückkehr zum Teufelsglauben: „Wir dürfen kein Haar von der Lehre der Schrift ablassen, wenn wir uns nicht selbst die ganze

Religion umwerfen wollen, namentlich wir Protestanten, denen das so durchaus wesentliche Dogma eines directen und unausgesetzten Waltens des heiligen Geistes Gottes über seiner Lehre und Gemeinde fehlt, ohne welches, so weit ich sehe, eine Kirche nie Realität erhalten kann, und wovon jetzt wahrhaftig auch eher die Rede sein sollte als immer und ewig von der Einführung eines neuen Cultus." Als er eine katholische Predigt in der Jesuitenkirche gehört hat, rühmt er den Standpunkt des Priesters, einfach als Automat wiederzugeben, was seine Kirche in ihn gelegt habe. „Das ist ächt katholisch, daß der Mensch nichts ist und Gott ist alles. Uns Protestanten wäre eine Dosis dieses schönen und ächten Glaubens zu wünschen." So bricht er bald in die Klage aus: „Wir armen Protestanten werden wohl nie eine Kirche erhalten, haben vielleicht nie eine gehabt." Weil er weiß, „wie übel es um den Protestantismus bestellt ist", und ahnt, daß gründlichere Studien „schwerlich eine Glorie um den Protestantismus ziehen werden", will er auch nicht Docent werden, seine letzten Gedanken aber bis zu reiferer Ausgestaltung vorläufig für sich behalten; doch weiß er aus seinem Jean Paul, daß das Gefühl, es mit einer Wahrheit oder einer Lüge zu thun zu haben, meist dem Beweise vorausläuft. Als ihn der Vater fragt, was er denn mit seiner „Kirche" wolle, statt sich protestantisch an die Schrift zu halten, antwortet er vollkommen katholisch: „Die Bibel ist uns ein verschlossenes Buch, so lange uns nicht durch die geistliche Erziehung, die wir in der Kirche genießen, Christus in unser Herz gegeben ist." Die ökumenische Orthodoxie, die alle Kirchen anerkennen, hat nur unter Voraussetzung der fortdauernden Leitung der Kirche durch den heiligen Geist einen Sinn. Es ist also Selbstwiderspruch des Protestantismus, die ökumenischen Bekenntnisse anzunehmen und das Traditionsprincip zu läugnen. „Die objective Wahrheit kann nur Eine sein, mithin auch nur in Einer Kirche . . . Die Anerkenntniß einer Reformation und ihrer Wohlthätigkeit verträgt sich wohl damit; nur muß eine solche Reformation nie bis dahin sich versteigen, eine selbständige Kirche constituiren zu wollen. Das ist menschliche Eitelkeit und Schwachheit. Luther sagte selbst auf seinem Sterbebette: ‚Ich fürchte, daß mir manches, was ich für Gotteswerk gehalten habe, der Teufel vorgespiegelt hat.'" So hält er den Protestantismus für einen Durchgangspunkt zu einem bessern und in einer höheren Potenz erneuten Katholicismus, Gedankengänge, die nur allzu sehr an die jener Convertiten der jüngsten Zeit erinnerten, die damals an allen Enden von der evangelischen Kirche abfielen wie die Blätter vom herbstlichen Baume. Es läßt sich denken, wie der Vater über solche Aeußerungen des Sohnes erschrak. Er lebte mitten zwischen Katholiken und sah seinen Richard schon im langen Rock und Schaufelhut des katholischen Priesters. Aber dieser beruhigte ihn. Sein festester Wille sei, auf dem Wege auszuharren, auf den ihn Gott durch seine Geburt gestellt

habe. Auch wenn er fände, daß die protestantische Kirche keine Kirche sei, sondern eine Sekte, eine Häresie, so würde sein Entschluß nicht wankend werden, denn der Satz „extra ecclesiam nulla salus“ gelte nur von der unsichtbaren Kirche. So bitter ihm also die Erkenntniß sein würde, in einer Sekte zu leben, seinem Gelöbniß würde er doch treu bleiben. Wenn sein Vater ihn auf dem Weg zum Schwärmer sieht, so lehnt er das gleichfalls ab. „Du hast ganz recht, wenn Du schreibst, der Schwärmer wisse und glaube es selbst nicht, daß er schwärme. Das ist ganz wahr, aber sollen wir denn unser ganzes Vertrauen auf unser Selbst hingeben, weil es doch möglich wäre, daß wir schwärmten?“ Seine Stellung war also eine ähnliche wie die seines Novalis, der die Reformation für alles Unheil der Neuzeit verantwortlich machte, aber doch erklärt hatte, als Einzelner wolle er nicht übertreten, da er eine allgemeine Umkehr erwarte. Aus dem Allem ist ersichtlich, daß der jugendliche Student die letzten Consequenzen der Daub'schen Rückkehr zum Positiven energischer zog als der Meister und sich dessen wohl bewußt war. Eine gewisse Gereiztheit war die natürliche Folge dieser innern Stellung, in der er sich seinen Lehrern überlegen fühlte, ohne doch Gelegenheit zu haben, seine Ueberzeugung zu erschöpfendem Ausdruck zu bringen. Menschlich genommen waren darum die Früchte seiner Heidelberger Zeit nicht alle erfreulich. Das zunächst erkennbare Resultat des zweiundeinhalbjährigen theologischen Studiums ist nicht eine klarere Entwicklung seiner schönen Gemüthsanlage, sondern eine zunehmende Altklugheit und Schärfe und immer stärker auftretende pessimistische Anwandlungen. Der Gymnasiast war stets glücklich und zufrieden gewesen, und die ersten Studiensemester hindurch hatte diese schöne Stimmung angehalten, jetzt aber ist er mit sich und den Andern unzufrieden und voll ältlicher Urtheile über Menschen und Zustände. „Was aus der armen, verwaisten protestantischen Kirche, die, wenn auch noch so viel Gipfel und Kronen, doch keine Wurzel hat, werden soll und wird, läßt sich leicht errathen, nämlich nicht viel Kluges.“ Das ist sein ceterum censeo in einem der letzten Briefe, die er aus Heidelberg an den Vater schrieb. Wie ihm der Glaube an die Zukunft des Protestantismus abhanden gekommen ist, so zweifelt er auch an einer ersprießlichen politischen Entwicklung Deutschlands. Er glaubt nicht, daß in Deutschland je ein rechtes politisches Leben hervorzubringen sein wird. Die Deutschen sind durch religiöse und sociale Nothstände wohl zuweilen in Bewegung gesetzt worden, durch Hunger und Durst, aber nie durch politische Ziele. Vollends dermalen ist der Weg der Gerechtigkeit völlig vergessen. „Jeder will sich sein eigenes Recht und seine eigene Gerechtigkeit machen; die alte Ehrfurcht vor dem Gesetze ist verschwunden; Alles will und geht über sich hinaus“ und so wird die Zukunft die traurigste sein. Auch den übrigen europäischen Staaten, Frankreich, England u. s. w. stellt der junge

Theologe ein ähnliches düsteres Prognosticon. Er verurtheilt die Welt in globo; das hatte er von Schlosser. Unbefriedigung und Uebersättigung ist die Signatur des letzten Heidelberger Semesters. Von Daub hat er sich innerlich abgewendet und die andern Lehrer liebt er als Menschen, aber auf seine Gedankenwelt haben sie keinen Einfluß. Nur Schlosser's hohe Dantegestalt, mit ihrer scharf geprägten Eigenart, imponirt ihm bis zu Ende durch die rücksichtslose Wahrhaftigkeit und den sittlichen Ernst ihres Wesens, aber theologisch hat er wenig von ihm, da Schlosser, obgleich positiv religiös, doch alle dogmatischen Gespräche ablehnt. Auch die letzten Ferienwochen im Frühjahr 1819 bringt er, wie die früheren, auf seiner Stube in Heidelberg zu, ein Gewinn für seine Studien, aber auch eine Beförderung seiner Neigung zum Grübeln und nach innen leben, die ihn schließlich in melancholische Stimmungen hineinführte, in denen er an der Zukunft der Kirche, der Nation und an seiner eigenen irre wird.

So war seine Stimmung, als am 23ten März 1819 die Kunde die Universität erschreckte, drüben in Mannheim sei der verhaßte russische Legationsrath von Kotzebue von einem Studenten ermordet worden. Die traurigen Brüder, „die einhergehn wie Unerlöste", hatten für ihren Wahn, daß die Studenten berufen seien, Deutschland von den Verräthern und Tyrannen zu befreien, in Karl Sand, Studiosus der Theologie aus Wunsiedel, einen allzu gelehrigen Schüler gefunden, und Rothe mußte sich sagen, daß die ganze Burschenschaft mit ihrem Politisiren eine gewisse Mitschuld an dem abscheulichen Akte trage. In so vernichtenden Zügen Rothe in seinen Briefen an den Vater das abgeschmackte Treiben der teutonisch Gesinnten gezeichnet hatte, die Meinung, die Wiedergeburt der Welt müsse von der Jugend ausgehn, hatte auch er verfochten, bis er in jüngster Zeit, des ewigen Geredes müde, sich überhaupt von der Sache abwandte. „Wer mir," schreibt er dem Vater, „gar zu viel von Freiheit, Vaterlandsliebe, Frömmigkeit und dgl. spricht, ist mir immer sehr verdächtig, daß er sie nicht habe, und sich nur gegen andere vor dieser Vermuthung bestmöglich verwahren wolle. Meine unumwundene Meinung also ist, daß es mit der Burschenschaft gar nichts ist, nichts Gutes und nichts Böses, nur in sofern ist sie ein Uebel, als sie eben ein Nichts ist, eine Tändelei, und da ist sie noch eine der unschuldigsten." Eben in dem Momente nun, als er sich innerlich von den alten Irrthümern gelöst hatte, brach die Kunde von der Ermordung des Vielverhaßten durch einen gläubigen jungen Theologen über ihn herein und traf auch ihn wie ein Donnerschlag. In Jena war die Losung ausgegeben worden, es müsse endlich etwas geschehen, der Worte seien genug gewechselt. Der geheime Hetzer zu Thaten war der Privatdocent Karl Follen in Jena, sein dumpfgläubiger Adept war der Theologiestudirende Karl Sand. Ein Landsmann Jean Paul's, dessen überschwänglichen Stil er nach-

ahmt, ein krankhaft gereizter Gegner der Neologen und Rationalisten, hatte Sand seine Studienzeit in Tübingen, Erlangen und Jena mit Gründung von Burschenschaften, Ausarbeitung von Programmen, Artikeln und Statuten verbummelt und gestand selbst, daß er über der Sorge um das Vaterland nie zum Studiren gekommen sei. Auch nach dem Wartburgfest hatte er ein Glaubensbekenntniß in 12 Artikeln ausgearbeitet, dessen sechster Artikel lautete: „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten soll der Einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum eigenen Kampfe entgegentreten." Zu einer rechten Geltung unter den Burschen konnte der schwächliche Theologe es bei seinem Trübsinn und seiner kränklichen Menschenscheu nicht bringen, da er aber einen brennenden Ehrgeiz besaß, wollte er der sein, der als Erster vom Wort zur That fortschreite. Daß er unter allen Verräthern und Tyrannen sich gerade Kotzebue wählte, um ihm „das Schwert in's Gekröse zu stoßen", hängt damit zusammen, daß ein höhnischer Bericht Kotzebue's an die russische Regierung über das Wartburgfest in Luden's Hände gekommen und in Oken's Isis abgedruckt worden war. So hatte auch Sand von demselben Kenntniß erhalten und in richtiger Anarchistenlogik meinte der arbeitsscheue Student, wenn jeder einen Tyrannen auf sich nehme, würde das Reich der Tugend und Wahrheit in Bälde begründet sein. Mit dem Verse aus einem ihrer verrückten Lieder: „Ein Christus kannst Du werden!" sprach er sich selbst Muth zu, für die Wahrheit und Freiheit zu sterben. Lieber würde es ihm freilich gewesen sein, wenn er vor der Ausführung der großen That von den Schergen der Tyrannei verhaftet worden wäre und er sich mit dem in magnis voluisse sat est hätte trösten können. Aber obwohl er alle seine Vorbereitungen so traf, daß sie entdeckt werden sollten, und obwohl er möglichst langsam reiste, um verhaftet zu werden, kam er bei den harmlosen Polizeizuständen Thüringens dennoch unbehelligt in Mannheim an, wo er Kotzebue zuerst nicht zu Hause traf, dann aber am 19. März um 5 Uhr den Gesuchten in Gegenwart seines vierjährigen Knaben und der im Zimmer nebenan weilenden Tochter erdolchte. Sein Versuch, sich zu tödten, mißlang und er wurde schwer verletzt nach dem Gefängniß abgeführt. Die Aufregung, die die That hervorrief, war in beiden Lagern gewaltig. Die reactionären Staatsmänner, in deren Augen das eigentliche Verbrechen der Burschenschaft war, daß sie den Gedanken der deutschen Einheit pflegte, hatten nun den erwünschten Beweis, daß die Burschen dieses verbrecherische Ziel auch noch mit Mord und Hochverrath erreichen wollten. In Heidelberg war natürlich die Aufregung, wegen der Nähe des Schauplatzes, am größten. „Die Kunde traf," so schreibt Rothe's Freund von Schrötter, „die Burschenschaft wie ein Wetterstrahl und das galt von Rothe vorzugsweise." Er sah in dem feigen Meuchelmord einen Ausbruch „des auf die Spitze getriebenen Teutonismus". Am meisten machte es ihm zu schaffen, daß

Sand seiner eigenen religiösen Richtung angehörte. „Sand," schreibt er, „soll nach dem Urtheile aller, die ihn kennen, ein ganz vorzüglich guter Mensch sein auch jetzt noch immer ruhig bleiben." So sehr der Vater sich Nachrichten wünscht, so zögernd und ungern geht der Sohn auf diese „Kotzebue'sche Geschichte" ein. Daß die That nicht auf dem Boden des rationalistischen Moralismus gewachsen war, dagegen das ewige fromme Richten sehr leicht zum eigenmächtigen Strafen sich entwickeln konnte, lag auf der Hand. Aber gerade das ist es, was Rothe nicht zugeben möchte. Als er endlich dem Vater Rede und Antwort steht, hat er sich eine sehr künstliche Theorie ersonnen, um den Widerspruch der pietistischen Gesinnung Sand's mit der frevelhaften That zu erklären. Er behauptet, daß Sand wohl Gott kannte, aber nicht den Erlöser, daß er den Willen zur Gerechtigkeit hatte, aber nicht die Kraft zum Siege über die Sünde. Mit andern Worten, er war ein selbstgerechter Moralist aber kein wiedergeborner Jünger Jesu. „Von der höchsten Moralität kann bei ihm wohl die Rede sein, aber von Religiosität streng genommen nicht." So soll die That beweisen, daß die rationalistische Moraltheologie nichts hilft ohne den Erlöserglauben. Allein nach allen Zeugnissen, auch dem des pietistischen Fr. W. Krummacher, der ihn von Jena, vom Wartburgfeste und von gemeinsamen Wanderungen im Thüringer Walde her kannte, stand Sand gerade auf der pietistischen Seite und war ein Feind alles Rationalismus. Rothe dagegen meint, man könne von allem Menschlichen das Beste in sich haben, habe man aber nicht durch den Glauben die Kraft, die über den Tod und die Sünde siegt, und die von oben kommt und einen Frieden giebt, der höher ist als alle Vernunft, so vermag auch das Edelste im Menschen ihn vor der Gewalt des Bösen nicht zu schützen. So bestärkt ihn die That des gläubigen Sand in seiner Ueberzeugung, daß es mit der ungläubigen Theologie nichts sei. „Das eben ist der Fallstrick des Teufels, daß er die Menschen überreden will, im Bunde mit ihm das Böse zu überwinden. Ein reines Gemüth — und das war Sand wohl, — soll nie den frevelhaften Gedanken fassen, daß der göttliche Rathschluß es bestimmt habe, ihm durch Sünde zu dienen."

Die Pläne der „Unbedingten" wurden jetzt auch in der Heidelberger Burschenschaft eifrig discutirt und Rothe nimmt es gewaltig ernst mit den knabenhaften Projecten, wie diese Partei Schulämter, Kanzeln und Katheder an sich bringen wolle, um so die Jugend für ihre Ideale zu erziehen, was nur zur Zertrümmerung der objectiven Ordnungen führen könne, auch wenn die subjective Religiosität der Einzelnen noch so groß sei. Dem feigen Mord in Mannheim folgte am 1. Juli der ebenso feige Mordanfall auf Präsident Ibell in Wiesbaden, von dem Bruder Follens, des Verführers von Sand, dem Haupte der Schwarzen in Gießen, angezettelt, aber auch hier von einem Andern, dem Nassauer Löning, ausgeführt, der erst jüngst in Heidelberg durch

die dortigen Unbedingten für die Propaganda der That gewonnen worden war. Diese Früchte ihrer Saat haben Rothe die Burschenschaft und das Heidelberger Studentenleben überhaupt entleidet. „Anfangs," schreibt er, „als ich hierher kam, gefiel ich mir recht wohl darin; aber jetzt habe ich es auch so von Grund aus satt, daß ich in dieser Hinsicht bei meinem Abzuge von Heidelberg, so schwer er mir auch sonst werden wird, aus vollem Herzen einen Dankpsalm singen werde." Seine Verstimmung nimmt zu, als er bei den aufgeregten Zuständen immer mehr Zeit den stürmischen Versammlungen der Burschenschaft widmen muß und eine Weile wegen eines Conflicts mit den Behörden sogar von einem Auszug der Studentenschaft die Rede ist. „Ich für meinen Theil," schreibt er, „hätte das ja ruhig mitmachen können, würde es aber auch unter andern Umständen auf jeden Fall mitgemacht haben, da ich mich einmal der Burschenschaft verpflichtet und auch ihrem Willen anheim gegeben habe, wiewohl ich nicht der Narr sein werde, dies noch einmal zu thun."

Die badische Regierung, in deren Land das Mannheimer Verbrechen begangen worden und die für das in Wiesbaden von einem Heidelberger Burschenschafter versuchte mit verantwortlich gemacht werden konnte, suchte sich rein zu waschen, indem sie über den Umfang der demagogischen Verschwörung in ganz Deutschland die abenteuerlichsten Vermuthungen aufstellte. Sie argwöhnte in ihren Landtagsnöthen, die Landtage in Süddeutschland wollten untereinander in Verbindung treten und gestützt auf die Studenten die Republik ausrufen. Wittgenstein, der Polizeiminister und stille Rathgeber des Hofs, trug dem preußischen Könige ähnliche Märchen vor und nun hatte das Verderben seinen Lauf. Kamptz, der nach Rache für die Beschimpfung bei dem Wartburgfeste dürstete, subalterne Kreaturen wie der aus Fritz Reuter's Festungszeit berühmt gewordene Onkel Dambach, der nachmals in Verrücktheit endende Tzschoppe und ähnliche gewissenlose Streber erkannten in der Demagogenverfolgung das Mittel, sich der Gnade des Königs zu empfehlen und stürzten wie Schweißhunde auf die Verdächtigen. Im Laufe des Juli erfolgten in Berlin und Bonn die ersten Verhaftungen und Haussuchungen. Vom Todbett seines Kindes wurde Jahn in der Nacht auf den 14. Juli 1819 in's Gefängniß geschleppt. Am Tage der Geburt eines Sohnes wurde der treue Arndt in Bonn mit einer Haussuchung überfallen, die selbst im Bette der Wöchnerin nach versteckten Papieren forschte.*) Schleiermacher's Predigten wurden polizeilich überwacht, Reimer und andere Berliner Patrioten unter Polizeiaufsicht gestellt und selbst die Geh. Räthe Eichhorn und Schulze als geheime Jakobiner beim Könige verdächtigt, weil der eine sich seiner Freunde annahm, der andere mit Karl August von Weimar auf dessen Wunsch in Dornburg zusammen gekommen war.

*) Voß an den Großherzog von Oldenburg. Herbst, J. H. Voß, II, 323.

Es entstand ein Krieg der Beamtencliquen unter einander, dessen Kosten freisinnige Lehrer und gerade die begabtesten Studenten zu bezahlen hatten. Hunderten von jungen Leuten wurde Jugend und Zukunft zerstört und noch mehreren, die sich über Nacht zu heuchlerischer Fürstentreue bekehrten, der Charakter geknickt. Die Akten sind voll von Ekel erregenden, servilen Versicherungen völliger Bekehrung. Als Rothe in Berlin sein Studium wieder aufnahm, hatte sich der Mythus von der großen Demagogenverschwörung so festgesetzt, daß er selbst nicht mehr zweifelte, man habe ihn und seine arglosen Freunde in Heidelberg auf das abscheulichste gemißbraucht.

Bei dieser ihn tief niederdrückenden übeln Entwicklung der Universitätszustände war es ihm denn ein starker innerer Halt, sich persönlich vor eine heilige Aufgabe gestellt zu sehen, die er mit seiner ganzen Gewissenhaftigkeit erfaßte. Er hatte dem Vater versprochen, ehe er Heidelberg verlasse, doch auch einmal zu predigen. Lange hatte er die Ausführung seines Vorsatzes hinausgeschoben, endlich am Sonntag, dem 11. Juli 1819, bestieg er in dem drei Stunden neckaraufwärts gelegenen Pfarrdorf Mauer die Kanzel, die ihm Kirchenrath Wittich freundlich eingeräumt hatte. Wie beliebt er in seinem Kreise war, beweist der Umstand, daß sieben seiner Kameraden, darunter der Theologe Krauß und die Juristen von Haugwitz, von Prittwitz und Thielau, den weiten Weg nicht scheuten, um „das Prinzchen“ predigen zu hören. „Auf die Lobeserhebungen meiner Freunde,“ schreibt er dem Vater, „würde ich weniger geben, aber das kann ich nicht läugnen, daß es mich sehr gefreut hat, daß auch die Bauern allgemein ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben.“ Die warmen Herzenstöne, die später seine Predigten zu einer solchen geistigen Wohlthat für die Hörer machten, die ergreifende Stimme, die die Seele streichelte wie eine weiche Frauenhand, scheinen also auch dem Studenten schon eigen gewesen zu sein. Er selbst nennt die Stunde, die er auf der Kanzel verbrachte, eine der glücklichsten seines Lebens. Die ganze Expedition habe ihm recht von Neuem zum Landpastorleben Lust gemacht, das sei und bleibe sein eigentliches Element. Auch die herzliche Gastfreundschaft der Pfarrersleute, die ihn am liebsten länger festgehalten hätten, hinterließ ihm die freundlichsten Eindrücke. Nachdem er bei Beginn der Herbstferien 1819 noch mit seinem Freunde von Prittwitz eine Schweizerreise gemacht und in Augsburg den befreundeten Theologen, Fritz Krauß, besucht hatte, kehrte er nach zweiundeinhalbjähriger Trennung zu den Eltern in Breslau zurück, um dann im Wintersemester 1819 bis 1820, dem Wunsche des Vaters entsprechend, seine Studien in Berlin fortzusetzen. Sein Herz aber blieb ihm in Heidelberg. Ende Januar des folgenden Jahres schrieb er dem Vater: „Dieser Ort will doch keinem Menschen aus dem Sinne kommen, der einmal da gelebt hat. Auch Neander hängt noch mit ganzer Seele an Heidelberg.“

Gegen den unglücklichen Sand ging indessen in Mannheim der Kriminalprozeß seinen langsamen Weg. Nachdem er während seines schweren Krankenlagers ruhiger geworden, kamen die besseren Seiten von Sand's mehr auf Leiden als auf Arbeiten angelegter Natur zum Vorschein. An der Gerechtigkeit seiner Sache läßt er sich nicht irre machen, aber er ist fromm und sanft gestimmt und gewinnt die Herzen der Besucher durch Bescheidenheit und Dankbarkeit. Ihre Bewunderung für ihn war freilich schlecht am Platz, denn auch jetzt gibt er der Wahrheit nicht die Ehre. Um seinen Freund Follen zu schonen, behauptet er, ein völlig Unbetheiligter habe ihm das Geld zu der Reise nach Mannheim vorgestreckt, und trotz der flehentlichen Bitten des so Verdächtigten bleibt er bei seiner Lüge, bis er durch den Untersuchungsrichter der Unwahrheit überführt wird. Als das Urtheil gesprochen ist, nimmt er in frommen Briefen von Eltern und Geschwistern Abschied. Ob er im Krankenbett oder auf dem Schaffot sterben werde, war noch ganz unsicher. Dem Heidelberger Chirurgen Chelius war die schwere Aufgabe geworden, dem tödlich Verletzten erst das Leben zu fristen und dann das Zeugniß auszustellen, das die teutonische Jugend ihm schwer verdachte, daß Sand nunmehr die Hinrichtung aushalten könne. Sand nahm diese Eröffnung ruhig auf. Den Scharfrichter Widmann aus Heidelberg läßt er zu sich bitten, und behält, während derselbe an seinem Bette sitzt, die Hand, die ihn tödten wird, in der seinen. Oft drückte er sie herzlich, so daß Widmann seine Rührung kaum zu beherrschen vermag und Sand ihn zu dem schweren Gange ermuthigen muß. Mit den Worten: „Bleiben Sie nur standhaft, an mir soll es nicht fehlen", entläßt er den Scharfrichter, der wie im Traume Sand's Zelle verläßt. Auf einem grünen Platze, nahe dem Gefängnisse, der noch lange Sand's Himmelfahrtswiese genannt wurde, sollte am Morgen des 20. Mai 1820, den Tag vor Pfingsten, die Hinrichtung stattfinden. Mit Glockenschlag fünf Uhr betrat der Verurtheilte das Hochgericht. Scharf spähte er hinüber nach der Menge, hierhin und dorthin. Als alles still blieb, warf er zornig sein Taschentuch zur Erde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der in allen Künsten der Carbonari bewanderte Follen bei der Confrontation im Gefängniß Gelegenheit gefunden hatte, seinem Adepten ein Versprechen gewaltsamer Befreiung zu signalisiren. Auch steht aus den Aussagen von Follens Freunden fest, daß dieser in Jena wirklich, aber vergeblich, den Antrag gestellt hatte, die Burschen sollten in hellen Haufen nach Mannheim ziehen, die Stadt anzünden und in der Verwirrung Karl Sand befreien. Danach mochte der Getäuschte ausschauen. Nun wollte er zum Volke reden, aber der ihn begleitende Geistliche trat mit den Worten dazwischen: „Sand, Sand, was habt Ihr versprochen?" Inzwischen war er bereits auf dem Stuhle festgeschnallt und sein Haupt fiel unter dem Schwerte seines Freundes Widmann. Die Heidelberger Burschenschaft hatte sich verabredet, in

stiller Trauer an diesem Tag die Wohnungen nicht zu verlassen. „Es wurde allgemein für unschicklich gehalten," schreibt Robert von Mohl, der auch der Burschenschaft angehörte, „der Hinrichtung eines Studenten anzuwohnen, und die wenigen, welche dieser Uebereinkunft sich nicht fügten, meistens Kurländer, hatten deshalb später manchen Strauß auszufechten." Von den andern Heidelbergern kamen die meisten zu spät, da vielleicht absichtlich verbreitet worden war, die Hinrichtung werde erst um 11 Uhr stattfinden. Nicht weniger als 1500 Mann Militär waren aufgeboten worden, um alle Unruhen zu verhindern. Aus den Balken des Blutgerüstes baute sich der Scharfrichter gegenüber dem jetzigen Heidelberger Friedhofe ein Gartenhaus auf luftiger Höhe, nach dem eine ständige Wallfahrt stattfand. Sogar Zusammenkünfte der Burschen wurden dort im Hause des Henkers bei nächtlicher Weile gehalten. Die zahlreichen verblichenen Inschriften, natürlich alle Apotheosen des Märtyrers, konnte ein späteres, nüchternes Geschlecht nur mit Kopfschütteln lesen. Auch in der Stadt wurden zahlreiche Sandreliquien gezeigt. Doch schon Ende der fünfziger Jahre, als ich in Heidelberg studirte, waren die Erinnerungen an diese Vorgänge fast mythisch geworden. Das Sandhäuschen stand halb zerfallen. Die Kutscher deuteten es den Fremden als einen Gedächtnißtempel für den in Mannheim hingerichteten Freiheitshelden. Dafür zeigten sie das halb zerfallene Lutherhäuschen bei Neuenheim als das Haus, wo Kotzebue den Luther ermordet habe. So lebte bei ihnen die Volksmeinung fort, daß Sand ein edler und Kotzebue ein sehr böser Mensch gewesen sei. Auch Rothe beschäftigte das tragische Ereigniß lange und noch in seinen Berliner Briefen ist es Gegenstand der Correspondenz mit dem Vater.

III

Berlin

1819—1820

„Du willst wissen, was mich von Berlin eigentlich abstößt? Vor allem die Leute, die doch auch mit zum Ganzen gehören, und deren Art mir nun einmal in den Tod widerwärtig ist. Auch hier bleiben sie sich ganz gleich. Es ist mir nichts unerträglicher als eine solche Eingebildetheit auf die eigene Leerheit, eine solche äußere Glätte, ein so totaler Mangel an allem innern Sinne, ein solches Absprechen über Dinge, von denen sie gar keine Vorstellung haben, ein solcher Residenzdünkel u. s. w. Zum Zweiten die Gegend. Das soll einmal einem nicht bange thun, der von Heidelberg kommt, und nur irgend ein bischen Sinn hat für die Natur!" So hatte Rothe in Heidelberg gedacht und geschrieben und dennoch war er nach Berlin gegangen, um dort Hegel weiter zu hören und sich von der berühmten theologischen Facultät, deren allerwärts gefeierte Sterne Marheineke, Schleiermacher und Neander waren, nach Vermögen erleuchten zu lassen.

Die Stadt freilich gefiel ihm noch schlechter als er erwartet hatte. „Ich habe sie mir schöner vorgestellt. Den ersten Tag war mir gräulich zu Muth." Nicht einmal der berühmte Thiergarten findet Gnade in seinen Augen, da ein Baum wie der andere und ein Mensch wie der andere sei. „Berlins Schutzpatron ist der in sich selbst verliebte Narciß." Die schmutzige Spree weckt ihm Heimweh nach den klaren Wellen und grünen Hügeln des Neckar, nach denen „aus der beängstigenden Steinhaide heraus" seine Gedanken selbst im Colleg zurückkehren. Hegel's Vorlesung ist ihm namentlich darum lieb, weil er sich der Täuschung hingeben kann, er sei noch in Heidelberg. Dadurch ist ihm Hegel's „nicht eben melodischer Vortrag doch eine liebliche Melodie vom Ufer der Garonne". Wenn er sich schließlich tröstet: „Ich habe ja nur wenig von Berlin erwartet, aber vielleicht finde ich wenigstens ein paar geistreiche und gelehrte Männer und eine ruhige Arbeitsstube", so hat diese Hoffnung ihn nicht betrogen, obwohl er selbst hochberühmten Größen gegenüber sich kritisch

verhielt. Anerkennen muß er doch, daß hier an der Universität fleißig gearbeitet werde, wie auch Neander am 12. Dezember 1818 an Heubner bezeugt: „Unter den Studirenden bemerke ich hier im Ganzen mehr Fleiß und Eifer als ich z. B. in Heidelberg bemerkte. Zerstreuungen kann man überall finden und hier hält noch der große Preis manchen von denselben ab." *)

Zunächst war der Ankömmling auf den Bekannten- und Verwandtenkreis der Eltern angewiesen. Es waren dies die Familien des Kammergerichtsraths Le Coq, dessen Frau eine geborene Müller war, ferner seines Pathen, des Geh. Obertribunalraths Reinhart, des Oberacciserath von Held, des Legationsraths Balan, des Oberfinanzraths Alberti, des geheimen Oberfinanzraths Semler u. A. Da ist es wohl begreiflich, daß in dieser Geheimrathswelt der junge Theologe durch eine Geselligkeit, die in Diners und Soupers bestand, sich bald mehr als billig beengt und seiner Zeit unnöthig beraubt fand. Der geistige Inhalt dieser Geselligkeit schien ihm in keinem Verhältniß zu ihren anspruchsvollen Formen zu stehn und schon im November schreibt Richard den Eltern: „Es ist kein Wunder, wenn die Weltleute am Ende innerlich verkrüppeln, denn wenn wir mit den Dingen außer uns so gar viel zu thun haben, so werden wir ordentlich Heiden und unser rein menschliches Bewußtsein wird immer schwächer in uns." Am nächsten stand ihm der Kammergerichtsrath Adolf Le Coq und seine Gattin, Tante Nany, die zu dem intimsten pietistischen Kreise Berlins gehörten. Le Coq war einer der Häupter der Demagogenverfolgung und hatte im Kammergericht das Referat in dieser traurigen Angelegenheit. Als eifriger Pietist saß er im Vorstand des von Pastor Jänicke begründeten Missionsvereins und war Gönner und Förderer eines Stier und ähnlicher von der Burschenschaft zum Pietismus bekehrter Jünglinge. Schon damals betrieb er den Plan einer conservativen Kirchenzeitung, für die er aber erst, als Rothe in Rom war, in Hengstenberg einen Redacteur nach seinem Herzen zu finden vermochte. Von ihm stammte das spätere, klug abgewogene zweite Programm des Blatts, da Altenstein dem ersten, von Hengstenberg redigirten, sein Placet verweigerte und von der Zurücknahme desselben die Genehmigung der Zeitung abhängig machte. In seinem Hause in Charlottenburg fanden später die Berathungen über die Stellungsnahme der Kirchenzeitung zu den einzelnen Tagesfragen statt, an denen der Hofprediger Strauß, die Gerlach, Tholuck, Hengstenberg, kurz die Hauptvertreter der kleinen aber mächtigen pietistischen Partei theilnahmen, der die Zukunft gehörte. Wie jene war auch Le Coq, der mit den regierenden Kreisen am meisten Fühlung hatte, ein Reactionär reinsten Wassers und geschworner Gegner Schleiermacher's, während seine Frau mit der Gattin Hegel's intim befreundet war und von

*) Sammlung Halfmann.

ihr „etliche Hegel'sche Brocken aufgeschnappt hatte", wie der Neffe spöttisch nachhause berichtet. Ohne Zweifel bei Le Coq wurde der junge Student mit jenen Vourtheilen gegen Schleiermacher vollgepfropft, die ihn hinderten, sich dem großen Lehrer auch nur einigermaßen unbefangen hinzugeben. Ein dauerndes Interesse an dem begabten und liebenswürdigen Pathen seiner Frau nahm der Obertribunalrath Reinhart, der, selbst mit Schleiermacher befreundet, Rothe mehrmals von Schleiermacher's gutem Willen berichtete, ihn zu fördern. Rothe aber lehnte das ab, so sehr er des Herrn Pathen theilnehmende Liebe anerkannte. Dem rede- und schreibseligen Geh. Finanzrath Semler begegnen wir häufig in diesem Kreise. Er hat stets „nova, novissima" zu melden und bedauert selbst, daß er gar nichts für sich behalten könne, obwohl er bei Diplomaten in der Schule gewesen.*) Nichts entgeht ihm, was am Hofe und bei den Ministern gerade vorgeht. Er ist bald bei Schleiermacher, den er verehrt, bald bei Neander, den er auch verehrt, bald bei Kottwitz, den er ganz besonders verehrt. Seine Briefe an Heubner unterzeichnet er: „Ihr treuer Bruder in Christo", aber Tholuck meint in einem Briefe an Heubner: „Ich muß mich immer hüten über diesen Semler nachzudenken, weil ich sonst in Versuchung komme, die Erbarmung Gottes zu bezweifeln." **) Der junge Candidat Wichern***) rühmt ihn und seine Gattin dagegen sehr. „Der Geheimrath ist ein großer stattlicher Mann, daß ich zu ihm hinaufsehen muß, und verhältnißmäßig im Umfang, dabei ein einfaches Kind, ein Gemüth voll Liebe gegen seine Freunde und warm für alles, was das Evangelium und die Kirche betrifft." Rothe beschwert sich über seine Redseligkeit; namentlich in Rom bringt er ihn um manche gute Stunde und auch, als er nach Neapel weitergereist ist, hat Rothe noch keine Ruhe, da er ihn mit Briefen über seine Reiseeindrücke überschüttet. Semler aber preist den jungen Theologen sehr, er ist ihm „der liebe Rothe, dessen Ruhe und Tiefe so wohlthätig sind".

Ueber diesen Kreis hinaus, an den die Verbindungen seiner Eltern ihn wiesen, suchte Rothe zunächst keine Anknüpfung. Nur mit den alten Breslauer und Heidelberger Studienfreunden aus der Burschenschaft traf er sich öfter. Aber in seiner Stellung zur Burschenschaft selbst war er ein Anderer geworden. Er hatte sich im Hause des Demagogenjägers Le Coq den Polizeimythus aufreden lassen, er und seinesgleichen seien nur die Schutzwand gewesen, hinter der eine Rotte von Bösewichtern ihre dunkeln Pläne der Revolution und des Königsmords betrieben hätten. So schreibt er an den Vater: „Am meisten empört mich das schöne Spiel, das jene Leute, wie man jetzt ganz

*) Brief an Heubner vom 7. Jan. 1828. Sammlung des Herrn Director Halfmann in Eisleben.

**) Brief vom 6. Juni 1827.

***) Gesammelte Schriften I, 131.

deutlich sieht, mit der Burschenschaft getrieben haben, die sie als bloßes Werkzeug und Spielwerk in ihrer Hand gebraucht haben, theils um sich dahinter mit ihren sogenannten engeren Vereinen zu verbergen, und gegen die öffentliche Meinung eine Brustwehr zu haben, theils um darin herum zu schleichen und schamlos zu werben. So manches wird mir jetzt sehr klar und begreiflich."

Auch von einer andern Seite her trat ihm die unselige Sand'sche That, die ihm das letzte Semester in Heidelberg verbittert hatte, in ihren traurigen Folgen vor Augen. Das Ereigniß des Tags bei Rothe's Ankunft in Berlin war die Entlassung von De Wette. Der scharfsinnige Kritiker und feine Exeget hatte in Preußen keinen Boden gefunden, da stille gelehrte Arbeit nicht das war, was Rationalisten und Pietisten in ihren Kämpfen brauchten und schätzten.

„Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseinheit war vernichtet.
Ich mischte auch mich in den Streit,
Allein ich hab' ihn nicht geschlichtet."

Dieses Geständniß De Wette's gilt vor allem von seiner kurzen Berliner Episode. In den maßgebenden Kreisen hatten der romantische Savigny, Clemens Brentano's Schwager, und der pietistische Baron von Kottwitz gegen den „kalten Rationalisten" gehetzt, „theils aus Heuchelei", wie der fromme Lücke an Bunsen schrieb, „theils aus romantischer Sehnsucht nach dem Alten, was sie nicht kennen". So war schon geraume Zeit, ehe der Conflict über seinen Brief an Sand's Mutter ausbrach, De Wette der ewigen Belauerung und Verdächtigung überdrüssig, und Schlosser hatte schon im Frühling 1819 Rothe die Hoffnung ausgesprochen, den hervorragenden Theologen, „der drei Andere ersetze", für Heidelberg zurück zu gewinnen. Auch Daub und Creuzer hätten ihn mit offenen Armen aufgenommen. Anders stand Hegel zu ihm, der sich an Kamptz, Le Coq und ähnliche hochconservative Geheimräthe anzuschließen liebte und dessen Berufung der mit Fries befreundete De Wette widerrathen hatte. Aber noch ehe es zu einer Rückberufung De Wette's nach Heidelberg kam, trat der Conflikt wegen des Sand'schen Verbrechens ein, der es den Gegnern leicht machte, den Feind ihres Glaubens bei Friedrich Wilhelm als Demagogen zu verklagen. Der maßvolle und feinsinnige Gelehrte hatte zu seinem Unheil einst, bei einer Reise durch das Fichtelgebirge, gastfreie Aufnahme im Hause der Frau Justizräthin Sand in Wunsiedel gefunden und auch den Sohn flüchtig kennen gelernt. Was war natürlicher, als daß er an die tiefgebeugte Mutter des Gefangenen einen Brief richtete, in dem er die Mörderthat zwar als eine „unsittliche und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufende" bezeichnete, aber das gebeugte Mutterherz aufzurichten suchte, indem er die heiligen Motive des Sohns anerkannte und sich in diesem Zusammenhange das schiefe Urtheil ent-

schlüpfen ließ: „So wie die That geschehen ist durch diesen reinen und frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit." Der Brief war durch die betrübte Mutter auch in andere Hände gekommen und Baron Kottwitz, „der große Menschenfreund", besorgte auf dem gewohnten Wege der frommen Generäle eine Abschrift an den König. Das Kammergericht war gegen einen Disciplinarprozeß auf Grundlage eines vertraulichen Privatbriefs an eine trauernde Mutter. Aber zu Altenstein's Kummer erfolgte eine Ordre Friedrich Wilhelm III., die De Wette seines Dienstes enthob. Umsonst legten der fromme Neander, der Senat, Schleiermacher, Hoßbach u. A. ihre Fürsprache für De Wette ein, während Hegel die Entlassung seines Gegners völlig in der Ordnung fand. Man hat neuerdings Kottwitzens Betheiligung an dieser häßlichen Intrigue bestritten, aber Kottwitz selbst schreibt am 13. März 1820 an Heubner: „Seitdem ich in den Akten von De Wette das Schreiben der hiesigen theologischen Facultät gelesen habe, kann ich nicht weiter mit Neander verkehren. Nun Seiner Hand ist nichts zu viel, ich will daher die Hoffnung nicht aufgeben, Neander werde sich von der ihm (sic!) suchenden Hand, ungeachtet der Bollwerke des Platonismus finden lassen, und dann um so treuer halten ob dem Walle des Lebens."*) Der wahre Grund, warum De Wette hinausgedrängt werden mußte, sieht auch hier durch. Nicht den Hochverräther fürchtete man, sondern den Kritiker wollte man los sein. Ueber die Wiederbesetzung der Stelle De Wette's verhandelt der kronprinzliche Adjutant von Röder mit Heubner, in einem Briefe vom 6. Februar 1820, in dem Kottwitz grüßt.**) Von Vorschlägen der Facultät ist dabei nicht die Rede. Das Ministerium denkt an Fritzsche, der aber Heubner unmöglich genügen konnte. Die von den pietistischen Höflingen zur Seite geschobene Facultät rächte sich, indem sie die Examina im alten Testament verweigerte, ehe ein Vertreter des Faches ernannt sei. Man sieht in ebenso unerfreuliche wie verworrene Zustände, wie sie dann auch in der Agendensache Platz greifen, seit der König mit seinen Adjutanten die Kirche regiert. Nach langen Provisorien wird schließlich Hengstenberg der Vertreter der alttestamentlichen Kritik an der Universität Berlin! Das Erfreulichste bei diesen traurigen Vorgängen war Neander's loyales Eintreten für den verfolgten Collegen. Neander schreibt an Heubner***) (ohne Datum natürlich, wie gewöhnlich): „De Wette's Entfernung hat mir sehr leid gethan, weil auch die Kirchengeschichte lehrt, daß alle Gewaltstreiche zur Unterdrückung einmal vorhandener Geistesrichtungen (darum also, nicht um den Brief an die Justizräthin Sand handelte es sich), nur schaden

*) Sammlung Halfmann.
**) Ebenda.
***) Ebenda.

können, wie Luther sagt. Die Geister müssen aufeinander platzen und treffen. Daneben muß dieser Act auf der einen Seite Märtyrer, von der andern Heuchler bilden. Auch kann ich nicht umhin, unsern De Wette als einen Mann von wahrhaft edlen Absichten und liebevollem Herzen zu achten."

Kurz vor Rothe's Eintreffen in Berlin, am 2. Oktober 1819, war das königliche Rescript erfolgt. Man sollte nun denken, daß ein gegen alles Unrecht so leicht entflammter Jüngling wie Rothe, dazu ein Mitglied der Burschenschaft, an der lebhaften Entrüstung Theil genommen haben müßte, die er bei seiner Ankunft an der Universität vorfand; wenn wir statt dessen unbegreiflich kühle Urtheile über den Verfolgten und die Verfolgung aus seinem Munde vernehmen, so muß man ihm zu gut rechnen, daß er die Thatsachen nur in der Zustutzung der frommen Verwandten erfuhr. Ganz mit Unrecht bestreitet er dem Vater, der sich für De Wette interessirt, daß die Universität über diese Sache in Bewegung gekommen sei, während doch die Professoren aus ihren eigenen knappen Mitteln zusammenschossen, um dem Abgesetzten wenigstens für das nächste Jahr seinen verlorenen Gehalt zu ersetzen. Auch die Verwendung des Senats für den Gemaßregelten läugnet er ohne allen Grund. Man sieht gleich hier, wie der junge Theologe bei Onkel und Tante Le Coq getäuscht wurde und von vorn herein in die intimste Gegnerschaft De Wette's und Schleiermacher's hineingerathen war. Dasselbe bezeugt auch die an den Onkel Kammergerichtsrath erinnernde, altkluge Wendung, für einen Verurtheilten könne man sich verwenden, De Wette sei aber vom Gerichte frei gesprochen worden und Verwendung für einen Freigesprochenen sei immer mißlich.. „Am unangenehmsten," meint er, „ist es mir, daß die alttestamentlichen Uebungen nun ausfallen." So steht er zu dieser traurigen Sache ähnlich wie sein Landsmann Tholuck, dem an dem himmelschreienden Unrecht am unangenehmsten war, daß sein Licentiatenexamen Aufschub erlitt, weil kein Professor da war, um ihn im alten Testamente zu prüfen. Als dann im Frühling 1822 De Wette nach dem frommen Basel berufen wurde, gönnt ihm Rothe zwar nach so viel Leid das friedliche Asyl, aber er wirft auch die Frage auf, wie sich wohl ein griechischer Philosoph im Collegium der Apostel ausgenommen hätte? „Indessen es kann zu vielem gut sein, besonders für De Wette selbst", setzt der Student weise hinzu. Daß es sich für die Kottwitz'sche Freundschaft nicht um den Demagogen, sondern um den Theologen De Wette gehandelt hatte, zeigte dann unverblümt der Empfang, den der Basler Pietismus dem Berufenen bereitete. Der Basler Prediger Passavant meldet an Emil Krummacher De Wette's Wahl mit einem ora pro nobis*): „Wir werden unsere Waffen putzen und wetzen müssen: am meisten den Krebs des Glaubens und

*) Krummacher an Heubner vom 11. Febr. 1822 aus Koswig.

der Liebe, den Helm der Hoffnung zur Seligkeit! Die jungen Theologen freuen sich gewaltig, denn der Hang zu neuen Lehren ist groß und in 20 Jahren wird es vielleicht eine Trennung geben." Krummacher aber meint zu der Berufung De Wette's in die Stadt des Missionshauses: „wo unser Herrgott einen Tempel baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben". Aber „das gesunde Häuflein wird grimmig feste stehn".

Zu den von der Reaction Angefeindeten, denen man gern De Wette's Schicksal bereitet hätte, gehörte bereits auch Schleiermacher, der doch durch seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" zuerst in den höheren Kreisen die Abwendung von der Voltaire'schen Aufklärung und die Rückkehr zur Religion eingeleitet hatte. Während der schweren Heimsuchung der Kriegsjahre hatte Schleiermacher als Bußprediger mächtig zu der Gemeinde Berlins gesprochen, unter den Trommelwirbeln der französischen Besatzung doppelt verständlich. In dem engen Rundbau der kleinen Dreifaltigkeitskirche hielt er jene tiefsinnigen Predigten, die ebenso auf den Mittelstand wirkten, wie Fichte's Reden auf die Gebildeten. Berlin, so bezeugt Steffens, war durch ihn wie ungewandelt. Die Kanzel hatte sich in den Zeiten der Napoleon'schen Zwingherrschaft als der einzige Ort erwiesen, wo noch freie Rede einigermaßen möglich war und das hatte Schleiermacher die persönliche Verehrung verschafft, mit der die Bürgerschaft ihn bis zu seinem Lebensende trug. Mit den nunmehrigen Führern der Berliner kirchlichen Bewegung stand aber der Mann, von dem die religiöse Erneuerung ausgegangen war, in offenem Krieg. Als er 1821 seine Reden zum dritten Mal auflegte, sagte er in der Vorrede, jene Personen, an die er sich in seiner ersten Auflage gewendet habe, existirten scheinbar nicht mehr. Die wahrhaft Gebildeten hätten aufgehört, Verächter der Religion zu sein. Aber er läugnet, daß die neuerwachte „Berliner Conventicul Frömmigkeit" einen Fortschritt gegen die frühere Gleichgültigkeit bedeute und nie wäre sie so mächtig geworden, wenn nicht das gewöhnliche Pastorenthum auf jenem niedern Standpunkte noch heute verharrte, gegen den sich seine erste Auflage ebensogut, wie gegen die Religionsverächter richtete. „Wir würden nicht so viel zu klagen finden über zunehmenden Sektengeist und parteigängerische fromme Verbindungen, wenn nicht so viele Geistliche wären, welche die religiösen Bedürfnisse und Regungen der Gemüther nicht begreifen, weil der Standpunkt überhaupt zu niedrig ist, auf dem sie stehen." Angesichts dieser Lage behauptet Schleiermacher, daß nur eine tiefere speculative Ausbildung der Geistlichkeit dem Uebel werde abhelfen können. Die Erscheinungen eines neu erwachten religiösen Lebens in Deutschland kann er aber nicht so erfreulich finden wie man von Seiten der Führer der neuen Richtung ausruft. „Die unduldsame Liebllosigkeit unserer neuen Frommen, die sich nicht begnügt sich zurückzuziehen von dem, was ihr zuwider ist, sondern jedes

geſellige Verhältniß zu Verunglimpfungen benutzt, ihr ängſtliches Horchen auf beſtimmte Ausdrücke, nach denen ſie den einen als weiß bezeichnen und den andern als ſchwarz, die Gleichgültigkeit der meiſten gegen alle großen Weltbegebenheiten, die allgemeine Scheu vor aller Wiſſenſchaft, dies ſind keine Zeichen eines geöffneten Sinnes, ſondern vielmehr eines tief eingewurzelten krankhaften Zuſtandes, der der Geſellſchaft mehr Nachtheil bringen muß, als das erweckte religiöſe Leben Einzelner ihr Gewinn bringt." Noch Schlimmeres erwartet er von der Zukunft, wenn er in dem Sendſchreiben über ſeine Glaubenslehre an ſeinen Freund Lücke ein paar Jahre ſpäter ſchreibt: „Der Boden hebt ſich ſchon unter unſern Füßen, wo die düſtern Larven auskriechen wollen, von eng geſchloſſenen Kreiſen, welche alle Forſchung außerhalb jener Umſchlingung eines alten Buchſtabens für ſataniſch erklären." So war denn offener Krieg zwiſchen dem erſten Erneuerer der religiöſen Weltbetrachtung in der Stadt der Intelligenz und der großen Schaar der neuen Frommen. Der Prediger Jänicke pflegte zu den Studenten zu ſagen: „Laſſet euch keine Schleier machen!" Le Coq nahm ſowohl als Demagogenfeind, wie als Freund Hegel's gegen Schleiermacher Partei und Schmalz, der Vater von Tholuck's erſter Braut, und alle „Schmalzgeſellen" belauerten jede ſeiner Aeußerungen auf der Kanzel, bei Commerſen und Tiſchgeſellſchaften. Der vielgeſchäftigte Semler ſuchte zwiſchen beiden Lagern zu vermitteln, machte ſich dadurch aber nur den Entſchiedenen ſelbſt verdächtig. In jenen Tagen, als Rothe mit vorgefaßtem Mißtrauen an Schleiermacher herantrat, ſchrieb aus demſelben Kreiſe ein zum Proteſtantismus übergetretener Herr von La Roche am 23. Juni 1819 an Heubner: „Schleiermacher iſt meines Erachtens im Innerſten wohl immer ein religiös geſinnter Menſch geweſen, und iſt ein reicher Menſch, aber bei ſo viel Geiſt und Gelehrſamkeit mag es ſchwer ſein, daß die Einheit im Innern das Uebergewicht behalte. Dabei iſt es ein gefährlich Ding, im geſellſchaftlichen Leben wegen Geiſt und Witz ſehr geſucht zu ſein. Er war dann offenbar zu luſtig, und liebte die Geſellſchaft zu ſehr. Seit einiger Zeit ſcheint er ſehr davon zurückgekommen und mehr Würde des Geiſtlichen angenommen zu haben, die früher mangelte." *) Die Worte zeigen, wie auch milder Geſinnte ſich in manche Eigenthümlichkeiten dieſer complicirten Natur nicht finden konnten. „Aus Schleiermacher werde ich täglich weniger klug," ſchreibt Rothe einmal an den Vater, und was er von deſſen Vorleſungen meint, das meinte ſo mancher Biedermann von der ganzen Perſönlichkeit. Daß Schleiermacher paradoxe Seiten hatte, die auch Wohlmeinende beleidigten, daß ſeine Vielſeitigkeit zu der Meinung verleiten konnte, er ſchillere in allen Farben, daß es Widerſprüche in dieſer Natur gab, die ſich ſchwer reimen ließen, wer wollte das läugnen? Prediger zu ſein war

*) Sammlung Halfmann.

ihm Bedürfniß und noch auf dem Todbette theilte er das Abendmahl aus, und doch waren Friedrich Schlegel, die geistreichen Jüdinnen und die emancipirte romantische Clique sein liebster Umgang. Er hielt mit Pietät an den herrenhuthischen Erinnerungen seiner Jugend und doch wetterleuchtete es in seinem Predigerhause fortwährend von sarkastischen Bemerkungen, die als geflügelte Worte in ganz Berlin umhergetragen wurden. Er schrieb eine Schutzschrift für Schlegel's Lucinde und nannte sein Söhnlein Nathanael. Nicht alle konnten das verstehen und was ihm ein gemüthliches Bedürfniß war, nannten auch manche Freunde ein kirchliches Posiren. „Von allen Predigern, die ich kenne," schrieb Karoline Schlegel, „gefällt er mir am besten, aber Prediger gefallen mir überhaupt nicht." Daß vollends die kirchlichen und politischen Gegner, in deren Kreis Rothe ausschließlich verkehrte, diese Widersprüche stark ausbeuteten, ist nicht zu verwundern. Mit einem Anflug von liebenswürdigster Ironie, die sich keineswegs nur auf seine eigenen Irrthümer bezog, erzählte Rothe später, als er den großen Mann nach Gebühr zu schätzen gelernt hatte, von seinen ersten Eindrücken. Der junge Student war von Heidelberg gewohnt, daß jeder Lehrer sich eingehend auf jedes seiner Anliegen einlasse. Aber wie sollte der mit Geschäften überhäufte beliebteste Prediger Berlins dafür Zeit finden? Obwohl Rothe in sein Seminar eintrat, konnte er doch zu einer wissenschaftlichen Unterhaltung mit ihm selten kommen und dann beschränkte Schleiermacher sich auf Andeutungen. „Man hatte stets das Gefühl, daß man ihn störe und doch sagte er nie, er habe keine Zeit." Schleiermacher lebte damals im Reimer'schen Hause in der Wilhelmstraße in einträchtiger Freundschaft mit dem Hausherrn, der um seinetwillen sogar einmal eine Haussuchung erdulden mußte. „Aber alles," erzählte mir Rothe, „war hier studienwidrig eingerichtet. Während man bei Neander über die auf dem Boden zerstreuten Bücher strauchelte, mußte man hier durch das Zimmer der Frau, die stets Besuch hatte, in Schleiermacher's Studirstube. Die Damen, die für Magnetismus schwärmten, nahmen ihn nach Belieben in Anspruch. Auch eine Freundin fehlte nicht, die als berühmtes Medium galt und Vorempfindungen hatte, bei denen ‚das Helle' und dann wieder ‚das Dunkle' eine große Rolle spielte." Der Herr des Hauses ließ sie auch darin gewähren und die Berliner wollten wissen, der Tod seines Söhnleins Nathanael sei dem gläubigen Gehorsam der Mutter gegen die Rathschläge dieser bedenklichen Freundin zuzuschreiben. Der Kern der Gemeinde, die sich um seine Kanzel versammelte, bestand schließlich doch nur aus den zahlreichen befreundeten Familien, mit denen er auch gesellig verkehrte, und Lagarde spottet: „Ihr, ‚heute war er wieder jöttlich' klingt mir noch in den Ohren." Die Berliner, meint Lagarde in seinem Schriftchen über die Berliner Theologen, hätten mehr an dem frischen und beweglichen Manne mit den lieben und geistvollen Augen als an dem Theologen gehangen.

Nicht nur die Frauen, auch die Kinder bezauberte er. Mit Stolz berichtete der kleine Lagarde den Eltern, daß Schleiermacher ihn „mein Verehrter“ genannt habe, und als dem Sohne des Philologen Bekker, dem späteren Heidelberger Pandektisten, aufgegeben wurde, einen Theil seiner Hasen abzuschaffen, wollte er das schönste weiße Häschen Schleiermacher schenken. Reizend spricht sich dieses persönliche Verhältniß zu den Beichtkindern in so mancher Trau- oder Taufrede aus, in die der Prediger persönliche Beziehungen auf's liebenswürdigste und taktvollste verflicht und die in seiner klaren und schönen Handschrift geschrieben in mancher Berliner Familie noch immer als Heiligthum aufbewahrt werden. Dieser seltene Verein von Gaben Schleiermacher's hat Lücke, der doch selbst sein Schüler nicht heißen wollte, zu einem weit gerechteren Urtheil über den großen Theologen veranlaßt, wenn er am 3. November 1816 an Bunsen schrieb: „Wenn ich alles, was Schleiermacher mir und vielen auf der Kanzel, auf dem Katheder, in der Gesellschaft und in seinem Leben gibt, wo die ethische Gewalt des Mannes doch über alles hervorragt, was ich hier kenne, mir recht zusammenfasse, so entsteht mir ein Bild von ihm, das mir mehr werth ist als alle seine wissenschaftlichen Constructionen.“

Der Conflict mit den Frommen war acut geworden in dem Semester, ehe Rothe nach Berlin kam, durch Schleiermacher's Auftreten gegen Harms. Die Thesen des neuen Luther, die Rothe in Heidelberg wesentlich mit Zustimmung gelesen hatte, wurden in Berlin als Programm der kirchlichen Reaction behandelt. Als auch der einflußreiche Dresdner Hofprediger von Ammon in einer Schrift: „Bittere Arznei“ für Harms eintrat, fand Schleiermacher sich veranlaßt, sich gegen Ammon zu wenden, indem er das Inconsequente der Klaus Harms'schen Sätze und ihre Selbstwidersprüche in seiner fein dialektischen Weise darlegte und ihnen die Bedeutung absprach, die sie durch Ammon's Empfehlung gewonnen hätten. Rothe mißbilligte sowohl Ammon's, wie Schleiermacher's Voten in dieser Sache mit jugendlicher Hitze. „Wohl Gecken und Laffen,“ schreibt er von den Gegnern des Holsteinschen Pastors, „aber nie Männern habe ich so wenig Charakter, Geradheit und Selbständigkeit zugetraut, als ich leider jetzt finde. In jenen Akten nehmen sich namentlich Herr Schleiermacher und Herr Ammon äußerst lieblich aus.“ Schleiermacher selbst legte keinen großen Werth auf diesen Streit. „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“, schrieb er in seiner heitern Weise. Ihn bedrängten nähere Sorgen, da die Kamptz, Dambach und Genossen ihn selbst in die Demagogenuntersuchung zu verwickeln suchten. Mit Betrübniß sah er alle seine Freunde, Reimer, Eichhorn, Schulze, Arndt, Gaß u. A. verdächtigt, und wenn ein Mensch wie Schmalz zu dem preußischen rothen Adler auch den weißen russischen erhielt, so konnte er grimmig scherzen: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.“

Was nun Rothe betrifft, so war er durch seine persönlichen Beziehungen hineingestellt in jenen Kreis, dem Schleiermacher offene Fehde angesagt hatte und der ihn in jeder Weise zu schädigen suchte. Unbefangen also konnte der junge Theologe an den großen Lehrer von vorn herein nicht herantreten. Auch daß die Berliner so viel Gerede von ihm machten, war ihm unsympathisch, da nach seiner Auffassung ein Prediger nicht in dieser Weise in der Oeffentlichkeit stehen sollte. Dazu kam, daß das erste Colleg, das Rothe bei Schleiermacher hörte, sehr viel zu wünschen ließ. Schleiermacher war, wie Rothe mir später erzählte, schon damals mit Geschäften überladen. Theologische, philologische und philosophische Schriftstellerei, Pfarramt und Akademie nahmen ihn von früh bis spät in Anspruch. Das Leben Jesu las er dabei zum ersten Mal, ohne ordentliches Heft, oft unvorbereitet, so daß man sich à la fortune du pot bei ihm einfand. Die kritischen Schwierigkeiten, an denen er seinen Scharfsinn übte, existirten für Rothe nicht, weil dieser aus seinem Glauben an den Gottessohn alles verstand und in Daub's Weise sein Leben Jesu deductiv bewies, nicht historisch kritisch aufbaute. Waren die Wunder Jesu nicht nur möglich, sondern selbstverständlich, so hatten kleine Abweichungen der Berichte geringe Bedeutung. Anderseits mußte von Schleiermacher's Standpunkt aus das Leben Jesu ein dogmatisch-kritisches Zwitterding werden. Schleiermacher ging dogmatisch von der Voraussetzung aus, daß der Glaube an einen Gottmenschen, der in der Gemeinde lebe und fortdauernd religiöse Wirkungen hervorbringe, auch die geschichtliche Wirklichkeit dieses Gottmenschen erweise. Aber diese Wirkungen konnten ebenso von der Idee eines Erlösers, wie von einer geschichtlichen Person gewirkt werden. Das war die offene Stelle am Drudenfuß, auf die Hegel spöttisch hinwies. Anderseits quälte sich Schleiermacher mit natürlichen Wundererklärungen ab, die Rothe unmöglich gefallen konnten. Die Kindheitsgeschichte beseitigte er ganz als spätere Sage und in Betreff der Auferstehung findet er es neben der wunderbaren Erklärung doch auch unverfänglich, wenn einer sagen sollte: „Sobald noch eine Spur von Leben in Christo war, so brauche ich seine Auferstehung nicht als ein absolutes Wunder anzusehn", denn niemand könne eine Grenze ziehen zwischen dem Wunder des Lebens überhaupt und einem specifischen Wunder. „Schleiermacher," sagt Rosenkranz, „bröselte alle Wundergeschichten entweder durch subtile Textkritik auf, indem er fragte, aus welcher Quelle der Berichterstatter die Erzählung wohl geschöpft haben könne, oder er fand eine psychologische Auflösung, oder er sprach auch, nachdem er verschiedene Ansätze zur Bewältigung des Irrationalen gemacht hatte, sein non liquet aus." Unter solchen Umständen ist für Rothe das ganze Colleg nur ein nüchternes kritisches Exercitium. Ein theologischer Docent, meint er, müßte seine Zuhörer zuerst zu Christus bekehren und erst dann dürfte er ihnen das Leben Jesu erzählen. „Nach meiner Meinung ist es immer thöricht,

wenn man säet, ehe man geackert hat." So hatten Daub und Abegg es gehalten und darum befriedigte ihn die methodische Untersuchung Schleiermacher's wenig. Auch Tholuck, vielleicht von Rothe, vielleicht von Stier berichtet, schreibt an Heubner,*) daß manchen Studenten gerade durch dieses Colleg über Schleiermacher die Augen aufgegangen seien. „Mehrere, die ich selbst als seine Anhänger kannte," sagt Tholuck, „bekennen, daß seine Lehre reiner Pantheismus sei und entsetzen sich und wenden sich zu Neander. Seine eigenen Worte aus einer Vorlesung vor zwei Wochen sind: ‚Der Fetischismus ist so gut eine Offenbarung Gottes als das Christenthum'. Desgleichen hat er deutlich ausgesprochen, wie herrlich es sei, daß das Christenthum nicht unter dem Namen Pantheismus eingeführt worden, da dieser Name doch immer nur in verächtlichem Sinne gebraucht werde." Im Zusammenhang von Schleiermacher's Gesammtanschauung sind beide Aeußerungen völlig unverfänglich, der eben erst bekehrte Tholuck aber beeilt sich, beide an den Seminardirektor in Wittenberg zu berichten, der sie dem Referenten oder Minister weitermelden mochte.

Auffälliger als diese Collegschnüffelei eines jungen theologischen Strebers ist die Schärfe, mit der auch Rothe sich gegen Schleiermacher's Gefühlstheologie ausspricht. Nach den ablehnenden Urtheilen, die Rothe in Heidelberg über Hegel's Panlogismus und Daub's Versuche, die Religion speculativ zu begründen, gefällt hatte, sollten wir ihn auf Schleiermacher's Seite finden, der wie Rothe selbst von der romantischen Schule ausgegangen war. Für den Redner über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern war Religion Bestimmtheit des Gefühls durch Gott, Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten, und er hätte Rothe auf seiner Seite haben müssen, wenn er Hegel's Versuch bekämpfte, die Welt der Empfindung aus dem Begriffe zu erklären.**) „Die Religion ist nicht Wissen und nicht Handeln," führte Schleiermacher aus, „sondern ahnendes Anschauen des Universums, des Unendlichen im Endlichen und dadurch ein eigenartiges Gestimmtsein des Gemüths, das wie eine heilige Musik alles Thun des Menschen begleitet. In diesem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit vom Absoluten wird dem Frommen jede Begebenheit zum Wunder, jede neue Anschauung zur Offenbarung: jeder braucht einen Mittler, der seinen Sinn für Religion weckt; jede heilige Schrift ist ein Denkmal, daß ein großer Genius, ein Virtuose der Religion da war, aber nicht mehr da ist, und Religion hat nicht der, der an die Bibel glaubt, sondern wer selbst eine machen könnte." So „stimmt er nicht ein in die barbarischen Wehklagen, durch welche die Altgläubigen die Mauern ihres jüdischen Zion und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten". Die Dogmen sind nicht die Religion, sie sind höchstens ein Gewand, das sie

*) 15. Dezember 1820. Sammlung Halfmann.

**) Vgl. D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken, S. 3 ff.

wechseln kann. Auch verhält sich nicht eine Religion zu den andern wie die wahre zu den falschen, sondern jede ist wahr an ihrem Orte, sofern sie die Art und Weise ist, wie an einer gegebenen Stelle des Raums und der Zeit, und unter den Bedingungen der Nationalität und Individualität, das Universum empfunden wird. Das Individuum nun, in welchem auf diese Weise eine neue Anschauung des Universums aufgegangen ist, spricht diese ihm gewordene Offenbarung aus, und zieht dadurch einen Kreis von Empfänglichen an sich, denen sofort gleichfalls jene Anschauung Mittelpunkt aller religiösen Erregungen wird. Sie bilden zusammen eine Kirche, welche ein Theil der wahren Kirche ist, denn diese selbst ist das Pantheon, in welchem alle die verschiedenen Formen, das Universum im Gefühl inne zu werden, vertreten sind. In der Wirklichkeit nun sehen wir, namentlich durch den Zwang des Staats, der die Kirche für seine Zwecke zu benutzen für gut fand, die religiös Erregten und Gleichgültigen in derselben großen und unförmlichen Gesellschaft festgehalten. Die religiös Geförderten können einer solchen Kirche nur fremd und kalt gegenüberstehn, und der Haufe der religiös nicht Angeregten wird in äußern Formen, Symbolen und Lehrsätzen die Kirche suchen und so bei Symbolzwang und Intoleranz ankommen. So wird die Befreiung und Vergeistigung der Religion in Schleiermacher's Reden dadurch erreicht, daß dieselbe ganz in das Subject zurückgezogen ist. Was der Religiöse fühlt, ist die Hauptsache. Wie ich es in jedem Augenblicke ausspreche, bleibt mehr oder minder zufällig; noch weniger kommt es auf die wissenschaftlichen Formeln an, unter welche ich hinterher jene Aussprüche zusammenfasse. Daß aber gar eine Gesammtheit von Frommen ein System solcher Formeln festsetzt, welches ihren gemeinsamen Glauben enthalten und die religiöse Verkündigung regeln soll, ist die baare Verkehrtheit. Wer aus solchen kirchlich überlieferten Glaubensformeln, ja auch aus der heiligen Schrift selbst, die Frömmigkeit schöpft, der hat sie nur aus zweiter Hand: ursprünglich erzeugt sie sich im Gemüthe eines Jeden, wenn es den Eindrücken des Universums sich hingibt. In diesem innern Gesange, in den Klängen des frommen Gefühls sieht Schleiermacher die Religion, die er in den Reden noch völlig atomistisch, als Sache des einzelnen Gemüths auffaßt. „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit des Religiösen."

Den ersten Schritt von dieser rein individuellen Fassung der Religion zu einer geschichtlichen, thut das im Jahre 1805 erschienene Gespräch „Die Weihnachtsfeier", das die verschiedenen Standpunkte in scharf gezeichneten Repräsentanten zu Wort kommen läßt. Was der christliche Glaube ist, ist nur in der Gesammtheit der Gemeinde, die früheren Generationen inbegriffen, zu ermitteln. Aus diesem Gemeindeglauben selbst wird dann auf das Dagewesensein dessen, was er enthält, geschlossen. Auf kritischem Wege können

wir die Erscheinung eines sündlosen Gottmenschen nicht erweisen, aber „das Dagewesensein eines solchen in der Vergangenheit muß nothwendig vorausgesetzt werden, um die Erfahrung, die der Christ an sich macht, zu erklären. Das Dogma von Christus ist ein Postulat der christlichen Erfahrung". „Als Glied der christlichen Gemeinde," argumentirt Schleiermacher, „bin ich mir der Aufhebung meiner Sündhaftigkeit und der Mittheilung höherer Vollkommenheit bewußt, d. h. ich fühle in dieser Gemeinschaft die Einflüsse eines sündlosen und vollkommenen Princips auf mich. Diese Einflüsse werden von den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinschaft nicht producirt, denn diese sind eben so sündig und unvollkommen wie ich selbst; das Zusammenwirken von Unreinen kann aber nicht das Reine zum Resultat haben. Die reinigende Wirkung muß also von demjenigen ausgehen, der in allen Einzelnen jene Wirkung hervorruft, d. h. von dem Stifter. Was wir nun in uns als Christen bewirkt finden, daraus schließen wir, wie immer von der Wirkung auf die Ursache geschlossen wird, auf die Wirksamkeit Christi zurück, und aus seiner Wirksamkeit auf seine Person, welche die Fähigkeit gehabt haben muß, solches zu bewirken." Mit Recht haben die Gegner darauf erwidert, es könnten diese Wirkungen auch von dem idealen Christusbild ausgegangen sein, das selbst ein Product der religiösen Idee ist. Für die geschichtliche Wirklichkeit eines so beschaffenen Christus beweise also die Wirkung des Christusglaubens nichts! Hier ist das Pentagramma nicht gut gezogen, so daß es den bösen Geist der Verneinung heraus und hinein läßt. „Für die Existenz," hält Hegel Schleiermachern entgegen, „beweist es nichts, daß etwas im Gefühl ist, denn auch Eingebildetes, das nie existirt hat und existiren wird, ist darin." Schleiermacher's Argumentation war nur der in die Gefühlssphäre übertragene scholastische Trugschluß, daß das logisch Nothwendige auch in re wirklich sei. Wenn Schleiermacher dennoch die christliche Glaubenslehre zur historischen Theologie rechnet, so ist das so zu verstehen, daß seine Glaubenslehre nur das beschreibt, was sie thatsächlich vorfindet. Sie erzeugt ihren Stoff nicht, sondern sie stellt den Inhalt des Gemeindebewußtseins treu und vollständig dar. Auch die Bibel ist, nach Schleiermacher's Glaubenslehre, nicht das Princip des Christenthums. „Eine Lehre gehört nicht deshalb zum Christenthum, weil sie in der Schrift enthalten ist, sondern sie ist in der Schrift enthalten, weil sie zum Christenthum gehört." Die Erlösung durch Christus besteht in unserer Erfahrung, daß wir in Lebensgemeinschaft mit ihm alle Regungen unseres sinnlichen Bewußtseins mit dem Gefühle unserer Abhängigkeit von Gott leichter zu durchdringen vermögen. Darauf kommt es an. Auf die Bibel und die Symbole sollen wir nur in so weit reflectiren, um die Gewißheit zu behalten, daß wir mit unserer Frömmigkeit nicht rein individuelle Erfahrungen, sondern die der gesammten Kirche reproduciren. Begründen, deduciren, beweisen soll nach Schleiermacher die

Glaubenslehre überhaupt nicht. Sie soll nur das im frommen Selbstbewußtsein innerlich Gegebene auf eine Weise darlegen, welche in ihrer systematischen Anordnung die Vollständigkeit verbürgt, und durch die dialektische Bildung des Ausdrucks den Glauben gegen die Einwürfe der Wissenschaft deckt. Nur in dieser formellen Hinsicht darf die Philosophie auf die Glaubenslehre Einfluß üben. Die Begründung des Dogmas durch speculative Beweise dagegen wird als neue Scholastik, d. h. als Vermischung von Philosophie und Theologie zurückgewiesen. Insofern hat man Schleiermacher den Kant der protestantischen Theologie genannt. Wie jener dem Gebäude der alten Metaphysik durch die Untersuchung der Grenzen unseres Erkenntnißvermögens den Boden entzog, so hat Schleiermacher alle Dogmen, die sich nicht aus dem frommen Gefühl der christlichen Gemeinde ableiten lassen, als Scholastik ausgeschieden. Sein Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend etwas Objectives seien, sondern nur über eine Bestimmtheit unseres frommen Gefühls, war gegenüber der seitherigen Dogmatik ein großes, befreiendes Wort und sicherte zugleich der Theologie ihr eigenthümliches Gebiet, auf dem sie eben so sichere Ergebnisse finden konnte, als die speculative Philosophie auf dem Boden des Begriffs. Gestaltet diese ihr Weltbild nach Aussagen des Erkenntnißvermögens, so die Religion nach den Bestimmtheiten unseres frommen Gefühls. Das Absolute, wie wir es im Verstande haben, nennen wir Welt, wie wir es in der frommen Empfindung haben, nennen wir Gott. Daß diese feinsinnigen Versuche, den Inhalt des Dogmas aus dem christlich bestimmten Gefühle abzuleiten, für gröbere Naturen unverständlich blieben, und daß Schleiermacher selbst bei Ableitung von offenbar speculativen Sätzen aus dem Gefühl oft recht wunderliche Gefühlsfäden spinnen mußte, um etwas aus dem Gefühle zu entwickeln, was doch thatsächlich aus der Speculation der früheren Generation der Kirche zugewachsen war, kann zugegeben werden. Rothe aber, der immer noch von der deductiven Methode beeinflußt war, die niemand stolzer handhabte als Hegel, genügte das descriptive Verfahren Schleiermacher's überhaupt nicht. Er sah sein energisches Gottesbewußtsein für den Ausgangspunkt, als das cogito ergo sum an, von dem aus er deductiv die ganze Glaubenslehre, wie sie in der Schrift geoffenbart sei, entwickeln könne. Aus diesem Grunde wollte er auch später weder zur Schleiermacher'schen Rechten noch Linken gerechnet sein; in diesem Punkte blieb er Hegelianer. Seichte Köpfe, wie sein späterer Freund Rudolf Stier, wußten vollends mit Schleiermacher's Gefühlsdialektik erst recht nichts anzufangen. Der in Stiftung von Burschenschaften und poetischen Stümpereien aufgehende junge Mann, der in seinem altdeutschen Barett, nacktem Hals und Schnürrock sich Rothe zum Aergerniß zuweilen auch in Schleiermacher's Colleg sehen ließ, berichtete selbst: „Ich habe mir alle Mühe gegeben, Schleiermacher zu verstehen, es half nichts, bis ich endlich auf den Gedanken

kam, daß er ein Atheist sein müsse; da fiel mir's mit einem Male wie Schuppen von den Augen, und von dem Augenblicke an leuchtete mir der Atheismus durch jedes seiner Worte durch." Mancher fromme Collegschwänzer wird sich ähnlich getröstet haben. Aber auch Tholuck schrieb noch 1821: „Jetzt ist Schleiermacher's Dogmatik erschienen, ganz klar spinozistisch. Wenn jetzt die Leute nicht sehen, so sind sie nicht blos blind, sondern haben auch noch eine Nebelkappe über das Gesicht." *) Aehnlich macht Wichern die Entdeckung, daß sein Freund Evers durch Schleiermacher dahin gebracht sei, sich vom Christenthum loszusagen.**) Den Pantheismus ließ Rothe dahingestellt, aber Schleiermacher's dialektische Weise war auch ihm zuwider. Daub und Hegel hatten ihn gelehrt, alle Erscheinungen rücksichtslos an dem Maßstab der Idee zu messen und sie danach gut oder schlecht zu nennen. Dieser Entschiedenheit des Urtheils konnte die dialektische Vielseitigkeit, wie Schleiermacher die Dinge lebendig hin und her wendete, diese Kunst, alles zugleich zu glauben und zugleich nicht zu glauben, nur unsympathisch sein. Wenn für den großen Theologen alle Religionsformen zusammen das große Pantheon bilden, in dem die ganze Frömmigkeit der Menschheit zum Ausdrucke kommt, so schließt Tholuck daraus, daß für Schleiermacher Fetischismus und Christenthum gleichwerthige Dinge seien. Aber auch Rothe vergleicht einmal die Symbolik, wie sie in Berlin vorgetragen wird, einem Mißgeburtenkabinet. „Da liegen 10 bis 12 Nasen übereinander, jede anders als die andere, und niemand weiß, welches eigentlich die rechte ist?" Schleiermacher würde ihm gesagt haben, jede sei an ihrem Ort die rechte, und eben das nannten die Gegner seinen Pantheismus.

Eben so wenig wie die Vorlesung, wollten dem Schüler Abbeg's Schleiermacher's Predigten gefallen, an die doch selbst D. Fr. Strauß als an „unvergeßliche Morgenstunden" zurückdachte. Freilich hatte Strauß auch nicht das gleiche Bedürfniß gemüthlicher Erbauung und nennt Schleiermacher's Vorträge nicht sowohl Predigten von Christus als sehr bezeichnend: „Conversationen mit dem Menschheitsideal." Für Rothe waren sie nur dialektische Gedankengänge auf der Kanzel, im besten Falle belehrende exegetische Uebungen und er schreibt dem Vater mit großer Bestimmtheit: Schleiermacher sei ihm als Docent kein Ersatz für Daub, als Prediger kein Ersatz für Abegg. Aber als ihm nun der Vater Dräseke's Predigten schickt, kommt er vollends übel an. In dem Briefe, in dem Richard über dieses Geschenk loszieht, mischt sich wunderlich die festgewurzelte Verehrung des Sohns für den Vater mit der mitleidigen Geringschätzung für dessen zurückgebliebenen theologischen Standpunkt. „Gewisse Dinge, die man an andern Orten gar wohl für vollwichtig gelten läßt, sind

*) Tholuck an Heubner, Berlin, 2. Juli 1821.

**) Wichern, Ges. Werke I, 146.

auf der Kanzel leeres Stroh," schreibt er, „und mit je mehr Wichtigkeit man sie vorbringt, desto lächerlicher werden sie." So sieht er in den viel bewunderten oratorischen Kunstleistungen des Bremer Predigers lediglich einen modisch zugestutzten kalten Rationalismus. Sie sind ihm „ein Notenblatt zum Declamiren und Gesticuliren", ja er verweist den Bremer Pastor mit seiner kunstreichen Beredtsamkeit aus der Kirche in die Synagoge. „Gewiß," setzt er nicht ohne Selbstgefühl hinzu, „man merkt es bald, wo kupferne Glocken geläutet werden, wenn man einmal goldene gehört hat." Bisweilen kann er eine Predigt Schleiermacher's nicht anders als vortrefflich nennen, aber beeinflußt von seinen conservativen Verwandten glaubt er auch in diesen politische Anspielungen zu finden, die er mißbilligt. Anerkennender spricht er sich über die Schleiermacher'schen Uebungen im Seminar aus. Er selbst hatte eine Arbeit, „über den Gebrauch der Apokryphen in den Reden Jesu" übernommen.*) Der Fassung des Themas nach erwartet man, daß der Bearbeiter die Reden Jesu darauf untersuchen sollte, ob irgendwo eine Stelle der Apokryphen in ihnen anklinge? Da Rothe der philologisch-historischen Abtheilung zugetheilt war, mochte Schleiermacher um so mehr eine sprachvergleichende Arbeit erwarten. Aber in solchem Mikroskopiren war der Schüler Daub's nicht geübt. Auch hier arbeitete er aus dem Vollen. Er erhebt die Ansicht der Apokryphen von der „Heilsordnung", stellt sie zusammen mit dem Grundbegriff der Reden Jesu, der Metanoia, und schließt aus dem Gegensatz, daß Jesus die Apokryphen nicht gekannt, die ja auch in Palästina als griechische Schriften wenig gelesen und vom Gebrauche in der Synagoge ausgeschlossen gewesen seien. Ja seine Gegenfrage: „Verstand Christus griechisch?" lehnt indirect das ganze Problem ab. Wenn Schleiermacher trotz dieses summarischen Verfahrens die Arbeit als die beste mit dem ausgesetzten Preise bedenkt und auf Grund derselben Rothe dem Ministerium als geeignet für die akademische Laufbahn empfiehlt, so gründete er dieses Urtheil wohl auf die umfassende Kenntniß, die Rothe nicht nur vom alten Testamente und den Apokryphen, sondern auch in Philos Schriften und den jüdischen Apokalypsen bewiesen hatte, sowie auf die kräftige und klare Durchführung seines Gedankengangs und die Gewandtheit des Vortrags. Auch persönlich redete er Rothe zu, sich zu habilitiren, Rothe aber verharrte in seiner ablehnenden Haltung. Noch zu Ende seiner Berliner Zeit schreibt er dem Vater, er habe keinen Anlaß gefunden, sein Urtheil über Schleiermacher zu ändern und als sein Pathe, Obertribunalrath Reinhart, ihm nach Wittenberg meldet, Schleiermacher wünsche, er möge die akademische Laufbahn einschlagen, erwiedert er trocken: „Schleiermacher hat mir das früher

*) Das Concept unter den Papieren von Ahrendts, wo sich auch die für das examen pro ministerio eingereichte lateinische Bearbeitung findet.

selbst gerathen, aber ich wünsche nur, daß er sich nicht in mir irre; wenigstens auf dem von ihm breitgetretenen Wege habe ich einmal nichts zu schaffen." Dennoch hat er Gerechtigkeitsgefühl genug anzuerkennen, daß Schleiermacher „allerdings zu denen gehöre, die die Tüchtigkeit Anderer nicht nach der minderen oder größeren Uebereinstimmung mit ihnen beurtheilen". Schließlich kommen aber auch hier hinter dem verbissenen Theologengesichte doch wieder die lieben kindlichen Züge des Breslauer Richard in der Correspondenz zum Vorschein. Durch seine Arbeit hatte er sich den Seminarpreis errungen und sobald er darauf Aussicht hat, erkundigt er sich, womit er seinen Eltern eine Freude machen könnte? Denn daß das erste selbstverdiente Geld dazu verwendet werden müsse, stand ihm von vorn herein fest.

Daß Rothe, übel berathen, wie er war, Schleiermacher's politische Stellung unter einem schiefen Gesichtswinkel betrachtete, kann uns kaum wundern, aber daß er auch in Sachen der Demagogenverfolgung den reactionären Verwandten in Berlin mehr glaubte als dem Vater, ist um so unbegreiflicher, als die Verfolgung gerade damals in seiner Vaterstadt Breslau sich auf Männer erstreckte, denen er und seine ganze Familie viel Dank schuldig waren. Sein alter Schuldirector Kayßler wurde wegen seiner Vertheidigung der Turnsache zur Verantwortung gezogen, der Philologe Passow zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Professor Harnisch wurde aufgefordert, sich um eine Pfarr- oder Schulstelle zu melden, Gaß sollte um seine Versetzung einkommen. Der verehrte Regierungspräsident Merkel, der Vorgesetzte des Vaters, wurde vom Curatorium der Universität Breslau in Gnaden entbunden und forderte seinen Abschied. Viele andere Bekannte und Freunde des Rothe'schen Hauses gehörten unter die Angefochtenen. Auch Schleiermacher schreibt am 21. März 1820 an Arndt: „Seit länger als vierzehn Tagen ist wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgesetzt werden solle." Er saß in all diesen Jahren wie auf dem Zweige und sah sich noch 1823 Bayern und Baden darauf an, ob er etwa dort ein Asyl finden könne.*) Als nun aber Rothe's Vater, während dieser Hagelschlag in Breslau niederging, in großer Erregung anfragt, ob es wahr sei, daß das Ministerium Schleiermacher absetzen wolle, erwiedert der Sohn sehr kühl: „Daß Schleiermacher seinen Abschied verlangt hat, ist allerdings wahr, er hat ihn aber nicht erhalten," wofür man im Kreise der Tanten keine bessere Erklärung wußte, als daß ein Professor eben in einem Contractverhältnisse mit der Regierung stehe und nicht beliebig austreten könne. Er selbst hätte offenbar nichts dagegen, wenn Schleiermacher ginge, sehr im Gegensatze zu der Erregung, die in Berlin über die Machinationen herrschte, mit denen die pietistische Clique den verdientesten Prediger der Stadt heimsuchte. In Folge einer Haussuchung bei dem Buch-

*) Schleiermacher an Arndt, 18. Juli 1823.

händler Reimer waren Briefe von Gaß confiscirt worden, die es der Untersuchungskommission in Mainz ermöglichten, ihre Fangarme nach dem frommen und allgemein geachteten Consistorialrath in Breslau auszustrecken und da Geh. Rath Eichhorn, als Freund des Hauses die Polizeicommissäre, Le Coq's Creaturen Grano, Eckert und Dambach, bei der Haussuchung, als Vertreter seines abwesenden Freundes Reimer in die gesetzlichen Schranken zurückwies, rächten sie sich in einem Berichte, in dem sie von dem hohen Beamten in einem Tone sprachen, als ob auch er des Einverständnisses mit den Demagogen dringend verdächtig sei. Solchen Parteigängern zur größten Befriedigung redete ein alter, mit Beschlag belegter Brief Schleiermacher's aus der Zeit des Tilsiter Friedens von einer nahenden Volkserhebung, womit natürlich ein Aufstand gegen die Franzosen gemeint war. Für Kamptz und die „Schmalzgesellen" genügten aber diese Worte, um Schleiermacher der Zugehörigkeit zur Demagogenverschwörung verdächtig zu machen. Zwar amtlich vernommen wurde er über die von langer Hand gegen ihn gesammelten Aktenstücke erst am 13. Januar 1823, aber schon jetzt wurden seine Predigten polizeilich überwacht. Die Commissare Grano und Eckert saßen sonntäglich in seiner Kirche und berichteten dann an den aus Reuter's Festungshaft bekannten „Onkel Dambach" und Rothe's Verwandten, den Kammergerichtsrath Le Coq.*) „Neulich," meldet Schleiermacher an Gaß, „hat mir ein guter Freund geschrieben, daß die insgeheim neuerdings sehr verstärkte geheime Polizei auch mich ganz besonders in Obhut genommen. Das mag sie haben." Treitschke hat einen dieser Berichte, unterzeichnet von den Commissaren Grano, Eckert und Dambach, mitgetheilt,**) wonach am 14. November 1819 Schleiermacher predigte, Jesus zeige die Göttlichkeit seiner Sendung *durch die Befreiung* aller geistigen Kräfte der Menschen, die wir seiner Lehre verdanken. Auch habe er gesagt: „Das Rechte müsse doch einst allein siegen, und es werde das Gute nur durch die Prüfungen wie durch Feuer geläutert." Nach dieser staatsgefährlichen Predigt, der Rothe vielleicht anwohnte, erzählt Dambach weiter, war es, „bei der hierauf erfolgten Communion, der ich leider nicht beiwohnte, wenigstens bei evangelischen Gemeinden hiesiger Stadt eine auffallende Erscheinung, daß vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl knieend scheinbar inbrünstig beteten". Wer konnte wissen, ob sie sich nicht so zu einem neuen Attentate stärkten? Wenn Schleiermacher das Cramer'sche Lied singen ließ:

Lobsingt! Nun ist er schon
Zum Golgatha gegangen.
Lobsingt! Nun hat er schon
Am Holz ein Fluch gehangen.

*) Treitschke, Deutsche Geschichte II, 541.
**) Aufsätze IV, 366 f.

Lobſingt! Wir ſind verſöhnt,
Er hat das Werk der Macht,
Der Liebe ſchwerſtes Werk,
Er hat's, er hat's vollbracht,

ſo hat ſich dieſer Lobgeſang natürlich für die Eingeweihten auf Karl Sand bezogen. Auch Rothe ſcheint von dieſer Tendenz des Le Coq'ſchen Hauſes profitirt zu haben, wenn er klagt, Schleiermacher verderbe ihm durch ſeine politiſchen Anſpielungen den Eindruck ſeiner beſten Predigten, obgleich er gewiß nicht ahnte, daß für Le Coq jede derartige Aeußerung dankenswerthes Material war. In der Heimath des Vaters aber wurde ausgebreitet, Schleiermacher ſei über Frankenſtein nach der Feſtung Glatz abgeführt worden, eine Nachricht, mit denen die chriſtlichen Kreiſe ſich ſchon einmal, bald nach De Wette's Entlaſſung, gütlich gethan hatten.*)

Schleiermacher ſelbſt nennt die Gegnerſchaft, mit der er zu kämpfen hat, in ſeinen Briefen einfach die Hegel'ſche Partei.**) Da nun Le Coq Hegel's intimer Vertrauter war, ſo kann Rothe's Feindſeligkeit gegen Schleiermacher nur als Parteinahme in dem großen Univerſitätsſtreit betrachtet werden, der damals ganz Berlin beſchäftigte. Wie die Heidelberger über Voß und Daub ſich befehdeten, ſo die Berliner über Hegel und Schleiermacher, wenn auch zu bezweifeln ſteht, daß von der Sache ſelbſt die Großſtädter an der Spree mehr verſtanden, als die Kleinſtädter am Neckar. Hegel hatte ſich zuerſt wegen De Wette's Abſetzung mit Schleiermacher überworfen und ſeitdem in allen ſolchen Proceſſen die conſervative Seite vertreten. Den wegen ſeiner Parteinahme für die Burſchenſchaft abgeſetzten Profeſſor Fries in Jena überſchüttete er als „Heerführer aller Seichtigkeit“ trotz ſeiner übeln Lage, mit den verächtlichſten Prädicaten und wollte dann die Halle'ſche Litteraturzeitung durch den Miniſter Altenſtein unterdrückt haben, weil ſie ſich des Mißhandelten annahm. In gleicher Feindſeligkeit verfuhr er gegen Schleiermacher, der ihm in dem De Wette'ſchen Handel unſtreitig eine moraliſche Niederlage beigebracht hatte. Seine Briefe beweiſen, daß er von Daub gern ein Votum über Schleiermacher's Glaubenslehre extrahirt hätte. Ihm fällt bei der Ankündigung derſelben die Xenie ein, die man heute eher auf ihn als auf Schleiermacher bezieht:

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Er iſt überzeugt, daß Schleiermacher wieder nur Rechenpfennige ausſchütten wird. Auch Schleiermacher's Abhandlung über Prädeſtination iſt ihm ſehr kahl

*) Schleiermacher's Briefwechſel mit Gaß 196.
**) An Gaß 7. Februar 1829.

vorgekommen u. s. w. Daub war indessen so vernünftig, diese Aufforderung ganz zu überhören und so mußte Hegel das Geschäft selbst auf sich nehmen. Die Schleiermacher'sche Ausführung, jeder der nach seiner Eigenart neue, eigenartige Erfahrungen des göttlichen Universums gemacht habe, müsse auch den Trieb haben, auf dieselben eine neue Gemeinde zu bilden, verzerrt Hegel zu der Carricatur: „Es soll einer subjectiven Eigenheit der Anschauung (Idiot heißt einer, insofern Eigenheit in ihm ist), statt sie zu vertilgen oder wenigstens nicht anzuerkennen, so viel nachgegeben werden, daß sie das Princip einer eigenen Gemeinde bilde, und daß auf diese Weise die Gemeindchen und Besonderheiten in's Unendliche sich geltend machen und vervielfältigen, nach Zufälligkeit auseinanderschwimmen und zusammen sich suchen, und alle Augenblicke wie die Figuren eines dem Spiel der Winde preisgegebenen Sandmeeres die Gruppirungen ändern — und in einer allgemeinen Atomistik alle ruhig neben einander bleiben können." Dagegen glaubt er seinerseits der subjectiven Gefühlsreligion gegenüber den objectiven Begriff der Religion, und der religiösen Besonderheit der Gemeindchen gegenüber den Begriff der Kirche zu vertreten. Aber Schleiermacher hatte gar nicht von dem gehandelt, was zu erstreben sei, sondern von dem, was thatsächlich ist, war, und allezeit sein wird. Man mag die Vielheit der religiösen Gründungen lieben oder hassen, daß und warum sie vorhanden sind, wußte Hegel so gut wie Schleiermacher. Von Schleiermachers Definition, die Religion sei schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl, meint er ebenso böswillig, wenn diese Erklärung zuträfe, so wäre der Hund der beste Christ, denn er trägt dieses am stärksten in sich und lebt vornehmlich in diesem Gefühl. Auch Erlösungsgefühl habe der Hund, wenn seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung werde, Aeußerungen, die ihm so geistreich erschienen, daß er sie in der Vorrede zu Hinrich's Religionsphilosophie sogar drucken ließ. Selbst aus der Schrift widerlegt er Schleiermacher's Gefühlstheologie, indem er auf den Spruch hinweist: „aus dem Herzen kommen arge Gedanken" u. s. w. „Daß ein Inhalt im Gefühl ist," meint Hegel, „macht für diesen Inhalt selbst nichts Vortreffliches aus; auf demselben Boden sproßt die königlichste Blume neben dem wucherndsten Unkraut. Ebensowenig hängt die Existenz dieses Inhaltes davon ab, ob er im Gefühl ist, denn auch Eingebildetes, das nie existirt hat und nie existiren wird, ist darin; und endlich reißt mit dem Appelliren an das eigene Gefühl die Gemeinschaft unter uns ab, nur auf dem Boden des Gedankens und des Begriffs sind wir auf dem Boden des Allgemeinen und der Vernünftigkeit, zum Gefühl übergehend verlassen wir ihn und ziehen uns zurück in die Sphäre unserer Zufälligkeit und sehen nur zu, wie sich die Sache da vorfindet." „Auf das Gefühl beruft man sich, wenn die Gründe ausgehen. So einen Menschen muß man stehen lassen." Aber Schleiermacher hatte nie das Gefühl an sich als Quelle der Religion bezeichnet sondern das fromme

Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten. Das relative Recht von Hegel's Einwendungen verkennen wir nicht, aber die Form der Hegel'schen Polemik war immer beleidigend. So scheute Hegel sich nicht, im Colleg durch Anspielungen auf Schleiermacher's „Thersitesgestalt" und durch Poltern gegen dessen „thierische Unwissenheit über Gott" die Studenten zu verhetzen und selbst den guten Neander verstand er gelegentlich durch seine Brutalitäten „aus einem Lamm zu einem Löwen zu machen". Schleiermacher seinerseits rächte sich an dem Gegner durch Epigramme.

„Schweigt und hört, ruft's dort, nichts taugt wer mich nicht verstehet,
Auch, was ich nicht versteh', Leute, bedeutet nicht viel.
O, vortrefflicher Mann, wir fleh'n, verstehe Dich selber,
Daß doch einiger Werth bliebe der kläglichen Welt."

So gehn die Vorwürfe herüber und hinüber und die vage Natur des Streites war so recht geeignet, die Disputirwuth der Berliner Jugend zu entfesseln. Rothe schüttelte den Kopf zu diesen Zänkereien seiner Lehrer, aber er hat sich von Tante Le Coq belehren lassen, an dem Mißverhältnisse habe Schleiermacher die erste Schuld, und viel jugendliche Naivetät liegt in seinem Rathe, „Schleiermacher sollte sich in Gottes Namen nicht schämen bei Hegel in die Schule zu gehn, wie sich der alte Daub dessen nicht geschämt hat". Das Urtheil der Collegen war im Ganzen nicht auf Hegel's Seite. Savigny sagte einem meiner ältern Freunde: „An der Universität waren die collegialischen Verhältnisse nie schön, dagegen in der Akademie war Frieden. Da haben wir aber Hegel auch nie hereingelassen." Doch auch über diesen Frieden der Akademie lauten die Meinungen verschieden. In Rothe's Lieblingsbuch, dem Prinzen Zerbino, beglückwünschen die Herren Akademiker den Redner, der heute gesprochen hat, aber, sobald er hinaus ist, findet der Herr Hofrath, die Rede sei doch sehr schwach gewesen. Kaum ist der Hofrath draußen, so meint Herr Leander: „Der Hofrath wird in seinem Leben nicht gescheut" und geht ab. Herr Sappi aber findet den Leander täglich verkehrter und kaum ist Sappi weg, so sagt Herr Hinzenfeld: „Herr Sappi hält sich auch für gar zu klug." Lysipp findet den Herrn Hinzenfeld nach seinem Weggang abgeschmackt und der Arzt meint zu den beiden letzten Anwesenden, Herr Lysipp laborire jetzt an einem Stockschnupfen, der seine Denkfähigkeit dämpfe, wofür Herr Curio nach des Medicus Abgang schilt, so ein Arzt habe doch erbärmliche Sitten; der Akademiker Simonides aber, der allein übrig bleibt, schließt die Thüre mit dem Wunsche: „wenn sich nur dieses Geschmeiß nicht unter gebildete Menschen drängen wollte!" Von dem Frieden in der Akademie weiß also Tieck nichts, dagegen gibt von dem Respect, mit dem Schleiermacher an der Universität behandelt wurde, eine Erzählung Hengstenberg's vom Jahre 1827 ein gutes Bild. Der

junge Professor war klug genug gewesen, den großen Theologen zur Mitarbeiterschaft an seiner Kirchenzeitung aufzufordern, deren Tendenz er ihm so friedfertig wie möglich schilderte. Da brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung eine Besprechung des Projects, die deutlich auf Tholuck hinwies, „von Sehnen und Thränen könne eine Zeitung nicht gefüttert werden". Die Professoren auf dem Sprechzimmer der Universität, voran Professor Pfeil, bejubelten in Hengstenberg's Gegenwart diese Verhöhnung seines Unternehmens. „Aber," schreibt Hengstenberg, „ich wurde am Tage darauf von Schleiermacher im Sprechzimmer gerächt. Er hatte wahrscheinlich von dem Vorfall gehört und frug, wo der Artikel gegen die Kirchenzeitung stehe? Ich wies auf die Augsburger Zeitung hin. Er las und äußerte auf eine so derbe Weise seinen Unwillen, daß die Andern in große Verlegenheit kamen und Pfeil meinte, es müsse wohl derselbe Correspondent sein, der gewöhnlich so lügenhafte Berichte sende." Das Goethe'sche:

„Oh wie könnte ich verdienen
Mich von diesem Volk zu lösen,
Das mir Langeweile gibt,"

soll damals Schleiermacher's Lieblingslied gewesen sein, das er täglich vor sich hinsummte. Daß solche Zustände in der Berliner Gelehrtenrepublik dem feinfühligen Breslauer Studenten nicht imponirten, begreift sich und er fährt fort für Berlin sehr nachtheilige Parallelen mit den Heidelberger Lehrern zu ziehen.

Der überschwängliche Hegelcultus, den er in seiner Umgebung vorfand, wirkte aber doch auch auf Rothe zurück. Wenn der Vater von Breslau meldet, daß man dort allgemein Hegel studire, freut sich Richard, daß Breslau nun auch anfange, „sich auf den Kopf zu stellen", d. h. die Welt vom Standpunkt der Idee zu betrachten, und von Hegels Conservativismus ist er selbst nicht unbedeutend beeinflußt. Was der Hegel'schen Philosophie in jener traurigen Periode der Restauration so großen Vorschub that, das war ihr Princip, daß das Wirkliche das Vernünftige sei. Wenn Denken Sein ist, so ist das Gewordene durch Vernunft geworden. Nur in der wirklichen Welt erkannte die Hegel'sche Philosophie die Offenbarung Gottes und sah stolz herab auf die Phantasten, die sich erdenken, was nicht ist und beklagen was ist und nicht anders sein kann. Nur das Wirkliche ist vernünftig, und das Vernünftige ist wirklich, denn die Weltentwicklung ist die Selbstbewegung des Begriffs, die Selbstauswirkung der göttlichen Idee. Das war die Lehre, die nicht nur den Minister Altenstein erfreute, sondern auf Grund deren Hegel der intime Freund von Reactionären wie Le Coq und Kamptz sein konnte. Rothe hörte bei Hegel Naturrecht und Staatswissenschaft fünfmal von 4 bis 5 Uhr. Er berichtet darüber an den Vater, daß Hegel ein von dem positiven Rechte verschiedenes Naturrecht überhaupt nicht kenne, da ihm der sogenannte Naturzustand der

schlechte und unfreie Zustand sei. Sein Naturrecht sei eine Rechtsphilosophie, d. h. die Wissenschaft von den immanenten Rechtsbegriffen des Geistes, aus denen sich der Staat entwickle, in dem das Recht erst seine Objectivität und sein Dasein finde. Im Staat hat das Individuum das objective Recht anzuschauen und in der allgemeinen sittlichen Substanz die Besonderheit seines Willens aufgehen zu lassen. Der Staat ist darum die Befreiung des Menschen von seinem natürlichen, unmittelbaren, besonderen Willen. Ist Hegel schon darin durchaus conservativ, so noch mehr in seiner Polemik gegen die Rousseau'sche Ansicht, nach welcher der Staat auf einem Vertrage beruhe. Vielmehr ist der Staat die nothwendige, wesentliche Form, welche der sich entwickelnde Geist der Gesellschaft gibt, und in welche er die Individuen mit einer allgemein vernünftigen und über ihnen selbst stehenden Nothwendigkeit hineintreibt. Es ist darum Pflicht eines jeden Individuums, Bürger eines Staates zu sein und Hegel betrachtet die Staatengründer, die die Individuen oft mit Gewalt in diese geschlossenen Vereine hineingetrieben haben, als die Heroen und Wohlthäter der Menschheit. „Es ist in der That ein sehr schönes Collegium", setzt Richard mit großer Befriedigung hinzu. Auch hat dasselbe auf Rothe's Speculation einen sehr bestimmenden Einfluß geübt, indem er den Staat als die Verwirklichung des Sittlichen begreifen lernte und darum in seiner Vollendung das Ziel der menschlichen Entwicklung sah, nicht in der Kirche. Auch ein anderer Grundbegriff Hegel's, der der Entwicklung, ist Rothe nie verloren gegangen. In diesem Begriffe erscheint der historische Proceß als Selbstexplication des Absoluten, in dem alle im Absoluten enthaltenen Werthe sich zeitlich auswirken und zwar so, daß in der höheren Stufe die vorangegangene immer als aufgehobenes Moment fortgeführt wird. Auch diese Geschichtsanschauung Hegel's blieb Rothe ein unverlorener Besitz. Die Hegel'sche Anschauung endlich, daß dem Geiste der Trieb der Selbstentgegensetzung und stufenweisen Ueberwindung des Sinnlichen eigne, kehrt in Rothe's Theosophie wieder, die dem Menschen die Aufgabe stellt, in dem sinnlichen Organismus, in dem er sich findet, durch eigene Thätigkeit den nicht irdischen, geistigen Organismus durch Entgegensetzung zu erzeugen und bereits in diesem Leben den geistigen Leib zu schaffen, der ewig ist. So darf man wohl sagen, daß unter allen Lehrern Hegel auf seine wissenschaftliche Entwicklung den nachhaltigsten Einfluß geübt hat.

Sehr viel weniger befriedigt war Rothe von Schleiermacher's anderem Widersacher, Marheineke, der dem Strome der Zeit folgend, das Dogma nach Hegel'schen Kategorien zu construiren suchte. Schon Schlosser hatte Richard vor dem anspruchsvollen Herrn gewarnt, dem er jede Gelehrsamkeit und allen Gehalt absprach. David Friedrich Strauß meinte ironisch, daß man dem liebenswürdigen Manne seine conservative Methode nicht als Unehrlichkeit anrechnen dürfe, da er in Dingen der Kritik von Natur in die Klasse der Dick-

häuter gehört habe. Die Liebenswürdigkeit freilich war eine bedingte und Fr. W. Krummacher berichtet, schon Marheineke's gravitätische Haltung habe einen unfehlbaren Maßstab für sein philosophisches Selbstbewußtsein geboten. Lagarde, dem der stattliche Herr, der seinen rothen Adlerorden sogar für die theologische Pastorengesellschaft anlegte, den Beinamen „der Papst" verdankte, nennt ihn steif, vornehm und beleidigt von jeder nicht Hegelisch speculativen Menschenseele. Aus dem gleichen Tone geht Beyschlag's Schilderung, Marheineke habe mit großer Grandezza eine steife Theologie in ermüdenden Hegel'schen Dreitheilungen vorgetragen. Das Reich Gottes war ihm das Hegel'sche Reich der Wahrheit, Gott ein Abstractum. Er konnte stundenlang über den Teufel hin- und herreden und mit großem Pathos betonen, daß derselbe kein Wesen, vielmehr ein Unwesen, nämlich das Unwesen schlechthin sei, aber ob es einen Teufel gebe oder nicht, erfuhr man nicht, wenn man nicht etwa seine Schlüsse aus dem feierlich hinzugefügten Witze ziehen wollte: „So wie wir sagen, das Polizeiwesen ist ein wahres Unwesen." Bei dem Kronprinzlichen Hofe stand Marheineke in geringer Gunst; dort zählte man ihn zu denen, die die Bibel verhegeln und den Hegel verbibeln. Dafür hat die Huld der Prinzessin von Preußen, der nachmaligen Kaiserin Augusta, seinen alten Tagen geleuchtet. Seine Berufung schuf, wie Lagarde sagt, ein Vacuum und als solches hat ihn auch Rothe empfunden: „respectabel, pretiös und seicht." „Er vertritt mir eine gute Dosis Hippocaquana." Erst im letzten Semester hört er wieder Symbolik bei ihm, „wenn auch über das Stoffliche hinaus wenig da zu lernen ist". Ebenso betheiligt er sich eine Weile an seinem kirchenhistorischen Seminar.

Von den meisten Collegien unbefriedigt, concentrirte Rothe schließlich sein Interesse auf Neander, der ihm auch persönlich große Sympathie einflößte. Neander's Kirchengeschichte hatte jedenfalls in Rothe's Augen den großen Vorzug, daß Neander an die Quellen mit der Absicht herangetreten war, sich an denselben zu erbauen und andere zu erbauen, während Rothe selbst noch später in seiner eigenen Vorlesung dem Rationalismus mit einer gewissen Gereiztheit den Vorwurf zu machen pflegte, daß er gerade auf diesem Gebiete den gröbsten Unfug getrieben habe. Ein historisches Erbauungsbuch im würdigsten Sinne ist Neander's großes Werk auch geworden, an dem er gerade damals arbeitete, und in dem er vor allem die Geschichte der Frömmigkeit erzählen wollte. Ueberall beweist er hier seine seltene Gabe, das Gute zu sehen und sich nicht die kleinste Lichtseite an den kirchlichen Größen entgehen zu lassen. Der Berliner Kirchenvater erkennt das Gute überall an, zuweilen auch da, wo es nicht ist. Auch die gute, reine Prosa, die dem Gelehrten der literärischen Glanzzeit eigen war, und die er mit Creuzer theilt, konnte auf Rothe's fein gebildeten ästhetischen Sinn nur anziehend wirken. Freilich war gerade von dieser Seite her ein großer Anstoß zu überwinden. Daß Rothe sich nur ganz allmählig

an diesen äußerlich stark verwahrlosten Gelehrten gewöhnte, erklärt sich leicht, wenn man die Schilderung Lagarde's liest, für den Neander einfach Mendel Gumprecht aus Göttingen blieb, „der heilig giftige Jude, der seine Zuhörer in das, was er Theologie nannte, hineinschimpfte und stichelte". Aehnlich hat Karl Holsten über Neander's Vorlesungen geurtheilt und selbst Lücke lehnte Neander's Voreingenommenheit gegen alle Kritik entschieden ab. Aber gewiß unbefangene Schüler, wie Heinrich Krause und Karl Schwarz waren noch nach Jahrzehnten voll Begeisterung für diese anima candida, die für sie das incarnirte Christenthum darstellte. Es verlohnt sich wohl, die beiden Arten von Urtheilen gegeneinander zu stellen, um die anfängliche Abgeneigtheit und schließliche Zuneigung Rothe's zu verstehen, doch lassen wir die rohsten Ausdrücke Lagarde's lieber weg. Lagarde erzählt also: „In dem großen Auditorium an der Nordwestecke der Universität las der gefeierte Mann. Ich setzte mich für die erste Stunde, unahnend was mir blühen werde, auf einen in dem ganz gefüllten Saale dicht neben dem Katheder leer gebliebenen Platz. Neander erschien mit fast geschlossenen Augen, selbständig sich sträubenden Augenbrauen von wahrhaft samsonischer Ueppigkeit. Die Hosen, welche wollelos und glänzend in vielen Falten unrüstige Schenkel bedeckten, staken in Kanonenstiefeln. Die Erscheinung erkletterte den Katheder, legte sich mit beiden Armen auf dessen Pult, mit ihrem Kopfe fest auf beide Arme, erhob sich, und bald verstand ich nur zu gut, warum die Commilitonen diesen Platz leer gelassen hatten, denn der Mann huldigte nicht blos der Pectoral-, sondern auch der Expectoraltheologie im höchsten Maße ... Einleitendes gab es für Neander nicht: was synoptische Evangelien sind, und dergleichen mir nothwendige Dinge, wurden nicht erwähnt, Hülfsmittel für die Studien nicht genannt, dagegen wurde eine bitterböse Philippica gegen D. F. Strauß losgelassen, bei welcher der Professor wie einer seiner handelnden Volksgenossen, dem ein Bauer ein Pferd nur für den gebührenden Marktpreis verkaufen will, mit den Armen in der Luft vagirte, sich plötzlich um seine Axe drehte und als er wieder die Richtung gen Westen genommen hatte, mit dem einen Hinterfuße gegen die Mauer stampfte. Die Mauer hatte an der gläubig behandelten Stelle schon eine Einbuchtung: offenbar besserte die Auditoriencommission sie nicht mehr aus, weil der Fußtritt, welcher bei dieser milden Seele den Scheiterhaufen ersetzte, als historisch berechtigt galt ... Voller Erwartung, im Seminare Besseres als in der Vorlesung zu hören, ging ich hin. Ueber dem Tische lag, als ich eintrat, an einem Folianten riechend, aus dem er sich offenbar präparirte, ein Ungethüm, welches meinem Gruße durch ein Grunzen dankte. Neander war im Schlafrocke: am Schlafrocke war der rechte Aermel zerrissen, und aus dem Loche ragte ein Stück Hemde hervor, das vor recht langer Zeit gewaschen gewesen sein mußte. Des Origenes Commentar zum Johannes wurde gelesen, d. h. mit schülerhafter

Verachtung der Unterschiede der Tempora und ähnlicher Dinge von Studenten übersetzt, und zwischen diese Uebersetzung knurrte der Director des Seminars in mürrischem Tone erbauliche Bemerkungen. Ich hielt meine Stunde aus und gelobte nicht wiederzukommen." Mit milderen Worten hat Lücke doch an Neander dasselbe gerügt wie Lagarde, wenn er an Bunsen schreibt, bei aller Verehrung für Neander könne er sich doch nicht so beengen lassen und könne nicht wie Neander auf jedes Weiterbilden unserer Wissenschaft und Kirche durch Philosophie, Kritik und neue Gestaltungen Einzelner im Leben schelten und darauf zürnen. „Das philosophische Forschen sammt der Kritik will ich nicht als ein teuflisches Werk verachten, sondern achte es als ein irdisches und menschliches hoch." Selbst Wichern redet von Neander's „zorniger Polemik" *), die er aber mit den vielfachen Spöttereien erklären will, die Neander täglich in Berlin zu erdulden habe, hätten sie doch dem frommen Pectoraltheologen selbst seine schöne Devise in die Schandrede parodiert: pecus est, quod facit theologum. Jedenfalls wollen wir es Neander nicht vergessen, daß er bei sehr entscheidenden Wendepunkten, wie bei der Remotion De Wette's, bei der Denunciation Gerlach's gegen Gesenius und Wegscheider, bei dem Antrag, das Leben Jesu von Strauß polizeilich zu verbieten, immer für die Sache der Lehrfreiheit eintrat, so daß Kottwitz und Hengstenberg ihn unter die Halben rechneten, während Tholuck seufzt: „Wenn doch Neander nicht wollte Friede, Friede sagen, wo kein Friede ist; wenn er doch zeugen wollte, daß Verkehrtheit im Lande herrscht." **) Die nicht eben geschmackvolle Carricatur, die Lagarde von Neander entworfen hat, ist als Carricatur nicht ohne Aehnlichkeit und das erklärt, warum Rothe, der in äußeren Dingen außerordentlich feinfühlig war, doch Zeit brauchte, um sich an die paradoxen Seiten des trefflichen Mannes zu gewöhnen. Er aber blieb nicht bei den ersten Eindrücken stehn, sondern setzte sich bald über das Unästhetische der ganzen Erscheinung und ihre lästigen Angewohnheiten hinweg. „Freilich," meint er, „ist sein Vortrag gleich Null, nichts anderes als ein gewaltig schnelles Dictiren", aber je länger je mehr durchdringt Rothe sich mit Sympathie für Neander's christliche Persönlichkeit. „So todt," schreibt er dem Vater, „Neander beim ersten Anblick scheint, einen so reichen Quell ewigen Lebens findet man in ihm, wenn man tiefer nachgräbt." Und ein andermal: „Er ist ein wunderbarer Mann, äußerlich vollkommen abgestorben, innerlich frisch und markig in christlichem Leben, das aber nicht freudig herausströmt, sondern nur schwermüthig hindurchleuchtet wie der Mond zwischen Gräbern." An Schlosser's kühne Perspectiven gewöhnt, vermißt er freilich bei Neander's Geschichtsbetrachtung die große Auffassung der

*) Ges. Werke I, 267.

**) Brief an Heubner vom 2. Juli 1821.

Verhältnisse und seine Würdigung der geschichtlichen Personen ist ihm „zu pietistisch". Von einer Begeisterung wie für Creuzer, Schlosser, Abegg und Daub war also auch hier nicht die Rede. Die frühere Freude am Colleg, die ihm seine Heidelberger Zeit zu einer so genußreichen gemacht hatte, wollte sich in Berlin überhaupt nicht einstellen. Im Gegentheil hatte er, wie er selbst schreibt, „die alte Leier nachgerade satt".

Die geistreichen Männer und die stille Arbeitsstube, auf die er gehofft, hatte unser Student wohl gefunden, aber sie waren ihm kein genügender Trost für die trostlose Existenz in der „Steinheide", wie er Berlin in seinen Briefen nennt. Als des Wintersemesters erste Hälfte zu Ende ging, schrieb er: „Weiß der Himmel, ich kann mich in Berlin noch immer nicht finden und mein Heimweh nimmt eher zu als ab." Und ebenso heißt es zum Jahresschluß 1819: „Wie sehr ich mich auf die Zeit freue, wo ich wieder in dem alten Breslau bei Euch einziehen werde, kann ich nicht sagen." Die Verwandten hatten zwar alles gethan, um ihn einzubürgern; auch bei dem Universitätsreferenten Johannes Schulze wollte ihn Tante Le Coq durchaus einführen, ihm aber war diese Geselligkeit, die sie ihm zu bieten hatten, nur eine weitere Last. Durch den traulichen und zwanglosen Verkehr der süddeutschen Kleinstadt verwöhnt, haßte er diese Gesellschaften, „die aus lauter Menschen in abstracto bestehen, in denen jeder ohne seine Individualität erscheinen muß, d. h. mit zwei Beinen, um ein Compliment zu machen, mit einem Munde, um Thee zu trinken, mit zwei Händen, um sich damit in der Perücke herumzufahren, mit zwei Augen, um Klavier spielen und singen zu sehen, mit dem Kopfe, um den Hut abnehmen zu können, und vor allem mit einer guten Dosis Langeweile und Schläfrigkeit, um den Herrschaften nicht in's Gesicht lachen zu müssen." Namentlich das ächt berlinische Hereinreden der Frauen in Fragen der Wissenschaft ist ihm zuwider. Während die abfälligen Urtheile der Rahel über die Monologe und die Weihnachtsfeier Schleiermacher's in der Gesellschaft mit großer Wichtigkeit besprochen wurden, macht Rothe sich über Tante Nanny lustig, die bei Frau Hegel, geborene von Tucher, etliche Hegel'sche Brocken aufgeschnappt habe. Am besten, meint er, würde Hegel seinen Ruf in Berlin begründen, wenn er unter den Damen sich eine Schule stiften wollte. „Ach, es ist nicht zu sagen, wie sehr hier die Verdrehtheit in alle Verhältnisse des Lebens gedrungen ist, und sie alle verwirrt hat ... Wolle mich der Himmel doch ja aus dieser Nichtigkeit heraus in das kleinste Dörfchen führen!"

Am wohlsten fühlte er sich unter diesen Umständen noch immer unter den alten Heidelberger Burschenschaftern, unter denen ihm Thielau, von Prittwitz und von Schrötter am nächsten standen. Richard's Briefe an den Vater beweisen, daß die seit dem Juli 1819 täglich weiter greifende Demagogenverfolgung die jungen Leute sehr viel mehr als ihn selbst erregten. So sehr

Richard über den teutonischen Unsinn sich entrüstet, den die Untersuchung zu Tag gefördert haben wollte, so meint er doch, solche Thorheiten nehme niemand über sein dreißigstes Lebensjahr hinüber und eine Revolution würden solche Wirrköpfe auch nie fertig bringen, er sehe also nicht ein, warum die Regierung die Sache so tragisch nehme. Wenn die „Staatszeitung" die entsetzliche Enthüllung brachte, daß ein sechzehnjähriger Gymnasiast das furchtbare Wort gesprochen habe: „Oh, braver Sand, Du wußtest nicht, welche Heuochsen wir waren!" so konnte das doch nur die Spottsucht der akademischen Jugend wecken. Ein vollkommener Abderitenstreich vollends war es, daß der Censor Grano, dem die Schleiermacher'schen Predigten befohlen waren, eine neue Auflage von Fichte's Reden an die deutsche Nation verbot, der Oberpräsident Heydebreck dieses Verbot bestätigte und der Präsident des Obercensur-Collegiums von Raumer in letzter Instanz den Verleger Reimer mit seinem Recurs und seiner Bitte um Schadenersatz abwies. Unter solchen Eindrücken konnte auch ein so conservativer Beamtensohn wie Rothe schreiben, jeder Tag sei schlechter als der vorhergehende und schließlich werde man so auf den Punkt kommen, wo die Saiten reißen. Auch daß die Regierung an eine neue Ordnung des Schulwesens denke, macht ihm Sorgen. Man sei ja in Preußen mit den bestehenden Schulzuständen völlig zufrieden, wozu also abändern? „Daß wir nur nicht die Sachen am Ende zu gut machen." Aber nicht nur für die Freiheit der akademischen Jugend, sondern auch für die Lehrfreiheit der Professoren waren seine Freunde besorgt, namentlich seit die Consequenzen der Karlsbader Beschlüsse, des Gesetzentwurfs über die Universitäten, des Censuredicts, der Nothgesetze wider die Demagogen zu Tag traten. Nach den Proben bösen Willens, die der Polizeiminister Wittgenstein und die andern Rathgeber des Königs gegeben hatten, fanden die übertriebensten Gerüchte bei den jungen Leuten Glauben. In den Ferien erzählte man, die theologische Facultät bestehe nur noch aus Neander; De Wette war noch nicht ersetzt, Schleiermacher werde entlassen und Marheineke sei auf einer Reise plötzlich gestorben. Selbst Gaß in Breslau sollte mit Absetzung bedroht sein. Schleiermacher wird gewarnt, Berlin nicht zu verlassen, da die Polizei nur auf seine Abwesenheit warte, um über seine Papiere herzufallen. Gaß wagte für seine Briefe an Schleiermacher und Reimer die königliche Post nicht mehr zu benutzen, da er gewiß war, daß sie dort erbrochen werden würden*), doch getröstet er sich, wie die Geschichte auf dem nassen Wege der Tinte begonnen, so werde sie auf dem trocknen Wege des allgemeinen Gelächters enden. Schleiermacher selbst schreibt, daß noch immer Studenten vorgeladen werden. „Gestern haben sie noch Einen vorgeladen, dem sich sein Inquirent durchaus nicht hat nennen

*) Briefwechsel S. 1.

wollen, und unsern jungen Leuten haben sie das Ehrenwort abgenommen, nichts von den Verhören auszusagen." Die verschärfte Controlle der Studentenpässe wurde dahin gedeutet, daß kein Student, der einen altdeutschen Rock trage, mehr als paßfähig gelten solle. Am bittersten spricht sich Rothe über das Censuredict aus, das die Wöllner'sche Censur wieder einführe und die althergebrachte Censurfreiheit der Akademie und Universität aufhebe. „Unsere Zeit wird immer kanonischer," meint er spöttisch. „Die glückliche Zeit wird nun bald kommen, wo alle Menschen eine Vernunft haben, nämlich keine." Man ersieht aus diesen Aeußerungen, daß Rothe nun doch öfter als in Heidelberg die Zeitungen zur Hand nahm und namentlich den Vorgängen in Italien, wo man einer Revolution entgegensah, widmete er ein lebhaftes Interesse. Aber wohl konnte es ihm in dieser stickigen Berliner Polizeiluft unmöglich werden. Der ständige Refrain seiner Briefe ist, er passe nicht hierher. Nirgend werde er mehr zum Einsiedler, als in dieser volkreichen Residenz, und in seiner zunehmenden Hypochondrie macht er seinen Mangel an gesellschaftlicher Gewandtheit verantwortlich für das Unbehagen, das er in diesen Kreisen stets empfindet.

So war denn im Ganzen für Rothe's Gemüthsbedürfnisse an der Universität und in der Gesellschaft wenig Befriedigung zu finden und da er „aus Schleiermacher von Tag zu Tag immer weniger klug wurde", erklärt es sich leicht, daß der von Heimweh bewegte, sehnsuchtsvoll gestimmte und von seinem Studium unbefriedigte Jüngling Befriedigung in der religiösen Bewegung suchte, die hier in der Metropole der Aufklärung viel kampflustiger auftrat als in dem romantischen Heidelberg. Gerade in seinem Leben ist es ersichtlich, wie die rückläufige Strömung sich ganz spontan in der Jugend selbst erzeugt hat. Die Burschenschaft fand nicht in den sentimentalen Kirchenliedern des Rationalismus, noch in der kühlen klassicirenden Poesie Weimars ihre Befriedigung sondern griff auf Paul Gerhard und Terstegen zurück. Noch nie war „Ein' feste Burg" so oft und so begeistert gesungen worden wie damals. Diese von einem neuen Geiste beseelte Studentenschaft wandte sich in der Stadt Nikolai's und Teller's geringschätzig von der schal gewordenen Aufklärung ab. Die pietistischen Geistlichen, zum Theil Convertiten wie Goßner, oder populäre Originale wie Jänicke, oder unheimliche Fanatiker wie Löffler, sahen ihre Kirchen überfüllt, während die Weisheit des Jahrhunderts vor leeren Bänken predigte. Für Rothe ging der Weg in diese Welt durch das Haus Neanders. Angeödet von der Überbildung im Salon der Tante Nanny rettet er sich am liebsten in Neander's trauliches Heim in der Markgrafenstraße, wo über allzu viel Cultur allerdings nicht zu klagen war. Neander's Studirstube war ein nicht gerade malerisches Stillleben. Über aufgeschlagene, am Boden liegende Folianten mußte der Besucher hinwegschreiten und den Gelehrten aus seinen Gedankengängen aufrütteln bis der Kurzsichtige den Ankömmling erkannte. Nicht minder originell als er selbst

sind Neander's beide Schwestern, die dem Hagestolz die Haushaltung führen, und mit denen der Gegner Berlins bald ein unerschöpfliches Thema findet, die gemeinsame schwärmerische Erinnerung an Heidelberg. Nachdem der wohlerzogene Student sich an diese seltsame Haushaltung allmählig gewöhnt hat, übernimmt der judenchristliche Einsiedler für Rothe's Gemüthsleben dieselbe führende Rolle wie in Heidelberg Abegg. Er versieht ihn mit frommer Lecture, unter der auch die Perlen der katholischen Mystik nicht fehlen, und geht theilnehmend auf die Seelenzustände des vielfach angefochtenen jungen Mannes ein. „Kindlich, mild und voll herzlicher Liebe", nennt Wichern Neander's Art im vertrauteren Verkehre. „Es ist, wie wenn man mit der Mutter oder mit einem lieben, leiblichen Bruder spräche" *). Seit er ihm so nahe gekommen, findet Rothe auch an seinen Vorlesungen mehr Gefallen. „Wären nicht die Neanderschen Collegien, so hielte mich auf Ostern kein Mensch länger hier in Berlin. Neander ist ziemlich der einzige Mensch, in dessen Nähe mir wieder ein Mal so recht von Herzen frei und wohl ist. Ich bin fast wöchentlich in seinem Hause, und ich habe nicht zweideutige Beweise davon, daß er mich liebgewonnen hat." Dabei hatte der junge Mann keine Ahnung davon, daß er in dieser stillen Stube erfaßt wurde von dem klug gebreiteten Netze, in dem die unsichtbare pietistische Organisation die theologische Jugend einfing. Neander schickte ihn zu Prediger Löffler an der Gertraudtenkirche und in die Gebetsstunden des Barons Ernst von Kottwitz und bestimmte ihn, in das Wittenberger Predigerseminar einzutreten, wo der durch seine enge Verbindung mit Nicolovius allmächtige Ephorus Heubner die thatsächliche Leitung der Anstalt in die Hände des Pietismus gebracht hatte.

In Neander's Haus lernte er, wie es scheint, den Commilitonen näher kennen, der in den nächsten Jahren einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl seines Umgangs und seiner Lecture haben sollte, und der ihn bis zu seinem Lebensende als ein Object seiner seelsorgelichen Bemühungen nicht freigab, seinen Breslauer Landsmann Tholuck. Auf ziemlich abenteuerliche Weise war der Breslauer Goldschmiedssohn nach Berlin gekommen **). Er hatte in Breslau seine orientalischen Studien mit Hülfe der Publicationen des Prälaten H. Fr. von Diez getrieben, der auch Goethe's Wegweiser für den Westöstlichen Divan gewesen war, und als Übersetzer des Buches Kabus in demselben fortlebt. Der ehemalige Vertreter Friedrich des Großen beim Padischah hauste jetzt in der stillen Mühlenstraße inmitten des schönsten Parks von Berlin. Da kam dem aufgeregten und phantastischen Breslauer Studenten der Gedanke, er wolle sich Diez als Amanuensis, Secretair oder Famulus anbieten und er träumte

*) Ges. Werke I, 118.
**) Vgl. Witte a. a. O.

dabei, gleich dem Lafontaine'schen Milchmädchen, der vornehme Junggeselle werde einen so hoch begabten Jüngling wie ihn zum Adoptivsohn annehmen und zum Erben seiner reichen Handschriftensammlung einsetzen. Es fand sich auch bald ein Kaufmann, der den jungen Mann sich zur Gesellschaft nach Berlin mitnehmen wollte, aber die Reise zerschlug sich, weil dieser Gönner keinen Paß erhalten konnte. Als der keineswegs wohlhabende Händler sah, welche Enttäuschung er damit dem armen Studenten bereitete, schenkte er ihm gutmüthig das Reisegeld und so stand Tholuck eines Januarmorgens des Jahres 1817 vor dem stillen Hause der Mühlenstraße und erhält vom Diener den Bescheid, der Herr Geh. Rath sei seit Monaten krank und empfange niemanden. „Also doch kein Gott!" ruft es in Tholuck. An der Brücke des Mühlenkanals bleibt er stehn, ob er sich nicht hineinstürzen wolle. Da kommt der alte Diener, den der verzweifelte Ausdruck des jungen Menschen erschreckt hatte, ihm nach und fragt, ob er denn nichts Schriftliches habe, was er dem Geheimrath bringen könne? In der That hatte Tholuck seine Bitte in einem beweglichen Schreiben aufgesetzt. Nach einer Weile darf er nun eintreten. Er sieht sich einem stattlichen Herrn in seidenen Strümpfen, Ordensband und zahlreichen Brillantringen gegenüber, der ihm sagt: „Ich muß meine Augen schonen, lesen Sie mir Ihr Schreiben selbst vor." Zitternd und mit bebender Stimme beginnt Tholuck. „Nur nicht weinerlich", schnurrt ihn der Geh. Legationsrath an. „Ich mag das nicht." Als der Student zu Ende ist, sagt ihm Diez: „Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch." Der rauhe Sonderling war aber Pietist. Er sagte sich, daß dieses Anerbieten, gerade in dem Augenblicke, in dem sein seitheriger Secretair wegen Krankheit ausgetreten war, nothwendig von Gott komme und beschloß, es mit Tholuck zu versuchen. Der Diez'sche Pietismus hatte etwas stramm Militärisches und erinnerte stark an das Tabakscollegium Friedrich Wilhelm I. Im Orient hatte Diez gelernt, welche Kraft ihr felsenfester Glaube an Koran und Kismed den Türken gebe. So wollte er seiner Bibel glauben und das sollte ihm zum sittlichen Rückgrat werden im Leben. Mit der Zeit hatte er sich ganz in diesen Standpunkt eingelebt. Er behielt Tholuck bei sich, weil er ihm von Gott zugesendet war, aber er ließ den Ankömmling nicht darüber in Zweifel, was in religiöser Beziehung hier von ihm erwartet werde. Er meinte, nicht absetzen sollte die Regierung die Rationalisten, die ihre Schüler an der Bibel irre machten, sondern einfach aufhängen. Als Tholuck einmal wagte, darauf hinzuweisen, daß die Gottesvorstellungen der heidnischen Dichter und Philosophen doch auch Offenbarungen seien, donnerte Diez ihn an: „Das haben reisende Juden ihnen aus dem alten Testament erzählt." Der neue Principal ließ nun den jungen Menschen nicht mehr länger wie bisher nach Laune an der Wissenschaft naschen. Er mußte sich als Student der Theologie an der Universität einschreiben und

pünktlich seine Vorlesungen besuchen. Von besonderer Vorliebe für das theologische Studium ist freilich auch jetzt nicht bei Tholuck die Rede. Er schreibt an seinen Freund Radecke, daß er jetzt, um seinen Vater nicht zur Last zu fallen, Theologie studire statt Orientalia, „wozu ich zu faul und zu alt bin", und er freut sich, daß er nun nicht mehr nöthig habe mit jeder Sekunde zu geizen. Einen innern Beruf zum geistlichen Amte aber fühlt er vor seiner Bekehrung durch Baron von Kottwitz nicht und es ehrt ihn, daß er in dieser Beziehung gegen seinen orthodoxen Freund sich ganz offen ausspricht. Noch 1821*) bekennt er seinem Seelsorgeer Heubner: „Sollten Sie mir es wohl glauben, mir von so pietistischem Anstrich strotzenden, daß ich noch nie für mich in einem Erbauungsbuch gelesen habe? Ja selbst die Bibel lese ich nicht zur Erbauung. Dies ist mir ein grelles Zeichen von Mangel an Einfalt. Ach! die heidnischen Studien haben noch so viel Geschmack für mich." Aber das Haus des Prälaten von Diez war eine der Versammlungsstätten der Frommen, zu deren kampflustigsten Führern der wunderliche Junggeselle selbst gehörte. Es waren meist märkische Junker, zum Theil Patronatsherrn, die versprachen, den hoffnungsvollen jungen Theologen unter ihre Fittige zu nehmen. Noch regte sich in ihm die Breslauer rationalistische Tradition, aber er selbst möchte heraus aus ihr:

Noch steh' ich mit schwachem Fuße,
Oh, mit wankendem Entschlusse,
Zwischen Erd' und Himmel hier.
Eile, Herr, mich zu erretten!
Komm, zerbrich die schnöden Ketten.
Jesu! zeuch mich hin zu Dir!

Hier bei Diez lernt er Fouqué kennen, der ihn auf sein Gut einlädt, aber durch seinen Zauberring, Thiodulf und die reizende Undine ihn phantastisch überreizt, so daß sein Stil in den Briefen aus Berlin schwülstig wird bis zum Abgeschmackten. Auch die andern vornehmen Jünger kamen ihm freundlich entgegen, aber schon am 7. April 1817 schloß Diez für immer die Augen. Eine Gabe von 200 Thalern, die er seinem Amanuensis bestimmt hatte, wurde ihm nicht ausbezahlt, da die Verwandten das Testament mit Erfolg anfochten. Nur den Vortheil hatte er, bis zum Herbst allein in dem stillen Hause und schönen Parke wohnen zu dürfen und dadurch in einer gewissen Verbindung mit den frommen Freunden des Hauses zu bleiben. In Betreff der Kirche genügte ihm, sich wie Chateaubriand am Tone der Glocken zu erbauen, wenn er unter den alten Bäumen des Parks seine persischen Dichter las. Schleiermacher's Vorlesung besuchte er nur ein Mal, da er sich sofort überzeugte, daß der berühmte

*) Brief an Heubner vom 2. Juli 1821.

Theologe ein gemüthloser, satirischer, engherziger Mann sei. Dagegen war er häufig bei Neander, an den ihn der Breslauer Scheibel empfohlen hatte. Als er die Räume des Kottwitz'schen Palais räumen muß, bezieht er ein Stübchen in der Beerenstraße Nr. 55. Hier suchte der große Menschenfischer Baron von Kottwitz den vereinsamten jungen Studenten auf. In Kottwitzens Jüngerschaft taucht er wieder auf und, wo wir wieder von ihm hören, zählt er zu den Bekehrten. Einen von Kindheit an nervenkranken, noch immer von Selbstmordgedanken gepeinigten jungen Menschen in religiöse Aufregung und Bußkrämpfe zu stürzen, war nicht schwer und die Briefe Tholuck's an Heubner zeigen, wie gründlich das den neuen Gönnern bei Tholuck gelungen ist. Was Tholuck in seiner Jugendschrift „Die Lehre von der Sünde und dem Versöhner oder die wahre Weihe des Zweiflers" über die Beziehungen seines Helden zu Kottwitz (dem Vater Abraham) sagt, ist ein Stück seiner eigenen Biographie. „Als ich das erste Mal hinkam," erzählt er, „waren noch einige jüngere Brüder gegenwärtig, und in ihrer Mitte sitzend erschien mir der greise Jünger ganz eigentlich als Patriarch." Mehrere Stunden unterhält man sich über heilige Gegenstände und über ungläubige Prediger, dann folgt ein Spaziergang; Kottwitz nimmt Tholuck's Arm und zwischen Kornfeldern gehn beide der sinkenden Abendsonne entgegen. Da kommt des Jüngeren Gefühl zum Durchbruch und er ruft: „O wie selig muß eine Seele sein, die bis zu dieser Vollendung gereift ist, wie Sie, mein Vater." Das war die Stunde seiner Bekehrung. Selbst dem Conventikel beigetreten, wurde er eifriger Propagandist. Der Trieb, Proselyten zu machen, der sich schon bei dem Goldschmiedlehrling in der Werkstatt seines Vaters geregt hatte, erwachte wieder in seiner vollen Stärke. „Es war Tholuck," berichtet Lagarde aus eigener Erfahrung, „eine Art von Sport, junge Menschenseelen zu Aeußerungen ihrer innersten Natur zu veranlassen. Wenn der Versuch glückte, konnte er lebhafte Freude an den Tag legen und sehr unpädagogische Aeußerungen thun. ... Sodann war in Tholuck der Missionar sehr rege oder vielmehr der Werbeoffizier, welcher für das Reich Gottes Soldaten kaufen und einweisen will. Für Tholuck war man entweder ein corpus vile, an dem experimentirt werden durfte, oder ein Reisläufer, dem er den Treueid abnahm oder wenigstens zuschob." Auch Rothe klagt später über „die Gewalt, mit der sich Tholuck auf seine Umgebung zu werfen pflege". Ueber die Natur der Beziehungen Rothe's und Tholuck's in Berlin haben wir keine Nachricht. Tholuck erwähnt Rothe zum ersten Mal in einem Briefe an Heubner, in dem er diesen auf das segensreiche Wirken Schlossers in Heidelberg aufmerksam macht.*) „Dieser treffliche, ernste, christliche Mann ist ein Segen für Heidelberg. Ein junger geistreicher Theologe ist hier, der ihm allein seine Erweckung verdankt."

*) Brief vom 19. Juni 1820.

Die Befestigung seines eigenen schwankenden Glaubens schreibt Tholuck einem Besuche bei Heubner im Frühjahr 1820 zu, an den ihn, wie so viele andere, Kottwitz empfohlen hatte. Immer unterwegs zu sein, war dem Aufgeregten schon physisches Bedürfnis, und so war er nach Wittenberg hinüber gewandert, wo ihn Heubner freundlich aufnahm und ihm gestattete, in seinen Vorlesungen zu hospitiren.*) Noch dreißig Jahre später schreibt Tholuck dem älteren Freunde: „Vor dem großen Publicum könnte ich es ja nicht aussprechen, was ich in den Tagen von Dir empfangen, als du mit mir auf den Knieen gelegen, als durch dein Wort mit mir mein theuerer Ernst Müller, jetzt Pfarrer in Bielefeld, das Leben aus Gott empfing, als ich an deinen Morgenandachten und an den Stunden über Topik Theil nahm.“ Theils Heubner, theils Kottwitz sind nun die Quellen, wo er Friede, Erquickung, Befestigung sucht. So schreibt er am 7. Mai 1821 an Heubner: „Ach wie hätte ich gewünscht in der Stubenecke zu stehn, da der Gesalbte des Herrn, der, der in lebendigem Abglanz himmlischer Demuth ist, mit Ihnen war. Ich kann es ahnen, daß Sie recht erquickt waren, und gewiß auch Ihre liebe Frau. Ja, und wenn die dichtesten Wolken um mein Herz liegen, wenn kein Gebet zum Himmel dringt, dann gehe ich zu meinem Kottwitz und klage. Da öffnet sich der Himmel und sein Mund thaut Balsäm. Ja den Geist könnte ich als Heiligen anbeten, sobald er in seine Heimath gegangen, denn ich thue es auch jetzt schon. Da sieht man, welche Engelwürde der Mensch schon hier erlangen kann, wenn er nur ganz gehorsam ist und Liebe, Liebe, Liebe, kindliche Liebe hat.“ Ebenso am 15. Dezember 1820: „Der liebe, theuere, heilige Baron, denn er ist mein Heiliger, ist jetzt in Schleswig wegen der Armenanstalten. Oh, wo bekomme ich ein Muster der Demuth, Sanftmuth und himmlischen Liebe, wenn mein Kottwitz an die Stätte geht, die ihm an der Seite dessen, für den er gelitten und gestritten, längst bereitet ist. Drei Tage war mir bei Absendung meines letzten Briefchens der Himmel verriegelt, mein Heiland gestorben, all meine Sünde lebendig. Da erbarmte er sich wieder. Ach, das sind immer Zeiten, wo ich durch Fegfeuer der Hölle geführt werde. Den lieben theuern F. sieht keiner. Der irrt auf öden Feldern und wüsten Gemäuern und weint, daß er geboren ward. Oh, für den beten! Den recht lieben! Brünstig lieben!“ Man sieht, wie in diesen Erweckten die Wertherstimmung und Jean Paul nachwirken, sie aber halten diese Exaltation für eine Wirkung von oben. Schwankend und haltlos blieb der Bekehrte freilich noch lange. Es hilft nichts, daß er sein „Immanuel“ bald über, bald unter seine Briefe setzt, ihr Inhalt ist immer der gleiche: Aufregung und Depression, stets dieselbe Fiebercurve. Kottwitz aber sieht in diesem Himmelaufjauchzen des zum Tode Betrübten ein Zeichen der Gnade und schreibt

*) Tholuck an Heubner. Brief vom 10. August 1852.

in Beziehung auf Tholuck an Heubner*): „Nicht die Rosses-Stärke sondern ein empfänglicher Geist gefallen dem Herrn. Hallelujah!" Seit Tholuck in den Osterferien 1820 in Wittenberg gewesen, blieb Heubner, dessen festes, in sich geschlossenes Wesen gerade auf solche zwiespältige Naturen einen großen Einfluß übte, Tholuck's Beichtvater, und diese Beichten zeigen, wie lang es noch in Tholuck gährte und stürmte. Nach seinem ersten Besuche zog er von Wittenberg in's Elternhaus weiter, um da die Ferien zu verleben. Von Breslau aus schreibt er an Heubner**): „Meinem innern Menschen geht es seit meiner Rückkunft nicht gut. Eine marternde Schwermuth nagt an mir. Oh daß der Teufel doch nicht so leicht gewonnenes Spiel mit mir hätte. Ja so elend bin ich noch, ich weiß nie, ob nicht in der nächsten Stunde der Satan mich zum Selbstmord verleitet. Blut! Blut! Mord! Mord! so schreit er mir und meinem Bruder beständig zu. Ja uns beide hat die Hölle gezeugt, darum begehrt sie unser auch wieder — ach! daß Er doch den Sieg gewönne. Wer will uns erlösen von dem Leibe dieses Todes! Gott! Gott! Ist der Mensch nicht auch selbst ein Satan! Doch hat der Mund der Wahrheit gesagt: Ich sah ihn vom Himmel stürzen wie einen Blitz! Wir sind gespaltene Wesen. Beten Sie für den großen Sünder, der noch mit dem rechten Fuße in des Teufels Stricken hängt." Seit jenem Besuche bei Heubner ist Tholuck ein ständig wiederkehrender Gast in Wittenberg, seiner liebsten Station, wie Kottwitz an Heubner schreibt. Auch Studenten bringt er mit und erzählt noch später über die Erbauung, die alle gefunden: „Es sind mir die heiligsten Stunden meines Lebens. Ich könnte die Stellen im Kloster, im Gasthof bezeichnen, wo der Herr sich meiner angenommen hat, auch die Studenten, die damals mit mir kamen."

Diese psychologisch lehrreiche Bekehrungsgeschichte Tholuck's gibt zugleich ein charakteristisches Bild der Wirksamkeit des Baron von Kottwitz, der ihn zuerst bekehrte. Eine milde, innige, stillbegeisterte Frömmigkeit haben alle seine Jünger dem alten Manne nachgerühmt***) und seine praktische Seelsorge verdiente in der That die höchste Achtung. „Die Stätten des Elends und des Jammers," schreibt Tholuck in der erwähnten Schrift, „sahen ihn am öftesten, weil er nichts Lieberes wußte als Thränen zu trocknen." Menschenliebe war das letzte Motiv seiner Thätigkeit, aber auch er trug dieses Kleinod in irdener Scherbe, an der sich mancher verletzte. Tholuck's „Sünde" gibt den Umriß der Anschauungen, die Kottwitz seinen Jüngern mittheilte und für die er bald auch

*) 18. Juli 1825 an Heubner. Sammlung Halfmann.

**) Tholuck an Heubner, undatirt, aber aus Breslau. „Scheibel empfiehlt sich sehr." Tholuck's persische Mystik ist noch nicht erschienen, aber er will „nächstens ein Büchlein schicken".

***) Vgl. Wichern, Gesammelte Werke, I, 136 f.

Rothe zu gewinnen wußte. In der Selbstprüfung, so ist seine Meinung, erkennt der Mensch seine volle Nichtigkeit, seine Sünde. Er geht gleichsam unter in sich selbst. Aus dieser Nacht erhebt er sich, um in Christus seinen Herrn und himmlischen Freund zu erkennen. Durch ihn findet er Versöhnung der Schuld und Bewußtsein der Seligkeit. Das Sichanschmiegen des tiefsten Gefühlslebens an die süße Gestalt des Heilands ist christliche Frömmigkeit. Von dem herrnhutischen Pietismus unterscheidet sich die Kottwitz'sche Frömmigkeit darin, daß sie zwar wie Zinzendorf Christus als den himmlischen Freund glaubt und liebt, welcher Versöhnung der Schuld und Bewußtsein der Seligkeit bietet, aber sie tändelt nicht mit dem Heiland in läppischer Vertraulichkeit: „Die Jesusliebe soll keine süße Näscherei sein," sondern der Mensch soll in diesem Verhältnis in aller Zerknirschung sich als Sünder fühlen und sich anklammern an das Kreuz, das allein unsere Kraft ist. Der kategorische Imperativ des Rationalismus wird durch die Liebe ersetzt, aus der das rechte Thun von selbst hervorquillt. „Mit dem Bewußtsein ein Kind Gottes zu sein, ist der Keim einer neuen Liebe und eines neuen Lebens in meinen Busen gekommen. Allgewaltig breitet er sich aus, erstickt Giftpflanzen an allen seinen Seiten, und seine Aeste und Zweige streben in's äußere Leben hinaus." Dieses Motiv des rechten Lebens scheint dem Jünger Kottwitzens viel stärker als die rationalistische Moral. „Der Hirtenstab meines Nazareners reicht doch noch etwas weiter als der Königsberger Corporalstock des kategorischen Imperativs, und wär's auch das nicht, so ist man doch lieber ein Lamm auf grünen Auen und bei stillen Wassern als ein Soldat in Reih' und Glied."

Das ungefähr ist der Kern der neuen Lehre, die mit großer Anziehungskraft die jungen Theologen, die von der speculativen Theologie Schleiermacher's so wenig befriedigt waren wie von dem Rationalismus der Berliner Kanzeln, in die Conventikel zog, zumal Ernst von Kottwitz auch menschlich eine außerordentliche Gewalt über junge Herzen hatte, wie er denn bald auch in Rothe's innere Entwicklung entscheidend eingreifen sollte. Der vom Berliner Hof so hoch verehrte Edelmann war jedenfalls ein ächtes Original. In seiner Jugend war Ernst von Kottwitz Page am Hofe des großen Königs gewesen und eine wilde Vergangenheit lag hinter ihm. Dann hatte sein humanitärer Drang in den Bestrebungen des Freimaurerordens Befriedigung gefunden und er war in der Loge zu den obersten Graden aufgestiegen. Schließlich aber suchte er eine reellere Bethätigung der Humanität in allerlei socialen Versuchen, die sein großes Vermögen mit der Zeit verschlangen. Derjenige, der ihn für den Pietismus gewann, war der Bischof der Herrenhuter, Spangenberg. Dessen Wort in einer Predigt: „Es gehört schon viel Gnade dazu, daß man sich selbst ertrage," hatte ihn zuerst im Innersten getroffen, denn es bezeichnete seinen eigenen Zustand. Durch die Gnade wollte er von diesem Leiden genesen. Seine

führende Stellung in Berlin hatte er dadurch errungen, daß er in der grenzenlosen Noth der Kriegsjahre sich von dem französischen Civilgouverneur Bignon die von Winning'sche Kaserne in der Nähe des Alexanderplatzes zuweisen ließ, um da eine „freiwillige Beschäftigungsanstalt" für Obdachlose zu errichten. Hier lebte der Baron mitten in einer Hausgemeinde von armen Leuten, denen er Arbeit und damit Brot verschaffte. Als dann die Hungerjahre kamen, ermunterte ihn der König, es mit ähnlichen Anstalten auch anderwärts zu versuchen und verwendete ihn häufig zu Missionen dieser Art. Dem Elend der schlesischen Bevölkerung konnte überhaupt kein Einzelner abhelfen, aber von allen, die an der Besserung dieser Zustände arbeiteten, hatte Kottwitz auf pietistischer Seite und von Seite des Hofs am meisten Vertrauen und keiner der Brüder wurde von allen Frommen so unbedingt als Patriarch anerkannt wie „der alte Baron". Nicht zum wenigsten durch ihn war in der Berliner Gesellschaft, wie sie Willibald Alexis in seinem bekanntesten Romane schildert, der große Umschwung gewirkt worden. Bis dahin hatte der Rationalismus von Moses Mendelsohn, Nicolai und Propst Teller die Bürgerschaft regiert.

„Noch drei wie Moses, Christus, Teller,
So wird die Welt immer heller,"

hieß die Losung des Berliner Philisters. Die „Gesellschaft" aber, so weit sie nicht zur Aristokratie der Geburt zählte, lebte unter den Auspicien der reichen Juden und geistreichen Jüdinnen, die seit Anfang des Jahrhunderts in Berlin eine große Rolle spielten. „Es ist entsetzlich," schreibt Bunsen einmal, „zu sehen, wie sich mit Ausnahme weniger die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht." Unter wesentlicher Mitwirkung des Barons von Kottwitz hatte sich aber ein entgegengesetzter Pol gebildet, zuerst unter den Frommen der Wilhelmsstraße, deren Rückhalt der Kronprinz, die Prinzessinnen und ein großer Theil des Adels waren. Als so der Hof die Losung gegeben, sammelte sich auch in der höheren Beamtenwelt eine fromme Koterie, die mit erstaunlicher Betriebsamkeit den Adel, die Ministerien, die Kanzeln und Lehrstühle mit ihren Fäden zu überspinnen begann und durch Collecten, Conventikel, Bibel und Missionsvereine Propaganda zu machen verstand. Es war eine geheime Freimaurerei unter den Mitgliedern und wenn ganz jungen Menschen wie den Gerlach, Rothe, Tholuck, Hahn, Hengstenberg die wichtigsten Stellen zufielen, während die verdientesten Gelehrten, wie der Philosoph Benecke, der Sprachforscher Heyse, der Theologe Vatke und zahlreiche andere, niemals zu einer Anstellung gelangten, so war hier der Grund zu suchen. Sobald Kottwitz gegen Nicolovius über eine beabsichtigte Ernennung „sein banges Befremden" ausspricht,*) wird sie

*) Kottwitz an Heubner 14. August 1827.

zurückgenommen. „Der Herr macht zu nichte die Ratschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann." Heubner oder Neander wissen dann stets einen gläubigen Bruder, der geeignet ist, dem Herrn in dieser Stelle zu dienen und würdiger ist das Brot der Kirche zu essen. Und wenn der Baron so einem Gegner wieder das Bein unterschlagen hat, setzt er in seinen Briefen erbaulich hinzu: „Betet, daß dem Toben der Finsterniß Einhalt gethan werde." *) Beruf, in theologischen Fragen mitzusprechen, hatte der Baron nicht. Seine Bildung geht über die eines frommen Landjunkers nicht hinaus. Mit „mir" und „mich", mit Fremdwörtern und der deutschen Orthographie lebt er auf einem sehr gespannten Fuße, obwohl er außerordentlich schreibselig ist und ebenso reimlustig. An Heubner hat er, wie einst Zinzendorf, zuweilen Briefe halb in Reimen geschrieben. So schließt er seinen Bericht über die neuesten Nachrichten vom Gnadenstande Friedrich Wilhelm IV. mit dem Verse:

„Fass' ihn neu mit neuer Gnade,
Mach' ihn treu von Grad zu Grade!" **)

Nebenbei vertheilt er auch Arzneien und gibt ärztlichen Rath.***) Eine Stumme hat nach seiner Meinung durch gläubigen Genuß des Abendmahls ihre Sprache bekommen und auch andere Heilungen und Wunder hat er zu melden. Für die Frommen ist er „der Baron", wie einst Zinzendorf „der Graf" war. Er bleibt immer der Edelmann und lädt Heubner unter der Bedingung ein, die Reisekosten erstatten zu dürfen. †) Louischen Rothe überreicht er, als ihn die jungen Leute auf der Hochzeitsreise besuchen, einen kostbaren Shawl. ††) Stier darf in seiner Equipage nach Wittenberg fahren. Schon dem jungen Candidaten Rothe läßt er mit vornehmer Höflichkeit „sich herzlich empfehlen". †††) Seine Briefe zeichnet er gern mit Kernsprüchen und Voten. „Sein Blut zeichne unsere Thür." †*) „Tabula rasa — und alles ist unser!" †**) Solche Losungen nennt er sein „Chibolet". †***) Alle diese Güte galt aber nur den gläubigen Jüngern. Von Wissenschaft hielt er nichts. Sie ist ihm „die falsch berühmte Kunst." *†) Schon der Name Hochschule ist ihm ärgerlich. „Was hoch vor Menschen ist,

*) An Heubner 12. August 1822.

**) Briefe an Heubner, 3. März 1821, 15. October 1841.

***) Undatirter Brief in der Sammlung des Herrn Rector Halfmann in Eisleben aus ungefähr derselben Zeit wie der an Heubner vom 15. Mai 1821, ebenda.

†) 21. Mai 1841, 14. August 1840.

††) Rottwitz an Heubner 18. August 1825.

†††) An Heubner 18. October 1821.

†*) 20. Januar 1823.

†**) 18. Juli 1825.

†***) 11. Februar 1816.

*†) An Heubner 13. August 1821. Auch sonst mehrmals.

ist ein Greuel vor dem Herrn." Redselig, schreibselig, hülfsbereit blieb er bis in sein hohes Alter. Kurz nach seinem achtzigsten Geburtstag schreibt Tholuck noch von ihm: „Wie selig scheint unser Papa Kottwitz zu sein. Er hat mir in 14 Tagen dreimal geschrieben, bloß um seine Liebe strömen zu lassen, am Mittwoch zu seinem 80ten Geburtstage. Frage ich mich im Innersten, welches der Puls ist, der durch all mein Arbeiten für Gottes Sache hindurchgeht — es ist Vater Kottwitz. Er ist meine Apologetik, die mich gegen Strauß und alles sicher stellt. Ein solches Leben und Lieben kann kein Schaum, keine Einbildung sein. Das ist eine Realität, die auf Erden anfängt und im Himmel sich vollendet. Ach, wie viel Geschwätz und wie wenig Wesen! Ich preise Gott, daß ich noch kindlich genug bin mich zu meines Kottwitz Füßen zu setzen und ihm die Füße zu waschen und zu wissen, daß er der Theologe und ich der unterste Laienbruder bin." Was Kottwitz für die Armen Berlins und für die Linderung der Noth der schlesischen Weber gethan, wurde bei seinem Tode lebhaft anerkannt. So schreibt einer seiner Gehülfen an Heubner*): „Das Abscheiden des theuern Baron Kottwitz hat hier eine große Lücke veranlaßt, die wohl kaum ein Einzelner füllen wird. Die Armen, welche trauernd hinter seinem Sarge in langen Zügen hergingen, haben einen theuern Vater verloren und die Studirenden, denen er oft mehr wurde als ihnen die Lehrer an der Universität sind, werden kaum einen Seelsorger wie ihn hier finden." Welche Bedeutung diese letztere Seite seiner Thätigkeit hatte, die er bis zu seinem Ende fortführte, geht aus den Mittheilungen von Tholuck, Stier, Wichern, Zahn und vieler Anderer hervor. Wie er Stier aus seinen Mißverhältnissen mit den Behörden half, so hat er Wichern schon zum Schlusse seiner Studienzeit große Aussichten für seine socialen Projecte durch seinen Einfluß eröffnet und beide fanden stets junge Theologen an seinem Tische, die ähnlich von ihm geleitet wurden.

Obwohl der Baron selbst nur Gebetsübungen hielt, keineswegs aber nach Weise der Stundenhalter selbst predigte, dafür im Gegentheil stets ordinirte Geistliche beizog, wurden seine Versammlungen doch sehr gesucht. „Die edle Mannes- und Greisengestalt, inmitten seiner lieben Armen und Elenden, umgeben von jungen und alten Christusjüngern aus der ganzen Stadt, vornehmen und geringen, die hier Seelenweide und Herzenspflege suchten, — das war ein Bild, das allen Besuchern an sich schon einen großen Eindruck machte." Bald wurde die alte Kaserne nicht nur der Mittelpunkt einer Berliner Stadtmission, sondern auch der Generalstab der pietistischen Operationen. In seinem Buche von der Sünde schildert Tholuck den Conventikel in der Alexanderstraße als „die Gemeinde der wahren Jünger" und Kottwitz, den Patriarchen, als eine

*) Ed. Kuntze, Berlin, 31. Mai 1843 an Heubner.

„Erscheinung aus der andern Welt". Auch auf den empfänglichen und längst von religiösen Erschütterungen in der Tiefe bewegten Studenten Rothe machten diese Gebetsversammlungen, die nach dem Vorbilde der Krüdener knieend abgehalten wurden, einen tiefen Eindruck. Der Baron nahm von dem liebenswürdigen und wohlerzogenen jungen Theologen, der sich von dem theologischen Durchschnitt vornehm abhob, schon damals Notiz, um ihn dauernd im Auge zu behalten. Noch nach Jahren schreibt Kottwitz an Heubner*): „Ich habe den lieben Rothe schon als Jüngling von Nahem gekannt und so sehr ich von seinen Gaben angesprochen war, so gewährte mir jedoch sein einfaches Gemüth und die Beweise ächter Kindestreue gegen seine Eltern einen noch unauslöschlicheren Eindruck." Rothe selbst hatte in Berlin noch nicht das Bewußtsein, Kottwitz persönlich nahe gekommen zu sein, da er als Seminarist in Wittenberg dem Vater schreibt, „nach allgemeinem Urtheil" sei Kottwitz eine sehr würdige Persönlichkeit, deren Bekanntschaft der Vater nicht versäumen sollte. Seine persönlichen Eindrücke bezogen sich mehr auf den ganzen Kreis. Unbefriedigt von der Berliner Gesellschaft, die ihm hohl und leer erscheint, glaubt er in der Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit der Erweckten endlich das gelobte Land entdeckt zu haben,

Wo seine Träume wandeln geh'n,
Das Land, das seine Sprache spricht,
Und alles hat, was ihm gebricht.

Sein Hunger nach Versöhnung, seine ziellose Sehnsucht wollten hier gestillt werden. Warum es dem frommen Studenten, der sich bei den Theeabenden der Geheimräthe unbehaglich fühlte, hier zum ersten Mal in Berlin so recht von Herzen wohl ward, ersieht sich leicht aus den zahlreichen Berichten, die wir über die Kottwitz'schen Versammlungen haben. Adolf Zahn, der spätere Seminardirector, berichtet: „Ich ward zum Thee zu Kottwitz eingeladen und fand eine große Gesellschaft, Herren und Damen, Theologen und Juristen, hohe Militärs und arme Studenten. Im Betsaal ward von einem der anwesenden Theologen eine Bibelstunde gehalten, und dann sammelte man sich wieder in den Zimmern, und erging sich alles in Zwiegesprächen. Hier eine Gruppe, dort eine Gruppe. Und mitten durch sie bewegte sich die edle Gestalt des stillen, anspruchlosen Greises, der mehr einer der Gäste als der Wirth zu sein schien. Er herrschte durch seinen allen dienenden Sinn. Bald sagte er diesem ein freundliches Wort, ein anderer empfing einen Händedruck oder einen vielsagenden Blick, und in allem schien ein stiller Dank zu liegen, daß man zu ihm gekommen." Wie die Damen die Zusammenkünfte auffaßten, besagen die

*) Brief vom 13. März 1843.

Worte einer begeisterten Jüngerin in der Biographie von Stier, die im Jahre 1821, also bald nach Rothe, die Kottwitz'schen Versammlungen besuchte. „Bei Kottwitz," schreibt das junge Mädchen, „war ich einmal in einer Abendversammlung; ich fand viele liebe Leute, die ich schon kannte und lernte auch noch viele kennen; es war Betstunde in der Armenanstalt, die gewöhnlich Vater Kottwitz selbst hält; zuweilen sucht er aber einen befreundeten Prediger zu bekommen, das ist dann eine Art Fest, wo er besonders dazu einladet. Diesmal hielt sie Anders, der Prediger der Brüdergemeinde; nachher gingen dann wir alle wieder zu Kottwitz und tranken Thee bei ihm, einige Schwestern besorgen immer die Bewirthung, weil der theuere Kottwitz, seit er die einzige Tochter verlor, keine Wirthin hat; diesmal that ich's mit Karoline F., die mir sehr theuer besonders diesmal geworden ist. Ich kann nicht sagen, wie es mir den Abend war; wenn man auch nicht viel spricht, der Geist des Ganzen erquickt, erfrischt, nährt und durchdringt die Seele. Jeder weiß vom andern, welch Geistes Kind er ist; es wird nichts anderes im Aeußeren gesucht, es ist alles wie gewöhnlich und doch von Innen heraus so ganz anders; das Herz jauchzte mir innerlich, und ich hätte immer sagen mögen: hier ist gut sein." Dabei aber hat dieser Kreis eine allgemeine Propaganda in Aussicht genommen und „Vater Abraham", der den Mittag über seine Jünger auf der Stube erbaut und sie dann zusammen in's Freie geführt, entläßt sie bei Tholuck mit der Verheißung: „Ja, es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an. Hunderte von Jünglingen werden aller Orten durch den Geist Gottes geweckt. In allen Orten treten die Bekehrten in genaue Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit, wiewohl zum Theil noch feindselig dieser großen Umwandlung, aus Furcht, daß sie politische Einwirkungen erzeugen möchte, begünstigt uns an vielen Orten, und wo sie es nicht thut, wird die Streitkraft des Lichts um so gewaltiger." In die Sphäre dieser neuen Sonne ist nun auch Rothe gezogen und er sagte noch in einer in den sechziger Jahren gehaltenen Rede: „Ja, das war ein neuer Frühling unseres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche. In vielen Gemüthern flammte das Licht des Glaubens an den Erlöser, und es öffnete sich ihnen das Auge für seine Herrlichkeit. Gar viele Herzen fingen wieder an wie Christenherzen zu schlagen in bußfertiger Demuth und freudiger Gewißheit der Gnade."

Aber dieser kirchliche Aufschwung hatte doch auch eine andere, minder erfreuliche Seite. Mit der Eroberungspolitik, zu der der Baron seit Beendigung des großen Krieges überging, sind von Anfang an die häßlichsten Maßregeln der Reaction verknüpft, die Männern wie De Wette, Schleiermacher, Gesenius und vielen Andern das Leben erschwerten. Die stille Thätigkeit des Barons bei Hof und bei den Ministern, um seine Grundsätze in der Staats- und

Kirchenverwaltung durchzusetzen, ist der wenig erfreuliche Revers der Münze. Gewiß, daß er für seine humanitäre und sociale Thätigkeit die persönliche Verehrung verdiente, die der Hof ihm erwies, aber alles, was außerhalb des Bannkreises des Pietismus stand, hatte an ihm einen unerbittlichen Gegner und über die richtige Art, den Rationalismus auszurotten, dachte er nicht viel anders als sein Freund von Diez. Die Absetzung De Wette's, die Anläufe gegen Schleiermacher und Gaß, die Kabinetsordre gegen die Rationalisten, die Nichtbestätigung Gabler's, die milde Behandlung der Sectirer in Pommern, denen die rationalistischen Pastoren geopfert wurden, und ähnliche Maßregeln waren gegen den Willen der Minister vermittelst des Königs und Kronprinzen durch Kottwitz erzwungen worden. Der Baron, „dieses vielgebrauchte Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit", wie ihn ein Superintendent Schultz ein Mal nennt,*) vergibt die Stellen im Wittenberger Predigerseminar, er schickt den gläubigen Landjunkern fromme Hauslehrer, er hilft bekehrten Burschenschaftern wieder in's rechte Fahrwasser. „Seit Jahr und Tag und länger," schreibt er an Heubner den 3. Juni 1816, „hat es der Herr also gefügt, daß ich immer mehrere Theologen unter meinem Obdach gehabt habe, die durch ihr aufrichtiges Suchen nach Wahrheit und Licht mir sehr erbaulich gewesen sind und nunmehr in sehr lieblichen Stellungen längst angestellt sind". Wie er Heubnern gläubige Jünglinge in's Seminar zuführt, so soll ihm Heubner Candidaten für seine frommen Landedelleute als Hauslehrer besorgen. Dabei ist aber immer die Bedingung, daß sie den kirchlichen Zwecken des Barons nicht untreu werden. So meldet Tholuck am 7. Mai 1821 an Heubner: „Der lose Schierks will Philologe werden. Nefas dictu! Der Baron wird wohl etwas für ihn thun; wenn er aber Philologe wird, glaube ich nicht, daß der Baron großes Zutrauen zu ihm gewinnen wird!" So sind fast alle Briefe des Barons an Heubner Empfehlungen für seine Jünger oder Anfragen wie die: „Was habe ich von Eduard B. zu halten? Wie hält's sich's eigendlich (sic!) mit seiner Schwester? Wie gut ist's, daß wir nicht zu fragen haben warum? wozu? Wir haben ja nur durch Seine Gnade damit zu thun, in Allem nur auf ihn zu sehn, so läßt Er uns viel Guts geschehn."**) Zuweilen monirt er seine Anfragen, da er für seinen Klienten auch noch eine andere Stelle weiß. Aber auch, wo er es eilig hat, schließt er gern poetisch: „wohl dem, der sich zur ewigen Weisheit wendet, bis seine Pilgerfahrt sich endet."***) Aehnlicher Briefe sind es Dutzende. „Wessen hat man sich von ihm zu versehen? Wie ist jetzt sein innerer Stand?" „Was wissen Sie von dem An-

*) Brief an Heubner vom 10. Dezember 1823.
**) An Heubner 15. Mai 1821.
***) An Heubner 30. Januar 1821.

dern? Er ist für eine wichtige Stelle in Aussicht genommen." Das sind die Wendungen, die stets wiederkehren und die Schlußstrophe lautet dann: „Ich habe Geheimrath Nicolovius Mittheilung Ihrer Aeußerungen gemacht und erwarte nun, was geschehen wird. Der Herr sehe darein. Er ist es, der alles thut und nicht ruht, er habe denn die Sache zu Stande gebracht." *) Auch die Versorgung seiner Jüngerinnen läßt der Baron sich angelegen sein. „Nun," schreibt er an den Seminardirector Heubner, „wollen Sie mir eine einfältige Frage **) — das soll sie wenigstens sein — zu gut halten, um so mehr, da ich bitte, sie mir vor dem Herrn zu beantworten. Ich kenne ein Mädchen, gebohren am 22. Februar 1785, die zwar nicht schön ist, weil sie viel Blattern gehabt hat, doch ohne Näthe davon zu tragen, sie ist indessen nichts weniger als häßlich. Ihres Herzens Stellung und Geistes Bildung würde Ihnen sehr zusagen. Es versteht sich, daß sie kein Wort davon weiß, daß ich diese Anfrage wage. Des Herrn Wille geschehe und nicht der unsrige." Auf Rothe's Erklärung an den Vater, daß Verlobungen in Heubner's Seminar zu den alltäglichen Dingen gehörten, fällt dadurch ein bezeichnendes Licht. Sicher ist, daß wer sich diesem Kreise anvertraute, in jeder Weise geborgen war. Seine Gegner aber hatten es nicht gut. Wie Krummacher über die Medisance Hengstenberg's in Betreff der liberalen Collegen klagt, so gibt auch Kottwitz mit unglaublicher Leichtgläubigkeit allen Conventikelklatsch weiter. Daß die königlichen Commissäre die Altlutheraner mißhandelten, daß Schelling in Jena eine neue Kirche stiften wolle, ***) daß Marheineke auf der Reise vom Schlag gerührt sei, sind Nachrichten, die er ausstreut, um sie nach wenigen Tagen widerlegt zu sehen. Die gute oder schlechte Meinung, die der Baron von einem Beamten hattte, bedeutete aber etwas, denn zu seinen Jüngern gehörten Leute wie Graf Anton Stolberg, unter Friedrich Wilhelm IV. Hausminister, v. Sydow, v. Hövell, v. Dollen, Orthmann, die Hollweg's, Lancizolle's, Gerlach's, Sommerfeld's, Schmaltz, Snethlage, der Kammergerichtsrath Le Coq, Eichmann, v. Röder, der Adjutant des Kronprinzen, und Graf von der Gröben, dessen Conventikel Rothe in Breslau besuchte. Nachdem Rothe mit diesen Kreisen Fühlung gefunden hatte, brachte man ihn bald auch mit den Pastoren der Partei in Beziehung. Näher trat er dem greisen Prediger Jänicke an der Bethlehemskirche und dem Prediger Löffler an der Spittel- oder S. Gertraudtenkirche. „Der alte, liebe Jänicke" an der böhmischen Gemeinde war in Berlin eine bekannte Gestalt. Ein Schüler Spangenberg's war er in Rixdorf an der für die böhmischen Einwanderer einst gebauten Bethlehemskirche angestellt und pflegte

*) Kottwitz an Heubner 15. Mai 1821.

**) Kottwitz an Heubner. Berlin, 2. Februar 1817 an Heubner.

***) An Heubner 3. Juni 1816.

da die Erbauungsstunden der in seiner Gemeinde besonders zahlreichen Conventikelleute. Als die Schlacht bei Groß-Beeren bevorstand und die Berliner vor der Rückkehr der Franzosen zitterten, organisirte Jänicke ein Bete-Corps, dessen Glieder abwechselnd bei Tag und bei Nacht unausgesetzt zum Herrn der Heerschaaren schreien sollten, daß er dem Könige den Sieg verleihe. Manche Berliner besuchten seine populären, chiliastisch gefärbten Predigten, um sich zu amüsiren. Es kam vor, daß Offiziere und Bürger seine Rede mit Lachen und Zwischenrufen störten und als der Kirchenvorstand klagte, sprach das Kammergericht die Angeklagten frei, da der Prediger so abgeschmackte Dinge vorgebracht habe, daß das Lachen ein unwillkürliches gewesen sei.*) Die Stundenleute freilich wußten zu erzählen, ein berühmter General habe in einer Gesellschaft dem Spott über Jänicke die Frage entgegen gestellt: „Wer hat die Schlacht von Großbeeren gewonnen?" „Nicht wir, sondern Pastor Jänicke, dessen Gebet Gott erhört hat." Nach dem Friedensschluß formirte der eifrige Pastor aus den Cadres seines Bete-Corps seine Bibelgesellschaft. Vor Schleiermacher warnte er die Studenten und er glaubte ähnlich wie Stier, Schleiermacher verstecke seine wahre Meinung. Der Andere, an den Neander den jungen Rothe wies, Prediger Löffler, hatte es durch seine Beredtsamkeit, wie Rothe dem Vater meldet, dahin gebracht, daß in seine baufällige Kirche, in der früher nur alte Spittelweiber gesehen wurden, nunmehr hohe Damen, Offiziere und Beamte, Referendare und Studenten sich drängten und nach der Predigt seinen seelsorgerlichen Rath in Anspruch nahmen. Auch die fromme Prinzeß Wilhelm saß oft unter seinen Zuhörern. Die Gründe, warum der von oben so lang Protegirte plötzlich Knall und Fall versetzt wurde, sind officiell nie bekannt gegeben worden. Die Biographie Stier's sagt darüber: „Leider war Löffler im Umgang mit den Erweckten unvorsichtig — wenn nicht mehr. Es wurden Untersuchungen eingeleitet, welche zu einer Versetzung führten, und der größte Theil seines Anhangs fiel von ihm ab." Zu Rothe's Zeit stand er noch in höchstem Ansehen. Er war ein Redner und Bußprediger, der die Hörer wie kein Anderer zerknirschte. Stier's Bekehrung von seinem burschenschaftlichen Müßiggang soll sich zum Theil auf Löffler's energische Predigten zurückführen. Otto v. Gerlach schreibt an Heubner**): „Mein Freund Mila gehörte zu denen, die sich im Sommer 1820 um Löffler versammelten, und bei seiner Weichheit ging das sectirerische Anhängen an die Person dieses unlautern Mannes, so wie das sonderbar schroffe Abscheiden-Wollen von der Welt in äußerlichen Dingen mit den wunderlichsten, verzerrtesten Privatvorstellungen dieser Gesell-

*) Tischhauser, Geschichte der Evang. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., S. 190.

**) 2. März 1824.

schaft mit auf ihn über; und in diesem Kreise gleichsam geborgen schien er zwar kräftiger als je sich der Welt gegenüber zu stellen, da er früher hie und da zu nachgiebig gewesen war, aber von dem Weinstock losgerissen war diese scheinbare Stärke nur der Anfang innerlicher Schwächung." Im Wesentlichen deprimirend wirkten Löffler's Predigt und Beichtverkehr auch auf Rothe. Zuerst Neander hatte ihn auf Löffler hingewiesen, in dessen Gertraudtenkirche sich „die eigentlichen Christen" versammelten. „Wie man oft Edelsteine findet," schreibt Richard an die Eltern, „wo man sie gar nicht suchen sollte, an einer der allerkleinsten und schlechtesten Kirchen, an der sogenannten Spittel- oder Gertraudtenkirche, ist vielleicht der allerbeste Prediger in ganz Berlin, der Prediger Löffler." Später hat Rothe geurtheilt, es sei gewesen, als ob der Mann in das Evangelium Essig gegossen hätte; damals, umgeben von Schülern des Klaus Harms, mit denen er nun auch bekannt geworden war, beugte er sich in Demuth vor dem finstern Bußprediger. Ende März 1820 kündigt er den Eltern an, daß er bei Prediger Löffler das Abendmahl nehmen werde. „Ich falle Euch um den Hals und weiß ja, daß Ihr nicht unerbittlich seid, und von Herzen verzeihet auf herzliche Reue und Buße. Betet für mich, daß mir diese Speise des unsterblichen Lebens mehr gesegnet sein möge als irdische Nahrung, und daß dieser mein sterblicher Leib immerhin in Staub und Asche zerfallen möge, wenn nur die unsterbliche Seele hinüber gerettet wird in das ewige und unvergängliche Wesen." Der Vater ist tief bekümmert über diese krankhafte Erregung und schreibt dem Sohne Worte, die diesem sehr zu Herzen gehn. Ja der junge Mann selbst scheint zu fühlen, daß sein Zustand kein gesunder mehr ist. „Laß es nur gut sein," erwidert er dem Vater. „Bin ich nur erst aus Berlin heraus, so wird es ganz anders mit mir werden, und ich bin fest überzeugt, daß mir in Breslau in der Soldatenjacke weit wohler sein wird als hier in der studentischen Ungebundenheit." Auch daß der Vater verlangt, der Sohn solle noch jetzt ein naturwissenschaftliches Colleg hören, hat offenbar den Zweck, seinen mystischen Neigungen ein Gegengewicht entgegen zu stellen. Aber Rothe fehlte dazu jeder Antrieb. Er war ein so entschieden deductiver Geist, daß die Erfahrungswissenschaften ihn nur insofern interessirten, als sie seine Constructionen bestätigen konnten. Die melancholische Stimmung, in die er schon gegen Ende seines Heidelberger Aufenthalts zeitweise gerathen war, überwältigte ihn nun völlig. Obgleich er mit seinem Heidelberger Freunde v. Prittwitz eine Weile zusammenwohnt und sich des Umgangs mancher Schulkameraden erfreut, trotz eines recht ausgedehnten Verwandtenverkehrs und aller wissenschaftlichen Anregungen in der großen Stadt verstärkte sich sein Gefühl der Verlassenheit. „Wenn ich mich je," so schüttet er den Eltern sein Herz aus, „tief und schmerzhaft nach einem wahren Freunde gesehnt habe, so ist es gerade jetzt, wo ich die Wahrheit in ihrer herzzernagenden

Qual empfinde." Der Schwärmer, der vor Jahresfrist noch dem Königsstuhl und den Hardtbergen seinen Jubel und seine Lebensfreude zugerufen, ist inne geworden, wie wenig die Welt seinen idealen Träumen entspricht und sieht in dem Leben nur noch eine schmerzhafte Krankheit, die freilich schließlich zu vollständiger Genesung führen wird. Wie so manchem Jüngling, der am Anfang einer reich beglückten Laufbahn stand, brachten auch ihm die Entwickelungsjahre jene seltsame Hoffnungslosigkeit und Todessehnsucht, in der mehr als ein hochbegabter Geist untergegangen ist. „Ach," so schreibt er dem Vater, „es ist sehr gut, daß ich nun bald nach Breslau komme; hier wird mir von Tag zu Tag banger, und es befällt mich manchmal eine so drückende Angst, daß ich fast weinen möchte, und von der ich gar nicht weiß, woher ich sie ableiten soll. Sie kann nur aus dem Verlangen nach irgend einem Gute entspringen, das ich mir selbst nicht zu nennen weiß, das aber wohl nichts anderes sein kann als ein thätiges, und zwar mehr selbstthätiges, geordnetes Leben in der Umgebung einer ungekünstelten einfachen Herzlichkeit." So hatte die ständige Selbstprüfung und überreizte Gewissenhaftigkeit ihn bis an die Grenze der Gemüthskrankheit und religiösen Melancholie geführt. Heimweh, das ihn in Heidelberg nur selten heimgesucht, wird jetzt seine ständige Qual. „Gute Nacht, guter Vater," schreibt er einmal. „Heute über's Jahr schreiben wir uns die gute Nacht nicht mehr." Nur die Oper löst zuweilen seine drückende Schwermuth in süße Melancholie und es ist bezeichnender Weise Gluck, bei dem er am meisten Erbauung findet. Auch der Thiergarten ist nun oft sein Trost, wie ein Gedicht aus den Julitagen 1820 verkündet:

Wenn Dich ein trüber Muth befällt,
Frisch geh' hinaus in's freie Feld,
Und lab' Dich an der schönen Welt.
Hinaus, wo kühle Lüfte weh'n,
Dir Trost die Eichen rauschen,
Es lebt ein Gott in der Natur,
Dir winket freundlich seine Spur,
Auf der beblümten Wiesenflur
Kannst Du sein Wort belauschen.

Das hilft für Augenblicke, auf die Dauer aber nicht. „Je länger ich hier bin," schreibt er am 20 Juli 1820, „desto mehr steigt meine Sehnsucht nach Euch, desto mehr lastet Berlin auf mir, und meine frühere Abneigung vor dieser Stadt war eine nicht unwahre Ahnung davon, daß mir hier nicht gar viele frohe Stunden blühen werden." Der Vater stand diesem Seelenleiden des Sohnes um so rathloser gegenüber, als die religiöse Erweckung bei Richard auch seine katholisirenden, romantischen Stimmungen neu belebte, deren Ueberschätzung des äußeren Kirchenthums sich eigentlich schlecht mit den neuen

pietistischen Anregungen verträgt. Von einem Einflusse der Hegel'schen Vorlesungen, die ein Gegengewicht gegen diese gemüthliche Überreizung hätten bilden müssen, ist gleichfalls nichts zu spüren. Noch eben begeistert für den Hegelschen absoluten Staat, fällt er jetzt in seine alten katholisirenden Phantasien zurück. Spielten doch im Kottwitz'schen Kreise Fouqué und die Romantiker eine große Rolle. Einen Einblick in diesen verworrenen Gemüthszustand gewinnen wir dadurch, daß die im Januar 1820 Rothe zukommende Schrift von Voß: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" die Debatte über Kirche und Katholicismus zwischen Vater und Sohn wieder in Gang brachte. Daß für Voß der Protestantismus eine letzte, absolute und wesentliche Form der Religion ist, hält Rothe für eine einseitige Ansicht, und Vossens Lehre von der unsichtbaren Kirche der Guten müßte, nach seiner Meinung, wenn sie die herrschende würde, alles Kirchenthum über den Haufen werfen. „Ich für meinen Theil," schreibt er, „kann mich nicht davon überzeugen, daß die blos unsichtbare Kirche die höhere sein sollte, als die auch sichtbare. Was in sich wahre Lebenskraft hat, gibt sich auch äußerlich ein Dasein. Daß freilich jede ächte sichtbare Kirche zugleich eine unsichtbare d. h. eine subjective sein, d. h. in allen Individuen ächte Religion lebend haben muß, wer kann daran zweifeln?" Diese vollkommene Kirche wird aber erst das Ziel und Resultat des Christenthums sein; in der Vergangenheit, auch im Urchristenthum, war sie nicht realisirt. In der Gegenwart fallen die objective und subjective Seite noch auseinander. „Wir sollten aber der Vorsehung dankbar sein, daß sie uns die objective Kirche in dem Katholicismus aufbewahrt hat, in den der Geist schon seiner Zeit zurückkehren wird, den die auf dem Meere der allgemeinen Sündfluth schwimmenden Archen des Protestantismus ja dereinst von ihr empfingen." Von diesem Standpunkte kommt er auf seine alte Theorie zurück, daß die Zukunft einem geistig wieder lebendig werdenden Katholicismus gehöre. „Daß dies Gebäude des Katholicismus von dem göttlichen Geiste wieder durch und durch beseelt, erwärmt und erleuchtet, ein des göttlichen Geistes würdiger Leib sein wird, darf auch der billige Protestant annehmen." Einige unwesentlichen Institute nimmt er allerdings aus, welche die das Menschliche vom Göttlichen abstreifende Zeit schon vernichten wird. Vor dem mittelalterlichen Katholicismus aber beugt er sich tief. Gregor VII ist ihm ein gewaltiges Rüstzeug, „das hoch über dem blassen Pietisten" steht. Von diesem Standpunkt aus hält er Vossens Klagen über eine katholische Propaganda für Gespensterseherei, doch sollte er sich bald genug in Rom davon überzeugen, daß der alte Rationalist die Gefahr viel richtiger erkannt hatte als er und seine romantischen Freunde. Der Katholicismus lag eben damals, Dank der romantischen Schule, wie ein Infectionsstoff in der Luft und dem Vater war es wahrlich nicht zu verdenken, wenn er solchen Aeußerungen gegenüber zuweilen fürchtete, sein Sohn

stehe am Anfang des Weges, den Overbeck, Ludwig Schnorr, Veit, Schadow, Schlegel, Rumohr, Werner und so viele andere hochbegabte Protestanten in jüngster Zeit gegangen waren. Auch daß Rothe im Zusammenhang dieser Studien das Commonitorium des Vincentius von Lerinum, auf dem das katholische Traditionsprincip beruht, damals so hoch stellte, war ein bedenkliches Symptom.

Neander's und Kottwitzens Einfluß ist es dagegen zuzuschreiben, wenn Rothe jetzt dem Protestantismus das besondere Amt der inneren und äußeren Mission als seine specifische Pflicht vorbehält. „Wir Protestanten," schreibt er dem Vater, „haben ein großes Amt, das Amt der Missionen, weil wir die Bibel haben, diese große Zeugerin der Religion, dieses eigentliche Werkzeug des heiligen Geistes für den Einzelnen." Seine optimistische Auffassung des Katholicismus schwand ihm schon in Rom, aber auch von dem Werthe der Missionen urtheilte er später nüchterner seit er in Bonn das Missionswesen des rheinischen Pietismus und der Wuppenthaler Tractatengesellschaften sich näher betrachtet hatte. Dennoch war es in seiner damaligen Stimmung ein Glück, daß er noch allen diesen Namen ihre Wahrheit gab, denn ohne diese Illusionen wäre er in immer tiefere Melancholie versunken.

Er selbst schreibt in sein Tagebuch: „Von Tage zu Tage werde ich reizbarer." *) „Mein Herz ist ein wogendes Meer, in der Fluth weit glücklicher als in der Ebbe." Die Excerpte, die er in Berlin machte und die bis zum Juli 1820, also bis zum Ende seines Berliner Aufenthalts reichen, erlauben über die Gründe seiner Depression nur indirecte Schlüsse. Wie in Breslau die Lucinde, so liest er in Berlin Heinse's Ardinghello und schreibt daraus Heinse's kunsttheoretische Betrachtungen ab, die er mit verwandten aus Wackenroder's Klosterbruder vergleicht. Die Auswahl von Sätzen aus dem Wandsbecker Boten beweist gegen die früheren Excerpte des Primaners eine größere Freude an polemischen Sentenzen. Aus Romeo und Julia paßt wenigstens eine Stelle in seine dermalige Stimmung:

„Hängt die Philosophie!
Kann sie nicht schaffen eine Julia."

Aus Jahn's Deutschem Volksthum schreibt er sich einen langen Passus über die Liebe aus, der darauf hinausgeht, daß zunächst im Lieben nicht sowohl die geliebte Person als das Lieben geliebt werde, während das Object nur der Leiter des himmlischen Funkens ist. Darum kann auch nur ein ganz engherziges Wesen sich in einem Male völlig ausgeliebt haben. Ein Kummer ist es ihm, bei Jean Paul eine schon vor Jahren beklagte scharfe Stelle gegen

*) Excerpte und eigene Aphorismen in den Rothe-Reliquien der Bibliothek des Honterus-Gymnasiums in Kronstadt.

die „Schein- oder Spiel-Mystiker" zu entdecken, durch die er sich selbst getroffen fühlt, und er rechtfertigt die Mystiker in einem Briefe an Jean Paul, der förmlich, Berlin den 2. Juni 1816 (sic!) datirt ist, aber natürlich nicht abgeschickt wurde. Untermischt sind diese Berliner Excerpte mit eigenen, tagebuchartigen Betrachtungen, die vorwiegend Reflexionen darbieten. Zu den Mittheilungen an den Vater, wie sehr er das Colleghören in Berlin satt habe, paßt ein höchst leidenschaftlicher Ausbruch. Etwas Anderes wünscht er sich, als was ihm wahrscheinlich bevorsteht. „Wie es mich seit einiger Zeit anekelt das Leben des Stubengelehrten, des akademischen Lehrers! Wie mich schwindelt in diesen Sandsteppen ohne Klippen und schwindlichten Höhen! Nein, Kämpfen und Siegen sei die Losung! Die Brust den Stürmen, einen unüberwindlichen Geist und ein muthiges Herz! Gefahren, Schmerzen, Ströme von Schweißtropfen dringt auf mich ein! Angst und Noth belagert mich!" Sein Journal am Rande der Hefte zeigt übrigens, daß er ziemlich gesellig lebt und an den Interessen der Andern Antheil nimmt. In einem Streite, an dem sein Freund Prittwitz betheiligt ist, ist er mit Erfolg als Friedensstifter aufgetreten und dieser Erfolg freut ihn so, daß er in sein Buch schreibt: „um dieses einen Tages willen, wird mir der Aufenthalt in Berlin ewig unvergeßlich sein".

So lange er in Heidelberg von seinem Studium völlig beschäftigt gewesen war, hatten die früheren Liebesträume des Gymnasiasten, gelegentliche Briefe der Cousine Lili abgerechnet, keine Rolle gespielt. Jetzt tritt das ewig Weibliche wieder in seine Rechte. Wir erfahren jetzt, warum die Philosophie gehängt werden soll. „Du, Julietta, hänge voran in meiner Brust, freundliches Bild. Mehr kannst Du mir nicht werden, aber so viel mußt Du mir bleiben, wirst Du mir bleiben" . . . . . „Und Du, heiß ersehnte Schwester, werde ich Dich an meine Brust drücken? Oh, zu viel Glück! Oh Liebe über Liebe!" Daß in seinen Exclamationen zu viel Werther, Jean Paul und sonstige Reminiscenzen stecken, um sie ernst zu nehmen, ist zuzugeben, allein das Fortspinnen des Fadens mit Louise Struensee hatte doch seine Consequenzen. In einem Concepte vom 1. Juni 1820 heißt es: „Tausend heiße Wünsche kann die Brust in sich verschließen, tausend Freuden willig entsagen, sobald sie weiß, daß ihr ein Wunsch gewährt werden soll. Dieser eine Wunsch bist Du!" Der Brief, der für ihn selbst sehr gegenstandslose Aengste bekennt, aber sich tröstet, daß *sie* eine Thräne über seiner Asche weinen werde, schließt nach dieser unzweideutigen Liebeserklärung mit kaum weniger verpflichtenden Versen:

„Will mich alles hier verlassen,
Bleibst Du Eine mir getreu,
Willst an meiner Brust erblassen,
Daß ich nicht so einsam sei."

Abgesendet wurde dieser Brief wohl so wenig als der an Jean Paul und er erweist sich schon darin als poetische Phantasie, daß er die Cousine mit Du anredet, während wir später erfahren, daß er ihr erst nach dem Tode ihrer Mutter das Du antrug.

Trotz aller dieser phantastischen Abschweifungen war doch Eines durch den Berliner Aufenthalt erreicht. Er war dem specifisch kirchlichen Leben näher getreten als bisher. Wenn er auch noch vorwiegend mit seinen alten juristischen Bekannten verkehrte, so lernte er doch im Schleiermacher'schen Seminar, bei Kottwitz und Neander mehr Studirende der Theologie kennen als in Heidelberg, nur hören wir nicht, daß er in ein engeres Verhältniß mit einem derselben gekommen wäre; sein persönlicher Umgang waren noch immer Thielau, von Schrötter und von Prittwitz, mit welch letzterem er sogar im zweiten Semester ein und dieselbe Stube bezog. Der im siebenten Semester stehende Student kam sich schon einigermaßen überständig vor. Seine Freunde von Schrötter und Thielau hatten ihr juristisches erstes Examen bereits glänzend bestanden. Tholuck betrieb seine Habilitation. Zahlreiche theologische Bekannte wollten Ostern nach Heidelberg übersiedeln, andere nach Tübingen, und unter diesen, die die gläubige Facultät Steudel's in Tübingen dem rationalistischen Halle vorzogen, waren nach seiner Schätzung „wackere Leute", die er ungern verlor. Er selbst aber hatte das ewige Colleghören satt. „Wenn ich manchmal die schöne Zeit bedenke," schreibt er dem Vater, „die ich schon in den Collegien verseſſen habe ohne weiteren bedeutenden Nutzen, so möchte ich wünschen, nie auf eine Universität gekommen zu sein," und er ist geärgert, daß die alte Leier nun wieder ein weiteres Vierteljahr fortgehen soll. Neander suchte diesem Gemüthszustande seines jungen Freundes Rechnung zu tragen, auch mochte er ihn für eine völlig sichere Eroberung noch immer nicht halten, und so schlug er ihm vor, Rothe solle in das von dem Pietisten Heubner geleitete Predigerseminar in Wittenberg eintreten, wo er statt mit Vorlesungen überwiegend mit praktischen Uebungen beschäftigt sein werde. Das Wittenberger Predigerseminar war eine Eliteanstalt zur weiteren Ausbildung solcher Candidaten, die das erste Examen mit Auszeichnung bestanden hatten. Es waren fünfundzwanzig Zöglinge, von denen jeder ein Stipendium von 200 Thalern genoß. Rothe bewarb sich um Aufnahme und nachdem er das erste Examen glänzend absolvirt hatte, erhielt er für Herbst 1820 die erbetene Freistelle. Den Eltern freilich war das gar nicht genehm. „Die Mutter meint," so schreibt Rothe, „ich gehe in eine Art von Kloster, wo ich meine heitere Laune verlieren und verpastern werde." Darüber glaubt er die Eltern beruhigen zu können, er werde die pietistischen Aeußerlichkeiten niemals mitmachen. „Ich halte nicht dafür, daß man den Rock umdrehe und bin fest davon überzeugt, daß der Körper das Thun des Geistes immer nur nachäffen kann. Ich ver-

achte das kindische Spiel mit dem Heiligsten, das durch erbärmliches Flittergold das ächte Metall darstellen will. Alles Frommthun erscheint als Scheinheiligkeit und gibt das Ehrwürdigste dem gemeinen Spotte preis. Die frömmsten Männer, die ich gesehen habe, waren auch immer die einfachsten und natürlichsten." Er gibt sogar zu, daß der Pietismus in den Städten im Gegensatze zu dem modernen Unglauben leicht den Charakter des Separatistenhochmuths annehme, was für eine Gemeinde die zerrüttendsten Folgen haben könne. Ihm liege das ferne. Nach solchen Erklärungen mochten die Eltern sich beruhigen, wenigstens traten sie dem Plane nicht weiter in den Weg, der es dem Sohne ermöglichte, sein Studium auf Staatskosten fortzusetzen und ihm die Aussicht auf eine bevorzugte Verwendung nach Absolvirung des Seminarkurses gab.

Sein neuer Bekannter und späterer Freund Tholuck hatte inzwischen in Berlin keine leichten Tage. Unter der Leitung des alten Barons machte er einen Kurs im praktischen Christenthum, obwohl die Examenvorbereitungen seine Zeit sehr einengten. Er besucht im Auftrag von Kottwitz Arme und Kranke und besorgt die Dienste eines freiwilligen Diakonen. Das Ministerium hat ihm zwar auf Betreiben seiner Gönner ein Stipendium von 300 Thalern bewilligt, aber ohne Privatstunden kann er sich trotzdem nicht durchschlagen. Dazu kam er bei seiner reizbaren Natur aus dem Aerger über die Säumigkeit der Schüler, namentlich in der Missionsschule, nicht heraus. Mit dem pietistischen Bruder Olshausen geht er einmal zum Baron. „Da," so berichtet er, „zog es auf einmal in mir auf, Mord, Hohn, Verzweiflung, das Gräßlichste auf einmal. Ich konnte es beim Baron nicht aushalten, so trieb es mich nach Hause. Ich fühlte, daß es der Teufel war, rang mächtig, betete immerfort und er wich noch an diesem Abend". Ein andermal hört ihn der Baron in seiner Stube laut toben und voller Wuth hin und her laufen. Als er eintrat, fand er Tholuck mit rothem Kopfe und zitternd vor Ingrimm, keines Wortes mächtig. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete der Student, noch immer vor Erregung bebend: „Ich muß in's Kolleg und kann meine Stiefeln nicht finden." Da habe ihm Kottwitz ernst gesagt: „Mein junger Freund, Sie wollen ein christlicher Theologe sein und einst den Herrn verkündigen, und sind Ihrer selbst so wenig mächtig." Wohl arbeitet der kranke und aufgeregte Jüngling an sich selbst, „aber die gräßlichsten Gedanken kehren wieder". Zeitweise hört er eine Stimme: „Du glaubst ja doch nicht." Alles scheint ihm Lüge. Anderseits hat er wieder Stunden, wo er „nur eine Thräne werden möchte, um sich ganz vor dem Gekreuzigten auszuschütten." Dann entzieht der Baron ihm plötzlich seine Gunst, er empfängt ihn kalt wie ein Minister, was Tholuck sofort wieder die alten Anfälle von Verzweiflung verursacht. Ueberhaupt wechseln heiße Freundschaft und tiefe Verstimmung kaleidoskopisch in

diesem Kreise der Erweckten. Da jeder über die Sünden des Andern nachdenkt, hören die Mißverständnisse nicht auf. Tholuck schreibt seinem Freunde Bernstein bei Uebersendung seiner Schrift über die persische Mystik, auch ihn möchte er bald unter den praktischen Mystikern treffen, der aber erwidert grob: „Woher wissen Sie denn, daß ich Ihres frommen Wunsches bedarf?“ Er eilt zu Kottwitz, sehnsüchtig nach seinem Liebesblick, der aber ist ein kalter Hofmann. Als er promoviert hat, fühlt Bruder Friedenberg die Verpflichtung, ihn in einem sehr salbungsvollen Briefe zur Demuth zu mahnen und ihm dringend ein sanftmüthiges Wesen zu empfehlen. Jeder ist in diesem Kreise Kranker und jeder ist Krankenpfleger. Der Baron nennt Tholuck und den Privatdocenten Olshausen seine beiden gleich lieben Söhne, allein für Tholuck gehört Olshausen unter die Lauen, „die wollen Christen sein und haben doch in ihrem Herzen so wenig empfunden.“ Olshausen aber schreibt an Tholuck, es kränke ihn, daß dieser ihm nun schon zum zweiten Mal eine gemachte Freundlichkeit vorwerfe. „Ach!“ ruft Tholuck in einem Briefe an Heubner, „wenn man sieht, daß die Zahl Seiner Jünger noch so klein ist, und daß auch diese Wenigen sich oft noch mit argwöhnischen Augen betrachten und anfeinden, da möchte einem das Herz zerspringen!“ *) In ähnlicher Weise bewegt sich sein Verhältniß mit Stier zwischen Ueberschwänglichkeiten und Mißverständnissen. In den Briefen bedauern alle alle, es ist ein ewiges sich Behorchen und Beklatschen, man meint in einem Institut von Backfischen zu sein, nicht aber zwischen reifen Männern.

Tholuck's Reizbarkeit fand freilich eine sehr natürliche Erklärung, als er mitten in der Vorbereitung zu seiner Habilitation von einem Blutsturz befallen wurde, der sich mehrmals wiederholte. Kottwitzens bald darauf selbst abberufene Tochter und ein ungläubiger orientalistischer College pflegten ihn auf's aufopferndste und brachten ihn wieder auf die Beine. Der Baron aber legt ihm die Hand auf und sagt ihm vom Herrn, er solle ruhig sein, er werde genesen. Tholuck und Olshausen sind ja seine beiden geliebten Söhne, auf die er für die Erneuerung der theologischen Facultät all seine Hoffnung setzt. Als Reformatoren traten sie auch beide auf. „Olshausen,“ **) schreibt Tholuck an Heubner, „hat seine Vorlesung sehr christlich angefangen und gesagt: ohne Gebet sei alles Studium nichts.“ Von sich selbst redet Tholuck in den Briefen an Heubner mit größter Zerknirschung. „Ich weiß, wie nichts unser ist als die Erbärmlichkeit.“ ***) An Kottwitz und Heubner gewann er durch diese bußfertige Stimmung einflußreiche Gönner, aber daß er als Docent des Pietismus in Berlin auftreten will, erschwerte ihm an der Universität die Habilitation um so mehr

*) Tholuck an Heubner 6. October 1823.

**) Brief vom 7. Mai 1821.

***) Tholuck an Heubner 2. Juli 1821.

als er seinem Lebensplan die nöthige theologische Grundlage noch nicht gegeben hatte. Seine Arbeiten bezogen sich auf den „Sufismus oder die pantheistische Philosophie der Perser" und „die speculative Trinitätslehre des späteren Orients". Dazu kamen 1825 noch die für ein größeres Publicum bestimmten „Blüthen morgenländischer Mystik". Schleiermacher wollte mit Recht Arbeiten über die persische Mystik nicht als Ausweis der Befähigung zum theologischen Lehramt gelten lassen. Schreibt doch Tholuck selbst: „Das Buch hat mich meine Ruhe, meine Gesundheit und meine Glaubenstreue gekostet*): denn während ich es ausarbeitete, schwand Einfalt, Kindlichkeit und Friede. Nun bin ich aus dem fremden Gebiet heraus und schwerlich möchte ich es wieder betreten. Das Buch liegt vor mir, als hätte es mein nächster Freund vor vielen Jahren geschrieben. Morgenländische Poesie ist das Gelüst meiner Fantasie, aber — auf's bestimmteste sagt mir der H. Geist: dazu bist du nicht zu brauchen. Nein! zu lieben Ihn, den Schmerzensmann, das ist mein Beruf, und andern zu verkünden, wie wohl das thut." „Oh," heißt es in einem andern Herzenserguß, „daß Christus doch den Professoren sich selbst theuerer machen möge als die armselige Wissenschaft." Orientalia will er jetzt nur noch so weit treiben als sie nützlich sind zum Verständniß des alten Testaments. Apologetik möchte er hören, aber die liest niemand, weil die Professoren selbst es nöthig haben, daß man sie ihnen lese. Nach einem solchen Zuwachs seiner Facultät verlangte nun Schleiermacher allerdings nicht. „Schleiermacher schlägt ab, die listige Schlange", schreibt Tholuck in sein Tagebuch. Aber Süvern, Nikolovius, Kottwitz und Neander waren längst darüber einig, daß die Hauptsache sei, einen gläubigen Docenten für Berlin zu gewinnen und so wird Schleiermacher's Einsprache gegen die Habilitationsschrift nicht weiter beachtet. Die Facultät, vielleicht um eine raschere Besetzung der De Wette'schen Stelle zu erzwingen, erklärt nun, sie könne Tholuck's Licentiatenexamen erst ansetzen, wenn die alttestamentliche Professur wieder besetzt sei. Wie er auch dieses Hinderniß listig überwand und die Ansetzung des Termins erzwang, meldet Tholuck an Heubner**): „Ich wandte mich hoffnungslos an's Ministerium und war so dreist, demselben Schleiermacher's eigene Worte zu melden: ‚Und wenn Sie sich an's Ministerium wenden, werde ich und meine Collegen uns mit Hand und Fuß dagegen setzen und die Sache wird sich über ein halbes Jahr verziehen.' Diese Worte scheint der Minister übel aufgenommen zu haben, überdies ist mir Süvern sehr gewogen, denn Nikolovius hängt noch zu sehr an Schleiermacher. Nach wenigen Tagen kam die Antwort, die Facultät solle mich unverzüglich zum Examen zulassen." Das Ministerialschreiben besagte sogar recht anzüglich, die

*) An Heubner von Tholuck 28. Mai 1821.
**) Tholuck an Heubner 15. Dezember 1820.

Herrn würden doch wohl so viel Kenntniß des alten Testaments besitzen, um einen Candidaten prüfen zu können. Sei das nicht der Fall, so sollten sie den Extraordinarius Bellermann beiziehen. Das half und das Examen fand am 22. November 1820 endlich statt. Sobald er habilitirt ist, stiftet der junge Licentiat nach dem Vorbild der Leipziger Magister ein collegium pietatis, das sich auf seiner Stube versammelt und an dem auch seine Collegen Olshausen und Hengstenberg sich betheiligen. Die Wirkung dieser Erbauungsstunden auf weitere Kreise erregte ziemliches Aufsehen und Candidat Kober, der mit einem Lieutenant Sydow Merle d'Aubigné übersetzt, schreibt an Heubner: „Es ist eine Freude, bei der das Herz in lauter Jubel ausbrechen möchte, wenn man sieht, wie des Herrn Gnade sich an vielen hiesigen Lieutenants mächtig erwiesen." *) Tholuck's Docententhätigkeit ist dagegen ganz gering. Zuweilen ist gar niemand da und der Docent begegnet auf dem traurigen Heimweg seinen Zuhörern unter den Linden. Bereits denkt er daran, sich in England eine Stelle an einer Missionsanstalt zu suchen, denn er ist der ganzen Laufbahn schon wieder müde und versäumt zuweilen seine eigene Vorlesung. Trotz dieser geringen Erfolge aber wurde er schon 1823 zum Extraordinarius mit sechshundert Thalern Gehalt ernannt und machte bald nachher mit Unterstützung des Ministeriums eine längere Reise nach England. Im Jahre 1826 aber wird er der Universität Halle als Ordinarius aufgenöthigt, obwohl die Facultät ausdrücklich gegen ihn protestirte. Auch Hengstenberg macht eine ähnlich schnelle Carriere; daß der akademische Nachwuchs sich das gesagt sein ließ, ist begreiflich.

Rothe war inzwischen nach Breslau zurückgekehrt, wo er so mancherlei erlebte, was seine Gedanken in andere Bahnen warf. Zunächst überraschte ihn der Tod seiner Verwandten und mütterlichen Freundin Struensee, der er von seiner Knabenzeit her zärtlich ergeben war. Sie war die Mutter jener Louise oder Lili, die er schon in Berlin sich sehnte an sein Herz ziehen zu dürfen. Ihr Tod erschütterte den jungen Theologen so, daß er in einem überspannten Briefe, aber aus gutem, reinem Herzen sich der Verwaisten als Bruder antrug. Als Lili dann im elterlichen Hause, das vorerst ihre Zuflucht ist, in Breslau eintrifft, ist ein Händedruck die einzige Antwort, die er erhält, was ihn tief enttäuscht. Doch wie sie ihn nun als Bruder zum ersten Male Du nennt und dabei lieblich erröthet, weiß er, daß er erhört ist. Im September 1820 trägt er diese Thatsache in sein Tagebuch ein und verewigt sie auch sofort durch seine Verse:

Seit Du dem Bruder, süßes Leben
(Ein sanft Erröthen malte Dich),
Das schwesterliche Herz ergeben,
Wer ist da seliger als ich?

*) Kober an Heubner. Berlin, 1. März 1824.

Nun bin ich Dein, Du bist die Meine,
Uns schirmt des Himmels ganze Macht.
O, bleib' mir treu, Du Holde, Reine,
Du Stern in meiner Seele Nacht.

Im Ganzen scheint der Umgang mit den Eltern und den alten Freunden beruhigend auf ihn zu wirken, doch schreibt er am 27. August 1820 selbst in sein Tagebuch: „Ihr kennt mich schlecht, die ihr meint, ich leide nichts, wenn ich heiter aussehe. Aber es ist eine Wohlthat des Himmels, daß die Menschen dafür keine Augen haben." Der kleine Roman mit der „Schwester" findet einen vorläufigen Abschluß, als sie, nach freundlichem und zutraulichem Verkehr mit ihm, zu ihrer Großmutter nach Rawicz weiter reist. Er aber schreibt in sein Tagebuch:

„Im Herzen steht es eingeschrieben,
Ein Engel ist's, der mir es sagt:
Du wirst die theure Schwester lieben."

Es brauchte kein Geist vom Himmel zu kommen, um das zu sagen, das sagt schon die Randbemerkung: „Heute Abend traf der Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, aus Landeck hier ein. Aber was wollen alle Prinzen gegen eine Schwester?" Zu Zeiten drängt es ihn, Lili seine Liebe zu gestehen, aber er findet nicht den Muth. „Mein Lager habe ich naß geweint, wie ein Kind habe ich geweint," schreibt er, aber er tröstet sich, daß ihm Eines bleibe — die Resignation. Die Cousine ihrerseits erwartete wohl statt der Resignation eine Erklärung, aber den unfertigen Studenten bindet eine geheime Scheu; es genügt ihm, seine Liebe dem Tagebuch anzuvertrauen. Ihre Reinheit, Güte, innere Reife preist er in immer neuen Ergüssen. Noch das ganze Wintersemester in Wittenberg beziehen sich seine Tagebuchbetrachtungen auf sie. Auf jedem Blatt spielen ihre blauen Augen, ihre Güte, die Gebete für ihre Ruhe eine Rolle, ihre entzückenden Briefe machen ihn selig, aber zu einer Erklärung kommt es nicht. Es ist eine Schülerliebe, bei der die Phantasie eine größere Rolle spielt als der Wille, und als ihre Briefe ausbleiben, kommt auch er zur Ruhe.

Gleichzeitig mit diesem lyrischen Intermezzo des Breslauer Ferienaufenthalts plagt ihn eine sehr prosaische Angelegenheit, deren barsche Formen ihm ein großes Aergernis sind, die Frage nach seiner Tauglichkeit zum Militärdienst. Die Verhandlungen ziehen sich in die Länge. Er muß sich mehrmals vor der Ersatzkommission stellen, bis die Untersuchungen mit seiner Befreiung vom Dienste abschließen. Nebenbei geht er viel in's Theater, lebt mit von Prittwitz und von Haugwitz und widmet sich dem vielen Verwandtenbesuch und den vornehmen Gästen des väterlichen Hauses. Gelegentlich freilich kommt dann die Klage, daß er mit Ausnahme des Augsburger Theologen Fritz Krauß überhaupt keinen Freund besitze, mit dem er über tiefere Fragen sich eins wüßte. „Doch will

ich Gott demüthig danken, daß er mir wenigstens einen Punkt gegeben hat, an den ich alle meine schönsten Hoffnungen und Ideale anknüpfen kann — meine ewig geliebte Schwester!“ Eine Rundreise bei Verwandten und Bekannten heitert ihn wieder auf; er merkt die feierliche Beisetzung des Marschall Blücher auf seinem schlesischen Gute an, und den Besuch des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit, ohne doch dem Helden, der einst durch seinen Sieg Breslau gerettet, ein weiteres Wort des Dankes zu widmen. Als dann die Einladung des Generalsuperintendenten Nitzsch eintrifft, sich in Wittenberg zu stellen, kann er als genesen gelten, denn nach so vielen neuen Eindrücken ist er von der grübelnden und an sich verzweifelnden Stimmung geheilt, ja er schreibt noch kurz vor seiner Abreise am 15. October 1820 in sein Tagebuch: „O, ich bin zu glücklich! Hebe deine Flügel, Hoffnung! Oh, du theure Schwester!“ Den Abschied von den Eltern berührt das Tagebuch nicht. In langsamen Tagereisen besucht er alle am Wege wohnenden Verwandten und Bekannten. In Liegnitz wohnt er bei Tante Storch, deren Mädchen ihm vorspielen und italienische Arien singen: dove sono u. s. w. „Alte Gefühle erwachen: aber das Licht der Sonne leuchtet so hell, daß wir den Mond nicht mehr gewahren.“ Ueber Bunzlau und Görlitz reist er nach Dresden und von dort über Mühlberg und Torgau nach Wittenberg, wo er am 6. November 1820 nach 11 Uhr „klopfenden Herzens“ in der alten Lutherstadt seinen Einzug hält. Am folgenden Morgen um $^1/_2$11 Uhr meldet er sich im Predigerseminar, wo ihm in Nr. 3 auf einer Stube mit dem Candidaten Wiesmann bereits eine Stätte bereitet ist.

IV

Candidatenjahre — Wittenberg und Breslau

1820—1823

Unter den Städten Kursachsens war Wittenberg diejenige, die durch die Napoleon'schen Kriege am meisten gelitten hatte. Seit 1805 von den französischen Durchmärschen furchtbar mitgenommen ward die Stadt 1812 zur französischen Festung. Erst nach dreimaliger Belagerung durch Preußen und Oestreicher wurde sie am 13. Januar 1814 mit Sturm genommen. Im Frieden fiel Wittenberg an Preußen, verlor seine alte Universität und blieb Festung, welche drei Thatsachen die Einwohner gleichmäßig beklagten. Zum Ersatz für ihre ruhmvolle Hochschule sollte die Lutherstadt ein preußisches Predigerseminar erhalten. Zum Reformationsjubiläum, am 31. October 1817, kam Friedrich Wilhelm III. in Person nach Wittenberg, eröffnete die Anstalt und legte den Grundstein zu dem während Rothe's Seminarzeit 1821 enthüllten Lutherdenkmal. Auch sonst bemühte sich der König, die Spuren der harten Jahre zu verwischen, und als Rothe am 6. November 1820 Wittenberg betrat, hatte die Stadt wieder ihre alte Physiognomie, wie sie mit ihren Kirchthürmen und ihren Giebelfronten sich dieselbe seit dem Reformationszeitalter bis heute bewahrt hat. Auf die Elbbrücke folgt die Hauptstraße, links das Schloß mit der Schloßkirche, an der Luther seine Thesen anschlug, rechts der von Kurfürst August vor das Lutherhaus gesetzte Universitätsbau, in dem nunmehr das Predigerseminar untergebracht war. In der Superintendentur hauste der Seminardirector und Generalsuperintendent Nitzsch, der eigentliche Hausvater der Seminaristen aber war der dritte Director Heubner, an den Rothe durch Neander besonders empfohlen war. Der alte Nitzsch, Vater des Naturforschers Christian Ludwig, des Theologen Karl Immanuel und des Philologen Gregor Wilhelm Nitzsch, war ein trefflicher Geistlicher aus der alten Schule. Als Rationalist und Moralist war er ein eifriger Verehrer des Königsberger Philosophen, dem zu Ehren er seinen zweiten Sohn Immanuel genannt hatte. Durch seine Amtstreue, seine religiöse Wärme und sein ideales Familienleben war er mit

seinem ganzen Hause der Gemeinde ein Vorbild. Vorlesungen hielt der alte Herr nicht mehr, sondern leitete nur allerlei Uebungen. Noch immer trug er nach Weise des vorigen Jahrhunderts eine würdige, gepuderte Perücke, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Er fühlte sich als Patriarch und wenn ein Seminarist auf seine Stube kam, gab er ihm, ohne sich vom Lehnstuhle zu erheben, die Füße in einem Pelzsacke begraben, väterlich Audienz. Auch der zweite Director Schleußner, gleichfalls hoch bejahrt, huldigte der herrschenden rationalistischen Theologie. Nach dem Grundsatze aber, „alle Richtungen an der Anstalt zu vertreten", hatte man den pietistischen Diakonus Heubner zum Ephorus und Hausvater des Seminars gemacht und damit den Keim des Zwiespalts in die kleine Seminargemeinde getragen. Ein begabter und fleißiger Zögling der Schulpforta hatte Heubner eine solide gelehrte Vorbildung genossen, aber eigentliches wissenschaftliches Leben und geistige Bedürfnisse gingen ihm ab. Tholuck, der damals, unter Heubner's Zulassung, ein häufiger Gast des Seminares war, und manche Betstunde neben ihm gekniet hatte, charakterisirt Heubner nach seinem Tode als „eine jener kirchlichen Größen, die mehr wärmten als leuchteten, weniger in der Ferne bekannt als in der Nähe verehrt, weniger durch seine Schriften bedeutend als durch das lebendige Wort und das Vorbild des Lebens" ... „Seine Unfähigkeit," sagt Tholuck, „sich auf fremde Standpunkte zu versetzen, ließ ihn, zumal bei der Hitze seines Charakters, gegen manche Persönlichkeiten ungerecht werden; die Beschränkung auf sein Wittenberg und in Wittenberg wieder auf den engsten Familienkreis, gab ihm einen viel zu engen und spießbürgerlichen Standpunkt der Betrachtung." Wenn sein intimer Freund so urtheilt, so darf der theologische Gegner dafür anerkennen, daß Heubner persönlich ein höchst achtbarer und gewissenhafter Geistlicher war, der mit dem jungen Karl Immanuel Nitzsch während der drei schweren Belagerungen Wittenbergs bei seiner Gemeinde ausgeharrt und dadurch eine feste Stellung in ihrem Vertrauen gewonnen hatte. Bei der zweiten Belagerung hatten ihn preußische Vorposten vor der Stadt aufgegriffen, und die Franzosen ihn nicht mehr eingelassen, als er zurückkehren wollte. Bei der dritten und schwersten hielt er in seinem Hause, da die Kirchen in Magazine verwandelt waren, bei offenen Thüren und Fenstern Gottesdienst, während auf der Flur, den Treppen und vor dem Hause die Andächtigen sich drängten. Mit Nitzsch rettete er mehr als einmal Luther's Kirche, indem er löschte, wenn eine Granate eingeschlagen hatte. Er setzte durch sein Beten mit den Typhuskranken und seine seelsorgerlichen Gänge, während die preußischen Geschosse auf den Straßen platzten, sein Leben täglich auf's Spiel. Dazu hielt er für die verwildernde Jugend mit Nitzsch regelmäßige Schule und für die im Untergeschoß des Schlosses untergebrachten preußischen Gefangenen religiöse Andachten. Wer Solches mit seiner Gemeinde durchlebt hat, der darf ihr theologisch viel bieten, sie wird

nicht an ihm irre, weil sie den Ernst der Gesinnung erprobt hat. Seine Uneigennützigkeit erwies er dadurch, daß er das in Sachsen übliche Beichtgeld abschaffte, obwohl er keineswegs glänzend gestellt war. Seiner Richtung nach galt er als Pietist. Daß er aber nicht nur pietistisch, sondern auch ein streng orthodoxer Kirchenmann war, erfuhr Tholuck, als er in seiner Geschäftsbedrängniß im Sommersemester 1827*) Heubners Heft der Encyklopädie borgte und da „so viel böse Sachen von den Herrenhuthern" geschrieben fand, und andere, wie Tholuck meint, ungerechte Urtheile über die Art, wie die Herrnhuter „die Bibel zum Fenster hinauswürfen". „In der Lehre vom Teufel," fügt Tholuck hinzu, „stimme ich Dir ganz bei, aber das fühle ich, daß der Glaube bei mir mehr assensus als affectus ist!" „Oh möchte doch mein Glaube fester sein!" Das war der Vorzug, den Heubner vor allen Andern voraus hatte, daß ihm nie der geringste Zweifel kam, ein Zustand, den Rothe einmal ärgerlich als „Bedürfnißlosigkeit für die ganze Wahrheit" bezeichnet. Die Schleiermacher'sche Theologie nahm Heubner mit Mißtrauen, die Hegel'sche mit Abscheu auf. Ohne sich an der lebhaften theologischen Debatte viel zu betheiligen, verblieb er bei seinem Bibelglauben, in dem er weder Widersprüche noch Probleme kennt. Als Rothe in die Anstalt eintrat, zählte Heubner fünfunddreißig Jahre und schon darum, weil er auf der Höhe der Kraft stand, hatte er mehr Einfluß auf die Candidaten als der greise Generalsuperintendent Nitzsch und der alte Propst Schleußner. Dazu kam nun aber der für die preußischen Candidaten sehr in's Gewicht fallende Umstand, daß Heubner mehr als die alten Herren, die im sächsischen Dienste grau geworden waren, der Vertrauensmann des preußischen Ministeriums war. In Berlin wußte man wohl, daß die sächsischen Sympathieen in Wittenberg noch keineswegs erloschen waren und hielt sich darum an den mit den Berliner Pietisten verbündeten Heubner. Selbst der junge Immanuel Nitzsch hatte sich unbehaglich gefühlt in dem neuen Wesen und war als Propst nach Kemberg übergesiedelt. „Ich fühle mich nicht berufen," schrieb er kurz vor seinem Scheiden, „zwischen Kasernen und Trommeln und Militärs mein Leben hinzubringen, umgeben von Spionen, die auf die Emphase lauern, welche ich auf der Kanzel einem unschuldigen Worte gebe, und uns anklagen, daß wir noch sächsisch gesinnt seien; die allen ihren Patriotismus in Kokarden, Illuminationen und Vivats suchen." Den Pietisten dagegen bedeutete der Wechsel des politischen Regiments wenig und da in Sachsen die Geistlichkeit fast durchweg rationalistisch war, wurden sie um so rascher gute Preußen. Heubner stand, wie wir sahen, mit Baron von Kottwitz in engster Verbindung und ebenso mit Professor Neander. Zahlreiche Empfehlungsbriefe Neander's auf grobem Conceptpapier, schräg geschrieben

*) Brief an Heubner vom 25. Mai 1827.

und schief gefaltet, meist ohne Datum, bringen Neander's Grüße, Anfragen über den Gnadenstand seiner früheren Schüler, dabei auch häufig Empfehlungen für den lieben Herrn Rothe.

Wichtiger aber als seine Freundschaft mit Kottwitz und Neander waren für die Pastoren Heubner's Beziehungen zu Geheimrath Nikolovius, in dessen Händen die Besetzung der evangelischen Kirchenämter lag. Nikolovius glaubte in Heubner und seinem Predigerseminar ein wesentliches Mittel zur Erziehung einer gläubigen Geistlichkeit gefunden zu haben und durch ihn hatte Heubner einen Einfluß, von dessen Bedeutung damals nur wenige Eingeweihte eine volle Kenntniß besaßen. Auf Heubner's Urtheil verläßt sich Nikolovius unbedingt und seine Empfehlungen werden stets berücksichtigt. So schreibt der wirkliche Geheime Oberregierungsrath an Heubner am 1. Dezember 1821: „Ew. Hochwürden stehn fest gewurzelt wie eine Ceder Libanons, oder wie die Palme, die durch Sturm und Ungewitter gerade aufrecht himmelan strebt ... Ach, helfen Sie uns die Männer finden, die der Zeit gewachsen sind, und das hungernde Volk zu sättigen vermögen." In einem anderen Briefe desselben vom 27. Februar 1821 heißt es: „Unsere Absicht ist gut. Gelegenheit, Männer an wichtigen Plätzen anzustellen ist da — aber wo finden wir dieselben? Helfen Sie uns, ich bitte flehentlich." *) Und Heubner läßt sich nicht zweimal bitten. In allen Berufungsfragen für Universitäten und bedeutendere Pastorate finden wir seine Hand. Wo Nikolovius ihn nicht gefragt hat, schickt er ihm durch Kottwitz auch ungefragt seine Rathschläge. Bei wichtigen Stellen aber wird er immer gehört, „unter Garantie völliger Verschwiegenheit".**) Als die Gesandtschaftspredigerstelle in Rom frei wird, fragt Altenstein bei Heubner an, wen er für dieselbe empfehle? Ueber die Besetzung der De Wette'schen Stelle verhandelt der König durch seinen Adjutanten v. Röder direct mit ihm. Als Hahn von Königsberg abgeht, wird nicht die theologische Facultät, sondern Heubner aufgefordert, Vorschläge zur Wiederbesetzung der Professur zu machen. Dabei hat er aber auch das Vertrauen der früheren sächsischen Regenten sich zu erhalten gewußt. Der pietistische Graf Einsiedel thut in Kirchen- und Schulsachen nichts, ohne Heubner um seine Meinung gebeten zu haben. „Der liebe Graf," heißt Einsiedel in der Correspondenz zwischen den sächsischen Pietisten und Heubner herüber und hinüber. Nicht nur für geistliche Stellen, sondern auch wegen eines christlichen Lehrers für die historischen Hülfswissenschaften an der Universität Leipzig oder für den Unterricht in der Mathematik an der Landesschule in Meißen***), fragt Einsiedel bei dem

*) Sammlung Halfmann.
**) Nikolovius an Heubner am 6. Juni 1829.
***) 25. Mai 1826.

Wittenberger Seminardirektor an. Natürlich fanden die Pastoren mit der Zeit heraus, welchen Einfluß Heubner auf ihr Vorrücken habe, und so ist Heubner's Correspondenz ein Haufen von Briefen, deren Schreiber unermüdlich versichern, daß sie die schwersten Sünder seien, daß sie aber im Blute des Lamms ihre Kleider gebleicht haben, die sich selbst als die Erweckten bezeichnen und ihrem „Bruder" schreiben, was er in jedem Gesangbuch besser lesen könnte, um schließlich mit einer Bitte herauszurücken, die er an hohen Orten anbringen soll. Solche Briefe fangen wohl an: „Mein theuerer, in Christo unserem Erbarmer und Heiland geliebter Bruder!" und nach langem Psalmodiren kommt dann die Bitte, Heubner, der bei Nikolovius alles vermöge, solle dem Briefschreiber freie Wohnung und Holz auswirken. Natürlich reden sie hier alle die Sprache des Pietismus. Ihre Parteigenossen sind schlechtweg „die christlichen Kreise", „die Gläubigen", „die erleuchteten Christen", „die Erweckten", „die treuen Zeugen". Nirgend fehlen die Stichworte: „Weinberg des Herrn", „das Lamm, das geschlachtet ist", „das Aufthun des Mundes". Die einen Amtsbrüder sind: „Säulen der Wahrheit", die andern „Wölfe im Schafspelz" oder „Ungläubige, die keine Hoffnung haben". Wie Cromwell's Puritaner bezeichnen sie sich selbst schlechtweg als „das Volk Gottes". Auch Leute, die mit den schwebenden Fragen direkt gar nichts zu thun haben, erkundigen sich nach Lage der Sache, nach den Candidaten und Pastoren und tragen ihm ihre Klagen über die vor, deren Berufung auf eine gute Pfarre sie fürchten, damit er dazwischen trete. So wird das Wittenberger Seminar zu einer Stelle, bei der fortwährend Auskünfte verlangt werden über die Würdigkeit und die theologische Stellung der Professoren, Pastoren, Candidaten und Schullehrer und die unglaublich ausgedehnte Correspondenz des Directors bezieht sich wesentlich auf Versorgung, Promotion, Zulagen, Präsentation, auf erledigte Pastorate, Freitische und andere Emolumente, in Betreff deren die gläubigen Brüder um Heubner's Fürsprache bitten. Wohlsituirte Pastoren schließen ihre Briefe mit den Worten: „Wir empfehlen uns Ihrer Fürbitte, denn wir sind arm und elend!" Dazu kamen dann seine, zum Theil durch Kottwitz vermittelten Beziehungen zu Landedelleuten, die Hofmeister, und zu Patronatsherrn, die gläubige Pastoren begehrten, und für die das Seminar das Stellenvermittlungs- und Auskunftsbureau ist. Otto von Gerlach liefert über seinen Freund Mila, der demnächst in's Seminar eintreten soll, ein genaues curriculum vitae, in dem er dessen Sünden beichtet, und verlangt dafür Nachricht über den Gnadenstand eines bekehrten Juden, da die Auskunft eines Hofpredigers, der selbst nicht bekehrt ist, nicht als voll angesehen werden kann.*) Schmieder schreibt es von Schulpforta, wenn sich einer der dortigen Knaben

*) Brief vom 19. October 1835.

bekehrt hat. Tholuck reist eigens von Halle herüber, um Leo's Erweckung zu melden. Ein Herr Pastor Gustav Knak empfiehlt ein Fräulein von Hagen aus Annaberg**) an Heubner mit dem Bemerken: „Der HErr hat nach Seinem unaussprechlichen Erbarmen mich Elenden zum Werkzeuge ihrer Erweckung gebraucht." Eine Besonderheit des Heubner'schen Kreises war dieser Betrieb allerdings nicht. Ueberall wurden die pietistischen Parteiangelegenheiten mit derselben Geschäftigkeit besorgt, so daß der fromme Gottfried Daniel Krummacher in Elberfeld, dem die Sache zu arg wurde, einem Jüngling, der bei ihm mit den Worten eintrat: „Sie wünschen ohne Zweifel etwas aus dem Reiche Gottes zu vernehmen?" kurzweg antwortete: „Nein!"*), worauf dieser wie angedonnert stehen blieb und sich dann entrüstet entfernte. So war über ganz Sachsen und Preußen ein fest geflochtenes Netz ausgebreitet, in dessen Maschen sich alles Wissenswerthe verfing, um alsbald an Heubner, Kottwitz oder Nikolovius mitgetheilt zu werden. In der Wirkung unterscheidet sich der Verband der Stillen im Lande in nichts von den Kanälen des Freimaurerordens oder der Jesuiten, die ähnlicher Benutzung dienten. Im letzten Ende lief es doch meist auf irgend welche Bettelei heraus. Man darf freilich an dieses Mendicantenwesen nicht den Maßstab unserer Tage anlegen, denn Heubner selbst, in so hoher Stellung, läßt sich jährlich Mittel zu seinen Badereisen und sonstige Gratificationen zuweisen, ohne sich damit etwas zu vergeben. Es vermehrte im Gegentheil in Berlin den Respekt vor ihm, daß er in Sachen der Union und der königlichen Agende in unverhohlener Opposition verharrte, auch auf die Gefahr hin, dadurch in Ungnade zu fallen.

Nach dieser Stellung des Ephorus läßt sich leicht ermessen, welches der Geist der Anstalt war, in die Rothe nun eintrat. Auf die Erweckung der Seminaristen hinzuwirken, war Heubner's Hauptzweck, den er im Bunde mit dem in dem benachbarten Coswig angestellten Emil Krummacher und dem von Berlin her sich eindrängenden Licentiaten Tholuck anstrebte. Neben den officiellen Andachtsstunden hielt Heubner private fromme Uebungen in seinem Hause, zu denen nur die Erweckten zugezogen wurden. Der Würtemberger Chr. G. Barth berichtet von einem Besuche bei Heubner: „Nachdem wir bei ihm das Abendbrot genommen, verbanden wir uns unter Absingung des Liedes ‚Marter Gottes' zu fester brüderlicher Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit, und beteten miteinander auf den Knieen, daß der Herr den Bund segnen wolle." Mit denen, die er bekehrt hat, stellt Heubner sich sofort auf Du, wie seine Briefe an noch active Seminaristen zeigen. Sind sie abgegangen, so bleiben sie mit der kleinen Gemeinde in Heubner's Haus in brieflicher Verbindung

*) 31. September 1838.
**) Selbstbiographie, S. 120.

und die salbungsvollen Briefe, bei völligem Mangel einer eigentlichen Veranlassung, die das Briefporto rechtfertigte, erklären sich eben daher, daß diese Predigten bestimmt sind, in der „Stunde" verlesen zu werden. Zuweilen wenden sie sich auch geradezu „an den Brüderbund auf dem Seminar zu Händen des Herrn Archidiakonus Heubner".*) Als Tholuck 1825 nach London und Paris reist, richtet er von unterwegs „Sendschreiben" an die Brüder, die circuliren sollen bei Sander in Wichlinghausen, Hengstenberg, Gerlach, Heubner u. s. w., und er wenigstens schüttet alle seine Herzensgeheimnisse vor den Andern aus. In dem sechsten Sendschreiben an die Brüder in Berlin klagt er: „Mein Leib ist einfach geschlagen, aber mein Geist tausendfach", und bittet um die Fürbitte aller Gläubigen. Winckel, in einem Briefe vom 5. August 1830, beschwert sich, daß er von Woche zu Woche vergeblich auf einen der Circularbriefe warte, und daß auch seine Briefe an andere Freunde unbeantwortet bleiben, seit er im Examen wegen einer „unpraktischen" Predigt durchgefallen ist. Durch seelsorgerlichen Verkehr schaarte der Director stets eine Zahl von Jüngern um sich, die als „Heubner's Günstlinge" von den andern Seminaristen scheel angesehen wurden. Die rationalistisch Gerichteten aber klagen über schroffe Behandlung durch den Ephorus und selbst Stier, der zu den Günstlingen gehörte, gesteht: „Dem theuern Manne ward es nicht ganz leicht, mit Andersgesinnten auf eine gewinnende Weise zu verkehren." Für die aber, mit denen er sich im Glauben eins wußte, war Heubner ein treuer Freund voll Nachsicht und persönlicher Aufopferung. Auch theologische Differenzen konnte er dann übersehen, wie gerade Rothe, der ihn „einen Mann des Segens" nennt, erfuhr.**) Was auf die Anhänger so stark wirkte, das war, wie Rothe schreibt, seine innere Einheit, „das völlige Hinaussein über sich kreuzende Gesichtspunkte in der Betrachtung der Dinge". Um auf die Jugend stark zu wirken, darf man in sich selbst nicht zwiespältig sein und weil Heubner sich selbst vertraute, vertrauten ihm die andern Seelen. So hat auch Rothe bezeugt, daß Heubner der einzige Lehrer der Anstalt gewesen sei, von dem er dauernden Gewinn gehabt habe. Aber mit dem dauernden Gewinn war doch für Jahre hinaus auch unverkennbarer Schaden die Folge. In seinen Erinnerungen an Stier, die er auf Bitte von dessen Söhnen aufzeichnete, gibt Rothe folgenden Rückblick auf die Entwicklung, die er bis zu Stier's Eintritt in das Seminar genommen hatte. „Mein Christenthum hatte ursprünglich eine sehr moderne Art und hielt sich furchtlos offen für alles das, wovon es sich in Gottes weiter Welt christlich angesprochen fühlte. Damals stand es

*) Candidat Neuenhaus vom 27. März 1835.

**) Rothe an Hahn. Bonn, 21. April 1853. Sammlung des Professor Hahn in Breslau.

allerdings nicht mehr ganz so mit mir. Denn schon in Berlin war mir eine andere Art von Christenthum vor Augen getreten, ein überlieferungsmäßig geformtes in Doctrin und Praxis, für mich eine völlig neue Erscheinung, der gegenüber ich mich innerlich tief beugen mußte, und so hatte ich natürlich geglaubt, sie mir zum Muster nehmen zu sollen. Das war nun aber nicht eben zur Förderung meines persönlichen Christenthums gerathen. Die Frische meines Lebens mit und in dem Herrn war verloschen und so lenkte ich um so leichter wieder in die frühere Bahn zurück, nachdem ich in's Wittenberger Seminar verpflanzt worden war, wo ich jene mir neue Art des Christenthums nicht wieder fand. Denn auch Heubner, so mächtig er mich auch sofort ergriff, machte doch nicht auf mich den Eindruck eines Christen aus jener Schule. Ich fand, daß diese Rückkehr meiner Gesundheit wohl that. Aber hier griff nun mein Verhältniß zu Stier mächtig ein und führte mich wieder zurück auf den kaum verlassenen Weg." Den Gang, den Rothe hier kurz zeichnet, können wir an der Hand der Briefe Schritt für Schritt verfolgen. Mit der beruhigten, fröhlichen Stimmung, die er aus den Ferien und dem Elternhause mitgebracht, begann der junge Candidat seine Seminaristenlaufbahn.

Er theilte mit dem Rheinländer Wiesmann, dem späteren Präsidenten der rheinischen Provincialsynode, die Stube und vertrug sich mit ihm vortrefflich. Die andern Commilitonen hatten zum Theil die Befreiungskriege mitgemacht und waren reifer und ernster als die Berliner Narcisse; auch verdankten die meisten ihre theologische Bildung der alten Halleschen und Leipziger Schule. Standen sie theologisch meist anders als Rothe, so gewann doch dessen natürliche Liebenswürdigkeit aller Herzen und schon am 19. November meldet er dem Vater, er habe nicht einen in der Anstalt, mit dem er nicht stände, als wäre er mit ihm groß gewachsen. Mit seinem Stubenburschen Wiesmann führt er ein Leben „wie im Paradiese" und neben ihm rühmt er Rütenik aus Prenzlau, der auf Denuncation der Demagogenjäger wegen freimüthiger Aeußerungen über Sand seiner Stelle am Gymnasium entsetzt worden war und hier zur Besserung gleichsam eine theologische Zwangserziehung erhielt. Mit der liebenswürdigen Bescheidenheit und der leichtlebigen Toleranz, die seiner Frohnatur stets eigen war, wo sie nicht unter fremden Einfluß sich beugte, fand der junge Candidat alles im Seminar nach Wunsch. Er rühmt die trauliche, heitere und freundliche Weise des alten Generalsuperintendenten Nitzsch, den er einen gar sehr lieben und braven Mann nennt von jovialem und ungemein gutmüthigem Wesen. Am Propste Schleußner gefällt ihm sein schön fließendes Latein und seine gelehrte Exegese. „Es ist noch immer recht sehr viel von ihm zu lernen." In Heubner vollends findet er einen zweiten Abegg, einen der Menschen, denen man beim ersten Blicke ansieht, daß sie von edelem Metalle sind. Eine theologische Disputation mit dem rationalistischen Archi-

diakonus Wunder, mit dem er seine Predigt erst besprechen muß, ehe er dessen Kanzel betreten darf, gestaltet sich zwar sehr hitzig, endet aber damit, daß der geistliche Herr ihm den Gebrauch seiner Bibliothek anbietet und ihn einlädt, öfters zum Thee zu kommen, was Rothe gern mitnehmen will, „da die Professoren die Seminaristen nicht in ihr Haus ziehen und bei Wunder junge Welt zu finden sein soll". Mit gleichem Wohlwollen beurtheilt der fröhliche Candidat alle Pastorenhäuser in der Nachbarschaft, wo er Predigtaushülfe zu leisten hat. Den vierten Adventssonntag und die Weihnachtstage liegt er vier Stunden von Wittenberg in Blönsdorf, um mit Wiesmann die drei Kirchen des Kirchspiels zu versehen. „Der Pastor ist ein ungemein trefflicher und lieber Mann, der uns auf Händen getragen." Auch ein Nachbarpfarrer aus Seehausen, der bei der Versehung mithilft, ist zwar ein leibhaftiger Kanzelhusar, aber ein sehr braver Mann, der namentlich gegen seine Familie sehr ehrenhaft handelt. Daß derselbe zur Confirmation von drei Kindern kaum eine Viertelstunde brauchte, wird mehr als Curiosum von Rothe erzählt, als daß er sich einen ernsten Tadel herausgenommen hätte. Auch über den invaliden Pastor des nahen Pratau, für den er noch sehr häufig eintreten mußte, spricht er sich in ähnlicher Milde aus. Sogar die landschaftliche Lage von Wittenberg sieht er nach der Berliner Entsagungszeit recht optimistisch an. Der Eisgang auf der Elbe hat ihn erstaunt. Den Blick von den benachbarten höheren Stellen der Landschaft, von denen man den Lauf des Stroms weithin zu verfolgen vermag, findet er entzückend, wenn dazwischen auch ein Seufzer der Sehnsucht nach Heidelberg mit unterläuft, wo jetzt die Mandelbäume blühen. Als dann aber die weite Ebene sich im April mit Frühlingsgrün und blühenden Obstbäumen schmückt und selbst in den Gärten der Stadt die Nachtigallen schmettern, ruft er begeistert: „Ach, ganz anders als in Berlin ist der Frühling doch hier! Nun, je reizender die Natur ist, desto inniger sehnt man sich auch nach den Seinen und nach irgend einem Wesen, von dem man auch stillschweigend verstanden wird." Gemeint ist damit wohl „die Schwester" Lili, mit der die Correspondenz den Winter über fortdauerte.

Das Predigen macht ihm Freude und er findet, daß es sich auf Luther's Kanzel gut redet. Nur in der Schloßkirche erlebt er ein Mißgeschick, das einen minder begabten Anfänger aus der Fassung gebracht hätte. Als er die Kanzel bestiegen hatte, findet er oben keine Bibel. „Es blieb mir also nichts übrig, als mein Gesangbuch zu nehmen, und zu thun, als ob ich daraus den Text verläse. Ich hatte ihn zwar nicht auswendig gelernt; aber es gelang mir doch, ihn so fließend aus dem Kopfe herzusagen, daß von der ganzen Sache niemand etwas gemerkt hat." Die Predigtthätigkeit selbst wird ihm mit jedem neuen Versuche leichter. Mehr als anderthalb Tage hat er zur Vorbereitung auf die Kanzel gegen Ende des Semesters nicht mehr nöthig und nicht nieder-

geschriebene Reden gelingen ihm, wie er meint, oft am besten. So kann er nicht nur für den alten Pfarrer von Pratau sondern auch für Candidaten, die im letzten Augenblick unpäßlich werden, wie Stier, rasch eintreten. Das Verhältniß zu den Seminargenossen ist den ganzen Winter über das freundschaftlichste, denn ehe im Frühjahr Baron von Kottwitz, Tholuck und Stier sich eindrängten, bemerkt er nicht das mindeste davon, daß er von lauter Unerweckten umgeben ist. Im Gegentheile findet er dieses Zusammenleben junger Männer, wie es das Seminar ermöglicht, unendlich schön. „Es läßt sich an jedem mit leichter Mühe eine liebenswürdige Seite entdecken, auch bei sonst alltäglichen Gemüthern, und von dieser muß man sie genießen." Der Geist in der Anstalt ist durchaus frei. Die Candidaten schwärmen für die Befreiung Griechenlands, für die sizilischen Freiheitshelden, für Piemont, für die Revolutionäre in Spanien und Portugal. Rothe theilt diese Schwärmerei bis die Feigheit der Neapolitaner ihm eine große Enttäuschung bereitet und er diese politischen Illusionen mit dem pessimistischen Schlußurtheil zur Ruhe verweist: „In allen Punkten der Welt bricht das Feuer aus, aber es ist kein Feuer, es sind nur hohle und faulige Dünste, Irrwische. Wenn doch unsere Zeit über sich selbst roth werden könnte!" „Wenn die Sachen in Griechenland, Spanien und Portugal nicht besser laufen als in Neapel," schreibt er, „dann wünschte ich, der liebe Gott ließe seinen Blitz drein schlagen. Ich kann die hohlen Bramarbasse in der Politik ebensowenig leiden wie die Frömmler in der Religion." Berührungspunkte genug hatte also der damalige Rothe mit dem freien Geiste der jungen Leute und auch sie brachten ihm ein ungemessenes Vertrauen und herzliche Freundschaft entgegen. Die Seminaristenpredigten Rothe's, saubere Concepte mit Datum und Angabe der Kirchen, in denen sie gehalten wurden, haben sich erhalten.*) Im Ganzen erscheinen sie uns heute als allzulang und auch die für die Landgemeinden bestimmten als zu wenig populär. Die abstracte Sprache des Collegheffs, der Speculation, der Schule herrscht vor. Sie sind weniger pietistisch gefärbt als seine späteren Breslauer Predigten, aber auch weniger lebendig und eindringend, und unterscheiden sich nicht erheblich von der durchschnittlichen Weise der Studentenpredigten. Das Gute an ihnen ist die Absicht biblisch zu predigen, obwohl noch mancher Excurs, der praktisch sein möchte, zu sehr in die Sprache des Alltäglichen fällt. Stil haben sie noch nicht. Die Recensionen, die die rationalistischen Candidaten diesen Predigten widerfahren lassen, sind fast durchweg anerkennend, nur Rütenik findet einmal, daß Herr Rothe zu sehr auf die Sündigkeit alles dessen dringe, was aus dem Menschen komme, wozu der alte Nitzsch die Note an den Rand schreibt: „à la Daub vielleicht". Seine eigenen Recensionen sind lebendig, zuweilen sogar humoristisch, so wenn er über

*) Sammlung Ahrendt's.

seinen Freund und Stubengenossen Wiesmann urtheilt, derselbe habe seiner volltönenden Stimme etwas Dumpfes und Hohles gegeben, was ihm nicht natürlich sei, „denn es sah aus, als blase Herr Wiesmann absichtlich in die vollen Segel seiner Wangen". Daß in dieses Behagen des ersten Seminarsemesters ein zeitweiliger Mißklang kam, ist nicht Rothe's Schuld, vielmehr hat er eine Opposition gegen den zweiten Director Schleußner schon vorgefunden und die unzufriedene Partei macht ihn zu ihrem „Justitiarius". Es handelte sich um die stets wiederkehrende Schwierigkeit solcher Anstalten, daß die Candidaten zwar Schüler sind, aber für geistliche Respectspersonen gelten wollen. Gerade die Schwächeren fühlten sich durch die ironische Behandlung des alten Propsts beleidigt und Rothe macht ihren Fürsprecher; er scheint aber seine schwierige Rolle so geschickt durchgeführt zu haben, daß sowohl die beleidigten jungen Kirchenlichter, wie der mürrische alte Rationalist ihm gute Freunde blieben. Die theologische Richtung war dabei nicht in Frage gekommen. Beweist schon der frohe Ton der Briefe aus dem Wintersemester 1820 auf 1821, daß Rothe's elastische Natur sich wieder zu ihrer ursprünglichen Frische aufgerichtet hat, seit der Druck des Berliner Pietismus von ihm genommen ist, so spricht er sich auch mit großer Klarheit und Bestimmtheit gegen den Berliner Betrieb der Seelsorge aus, „der durchgängig die Farbe des Pietismus und des Separatismus, die Farbe eines geistlichen Hochmuths annimmt, von dem sich, wenn er je allgemein werden könnte, gar nicht absehen ließe, von wie fürchterlichen und zerrüttenden Folgen für das Leben er sein müßte." „Oh, mir widersteht nichts so innerlich als diese geistlichen Clairvoyants, die so blind sind für die eigentlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur . . . Ich habe Beispiele genug, ich weiß wie ansteckend diese Krankheit ist, wie gefährlich selbst für edle Naturen. Die strenge Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Christenthum und Welt, die Entgegensetzung beider, sie als eine bleibende in das Leben der Kirche übergetragen, ist so gefährlich, daß sie zuletzt mit einem Ersterben alles Lebens enden muß. Auch ist die eigentliche Quelle dieser Verirrung die Trägheit des Gemüths, die leider jetzt in unserer Kirche ein Mönchthum aufzubauen anfängt, das eben darum, weil es äußerlich keinen besonderen, aus der Gesellschaft ausgeschiedenen Stand bildet, weit gefährlicher ist, als alle Klöster der Welt, . . . O du verachtete Welt, daß die Meisten nicht wissen, was sie an dir haben! Der Geistliche soll gleich sein allen anderen, er soll der Welt angehören, und soll durch sein Leben erweisen, daß alle Verhältnisse dieser Erde heilig sind, sobald man ein heiliges Gemüth zu ihnen bringt. Nur so habe ich immer gesehen, daß edle, christliche Männer Frucht gewirkt haben. So wirkten Abegg, so Daub. Hier ist das anders."

Und es wurde bald noch sehr viel mehr anders, anders auch mit ihm selber. Sobald die Wege wieder offen sind und die milden Frühlingslüfte

wehen, regt sich in den geistlichen Gemüthern der apostolische Wandertrieb und so trafen im Seminar zu Wittenberg täglich fromme Gäste ein. Natürlich handelt es sich dem clericus vagans nicht um Vergnügungsreisen, sondern um Ausbreitung des Reiches Gottes. Aber leider ist nicht jeder ein Apostel, der hingeht in alle Welt und so war das Seminar nach Rothe's unehrerbietigem Ausdruck „nachgerade das reine Taubenhaus". Eines Tages aber trafen drei Propheten ein, deren Mission niemand bezweifelte, der berühmte Baron von Kottwitz, der neugebackene Licentiant Tholuck, mit Grüßen an Rothe aus Breslau, und der in dem benachbarten Coswig angestellte Emil Krummacher, der Bruder des streitbaren Friedrich Wilhelm und Sohn des berühmten Parabeldichters. Vierzehn Tage gedachten sie in Wittenberg ihr Hauptquartier aufzuschlagen und Zweck ihres Aufenthalts war zugestandenermaßen die pietistische Bearbeitung der Candidaten. Sie sahen bald, wie es stand. Der kleine Rothe war wild geworden und mußte wieder eingefangen werden. Anfänglich freilich reagirt Rothe's Selbständigkeit noch kräftig gegen dieses Cliquenwesen. „Das fatale Werbesystem," schreibt er dem Vater, „das diese Leute an sich haben, reicht in meinen Augen hin, die Sache verächtlich zu machen .... Ihr Himmelreich ist eine religiöse Landsmannschaft." „Die Religion," schreibt er ein ander Mal, „hat heute zu Tage auch ihre Cocarde bekommen, und wer die Cocarde nicht trägt, dem trauen sie nicht." Noch am 30. April redet er von dem natürlichen Abscheu, den er ein für alle Mal vor diesem pietistischen Wesen habe. Wie dann Kottwitz und Tholuck ihn dennoch umstimmten, darüber fehlt leider jede Auskunft, aber bereits am 9. Mai schreibt Richard nach Hause von einem neuen Frühling, der in ihm aufgegangen sei. Er habe nun den Frieden und die Kraft aus der Höhe, ohne den wir nichts vermögen. Auch ist ihm klar, daß es mit seinem ganzen seitherigen Treiben nichts gewesen. Man hat ihm beigebracht, daß er einen guten Theil seines einfachen und natürlichen Sinnes in den Schulen der Philosophen zurückgelassen habe und daß der Geist, den wir im Glauben an Christus empfangen, an ihm eine lange Arbeit haben werde, um die natürliche Einfalt in ihm wieder herzustellen. Zunächst ist er entschlossen, die halb künstliche Form, in der er bisher gepredigt, wegzuwerfen und statt dessen sein liebes Ich in die Schule des heiligen Geistes zu thun. „So lang Christus in uns todt ist, ist auch unser Wort todt, aber lebt er, so findet sich auch das Wort der Predigt." Er citirt dem Vater lange Gerhard'sche Liederverse und versichert, es sei eine Freudigkeit über ihn gekommen, wie er sie noch nie gefühlt habe. Wie dieser Umschwung eingetreten, davon redet er nicht, aber er bittet den Vater wiederholt, die Bekanntschaft mit Kottwitz, der diesen Sommer nach Landeck komme, ja nicht zu versäumen. „Er ist ein überaus achtbarer Mann, von einer selten durchgearbeiteten Liebe und Sanftmuth gegen die Menschen ...

Dabei ist sein Umgang wegen der ungemein vielen Erfahrungen, die er in einem langen Leben im Umgange mit Menschen aus allen Ständen, besonders mit den höheren und höchsten gemacht hat, ungemein interessant und lehrreich."

Kottwitz und Tholuck zogen wieder weiter, Krummacher aber im nahen Coswig blieb auf der Wache und erschien von Zeit zu Zeit, um bei den Neubekehrten nach dem Rechten zu sehen. Emil Krummacher war der Sohn des beliebten Parabeldichters, der nachmals Pastor in Bremen an der Ansgarikapelle wurde. Emil's Bruder war Friedrich Wilhelm Krummacher, der sich selbst rühmt, die Kriegsfackel in die Gemeinde seines Vaters geschleudert zu haben, und dafür von Friedrich Wilhelm IV. an die Dreifaltigkeitskirche in Berlin berufen wurde. Auf der Kanzel, die der Vater mit dem Rationalisten Dr. Paniel theilte, predigte er als Gast über das Thema: „Der Apostel Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit". Der Refrain der Rede war: „So Jemand Euch anders predigt, als ich gepredigt habe, der ist verflucht." Unter dieses Anathema falle die ganze Lehre des Rationalismus. „Verflucht ist sie und verflucht sind die, die zu ihr schwören, so lang sie es thun. Verflucht sind die Predigten, die mit dieser Lehre das Volk vergiften! Verflucht die Schriften, in denen diese Lehre verkündigt wird, verflucht die Kapellen, die über den Fundamenten dieser Lehre gegründet stehen, verflucht die Lehrvorträge, Katechismen, Liederbücher, die sich zu dieser Lehre bekennen." „Diese Lehre, Rationalismus genannt, oder vernünftiges Christenthum, oder speculative Philosophie, fällt unverkennbar unter das Anathema des Apostels. Verflucht ist sie und verflucht die Predigten, die mit dieser Lehre das Volk vergiften, verflucht die Schriften, die je diese Lehre verkünden." Am Nachmittag stand auf derselben Kanzel der Rationalist Paniel und predigte über das Thema, daß Christus gekommen sei, nicht zu verfluchen, sondern selig zu machen. Die Bauherren der Kirche richteten an den Vater Krummacher darauf hin das Ersuchen, seinem Sohne nie wieder die Kanzel abzutreten, da durch dessen Auftreten allgemeines Aergerniß entstanden sei. Als Friedrich Wilhelm Krummacher nun mit einer Schrift antwortete: „Der scheinheilige Rationalismus vor dem Richterstuhle der heiligen Schrift", der er dann noch mehrere ähnliche Pamphlete folgen ließ, entbrannte ein allgemeiner Glaubenszank in der bisher so friedlichen freien Stadt, unter dem niemand schwerer litt als seine eigenen Gesinnungsgenossen, denn die große Masse der Gemeinde war und blieb rationalistisch. Der jüngere Bruder, Emil Krummacher, hat so leidenschaftliche Kämpfe nirgend angefacht, aber die Art, wie er zu dem älteren als einer höheren Natur aufblickte und später im Wupperthale mit ihm zusammenwirkte, zeigt, daß er völlig mit ihm einverstanden war und die exaltirten Gebetsübungen, die er mit Rothe vornahm, verrathen kaum eine gemäßigtere Richtung. Er lädt die Erweckten ein, ihn auf seiner Pfarre regelmäßig zu

besuchen und wenn sie ausbleiben, pflegt er sie zu erinnern. „Auf einen Besuch von Rothe, Stier und Gründler," schreibt er an Heubner,*) „warte ich schon lang vergeblich. Freilich, man kann darum nicht bitten, denn holen können sie in Coswig nichts, sondern sie müssen vielmehr eine Sandwüste durchwaten und dann nur austheilen." Doch ist er stolz darauf, daß schon Luther Coswig „unseres Herrgotts Vogelbäuerlein" genannt habe. „Dein Nachbar," zeichnet er sich in einem Briefe an Heubner, „der es im Geiste ewig bleibt und auch zur Zeit der letzten Posaune dem Körper nach mit Dir an einen Ort zu kommen fleht und hofft."**) Die Zuversicht, daß in der Gegenwart eine große Ausgießung des Geistes zu schauen sei, wie Kottwitz, Tholuck und Heubner ihn lehren, vermag er allerdings nicht so ganz zu theilen. „Ich bin noch immer zweifelhaft," schreibt er an Heubner, „in Betreff einer lebendigen gänzlichen christlichen Wiedergeburt der Erde; doch höre ich so manches, das mich aufsehen macht. Es finden Erweckungen statt, wo man es sich nicht träumen läßt. Bleiben Sie noch Ihrer früheren Meinung treu?"***)

Zu dieser Beeinflussung Rothe's durch Kottwitz, Tholuck und Krummacher, die hier wieder einmal eines ihrer Meisterstücke geleistet hatten, kam dann als zweites Moment der neue Zuzug im Seminar. Mit dem Abgang der älteren und dem Eintritt einer neuen Promotion an Ostern 1821 vollzog sich ein großer Umschwung in der Anstalt selbst. Mit zwei ehemaligen gräflich Stolberg'schen Hauslehrern erschien als neuer Stern der Pommer Rudolph Stier, der bereits mehrere Bändchen Gedichte und zahlreiche einzelne Poesieen hatte drucken lassen. Dem wohlerzogenen Rothe hatte der teutonisch und schöngeistig angehauchte, aber stark verbummelte Verfasser der „Krokodileier" und Mitarbeiter des „Anekdotenalmanachs", als er ihn in Berlin kennen lernte, entschieden mißfallen. Der junge Dichter hatte sich dort als Freund Jean Paul's und Apostel des Turnvaters Jahn eingeführt. Er war für Turnerei und Burschenschaft begeistert, und verkündete in schwarz-roth-goldenem Lustre den Sieg „des blutgoldenen Morgenroths über Nacht und Finsterniß". Gelernt hatte er nichts und obwohl er im Ganzen fünfzehn Semester „studirte", hat er es nie zu einem Examen gebracht, sondern war ohne ein solches auf Empfehlung Neander's und anderweitige Protection in das Seminar aufgenommen worden. Statt sich mit den gelehrten Sprachen zu befassen, „mit denen die Menschen sich das Leben verbittern", trieb er deutsche Etymologie in Jahn's Weise, indem er alle „Urlinge" in ein dickes Buch eintrug und aus diesen

*) Krummacher an Heubner 11. Februar 1822.
**) Krummacher an Heubner. Coswig, 25. July 1822.
***) An Heubner 1821.

Stamm- und Wurzelwörtern alle Sproßformen der „Luther- und Mutter-sprache des deutschen Heldenurstamms“ ableitete. Als seine Hauptaufgabe betrachtete er damals die Ausbreitung der Burschenschaft. Er selbst sagt: „Ich lebte als Bursch in Berlin sehr vergnügt . . . Ungeachtet meiner Kleinheit hatte ich das größte Maul und in allen wichtigsten Angelegenheiten meinte ich frei und öffentlich mitsprechen zu können.“ Die allgemeine Aufmerksamkeit erweckte er dadurch, daß er den Commilitonen die 1817 in Berlin noch ungewohnte Burschentracht zu sehen gab: einreihiger Sammtrock, den Hemdenkragen über den Rock geschlagen, kein Halstuch noch Weste, das lange Haar in der Mitte gescheitelt und mit einem sammtenen Barett bedeckt, an dem ein kleines silbernes Kreuz glänzte; das war die deutsche Tracht, durch die die Burschen gegen die Sitte der Franzmänner protestirten. Auch durch eine öffentliche Bethätigung seiner Gesinnung, von der alle Zeitungen redeten, hatte er geglänzt und war sehr stolz auf diese gelungene „That“. Mit einem Haufen teutonisch gesinnter Burschenschafter erschien er im Berliner Schauspielhaus, um die Aufführung von Werner's „Weihe der Kraft“ zu verhindern. Sobald Luther auftrat, erzwangen die Studenten durch ihr fortgesetztes Rufen: „den Reformator von der Bühne“, schließlich den Schluß der Vorstellung. Stier's erstes poetisches Werk war eine Tragödie „Dido“. Als dann die Angriffe auf die Wartburgfeier begannen, trat er als Apologet der Burschenschaft auf unter dem Titel: „Freies Wort, trotz Hetzern und Fehmlern! Sprach's Rudolf von Frauſtadt, Bursch in Berlin.“ Noch ehe die Schrift erschien, hatte er aber Berlin verlassen. Als er für seine Lutherdemonstration im Theater nachträglich von einem nicht auf der Höhe der Erkenntniß stehenden Universitätsrichter zu 24 Stunden Carcer verurtheilt wurde, schüttelte er den Berliner Staub von seinen Füßen und verlegte im Frühling 1818 seine Thätigkeit nach Halle, nicht um zu studiren, sondern um die Burschenschaft dort in die Höhe zu bringen und in seiner altdeutschen Burschentracht während des Semesters große Fußwanderungen durch Mitteldeutschland zu machen. Wie er in Berlin entdeckte, daß der von ihm meist geschwänzte Schleiermacher ein Atheist sei, so redet er nun, natürlich auch in absentia, von dem „teuflischen Geiste“, in dem Gesenius die Kirchengeschichte behandle, und Wegscheider wünscht er nie gesehen zu haben, „weil man ihn wegen seines Unglaubens fliehen muß wie das hölliſche Feuer“. Seine eigentliche Bekehrung datirt aber von dem in der romantischen Schule seit Novalis üblichen Cultus einer gestorbenen Geliebten, seiner Cousine Pauline Stier. „Sie starb,“ schrieb er an Tholuck, „fern von mir und als ich kam, war das Grab längst grün. Begreifen Sie nun meine ungeheuere Wiedergeburt?“ Dennoch blieb er dem Studentenleben treu, wurde von der Burschenschaft erst zum „Schreiber der innern“, dann „der äußern Angelegenheiten“ ernannt und fuhr fort seine Zeit mit diesen Spielereien zu

vergeuden. „Bald erschien er in den Versammlungen als die personificirte Satire, so daß seine Freunde fast an ihm irre wurden, und hatte Stimmungen, in denen er über alles meinte lachen zu müssen, bald hatte er Zeiten, in denen er sich in hohem Grade unglücklich fühlte und von des Lebens Mai declamirte: ‚Mir hat er abgeblüht.' Das Sommersemester 1819 war bezeichnet durch zwei Bändchen Gedichte, die er herausgab: „Neunzig Krokodileier und sieben Nebenblätter von Rudolf von Fraustadt." Krokodileier sind ihm: „in einem kleinen Keimblatt eingewickelte, alles verzehrende Riesengedanken, wie jene kleinen Eier im Nilsande der Keim zu einem ungeheuern Geschöpfe sind". Die Nebenblätter enthalten einen „Grundriß der Philisterlehre, eine Würdigung der Complimentenmünze, Betrachtungen über Activum und Passivum, über Liebe und Ehe, über die Brautnacht für Reine, über die physiognomische Schönheit der Frauen, über Luther's Nase" u. s. w. Den Krokodileiern sollte ein Heldengedicht „Winnold" folgen, dann schrieb er „Mähren und Träume"; der Erfolg war aber nur, daß man in seiner Vaterstadt Stolpe den Vater, einen braven Steuerbeamten, wegen eines solchen Sohnes beklagte und sich erzählte, der junge Stier sei wirr im Kopf. Als er im Herbst 1819 seine Studien in Berlin wieder aufnahm, mußte er mit einigen literarischen Honoraren, Freitischen und Privatstunden sein Leben fristen. Bald war er nun selbst der burschenschaftlichen Redereien müde und brach so schroff ab, daß die Freunde sich in seine rasche Wandlung nicht zu finden wußten. In einer Eingabe an den Minister hat er dann später diese ganze Thätigkeit als eine jugendliche Verirrung bezeichnet, die er tief bedauere. Zum Theil hing dieser Umschlag mit der Bekanntschaft zusammen, die er in Berlin in dem schlesischen Arzte Dr. Breyer machte, den er wegen seiner Gesundheit consultirte und der alsbald auch seine Seele in Pflege nahm. Breyer war Anhänger des 1710 gestorbenen Joh. G. Gichtel, der seine „Engelbrüder" durch Contemplation, Enthaltung und asketische Uebungen den Engeln gleich machen wollte, die weder freien, noch sich freien lassen. Der Doctor hatte auf diese Grundsätze eine Gemeinschaft von jungen Männern, Officieren, Medicinern und Theologen gestiftet, die an einem Abende sich bei ihm einfanden und die Schriften von Gichtel und von Jakob Böhm mit ihm lasen. Durch Breyer und Tholuck wurde Stier nun auch zu Baron von Kottwitz gebracht, der in seinen Mannesjahren durch ein noch viel schlimmeres Conventikelwesen hindurchgegangen war und sich aus dessen Gefahren gerettet hatte, um nun „in Noth und Liebe" den Mitmenschen zu dienen. Dem jungen Poeten ward seltsam zu Muth, als ihm der alte Baron die Hand auf sein Haupt legte und ihn den Anwesenden mit den Worten vorstellte: „In diesem Jünger hat der Herr dem Satan einen Schriftsteller entrissen, der nun ihm dienen will mit seinen Gaben." Noch wollte es Stier nicht einleuchten, daß er durch seine Gedichte, die er mit

seinem Herzblute geschrieben zu haben glaubte, dem Satan gedient habe. Nachdem er nun aber bei dem Baron eingeführt war, brachte man ihn auch bald zu Pastor Jänicke an der Bethlehemskirche, zu dem Prediger Couard, zu den Missionsstunden im Wohlgemuth'schen Hause, wo dieselben Grafen und Edelleute, die auch Rothe und Tholuck kennen gelernt hatten, sich nun des Studenten annahmen und ihm ihre Herzensgemeinschaft anboten. Namentlich die Below's kommen ihm gütig entgegen, und noch in Wittenberg schlägt ihm der eine von Below vor, Erzieher seines Sohnes zu werden. Die Wirkung dieses neuen Umgangs ist denn der, hauptsächlich durch Breyer's Ermahnung zur Selbstverleugnung gereifte Entschluß, der Poesie zu entsagen, und so übergibt Stier nicht nur seine neunzig Krokodilcier, sondern auch seinen Schiller und Goethe den Flammen. „Im Blute des Lammes wird ihm nun die neue Unschuld und der himmlische Friede." Nachdem er der Literatur und dem Burschenwesen Valet gesagt, entschließt Stier sich nun auch ernstlich Theologie zu studiren und beginnt die Vorlesungen zu besuchen; aber bald fließt er über von Mitleid mit diesen „Halben". An den Rand seines Neander'schen Hefts schreibt er: „Armer Neander! Weißt Du es denn besser als der Apostel Paulus?" In ein Heft von Lücke: „O Du lückenhafter Lücke!" In diesem Stadium bemächtigt sich der große Proselytenmacher Tholuck auch dieses verworrenen Dilettanten und zwingt ihn zu eifrigem Schriftstudium. Auch der fromme Privatdocent Olshausen, der bald darauf als Professor nach Königsberg berufen wurde und dort mit Prediger Ebel die pietistischen Kreise organisirte, nahm sich seiner an. Die Dreie hielten regelmäßige Gebetszusammenkünfte und in diesem Umgang gewöhnte sich Stier an ein Herauswinden des Innersten, das selbst seinen neuen Freunden anstößig war. Wenigstens sein Freund Rennecke schrieb ihm nach einer solchen Beichte: „Ich weiß nicht, ob ich Dich bewundern oder verachten soll, bewundern für Deine Offenheit, verachten, weil ich doch glauben muß, Du habest Dich gegeben, wie Du bist." Stier erwiderte ihm, er rede nur die Wahrheit und wenn Rennecke besser sei als er, so sei es Gottes Gnade, nicht sein Verdienst, aber gerade seine ältesten Bekannten in Stolpe sahen durch die Löcher des Bettlerrocks, mit dem er sich drapirte, doch nur die alte Eitelkeit. Einer seiner Lehrer, Hofprediger Metger, schrieb ihm geradezu: „Werden Sie doch ja nicht unwahrhaftig. Wenn Sie ihren früheren Zustand Finsterniß nennen und den jetzigen Licht — was ist das? Demuth? Ich fürchte vielmehr Eitelkeit." Da er sich wegen seiner mangelhaften Vorbildung einem Examen nicht unterwerfen konnte, wurde er von seinen einflußreichen Gönnern ohne ein solches unter Berufung auf ein Zeugniß Neander's im Seminar zu Wittenberg untergebracht, da er sonst das Studium hätte aufgeben müssen. An den lateinischen Disputatorien und Vorlesungen konnte er sich freilich nicht betheiligen, aber auch ohne das stellte er

wie bisher seinen Mann. Baron von Kottwitz gab ihm zur Reise seinen eigenen Wagen, und so fuhr er am 3. April 1821 höchst stattlich vor dem Thore des Seminars in Wittenberg vor. Auch Tholuck hatte seinen Berliner Schützling durch ein warmes Schreiben an Heubner vorausgemeldet. „Diese Ostern," schrieb er,*) „bekommen Sie meinen liebsten Freund in Christo in Ihr Seminar, Rudolf Stier, einen Jünger von hellem Geist und dem wärmsten Herzen, der in allen Verirrungen der Zeit geschwebt, dem einst Jahn und Solger Christus gleich galten, und den der Herr jetzt zu einem so demüthigen, innigen, milden Jünger gemacht hat, daß ich mich an ihm erbaue." Rothe, der ihn von Berlin kannte, war von der Aussicht, dieses Originalgenie wieder zu sehen, weniger erbaut. Doch gab er bald zu, daß Stier hier ein Anderer sei. „Ich weiß keinen Menschen," schreibt er, „der sich in einem halben Jahre so von Grund aus verändert hätte. In seiner jetzigen Gestalt ist er mir von Herzen lieb." Stier war ein Anderer geworden, aber der Andere war ebenso durchdrungen von der eigenen Wichtigkeit wie weiland der Poet. Er zeigte bereits einen Katalog der von ihm zu schreibenden Bücher, die er dann auch meist geschrieben hat. Nach seiner theatralischen Weise wollte er nun auch in einer ausdrücklichen Retractationsschrift seine „Krokodilseier" und die übrigen poetischen und burschenschaftlichen Publicationen widerrufen. Die Schrift sollte den Titel tragen: „Freundliche Einladung zum Heil in Christo" oder auch: „Das Heil in Christo mit Beziehung auf mancherlei Abwege der Zeit betrachtet von Rudolf Stier". Aber Rothe und Gründler, seine neuen Rathgeber, brachten ihn von diesem Vorsatze ab, der nur zu deutlich bewies, wie richtig sein Lehrer Metger seine Bekehrung beurtheilt hatte. Am meisten überschätzte ihn Krummacher, der von ihm rühmt, „daß der Herr dem Stierlein einen tief grabenden Spaten gegeben und wackere Hörner wider die Bollwerke des Satans".**)

Mit Stier zusammen war der zehn Jahre ältere Candidat Fr. Ernst Gründler eingetreten, der den Freiheitskrieg mitgemacht und sich das eiserne Kreuz verdient hatte. Erst als Freiheitskämpfer, dann als Hauslehrer hatte er seine theologischen Studien über sieben Jahre, wie er bei seiner Bewerbung an Heubner selbst berichtet, unterbrechen müssen. Er war Erzieher der Kinder der Grafen Anton und Konstantin zu Stolberg-Werningerode gewesen, die ihn ungern ziehen ließen und später als „Hofprediger" zurückberiefen. Unter Beziehung auf Empfehlungen des ihm „sehr theuern Baron von Kottwitz und seines verehrten Lehrers Neander" forderte Gründler am 13. Januar 1821 von Heubner, ihm eine Seminarstelle noch weiter zu reserviren, da für die

*) Tholuck. 15. Dezember 1820.

**) Krummacher an Heubner, am 5. Januar 1825.

fünf jungen Grafen Stolberg, die er seit bald fünf Jahren erzogen habe, noch kein Nachfolger gefunden sei. Der alte Nitzsch schrieb an den Rand dieses Gesuchs: „Ein sonderbarer Mensch, dieser Gründler, mit seinen Zumuthungen," und bestand darauf, daß ihm Ostern als letzter Termin für den Eintritt bezeichnet werde. Nunmehr hatte er sich gestellt und Kottwitz hatte gelegentlich seines Besuches im Seminar veranlaßt, daß der zuverlässige Officier und Pädagoge dem phantastischen Stier als Stubengenosse zugetheilt werde. Mit ihm durch Kriegskameradschaft und gemeinsame Pädagogenthätigkeit im Stolberg'schen Hause war Christian von Hoff eng verbunden, der gleichfalls der strengsten Orthodoxie huldigte. Die beiden gräflichen Hauslehrer kehrten nun im Seminar die altgläubige Richtung mit schroffster Energie hervor und übten auf die um so viel jüngeren Genossen einen sehr entschiedenen und namentlich für Rothe nachtheiligen Einfluß. Stier und Gründler erkannten sofort, daß Rothe weitaus die wünschenswertheste Erwerbung für ihre Partei sein würde. Der bescheidene Rothe aber nahm das schroffe Selbstgefühl dieser Leute als Beweis ihrer Ueberlegenheit. Ihm imponirte die Zuversichtlichkeit und Geschlossenheit der Ueberzeugung, mit der die neuen Kottwitz'schen Freunde auftraten, und das handgreiflich Feste ihres Standpunktes. In einem Briefe, der allerdings unmittelbar nach Stier's Tod für die Söhne geschrieben ist, die ihn um Mittheilung seiner Erinnerungen ersuchten zum Zweck einer Biographie ihres Vaters, berichtet Rothe, er habe im Umgang mit Stier geglaubt, sich tief schämen zu müssen. Sein „bißchen" Christentum erschien ihm gegenüber, der scharfen Ausprägung und zweifellosen Selbstgewißheit von Stier's Glauben als etwas ganz Unfertiges, Unreifes und Schülerhaftes, und er war viel zu bescheiden, hinter der gesalbten theologischen Sprache Stier's den alten Berliner Narciß wiederzuerkennen. Die neuen Freunde führten ihn in die ihm bisher ganz fremd gebliebene asketische Literatur der Erweckten ein und er sah gläubig in ihrer Führung eine göttliche Fügung. Blieb dabei etwas zurück, was ihm nicht schmeckte, so sah er dies je länger je mehr nur als ein Zeichen seiner eigenen Unlauterkeit an. Die paar Erweckten empfanden denn bald das Bedürfniß, ihren Kreis zu erweitern. Ein Conventikel gehörte nun einmal zu den Erfordernissen eines pietistischen Arrangements. Namentlich Stier drang darauf, nach dem Vorbilde der Berliner Zusammenkünfte bei Tholuck die gläubigen Candidaten regelmäßig an bestimmten Abenden zu versammeln. Natürlich fühlten die Uebergangenen sich dadurch verletzt und sprachen von Separatismus. Eine Spannung trat ein, die die Offenheit und Vertraulichkeit, die früher in der Anstalt geherrscht hatte, verscheuchte. Zunächst war das Heubner'sche Lutherthum den aus Halle gekommenen Rationalisten und den Berliner Schülern Schleiermacher's zuwider. Einer zeigte den drei Separatisten die schiefen Fenster des Treppenthurms im Hofe und sagte: „So verschoben und verschroben ist die

Dogmatik eueres Heubner." Ein weiterer Anstoß war Heubner's Empfehlung der katholischen Erbauungsschriften eines Sailer, Franz von Sales und Angelus Silesius, die natürlich neues Wasser auf Rothe's romantische Mühle waren. Den Wittenberger Candidaten, die ohnehin aufgeregt waren durch die Conversionen von Fritz Stolberg, Friedrich Schlegel und so zahlreicher Künstler in Rom, München und Dresden, erschien diese Lecture sehr anstößig. Nirgend war Rothe's Vorliebe für das Mittelalter schlechter am Platz als in der alten Lutherstadt, wo man die Toleranz des unter Katholiken aufgewachsenen Breslauer Candidaten gar nicht verstand. Wie Bismarck sagt, er habe bei den ersten katholischen Schulkameraden stets an Scheiterhaufen und Pulververschwörung denken müssen, so berichtet Immanuel Nitzsch, in Wittenberg sei ein Katholik eine solche Seltenheit gewesen, daß er als Knabe mit allen seinen Kameraden aus der Schule direct nach dem Markte gestürmt sei, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es sei ein Katholik auf dem Markte. Auf Rothe konnte diese Beschränktheit nur die eine Wirkung haben, daß er sich in seiner katholisirenden Richtung noch erheblich verhärtete. Dazu überzeugte ihn seine zunehmende Abneigung gegen die vom Hofe betriebene Union, „daß die Protestanten sich allmählig aus dem Christenthum heraus in die kirchliche Gewalt der Fürsten hinein protestirt haben", so daß er um so mehr die Zukunft einem reformirten Katholicismus zueignet, in dem der Protestantismus nur noch ein aufgehobenes Moment sein wird. Erst Rom und sein dortiger Umgang mit dem protestantischen Rundkopf Bunsen rotteten diese katholisirenden Neigungen völlig in ihm aus. Als er Rom gesehen hatte, war er nicht mehr römisch. Dem täglichen Verkehre mit Stier schreibt Rothe später es zu, daß er sich schließlich völlig unter das Joch der Heubner'schen Fraction beugte. „Wenn ich," so bekennt er Stier's Söhnen, „das Ganze und Sichere des persönlichen Christenthums meines Freundes mit dem Unausgestalteten des meinigen verglich, so mußte ich mir ja wohl sagen, daß ich von ihm zu lernen habe. Die bibelfeste Gläubigkeit des sechzehnten Jahrhunderts, verbunden mit dem Pietismus des achtzehnten, nahm sich an ihm wahrhaft stattlich aus. Ihm paßte die Form des Christenthums, welche die Reformation ausgeboren hatte, wie auf den Leib gegossen." Aber in demselben Briefe findet sich doch auch das Bekenntniß, daß mit Stier der Geist der Zwietracht in die Anstalt einzog. „In der Zeit vor Stier's Eintritt," schreibt Rothe, „hatte unter den Mitgliedern der Anstalt ausnahmslos der Geist inniger Harmonie geherrscht. Man hatte sich allerseits als auch innerlich zusammengehörig gefühlt, und sich die gleiche Aufrichtigkeit des Herzens zugetraut, obgleich man sich wohl bewußt war, daß man nicht ausnahmslos in demselben Tone fühlte und in derselben Sprache dachte und derselben Sitte im Leben einherging. Das wurde nun anders; es bildeten sich Sonderungen, die zwar durchaus nicht etwa einander feindlich ent-

gegentraten, aber doch eine gewisse Spannung in den seminaristischen Kreis einführten und die rechte Offenheit und Vertraulichkeit aus demselben verscheuchten. Mir that das sehr wehe, und es war mir doppelt schmerzlich, weil auch mein Verhältniß zu demjenigen meiner Commilitonen, mit dem ich bisher am engsten verbunden gewesen war, mit Wiesmann, einigermaßen darunter litt. Es bedurfte bei mir einer moralischen Gewalt, die ich mir anthun mußte, um dafür zu halten, daß diese Lage der Dinge eine christlichere sei als die frühere." Bei seiner Neigung aber, sich von impulsiven Naturen in ihre Wege treiben zu lassen, finden wir ihn trotz dieses geheimen Unbehagens dennoch bald völlig in ihrem Bann.

Einen aufregenden Charakter nahm vollends der Verkehr mit dem krankhaft reizbaren Tholuck an, wenn er in Wittenberg erschien und seine Gebetszusammenkünfte abhielt. Aus manchen Briefen Rothe's ersieht es sich, wie Rothe auch jetzt noch innerlich gegen diese Weise reagirte, aber schließlich ließ er sich doch immer wieder von diesen Aposteln imponiren, obwohl man wohl fragen darf, welchen Beruf der verbummelte und zerfahrene Stier und der noch immer von Selbstmordgedanken gepeinigte Tholuck hatten, Rothe zu bekehren. Aber sie brachten es fertig. „Es kostete mir einen nicht immer leichten Kampf," sagt Rothe, „aber ich gab nicht nach. Ich wollte Ernst machen und ein Christ werden wie die Andern es waren." So wurden denn Stier, Rothe und Gründler im neuen Semester die Säulen der engeren Kirche und Rothe selbst schaute zu Stier als zu der höheren Natur bewundernd empor. „Er war es," sagt er, „der mir anderthalb Jahre lang, täglich beschämend und erweckend vorgeleuchtet hat mit dem ganzen Ernste und der Sicherheit seiner aufrichtigen altevangelischen Frömmigkeit." Unterstützt wurde dieser persönliche Einfluß durch gemeinsames Studium Zinzendorf's. Aber es gab doch eine Reihe ursprünglicher Kräfte in Rothe's Natur, die gegen die pietistische Enge reagirten. Dem von Jugend auf arbeitsamen Sohne des fleißigsten preußischen Beamten war die erbauliche Vielthuerei, an die Stier gewohnt war, nicht *Arbeit* für das Reich Gottes, sondern geschäftiger Müßiggang. Er selbst schreibt dem Vater einmal, daß er von Natur zum Biber- und Ameisengeschlecht gehöre, nicht zur Dachs- und Schneckenfamilie und oft bedauere, nur zwei Hände zu haben. So kehrt bald der Wunsch bei ihm ein, sich ehrlicher und rechtschaffener Arbeit zuwenden zu dürfen. Auch auf der Höhe der Stier'schen Freudigkeit konnte er sich nicht halten. Er bekennt später, ein aufrichtiger aber kein glücklicher Pietist sei er gewesen. Das Schönste an ihm, seine Frohnatur, war geknickt. Nach der ersten unbeschreiblichen Seligkeit der Gewißheit überfällt ihn bald eine heiße Sehnsucht nach der Taufe der Leiden, damit sie ihn von seiner Halbheit erlöse und bei dem steten Achten auf sich selbst geht ihm alle Unbefangenheit und die Einheit mit sich verloren. Auf stete Selbstbeobachtung und trübsinniges

Mißtrauen gegen seine natürlichen Anlagen wird er förmlich abgerichtet und das schöne Gefäß droht in plumpen Händen zu zerbrechen. Zunächst ist es die Sorge der neu gewonnenen Brüder, ihn mit allen „lieben Gotteskindern" des Umkreises bekannt zu machen. Namentlich „unser lieber Bruder Emil Krummacher" ist häufig in der Stadt, aber auch die erweckten Laien werden fleißig aufgesucht und da ist natürlich jeder „eine höchst eigenthümliche Erscheinung im Reiche Gottes". Auf einem Dorfe lernt Rothe ein paar erweckte Bauern, Stolle und Krause, kennen, denen er nicht würdig ist das Wasser zu reichen. Auch ein frommer Lieutenant gehört zum engsten Kreis. „Im Herrn ist doch sogleich Alles einander vertraut und gegenseitig aufgeschlossen." In sehr anerkennenswerther Weise bethätigten die drei Freunde, Rothe, Gründler und Stier, ihren Eifer, indem sie die Dörfer, auf die der Diakonus Seelfisch nur zweimal im Jahr zum Gottesdienst kam, mit regelmäßigen Andachtsstunden versorgten. Es lag darin freilich eine Kritik des vernachlässigten Pfarrdienstes und diese wendete sich auch bald gegen das Seminar und seine Ordnungen.

Eine erste Action gegen die Leitung der Anstalt wurde im Herbst von Stier in's Werk gesetzt. Es war eine an sich nicht unzweckmäßige Uebung, daß die Candidaten zuweilen unvorbereitete Ansprachen improvisiren mußten. Aber ähnlich den medicinischen Uebungen am Phantom oder den Exercitien der Prinzessinnen, die mit einer Reihe Stühle Cercle halten und jedem Stuhle etwas Passendes sagen müssen, ließen die Lehrer ihre Candidaten Beichtermahnungen, Ansprachen am Krankenbette, Anreden an Delinquenten aus dem Stegreife halten. Gerade den Ernsteren widerstrebte dieses „Experimentiren im leeren Luftraum". Sie traten im November, als diese Uebungen wieder beginnen sollten, zusammen und beriethen eine Eingabe, die Stier entworfen, Rothe corrigirt und abgeschrieben hatte und die Gründler, als der Aelteste, überreichte. Sie erklärten, daß es gegen ihr Gewissen sei, etwas, was nur in ernstem Glauben mit Erfolg gethan werden könne, in dieser mechanischen Weise einzuüben; sie hielten solche Einübung aber auch für unnöthig, da Schrift und Erfahrung lehrten, daß Gottes Geist allein zeugen könne, was Wahrheit sei. Demgemäß baten sie den Director um Entbindung von dieser Uebung, die ihr Gewissen beschwere. Schon das Anhören der sacramentlichen Worte der Sündenerlassung, von Gelegenheitsreden ohne Ernst und Wahrheit sei ihnen anstößig und darum wollten sie auch nicht passive Theilnehmer sein. Die Folge war, daß die Unterzeichner der Eingabe von diesen Uebungen wirklich entbunden wurden, während die Mehrheit sie nach wie vor fortsetzte. Nachdem diese erste Renitenz von Seiten des greisen Seminardirectors Nitzsch, wohl auf Befürwortung des Ephorus Heubner, nachgesehen worden war, ergriff aber der Geist des Widerspruchs die ganze Anstalt. Die Herrn Candidaten waren mit dem seit Beginn des Jahres 1821 aus Berlin nach Wittenberg berufenen Pro-

fessor Schöne unzufrieden. Derselbe war offenbar seiner Stellung nicht gewachsen und suchte sich das Einarbeiten in die mühsame Lehraufgabe dadurch zu erleichtern, daß er die Stunden über Geschichte der Predigt mit dem Vorlesen einer Uebersetzung Gregor des Großen und Gregor des Wunderthäters ausfüllte. Die Besprechung der sogenannten Quinqueabende hielt er in einem öffentlichen Biergarten ab, wo er Geschichten von der Dummheit der Bauern und der Bosheit der Schulmeister zum Besten gab, und die Vorlesungen, die er hielt, schlugen den geringen Stoff unleidlich breit. Was er gebe, meint die Eingabe der Candidaten, lasse sich in zehn Minuten sagen, es sei aber unbillig, daß sie ihm dafür eine Stunde opfern sollten. Auf Angriffe gegen seine oft sehr anfechtbaren Aeußerungen habe er schon mehrfach zugeben müssen, daß er dieselben nicht reiflich habe erwägen können und sie lieber zurücknehme. Die Seminaristen beschlossen nun, im Interesse der Anstalt, wie sie sagen, dem Directorium diese Mißverhältnisse vorzutragen in einer Eingabe von zwölf Folioseiten*), die wiederum von Rothe verfaßt war. Dieses Mal gab Nitzsch die Eingabe an Schöne, der sie den Petenten mit dem Verlangen zustellte, die einzelnen Candidaten sollten sich mit ihrem Namen unterzeichnen, damit sie für die Folgen verantwortlich gemacht werden könnten. Diese unterzeichneten nunmehr nachträglich bis auf den letzten Mann und Rothe legte wiederum einen Brief bei, die Candidaten hätten eine persönliche Unterschrift für unnöthig gehalten, da ja die Eingabe ebenso wie dieser Brief ergangen sei: „im Auftrag der sämmtlichen Mitglieder des Predigerseminars". Weitere Folgen hatte der Schritt der Candidaten zunächst nicht, aber daß die stark denunciatorische Eingabe einen guten Eindruck mache, kann man nicht sagen. Man legt sie, wie so manches Schriftstück dieses Jahrs, mit der Empfindung weg: „schlechter Umgang verdirbt gute Sitten". Als Rothe später selbst als Schöne's Nachfolger mit der Wohlweisheit der Herrn Candidaten in allerlei Conflicte gerieth, dürfte er kaum mit besonderem Vergnügen sich an diese Vorgänge erinnert haben.

Vom Seminar unbefriedigt, suchten Rothe und seine neuen Freunde nun je länger, je mehr bei den Erweckten außerhalb Wittenbergs näheren Anschluß. Am häufigsten wanderten sie nach dem drei Stunden entfernten Coswig in die Pfarre von Emil Krummacher. Auch Heubner schloß sich dabei, trotz des Altersunterschieds, diesen Ausflügen an. „Ehe er dann Abschied nahm," erzählt Krummacher, „war es ihm Bedürfniß, daß wir gemeinschaftlich auf den Knieen zusammen beteten." Mit Freude und Dank erinnert sich Krummacher auch der Neujahrsnacht von 1821, zu der er und Tholuck, den Rothe den Eltern gegenüber nicht erwähnt, nach Wittenberg in's Seminar gekommen waren. Rothe selbst schreibt darüber nach Hause: „Montag früh kam der alte liebe Krum-

*) Sammlung Ahrendts.

macher aus Coswig herüber. Mit ihm und seinem Begleiter, einem ehrwürdigen Tuchmacher aus Coswig, Seiler, und wir können wohl sagen auch mit dem Herrn, habe ich die Neujahrsnacht bis gegen vier Uhr des Morgens zugebracht. Ach, was war das für ein Neujahr! Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Daran haben wir es nicht fehlen lassen, auch für Euch reichen Segen zu erflehen. Mittwoch Abend ging Krummacher wieder zurück, nachdem wir selige unvergeßliche Tage miteinander durchlebt." Aber nicht immer war der Ton auf diesen weichen Accord gestimmt. Stier war wegen seiner satirischen Ader schon in der Burschenschaft unbeliebt gewesen. Auch jetzt gab er durch scharfes Reden vielfach Anstoß. Bei einer Tour in's Eulengebirge war er der wohl aufgenommene Gast einer Frau v. Zezschwitz, bis sie ihn am Sonntag predigen hörte. Dann, schreibt er, habe er mit der „gnädigen Frau Merkwürdiges gehabt". Sie war von Stund an stumm gegen ihn und völlig entfremdet. Endlich brachte er heraus, der herrenhutisch gerichteten Dame habe seine Predigt mißfallen, da sie absolut lieblos gewesen sei. Er selbst rechnet aber dieses Richten unter seine Stärken und zieht selbst den so freundlichen und milden Rothe in diese Weise hinein. Hatte Rothe im ersten Semester, ehe Stier und Gründler kamen, bei seinen Ausflügen nach den benachbarten Pastorenhäusern nur liebe, treffliche Menschen begegnet, so sieht er jetzt nur noch Unglauben und Paganismus. Bei einem Ausflug, den er mit Bruder Stier und Bruder Gründler auf's Land hinaus macht, glossiren die drei preußischen Candidaten in dem suffisanten Tone, den Rothe früher an den Berlinern so unausstehlich fand, alle Personen und Einrichtungen dieser verkommenen rationalistischen sächsischen Bevölkerung. Die Kirchen sind den jugendlichen Kirchenlichtern heidnische Tempel, die Ueberschrift: „Frieden, Hoffnung, Ruhe, Eintracht" sollte an einem Tempel der Vernunft angebracht werden, der Cantor ist von den Incroyables in Paris verschrieben, der Küster bewegt sich en dansant durch das Gotteshaus, der Diakon gehört in ein holländisches Kneipenbild und verrichtet seine Diakonalien, als ob er ein Butterbrot äße, der ellenlange Propst hat einen „veritablen Luchskopf". Vollends die Predigt erweist den alten Rationalisten als einen verächtlichen Heuchler, „der zum Schluß auch noch die Stirne hat, der Gemeinde das apostolische Glaubensbekenntniß vorzulesen". Wie anders hatte Rothe vor der Ankunft Stier's und des gräflichen Hauslehrers die umliegenden Pfarrhäuser beurtheilt und wie viel christlicher. Jetzt schlugen die Verbündeten auch im Seminar diesen neuen Ton gegen Lehrer und Studiengenossen an. Noch zu Anfang des vorigen Semesters hatte Richard dem Vater geschrieben: „Wir leben hier ein veredeltes Studentenleben, das die auswendige Eckigkeit und Roheit ganz abgestreift und doch den Sinn für höhere Interessen und die offene Zutraulichkeit bewahrt hat. Dabei wird die strengste Duldung der verschiedenen theologischen Ansichten geübt." Mit dieser Duldung

hatte es nun ein Ende. Aus dem Collegium der Lehrer selbst förderte der leidenschaftliche Heubner das aggressive Vorgehen der Erweckten, während Ernestine Nitzsch, die zum Pietismus bekehrte, liebenswürdige Tochter des Generalsuperintendenten, die Verbündeten, Rothe, Stier und Gründler, bei ihrer Mission in der Anstalt mit ihrem Rath begleitete und mit ihren Gebeten unterstützte, aber am väterlichen Tische manches bittere Wort über die Dreie hören mußte. Dem Einflusse Heubner's schreibt es Rothe's späterer Stubengenosse Carstädt zu, daß er bei den Recensionen seiner Predigten sich die schlimmsten Prognosen für seine künftigen Gemeinden, „in widerwärtigster und empfindlichster Weise von den Seminarbrüdern in Christo gefallen lassen mußte, die unter den Einflüssen Heubner's in den grellsten Farbenwechsel gerathen waren". Auch den rationalistischen Lehrern wird jetzt principiell Opposition gemacht. „Die Wenigen," schreibt Rothe, „die ihres Glaubens gewiß sind, können unmöglich die in ihren Augen gottlosen Dinge ruhig mit anhören, die dort von Nitzsch, Schleußner und einigen Seminaristen oft genug gesprochen werden. Daher sind wir oft genöthigt, trotz allen äußern Respects, auf's allerbestimmteste gegen sie aufzutreten ... Wir würden dergleichen Auftritte herzlich gern vermeiden, besonders da die beiden genannten Directoren bei solchen Gelegenheiten so augenblicklich in Verlegenheit und Verstummen gerathen, wenn unsere Verhältnisse es irgend erlaubten. Aber bei unserer übrigen Weise zu predigen, zu reden und zu leben, müßte man es uns durchaus als Feigheit deuten, wenn wir, besonders als Recensenten, Dinge hingehen ließen, die wir wie alle übrigen wissen, auf's höchste mißbilligen. Uns hat der Erfolg gelehrt, daß gerade seit wir recht bestimmt in dieser Hinsicht aufgetreten, mehrere dem Glauben an Christum sonst Widrige gewonnen worden sind." Später freilich gibt Rothe selbst zu, daß die „Erweckten" den Frieden der Anstalt gründlich zerstört hätten, namentlich indem sie die „Unerweckten" von ihren aparten Gebetsübungen ausschlossen, von denen er doch selbst bekennt, sie hätten ihn keineswegs innerlich gefördert. Die Folge der Spaltung war gegenseitiger Argwohn und ein stetes sich Belauern, und schließlich freut sich Rothe auf die Stunde, mit der er nicht mehr nöthig haben werde, „das unnütze Geschwätz des alten Nitzsch und Schleußner täglich anzuhören, sondern ungestört dem Herrn in seiner Weise werde dienen dürfen". Den beiden alten Herrn konnte die veränderte Stellung ihrer Zöglinge nicht verborgen bleiben und eben so wenig, wem sie diese Unbotmäßigkeit verdankten. So sehen wir Heubner selbst in der Stille abwiegeln. Als er im Sommer 1822 wegen einer Sendung nach Hinterpommern von Wittenberg abwesend ist, erstattet ihm Gründler Bericht über den Stand der Anstalt und da heißt es: „Den guten Geist, von dem ich rede,*)

*) Gründler an Heubner. Wittenberg, 11. Juni 1822.

finde ich darin, daß der Parteigeist, wie das schon vor Ihrer Abreise mehr und mehr anfing, ausgestürmt hat, und an seine Stelle nicht eine todte Toleranz, sondern ein inniges miteinander Suchen eingetreten ist." Es war danach Heubner's eigenes Bemühen gewesen, die erregten Wogen wieder zu beschwichtigen.

Rothe seinerseits war in den Ferien in Breslau. Aber das persönliche Zusammensein mit den Eltern hatte nicht mehr den früheren dämpfenden Einfluß, wenigstens widmet er der gemeinsamen Sommerfrische im Bade Landeck einen höchst eigenthümlichen Nachruf. Er stellt sich im Geiste in die Landecker Trinkbrunnenallee und versichert, er habe seit langer Zeit keinen solchen Haufen Laffen zusammen gesehen als dort, eine Versammlung intellectueller und vor allem sittlicher Carricaturen. Er würde verrückt werden, wenn er in solcher Gesellschaft sein Leben würde zubringen müssen. Das also war aus dem wohlerzogenen, bescheidenen, taktvollen, menschenfreundlichen jungen Mann geworden seit seiner — „Bekehrung". Man ist versucht seiner naiven Selbstbetrachtung zuzustimmen, wenn er in dieser Periode einmal schreibt: „Ich glaube, das alte Herz wird immer schlechter, je mehr das neue Herz zu gedeihen anfängt." Dazu gehörte denn auch, daß das Parteiwesen sein sonst so unbefangenes Urtheil nun völlig zerrüttete. In sehr bezeichnender Weise zeigt das die befangene Auffassung, mit der er der großen Wittenberger Feier der Einweihung des Lutherdenkmals beiwohnt.

Am 31. October 1821 sollte das Reformationsfest in Wittenberg gefeiert und das Lutherdenkmal bei dieser Gelegenheit enthüllt werden. Die Sockelinschrift bestimmte dasselbe: „zum Denkmal des Doctor Martin Luther und der Vereinigung beider evangelischen Kirchen." So bedeutete das Fest die Inauguration der Union für die alte Lutherstadt. Dem Könige war die Union ein Hauptzweck seines Lebens. Der trockene Soldat hatte sich für diesen Gedanken so begeistert, daß er für ihn sogar selbst als Schriftsteller und Toleranzprediger auftrat und mit ungewöhnlicher Energie und Zähigkeit bis in sein Alter, auch gegen den Widerspruch seiner Minister und seines Kronprinzen, an ihm festhielt. Schleiermacher's Anstellung als Universitätsprediger in dem lutherischen Halle wurde ausdrücklich damit begründet, daß die Unterscheidungslehren zwischen Reformirten und Lutheranern keine wesentliche Bedeutung mehr hätten. Zu der Confirmation seines Kronprinzen hatte er reformirte und lutherische Geistliche zugezogen. Zum Jubelfeste der Reformation 1817 erließ er einen Aufruf, den er selbst entworfen hatte und der dann von seinem geistlichen Beistand Eylert noch abschließend redigirt worden war, in dem er seinen Willen zu erkennen gab, die von seinen Vorfahren längst angestrebte Kirchenvereinigung im Interesse der Toleranz, wie zu Nutz der Kirchen- und Schulverbesserung durchzuführen, allerdings nicht mit amtlichem

Zwange, sondern durch Belehrung und freundliche Förderung. Den weiteren Verlauf haben wir bereits berichtet und ebenso, wie Rothe in Heidelberg sich der Communion in der reformirten Heiliggeistkirche entzog, an der seine Freunde Krauß und Prittwitz sich betheiligten, da er blindlings auf dem Wege bleiben wolle, auf den ihn Gott durch seine Geburt gestellt habe. Seitdem hatte sich unter Heubner's Einfluß seine Abneigung gegen die Unionssache noch erheblich verstärkt.

Die Schriften, die die Union als eine Erfüllung der eigenen Wünsche Luther's priesen, beleidigten seinen Wahrheitssinn. Daß das Brotbrechen, statt des Gebrauchs der Oblaten, der Schrift allein gemäß sei, läßt er nicht in dieser Bestimmtheit gelten, da der Ausdruck des Brotbrechens sich im neuen Testament öfters gar nicht auf die Eucharistie beziehe. Die Recitation der Spendeformel gebe kein Bekenntniß, sondern eine historische Relation und lasse auch den willkürlichsten Interpretationen Spielraum. Auch hier hält er es mit seinem Klaus Harms, nach dem die Lutheraner als die klugen Jungfrauen zu den Reformirten sprechen sollten: „Nicht also, damit es nicht uns und Euch gebreche. Gehet ihr hin zu den Krämern." In diesem Sinne verzeichnet er auch mit großem Behagen alle angeblichen Symptome, daß es mit dem königlichen Werke bereits wieder rückwärts gehe und stellt das völlige Scheitern desselben in baldige Aussicht. Da nun die Enthüllungsfeier des Lutherdenkmals zugleich als Verbrüderungsfest der beiden evangelischen Confessionen gemeint war, verstockten sich Heubner's Anhänger zum voraus gegen die ganze Sache. „Da wir unsererseits nichts hören wollen," schreibt Rothe an den Vater, „so wird es nichts helfen, wenn man uns noch so viel vorreden wird." Die Seminaristen würden nicht umhin können, im Candidatenfrack und Wadenstrümpfen Spalier zu stehen, aber viel Stimmung werde nicht vorhanden sein und so fürchtet er, der ganze Verlauf werde nur dazu dienen, die innerliche Verbitterung und den verhaltenen Ingrimm seiner Majestät zu vermehren. Indessen erschien weder der König noch der Minister Altenstein, sondern verstimmt über die in Wittenberg zu Tag tretende Opposition überließ der Hof die Repräsentation den Provinzialbehörden. Sonst aber war eine unbeschreibliche Masse Menschen zusammengeströmt, so daß man sich nur mit Mühe durch die Straßen durchdrängen konnte. Die Feier selbst fand vor der frommen Clique, der Rothe sich neuerdings angeschlossen hatte, trotz dieser Begeisterung der Bevölkerung, keinerlei Gnade. Die Rede des siebzigjährigen Generalsuperintendenten Nitzsch nennt der junge Candidat hausbacken, die des Propsts Schleußner über allen Glauben unbedeutend und langweilig. Nur Heubner „hielt eine überaus kräftige freimüthige Rede, die für manche sehr bitter geschmeckt haben mag; und die wahrlich im Stande gewesen wäre, unsere lieben Leute, die sich wer weiß noch wie viel darauf einbilden, Luthern eine Denksäule errichtet zu haben, (da doch er sie unmöglich anders anreden könnte als ‚ihr Otterngezüchte und Schlangen-

brut,') aufzuwecken, wenn nicht das Opium des Satans so wohlschmeckend wäre, daß sie je länger, je mehr davon verzehren und daher immer schlaftrunkner werden". Auch auswärts machte Heubner's Predigt Aufsehen und Neander bestellt dieselbe sogar für etliche christliche Männer in Hamburg, die sie im Buchhandel nicht haben erhalten können.*) Natürlich konnte es dem Vater wenig gefallen, wenn sein jugendlicher Sohn eine Bürgerschaft, die sich während der Belagerung von Wittenberg bewundernswerth benommen hatte und die aus der Verwelschung der Franzosenzeit in ihrem Kerne ungeschädigt hervorgegangen war, Schlangen und Otterngezüchte nannte und ein Volksfest wie dieses nur mit hämischen Glossen begleitete. Er aber schließt: „Die Sache war geschehn, und wir waren herzlich froh, aus den kurzen Beinkleidern herauskriechen zu können." Mit Kopfschütteln bemerkt der Vater dazu, daß er mit dieser neuen absprechenden Weise Richard's gar nicht zufrieden sei. Er verweist ihn auf die Berichte der Zeitungen über das Reformationsfest in Wittenberg, die in einem ganz anderen Tone gehalten seien, er nennt Richard's Briefe unklar und unverständlich. Aber die frühere Willigkeit, sich von dem sonst so hochverehrten Vater belehren zu lassen, hat aufgehört. Der Sohn antwortet stets mit einem Schauer von Bibelsprüchen und pietistischen Redensarten, die doch niemanden darüber täuschen können, daß seine kindliche Pietät durch seine Kottwitz'sche Bekehrung nicht gewonnen hat.

Fast größeren Eindruck als der Unwille des Vaters macht es ihm, daß Ernestine Nitzsch, die pietistische Tochter seines Generalsuperintendenten, sich gleichfalls gegen die Opposition der gläubigen Freunde ausspricht. Ernestine spielte im Seminar eine große Rolle. Sie trieb unter den Seminaristen eine eifrige Seelsorge und fand bei den Zöglingen des Klosters so ehrerbietigen Gehorsam, daß man sie die Aebtissin zu nennen pflegte. Tholuck schreibt einmal an Stier: „Grüße mir Ernestine, die himmlisch stille, reine Magd!" Auch Rothe ist ihr eng befreundet und treu ergeben. Einen minder günstigen Eindruck hat die Aebtissin auf Hahn gemacht.**) Er schreibt von dem Ebel'schen Kreise in Königsberg: „Die Frauen dieser Partei haben im Wesen und Reden auffallende Aehnlichkeit mit Ernestine Nitzsch, wie ich sie früher kannte. Vielleicht hat sich jetzt die modische und süßlich förmliche Frömmigkeit in ihr mehr zu derjenigen verklärt, die weder süß noch sauer, sondern in gerader Liebe gegen Jedermann thätig ist." Den pietistischen Candidaten dagegen war diese Weise sich zu geben sehr sympathisch. Gründler erstattete ihr bei dem Diakonus Seelfisch regelmäßigen Bericht über den Stand des christlichen Lebens im Seminar, und schon im Sommer 1821 frohlockt sie über Rothe's und Stier's

*) Neander an Heubner, 21. September 1818.

**) Hahn an Heubner. Königsberg, 19. Januar 1824.

Erfolge. „Der heilige Geist wird gewiß mit diesen beiden sein. Es ist ihnen Ernst mit dem Christenthum, schon ist durch sie Einer sehr umgewandelt.“ In der Unionssache ist Erneſtine aber in weiblicher Weise für die Vereinigung, nicht für Aufrechterhaltung der Trennung, doch alles in bescheidener, zarter Weise. Während des Streites schreibt sie einmal: „Auch im Seminar ist viel Aufregung. Die lieben Brüder Gründler, Stier und Rothe haben mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber Gott ist sichtbar mit ihnen. Auch über diese drei muß ich manches Schwere hören. Mir treten sie im Geiste immer näher, auch ohne äußere Gemeinschaft, und ein Zusammentreffen mit ihnen ist mir Seelenstärkung. Durch diese Werkzeuge sind auch mehrere andere Seminaristen deutlich vom Geiste angefaßt.“ Am Montag Abend, wenn Seelfisch die Candidaten zum Thee bei sich hatte, fehlte Erneſtine nie und wußte mit jedem auf die für ihn angemessene Art zu reden, über seine Predigten und Studien zu rathschlagen und in zarter Weise auf dieses und jenes aufmerksam zu machen. In dieser milden Nähe schlug auch Stier's wildes Reformatorenherz sanfter und als er an einem Abend nach einer Andacht Heubner's ganz in Thränen aufgelöst war, fragte ihn Rothe, was er nur habe? Da gestand ihm Stier, daß er Erneſtinen liebe. Bald folgte denn auch sein briefliches Geständniß an die Geliebte, das zu einer längeren erbaulichen Correspondenz führte. Am 16. Januar 1822 schreibt Erneſtine zwar noch: „von mir gar nicht, im Herrn aber doch sehr geliebter Rudolf“. Aber bereits am 10. Februar ist sie überzeugt, daß der Herr Rudolf und sie als *eine* Seele zeichne und so schließt Stier's Seminarzeit, so wie die Rothe's, Hahn's und vieler anderer Candidaten mit einer Verlobung ab. Durch dieses Herzensgeheimniß flocht sich zwischen Stier und Rothe ein neues Band. Rothe ist es, dem Erneſtine ihre Briefe an Stier zur Bestellung anvertraut. „Mein lieber Rothe,“ schreibt Stier einmal, „und meine liebe Erneſtine, Du mein unaussprechlich geliebtes anderes Herz! Ihr seid die Geschwister, die mir der Herr gegeben hat, mich Elenden recht fest einzuklammern in die Gemeinschaft der Seinigen.“ Täglich mehr umsponnen von diesem engen Bunde mit Erneſtinen, Stier und Gründler sieht Rothe alles mit ihren Augen. Jeder objective Maßstab geht ihm verloren und er beurtheilt, ganz wie Heubner, alle Theologen nach ihrer „Stellung zum Herrn“, das heißt zum Pietismus. Daß Tholuck schon jetzt, trotz seiner akademischen Mißerfolge, der Berliner Universität als Extraordinarius oktroyirt wird, erfüllt ihn mit Freude. „Das ist einmal ein Professor, wie er sich gehört!“ Auf des Vaters Anfrage, was er von dem berühmten Tzschirner halte, gibt der Sohn dagegen die unartige Antwort: „Gelehrten Ruf hat er allerdings, aber das heißt nach unserem Sprachgebrauche nichts anderes als er hat viele Bücher drucken lassen.“ Statt seiner schlägt er für Breslau Strauß in Elberfeld vor oder Krummacher in Bernburg, allenfalls auch den Sohn

Nitzsch, Propst in Kemberg, obwohl er fürchtet, „das reine Evangelium möge ihm auch noch nicht klar in die Augen geleuchtet haben“. Ebenso sind es die Schriften des späteren Führers der Luther'schen Separation, des Weimar'schen Gebetsdoctors de Valenti und des in Geisteskrankheit endenden Breslauer Professor Scheibel, die er dem Vater dringend empfiehlt; auch eine Lecture von Haman's Werken könnte wie ein Rheinweinbad den ganzen Menschen beleben. Den Propst mit dem Luchskopf will er nach einem zweiten Besuche wenigstens gnädig dem Gerichte Gottes anheimstellen. Der Vater freilich ist tief niedergeschlagen über diese neuste Entwicklung seines einzigen Kindes und wenn er auch versichert, er werde sich auch eines pietistischen Sohnes nicht schämen, so nennt er doch in einem traurigen Briefe Richard's Ansichten „düster und unklar“. Mit dieser Strenge gegen alles Weltförmige und Rationalistische contrastirt nun nicht eben angenehm die kritiklose Begeisterung des Seminaristen für das Thun und Treiben der Conventikelleute, das er allewege „köstlich, lieblich, erwecklich“ findet. Das große, volksthümliche Reformationsfest hatte ihn kalt gelassen und von einem Oratorium, „das Weltgericht“, in Dessau hat er nur zu melden: „Solche Musiken wollen aus dem Glauben heraus componirt sein, sonst geht's nicht, übrigens kannst du mir nicht glauben, wie mir der Anblick einer solchen Versammlung das Herz durchschneidet. Da kann man recht sehen, wie elend und bejammernswürdig der Mensch ist, bevor er durch den lebendigen Glauben an Jesum wiedergeboren ist.“ An den pietistischen Versammlungen findet er dagegen alles herzerquickend, und eifrig betheiligt er sich an den Demonstrationen, die die gläubigen Kreise veranstalten, als Heubner in der Eigenschaft eines königlichen Commissärs nach Pommern abgeht, um zwischen den dortigen Separatisten und dem Consistorium zu vermitteln. So abenteuerlich das Treiben der pommer'schen Sektirer war, Rothe ergreift mit Begeisterung Partei für sie. An der Spitze der Bewegung standen die drei Brüder von Below, von denen einer noch eben Stier zum Hauslehrer begehrt hatte. Stier lehnte ab, da selbst Kottwitz „bei aller Liebe zu den lieben Brüdern von Below“ es nicht klug fände zu dem Rufe des Burschenschafters, der Stier noch anhaftete, auch noch den des Unionsgegners hinzuzuerwerben. Die Gebrüder von Below hatten zu dem Berliner Freundeskreis eines Diez und Kottwitz gehört und versuchten, ihre dort gewonnenen Ueberzeugungen auch in Pommern auszubreiten. Aber die Pastoren ihrer Nachbarschaft zwischen Stolpe und Schlawe, unweit der Ostsee, verhielten sich ablehnend. Zuerst fing nun Gustav von Below an, für seine Gutsangehörigen auf Reddentin selbst Erbauungsstunden zu halten. Dann fiel auch der viel leidenschaftlichere und aufgeregtere jüngere Bruder Heinrich von Below auf Pennekow und Selhof ihm bei, und schließlich folgte auch der ältere Bruder Carl von Below auf Gatz. Der Zulauf zu ihren Erbauungsstunden wurde immer stärker und während die Pastoren ab-

wehrten, ahmten andere Edelleute, wie Senfft in Rathenow, Tadden in Trieglaff das Beispiel der Below's nach. Heinrich von Below auf Seehof begann nun auch das Abendmahl auszutheilen, den Gottesdienst in der Landeskirche zu meiden und erklärte selbst die Augsburger Confession für ein fleischliches Machwerk ohne Geist. Ungeschicktes Eingreifen der Landräthe und Gensdarmen goß Oel in's Feuer. Die Versammlungen schwollen zu Tausenden an, Knechte und Mägde begannen zu weissagen und in Zungen zu reden, Taglöhner und Weiber predigten und prophezeiten und Heinrich von Below selbst wurde so vom Geiste ergriffen, daß er einmal eine Stunde lang fortwährend rief: „Komm, heiliger Geist!" bis er erschöpft zu Boden fiel. Die Regierung in Cöslin wollte die Blücher'schen Husaren gegen die Massenversammlungen in Bewegung setzen, aber nun nahm sich der Kronprinz der Freunde seines Kottwitz an. Die Polizeimaßregeln wurden eingestellt und der König ernannte eine Commission, bestehend aus dem Propste Ribbeck, dem Justizrathe Müller und dem Regierungsrathe Streckfuß. Auf Kottwitz' Betreiben setzte der Kronprinz es durch, daß auch Heubner der Commission als Mitglied beigegeben ward.

In Wittenberg legten die pietistischen Kreise dieser Auszeichnung ihres Führers große Bedeutung bei und Heubner selbst behandelt seine Mission mit großer Wichtigkeit. „Um sechs Uhr des Morgens," schreibt Rothe, „predigte er noch vor einer vollen Kirche aus der Fülle des Herzens. Um halb acht Uhr zog er aus der Stadt, begleitet von dem größten Theile von uns. Vor dem Thore empfing ihn eine zahlreiche Versammlung der Bürgerschaft und ein Haufen von Leuten aus allen Geschlechtern und Altern, die sich alle anschlossen. Beim Weitergehen stieß er alle Augenblicke wieder auf einen Haufen seiner Gemeindeglieder, die ihm noch Blumen auf den Weg geben, ihm noch Lebewohl sagen wollten." In Berlin wird den Commissaren nochmals alle Schonung der Below's empfohlen, namentlich von dem pietistischen Kronprinzen, mit dem Heubner eine lange Konferenz hatte. „In bessere Hände," meint Rothe, „konnte die Sache nicht gelegt werden als in die unseres Heubner." So meldet dieser denn auch, daß er in Stolpe preiswürdige Wunder der göttlichen Gnade gefunden habe. „Besonders kann er nicht genug beschreiben, wie herrlich verklärt durch Gottes Gnade der mittlere Herr von Below (Gustav) sei, und welcher himmlische Friede in diesen Dörfern wohne. Daß er solchen Brüdern nicht kindlich und mit Thränen um den Hals fallen kann, sondern gegen sie die gemessene Rolle des Commissarius spielen muß, martert sein Herz um so mehr, als es das erste Mal ist, daß er eine so ausgebreitete und zusammenhängende Erweckung mit eigenen Augen zu sehen bekommt." Von den anderen Commissarien freilich, meint Rothe, gelte das Wort des Apostels; der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. „Nur die Sünde hat das große Privilegium der freien Religionsübung über den ganzen Erdboden." Das wahre

Christenthum, schreibt er, sei in allen Jahrhunderten verfolgt worden, nur das Namenchristenthum passire frei. „Hast Du jemals gehört, daß ein Schatten gepfändet worden sei, weil er über die junge Saat lief," fragt er den Vater. Heubner's Mission nahm volle zwei Monate in Anspruch. Ueberall wurden protokollarische Einvernehmungen veranstaltet. Die Below's erklärten, sie wollten nichts Anderes sein als evangelische Christen, aber den symbolischen Büchern könnten sie keinen unbedingten Glauben beimessen. Teufelsbesitzungen und Wunder hielten sie auch in der Gegenwart für möglich. Ihre Separation werde fortdauern bis der König ihnen gläubige Prediger sende. Ueber den Gesammteindruck, den die Führer machten, war die Commission getheilter Meinung. Heubner nahm sich ihrer an, die anderen Herrn meinten, ihr Wirken sei überwiegend schädlich. Als Abhülfe empfahl die Commission eine gesetzliche Gestattung der religiösen Versammlungen unter den erforderlichen Vorbehalten und Ersetzung der umliegenden Pastoren durch solche, zu denen die Separatisten sich eher ein Zutrauen fassen könnten. Diesen könne dann die Abhaltung von außerkirchlichen religiösen Versammlungen ohne alle Einschränkung gestattet werden. Heubner gab außerdem ein Separatvotum an den König ab, in dem er aussprach, daß er in der ganzen Bewegung nichts sehen könne als eine reine Wirkung des göttlichen Geistes, der sich in dieser Weise offenbare, da in den Kirchen das Evangelium nicht mehr gepredigt werde. Kottwitz schlug nun selbst für Mützenow und Pennekow strenggläubige Schüler Heubner's als Pastoren vor, so Gerlach's Freund Mila und den späteren Seminardirector Adolf Zahn. Auch Gründler war eine Weile in der Nähe thätig. Natürlich half das alles gar nichts. Die nun einmal aufgeregten und auf ihren Separatismus hochmüthig gewordenen Bauern erklärten, Mila und Zahn seien „beide auf einer Studiering" gewesen. Auch die Below's verharrten in ihrem Trotze gegen das Consistorium. Anderseits waren die Commissare gegen Heubner sehr aufgebracht. Wenigstens Gründler, der sich im September 1822 in Angermünde aufhielt, berichtet von dort an Heubner: „Gestern und heute habe ich hier große Dinge erlebt. Es kam ein angesehener Staatsmann, den ich Ihnen zu nennen hoffe, hierher auf einer Besichtigungsreise. Von Wittenberg kam das Gespräch auf die Below'schen Angelegenheiten und die religiösen Bewegungen. Da mußte ich andere Dinge hören als Sie, Verehrtester, mir in der Freude Ihres Herzens schreiben konnten . . . Ihren längeren Aufenthalt bei den Gebrüdern Below erklärt man für Zweideutigkeit, Ihr Separatvotum für Handlung hinter dem Rücken. Mich graute bei den Ansichten, die sich hier über die heiligsten Gebiete der Menschheit entfalteten." Um so größer war die Anerkennung, mit der der aus Stolpe zurückkehrende Heubner in Wittenberg aufgenommen wurde. Auf den Johannistag, auf den Heubner seine Ankunft angesetzt hatte, war der Weg weithin mit Blumen bestreut. Auf einem Sammt-

kissen wird ihm die poetische Adresse entgegen getragen, für die man fast 500 Unterschriften zusammengebracht hatte. Die Demonstration mißglückte aber, da Heubner seinen Reiseplan änderte und an dem angekündigten Tage ausblieb. Als dann nach Jahr und Tag das Feuer der Revivalbegeisterung niedergebrannt war, schrieb einer der Führer, von Bolen auf Besow, am 31. Mai 1835 an Heubner in Erinnerung an jene Zeit, „da viele gesammelt wurden zum Reiche Gottes:" „Ach daß es noch so wäre! Es hat sich vieles verändert seitdem, geliebter Freund, und das Feuer ist bei vielen ganz ausgegangen, bei einigen kaum noch ein bescheidenes Flämmchen, dessen lebendige Erhaltung dem Herrn viele Mühe macht." Von den Brüdern Below waren zwei zu den Gichtelianern, den Engelsbrüdern, übergegangen, „wodurch sie von aller sichtbaren und kirchlichen Gottesverehrung abgezogen, zuerst auf geistliche Höhen geriethen, nun aber stiller geworden sind und man hört nichts mehr vom Christenthum aus ihrem Munde, denn Christus für uns und mit uns sind hier bekannte Sachen, aber den in uns wollen sie in Stille und Gelassenheit erringen. Bis auf das eheloseⁿ) Leben mit den Weibern, sieht man übrigens keinen Unterschied zwischen ihnen und anderen Menschen, nur hin und wieder beim Disputiren bricht die selbstbeschauliche Gesinnung hervor, in welcher man sich nur zu oft vergißt und einen falschen Eifer zeigt". Einen anderen Ausgang nahm die Agitation des Heinrich von Below auf Selhof. Seinen Getreuen „ist die Kirche nur Priesterschaft, ein verächtliches Monopol, sie sind ganz von ihr ausgegangen... Mit Zahn, sonst ihrem Manne nach dem Herzen Gottes, haben sie völlig gebrochen, woran wohl beide Theile sich verschuldet haben mögen. Die Kirchenunion ist dabei ganz einflußlos gewesen und doch findet Scheibel großen Anklang; ich weiß aber, daß auch die Luther'sche Kirche, wie sie einst war, ihnen nicht ausreichen würde, auch kann bei ihren Anforderungen kein Prediger im Amte bleiben. Das h. Abendmahl reichen sie sich untereinander, Kindertaufe kommt nur selten vor und darin, wie mit der Einsegnung, sind sie noch bei der Kirche geblieben, wohl nur, weil die Unterlassung Nachtheile im bürgerlichen Leben herbeiführt". Das also war nach dem Urtheile eines Mitkämpfers das Ende einer Bewegung, von der sich Heubner so viel versprochen und in der er eine wahrhaftige Ausgießung des heiligen Geistes gesehen hatte.

Rothe hatte sich an allen Ovationen für den ausziehenden und heimkehrenden Lehrer betheiligt und für diese Sache findet er in den Briefen nach Breslau die Begeisterung, die der Vater bei Gelegenheit des Lutherfestes an ihm vermißt hatte. Nur noch das Pietistische hat für ihn Interesse und ist für ihn das Maß der Dinge geworden. Ein Ferienausflug, den er gegen Ende seiner Seminarzeit in den Harz macht, gilt weniger den Schönheiten des Harz,

ⁿ) D. h. im Gichtel'schen Sinne enthaltsame.

als dem Kreise der Erweckten in Werningerode. Mit den gräflichen Hauslehrern besucht er einen Pietisten nach dem andern und schreibt: „Es thut mir immer so wohl im Herzen, wenn man einen christlichen Bruder findet.“ So redet er auch völlig ihre Sprache und man erkennt seinen früheren guten Geschmack nicht mehr, wenn er mit seinen dreiundzwanzig Jahren dereinst am liebsten mit dem alten Simeon sprechen möchte: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren“, oder wenn er im Tractatenstil zu einer Predigt das Thema wählt: „Das Gotteshaus des Christen Lusthaus“, oder dem Vater gegenüber in der Kraftsprache des Lutheraners es als seine Aufgabe bezeichnet, „aus dem Paradiese den Koth hinauszufegen, den die Menschen hineingemacht haben“. Eine übergroße Empfänglichkeit, Bestimmbarkeit und Widerstandsunfähigkeit gegen die Einflüsse der Umgebung offenbart sich schon in dieser ersten großen Wendung seines Lebens, aber eben dadurch war nicht ausgeschlossen, daß er in anderer Umgebung auch wieder genesen werde von der schlimmen Infection. Als Rothe in Rom sich wieder auf sich besonnen hatte, ward ihm selbst klar, daß man damals seinen innern Menschen vergewaltigt und seine ganze Entwicklung in falsche Bahnen geschoben habe. „In der redlichen Meinung,“ bekennt er, „sich lieber den Ansichten erfahrener und gottseliger Männer als seinen eigenen zu conformiren“, sei er damals aus der klaren Richtung seines Lebens herausgeworfen worden und danke Gott, daß er in Rom sie wieder gefunden habe. Stets habe ihn in jener Zeit das Gefühl begleitet, das er nicht los werden konnte, als ob ihm sein Christenthum nicht recht auf den Leib gemacht sei, und als ob die intellectuelle Seite seines geistlichen Lebens auszutrocknen beginne, ohne daß dadurch die sittliche an Frische gewinne. „Hier,“ schreibt er, „bin ich nun allmälig wieder zu mir selbst zurückgekommen.“ Aber er kennt nun auch seine eigene Schwäche. Einen Ruf nach Halle, wo er die zehnfache Zahl von Zuhörern wie in Heidelberg gefunden hätte, lehnt er 1837 namentlich darum ab, weil er die Art fürchtet, „wie Tholuck sich mit moralischer Gewalt auf seine Umgebung zu werfen liebt“. So ist ihm die Wittenberger Periode in seiner Erinnerung, wenn nicht eine Art von Gefangenschaft, so doch eine unersprießliche, seinem eigenen Wesen fremde Episode. Auch erscheint Rothe in den Briefen wohl intoleranter, als er im Umgang gegen Andere thatsächlich gewesen ist. An Wiesmann's Stelle wurde Ostern 1821 der mehr rationalistisch gerichtete Carstädt sein Stubengenosse. Anfangs, schreibt dieser, sei er sich im Seminar vorgekommen wie im Kloster, allein Rothe habe ihn so traulich in seiner Zelle aufgenommen, daß er alsbald ein Herz zu ihm faßte. Nichts von der Heubner'schen Unduldsamkeit sei an ihm gewesen. „Sein Genius, seine Gemüthstiefe und Fülle, seine innige Herzlichkeit, seine umfassende Bildung trugen ihn darüber hinaus.“ Hatte Carstädt von der Heubner'schen Clique viel zu dulden, „so,“ sagt er, „fühlte ich mich bei Rothe bei Disputationen

und Recensionen von einem umfänglicheren und eindringenderen Geist, sympathischerer Theilnahme und bescheidnerem Tone angesprochen, da man ihm das fromme Vertrauen anmerkte, daß auch in des Andern Seele ein Docht glimme, der nicht auszulöschen sei." Auch Rothe selbst schreibt nach der Rückkehr aus den Ferien einmal, es habe ihn erfrischt, zu sehen, daß sich alle über seine Ankunft gefreut hätten und er nicht einen einzigen Feind im Kloster habe. Die scharfen Ausdrücke und das ewige Richten, das unbescheidene Belehren des Vaters, war also mehr der Ton seiner Partei als seiner Person und darum ist er ihn mit der Zeit auch wieder losgeworden. Dennoch hat diese Epoche in Rothe's innerer und äußerer Entwicklung nie vernarbende Spuren zurückgelassen. Von Natur nach innen gewendet, hatte er bei dem steten grüblerischen Achten auf sich, bei der ständigen Rechenschaft, die er von seiner Gemüthslage abzulegen hatte, bei den stündlichen Gebetsübungen sich gewöhnt, auch das Alltäglichste ganz unmittelbar aus Gottes Hand entgegen zu nehmen. Daß man das Eine thut, das Andere läßt im Hinblick auf Gott, ist das Wesen aller Frömmigkeit, die pietistische Ueberreizung zeigt sich aber bei Rothe darin, daß er auch ganz selbstverständliche Vorgänge am liebsten als persönlich an ihn gerichtete, unmittelbare Weisungen Gottes auffaßt. Dem schlichten Christen genügt es zu wissen, daß Gott durch unser Gewissen mit uns redet, im Uebrigen aber ist für ihn das Jenseits nach Gottes fester Ordnung getrennt von dem Diesseits; dem Pietisten dagegen rauscht es fortwährend hinter der Tapete. So war auch für Rothe sein Gott der gute Hausgeist, der ihm am Morgen scheinbar gleichgültige Entschließungen eingibt, die sich dann im Laufe des Tages als sehr zweckmäßig ausweisen. Gott ist es, der ihm immer wieder die zukünftige Gattin in den Weg führte, der er anfänglich gern ausgewichen wäre. Selbst die Zeitung gibt ihm Nachricht, „was Gott wieder da hinten im Orient treibt und wer weiß, was er da vor hat?" Auch für sich hätte er nichts dagegen, wenn der liebe Gott „hinter seinem Rücken eine kleine Intrigue anknüpfen wollte, um ihn auf den Boden zurück zu ziehen, für welchen er selbst ihn geschaffen hat". Wenn Heubner's Anfrage wegen Rom gerade an einem Tage an ihn gelangt, an dem die Bibliothek gesperrt ist, so daß er reichlich Zeit hat, sie ruhig zu überlegen, so ist ihm das „auffallend". Daß die badischen Ministerialrescripte prompt, die preußischen mit unglaublicher Verspätung einlaufen, ermöglicht ihm die Annahme der Rückberufung nach Baden. Uns würde dieses Tempo der Expeditur allenfalls beweisen, daß es der badischen Regierung eifriger darum zu thun war, ihn zu gewinnen als der preußischen ihn zu halten, er dagegen ist überzeugt, daß er in diesem glücklichen Umstand „die Hand der göttlichen Vorsehung erkennen muß". In dieser Beziehung ist er stets aufrichtiger Pietist geblieben. Das Ahnen der Gottesswege, die „Witterungen der Seele", steigerten in seiner Wittenberger Periode sich bei ihm sogar

zu wunderbaren Ahnungen. Er glaubt am Morgen zu wissen, ob er im Laufe des Tages einen Brief erhalten und ob der ihm gute oder böse Nachrichten bringen werde. So ernst er seine Erfahrungen dieser Art nahm, beruhen sie doch nur auf falscher Statistik. Die Erwartungen, die sich nicht erfüllen, vergessen wir, die zufällig eintreffenden behalten wir, und glauben dann gern an unser geheimnißvolles Ahnungsvermögen. Wo sollen wir aber die Grenze ziehen zwischen Naturlauf und Fügung, wenn wir Gottes Stimme nicht nur in unserem Gewissen vernehmen, sondern auch in der zufälligen aufgeschlagenen Schriftstelle, in dem rechtzeitigen oder verspäteten Anklopfen des Postboten, in dem Sonnenblick oder Wolkendunkel. Zu der Religion der Augurn und Haruspices ist es dann nur noch ein Schritt. Vollendet hat sich durch diese pietistische Periode fernerhin seine schon in den Kinderjahren begründete Beziehung seines gesammten religiösen Lebens auf Christus. Der Herr, der die Welt geschaffen, der dem Gläubigen nahe ist, ihm hilft und ihn bewahrt, ist ihm Christus. Christus regiert die Welt, wirkt die Weltgeschichte, erweckt und verwirft, erwählt und verstößt. Der Gottesglaube ist aufgegangen im Christusglauben und hat dadurch an Innigkeit gewonnen, daß die concrete Christusvorstellung sich überall der abstracten Gottesvorstellung unterschiebt. Die specifische Form seines religiösen Lebens ist in diesen Grenzen immer pietistisch geblieben.

Aber nicht nur für seine innere Entwicklung, auch für seine äußere Lage wurden die Wittenberger Jahre entscheidend und in zwei wesentlichen Punkten haben sie über Rothe's ganzes Leben die Würfel geworfen. Die neuen Freunde waren durchaus nicht dafür, daß Rothe seine großen Gaben auf dem von ihm ersehnten „kleinsten Dörflein" unter den Scheffel stelle. So lang die Anträge, sich der akademischen Carriere zu widmen, von Schleiermacher kamen, hatte Rothe kaum auf dieselben hingehört, da er mit dessen Theologie nichts zu schaffen habe. Auch dem Vater gegenüber taucht der Plan, Repetent oder Docent in Breslau zu werden, nur so gelegentlich neben Betrachtungen über eine etwaige Hauslehrerstelle auf. Jetzt aber macht sein neuer Rathgeber Heubner mit großem Ernste geltend, daß er verpflichtet sei, das ihm verliehene Pfund zum Dienste Gottes da zu brauchen, wo es am besten wuchere. Daß in letzter Reihe diese Anmahnungen doch auf Schleiermacher zurückgingen, der sich auch hier als ein Segen für die deutsche Kirche erwies, ahnte er freilich nicht. Heubner war zu denselben durch Minister Altenstein ausdrücklich aufgefordert worden, nachdem auf Schleiermacher's Anregung die theologische Facultät in Berlin das Ministerium auf Rothe's Begabung für den akademischen Beruf aufmerksam gemacht hatte. In einem Erlasse Altenstein's an die Direction des Predigerseminars in Wittenberg vom 11. November 1820*) heißt es, nach Urtheil der

*) Sammlung Halfmann.

theologischen Facultät in Berlin habe der Candidat Richard Rothe aus Posen bei einer sehr guten Grundlage so viel Tiefe des Geistes und Klarheit des Verstandes gezeigt, daß die Facultät ihn zu den ausgezeichnetsten jungen Männern rechne, welche ihr während ihrer Amtsführung vorgekommen sind. Seine Arbeit über die Bekanntschaft Jesu mit den Apokryphen habe dieses Urtheil nur bestätigt. Vorzügliche Kombinationsgabe, ernster Fleiß und gefällige Bescheidenheit zeichneten den Candidaten aus, so daß das Ministerium angelegentlich wünsche, ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Heubner wird darum ersucht, diese Sache im Auge zu behalten, da wohl sein Rath auf den von Rothe zu fassenden Entschluß nicht ohne Einfluß sein werde. In eingehenden Besprechungen mit Rothe suchte Heubner daraufhin den jungen Freund auf diesen Weg zu leiten. Auf Rothe machte das Entgegenkommen des Ministers nun doch einigen Eindruck. „Unmöglich," schreibt er dem Vater, „kann ich die wiederholten, für mich höchst beschämenden Aufforderungen, ohne gewissenlos zu sein, so brevi manu in den Wind schlagen, weil sie in meine früheren Phantasieen nicht passen wollen." Dann freilich müsse er seinen ganzen Studienbetrieb ändern. „Soll ich ein Katheder klopffechter werden, so ist es höchste Zeit, daß ich mir den Degen dazu schleife." Bemerkenswerth ist dabei, wie richtig der junge Candidat seine eigene geistige Organisation beschreibt. Den Gedanken, Exeget zu werden, weist er von sich. An der wissenschaftlichen Exegese, wie sie dermalen betrieben werde, sich zu betheiligen, verbiete ihm sein Bibelglaube. Die Bibel ist, seiner heiligsten Ueberzeugung nach, etwas einer derartigen kritischen Behandlung nicht unterworfenes. Er will den Leuten das Evangelium in die Herzen schreiben, nicht in die Collegehefte. Er sei überhaupt kein kritischer, sondern ein productiver Geist. „Darum passe ich für die Historie, die überall aus zerstreuten Bausteinen einen Bau bauen soll. Bauriße habe ich reichlich in mir, hingegen zum Abtragen und Auseinanderlegen gebauter Häuser gar kein Geschick. Ich weiß mir mit dem alten heiligen Dome nichts anzufangen, als darin zu wohnen und zu beten." Seit er sich nun aber für die akademische Wirksamkeit entschieden hat, widmet er sich mit allem Fleiße historischen Studien und empfindet dabei die Stunden im Seminar und die ewige Störung durch das Zusammenleben mit zwanzig Andern als ein großes Hinderniß. Weil er ihn an besserer Verwerthung seiner Zeit hindert, darum ist er so ungeduldig über den mangelhaften Unterricht der Nitzsch, Schleußner und Schöne, und in dieser Stimmung hat er wohl die unbarmherzige Eingabe gegen den armen Schöne geschrieben.

Während es nun aber mit dem Dociren noch gute Wege hatte und noch manches Jahr hingehen sollte, ehe Rothe das Katheder wirklich betrat, wurde dagegen ein anderes Lebensband bereits jetzt für immer geknüpft. Ein alter Studentenvers sagt: „Wer von Wittenberg kommt ohne Weib, von Leipzig mit

gesundem Leib und von Jena ungeschlagen, hat von großem Glück zu sagen." Rothe war kein solches Glückskind. In einem Briefe seines Richard hat der Vater, der ihn mit Betrübniß erhielt, einen Satz doppelt angestrichen. Derselbe lautete: „So viel kann ich Euch sagen, daß in Wittenberg dergleichen Begebenheiten nicht im Mindesten zu den auffallenden gehören, sondern vielmehr ganz an der Tagesordnung sind," nämlich die Verlobungen der Candidaten. Unrichtig ist das nicht. Wir haben gesehen, wie Kottwitz ausdrücklich wegen Versorgung eines gläubigen Mädchens bei Heubner anfragte. Rothe's Vater ist auch nicht der Einzige, der sich über diese verfrühten Verlobungen beschwert. Ein Pastor Schwarz schreibt an Heubner*): „Mein Sohn Friedrich hat Ihnen, wie er uns schreibt, sein Herz ausgeschüttet und bei Ihnen liebevolle Aufnahme gefunden. Aber seine Neigung zu Fräulein Clara Fiedler beunruhigt uns" u. s. w. Auch Entlobungen muß Heubner vermitteln, wenn dem Candidaten, nachdem er Wittenberg verlassen, die Sache leid wird.**) So war es auch Rothe wider Willen und Absicht zugestoßen, daß er sich mit dreiundzwanzig Jahren mit der Schwägerin Heubner's, Louise von Brück, verlobt hatte. Zu Anfang seines Wittenberger Aufenthalts war Richard's Herz noch ganz erfüllt von dem Gefühl für seine Cousine, Louise Struensee, die „Schwester", die jetzt im Hause seiner Eltern lebte. In allen seinen stillen Stunden vertraut er dem Tagebuch lyrische Ergüsse an zum Preis ihrer blauen Augen und ihres reinen Herzens. Dann tritt seine Bekehrung zwischen die weitere Entwicklung des Verhältnisses. Bei den Tagebuchgeständnissen seiner Liebe stehen am Rande des folgenden Semesters strenge Censuren, in denen er seine früheren Ueberschwänglichkeiten tadelt. In der Neujahrsnacht schreibt er ein herzliches Gebet für Eltern und die Schwester in sein Tagebuch und setzt dann, sich selbst tröstend, hinzu: „Es geht in meiner Seele ein Licht auf, als ob es im neuen Jahre mit mir besser werden sollte." Aber strenger geworden im folgenden Jahre, tadelt er am Rande das Wort „besser", das der Comparativ von gut ist. „So weit sind wir noch lange nicht, mein Freund!" Zu denken gibt eine Antwort, die er am 23. Januar 1822 durch den Vater Louisen ertheilt, die sich beunruhigt fühlte, ob er es auch billige, daß sie mit der Mutter Bälle besuche. Sie wollte offenbar das nicht ohne *seine* Zustimmung thun, er aber antwortet durch den Vater: „Ich habe da natürlich kein Wort hineinzureden." Das klingt wie eine Wahrung nicht nur ihrer, sondern auch seiner Freiheit. Uebrigens, setzt er dann hinzu, habe Stier's Lehrer, Hofprediger Metger in Stolpe, einer Mutter, die ihn fragte, ob sie mit ihren Töchtern Bälle besuchen solle, geantwortet: „Sie, meine

*) Brief vom 7. Juni 1838.

**) Candidat Wolff an Heubner, aus Rybnick, 20. Nov. 1827.

Gnädige, gehen auf den Ball und ihre Fräulein Töchter bleiben zu Hause. Dem Reinen ist freilich alles rein, aber wie viele sind denn rein? ... Das sei übrigens in aller Unschuld gesagt ohne weitere Anwendung." Nach dieser schroffen Abfertigung bekam er keine Briefe mehr von der Schwester und sie verschwindet aus seinem Tagebuch. Daß er aber auch hier nur Stier's taktlosen Einflüsterungen gefolgt ist, scheint aus der Bezugnahme auf Stier's Seelsorger Metger hervorzugehn. Mit Rothe's sonstiger feiner Weise steht diese Antwort wenigstens in schroffem Widerspruch. Und wenn dem so sein sollte, so ist noch immer nicht ausgemacht, ob die Aeußerung, die jenem Hofprediger wenig ähnlich sieht, nicht am Ende eine freie Phantasie des Dichters der Krokodileier war. Aber bald treten statt der Seufzer heiße Gebete um Reinigung und Heiligung auf. Es würde Unrecht sein, das zu profaniren, was eine gewissenhafte junge Seele über diese Stürme ihren geheimen Aufzeichnungen anvertraute. Er steht im dreiundzwanzigsten Lebensjahre und erschrickt über die Erfahrungen, die er mit sich selbst machen muß. Anfechtungen ergehen über ihn bis zum Verzagen. „Davor bewahre mich, mein Schöpfer und Erlöser!" schreibt er am 21. November 1821. Als Anlaß seiner Verwirrung bezeichnet er mehrmals die Begegnung mit einer jugendlichen Hausgenossin, die er mit der leicht zu deutenden Chiffre L. v. B. bezeichnet. Zuweilen in der Kirche, während der Predigt, überfällt es ihn: „Der Teufel schrieb an mich einen Brief in mein Herz, ich solle nur die Demuth und Selbstverläugnung fahren lassen, so solle mir nach meinem Willen geschehen, und ich Freude und Glück in dieser Welt haben. Mein Heiland, gib mir den Schild des Glaubens wider die feurigen Pfeile des Bösewichts." Er fühlt selbst, daß diese Regungen in nichts der anbetenden Verehrung für die Schwester gleichen und rügt darum in voller Härte dieses Verlangen nach einer Liebschaft, ehe er im Stande sei zu heirathen. „Wehre meiner sündlichen Thorheit," bittet er Jesum, „die *haben* will, ehe sie vermögend ist, auf eine unbefleckte, heilige Weise zu besitzen." Aber wie seine Bekehrung ganz unvermuthet gekommen war, so seine Verlobung. Als er die Herbstferien, wie gewöhnlich, mit den Eltern in Landeck zubrachte, lag ihm der Gedanke an eine solche völlig fern. „Auch nicht der entfernteste Gedanke!" „Seit dem September fügte es sich durch ganz äußerliche Umstände, reine Zufälligkeiten, wenn es welche gäbe, daß wir einander öfter sprachen," und bald hatte er unverkennbare Beweise, daß er nicht vergeblich anklopfen würde, wenn er wollte. Dennoch ist er entschlossen, nichts zu entscheiden. Am 16. Dezember 1821 aber schreibt er höchst überraschend in sein Tagebuch: „Herr, zu diesem entscheidenden Tage meines Lebens gib Deinen Segen. Je mehr ich alles erwäge, um so deutlicher sehe ich Deine Hand hierbei ... *Es hat mich das so plötzlich überrascht*, daß ich manchmal alles für einen Traum halten möchte. Oh, wie viel kann ein Augen-

blick umgestalten. Du weißt, mein Herr, wie heute die Dinge gekommen sind, an die für heute mein Herz nicht dachte, auch nicht von weitem. Das ist der Grund meines Vertrauens, dieß und Deine Gnade!" Die Elliot schreibt einmal: „Hat ein junger Mann sich auf eine Liebelei mit einem jungen Mädchen eingelassen, so liegt es viel mehr in ihrer als in seiner Hand, eine Erklärung herbeizuführen." Im Seminar aber waren gar viele, denen es Freude machte, in solchen Dingen nachzuhelfen. Wir wissen nicht, wer der Freund ist, von dem Rothe schreibt, dessen erster Gedanke bei Rothe's Ankunft sei gewesen, dieser neue Ankömmling sei für Louise prädestinirt. Die neu Ankommenden wurden also in diesem Kreise sofort unter solchem Gesichtspunkte betrachtet und der Freund scheint Louisen nicht fern gestanden zu haben. Rothe seinerseits aber suchte Louisens Umgang eher zu vermeiden, „vielleicht", wie er dem Vater schreibt, „aus einer geheimen Furcht überlistet zu werden". So oft er die Sache mit dem Verstande überlegte, war er auch der Meinung, es sei thöricht, sich zu binden und er nahm sich öfter vor, aus diesem Grunde allen Umgang abzubrechen. Da aber Louise mit ihrer Mutter bei Heubner wohnte, waren Begegnungen unvermeidlich und auf das häufige Sehen folgte ein sich Verstehen. „Aber auch damals," schreibt er, „litt ich noch keinen weitern Wunsch oder Gedanken in meiner Seele. Wohl aber nahm ich die ihrige herzlich mit in mein Gebet, und bat unsern Herrn täglich, Er möchte sie immer reichlicher mit dem Genusse seiner Liebe erfreuen ... Ich that damit nichts weiter, als was zu lassen mir Sünde gewesen wäre." Als Candidat sich zu verloben, lag ihm fern. Er dachte, die Sache habe zum mindesten Zeit bis zu seinem Abschied aus dem Augusteum. „Ich erwartete nichts weniger, als daß so bald eine bestimmte Erklärung fallen würde, vielmehr hoffte ich, eine solche würde sich wenigstens bis zu meinem Abgange von hier verziehen. Daher mußte es auch für mich höchst unerwartet sein, daß es sich so bald ‚fügte', daß am 16. December wir einander, ohne selbst zu wissen wie, mit einem Male uns erklärt hatten." Den Bedenken der Eltern stellt er als einziges Argument entgegen, daß „solche, die den Herrn Jesum kennen", überzeugt sind, daß die Verbindung in seinem Namen und auf ihn geschlossen sei. „Zwischen solchen sind alle diese Dinge etwas ganz anderes." „Es ist diese Sache," meint er in einem anderen Briefe, „so sichtbar von oben her gemacht worden, daß wir Alle ruhig sein können." „Ich habe nichts weiter gethan," sagt er, „als was ich durchaus thun mußte, wenn ich nicht gegen die redlichste Seele unredlich handeln wollte." Daß er nicht den Eltern, sondern Louisens Mutter und „dem lieben Heubner" das Geschehene zuerst anvertraute, liege nicht in einem Mangel an kindlicher Ehrfurcht, sondern „der alleinige Grund davon liegt darin, daß für mich selbst die Entwicklung so überraschend schnell eintrat. Sie zu suchen oder zu beschleunigen, davon kann niemand ent-

ferner gewesen sein als ich selbst." Der Vater fügte sich in eine Thatsache, die der Sohn ehrenhafter Weise nicht rückgängig machen konnte, aber er verlangte, daß die Verlobung vorerst geheim bleibe und daß der Sohn auch der „Schwester", Louise Struensee, gegenüber die Sache nicht berühre. Ihr sollte wohl Zeit gelassen werden, sich in diese überraschende Wendung zu finden.

Es ist bekannt, welch schwerem Loose Rothe mit dieser, der Geisteskrankheit verfallenden Lebensgefährtin entgegenging, und Hausgenossen versicherten, wenn sie von Rothe nichts wüßten als die Geduld, mit der er dieses Kreuz trug, müßten sie ihn für einen Heiligen achten. Es war eine schwer heimgesuchte Familie, mit der er sich verband. Die Mutter seiner Braut, die Hauptmannswittwe von Brück, schreibt selbst: „Wenn ich den festen Glauben habe,*) daß Gott diejenigen seiner Kinder liebt, welche hart geprüft werden, so muß ich auch glauben, einer seiner ersten Lieblinge zu sein, da mein ganzes Leben so traurig war." Erst hatte sie ihren leiblichem und geistigem Siechthum verfallenen Gatten zu pflegen gehabt, um dann über ihre beiden Söhne das gleiche Schicksal hereinbrechen zu sehen. Der Lieutenant Carl von Brück allarmirte im Dezember 1821 seine ganze Familie, indem er Heubnern anmeldete, daß er sich wegen Schulden das Leben nehmen müsse, woran er sich dann doch im gegebenen Momente durch das Dienstmädchen abhalten ließ.**) Er endete schließlich in einer Irrenanstalt. Der Bruder Heinrich verfiel nach einer blühenden, fröhlichen Jugend gleichfalls der Geistesschwäche. Die vielgeprüfte alte Dame selbst war eine würdige Frau und heißt in allen Briefen ihrer Kinder und Schwiegersöhne „das Mutterchen". Die beiden verheiratheten Schwestern, Charlotte Heubner und Christel Hahn, waren tüchtige und gebildete Frauen, deren Briefe sich sehr im Unterschied zu denen ihrer jüngern Schwester Louise durch Korrektheit und Hausfrauenverstand auszeichnen, und, was charakteristisch für diese Uebergangszeit ist, von pietistischer Phraseologie viel freier sind als die ihrer Männer. Die Braut selbst war noch völlig unentwickelt, aber auch völlig unbegabt. Einzelne ihrer Briefe sind so unorthographisch, daß zu vermuthen steht, daß sie sich die an die Schwiegereltern erst von Rothe corrigiren ließ, wie auch das sehr geschickte erste Schreiben an Rothe's Eltern sicher nicht ohne Beihülfe Anderer zu Stande gekommen ist. Der, der am meisten sich über diese Verlobung freute, war der Bräutigam Stier. Seiner Meinung nach waren die Candidatenverlobungen das principiell Richtige. Er versprach auch sofort ein Buch darüber zu schreiben, daß jeder Candidat eine Braut haben sollte. „Ich werde den Segen eines christlichen

*) Die Mutter von Brück an Heubner am 6. Jan. 1819.

**) Carl von Brück an seine Mutter 20. Dez. 1821. Brief aus Stolpe.

Brautstandes oder vielmehr Bräutigamsstandes darzustellen suchen. Es wird eine neue Art von Roman werden, aber aus der erfahrenen Wirklichkeit geschöpft." So durften sich die glücklichen Bräute neuer Krokodilseier getrösten. Nur der Dritte im Bunde, Gründler, war leer ausgegangen. Er hatte um Kleophea Seelfisch gefreit und einen Korb erhalten. Die Zurückweisung ging dem leidenschaftlichen Manne so tief, daß er schwer erkrankte und im Herbste 1822 als Reconvalescent das Seminar verließ. Noch bevor er das Examen gemacht hatte, bewarb er sich um das erledigte Pastorat von Nahausen, wohin die Regierung einen positiven Pastor suchte, um die dortigen separatistischen Bewegungen zu bewältigen. Gründler war an Altenstein, wahrscheinlich durch Kottwitz, als „besonders geeignet wegen seines duldsamen, liebevollen Charakters" empfohlen worden. Der Minister findet aber doch für nöthig erst noch Heubner's Urtheil einzuholen.*) Das Votum muß günstig gelautet haben, denn am 11. Februar 1823 schrieb Gründler an Heubner: „Der HERR hat gesprochen; es ist entschieden, daß ich nach Nahausen gehe . . . Als Kranker ließ ich mich examiniren, und als ein Examinirter wurde ich gesund."**) Ein anderer Bruder des engsten Kreises gab Rothe das Geleit, als er von Wittenberg aufbrach, Candidat Scheindienst. Er war der ärgste Phrasenschmied des ganzen Kreises, aber auch er, wie Gründler, hatte nun in der Praxis selbst mit den anmaßenden Geistern zu kämpfen, die die pietistische Agitation wachgerufen hatte. Er wurde zu einem Pfarrer in Guben geschickt, der in Folge des Trunks dem Delirium verfallen war und in dessen Diakonatshaus weder die Familie noch der Stellvertreter ihres Lebens sicher schienen. Die Regierung läßt ihn dann da, womit sich die Gemeinde sehr einverstanden erklärt, als er sich aber mit der Tochter seiner Schwester verlobt, macht ein Führer der Pietisten im Orte ausfindig, daß das gegen 3. Mos. 18 verstoße und eine Eingabe an Heubner besagt: „Diese traurige Nachricht fuhr wie ein Gewitter unter die ganze Gemeinde." So wird Heubner ersucht, den Diakonus von dieser furchtbaren „Sensacion" zu benachrichtigen, damit Herr Scheindienst seine Braut oder seine Stelle fahren lasse.

Diese Drei, Heubner, Stier und Scheindienst, waren es, die Rothe bis nach Mückenberg das Geleit gaben, als er, nunmehr ein Bräutigam und ausstudirter Candidat, am 7. October 1822 die Heimreise in's Elternhaus antrat.

Bald nach seinem Abgang entschied sich auch Stier's Schicksal. Er hatte sich um eine Stelle am Schullehrerseminar in Karalene beworben, aber trotz der Bürgschaft, die Heubner, Kottwitz und Neander für ihn übernahmen, wollte das Ministerium eine Erklärung, daß er sich von jeder Verbindung mit den

*) Am 9. Jan. 1823.

**) Aus Berlin, 11. Febr. 1823.

Demagogen losgesagt habe, zu seinen Akten. So wurde Stier nochmals einem Inquisitorium über seine politische Richtung unterworfen. Das Ergebniß war ein die Regierung befriedigendes, denn der von Altenstein gezeichnete Bescheid vom 21. Februar 1823 lautet: „Sie haben durch Ihre Erklärung vom 5ten vorigen Monats das günstige Urtheil gerechtfertigt, welches dem Ministerium über Ihre jetzige Gesinnung und Richtung zugekommen war, und dasselbe eröffnet Ihnen hiedurch mit wahrer Genugthuung, daß es nicht allein keinen ferneren Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihrer Sinnesänderung setzt, sondern auch kein Bedenken trägt, die erbetene dritte Lehrerstelle am Erziehungsinstitut in Karalene Ihnen zu übertragen. Wie Sie aber diese Anstellung lediglich dem Vertrauen in die gegebenen Beweise und Versicherungen gänzlicher Rückkehr von Ihren früheren Verirrungen verdanken, so werden Sie selbst empfinden" u. s. w. Die Frage, ob der Candidat, der noch keinerlei Examen gemacht hat, auch zur Ausfüllung der ihm anvertrauten Stelle geeigenschaftet sei, wird dagegen nicht berührt.*) Ein Examen war nicht nöthig; die Bekehrung genügte.

Rothe war inzwischen wohlbehalten im Vaterhause angekommen. Der alte Geheimerath schreibt glücklich auf den letzten der Briefe dieser Zeit, die er wie einen Schatz gesammelt hatte: „Den 17. October 1822 ist er glücklich in das elterliche Haus zurückgekehrt. Soli Deo gloria." Der würdige Herr mochte hoffen, im Umgang mit den Eltern und den Jugendfreunden werde sein alter Richard sich aus der pietistischen Verpuppung rasch herausarbeiten, allein der Schwager Heubner's und Busenfreund Stier's war doch tiefer durchtränkt mit dem neuen Geiste, als die Eltern meinten und der Widerspruch milderte seine Richtung nicht, sondern verschärfte seine Opposition. Er selbst fühlt sich nicht mehr wie früher im Elternhause, weil er sich mit seiner ganzen Umgebung im Widerspruch weiß. Mit all seinem Thun und Treiben ist er hier ein Fremder. Am Morgen sucht er sich in seinem Bogatzky eine Tageslosung und wenn diese auf seine Lage paßt, schreibt er in das Tagebuch ein warmes Dankgebet wie für eine ihm besonders gewordene göttliche Gnade. Was den Tag über ihm zustößt, ist alles besondere Fügung des lieben Heilands. „Es war gewiß vom Herrn," heißt es einmal,**) „daß es mir heute zwischen 11 und 12 Uhr, als ich aus der Universitätsbibliothek kam, einfiel, trotz der großen Kälte über die Promenade nach Hause zu gehn. Ich mußte so dem Bruder Gebel, mit einem lieben Menschen Thiel in lebhaftem Gespräche über die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft begriffen, begegnen. Vielleicht hat mir der Herr ein Wort geschenkt, was dem lieben Thiel auf den Weg helfen konnte. Der Herr wolle selbst gut machen, was ich versehen. Darum

*) Bei den Heubner'schen Papieren. Sammlung Halfmann.
**) 24. Jan. 1823.

und für des lieben Thiel Seele habe ich ihn angerufen.“ Was sollten sie nun mit einem solchen Traumwandler im Hause des Geheimen Oberregierungsraths anfangen? Der Vater lebte in den gewohnten Formen des alten Beamten. Er pflegte am Morgen seine Blumen, brachte den Tag auf dem Bureau zwischen Stößen von Akten zu, füllte die freien Stunden mit harmlosem Geplauder über die Neuigkeiten der Stadt aus und beschloß den Tag, indem er mit der Mutter „Schnipp — Schnapp — Schnurr“ und ähnliche kindliche Kartenspiele spielte, wenn sich Richard nicht zu einer Whistpartie bereit finden ließ. Als sie nun aber so wieder miteinander leben sollen, können sich beide Theile nicht mehr ineinander finden. Nicht als ob der Sohn es an Ehrerbietung und aufrichtiger Liebe gegen die Eltern hätte fehlen lassen; der Ton in den wenigen Briefen aus dieser Zeit ist der zärtlichste, und beweist, daß er die tausenderlei praktischen Anforderungen eines so wohlgeordneten Haushalts auf das Dienstfertigste erfüllte. Aber nie verläßt ihn das Bewußtsein, religiös auf dem rechten Wege zu sein und der Wunsch, den Vater nicht auf dem falschen zu lassen, und gerade, daß er es für seine Pflicht hält, die Eltern zu bekehren, erschwert ihr Verhältniß. Der Vater hatte ihm schon nach Wittenberg geschrieben, auch eines pietistischen Sohnes würde er sich nicht schämen, obgleich er und die Mutter seine unklaren und düstern Ansichten beklagten. Richard aber hatte geantwortet: „Wenn meine religiösen Ansichten düster und unklar sind, so ist es der blaue Himmel auch.“ „Es ist und bleibt mir ein Räthsel,“ schreibt er nun an Stier im Hinblick auf den Vater, „wie Menschen bei der strengsten bürgerlichen Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit dahin leben können, ohne nur eine Frage zu thun nach den Dingen, die in den beiden Welten in und über dem Herzen vorgehen; wie so gar wenig Bedürfniß nach dem Himmel in einer ursprünglich nach Gottes Ebenbild geschaffenen Seele übrig geblieben sein kann. Würden Dir nicht auch die Thränen in die Augen treten, wenn Du dem Greisenalter nahe Männer, die in den bürgerlichen Verhältnissen von anerkannter Tüchtigkeit sind, die Freuden ihres Herzens, durch die sie sich von der sauern Anstrengung des gemüthlosen Geschäftslebens erholen wollen, an wahre Kinderpossen hängen sähest? Und wenn das Seelen sind, die Du innig liebst . . .“ „So gar weiß der Satan ihr Auge und alle ihre Lebenssinne zu bezaubern, daß sie diese nun gar nicht mehr anders wohin richten, als nach außen hin. Diese kleinliche und unmotivirte Wißbegierde oder richtiger Neugierde nach außen, ist mir an den natürlichen Menschen, und gerade an den edleren von ihnen, zumal bei vorgerückten Jahren, höchst charakteristisch geworden. Auf tausenderlei Weise, oft mit Dingen, auf die kein gesunder Verstand nur irgend verfallen kann, weiß der Satan ihre Aufmerksamkeit nach außen hin zu fesseln, damit sie nur nicht auf den innern Schaden fallen. Mir hat der Glanz des Morgensterns im

Herzen die Lebenskräfte noch viel zu wenig für die innere Welt gefangen genommen; aber vergleichungsweise mit meiner hiesigen Umgebung lebe ich ganz nach innen. Und Du wirst es wohl auch noch einmal erfahren müssen, wie das einem das Herz abdrückt, wenn die, mit denen man zusammenlebt, so ganz nach außen leben." Wie herrlich hatte er, ehe er den Pietisten in's Garn ging, es sich ausgedacht, dereinst seine Eltern zu Pfarrkindern zu haben, und was war nun nach seiner Erweckung aus all den frommen Kinderplänen geworden! Jede geistige Gemeinschaft zwischen ihnen hat aufgehört. Die ästhetischen Interessen, in denen namentlich seine Mutter lebt, erscheinen ihm jetzt als ein Götzendienst und er schreibt: „Wen der Teufel erst ein Mal in diesem verzauberten Walde gefangen hat, den richtet er bald ganz und gar zu Grunde." Von Haus aus ausgestattet mit dem stärksten Familiensinne, weint er heiße Thränen, daß er sein inneres Freudenlicht und die Auffrischung seiner Lebenskraft außer dem Kreise suchen müsse, in welchen ihn der Herr gestellt hat, und da nichts davon mittheilen könne, wo er es am liebsten möchte. Nachdem er von Berlin aus so heiß danach verlangt, mit den Eltern in Frieden zusammen zu leben, sehnt er sich jetzt nach Wittenberg zurück. „Es ist ganz etwas anderes, wenn man unter solchen lebt, von denen man verstanden wird, und bei denen man christlichen Zuspruch findet." Vor wirklichen Leiden würde er sich nicht fürchten, aber dem Heiland auch für Druck und Beengung zu danken, in dieser Kunst sitze er noch auf der letzten Bank, berichtet er Stier. Dieselbe Kluft, die ihn von den Eltern trennt, hat sich natürlich auch zwischen ihm und den Jugendfreunden aufgethan. Ihm war es jedesmal peinlich, mit alten Bekannten zusammen zu treffen, „die ich", klagt er, „eine ziemliche Reihe von für mich durch Gottes Gnade inhaltsreicher Jahre nicht gesehen, und zwischen die und mich unterdeß eine weite Kluft getreten war, und denen ich auch beim besten Willen nicht im Stande gewesen wäre, mich verständlich und begreiflich zu machen. Das Gefühl dieses Unvermögens wird mir dadurch nur noch peinigender, daß es ein großer Theil dieser Leute herzlich gut mit mir meint und vielleicht glaubt, das sei bei mir gegen sie nicht der Fall. So habe ich denn bisher im Allgemeinen im Umgange mit Andern immer nur mein Inneres zurückzudrängen gehabt, damit nicht mehr von meinem Herzen hervorkomme, als ihnen und mir heilsam war und ich vor dem Herrn verantworten konnte." In ein traurig zwiespältiges Wesen ist er gerathen; gegen die früher Geliebtesten kann er nur noch freundlich mit Vorbehalt sein und es ist kein Wunder, wenn die Eltern mit Betrübniß empfanden, Richard sei ein Anderer geworden.

Aber noch etwas Schlimmeres lag zwischen ihnen. Am Tische mit ihnen saß, wie ein stiller Vorwurf für Richard — die „Schwester". Frauen wissen wohl, wer sie liebt oder geliebt hat und so hatte ohne Zweifel auch Louise

Struensee, obwohl Rothe sich nie ausgesprochen, durch seine Verlobung eine große Enttäuschung zu verwinden und er hatte ein zu belastetes Gewissen, um das nicht zu verstehen. Mitten in dem Concept seiner Adventspredigt von diesem Jahre liegt ein Zettel, auf dem er die Feder probirte: „Richard, Louise. Br." und darunter „Henriette, Helene", die Namen seiner Cousinen Müller und die der Eltern Lili's: „Johann Friedrich Struensee und Sophie Struensee, geborene Schmelz". Was mag er wohl gedacht haben, als er so träumerisch diese Namen malte? „Sie mag viel leiden," schreibt er in sein Tagebuch,*) „die arme Seele. Sie muß es wohl, wie könnte sie anders? Einen gesegneten Eindruck machte heute Abend auf sie eine Vorlesung aus Pfenninger's Jüdischen Briefen. Eine selige Freude schütteten auf einen Augenblick die Worte 2, 23 in ihr Herz. Oh mein Heiland, fahre fort mit der Arbeit Deines heiligen Geistes an ihrem Herzen. Ich meines Theils weiß nicht, wie ich den Ueberschwang Deiner Liebe anbeten soll, nach der Du mir beides, eine solche Braut und eine solche Schwester geschenkt hast. Oh, richte unter uns Deine Ehre auf!" Am Geburtstag Lili's, am 20. Dezember 1822, heißt es: „Wie paßten heute morgen für die Seele meiner armen Schwester die heutige Nummer in Bogatzky, Losung und Lehrtext! Wie erquickten sie ihr verschmachtendes Herz. Ach Herr, auch für mich hattest Du heute wieder einen Gnadenblick nach einer langen schauerlichen Nacht. Um Deiner Wunden willen gehe nicht mit mir in's Gericht!" Mit diesem Vorwurf belastet fehlt ihm die rechte Freudigkeit und er ist weit davon entfernt ein fröhlicher Bräutigam zu sein. Von der Braut ist fast nie die Rede und doch ist diese Verlobung der Schlüssel zu seiner ganzen Lage.

Noch lange hin hatten diese innern Erlebnisse einen bedeutenden Einfluß auf Rothe's Entwicklung, wie er nach seiner Rückkehr aus Italien seinem treuen Bunsen, der jede Falte seines Herzens kannte, beichtet. „Mein inneres geistiges Leben hat seine verborgene, aber ziemlich romanhafte Geschichte', die ich nicht an's Licht ziehe, weil es lächerlich wäre, eine Geschichte dessen zu erzählen, der selbst der Geschichte gar nicht angehört, aber sie kostet mich so manchen Seufzer und so manche Stunde der Qual und Pein, daß ich nur mit desto stärkerer Macht an dem festhalte, was aus dem Schiffbruch eines reichen und hoffnungsvollen geistigen Lebens, das in die Zeit der vor menschlichen Augen sorgsam verborgenen Entwicklung meiner frühsteften Jugend fällt, noch gerettet ist." Es ist möglich, daß er bei diesen Worten seine Knabenliebe, die früh verstorbene Cousine Müller, im Auge hat, aber auch das Verhältniß zu Louise Struensee reicht bis in seine Kindheit zurück und hat ihn durch alle Phasen seiner Jugendentwicklung begleitet. Nach fünf Jahren konnte er sich unmöglich

*) Am 25. Nov. 1822.

mehr darüber täuschen, wie falsch er gewählt und um so mehr ist es wahrscheinlich, daß ihm „diese Geschichte so manchen Seufzer kostete“ und ihm der vorangegangene Liebesfrühling als eine Zeit der Blüthen erschien, die ein böser Frost erschlug. Als ein Schiffbruch erschien ihm seine Heirath jetzt mit Recht, obwohl er nicht davon reden mag.

Hatte er selbst in dieser Zeit mehr trübe als helle Stunden, so sind seine ihn auf der Durchreise von Zeit zu Zeit heimsuchenden Brüder um so zufriedener mit seinem Glaubensstande. Am 6. October 1823 meldet der ewig reisende Tholuck an Heubner, daß er sich an Rothe recht sehr erfreut habe. Aber dieser klagt dem Wittenberger Seelsorger, er habe bis jetzt in Breslau nur schwere und leere Tage gehabt. Er kennt „höchstens vier oder fünf Menschen, bei denen er eine christliche Auffassung finden kann“. Den Andern sind die christlichen Grundbegriffe unverständliche Laute, und wenn er dieselben in ihre Sprache übersetzen will, vergeht ihm die Sache unter den Händen. Das einzige Mittel, aufrecht zu bleiben, ist, daß er sich ernstlich zum göttlichen Worte und zum Gebet halten muß, um nicht noch lauer zu werden als er es leider ohnehin noch immer ist. Erst allmählich entdeckt er in Breslau ein anderes Breslau, von dem er bisher keine Ahnung gehabt hatte. Sein Beruf machte ihn mit Kreisen bekannt, die seiner Jugend fremd geblieben waren.

Die Verhältnisse, unter denen der junge Candidat in das kirchliche Leben eintrat, waren ungewöhnlich stürmische. In den ersten Tagen des Octobers 1822 hatte sich die schlesische Synode in Breslau versammelt, nach einer, wie Rothe nicht ohne Grund behauptet, formlosen und tumultuarischen Zusammenberufung. Sie hatte mit großer Majorität die Union für Schlesien beschlossen. An der Spitze derer, die gegen diesen Beschluß protestirten, stand der Diakon und Professor Scheibel, der Rothe versicherte, er habe auf dieser Versammlung Dinge gehört, die allen Glauben übersteigen. Rothe selbst meint, mit diesem Beschlusse seien die thatsächlichen Schwierigkeiten einer Vereinigung in keiner Weise gehoben, ganz abgesehen davon, daß er mit Scheibel die Machtvollkommenheit der Synode bestreitet, in dieser Weise über das Bekenntniß der Gemeinden zu verfügen. Im Uebrigen liege den Rationalisten nicht sowohl an der Union als daran, durch die Union die Bekenntnißschriften los zu werden. In der That hatten die Verhandlungen nach dieser Richtung auch in Berlin Anstoß erregt. Rothe spottet darüber, daß die Herren der Synode sich etwas vorlaut verschnappt hätten. Der Bescheid des Ministeriums sprach nicht nur sein Mißfallen darüber aus, daß die Synode sich so tief auf die Frage der Lehre eingelassen habe, sondern erklärt auch ihre Beschlüsse nicht für geeignet veröffentlicht oder dem Könige unterbreitet zu werden. Vielmehr solle das Consistorium bis zum Zusammentritt einer Generalsynode die Frage ruhen lassen. Allein dieser Beschwichtigungsversuch war vergeblich. Die latente Opposition gegen

die Union verwandelte sich in eine offene durch die im gleichen Jahre erscheinende neue Agende. Der König, der der Geistlichkeit bereits eine gemeinsame Amtstracht beschеert hatte, wollte auch der Willkür der gottesdienstlichen Formen ein Ende machen und gedachte zugleich durch die Einführung seiner Agende der angestrebten Union einen beträchtlichen Schritt näher zu kommen. Er selbst hatte aus den Formularen des 16. Jahrhunderts sich das Buch zusammengesucht, man sagte unter Unterstützung seines Generaladjutanten von Witzleben. Den ersten Entwurf versendete er an Consistorien, Superintendenten und Pfarrer zur Begutachtung. Aber die widerspruchsvollen Aeußerungen der Theologen verstimmten ihn. „Ganz confus geworden durch solche Widersprüche," sagte er, „werde von meinem liturgischen Rechte Gebrauch machen." So erschien 1821 die Militäragende und im folgenden Jahre die allgemeine. Aber die eintönigen langen Litaneien fanden keinen Beifall; die Mehrung des liturgischen und des Chorgesangs erinnerte zu sehr an die katholische Messe. Auch dogmatisch fanden sich die Reformirten in dem neuen Kirchenbuch verkürzt. Anderseits erweckte die Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl den an die Hostie gewöhnten Lutheranern den Verdacht, man wolle sie zwinglisch machen. Die Verpflichtung bei der Ordination zum Gehorsam gegen den Landesbischof erschien den Liberalen cäsaropapistisch. Daß der König sich das Recht beilege, den Gottesdienst der Kirche ohne deren Zustimmung zu ordnen, erregte auch den Widerspruch der Unionsfreunde und Schleiermacher trat dagegen schon 1821 mit einer Vorstellung auf, die zwölf Berliner Geistliche unterschrieben. Unbedingten Beifall fand also das Vorgehen Friedrich Wilhelms III. bei keiner Partei. Der König erzwang die Einführung seines Werkes auch nur in den Garnisonskirchen, aber die Gnadenerweisungen und Orden non propter acta sed propter Agenda, wie Schleiermacher spottete, die belobenden Cabinetsschreiben mit kostbar gebundenen Bibeln, die Beförderung der Willigen, die Zurücksetzung der Renitenten, brachte es fertig, daß schon 1825 von 7782 evangelischen Gemeinden 5343 die Agende angenommen hatten. So sehr nun das Lutherthum in dem Buche bevorzugt worden war, gegen dessen Unionstendenzen erhoben sich dennoch die Lutheraner am lautesten. Klaus Harms nannte die Union eine Copulation und warnte die Wittenberger: „Vollzieht diesen Act ja nicht über Luther's Gebeinen! Er wird lebendig davon und dann wehe Euch!" In Schlesien stellte sich Scheibel an die Spitze der Opposition und durch zwei Jahrzehnte hindurch wüthete nun der Streit gegen Agende und Union, der schließlich mit dem Austritt der Altlutheraner abschloß. Der Kampf wurde eröffnet durch ein im Jahre 1823 erscheinendes Buch Scheibel's „Ueber das Abendmahl des Herrn", dem er dann zahlreiche Streitschriften folgen ließ, in denen er seine Gemeinde belehrte, Zwingli und Calvin suchten wenigstens versteckt den Glauben an die

Gottheit Christi zu untergraben. Der Gott der Zwingli'schen ist die Natur. Sie sind Isisdiener, mit denen der Lutheraner nicht zum Tisch des Herrn treten kann, auch wenn nur Luther'sche Formulare beim Abendmahl gebraucht werden sollten. Daß in der neuen Agende nicht mehr einfach die Einsetzungsworte gesprochen werden sollen, sondern: „Christus spricht, dieß ist mein Brot", ist ein Fallstrick der Hinterlist, denn die Ungläubigen denken in ihrem Herzen: „Christus spricht das freilich, aber wir glauben's nicht." So war er felsenfest überzeugt, durch die Union wolle der Unglaube beide Kirchen um ihre Symbole bringen und darum dürfe sich kein gläubiger Christ einem unirten Consistorium unterwerfen. Die Art, wie die Behörden für die Union warben, das Zuckerbrot in der einen Hand, die Peitsche in der andern, machte auch ruhige und verständige Geistliche mißtrauisch. Als Heubner um Aufbesserung seines Gehaltes bat, schreibt ihm Nikolovius: „Zulagen können nicht ohne königliche Genehmigung ertheilt werden, und diese ist da nicht zu erwarten, wo sich nicht Bereitwilligkeit zur Annahme der neuen Agende gezeigt hat." *) So kann selbst dem geschätzten Heubner nur auf dem Wege jährlicher Gratificationen geholfen werden. Die moralischen Folgen eines solchen Systems für am Hungertuch nagende Pastoren lassen sich denken. Schon das ist charakteristisch, daß Leute wie Marheineke, Ammon, Augusti, Hengstenberg als Vertheidiger des neuen Kirchenbuchs auftreten, während Charaktere wie Schleiermacher, Heubner, Nitzsch, Julius Müller und Rothe zu den Gegnern zählen. Der junge Nitzsch läßt sich nach Bonn berichten, daß nur die schlechtesten Elemente der Geistlichkeit dem Könige eifrig entgegen gekommen seien. Andere trugen Wasser auf beiden Achseln. Sie brachen bei dem Abendmahl ein Mal das Brot, machten ihren Bericht, und kehrten dann zu der alten Form zurück. Von Andern wurde erzählt, sie ließen das Brot durch den Küster vor der Communion brechen und sagten dann dem Superintendenten, sie hätten das Brotbrechen eingeführt. So konnte Rothe füglich schreiben, die ganze Sache gereiche der Kirche zur Schande wegen der Art und Weise, wie sie betrieben worden sei. Die Scheibel'schen Gedanken gestaltete er sich nach seinem Optimismus zu einer frohen Perspective. Er hoffte von der Union eine Entlastung der beiden Confessionen von ihren ungläubigen Elementen. „Die, denen der Morgenstern noch nicht im Herzen aufgegangen ist, werden aus beiden alten Kirchen herausgehen und eine neue bilden, in der sie dann niemand mehr hindern wird, den Vernunftgötzen auf den Thron zu setzen, und die aus beiden Kirchen zurückbleibenden Gläubigen werden dann plötzlich von selbst unirt sein, ohne daß sie wissen werden wie." Sobald man die Rationalisten los ist, haben also die zurückbleibenden Pietisten nichts mehr gegen die Union ein-

*) Nikolovius an Heubner, 5. Juli 1826.

zuwenden, und das Kirchenvermögen verbleibt natürlich ihnen. Allerdings, alle Extravaganzen der Streitschriften Scheibel's möchte auch Rothe nicht billigen. So wenig wie später hatte er damals an kirchlicher Polemik Freude, ja er findet, „daß in der Sache zu viel geschrieben ist und doch am Ende noch zu wenig geliebt".

Unter so ungünstigen Auspicien begann der junge Candidat seinen kirchlichen Dienst und konnte sofort einen Vorgeschmack davon empfangen, was ihm künftig beschieden sei. Mit einem Agendenstreit begann seine Laufbahn, wie sie mit einem andern Agendenstreite geendet hat. Aber Stellung mußte er, so jung er war, auch jetzt schon nehmen.

Nach den Aeußerungen, die er in Heidelberg über die ersten Unionsversuche gefällt hatte, wundern wir uns nicht, daß er die seine auf Seiten der Opposition nahm. Die Kirchenregenten Schlesiens waren nicht nach seinem Geschmack. Ueber die Rationalisten an der theologischen Facultät, Schulz und von Cölln, bricht er unbedingt den Stab, nur an Gaß läßt er wenigstens die gerechte freundliche Milde gelten. Hingezogen fühlte er sich einzig zu dem einäugigen Licentiaten Julius Müller, der seiner speculativen Richtung verwandt war und ähnliche Lebenszwecke wie er selbst verfolgte. Müller hatte zuerst Jura studirt, war dann aber durch Lecture Tersteegen's zur Theologie geführt worden, die seinem speculativen Zuge besser entsprach. In Berlin ward er durch Tholuck, Neander, Kottwitz und Hofprediger Strauß, den Verfasser der Glockentöne, für den Pietismus gewonnen, und daß man dort große Hoffnungen auf ihn setzte, beweist Tholuck's „Weihe des Zweiflers", wo Müller als Julius redend eingeführt wird. Hatte er in Berlin unter die eifrigsten Gegner Schleiermacher's gehört, so stellte er sich in Breslau auf Scheibel's Seite, wie er denn bis zu seiner Berufung nach Göttingen ein Hauptwortführer in den Streitigkeiten der schlesischen Kirche blieb. An Scheibel hatte auch Heubner seinen künftigen Schwager besonders dringend empfohlen und so sah sich Rothe bei dem schreib- und streitlustigen Pastor auf's freundlichste aufgenommen. „Ich sehe wohl, daß er es sein wird, an den ich mich werde halten müssen." Dem königlichen Consistorium machte kein Geistlicher der Provinz so viel zu schaffen wie dieser Scheibel, und schon Tholuck's frühere Aeußerungen zeigen, daß er in der Bürgerschaft theils gehaßt, theils verspottet wurde. Dennoch haben auch unparteiische und geistig bedeutende Männer dem inneren Leben, das in ihm war, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gaß schreibt an Schleiermacher, Scheibel sei der einzige Prediger in Breslau, zu dem man mit Nutzen in die Kirche gehen könne, nur seine Schriftstellerei verabscheut er. Steffens berichtet, Scheibel habe viele durch die Bizarrerie und Einseitigkeit seiner Ansichten abgestoßen, aber als Prediger habe er eine gläubige Gemeinde um sich versammelt. „Ich gestehe, nie einen Prediger gehört zu haben, der, wenn er auf der Kanzel erschien, so

ganz von seinem Gegenstande ergriffen, wie geheiligt und verklärt war, nie einen, der mit den innern Kämpfen eines religiös bewegten Gemüths enger vertraut schien. Wenn er das innere christliche Leben in seiner Richtung gegen das Göttliche darstellte, wenn er vom Glauben an die Liebe, von dem Heilande sprach, so war es als redete er nicht allein von einer andern, sondern aus einer andern Welt . . .“ „Was er sagte, verwandelte sich in ein Selbstgespräch, und ich saß da, als wäre ich allein in den tiefsten, innersten, strafenden und auch zugleich tröstenden Selbsterwägungen versunken.“ Dennoch verkennt auch Steffens die beschränkte Einseitigkeit des Luther'schen Starrkopfes nicht. Sein Urtheil ist, daß Scheibel zu freiem, philosophischem Denken völlig unfähig sei. „Die Religion liegt ihm fertig in der Bibel und in den lutherischen Symbolen vor wie ein Naturfactum.“ Zweifel kenne er nicht und eben durch diese völlige Sicherheit seines Gemüths imponire er seinem Anhang. Steffens, der uns diese Erinnerungen erhalten hat, galt damals selbst als einer der Führer der Frommen, obwohl diese in ihm mehr einen Katechumenen sahen, dessen Bekehrung sie hofften, als daß sie ihn bereits als einen Wiedergeborenen gelten ließen, da er sich noch immer nicht entschließen konnte alle Philosophie für Unrath zu achten.

Henrik Steffens war schon bei der Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau dorthin berufen worden. Der Romantiker und Freund Goethe's ward hier mit großer Sympathie aufgenommen, und daß er die Studenten in den Krieg begleitete und den Winterfeldzug 1814 mitmachte, erhöhte sein Ansehen. Nun hatten aber die Veranstalter der Wartburgfeier, Jahn und Maßmann, das in seinen Augen unverzeihliche Vergehen begangen, ihn zu derselben nicht einzuladen. Das, so meinte man, sei der eigentliche Grund, warum er seine Schrift gegen die Turnplätze schrieb, auf denen ein demokratischer, unchristlicher Geist gepflegt werde. Natürlich wurde er nun von den Burschen zu den Denuncianten und Demagogenriechern geworfen und die Folge dieser Händel war, daß er nun wirklich in dieses Fahrwasser gerieth. „Wer mag es vertheidigen, daß er sich der Partei der Schlechten zugänglich gemacht,“ schreibt Gaß, „und sich zu ihrem Gewährsmann hingegeben hat!“ Gemeint sind damit Leute wie der Regierungspräsident von Liegnitz, der „aus Neid auf den Oberpräsidenten, aus Haß gegen das rationalistische Consistorium, aus Eitelkeit, um sich auf Schmalzische Weise einen Orden zu verdienen, namentlich aber um seine ehemalige Freundschaft für die Franzosen vergessen zu machen, deren Creatur er war“, nun den Hyperloyalen spielte und allen Vorurtheilen Wittgenstein's und seines Königs eifrigen Vorspann leistete. Mit Betrübniß sahen Steffens' alte Freunde Raumer, Gaß, Arndt, Schleiermacher ihren früheren Genossen in solcher Gesellschaft, der aber, verbittert durch die Angriffe der Turnfreunde, wendete sich nun den christlichen Kreisen zu, die ihn mit offenen

Armen aufnahmen. Rothe freilich, der ihm bei den Betstunden im Gröben'schen Hause näher kam, schreibt kopfschüttelnd: „Es scheint ihm noch sehr an der rechten Einfalt zu fehlen. Der Herr wolle ihn damit anthun." Ganz dieser Meinung war Gaß: „Es ist Steffens' Art, daß er seinen Mund über Alles aufthun muß, was vorkommt." Im Namen ihres gemeinsamen Freundes Schleiermacher machte Gaß ihm über seine Schriften in der Turnsache Vorstellungen.*) Aber der Angegriffene erwiderte stolz: in seiner Rede gebe er Manches preis; wenn er aber schreibe, dann stehe ein Gott bei ihm, und seine Feder könne er einst ruhig unter seinen Sarg legen. „Was mir am meisten mißfällt," fährt Gaß fort, „und worüber wir recht ernsthaft aneinander gerathen sind, ist, daß er seine Angelegenheiten auf's Katheder bringt, wohin nur die Wissenschaft gehört, und dadurch eine Spaltung unter den jungen Leuten veranlaßt, die schon zu Schlägereien geführt hat." Als Steffens nun gar zur Begründung seiner Vorwürfe gegen die Turner zum Fürsten Hardenberg befohlen wurde und die Turnplätze polizeilich geschlossen wurden, war sein moralischer Ruin vollendet. Sein eigener Schwager Raumer sagte sich von ihm los. Auch Schleiermacher, der ihn lang vertheidigt hatte, gab ihn preis, denn der kleine verwachsene Prediger, dem am Turnen selbst wenig lag, erklärte die Turnplätze für eine durch nichts zu ersetzende Gelegenheit, die Jugend der verschiedenen Stände miteinander zu befreunden und ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß sie alle gleichberechtigte Glieder eines Volkes seien. In sich selbst uneins, verläugnet von den alten Freunden, schloß Steffens sich um so enger an die Frommen an. Wenn der Romantiker und Philosoph, der Freund Goethe's, nunmehr in den Gröben'schen Conventikeln mitkniet und mitsingt, so ist diese Wendung, die ihm die Gegner als Heuchelei anrechneten, doch innerlich vorbereitet und vermittelt durch den mystischen Pantheismus seiner Naturphilosophie. Schon in seinen Grundzügen der philosophischen Wissenschaften konnte Steffens schreiben: „Der Geist umfaßt die Natur, wie der Liebende seine Geliebte, sich ganz ihr hingebend, sich selbst in ihr findend." „Die Pflanze ist die Versöhnung des Lebens und der Masse, der stille stumme Blick der Liebe, der ewigen nicht zeitlichen Erzeugerin, welche die irdische Verhärtung der Stoffe überwand und ewig fortquillt in stets erneuter Zeugung; sie ist die aufgeschlossene Sehnsucht der Erde" u. s. w. Von dieser pantheistischen Träumerei im Stile der Schelling'schen Naturphilosophie war es zu der permanenten Wundererfahrung der Pietisten nur noch ein Schritt. Auch betrachtete Steffens sein früheres Mitbauen an dem Babylonischen Thurme Goethe'scher und Schlegel'scher Humanität jetzt als „ein verruchtes Unternehmen". So galt es, den nur erst romantisch Gläubigen vollends zu christianisiren, ein Geschäft, an dem auch der junge

*) Gaß an Schleiermacher, 5. Febr. 1819.

Candidat Rothe sich betheiligt. Müller, Scheibel, Steffens waren es also, an die Rothe sich anschloß und der Versammlungsort, wo sie sich sonntäglich trafen, waren die Betstunden des Grafen von der Gröben, in denen nicht die Theologen dem Grafen, sondern der Graf den Theologen das Johannesevangelium auslegte.

Der Gang, den der Candidat genommen hatte, war derselbe, den wir auch bei anderen Führern des Pietismus verfolgen können, die zum Theil ganz dieselben Stationen durchmaßen, die Rothe nun hinter sich hat. So schreibt Otto von Gerlach über die Entwicklung seines Freundes Mila an Heubner:*) „Der Schade seines Herzens wurde in Breslau leider in der Verbindung mit Scheibel und Steffens nicht gründlich geheilt; von ersterem nahm er bei zunehmender Leere des Herzens einen traurigen, disputirsüchtigen Eifer für unwesentliche Lehrpunkte an, und von Steffens ein sich immer mehr verallgemeinerndes, allen gefällig sein wollendes, in die Welt sich immer mehr zerstreuendes Wesen."

Den Eltern war es natürlich ein großer Kummer, daß ihr Sohn nun sogar bei den Gröben'schen Conventikeln angekommen sei. „Es ist doch ganz auffallend," schreibt Rothe an Heubner, „daß nichts den Weltmenschen mehr in Harnisch setzt, als christliche Erbauungsversammlungen. Da reichen alle vernünftigen Gründe nicht aus; darin sieht man hier die allerhöchste Gefahr, obwohl man durchaus nicht anzugeben weiß, welche." Die Gefahr lag eben darin, daß diese Conventikel den Theilnehmern jede unbefangene Würdigung anderer Bestrebungen verbauten und daß sie die Quellen der ungerechten Beschuldigungen waren, mit denen man den „Weltmenschen" das Leben sauer machte. Ihre Gebetsübungen waren es nicht, durch die die christlichen Kreise den allgemeinen Haß auf sich zogen, sondern ihre Klatschereien und Denunciationen. Der milde und freundliche Consistorialrath Gaß hatte durch einen unvorsichtigen Brief, der durch die Haussuchung bei Reimer in die Hände der Mainzer Untersuchungskommission gekommen war, den Verdacht erweckt, als ob er verfolgten Burschenschaftern gegen die Behörden beistehe, weil er die Absicht gehabt hatte, den doch immerhin begabten und charaktervollen Candidaten Maßmann im schlesischen Schuldienst unterzubringen. Altenstein theilte ihm darauf mit, daß auch er durch die in den polizeilichen Untersuchungen über staatsgefährliche Umtriebe gemachten Entdeckungen compromittirt sei, da aus seinen beschlagnahmten Papieren seine Uebereinstimmung mit zu mißbilligenden politischen Ansichten und Bestrebungen hervorgehe. Schwer belastet sei er namentlich durch die Art, „wie er sich über die Berufung und Beförderung des durch die Wartburgfeier berüchtigt gewordenen Candidaten Maßmann," in einem Briefe

*) 2. März 1824.

an Reimer vom 4. April 1818 geäußert habe. Der Brief lasse nämlich erkennen, daß Gaß auch gegen die Absicht der vorgesetzten höheren Behörde sich des Maßmann habe annehmen wollen, um ihn durch das Examen zu lootsen und ihm dann in Schlesien eine Stelle im Schuldienst zu verschaffen. Demnächst wird Gaß seine Vorliebe für das Turnwesen vorgeworfen „zu einer Zeit, da es schon verboten war, und sein Antheil an den dort eingerissenen Mißbräuchen". Gaß freilich hatte zu der Turnerei auch in einer Zeit, in der sie noch nicht verboten war, gar kein Verhältniß gehabt, wie wir aus einem Briefe an Schleiermacher wissen. Der ganze Vorwurf beruhte also auf feindseligen Zuträgereien. Der Minister aber theilte jenen Brief, in dem Gaß sich für Maßmann zu verwenden versprach, an den Oberpräsidenten Merckel mit, damit er weiter gegen Gaß verfahre. Alsbald behaupteten die Frommen, man könne den Consistorialräthen nicht zumuthen, mit einem des Demagogenthums Verdächtigen im Collegium zu sitzen. Das Consistorium selbst parirt diese Finte, indem es dem Minister eine Rechtfertigungsschrift für den bei allen Mitgliedern gleich beliebten Collegen überreicht.*) Nun aber werden über die Zustände in dem Lehrerseminar und dem Gymnasium, das der Aufsicht von Gaß untersteht, in Berlin die entsetzlichsten Nachrichten verbreitet. Ein Gymnasiallehrer soll sogar von einem Schüler erstochen worden sein, wovon in Breslau kein Mensch gehört hat. Als Quelle dieser Schauergeschichten stellt sich Herr Graf von der Gröben heraus, und dieser bleibt trotz des Ergebnisses der amtlichen Untersuchung ruhig bei seiner Meinung. Gaß selbst schreibt, überall suchten sie nach einem Strick, um ihn zu hängen, denn es sollte eben eine Stelle im Consistorium für einen der Ihren freigemacht werden. Der Polizeiminister Wittgenstein, „der Premierminister hinter den Gardinen", wie ihn Boyen einmal nennt, der auch sonst mit Kottwitz und Gröben zusammen arbeitete, drückt selbst auf Altenstein und dieser ist schwach genug Gaß zu eröffnen, daß seine brieflichen Aeußerungen über Maßmann „gerechte Besorgniß eines ähnlichen Verfahrens auch in anderen Angelegenheiten, die in seinen Händen ruhen, erwecke". „So hat auch," fährt der Erlaß fort „durch alles Uebrige Ihre Würde als Rath in Königl. geistl. und Unterrichtsbehörden so gelitten, daß es ohne Nachtheil für diese Behörden nicht möglich ist, Sie mit solchen in Verbindung zu lassen. Ihnen selbst kann überdem die Bitterkeit der Stimmung, worin Sie versetzt sind, und die sich auch hin und wieder in, von den dortigen Behörden erstatteten Berichten Ihres Departements ausspricht, nicht unbewußt sein. Sie wird genährt durch Ihr Verhältniß zu anderen dortigen gleichgesinnten Personen. Nur eine Versetzung in ganz andere Umgebungen und einen neuen Wirkungskreis könnte Sie völlig lösen, Sie mit den öffentlichen Verhältnissen

*) Gaß an Schleiermacher, 26. März 1820.

aussöhnen und Ihnen Unbefangenheit und Heiterkeit des Gemüths wiedergeben." Zu diesem Zweck schlägt Altenstein dem Angeschuldigten eine Versetzung nach Königsberg vor. Aber Gaß war so undankbar diese Fürsorge für seine Unbefangenheit und Heiterkeit abzulehnen. Da bei der Dienstuntersuchung sich der Zustand des Seminars tadellos erwies und auch alle anderen Ausstreuungen sich als fromme Erfindungen herausstellten, ließ der Oberpräsident die Sache einschlafen und auch Altenstein kam nicht auf sie zurück. So hatte sie nur die eine Folge, in Breslau den Haß gegen die Frommen zu steigern. Daß die Bürgerschaft zumal von den Gröben'schen Conventikeln nach solchen Erfahrungen eine schlechte Meinung hatte und an der Universität alle Besucher derselben als Streber und Intriguanten galten, ist nicht eben zu verwundern. Was von aparten asketischen Uebungen in diesen Gröben'schen Zusammenkünften erzählt wurde, war dagegen Erfindung. Die Versammlungen waren fromme Gesellschaften wie andere mehr. Mit Recht schreibt Tholuck einmal im Hinblick auf die Vorstellungen der Gegner von ihren Zusammenkünften: „Die Mystiker allhier haben alle die Wunderlichkeiten, die überhaupt dieser Rasse eigen sind, Kaffee trinken sie aus Tassen, Wein aus Gläsern, wenn's regnet, tragen sie Mäntel, wenn die Sonne scheint, Leibröcke. Auch haben sie sich sehr lieb und hoffen auf die Freiheit der Kinder Gottes." Immerhin waren manche Aeußerungen der Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit geeignet, dem Geschwätze auf den Bierbänken Nahrung zu geben. So gibt Steffens eine Beschreibung der Zusammenkünfte, wenn der alte Graf Reuß auf Stomsdorf zu Besuch kam und die Erbauung leitete. „Dann waren alle Gespräche religiösen Inhalts und es war unmöglich, für die Unterhaltung einen andern Gegenstand zu wählen." So hatte er eines Abends in der Versammlung der gläubigen Familien davon gesprochen, wie das Bewußtsein des Daseins ganz in der Liebe des Heilands aufgehen müsse, und der Gläubige selbst durch das Dunkel des Todes von ihm geleitet fröhlich dem höheren Dasein entgegen gehen würde. „Wir waren in der That alle von der Rede ergriffen; er hatte uns der letzten Stunde, gegen deren unvermeidliche Annäherung das menschliche Gefühl sich sträubt, ganz nahe geführt; wir alle folgten ihm gern, ja freudig; da erhob er sich, forderte uns alle sämmtlich auf, im Kreise stehend uns wechselseitig die Hände zu reichen. Wir sollten uns untereinander treue Liebe in Ihm, unserem Heilande, Ihm aber die Liebe unbedingt schwören; dann umarmten wir uns, und jeder gab dem anderen den Bruderkuß." Anderseits gesteht Steffens zu, daß man sich zuweilen „in eine religiöse Stimmung hineinreden" wollte. „Ich habe freilich Versammlungen der Art beigewohnt und gesehen, wie der Betende sich in dem Gebete verwickelte und kein Ende finden konnte; jederzeit zwang mich dann ein unwiderstehliches Schamgefühl die Augen niederzuschlagen." Es stimmt das völlig zu Rothe's Rückblick aus Rom, wo er von diesen Erbauungs-

versammlungen bei Gröben sagt, entweder es sei Einer da gewesen, in dem alles Leben sich concentrirte, dann hätten die Anderen sich nur receptiv verhalten, oder das Ganze ist demokratisch gestaltet, „wie das in unsern Breslauer Zusammenkünften der Fall war, dann aber entsteht durch den Mangel an Leitung ein Mangel an eigentlichem Stoff der Erbauung und eben dadurch Schläfrigkeit und Langweile". An der Universität machte natürlich der Beitritt des Professors der Philosophie zu den vielbespöttelten Gröben'schen Conventikeln unliebsames Aufsehen. Bald kann Rothe seinem Stier melden: „Gottlob fängt Steffens an, tüchtig vor der Welt zu stinken; der Herr gebe, daß es immer mehr und mehr geschehe." Daran ließ es Steffens nun auch keineswegs fehlen, das besorgten schon seine „Carricaturen", von denen seiner Zeit Gaß an Schleiermacher*) meldete: „Kaum kann man sich des Gedankens erwehren, das Buch sei für Geld geschrieben, nebenbei aber auch in der Absicht, sich der Partei der politischen Paläologen zu näheren und dem Adel und Militär Angenehmes zu sagen." In diesem Conventikeltreiben also sahen die Eltern zu ihrem Kummer ihren Richard untergehen. „Der Herr," schreibt Rothe seinem Schwager Heubner, „hat in Ansehung der christlichen Gemeinschaft hier köstlich für mich gesorgt, wenn ich nur dankbarer dafür wäre. Oh, möchte er geben, wir könnten wieder einmal vor ihm niederknieen, Stoff zum Preisen hätte sich in der Zwischenzeit genug für uns gefunden." Der wackere Gaß freilich sah in den gleichen Erscheinungen den Stoff zu bittern Klagen. „Ja, mein theurer Freund," schreibt er am 21. Februar 1824 an Schleiermacher, „es wird immer trüber um uns her, und immer nothwendiger Glauben zu halten und Muth zu bewahren. Druck und Beschränkung nehmen von allen Seiten zu." Er sieht ein Eulengeschlecht in der Finsterniß nach Beute jagen, deren Uhuruf für Rothe Nachtigallengesang ist.

„Unter den hiesigen Studirenden geschehen wunderbare Erweisungen der Gnade," berichtet dieser an Stier. „Es bedarf bei vielen nur einer leisen Berührung, und es geht ihnen ihr eigenes Herz und das Licht vom Kreuze des Herrn auf, gerade den allerentschiedensten Schulzianern. Erst gestern hat sich meine Seele gelabt an zwei solchen neuen Brüdern. Unser Gemeindlein ist diesen Winter sehr gewachsen, und ich hoffe, auch die alten Glieder haben zugenommen in der Kraft des Herrn. Auch stehen wir jetzt untereinander in einer innigen und lebendigen Gemeinschaft. Der Herr sei gepriesen, unsere Zusammenkünfte sind besserer Art als die dürren, mit denen wir uns eine Zeitlang in Wittenberg herumgeschleppt. Es ist immer lebendiges Wasser da und einer trinkt es dem andern zu." Dazwischen freilich kommen auch wieder Tage und Wochen tiefer Depression, wie sie bei diesem gesteigerten Gefühls-

*) 1. Jan. 1819.

leben nicht ausbleiben konnten. Der Heiland hat sehr viel mit ihm zu thun, um ihn freudig zu erhalten. „Frohlocken und Jubiliren mit Thränen ist ja des Christen Art und Gestalt.“ „Ach ja, ich bin wahrlich ein armer, über alle Vorstellung elender Sünder, ich weiß auf der weiten Erde keine Seele, die so in allem und so lang und stets wieder von Neuem sich gegen den heiligen Gott empört hätte wie mein armes Ich.“ Hören, seit Stier ihm nicht mehr zur Seite ist, die kriegerischen Expeditionen auf, die gar nicht in seiner Natur liegen, so verstärkt sich dagegen im Umgang mit Scheibel die pietistische Phraseologie. Der ehemalige Schüler der Romantiker findet jetzt Verse geschmackvoll wie den Terstegens:

„Ein jeder sein Gesicht
Mit ganzer Wendung richt'
Steif nach Jerusalem.“

Wenn er Heubner zum Geburtstage gratulirt, so weiß er, daß mit den andern Freunden auch Heubner's allernächster Freund und Blutsverwandter, der Heiland, bei ihm anklopfen werde. Wenn er sich zu Weihnachten ankündigt, so bittet er: „Er reise mit uns beiden auf's Fest zum Kripplein.“ Zum neuen Jahre verfehlt er nicht zu versichern: „In Christo gibt es kein altes und kein neues Jahr, bis dereinst auf das neue Jahr am gläsernen Meere.“ „Das ist eine selige Sache,“ schreibt er an Stier, „dem Herrn zu danken, wie ein Wurm vor seinem Schöpfer dazuliegen, und doch zugleich seiner Fülle voll zu sein, der köstlichsten Gabe, die nur in das Herz eines Engels kommen kann.“ Stier's und Krummacher's Briefe theilt er stets auch einem Häuflein Seelen mit, „die nach Gnade lechzen und den seligen Geschmack der Gnade im Herzen haben“. „Das ist die köstlichste Zukost, die man zu dem Brote des Lebens haben kann.“ Ist Heubner schwer erkrankt, so hat ihm der Heiland einen neuen Namen gegeben, den niemand kennt. Und während sein Verhältniß zu den Eltern immer fremder wird, schreibt er Heubner: „Du bist mir Vater, Mutter, Braut, Bruder, weil Liebe dem Herzen mehr ist als alles andere.“ In den Briefen an den Vater dagegen schweigt dieser pietistische Jargon gänzlich, nicht zu ihrem Nachtheil. Bei allen emphatischen Versicherungen der Bruderliebe spielen aber doch auch in der engeren Kirche selbst wieder ewige Differenzen. Ein Bruder, der behauptet, der natürliche Mensch sei schlechter als ein Thier, dagegen könne der Wiedergeborene nicht mehr sündigen, begegnet doch einem allgemeinen Schütteln des Kopfes, obwohl er eine „sonst sehr liebe Seele“ ist. Auch von Scheibel kann Rothe schließlich nicht verhehlen, daß er ihm manchmal recht bange macht. Selbst sein Krummacher entgeht dem Mißtrauen nicht. „Es ist mir oft recht drückend geworden,“ schreibt Rothe, „wenn wahre Christen so viel an ihm auszusetzen hatten. Er wird solche Mißtrauische gewiß zu Schanden machen. Das ist gewiß auch eine der Methodeiai des Satans, wenn er den Samen des

Mißtrauens unter den Kindern Gottes ausstreut." An Steffens aber entdeckt er selbst gar viel, was der Herr unmöglich als das Seinige anerkennen kann: „Er ist kaum erst zum Herrn gekommen, und sollte sich nun für das halten, was er wirklich ist, ein Kind in Christo, ja vielleicht ein Säugling in Christo, aber er hält sich schon für einen Vater in Christo, für einen Meister in Israel." So ist die stille Abrede der Frommen untereinander, Bruder Steffens zur Erkenntniß zu bringen, daß er nur ein Professor und keineswegs, wie er meint, auch ein Prophet im Reiche Gottes sei. Gerade so war es in Berlin gewesen, wo jeder über den Andern klagte und so lang er noch zwei Freunde hatte, den Einen vor dem Andern warnte. Nur vor einem beugten sich alle. „Gröben's Haus," schreibt der Candidat, „ist ein wahrhaftiges Heiligthum des Herrn, und ein priesterliches Geschlecht wohnt darin." Wollte Heubner nach Breslau kommen, mit diesem Hause wenigstens würde er zufrieden sein.

Inzwischen war Rothe selbst den regelmäßigen Frühpredigern der Stadt eingereiht worden und hatte volle Kirchen. „Unter der hiesigen Bürgerschaft," schreibt er, „gibt es eine reiche Ernte für den Heiland, großentheils alter Same. Und so hat mir der Herr diesen Winter oft die Gnade geschenkt, zu einer Versammlung von wenigstens zum großen Theil gläubigen Seelen sein freundliches Wort zu reden, denn die hiesigen Gläubigen sind hungrig nach dem Wort und laufen überall hin, wo sie es wissen." Gelegenheit zu dieser öffentlichen Wirksamkeit hatte er dadurch erhalten, daß er als Candidat für einen erkrankten Prediger ständige Aushülfe leisten mußte. Daß seine Predigten großen Anklang fanden, geht aus seinen eigenen Briefen hervor. „Der Herr," schreibt er, „bekennt sich in Gnaden zu meinem armen Worte. Er kann ja aus wenigem viel machen und kann 5000 Mann mit 5 Broten und wenig Fischlein speisen." In Betreff seines Predigtvortrags sagt er selbst, er habe denselben in so fern geändert, als er jetzt mehr die Gestalt einer Attaque auf das Herz des Hörers erhalte und dieses Dringen auf Zustimmung war allerdings das Charakteristische an seiner Vortragsweise, so lang er überhaupt die Kanzel betrat und eben darin liegt der Fortschritt der Breslauer Predigten gegen die noch ungelenken Wittenberger Kanzelreden, die mehr docirten als predigten. Dem jungen Prediger schlagen alle Herzen entgegen, warum, das zeigen diese warmen und aufrichtigen Kanzelreden Rothe's, die einen intimen Einblick in die Gedanken- und Empfindungswelt des jungen Theologen gewähren.*) An Stier's biblische Grübeleien erinnert es, wenn in einer Predigt vom 30. Juli 1823, die er in der St. Elisabethkirche hielt, Rothe die Frage aufwirft, welche Motive den reichen Jüngling Lukas 10, den Schriftgelehrten Markus 12, und welche den

*) Die gut geschriebenen Concepte der Breslauer Predigten besitzt Oberpastor Ahrendts in Alsleben.

König Agrippa zu Jesus führten, der nach der Apostelgeschichte gleichfalls zu Paulus sprach: „Es fehlet nicht viel und Du überredest mich, daß ich ein Christ werde.“ Den ersten Theil beginnt der Redner: „Was den Jüngling zu Jesu trieb?, das, meine Andächtige, ist eigentlich eine einfältige Frage.“ Bei Beginn des zweiten Theils fragt er: „Wie nahm Jesus den Andächtigen auf?“ und wiederum antwortet er: „Das, meine Andächtigen, ist auch eine einfältige Frage.“ Zum Dritten fragt er: „Wie ging der Jüngling von Jesus?“ Noch einmal müssen wir es sagen: „Eine thörichte Frage“: jugendliche, rhetorische Künste, die doch ganz geschickt die Eintheilung markiren und den Kirchenschlaf vertreiben. In dem reichen Jüngling aber schildert der Candidat einen von den Rationalisten erzogenen reichen Bürgersohn, der dem nachstrebt, was man menschliche Tugend nennt und der nach Rothe's Theologie nun inne wird, daß es Tugend ohne wunderbare Wiedergeburt von oben nicht gibt. Der Schriftgelehrte dagegen ist ähnlichen Zeichen der Zeit gegenübergestellt wie wir. „Es ist wieder eine Zeit, in der, nach unseres Luther's Wort, das Evangelium zu rumoren anfängt. Von allen Seiten her, aus allen Welttheilen tönen die Stimmen der Zeugen von der Kraft des Evangeliums vom Lamme Gottes zu uns; aller Orten scheidet sich der lebendige Glaube an den Heiland der Sünder von dem todten Mundglauben oder dem Unglauben der natürlichen Vernunft; es ist jetzt in unserer Stadt vielleicht kein Haus, vielleicht kein Herz mehr, in das nicht irgend einmal gar vernehmlich auch von außen der heilige Geist gerufen hätte: ‚Wache auf, der Du schläfst.‘ Warum ist nun aber der reiche Jüngling dennoch nicht zu Jesus gekommen? Der Text gibt darauf die Antwort, weil er es nicht über sich brachte, sich von seinem Eigenthum los zu sagen. Diese Antwort in materiellem Sinne würde freilich in der Kaufmannsstadt allgemein abschreckend gewirkt haben. So hilft sich der junge Prediger, indem er genau wie Clemens Alexandrinus das „verkaufe was Du hast und gib es den Armen“ geistig deutet. Was er hat, das ist seine falsche Weisheit, seine angebliche Tugend, seine geheimen Laster. „Das alles gib hinweg und wirf Dich in Jesu Arme, daß das Feuer der Liebe es verzehre!“ Selbstverläugnung, Selbstentsagung, Einfalt des Geistes — das ist die Armuth, die Jesus meint. Zuweilen erschwert die dogmatische Verbildung, für die Heubner und Stier gesorgt haben, dem jungen Theologen die einfache religiöse Auffassung des Textes. Das Zittern und Zagen des Heilands in Gethsemane ist um so ergreifender, je menschlicher es verstanden wird. Aber Rothe ist diese Auffassung zu rationalistisch. Nicht das natürliche Schaudern des Menschen vor dem Tode ist der Inhalt von Jesu Seelenleiden, sondern der Gedanke an die Sündenmenge der Menschheit, für die er genugthuen soll. „Wir, wir waren es, die ganze Welt mit ihren Sünden war es, was ihm den blutigen Schweiß erpreßte ... Von dem ersten Falle der ersten Eltern im Paradiese an

bis zu der letzten Uebertretung, welche diese Erde entheiligen wird, soll er Sühne leisten." Auch sollen wir nicht vergessen, daß Christus auch in dieser Stunde nicht nur Mensch ist, sondern auch Gott. „So trägt also den Zorn Gottes nicht etwa ein armer Mensch, sondern Jesus leidet als der Sohn Gottes, dem der Zornblick des Vaters tief durch die Seele dringt wie ein eigener Tod." Einen solchen göttlichen Schmerz zu fassen, reicht unser menschliches Verständniß gar nicht aus. „Verstehen können wir es nicht, werden es auch in alle Ewigkeit nicht verstehn lernen; aber das wird uns durch einen Blick auf den, der in Gethsemane litt, klar, daß alle Leiden, die so lange die Welt stehen wird, ein menschliches Herz zerrissen haben, zusammengenommen, nicht an das Leiden und die Angst dessen heranreichen, der von dieser Stunde sagt: „Es haben mich umgeben Leiden ohne Zahl." Auch der Stier'sche Lieblingsgedanke, daß Jesus als Mensch nicht so viel leiden konnte als der menschliche Sünder, weil der unschuldig Leidende immer weniger leidet als der, der sich seiner Schuld bewußt ist, drängt den jungen Theologen darauf hin, sich zu ergrübeln, was Christus als Gott bei der Sünde der Creatur empfand, aber wer nicht mit der scholastischen Brille Heubner's die Passionsgeschichte liest, den wird das menschliche Leiden des Menschensohns tiefer ergreifen, als alle diese gnostischen Speculationen, was der leidende Gott bei dem Anblick des großen Sündenbergs empfand, den die Menschheit aufgehäuft hat und noch aufhäufen wird. Von dem gleichen dogmatischen Standpunkte aus, deutet Rothe in seiner Charfreitagspredigt 1823 das Wort Jesu: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" auf Jesu Schmerz über den Unglauben der Welt, den er nicht zu besiegen vermochte und „als er rief: ‚Mich dürstet!' da dürstete er nach denen, die ihm solche Arbeit machten. Wie mußte er leiden!" Sein Scharfsinn konnte sich nicht verbergen, daß dieser Schmerzensruf des Evangeliums mit der kirchlichen Vorstellung von der zweiten Person in der Trinität nicht stimme, aber zu welch gewaltsamer Verdrehung dieser Textesworte mußte er schreiten, um sie in seine Christologie einzurenken! In einer Adventspredigt über Zach. 9, 9 vergleicht Rothe die geräuschvolle Feier des Neujahrs und seine Freude mit der Theilnahmlosigkeit der Welt bei Anfang des Kirchenjahrs. Er sieht darin ein Zeichen, daß die Christenheit schläft, denn „der Gegenstand des Festes wäre doch der Freude werth!" Wenn das Evangelium da von uns sagt: „Du schläfst," so ist das eine milde Antwort, es könnte eben so gut heißen: „Du bist in Sünden todt." Aber auch der Schlaf ist ein gutes Bild für unsern Zustand. Der Schlaf sieht die wahrhaftigen und wirklichen Dinge nicht, wohl aber eitle Bilder der Sinnlichkeit. So der natürliche Mensch. Schatten, Gespenster regieren sein Leben. Was hat er da nicht für Bilder von Glück, Ehre, Macht, Reichthum, Freude, Genuß, Tugend. Das Evangelium aber ruft ihm zu: „Wache auf, der Du schläfst, so wird Dich Christus er-

leuchten." Dann wird er nicht Traumbildern mehr nachjagen, sondern die Wirklichkeit sehn. Eine Predigt, auf die der junge Candidat viel Sorgfalt verwendet hat, ist die zum Ostersonntag den 30. März 1823 in St. Bernhardin. Im Eingang gleich glaubt er bekennen zu müssen, auf welcher Seite er stehe, indem er von den Leuten redet, „die — (ihr eigenes Gewissen möge es ihnen bezeugen, ob in ernster Ueberzeugung oder wider ihr besseres Wissen) — die wahren Jünger brandmarken wollen mit der Verläumdung, daß diejenigen, die die Welt wohl Kopfhänger, Pietisten oder wie sonst immer nennt, nichts könnten als unthätig weinen und klagen, ohne kräftig und freudig in's Leben wirksam einzugreifen." Vielleicht hielt er darum für nöthig, sich ausdrücklich als Pietisten vorzustellen, weil seine Predigt auf den geschichtlichen Thatbestand der Auferstehung nicht eingeht. Der Inhalt derselben ist nicht die Erzählung der Osterbotschaft, sondern die warm religiöse Reproduction der paulinischen Mystik. Der Mensch stelle sich unter das Kreuz Christi und werde seiner ganzen Hülflosigkeit und Sünde inne und setze alles Vertrauen auf den Heiland. Nach dieser Taufe der Thränen wird er auferstehen zu einem neuen Leben in ihm. „Dieses beständige Einathmen der Kraft Jesu nennen wir die Auferstehung mit ihm." „Wird die erste Dir von Jesu geschenkte Gnade in Dir matt und Du begehrst mit neuer gesegnet zu werden, so tritt von neuem unter Jesu Kreuz; anderswo findest Du keine." „Aber wohl uns, meine Freunde, daß endlich doch eine Zeit kommt, wo Tag und Nacht nicht mehr wechseln werden, wo das Lamm unausgesetzt und ewig die Sonne des neuen Jerusalem ist . . ." „Die Zeit der Versuchungen wird vorüber sein und die Bewährten werden den Lohn ihrer Treue genießen." Das ist der Grundton, der jetzt seine Predigt beherrscht, der auch ganz anders Denkende sympathisch berühren mußte. Anderseits fehlt es nicht an hoch orthodoxen Wendungen, wie er z. B. am Sonntag Oculi 1823 die Erzählung des Sündenfalls als Geschichte im strengsten Sinne auslegt. „Das erste Wort, das der Teufel, der ein Lügner ist von Anfang, zu Adam sprach, war eine Lüge. Er verhieß dem Menschen, er werde gleich wie Gott sein, wenn er durch die Frucht vom Baum der Erkenntniß erfahre, was gut und böse sei. Was böse sei, erfuhr Adam wohl, was aber gut, das lernte er mehr und mehr vergessen. Er wurde nicht wie Gott, sondern er verlor die Aehnlichkeit mit Gott; der Schlangensame verunstaltete das Bild Gottes, so daß der Mensch ähnlich wurde dem Bilde Lucifers." Ist das eine Auffassung, die fast an die Orthodoxie eines Flacius anstreift, so ist doch anzuerkennen, die pietistische Phrasenmacherei spielt in den Predigten keine solche Rolle wie in den Briefen an Stier und Heubner. Die religiöse Empfindung war, wenn er eine Predigt machte, zu stark, um leere Worte zu dulden. Aber das innere Leben eines aufrichtig Religiösen bewegt sich zwischen Fluth und Ebbe. Es wird Rothe schwer, dasselbe nach der Kirch-

thurmsuhr zu reguliren und so stellen sich bei ihm bald wieder die schmerzlichsten innern Kämpfe ein. Er erscheint sich als Hökerer mit dem Evangelium und während er meint mit seinem Heilande täglich mehr in's Reine zu kommen und das Gefühl der Erweckung in sich zu tragen, bedauert er offen, Theologe geworden zu sein, wie er denn in Rom es geradezu ausspricht, daß nur sein vorgeschrittenes Alter ihn damals abgehalten habe, noch in diesem letzten Momente umzusatteln. „Das läugne ich nicht, wäre ich damals noch ein Knabe gewesen, und nicht schon in meinen Lebensweg so eingeschritten, daß ich ihn als von Gott mir vorgezeichnet hätte ansehen müssen, so wäre ich alles andere geworden, nur Keiner, der sein Christenthum vor heiligen und unheiligen Augen zur Schau tragen, und über göttliche, nur durch innere Offenbarung begreifbare Dinge einen breiten Strom menschlicher Worte ausschütten muß." Für seine Gewissenhaftigkeit ist dieses Geständniß ebenso ein Zeugniß wie für die Aufrichtigkeit seines neuen Lebens; es erklärt aber auch, daß er nun doch beschließt, sich auf das Katheder zurückzuziehen, während er früher gezweifelt hatte, daß er jemals in diesem dürren Holze Wurzel schlagen werde. Demgemäß war jetzt seine Hauptaufgabe die Vorbereitung zum akademischen Lehramt. Für das philosophische Doctorexamen wählte er sich das interessante Thema, in wiefern die Antonine durch ihre stoische Philosophie zur Christenverfolgung bestimmt wurden? Die reine und edle Gestalt Mark Aurel's und seine das innerste Leben eines frommen Heiden aufdeckenden Betrachtungen machen ihm Eindruck, wie seine Bemerkung an Heubner über die Antonine beweist: „Sie repräsentiren doch eine sehr scheinbare Gestalt des natürlichen Menschen." Die Arbeit selbst bleibt aber unvollendet, als sich herausstellt, daß Bruder Scheibel, in den Gassen des himmlischen Jerusalem besser bewandert als in den Universitätsstatuten dieser Welt, ihn völlig falsch berichtet hatte, und ein philosophischer Doctorgrad gar nicht zur Zulassung zum Licenciatenexamen nöthig ist. Nach unnöthig aufgewendeter Zeit beginnt Rothe, recht ärgerlich über den schlechten Rathgeber, an einer zweiten Abhandlung über die Paulicianer zu arbeiten, die als eine Ausgestaltung der paulinisch-johanneischen Theologie und als Mittelglied zwischen den dualistischen Sekten der antiken und der mittelalterlichen Kirche sein Interesse erweckt haben.

Gerade diese Wochen, in denen seine Gedanken wieder mehr in akademische Gleise und Pläne zurücklenkten, brachten auch eine äußere Wiederanknüpfung an seine schönsten Universitätserinnerungen. Im Herbste 1823, am 18. August, meldet er dem Vater: „Am vorigen Donnerstag wurde ich durch eine plötzliche Erscheinung meines alten Prittwitz überrascht. Ich habe ihm zu Ehren mit Deiner gütigen Erlaubniß eine Flasche Franzwein aus dem Keller heraufgeholt und ihn nach besten Kräften bewirthet." Mit ihm und Haugwitz verlebte er den freien Sonntag und weihte ihn den gemeinsamen Heidelberger Erinnerungen.

Auch der dritte des Heidelberger Bundes, Moritz von Schrötter, dem die Berliner Luft nicht zusagte, fand sich bald darauf in der Heimath wieder ein, mit der Absicht bei dem Breslauer Stadtgericht zu arbeiten, so daß Rothe's Umgang nun doch eine andere Farbe gewonnen hätte als bisher. Da trat eine Aussicht an ihn heran, die ihn bestimmte, die Paulicianer Paulicianer sein zu lassen und alle akademischen Pläne für lange zu vertagen.

Hätte Rothe sich in der Richtung weiter entwickelt, die er in Wittenberg und Breslau eingeschlagen hatte, dann waren alle Erwartungen, die die Eltern in seine große Begabung gesetzt hatten, hinfällig. Er wäre ein pietistischer Pastor geworden, wie es hunderte gibt, die ihr Leben an ein System von Vorurtheilen und Grillen setzen und in diesem Mißbrauch ihrer Gaben sie verbilden und verderben. Da entführte eine gütige Fügung den hochbegabten jungen Mann dieser ungesunden Atmosphäre und in andere Luft versetzt, besann sich der seinem eigenen Wesen abtrünnig Gewordene wieder auf sich selbst. Die Entwicklung aber, die seine Lehrmeister Löffler, Scheibel, Stier und Genossen während der nächsten Jahre nahmen, bildete für den aus Rom Zurückgekehrten keine Versuchung mehr zum Rückfall. In sofern war die Entscheidung vom Herbste 1823 die wichtigste im Leben Rothe's.

Der römische Gesandtschaftsprediger Schmieder beabsichtigte im Jahre 1823 seinen Posten mit einer Stelle in Schulpforta zu vertauschen und der Minister Altenstein erkundigte sich nun durch Nikolovius bei Heubner am 24. Juli 1823, ob er einen jungen Geistlichen wisse, von dem sich erwarten lasse, „daß er die wichtigen Zwecke der römischen Stelle erfüllen und sich in seiner delikaten Lage mit Ehre zu erhalten im Stande sein werde". Heubner konnte mit bestem Gewissen zu dieser schwierigen Sendung seinen Schwager Rothe empfehlen, dessen Verlobung übrigens dabei nicht zur Sprache kam. Einen äußern Anspruch hatte der Candidat, der das zweite Examen noch gar nicht bestanden hatte, auf eine derartige Stellung natürlich nicht und ohne seine Beziehung zu Heubner und dem Neander-Kottwitz'schen Kreise hätte er sie auch sicher nicht erhalten. Aber Rothe durfte sich sagen, daß er sich nicht beworben oder irgendwie zugedrängt hätte. Als Tante Le Coq, während der Berliner Studienzeit, ihn bestimmen wollte, sich dem Universitätsreferenten Johannes Schulze vorzustellen, hatte er dem Vater geschrieben: „Die Tante glaubt wahrscheinlich, daß diese Bekanntschaft für mein zukünftiges Fortkommen vortheilhaft sein könne. Ich hoffe aber so viel gelernt zu haben, um das bescheidene Ziel, welches ich mir gesteckt habe, auf eigenen Füßen und ohne Nachhülfe von hinten erreichen zu können. Es auf eine andere Weise zu erreichen, würde dem Glück meines Lebens einen bedeutenden Stoß thun." So hatte er sich auch dieses Mal verhalten, und daß man mit einer Stelle wie der römischen und einem Talente wie Rothe eine Ausnahme machte, war nur in der Ordnung. Altenstein mochte

froh genug sein überhaupt einen Candidaten zur Verfügung zu haben, der so viel gesellschaftliche Bildung und sichern Takt besaß, wie die schwierige Stellung eines preußischen Gesandtschaftspredigers in der Stadt des Papstes sie erforderte.

Die Art, wie Rothe Heubner's Anfrage aufnahm, ist für die damalige Art des pietistischen Candidaten außerordentlich bezeichnend. Die nächste Wirkung war ein Erschrecken. „Das fühlte ich wohl," schreibt er dem Schwager, „daß ich der unseligste Mensch gewesen wäre, wenn ich keinen lebendigen leutseligen Gott gehabt hätte, mit dem ich hätte reden können." Als Antwort Gottes galt ihm zunächst die Tageslosung in seinem Bogatzky, Ps. 96, 3: „Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Kunde." „Auch das ist auffallend," fährt er dann fort, „daß ich gerade mit dem Tage, an dem ich Deinen Brief erhielt, mich wegen der einstweiligen Sperrung der hiesigen Bibliotheken außer Stand gesetzt sah, an meiner Arbeit weiter zu arbeiten." Die angefangene Predigt vermag er nicht zu Ende zu schreiben, aber er hatte das Zeugniß, daß das der Heiland auch gar nicht von ihm verlange, und daß er ihm dann bei der freien Rede königlich nah war, sollte ihm offenbar zeigen, daß seine Gnade in den Schwachen stark sei. Wenn er dann aber sein Herz streng prüft, erschrickt er, denn er sieht der Unaufrichtigkeit in sich so unaussprechlich viel. Nachdem er sich so mehrere Tage ehrlich gequält, wendet er die Sache auch noch in schlaflosen Nächten im Gebete hin und her. „Herr, bis jetzt kann ich zu Deinem Rufe nur sagen: ‚Siehe, Herr, hier bin ich. Soll ich nicht gehen, so mußt Du mir's deutlich sagen.'" „Unter diesem Ringen," erzählt er, „war der größte Theil der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag vergangen. Wohl mir, daß ich mich fühlte wie Jakob! Meinem alten Menschen war die Hüfte gerührt und er hinkte, sehr schwach und sehr matt sich fühlend; aber dabei war dem Herzen doch sehr wohl, und als er vor dem Pniel des Gebets überkam, ging ihm die Sonne auf." Seine Antwort an den Geh. Rath Nikolovius, der mit Heubner verhandelt hatte, ist nach all diesen gemüthlichen Erregungen dennoch geschäftlich, ruhig und durchaus sachgemäß. Er erklärt sich bereit, da er auf das Urtheil des Herrn D. Heubner vertraue, die Stelle zu übernehmen. Für seine akademische Laufbahn würde er in Rom großen Gewinn ziehen. Daß er sein Examen pro ordine noch nicht bestanden habe, hänge eben damit zusammen, daß er sich zur Zeit für diese Laufbahn vorbereite. Auch der italienischen Conversation hoffe er sich bald bemächtigen zu können. So war er bereits entschlossen zu gehn, als ihm der Referent in Berlin, Geh. Rath Nikolovius eine Aufforderung schickte, der 30 Thaler Reisegeld angeschlossen waren, sich in Berlin vorzustellen. In Berlin wird er von seinem alten Gönner, dem Obertribunalrath Reinhart, mit unverändertem Wohlwollen aufgenommen und eingeladen, die ganze Zeit seines Aufenthaltes bei ihm zu speisen. Nikolovius schickt ihn noch am selben Abende

zu Altenstein und Rothe berichtet von dem redseligen Minister: „S. Excellenz geruhten, ein Langes und Breites mit mir hin und her zu reden.“ Die Räthe, die er gleichfalls auf Altenstein's Befehl besuchte, sprechen von seiner Ernennung wie von einer abgethanen Sache. Er selbst kann sich in seinem Briefe an Heubner nur wundern, „daß sich Gottes Gnade an ihm ein so ganz über alle Beschreibung unwürdiges und noch täglich auf himmelschreiende Weise undankbares Object erlesen hat“. Dennoch zog sich die Ernennung hinaus, da Rothe sein Examen pro ministerio erst ablegen mußte und das Consistorium sich weigerte, ihn außer der Ordnung zu prüfen. Nikolovius meinte, die Herrn trauten sich selbst dazu das Zeug nicht zu, und darum müsse auf Neander's Rückkehr gewartet werden. Vielleicht war auch einige Opposition gegen die Protectoren eines so jungen Mannes im Spiel, denn für diejenigen, die Rothe nicht kannten, war es natürlich wieder einmal ein starkes Stück, daß die Heubner-Kottwitz'sche Clique einen Candidaten bereits vor seinem Examen zum Gesandtschaftsprediger in Rom bestimmte. Die Frist, die ihm durch diese Zögerungen gegeben wurde, benutzte Rothe zur Vorbereitung auf das Examen, wozu auch die Beschaffung kurzer Beinkleider und seidener Strümpfe gehörte, da seine Candidatentracht seit dem Lutherfeste in Wittenberg etwas abgängig geworden war. Als schriftliche Arbeit ließ sich das Consistorium seine Abhandlung im Schleiermacher'schen Seminar gefallen, die Rothe sich aus der Facultätskanzlei zurückgeben ließ und in's Lateinische übersetzte. Die schriftlichen Arbeiten aber wurden ihm in Hinblick auf sein gutes erstes Examen erlassen. Examenangst hatte er dieses Mal so wenig, daß er sogar daran dachte, die beiden letzten Septemberwochen nach Wittenberg zu seiner Braut zu gehn, doch unterblieb das, weil er definitive Entschlüsse wegen der Heirath ja doch nicht fassen konnte.

Die Zeitungen beschäftigten sich dermalen viel mit dem Conclave, in das die römischen Cardinäle nach Pius' VII. Tod gegangen waren. Bei seinen jetzigen Aussichten gewannen diese Nachrichten natürlich auch für Rothe ein unerwartetes Interesse und er schreibt dem Vater: „Man erwartet hier, daß der neue Papst von der nichtrömischen Partei sein werde, also auf keinen Fall Consalvi. Ich glaube, ein kluger, entschlossener und hartnäckiger Papst könnte gerade jetzt gewaltige Dinge ausrichten. Gott wird uns aber hoffentlich vor einem solchen behüten, obwohl wir in politischer Hinsicht eines Nikolaus I. oder Innocenz III. bedürfen möchten. In jedem Falle scheint es mir ganz verkehrt, wenn man sich einbildet in der Hierarchie eine Stütze der Fürsten gegen die Völker zu finden, da laut der Geschichte diese ihre Hauptkraft immer darin gefunden hat, die Fürsten durch die Völker im Zaum zu halten.“ Bald sollte er in Rom selbst sich überzeugen, daß dermalen in Italien die Dinge doch anders lagen. Der neue Papst, Leo XII., war von der römischen Partei

und verband sich dennoch mit den Bourbonen und Habsburgern gegen die Italiener, es lief also alles ganz anders als seine Berliner Geheimräthe augurirt hatten.

Am 3. October 1823 fand das Examen endlich statt und Rothe selbst schrieb dem Vater, wenn er durchgefallen sein sollte, so seien eben alle durchgefallen, während einer der Examinatoren alsbald an den Pathen Reinhart meldete, Rothe habe sich sehr ausgezeichnet. Die Fragen waren ihm alle lächerlich leicht erschienen, und er rechnete auf ein sehr vortheilhaftes Zeugniß. Auch erhielt er die Note: „vorzüglich gut", d. h. „den theologischen schwarzen Adlerorden", wie ein Examinator sich ausdrückte. Seine Examenpredigt, die er am 5. October 1823 in der Nikolaikirche hielt, ist noch vorhanden.*) Aus dem Texte Col. 3, 2—4 entnimmt er das Thema: „der himmlische Sinn des Christen". Dieser himmlische Sinn ist das Trachten nach dem, was droben ist. „Dieser Sinn führt ein in die Geheimnisse des Herzens, in die Tiefen der Schrift, in das Geheimniß der Gerechtigkeit. Das Evangelium weist uns hin auf ein bleiches, blutiges Antlitz, das mit der Dornenkrone am Stamme des Kreuzes hängt, der Geist aber spricht: ‚um Deiner Sünden willen, damit Du lebest'. Höre Seele auf die Stimme des Geistes, er zeigt Dir, wie jede Thräne, die Er vergießt, jeder Blutstropfen, der von Ihm herabrinnt, jeder Seufzer, den Ihm das Leiden erpreßt, Dir zuruft: ‚für Dich.'" Ueber den Eindruck, den er erzielte, schreibt Rothe am 7. October an die Eltern: „Meine, ach, so unbeschreiblich arme Predigt, sagte mir Herr Nikolovius, habe bei dem Ministerium einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht," und dieser selbst meldete an Heubner: „Herr Prediger Rothe**) ist nun auf dem weiten Wege zu seiner Bestimmung. Nicht mehr blos auf Ihr Wort, sondern aus eigener Ueberzeugung freue ich mich, ihn auf jene wichtige Stelle kommen zu sehen. Er hat mein ganzes Herz gewonnen. Glaube und Liebe sind in ihm lebendig und kräftig geworden, sie werden ihn richtig führen und zum Quell des Glaubens und der Liebe für viele machen."

Nach dem Grundsatze: clericus non ordinatur sine titulo, hatte Rothe gefürchtet, die Ordination werde noch eine Weile auf sich warten lassen. Aber schon auf den 12. October wurde er nach der Nikolaikirche befohlen, um dort nach dem Vormittagsgottesdienste durch Propst Ribbeck zum Prediger der römischen Gemeinde ordinirt zu werden. Der Akt, der vor gedrängt voller Kirche stattfand, machte seinem weichen Gemüthe einen tiefen Eindruck und er „fühlte sich wie ein Neuvermählter, seit er der unbekannten Gemeinde angetraut war". Nachdem er sich von den Gönnern und Freunden verabschiedet,

*) Sammlung des Pastor Ahrendts.

**) Am 22. November 1823.

eilte er in die Arme der Braut nach Wittenberg. Berlin hatte ihm dieses Mal nicht mißfallen. Seine Tüchtigkeit und liebenswürdige Anmuth hatten einen glänzenden Sieg davongetragen. Alle Verwandten und Freunde, Tholuck, der neue Hofprediger Strauß, „der Baron" (Kottwitz) und „mein alter Neander" triumphirten. Sie betrachteten diese Beförderung eines pietistischen Candidaten sofort aus dem Examen zum Gesandtschaftsprediger als einen großen Erfolg ihrer Sache. Als der Minister bald darauf durch Heubner erfuhr, daß Rothe geheirathet habe, gab man ihm noch vor Antritt seines Amtes sofort 200 Thaler Zulage. Die Braut hatte sich mit anerkennenswerther Ergebung erst darein gefunden, noch fünf Jahre auf die Hochzeit zu warten. Dann hatten Rothe's Eltern sich erboten, sie dem Sohne seiner Zeit nach Rom zuzuführen; schließlich drang Heubner's Wunsch durch, daß die Vermählung, trotz der Jugend der Braut, noch vor der Abreise Rothe's nach Rom vollzogen werde.*) Auch Rothe's Eltern waren nun einverstanden. Die Mutter bestand darauf, der Schwiegertochter das Brautkleid zu schenken. Den Vater bat Richard, da die Wittenberger Goldschmiede Pfuscher seien, Trauringe in Breslau zu bestellen, vergaß aber in der Erregung Maße für dieselben beizulegen, so daß er selbst bezweifelt, ob sie noch rechtzeitig eintreffen könnten. Die Eltern Rothe's fanden sich am 9. November in Wittenberg ein, wo sie bei Heubner's wohnten.

Unter den letzten Brief Richard's aus Wittenberg schrieb der alte Rothe eigenhändig: „Am 9ten sahen wir uns zu Wittenberg wieder. Am 10ten war die Hochzeit. Am 14ten reisten die jungen Eheleute mit uns von Wittenberg nach Berlin. Am 20ten von Berlin nach Breslau, wo wir am 24ten ankamen. Am 1ten December 1823, Montags, reisten unter Gottes Hilfe die lieben Kinder nach Rom ab."

Auch dem Baron war die junge Frau in Berlin vorgestellt worden, der ihr galant mit einem Shwal ein Hochzeitsgeschenk machte, den sie aber an der östreichischen Grenze zurückschicken mußte, um nicht 200 Gulden Strafe bezahlen zu müssen. Durch seine Heirath war Rothe nicht nur Heubner's, sondern auch des späteren schlesischen Generalsuperintendenten Hahn Schwager geworden und schien nun auch äußerlich dem pietistischen Ringe einverleibt zu sein. Er selbst meldet in diesem Sinne dem „in Christo Jesu innig geliebten Bruder Stier" seine Verbindung, indem er hinzufügt, „daß die eheliche Liebe, wenn ihre keusche Flamme vom Herrn bewacht wird, die innigste ist. Aber freilich wehe, wenn Er nicht Brautführer ist. Verflucht sei Jedermann, der den Herrn Jesum nicht lieb hat! Maranatha!" Auf diesen Ton war noch

*) Rothe's Brief an den Vater vom 18. August 1823 in der Sammlung des Consistorialrath Ehlers in Frankfurt. No. 2.

der Abschied von den „Brüdern" gestimmt. Diese selbst hatten keine Ahnung, daß er ihnen in Rom abhanden kommen könnte. Am 14. Mai 1824*) schreibt Prediger Pötzschke an Heubner: „Der Herr mache Tauscher und Scheindienst zu Leuchtthürmen nah und fern. Er sei auch mit dem fernen Bruder Rothe und dem heimgekehrten Schmieder. Es bleibt mir dringendes und süßes Anliegen ihre Namen dem Herrn recht oft, insonderheit aber sonntäglich am Altar vor Ihm zu bringen." Wenn dagegen aus Rothe's Briefen diese Sprache Kanaans von nun an mehr und mehr verschwindet, so sehen wir daran, wie viel Rothe Rom und seinem dortigen Freunde Bunsen schuldig geworden ist. Er kam aus Italien als ein ganz Anderer zurück als er dahin gegangen war, obwohl er die übliche, nach Goethe's italienischer Reise gemusterte, romantische Wiedergeburt nicht erlebte.

Der Abschied wurde den Eltern schwer, namentlich der Mutter, die, so herzlich das Verhältniß auch später wurde, doch mit der Heirath ihres Richard in eine so ausgesprochen pietistische Familie innerlich offenbar nicht einverstanden war. In ihre Stimmung läßt Rothe's Aeußerung an Heubner hineinsehen: „Nichts," schreibt er, „zerreißt mein Herz so sehr als der Anblick eines mütterlichen Schmerzes ohne den Balsam des Vertrauens auf Grund des Gefühls der göttlichen Nähe." Umsomehr ist es versöhnend wahrzunehmen, wie der Abschied beiden Theilen die trotz aller religiösen Differenzen ungeschwächte Liebe zum Bewußtsein bringt. Von Neiße aus schrieb das junge Paar: „Eine gute Nacht, geliebte Eltern, möchten Euch Eure Kinder doch wenigstens heute noch sagen, nachdem wir mit Gottes Hülfe auf's glücklichste in Neiße im Mohren gelandet sind . . . Der Kutscher fährt vortrefflich und der liebe Gott wird uns gewiß auch auf's sicherste geleiten . . . Munter sind wir beide sehr, aber sehr schläfrig." Die Reise ging etwas langsam von statten. Am zweiten Tage kamen sie bis Jägerndorf. Ueber Olmütz ging es dann nach Brünn, und am 7. December trafen sie in Wien ein, wo sie in der „Goldenen Birne" abstiegen. Die Heubner'schen Verwandten in Wien beeiferten sich, den neuen Vetter und seine Frau zu allen Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt zu geleiten und Wien übertraf weit Rothe's Erwartung, so daß das junge Ehepaar während der drei Tage fast gar nicht sein Zimmer sah. An Vergleichungen zwischen der Stadt an der blauen Donau und der Residenz an der schmutzigen Spree läßt der alte Gegner Berlins es nicht fehlen. Berlin scheint ihm aus einem halb erschöpften Geldbeutel gebaut, während in Wien alles auf glänzenden Luxus berechnet ist. Die Art, wie die herrlichen Berge von allen Seiten in die modernen Straßen hereinschauen, entzückt auch ihn. Aber die Briefe, die er von Schmieder vorfand, meldeten dessen bevorstehende Abreise aus Rom,

*) Heubner'sche Correspondenz im Besitz des Director Halfmann in Eisleben.

da er mit seinem Wagen voll Kindern nicht den harten Winter abwarten wollte. Rothe mußte darum seine Ankunft nach Kräften beschleunigen. Mit demselben Kutscher brach er am 10. December nach Triest auf, wohin sein Creditbrief lautete. Bereits aber meldete sich der Winter. Es fing an zu schneien und bis Triest kamen die Hochzeitsreisenden nicht aus dem Schnee heraus, so daß die gewaltigen Eindrücke der Alpenwelt im Wintergewande der einzige landschaftliche Gewinn der schönen Route war. Immerhin waren die Mondnächte bei hellem Himmel auf der Semmeringstraße von großem Zauber. Die erste italienische Erfahrung machte Rothe bereits in Marburg, indem der Barbier für das Rasiren zu großer Entrüstung des Balbirten auf einem halben Gulden als Taxe bestand. Der Weg bis Laibach auf der glatt gefrorenen Straße mit dem ortsfremden Kutscher war nicht ohne Gefahr und in Laibach mußten die Reisenden wegen der übermüdeten Pferde sehr gegen ihren Wunsch sich einen Ruhetag gönnen. Zum Glück fanden sie treffliche Unterkunft und feierten im „Wilden Mann" das Jubiläum ihrer Verlobung in wohlgewärmter Stube. Auch benützte Rothe den freien Tag, um Bunsen seine bevorstehende Ankunft anzuzeigen und um einen Freipaß für die päpstliche Grenze und ihre berüchtigte Dogana sich zu erbitten. Doch endete der Aufenthalt verdrießlich, indem sie ihr gutes Quartier einem plötzlich hereinschneienden Erzherzog abtreten mußten. Die immer höheren Forderungen der Leute kündigten den Reisenden auf's neue an, daß sie sich Italien näherten. Ziemlich durchgefroren kamen beide in Adelsberg an, wo sie nun eine eiskalte Stube aufnahm, so daß sie vor Frieren nicht zum Schlafen kommen. Auch der Weg über den Karst war rauh und schwierig, und sie begrüßten es deßhalb schon als eine Besserung, in Triest wenigstens nicht mehr im Schnee, sondern im strömenden Regen zu sitzen. Landschaftlich war die Höhe des Karst mit ihrer Steinwüste („ein schreckliches Bild des Todes") und dann der plötzliche Ausblick in die See („ecco il mare!") doch von großem Interesse gewesen. Vom Gasthof „Zum Adler" betrachteten sich die jungen Predigersleute mit neugierigem Interesse das Treiben der ersten welschen Hafenstadt, in der Armenier und Griechen, illyrische Bauern und Bäuerinnen, stutzerhafte Herren und aufgeputzte Damen durcheinander schwirrten. Braune Gesichter, dunkle Bärte, Juppen und Lodenhosen, spitze Hüte und grellfarbige Kleider — alles war Louischen gleich interessant. Ohne italienisch Reden ging es nun schon nicht mehr ab und der Refrain war auch hier: „Theuer, theuer ist es über die Maßen und so bleibt es leider fort." Ihren wackern Kutscher aus Breslau mußten sie in Triest entlassen und mit einem Fuhrherrn, genannt Francesco Zinedori, einen Vertrag auf Stempelpapier für die Weiterbeförderung nach Rom schließen. Dessen ordentlich aussehender Bursche, Francesco Romano, entführte sie am 20. Dezember schon früh um 5 Uhr aus der merkwürdigen Hafenstadt. Die Reise ver-

lief auf den herrlichen Straßen durch die freundliche Landschaft bis Treviso auf's angenehmste; von da bis Mestre hatten sie dann strömenden Regen. Nun aber fuhren sie bei hellem Sonnenschein in der Gondel weiter. „Venedig sah uns schon mit seinen Kuppeln und Thürmen entgegen und es dauerte $1^1/_2$ Stunden, so war Luisens Angst überstanden und wir fuhren den großen Canal entlang und landeten bei der Königin von England." Rothe suchte den Prediger der evangelischen Gemeinde auf, dann erst den Markusplatz und die Markuskirche, die ihm einen gewaltigen Eindruck machten. Auch die Kirchen boten bei der sinkenden Sonne im Abendscheine einen unvergeßlichen Anblick. Daß er an den Thüren und Fenstern den Anstrich mit Oelfarbe vermißt, überhaupt von den Zeichen des Verfalls stärker beeinflußt wird als von dem ästhetischen Reize, zeigt, wie unentwickelt seine künstlerische Anlage damals noch war. So faßt er seinen Eindruck von Venedig in die Worte zusammen: „Die Stadt gewährt wahrlich keinen schönen, wenn gleich einen höchst sonderbaren Anblick. Die Canäle sind schmal, das Wasser schmutzig, die Häuser zu beiden Seiten hoch, schwarz und haben nur wenig unregelmäßig zerstreute Fenster. Ihr Ansehen ist sehr verödet und die schwarz angestrichenen und ausgeschlagenen Gondeln erhöhen das Düstere des Anblicks. Auf eine widerliche Weise hallt in dieser Oede das Geschrei der Ausrufer wieder." Um so mehr Wohlgefallen zeigte die junge Frau an den am Abend in tausend Lichtern strahlenden Kaufläden und Fensterauslagen. Ein Lohndiener führte sie am folgenden Morgen durch die Kirchen und nach der Akademie. Noch schreibt der junge Theologe die Assunta Guido Reni zu, aber für den Zauber der venetianischen Coloristen hat er ein offenes Auge. Nach Mestre zurückgekehrt feierten sie den Weihnachtsabend mit Briefschreiben, zwecklos, insofern beide Briefe nicht angekommen sind. Hinter Rovigo betraten sie am folgenden Tage zum ersten Mal römisches Gebiet und hatten nun Tag für Tag Kämpfe mit der Dogana, Accise und Paßscheerereien, die wohl darum sich so lästig gestalteten, weil Rothe zu Bestechungen sich nicht wird haben entschließen können. Auf der Höhe des Apennin kamen die Reisenden noch einmal tüchtig in den Schnee hinein, dann aber fuhren sie frohen Herzens, angeweht von lindem Südwind, in das grüne Arnothal hinab. Am letzten Tage des alten Jahres erreichten sie Florenz. Ueber diese Metropole der Kunst spricht sich Rothe merkwürdig abfällig aus. Er lobt die Gegend, die südliche Vegetation und die Kunstsammlungen. „Aber damit ist's aus." Wer deutsche Städte gesehen hat, meint er, kann Florenz unmöglich eine schöne Stadt nennen. Doch legt er von den Rosen und Veilchen, die in den Caccinen und Boboli-Gärten wachsen, Proben bei, die zeigen, daß ihn der beginnende Süden doch nicht gleichgültig ließ. Beim Abschied wurden sie von dem Wirthe, mit dem Rothe keinen Vertrag gemacht hatte, in unerhörter Weise geprellt und es vermehrte seine Zuneigung zur Stadt der Mediceer nicht, daß der Wagen noch eine geraume Zeit

vor dem Thore warten mußte, bis dieſes ſich endlich auch ohne Trinkgeld aufthat. Das Wetter war das herrlichſte, aber die Dörfer ſind bei aller Schönheit der Lage ſchmutzige Neſter und die Herbergen erhalten der Reihe nach dieſelbe Note: „Schweineſtall.“ Entzückt iſt Rothe von Sienas mittelalterlichem Forum und polychromem Dome. Die Sieneſen ſprechen das reinſte Italieniſch, aber „leider ſteht es namentlich den Männern auf dem Geſichte geſchrieben, daß ſie Geſindel ſind“. Als die Reiſenden Rom näher kommen, finden ſie auch Geſellſchaft, einen liebenswürdigen franzöſiſchen Offizier und einen Petersburger Windbeutel, der den ruſſiſchen Fürſten ſpielt, aber ſchließlich als Sohn eines reichen Bierbrauers entlarvt wird. Die Dörfer werden immer verlotterter, die Herbergen immer ſchmutziger, je näher ſie der Stadt des Papſtes liegen. Die ermüdeten Pferde brauchen jetzt bergauf den Vorſpann von Mauleſeln. Von Bolſena an wird die Gegend überraſchend ſchön; Monte Fiascone liegt entzückend, in Viterbo, der Stadt der ſchönen Brunnen, bewundern die Reiſenden die alten Paläſte. Aber die Wege Seiner Heiligkeit werden ſtündlich ſchlechter und der Kutſcher fährt darum immer langſamer. Endlich zeigte ſich die Kuppel von St. Peter, und Rom lag in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor ihren Augen. Am 8. Januar 1824, gegen 3 Uhr Mittags, rollte ihr Wagen durch den Bogen der alten Porta del popolo in die ewige Stadt ein. Die Reiſenden fuhren ſofort nach der Wohnung, die ſie von dem Amtsvorgänger Schmieder übernommen hatten. Dieſelbe war an der Piazza Margana, vicino ad Ara Coeli No. 29, secondo piano. Auch die Magd Schmieder's war ihnen übermacht, ſammt allem Mobiliar, ſo daß die junge Frau nur Beſitz zu ergreifen brauchte. Palazzo Caffarelli und die preußiſche Kapelle lagen ganz in der Nähe. Der gefürchtete Einzug vollzog ſich unter dieſen Umſtänden ohne alle Schwierigkeit, doch ſtellte ſich bald heraus, daß ihre Furcht vor römiſchen Wirthen und italieniſcher Wirthſchaft nicht ganz unbegründet geweſen war.

V

Die Jahre in Rom

Januar 1824 bis Herbst 1828

Rothe selbst schreibt in seinen Erinnerungen, er sei nicht anders nach Rom als er in das nächste beste Dorf gegangen sein würde, dessen geistliche Bedienung ihm zugewiesen worden wäre. Die Seelenzahl, die er zu pastoriren hatte, wäre vielleicht im nächsten besten Dorfe größer gewesen, aber die Aufgaben, die die kleine kapitolinische Gemeinde ihm stellte, erforderten dennoch einen ganzen Mann, denn sie waren sehr mannigfaltig und verwickelt. Den Anfang mit einer religiösen Sammlung der deutschen Evangelischen in Rom hatten Niebuhr und Bunsen gemacht, als sie im October 1817 beschlossen, den Jahrestag von Luther's Thesen mit einem Gottesdienste zu feiern. Eine solche Demonstration in seiner eigenen Wohnung zu veranstalten, hielt Niebuhr für unverträglich mit seiner diplomatischen Stellung beim Vatican. Auch fürchtete er, wie Bunsen's Frau wenigstens, freilich etwas anachronistisch, schreibt, geheime Berichte an den König über die von Bunsen und Niebuhr's Secretär, dem späteren Bonner Professor Brandis, für diese Gelegenheit verfaßte Bearbeitung des common prayer book, da Friedrich Wilhelm III. in Agendensachen eifersüchtig und mißtrauisch war. Die Feier wurde deßhalb im Hause Bunsen's auf dem Capitol gehalten, von dem der Gedanke wohl auch ausgegangen war. Eine im Caffè Greco von Hand zu Hand gehende Ankündigung setzte die deutschen Evangelischen von dem Plane in Kenntniß; Frau von Humboldt lud Bunsen persönlich ein und so wurde vor vierzig Personen durch Bunsen und Brandis, der von Haus aus Theologe war und als Diakon fungirte, der erste evangelische Gottesdienst auf dem Capitol gefeiert. Hatte Niebuhr sich dabei zurückgehalten, so betrieb er um so eifriger den Plan, bei der preußischen Gesandtschaft einen Kaplan anzustellen, der die Evangelischen in Rom pastoriren und der erfolgreichen Propaganda der deutschen Convertiten entgegenarbeiten könne. Mitte Juni 1819 kam dann auch der erste Gesandtschaftsprediger in Rom an, Schmieder, später geistlicher Lehrer an der Schulpforta und schließlich

Rothe's Nachfolger in Wittenberg, kein geistreicher Mann, aber ein ernster, gewissenhafter Seelsorger von pietistischer Färbung. Der Gottesdienst wurde zunächst als Hausandacht des Gesandten im Palazzo Savelli gehalten und gleich bei dem ersten fanden sich siebzig Personen ein, die fröhlich waren, das Lutherlied in Rom unter den Augen des alten bösen Feindes singen zu können. Als dann Bunsen die Geschäfte übernommen hatte, ließ er in seinem Hause auf dem Capitol die überflüssig gewordenen Stallräume zu einer Kapelle herrichten, die nun sonntäglich die evangelischen Landsleute zur Andacht versammelte, die Besucher aber trösteten sich, daß der Heiland in Bethlehem gleichfalls in einem Stalle zur Welt gekommen sei. Die Gemeinde bestand aus den Familien der protestantischen Gesandten, aus den vornehmen Fremden, die den Winter über in Rom weilten, und vor allem aus etlichen jungen Künstlern, die durch die zudringlichen Bekehrungsversuche der Neukatholiken aus der Malerwelt ihrer evangelischen Gesinnung wieder deutlicher bewußt geworden waren.

Seit Goethe in Rom gewandelt und mit Angelika Kauffmann, Kniep, Karstens, Tischbein, Hackert u. A. die Ideale des Humanismus gepflegt hatte, war der Geist der römischen Künstlergemeinde ein völlig neuer geworden. Auch hier hatte die Romantik einen vollen Sieg errungen und die antikisirende Richtung war ein überwundener Standpunkt. Ueberdruß an der Welt des Rationalismus und der Aufklärung hatte einige der führenden Geister aus der Schule der Schlegel, Tieck und Wackenroder hierher geführt und auch die französischen Emigranten von ehedem, Chateaubriand, De Maistre und Bonald, spielten dabei eine Rolle. Ihre Losung war: „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts." Von den Malern waren Overbeck, die Brüder Schadow, Vogel von Vogelstein, mit Andern, weniger bekannten, im Jahre 1815 zum Katholicismus übergetreten; Cornelius, obwohl Katholik, blieb Rationalist, Thorwaldsen, trotz seiner herrlichen Christusstatue, ein Goethe'scher Heide.

Wie Rothe das Glück gehabt hatte, mit seinen Universitätsstudien in die große Epoche der deutschen Philosophie zu fallen, so war es ihm hier beschieden, eine denkwürdige Evolution der deutschen Kunstentwicklung aus nächster Nähe zu beobachten und die Anregungen einer solchen bewegten geistigen Atmosphäre wohlthätig zu empfinden. Der Kern der neuen deutschen Malerschule, die man später die Nazarener nannte, hatte sich im Jahre 1810 in dem verlassenen Kloster von St. Isidoro niedergelassen, von wo das neue Evangelium der Malerei ausging. Im Gegensatz zu den Koloristen waren die Brüder von St. Isidoro Contouristen, wie das das tägliche Schauen der Meisterwerke der Antike mit sich brachte. Das bildete für sie die Brücke zu Thorwaldsen, der der unbestrittene König der Bildhauer war. Die Absicht auf malerische Wirkung, auf starke Modellirung lag nicht im Sinne der neuen Richtung; immer herrschte die Zeichnung vor. Die Linie, die auch Goethe in erster Reihe geschätzt hatte,

gewann, aber viele Ateliergeheimnisse der Farbe und des Malens, die Raphael Mengs, Angelika Kauffmann und andere Deutsche noch gekannt hatten, gingen damals verloren. Der Auftrag der Farbe war nur dünn, dagegen zeigte die Zeichnung in den Umrissen größere Genauigkeit und in der Ausführung größere Sauberkeit. Mit Ernst suchten sie in allem die Seele. Darum waren ihnen die ältern Italiener und die Kölner Meister so sympathisch. Ihr Ideal war Fiesole; Cornelius' Hinneigung zu Signorelli, trotz dessen Vorliebe für das Nackte und gewaltsam Bewegte, war schon eine Heterodoxie, denn die Führer waren katholische Pietisten. Welchen Einfluß auf die Einzelnen die Kunsttheorieen der Romantiker übten, zeigt die Erzählung von Rothe's römischem Freunde Ludwig Richter, daß er in Innsbruck bei einem Buchhändler sich in Schlegel, Tieck und Wackenroder vertieft habe, und noch ehe er die italienischen Raphaeliten und Präraphaeliten überhaupt gesehen, entschied er sich unter dem Eindruck dieser Lecture für die tief christliche Auffassung der älteren Meister. Als Neubekehrter wählte er sich dann auch sofort in Verona den Lombarden bei Libri zum Vorbild, obwohl seine ganze Naturanlage ihn auf Landschaft und Genre hinwies. Es war eben jetzt die Zeit der Bekehrungen und Erweckungen, nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Kunst. Mit Recht nannten sich die Führer der neuen Schule Idealisten. „Darin besteht die ganze Kunst," meinte Philipp Veit, „daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen", ein Kanon, den Cornelius und Rothe's Freunde Richter und Schnorr auch von ihrem späteren Standpunkte gelten ließen, der nicht mehr der der Nazarener war. Eine gewisse feierliche Steifheit und Härte in den Umrissen, Magerkeit in den Formen, Vorliebe für senkrechte Linien, wie sie in einen gothischen Münsterbau paßten, war die Folge der Bevorzugung der alten Florentiner und der mit Absicht gesuchten Idealität. Das Publikum bewunderte erst die sanft geneigten Köpfe mit dem flehenden Blick und der fixirten Verzückung und Verklärung, dann wurde es dieser langweiligen Gestalten müde und die Schule verlor ihr Ansehen eben so rasch, wie sie es unter dem Einfluß der romantisch-pietistischen Strömung rasch gewonnen hatte.

Das Gegengewicht gegen die Nazarener war der Däne Thorwaldsen, der sich ganz nach der antiken Sculptur bildete. Die Professoren hatten erst darüber gespottet, daß ein Mensch, der nicht einmal griechisch verstehe, sich klassische Vorwürfe wähle. Aber schon sein Jason hatte die Schulmeister auf den Mund geschlagen. Im Jahre 1822 empörten sich die Frommen, daß der Heide es übernommen habe, für die neue Basilika in Kopenhagen die Heiligenbilder zu liefern. Er aber schuf seine Christusstatue, und in ihr den Typus aller späteren. Während Rothe's Anwesenheit in Rom arbeitete er die Büste Consalvi's, das berühmte Basrelief: „Wer kauft Liebesgötter" und das Grabdenkmal Pius' VII. in der Peterskirche, das dem Protestanten anvertraut worden war,

obgleich die Jesuiten das seinem Auftraggeber Consalvi sehr übel genommen hatten. Bei seinem geringen Interesse für kirchliche Dinge blieb er Rothe fremd, um so näher berührte sich Rothe mit den deutschen Malern, die insgesammt als Hausfreunde im Palazzo Caffarelli verkehrten. Ihre bekanntesten Werke waren die Geschichte Joseph's von Cornelius, Veit und Overbeck in der Casa Bartoldi und die Darstellungen aus den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariost und Tasso in der Villa Massimi beim Lateran, in welcher Concurrenz der junge Schnorr durch seine Orlandofresken die Palme davontrug und seinen Weltruhm begründete.

Neben der religiösen wirkte auch die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege in der römischen Künstlerkolonie fort, in der alle großen Bewegungen der Heimat nachzitterten. Schnorr faßte die Thätigkeit der deutschen Künstler als einen Feldzug gegen die französischen Akademiker auf und schreibt begeistert: „Wenn Gottes Segen nicht ausbleibt, so werden die Deutschen schon zeigen, daß sie keine Narren sind; sie werden die Franzosen im Felde der Kunst ebenso besiegen, wie sie sie in den Ebenen Deutschlands und Frankreichs besiegten mit der Stärke des Arms! Hallelujah!" Selbst die burschenschaftliche deutsche Tracht, in der einst Rudolf Stier in Berlin Aufsehen gemacht hatte, die die Galle von Gentz in Heidelberg erregte und deren Trägern man in Preußen jeden Paß verweigerte, hatte in Rom Eingang gefunden und in ihr kam sich namentlich Rothe's Freund Julius Schnorr mit seinen langen Locken wie ein zweiter Albrecht Dürer vor. Bei dem Besuche des bayerischen Kronprinzen hatten die alten Herrn vergeblich gebeten, die altdeutschen Röcke, an denen der Geruch der Demagogengarderobe haftete, wegzulassen, als das Fest aber begann, siehe da erschien der bayerische Prinz selbst in der in Berlin verpönten altdeutschen Pikesche. Hatte in Frankreich, wie A. W. Schlegel spottete, die Natur freigebig von einem einzigen Originalmenschen dreißig Millionen Exemplare aufgelegt, so sollte der deutsche Künstler seine Eigenart, seine trotzige germanische Persönlichkeit künstlerisch ausgestalten. Das war namentlich das Programm von Schnorr und Cornelius. So fand Rothe jene Tendenzen, mit denen er in Heidelberg sich auseinander zu setzen hatte, sogar im selben Costume in der Siebenhügelstadt wieder. Aber wie fern lag ihm jetzt diese ganze Richtung, die er sich schon als Student an den Schuhen abgelaufen hatte.

Der Vertrauensmann und allzeitig dienstfertige Patron des deutschen Künstlerkreises war nach Niebuhr's Rückkehr in die Heimath der zunächst mit seiner Stellvertretung betraute Legationsrath Karl Josias Bunsen. Man kann gegen Bunsen als Diplomaten und Gelehrten mancherlei einwenden, daß er aber ein edler, liebenswürdiger und höchst anregender Mensch war, ist von niemandem geläugnet worden, der ihn kannte. Er hatte im Auftreten etwas Strahlendes, Sieghaftes. Menschenfreundlichkeit und Thatenfreude leuchteten

aus seinem vollen, guten Gesichte. Wenn manche ihn eitel fanden, so darf man wohl mit seiner Gattin zur Entschuldigung hinweisen auf die Verwöhnung durch eine lange Reihe von Jahren, auf „die Erfüllung jedes Wunsches, die Schmeichelei der Großen, die Liebe und Vergötterung der Guten, die Bewunderung, den Beifall der Geistreichen — mit einem Worte auf die Gunst des Glücks in ihrer verführerischsten Gestalt." Er hatte alle liebenswürdigen Eigenschaften eines Sanguinikers, und freilich auch die Fehler seiner Tugenden. „Ich weiß zu gut," schreibt Rothe einmal, „wie leicht sich Bunsen Projecte macht, und, wenn sich nur eine entfernte Möglichkeit ihrer Ausführung zeigt, sie schon als realisirt ansieht". In diesem Urtheil des Freundes liegt auch das Schicksal des Staatsmanns Bunsen beschlossen.

Zu Korbach im Waldeck'schen in kleinen Verhältnissen geboren, war Bunsen als junger Philologe, ganz wie Brandis, seinem Lehrer Niebuhr nach Rom nachgezogen. Dort hatte sich die reiche und geistvolle Frances Waddington für den strahlend schönen jungen Deutschen interessirt, der mit seinem blonden Haare und den leuchtenden Prophetenaugen alle Blicke auf sich zog. Ein halbes Jahr älter als er, hatte sie an eine Verbindung mit dem jungen Ammanuensis Niebuhr's nicht gedacht, als er aber mit Einwilligung der Mutter bei einem Mondscheinspaziergang im Kolosseum, am Kreuze der Märtyrer, um sie warb, hatte sie ihm sofort ihr Wort gegeben. Die Heirath mit der reichen Erbin am 1. Juli 1817 hatte den Sechsundzwanzigjährigen für's ganze Leben selbständig gestellt. Schon im folgenden Jahre machte Niebuhr ihn zu seinem Secretär, als Brandis erkrankte. Die entscheidende Zeit für den jungen Beamten wurde aber der Besuch des preußischen Königs in Rom, den er ganz für sich einnahm. Im Herbst 1822 kam Friedrich Wilhelm III. nach Italien und die „leuchtende Heiterkeit" des jungen Mannes scheint ihm sympathischer gewesen zu sein als das ernste Wesen des kränkelnden Niebuhr. Frances erzählt, zum ersten Mal bei der Tafel habe Bunsen die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen, der nach einer Messe in der Sixtinischen Kapelle in seiner abgerissenen Weise die Frage hinwarf: „Wer war dieser Palestrina?" Als Niebuhr stumm blieb, gerieth der König in Verlegenheit und sagte halblaut: „Habe wohl etwas Dummes gefragt!" Dabei blieb sein Auge auf Bunsen haften, der nun in seiner liebenswürdigen Weise so schlagfertig Auskunft gab, daß der König das Gespräch mit ihm fortsetzte, und auch bei der nächsten Begegnung ihn sichtlich auszeichnete. Bunsen selbst setzt jenes Gespräch erst in das Ende des Aufenthalts des Königs, doch hatte es offenbar eine gewisse Bedeutung für seine Beziehungen zu diesem. Mit seiner „Beschreibung der Stadt Rom" beschäftigt, wurde er dem König ein Cicerone, der auf keine Frage die Antwort schuldig blieb und als Generaladjutant Witzleben, von Niebuhr darauf aufmerksam gemacht, dem Könige auch noch von Bunsen's

liturgischen Studien erzählte, kam dieser sofort eifrig auf sein Lieblingsthema der liturgischen Reform und Bunsen hütete sich, ihm zu widersprechen. Das Resultat dieses Verständnisses war, daß der Secretär der Botschaft sofort nach der Abreise des Königs nach Neapel zum Legationsrath ernannt ward, und auch bei dem zweiten Aufenthalte Friedrich Wilhelm's III., auf der Rückreise von Neapel, sich verschiedenfacher Auszeichnung erfreute. Die Höflinge warfen ihn einfach unter die pietistischen Streber, die damals durch Ausnützung der kirchlichen Liebhabereien Friedrich Wilhelm's Carrière machten. Aber wie sehr that man ihm damit Unrecht! In einer seiner Neujahrsbetrachtungen lesen wir das schöne Gebet: „Gib mir vor allem Wahrheit in mir, denn ohne sie kann ich Deine Wahrheit nicht schauen. Laß mich nicht äußerlich das Herz übertünchen mit einem gemachten, vorgelogenen Glauben. Ist Deine Wahrheit wahr, so darf der Mensch auf dem Wege zu ihr vor keiner Wahrheit erschrecken." Diesen Eindruck der Aufrichtigkeit hat Bunsen auch auf alle seine Freunde gemacht und in den offenen und tapferen Briefen an seinen königlichen Freund, Friedrich Wilhelm IV., sie bethätigt. Bei Niebuhr's Rückkehr nach Deutschland 1824 wurden ihm die Geschäfte der Gesandtschaft zunächst provisorisch übertragen. Die Diplomaten von Fach, die ungern auf einem so begehrenswerthen Posten einen bürgerlichen Gelehrten sahen, nannten ihn einen Glücksritter, er selbst aber hatte den edlen Ehrgeiz, jungen Talenten in ähnlicher Weise die Wege zu ebnen, wie Niebuhr sie ihm geebnet hatte. In diesem Geiste wurde zwischen dem dreiunddreißigjährigen Diplomaten und dem fünfundzwanzigjährigen Prediger der Bruderbund geschlossen, bei dem Rothe zunächst der empfangende Theil war.

An Bunsen's Stellung in Rom, die nicht auf seinen diplomatischen Erfolgen beruhte, sondern auf dem glänzenden Hause, das er machte, hatte seine Gattin Frances den größten Antheil. „Sie war," schreibt ihre Enkelin, Marie von Bunsen, „nicht schön, nicht unbedingt liebenswürdig, streng in ihren Forderungen," aber alle rühmten ihre ruhige, stete und selbstlose Güte. Die jüngeren Gehülfen ihres Mannes, Platner, ein junger Maler, der nach Bunsen's Vorbild die Kunst mit der diplomatischen Carriere vertauschte, und Abeken, der aus der römischen Gesandtschaftspredigerstelle gleichfalls in den Dienst des auswärtigen Amtes kam, haben Frances Bunsen als ihre Mutter betrachtet und sie selbst unterzeichnet sich so in ihren Briefen an die jungen Freunde. Diese Stellung der lehrhaften Matrone gab sie sich schon früh. Da sie eine sehr fromme Frau war, machten ihr die Sünden der andern Leute viel Sorge und Bunsen hat oft große Strafpredigten in Empfang zu nehmen, deren Berechtigung uns nicht immer deutlich wird, die er aber immer mit musterhafter Liebenswürdigkeit und, wie er behauptet, aufrichtiger Dankbarkeit hinnimmt, während seine Schwester Christiane, die sich selbst mit der Besserung ihrer Nebenmenschen

angelegentlicher als mit der eigenen beschäftigte, in ständigem Kriege mit der englischen Schwägerin lebt. Daß Rothe nicht so energisch wie sein Nachfolger Tippelskirch der Hausfrau gegen diese Gegnerin beistand, ist einer der Gründe gewesen, warum Frances in viel kühlerem Tone von Rothe redet als von Schmieder, Tholuck und Tippelskirch. Auch hat Rothe wohl diese mißlichen Verhältnisse im Auge, wenn er wiederholt Bunsen bittet, es als eine Lücke seiner Natur zu entschuldigen, wenn er für seelsorgerliche Aufgaben so wenig Geschick bewiesen habe. Trotz dieser nicht ganz zu läugnenden unliebenswürdigen Seiten ist aber Frances Bunsen eine imposante Erscheinung. Als gelehrt und correct erzogene englische Aristokratin füllte sie ihren Platz in der römischen Gesellschaft glänzend aus und konnte bei allen künstlerischen, archäologischen und politischen Fragen, die das römische Leben brachte, mit vollem Verständniß mitreden. Etwas pessimistisch, streng orthodox, mit praktischerem Sinn und klarerer Menschenkenntniß begabt als ihr sanguinischer Gemahl, dämpfte sie in verständiger Weise sein zu viel Hoffen, sein zu viel Versprechen und redet in ihren Briefen zu dem doch innerlich vergötterten Gatten meist weise wie eine Mutter. Im Strudel der großen Welt aufgewachsen, hatte sie sich die Ruhe und Geistessicherheit bewahrt, die ihr Haus den stets wechselnden Gästen rasch vertraulich machte, und wie Bunsen die Anregung und die glänzende Unterhaltung auf sich nahm, so sie die freundliche Fürsorge und das Behagen. So war es gekommen, daß der Palazzo Caffarelli im Mittelpunkte nicht nur der deutschen, sondern der guten Gesellschaft überhaupt stand und nach dieser glänzenden gesellschaftlichen Position, der auch die Monsignoren des Vatican ihre Huldigung nicht versagten, wurde bis zu dem jähen Mißerfolg, der zu Bunsen's Abberufung führte, auch seine staatsmännische Befähigung beurtheilt. Auf Bunsen's Betreiben wurde der alte Palazzo, in dem er wohnte, vom Staate als preußisches Gesandtschaftshotel angekauft und von dem unermüdlichen Bunsen mit seiner praktischen und wohlhabenden Gattin zu einem Heim umgestaltet, das allen Gästen desselben unvergeßlich wurde. Auf der Stelle gebaut, wo in klassischer Zeit die Burg des Capitols lag und zwar an der Westseite des Hügels, wo einst die Gallier eindringen wollten, hatten die Bewohner Rom zu ihren Füßen. Durch den von Orangendüften durchzogenen Garten, dessen Zaun die thätige Hausfrau mit roth blühenden Oleanderbüschen flickte, trat man auf die Terrasse, von der man in die Campagna hinausschaute und wo man jede Viertelstunde die römischen Glocken mit ihrem tiefen Tone zusammenschlagen hörte. Eine Treppe führte hinab nach dem damals noch nicht durch die Archäologen verwüsteten Forum, wo zwischen üppig wuchernden immergrünen Büschen zerbrochene Marmorsäulen lagen und die weißen Campagnastiere mit den weitausgezogenen Hörnern ruhten, so unbewegt, daß man sie von ferne gleichfalls für Marmorblöcke halten konnte. Hier zwischen den Tempelruinen

war der liebste Spielplatz der Bunsen'schen Knaben und der gewohnte Spaziergang des Rothe'schen Ehepaars. So wurde Rothe's Leben, verglichen mit den kampfreichen letzten Stationen, ein glückliches Idyll, das auch die damals noch heiterere junge Frau dankbar genoß. Namentlich die erste Zeit war eitel Herrlichkeit und Rothe schreibt den Eltern, er sei geneigt, dem Rathe des Wandsbecker Boten zu folgen und jeden Morgen, dem lieben Gott zu Ehren, einen Freudensprung zu machen, so wohl fühlte er sich.

Die kapitolinische Gemeinde also war die neue Welt, der der fünfundzwanzigjährige Prediger nach einer musterhaften Jugend im hochgebildeten Vaterhause und nach einer Zeit wirrer religiöser Krisen in den Entwicklungsjahren, seine erste pastorale Thätigkeit widmen sollte. Daß er seinen Amtsvorgänger Schmieder nicht mehr vorfand, war für Rothe's Selbständigkeit nur ein Glück, denn nun sehen wir ihn aus sich heraus die Umgebung gestalten und seine schöne Natur und sein liebevolles Gemüth, die in Wittenberg und Breslau so mancher Verbildung und Verkrümmung ausgesetzt gewesen waren, konnten sich nun ungehemmt entfalten. Hätte Schmieder ihn eingeführt, so würde Rothe, wie wir ihn kennen, sich verpflichtet gefühlt haben, die von diesem angeschlagene pietistische Redeweise weiter zu geben, so nahm er den Ton auf, der ihm aus dem hochgebildeten Kreise entgegen kam, in den er eintrat, und das erleichterte es ihm, wie er das selbst empfand, ohne alle pietistische Manier und Farbe einfach wieder er selbst zu sein. Die Gemeinde, die er zu pastoriren habe, charakterisirt Rothe dem Vater in kurzen Worten: „Der Gros besteht aus Künstlern. Dazu kommt die Familie des Adjutanten des Prinzen Heinrich, eines Obersten von Lepel, die hannöverische Gesandtschaft, bestehend aus der Familie des Ministers Baron von Reden und dem Legationsrath Kästner, ferner mehrere deutsche Familien, die sich ihrer Gesundheit oder ihres Vergnügens wegen hier aufhalten, wie z. B. jetzt der des Generals Baron von Dörnberg, des Vaters der Gräfin Gröben, einigen deutschen jungen Gelehrten, wie z. B. meiner alten Anfechtung auf der Schule, Herrn Dr. Panofka, und zwei deutschen Handwerksburschen, von denen der eine, ein Webergeselle aus dem Königreich Sachsen, zugleich meinen Küster vorstellt. An die große Anzahl deutscher Professionisten, namentlich Bäcker, die sich hier niedergelassen haben sollen, wie mir in Berlin gesagt wurde, ist nicht zu denken. Alle diese Leute, so weit ich mit ihnen bisher in Berührung gekommen, sind mir mit der freundlichsten Liebe entgegen gekommen und namentlich ist das Haus des Ministers von Reden ein sehr liebenswürdiges Haus.“ Officiell war Rothe nicht sowohl Prediger als Glied der Gesandtschaft; an den Attaché der preußischen Gesandtschaft mußten alle Briefe für Rothe adressirt werden, sonst, sagte ihm Bunsen, werde er sie niemals erhalten. Das treffliche Bunsen'sche Ehepaar aber zeigte seine ganze Liebenswürdigkeit in der Art, wie sie den jungen Theologen und seine unschein-

bare Gattin bei sich aufnahmen. Der junge Candidat hatte sich brieflich von Laibach aus dem Legationsrath noch im Stile seines Breslauer Kreises als Bruder im Herrn vorgestellt, und Bunsen führte nach wenigen Tagen das Du zwischen ihnen ein. „Bunsen," so schreibt Rothe dem Vater, „händigte mir sofort ein Schreiben des Ministeriums ein, daß mir S. Majestät eine Zulage von 200 Thalern bewilligt habe, und führte mich in unser Kirchlein, das so schön ist, daß ich Euch wohl herzlich gern einmal darin haben möchte." Bei den ausschlaggebenden Familien fuhr Bunsen selbst mit Rothe vor und führte den neuen Prediger ein, der mit seinem wohlerzogenen und bescheidenen Wesen überall den besten Eindruck machte. „Rothe ist angekommen," heißt es in einem Briefe Bunsen's, „und wird morgen seine Antrittspredigt halten. Sein Aeußeres ist dem von Schmieder ähnlich und verspricht sehr viel." Von der jungen Pfarrerin, von der die Italiener meinten, sie sei 14 Jahre alt, schreibt Bunsen: „Seine Frau ist ein ganz blutjunges Landfräulein, etwas herrenhutischer Art, aber ganz natürlich, so weit ich bis jetzt urtheilen kann." Für sie war Frances Bunsen ebenso die Helferin in allen Nöthen wie für ihn Karl Josias. „Die Bunsen," schreibt Louise nachhause, „ist eine sehr liebe Frau," die einzige von all den Damen, die sie kennen gelernt hat, die sich um sie kümmert und der sie näher gekommen ist. Auch Rothe bekennt, daß der Verkehr mit Bunsen zu den werthvollsten Momenten seines ganzen Lebens gehöre. In dem täglichen Umgang mit dem lebensfrischen und hochgebildeten Diplomaten wurde der junge Prediger rasch alle jene „Grillen" los, die für seine pietistischen Freunde in Deutschland zu einem frommen Manne gehörten. Das frische Auftreten, die natürliche ungekünstelte Schreibweise Rothe's, die heitere Stimmung der Briefe unterscheiden sich vortheilhaft von dem gedrückten Wesen seiner Breslauer Zeit. Er selbst macht kein Hehl daraus, daß er diese plötzliche Befreiung von aller pietistischen Salbung Bunsen's Beispiel zu verdanken habe, der ihm zeigte, wie man ein ernster Christ und doch ein vollkommener Weltmann sein könne, denn obwohl, wie Tholuck spottet, „höchst galant", stand der junge Legationsrath doch im Centrum der religiösen Bewegung. Der Geist der Freiheitskriege und die Mahnungen seiner orthodoxen älteren Schwester waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen und der Umgang mit dem conservativen und von ihm kindlich verehrten Niebuhr hatte ihn vollends auf die Seite der Gläubigen geführt. Namentlich aber seiner Frau bekennt er in dieser Hinsicht viel zu verdanken. Doch mit dem sicheren Takte seiner harmonischen Natur lehnte er alles Excentrische ab. Mit den Zwecken des Wartburgsfestes einverstanden, hatte er doch die begangenen „Unschicklichkeiten und Unbesonnenheiten" mißbilligt. Die kirchlichen Ziele des Königs waren die seinen, und er war innerlich wie nur irgend Einer mit dem Probleme beschäftigt, wie man dem deutschen Protestantismus zu einer wirklichen Kirche verhelfen könne. Die excentrische und

geschmacklose Weise freilich, wie das Conventikelchristenthum in Preußen auftrat, war ihm unsympathisch, und Demonstrationen à la Rudolf Stier oder à la Klaus Harms waren ihm gleichmäßig verhaßt. „Um Gotteswillen," schreibt er, „nicht einen Aufzug gemacht, Reden gehalten und drucken lassen, gechristelt und gefrömmelt, geluthert und gepoltert, dann in 24 Stunden das Tempelchen gebaut und einen Hahn darauf gesetzt, der nach allen Weltgegenden hinkräht; ganz besonders aber neue Kleider angeschafft, neuen Sammt und Kreuze und Titel und Formeln; das gefällt den Leutchen, dann haben sie doch auch etwas gemacht! Schwatzen können sie von Wesenheit, Gottheit und allen heiten auf der Welt . . . Das ist die rechte Freude für Sophisten und Lügner wie Schlegel und Adam Müller, die uns gern alle in des Teufels Rachen sähen, damit wir zu Kreuze kröchen." Ebenso nüchtern beurtheilt Bunsen die Repristinationsversuche in Sachen des „Bekenntnisses". „Mir kommt es vor," schreibt er, „als versuche man alle möglichen Genieſtreiche, um sich mit den positiven Dogmen abzufinden, mystisch, politisch, philosophisch, historisch, wie es jedem gemäß ist, und am Ende hatten Goethe, Jakobi und ihre Zeitgenossen doch wohl recht, zu sagen: Liebe Leute, mit allem dem Dunste und dem Anlaufe und der Zurüstung und dem Predigen, und der Verachtung unserer Zeit, — was glaubt ihr im Grunde mehr christlich als wir? Waren wir vielmehr nicht weiser oder ehrlicher, es geradezu auszusprechen, daß wir eigentlich keine positive Religion glauben? Ja, sie könnten noch sagen: Wir haben wohl solchen Glauben gesehen und geschätzt, und sind uns bewußt gewesen, daß wir ihn nicht hätten, — und dessen könnt ihr euch nicht rühmen." Einen ähnlich freien und aufrichtigen Ton schlug der bei den Liberalen verrufene Diplomat seinen Vorgesetzten und Königen gegenüber an und hat damit mehr Uebles verhindert als viele von den Helden des Princips, die ihn verläſterten. Kein besserer Umgang konnte für den aus dem Hauptquartier jener Religionsmacherei kommenden jungen Prediger gefunden werden als dieser aufrichtig fromme und doch so geistesfrische und geistesfreie neue Freund, den man in Deutschland unter die Pietisten rechnete. Aber auch wissenschaftlich hatte Rothe von dem Verkehr mit Bunsen dauernden Gewinn. Bunsen gehört unter die Leute, denen die Gelehrsamkeit viel verdankt, obwohl sie selbst keine Gelehrte sind. „Vielfach angeregt," schreibt ihm Rothe später im Rückblick auf diese Zeit, „und auf einen völlig neuen Boden gesetzt, traten mir in Dir so viele Ideen in voller Klarheit ausgebildet entgegen, die mir nur erst in schwankenden Umrissen vorschwebten." Imponirt uns doch heute noch, welche Menge von Fäden Bunsen zwischen den Fingern hielt, wie jedes bedeutende Ereigniß in Deutschland und England, in Indien und Amerika ihn innerlich beschäftigte und mit welchem Heißhunger er sich auf alle Wissensgebiete stürzte. Freilich konnte er so ein Gelehrter im strengen Sinne nicht werden, und in

einem Briefe vom 18. Dezember 1827 sagt Rothe ganz direct, daß Bunsen von einem wissenschaftlichen Arbeiten im eigentlichen Sinne des Worts überhaupt keine Vorstellung habe. Ursprünglich Orientalist und als Schüler des Pariser Silvestre de Sacy mit dem Persischen und Sanskrit beschäftigt, denkt er alsbald an eine Geschichte der orientalischen Völker, denen eine solche der abendländischen folgen soll. Hat ihn eine Frage interessirt, so schreibt er sofort ein Buch über sie. Aus dem Umgang mit Niebuhr ist sein Werk über Rom, aus dem mit Champollion und Lepsius das über Aegypten hervorgegangen. Die neuen Funde auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte regen ihn zu seinen Studien über Ignatius und Hippolyt an. Bald sitzt er über den Hieroglyphen, bald über den etruskischen Alterthümern, aber in all diesen bunten Studien verfolgt er denselben religiösen Zweck, Gottes Wege mit der Menschheit zu erforschen. So schreibt er im Jahre 1817, in dem er die folgenreiche Feier von Luther's Thesen in Rom veranstaltet hatte, in sein Tagebuch das bezeichnende Gebet an Gott: „Deine Offenbarung in des Menschen Treiben und Streben, Deinen festen Gang im Strome der Jahrtausende möchte ich erkennen, so weit es mir vergönnt ist in diesem irdischen Leibe; der Menschheit freudigen Lobgesang zu Dir in den fernen und nahen Zeiten, ihre Schmerzen und die Klagen der Erde und ihren Trost an Dir möchte ich klar und unbefangen vernehmen. Sende Du mir darum Deinen Geist der Wahrheit, daß ich die irdischen Dinge sehe, wie sie sind, ohne Hehl und Fehl, ohne Menschenzierrath und leeren Schmuck, und daß ich in der stillen, ruhigen Wahrheit Dich erkenne und fühle." Es sind die Grundgedanken des vierzig Jahre später erscheinenden Buches: „Gott in der Geschichte", die hier der Sechsundzwanzigjährige bereits ausspricht. Rothe lebte sich rasch in diesen Ideenkreis seines Freundes ein und wenn wir noch häufig Rothe'schen Gedanken in Bunsen's Büchern und Briefen begegnen, so ist doch eben so klar, daß Rothe's späterer Hauptsatz, Gottes Offenbarung sei nicht im engen Rahmen der Kirchengeschichte, sondern in der gesammten Weltgeschichte zu suchen, ebensowohl auf Bunsen wie auf Hegel zurückgeht. Vor allem aber stimmten beide Freunde in der Hauptsache überein, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt Deutschlands. „Darüber," schreibt Bunsen schon 1821, „war ich schon lang mit mir einig, daß im protestantischen Deutschland keine Kirche existirt; es gibt einzeln stehende fromme Leute, aber die Kirche selbst ist rein verfallen und zerstört, weil kein Glauben mehr darin war. Nun fragt sich so Mancher in unserer Zeit mit stiller Sehnsucht: wie wird die Kirche wieder aufgebaut werden können? Manche sind aus Verzweiflung katholisch geworden, viele wollen ihre und nicht Christi Kirche stiften. Wenige gehen den Weg der ersten großen Reformatoren." Seine eigenen Reformgedanken sind maßvoll; sie zielen auf Sammlung aller Religiösen unter

dem Bekenntniß der Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum und auf Erneuerung der Kirchenzucht, die übrigens freiwillig sein und von der Gemeinde ausgehen müßte. Namentlich aber glaubt er, daß durch eine allgemeine Liturgie viel gewirkt werden könnte. Seit er erfahren, welchen Einfluß das common prayer book auf die religiöse Entwicklung so vieler englischer Freunde, auch seiner eigenen Gattin, geübt hat, hält er die sonntägliche Liturgie für ein durch stete Wiederholung höchst eindringliches und wirksames Erziehungsmittel. Dazu ist er überzeugt, daß eine liturgische Wiederbelebung der Kirche die einzige ist, an die man zur Zeit denken kann. Eine neue Liturgie kann man befehlen, alles Andere steht in Gottes Hand. Darin also war er mit seinem Könige einer Meinung. „Nachdem ich," schreibt er, „die Liturgieen der griechischen, römischen, englischen und andern Kirchen studirt hatte, habe ich angefangen, Stoff für eine deutsche, nach den von Luther nicht ausgeführten, aber angegebenen Ansichten zu sammeln." Dafür sollte ihm nun Rothe an die Hand gehn. Mit Freuden ließ sich der junge Prediger auf alle diese Pläne des Freundes ein und ganze Nachmittage sitzen die beiden geistvollen jungen Männer beisammen vor den alten Liturgieen und Liederbüchern.

Die Rückkehr zur eigenen Natur vollzieht sich immer schnell und so gehen Rothe's Briefe aus Rom sehr bald aus einer andern Tonart als die aus Wittenberg und Breslau. Sie sind auch jetzt die Briefe eines frommen, gläubigen Predigers, aber Freudenbezeugungen darüber, daß die Brüder vor der Welt stinken, oder Vertröstungen auf das Neujahr am gläsernen Meere, finden sich, zu Rothe's Ehre sei es gesagt, von da an nicht mehr. Auch die früheren, schwermüthigen Anwandlungen bleiben, wenigstens in der ersten Zeit, völlig aus und die trübe Conventikelstimmung hat zunächst frischer Lebensfreude Platz gemacht. Seine Frau meldet nach Hause: „Richard ist so munter und jugendlich, wie er nie in Deutschland war." Bald rückt er auch seinen Schwägern Heubner und Hahn gegenüber mit der Sprache heraus, daß er manches in der gewöhnlichen Praxis der Erweckten nicht probehaltig gefunden habe, daß nach seiner Erfahrung jene Völlerei im Genusse der christlichen Gemeinschaft zumeist auf Selbsttäuschung beruhe, und daß ein einfacher Bibelglaube mehr Salz und Sauerteig enthalte als zahlreiche Erweckungen. Auch macht er kein Hehl daraus, daß er sich viel wohler fühle, seit er sich die pietistischen Allüren abgewöhnt habe. Er habe im Verkehr mit den Menschen seine ängstliche Scheu verloren und sei unbefangener und sicherer geworden. Als er Tholuck am Schlusse seiner römischen Zeit wiedersah, faßte dieser den Eindruck, den der verwandelte, d. h. zu sich selbst zurückgekehrte Rothe ihm machte, in das ironische Wort: „Du bist ja ein völlig moderner Christ." Dennoch hat diese große Wandlung seines innern Menschen sich mit der Ruhe vollzogen, die seiner harmonischen Natur nun einmal eigenthümlich war. „Nicht

durch einen kampfvollen Bruch," sagt er selbst, „sondern auf die friedlichste Art, durch die sanfteste Euthanasie," sei er den alten Standpunkt los geworden. Er fand, daß was die Kirchenlehre in ihren Dogmen aussprechen wollte, sich viel unmittelbarer und bezeichnender in unserer eigenen Sprache aussprechen lasse und so entschloß er sich, in dieser, seiner eigenen Sprache zu reden. „Nicht der Unglaube, das weiß ich, sondern der Glaube hat mich vom Dogma frei gemacht."

Die Befreiung von der pietistischen Lebensstimmung gelang dagegen nicht so völlig wie die vom Dogma. Was ihm geblieben war von seiner pietistischen Erziehung durch die Berliner und Wittenberger Freunde, das war die grübelnde Selbstprüfung, die ihm manchen guten Tag verdarb und die auch in dem sonnigen Italien zeitweise ihre Schatten über sein von Natur fröhliches Herz warf. Wenn diese Tage kommen, dann hält er sich für einen viel schlimmeren Sünder als alle andern. „Ich gehöre zu denen," schreibt er an Heubner, „die der Heiland in eine sehr strenge Zucht nehmen muß und auch wirklich nimmt. Man denkt das nicht, wenn man mich so von außen ansieht . . . aber in meinem Herzen hat das alles eine ganz andere Gestalt. Ich gehöre nicht zu denen, die der Heiland durch lauter Freundlichkeit zum Gehorsam in seinen Wegen bringen kann." Von solchen Ausbrüchen der Reue und des Verzagens sind viele seiner Briefe an Heubner durchzogen. Während er sein schuldloses Dasein im aufopfernden Dienste der Gemeinde hinbringt, kommen immer wieder Zeiten, in denen er an sich selbst irre wird und er gepeinigt wird von einem Schuldgefühl, das sich doch nur auf seine Verfassung, nicht auf seine Handlungen beziehen kann.

Des jungen Predigers äußere Verhältnisse ordneten sich rasch. Da Rothe Wohnung und Mobiliar seines Vorgängers übernommen hatte, fand das junge Ehepaar ein leidlich eingerichtetes Quartier vor. „Wir wohnen," meldet Rothe den Eltern, „ziemlich im Mittelpunkte Roms und doch können wir in wenig mehr als zehn Minuten völlig wie auf dem Lande sein. Wir dürfen uns nur über das Capitol und Campo Vaccino hinweg durch das Coliseum hindurch und gegen S. Giovanni im Lateran oder gegen S. Stephano rotondo hin wenden, und wir sehen von der Stadt nichts mehr als einzelne malerische emporragende Gruppen mit den schlanksten Pinien, dem eigentlich römischen Baume aufgeputzt." Nur insofern entsprach die Lage seinen Bedürfnissen nicht, als ein wesentlicher Theil seiner Gemeinde, die Künstler, fast ausnahmslos am Pincio oder in der Nähe des spanischen Platzes zu suchen waren, so daß er viel Zeit mit den weiten Gängen verlor. Das Italienische hatte er aus Anlaß von Schlosser's Dante-Abenden in Heidelberg begonnen, dann aber liegen lassen. Auch jetzt mußte er sich selbst weiter helfen. „Ich lese den Bocaccio, dabei mein italienisches Neues Testament, eine italienische Uebersetzung der

englischen Liturgie, und eine solche von Bossuet's Défense de la doctrine catholique, also eine ziemlich buntscheckige italienische Lecture. Da seine Frau kein Italienisch verstand, mußte er auch in den Haushaltungsgeschäften stets den Dolmetscher machen. Leicht hatte diese es gleichfalls nicht, und auf den berechtigtsten Wunsch einer jungen Frau, eine blanke und saubere Haushaltung zu besitzen, mußte sie von vorn herein verzichten. In ihren kindlichen Briefen klagt sie der Schwiegermutter ihr Leid über die Faulheit der Mägde, die ihre schöne neue Wäsche bei dem in Rom üblichen Klopfen auf flachen Steinen ruiniren, und grau und gelb wieder abliefern und die an Arbeit und Reinlichkeit gar nicht zu gewöhnen sind. Ein anderer Schmerz sind die steinernen Fußböden, die sie nicht einmal scheuern dürfe, weil sonst das Wasser durch die Fugen in das untere Stockwerk rinnt. „In Hinsicht der Führung unserer Häuslichkeit," schreibt Rothe den Eltern, „wird es mancherlei Schwierigkeiten geben, und die gerühmte Wohlfeilheit ist ein Phantom. Die Römer sagen selbst, daß in Rom nichts wohlfeil sei als das Brot. Ein besonders theuerer Punkt sind hier die Dienstboten, und das schlimmste dabei ist, daß sie, nach ihrer italienischen Weise, überhaupt gar nicht aufs arbeiten eingerichtet sind. Unsere Theresa ist eine sehr gutwillige, treue, aber schon etwas in den Jahren vorgerückte Person, der das Arbeiten sauer wird. Deutsch spricht sie gar nicht, aber als geborene Piemontesin wenigstens schlecht französisch. Meine arme Louise wird es daher anfänglich etwas schwer haben, aber auch desto eher italienisch lernen; jetzt mache ich immer den Dolmetsch. Es ist aber hier gar nicht daran zu denken eine deutsch redende Person in Dienst zu bekommen." Mit Donna Theresa freilich ging es je länger je weniger. Bei Schmieder's, „die eine etwas wunderliche Wirthschaft geführt haben müssen", hatte sie nur mit den Kindern zu spielen, so verlangt sie, daß für jeden Teller und jede Tasse, die gespült werden muß, ihr eine Aushülfe gestellt werde, und dafür erhält sie monatlich $9^1/_2$ Skudi und täglich außerdem 4 Bajocchi für Brot und Wein. Schließlich wurde sie auch noch grob gegen Louischen und guter Rath war theuer. Frau Bunsen hatte selbst ewige Dienstbotennoth und Rothe schreibt etwas kritisch über sie: „Wenn Frau Bunsen auch noch so gelehrt ist, so versteht sie doch keinen ordentlichen Punsch zu brauen." Da fand sich in der Frau des Landschaftsmalers Faber eine Hülfe in der Noth. Die half dem armen Louischen von ihrem Plagegeist und verschaffte ihr ein Mädchen vom Lande, Angela Raffaelli aus Olevano, das ihr als brav und fleißig bekannt war. Der Abschied von Donna Theresa freilich wurde der jungen Herrin dadurch verbittert, daß dieselbe alles für ihr Eigenthum erklärte, was in dem Schmieder'schen Inventar nicht ausdrücklich aufgeführt war. Was nicht niet- und nagelfest war, und sich leicht verstecken ließ, nahm sie aber auch noch mit, und die Predigersleute ließen sich das gefallen, um nicht vor den päpstlichen

Behörden processiren zu müssen. So kam es, daß die junge Frau, kaum angekommen, sich bereits mit der einstigen Heimkehr tröstet. Zum Glück ist die neue Angela eine fixe Person. Sie singt „wie zehn Nachtigallen" und die Verständigung stellt sich so her, daß die Magd deutsch lernt, während die Herrin es im Italienischen nie weit gebracht zu haben scheint. Ihre „italienischen Nucken" hat Angela aus Olevano freilich auch, und obwohl sie als Kind vom Hause behandelt und zu Spaziergängen und Feuerwerken mitgenommen wird, fühlt sie zuweilen das Bedürfniß längere Tage zu trutzen, wobei dann Rothe durch Zureden und pädagogische Rathschläge an seine Frau den Frieden wieder herstellen muß. Nach einigen Semestern hat denn auch dieses System sich überlebt und da der ewige Mägdeärger die Frau ganz mit Rom verfeindet, willigt Rothe darein, nur eine Aufwärterin zu halten, während für die groben Geschäfte Rothe's Küster, ein stellenloser Weber, als Aushülfe eingestellt wird, den nun Rothe selbst dirigirt. Allzu gemüthlich waren mithin die häuslichen Zustände des armen Rothe nicht, doch rühmt er den Fleiß seiner Frau und ihre Kochkunst und sie erklärt, in der Liebe ihres Richard Ersatz zu finden für alle Noth. „Louise," so schreibt Heubner, „ist in ihren Briefen ganz voll von der unbeschreiblichen Güte ihres Rothe und bekennt demüthig, sich seiner gar nicht würdig zu fühlen. Sie kennt ihren Schatz." Auch er berichtet von ihr nur Liebes und Gutes. Aber Vorzeichen ihrer beginnenden Gehirn- und Nervenerkrankung melden sich doch bereits im zweiten Winter ihrer Ehe. Sie leidet bald an Zahn-, bald an Kopfschmerzen, hat Ohnmachten, Convulsionen und hysterische Krämpfe, die von Jahr zu Jahr sich steigerten und schließlich muß Rothe sich überzeugen, daß der Ursprung dieser Uebel nicht in dem römischen Klima zu suchen ist, sondern „weiter zurückliegt". Im Sommer 1825 fällt sie in einen Typhus, nach dem sie dann eine Weile gesünder ist als vorher. „Wenn ich nicht meinen lieben Richard gehabt hätte, wäre es nicht so gut gegangen," schreibt sie den Schwiegereltern. „Ach was hat der mich gepflegt, Tag und Nacht hat er sich mit mir geplagt." Sie will auch den lieben Gott recht bitten, sie zu einer ordentlichen Liesel zu machen, damit sie ihm seine Liebe vergelten kann. „Ich kann's euch gar nicht sagen, was ich glücklich bin." Auch er war glücklich mit ihr und es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn er schreibt, noch nicht das leichteste Wölkchen habe den Himmel ihres ehelichen Friedens getrübt und er könne sich auch gar nicht vorstellen, wie das jemals der Fall sein könnte. Seine Güte machte das möglich, doch hat man schon jetzt den Eindruck, daß er durch zu große Nachgiebigkeit gegen ihre Sonderbarkeiten die Kranke verwöhnte und sich der Waffen beraubte. So schreibt er dem Vater, am späteren Abende dürfe er sich nicht mehr mit Briefschreiben befassen. „Von meiner Seite ist dieß ein für mich höchst schmerzliches Opfer. Aber meine Louise hat sich so gewöhnt, daß sie durchaus nicht

einschlafen kann, so lang sie mich nicht zu Bett weiß. Nun könnt Ihr urtheilen, mit welcher Herzensqual ich an meinem Tische sitze und arbeite mit dem Gedanken, daß sich das arme Weib, das des Schlafes bedarf, auf ihrem Lager schlaflos abmartert." So kommt es, daß er einen sehr werthvollen Theil seiner früheren Arbeitszeit verliert. Daneben beansprucht sie aber auch am Tag jeden seiner freien Momente für ihren Dienst, so daß er seine langen Briefpausen stets damit entschuldigt, daß ein verheiratheter Mann eben nicht Herr seiner Zeit sei. Wer wollte diese Nachgiebigkeit gegen eine kranke Frau tadeln, aber auf diese Weise wurde er mit der Zeit der lebenslängliche Gefangene einer Geisteskranken. Auch die Last des Haushalts fällt zum großen Theil auf ihn und er muß hitzige Fehden mit den Hausgenossen ausfechten, mit denen sein Vorgänger Schmieder in Frieden ausgekommen war. Allerdings erwies sich ihre erste Wohnung als ungeeignet. Sie hatten dort die Maitresse eines Kanonikus Muti zur Hausgenossin, der die Anwesenheit eines evangelischen Predigers unbequem sein mochte, weßhalb sie durch allerlei Bosheiten ihn zum Ausziehen zu zwingen suchte. Rothe berichtet darüber dem Vater: „Schon lange war unser Wunsch dahin gerichtet, eine andere, uns mehr zusagende Wohnung zu finden. Bei vielen häuslichen Bequemlichkeiten hat unsere bisherige Wohnung theils wegen der Unregelmäßigkeiten der Stuben, theils wegen der Lage des Hauses etwas Düsteres und Unheimliches. Wir haben uns nie in unseren vier Wänden wohl gefühlt. Dazu kommt nun noch die immer steigende Bosheit unserer Mitbewohnerin, der öfter genannten Therese Bartolnoci, die es uns nie verzeihen kann, daß wir nicht Schmieder's System, durch häufige Geschenke ihre Gunst zu erkaufen, fortgesetzt haben, und überdieß ihren lüderlichen Lebenswandel durchschauten, wie sie wohl merkt, ferner die Bestialität neuer Mitbewohner, die seit dem ersten August die erste Etage eingenommen haben, mit der sie gleich zuerst unsere Gartenanlagen zerstörten, die immer nähere Kenntniß unseres Hauswirths als eines Schufts, die immer bestimmtere Ueberzeugung davon, daß unsere sämmtliche Nachbarschaft angestiftet sei, uns in unseren eigenen vier Pfählen zu beobachten. Mit einem Worte, wir mußten uns den Tag über immer über irgend etwas, was in unseren Wohnungsverhältnissen seinen Grund hatte, ärgern." Zum Theil mochten diese Klagen auf Einbildung der kranken Frau beruhen, doch wurde auch ihm der Abschied leicht. Die neue Wohnung lag ganz in der Nähe von Bunsen's Palazzo, dietro la tribuna di tor di specchi, mit dem Ausgang auf den Platz vor ara celi. Der Besitzer, ein päpstlicher Major, der auf's Land ziehen wollte, überließ sein ganzes Haus an die neuen Miether, womit der Wiederkehr ähnlicher Verdrießlichkeiten vorgebeugt war. Der Sorge der Eltern, sie in einem sonst unbewohnten Hause zu wissen, hilft Rothe dadurch ab, daß er eine arme Schusterfamilie unentgeltlich in den untern Stock aufnimmt.

Auch sonst hat der Ueberfluß an Raum die Wirkung, daß er bald armen Reisenden den Aufenthalt in Rom dadurch erleichtert, daß er ihnen freies Quartier gibt, und dann wieder Eleven, die durchaus bei ihm confirmirt werden sollen, in seine Hausgemeinschaft aufnehmen soll. Große Freude macht Rothe sein kleiner Garten, den er mit den hängenden Gärten der Semiramis vergleicht, und aus dem er den Eltern Blüthen in den Briefen beilegt. Mit der Pflege seiner Blumen und Gemüse sehen wir ihn ebenso eifrig beschäftigt wie die Gattin. Die Freude an der Pflanzenwelt, die schon dem Studenten eigen war, hat er sich so bewahrt, aber bei seiner bedrängten Geschäftslage darf es uns nicht wundern, wenn in Rothe's Erinnerungen das, was die Italienfahrer fast allein ausfüllt, eine sehr nebensächliche Rolle spielt. Mit Goethe's „Aufenthalt in Rom" hatte der seine nicht die mindeste Aehnlichkeit. Dennoch ist die Art, wie Goethe's Italien auf ihn wirkte, interessanter als alle conventionellen Empfindungen der Andern, mit denen die Welt ja bis zum Ueberdruß belästigt worden ist. Von dem römischen Winter ist er erbaut. „Wir hatten bisher wunderschönes Wetter," schreibt er, „seit ich hier bin, kaum zwei Regentage, stets den heitersten Himmel, außer der Sonne mitunter recht frisch. Die Römer beklagen sich gewaltig über die Kälte dieses Winters. Gleichwohl finde ich es in meiner Arbeitsstube, die kein anderes Wärmemittel besitzt als die Sonnenstrahlen, nicht zu kalt. Auf der Erde ist alles herrlich grün, aber die Bäume denken noch nicht an's Ausschlagen. Doch vermißt man das sehr wenig, weil Pinien, Cypressen, Oliven und Lorbeer hier den Hauptbaumwuchs ausmachen." So konnten sie sofort in der ersten Empfänglichkeit der Neuangekommenen die Umgebung Roms sich ansehen. Dem liebenswürdigen Bunsen machte es Freude, in seinem Wagen das junge Ehepaar nach allen Hauptplätzen Roms zu führen und den Neuling über die weitläufige Stadt, an deren Beschreibung er damals arbeitete, gründlich zu unterrichten. Im Gegensatz zu den seitherigen Plätzen, die er freilich nur im Winter gesehen hatte, gefiel ihm Rom sofort. „Die Art und Weise, wie sich hier die moderne Welt um die antike gleichsam herumgerankt hat, giebt einen höchst merkwürdigen Eindruck." St. Peters Kuppel imponirte ihm landschaftlich, das Innere ließ ihn kalt. Am Pantheon lernt er, „wie unabhängig das Erhabene und Großartige von der Masse ist". S. Paolo lag noch seit dem großen Brande im vorigen Jahre in Trümmern, ist aber als Ruine besuchter als zur Zeit seiner Herrlichkeit. Die Villa Pamphili auf dem Janiculus mit ihren Steineichen, Wiesenflächen und weißen Rehen erscheint ihm wie ein Feengarten. Die Aussicht von dem Porticus von S. Giovanni nach den Albanerbergen hinüber nennt er sein Lieblingsbild. Draußen bei der Cäcilia Metella bewundert auch er den berühmten Blick auf Rom einerseits und den Soracte anderseits, dessen Schneedecke im Sonnenstrahle glänzt, während der wolkenlose blaue Himmel

auf ihr ruht. „Das überhaupt ist ein Reiz, den Rom nur mit wenigen Städten der Welt theilen mag, dieser unerschöpfliche Reichthum der lieblichsten und mannigfaltigsten Aussichten innerhalb der Stadt selbst. Es kann auch nur bei einer solchen Hügelstadt etwas Aehnliches stattfinden. Auch die Umgebung ist überaus lieblich, die Campagna ein großes Meer kleinerer Berge, die sich aber durch eine Schönheit der Formen, wie sie gewiß nicht kunstgerechter ersonnen werden könnten, auszeichnen."

Die Art des römischen Volkslebens lernte der junge deutsche Pastor zuerst während des Carnevals kennen, aber er konnte demselben keinen Geschmack abgewinnen. „Ich gestehe der Spaß ist mir zu dumm. Kinder können sich nie zu dumm ergötzen, wenn aber alte Leute närrisch sein wollen, so müssen sie es doch mit ein wenig Witz und Humor thun." Von den großen Tagen der römischen Osterzeit gibt er ein gutes Bild bei der Erzählung seines Besuchs der Sixtinischen Kapelle. „Die Sixtina ist nur den Geistlichen und den Fremden an diesen Tagen geöffnet. Römer und Römerinnen werden nicht zugelassen. Die Damen müssen alle ganz schwarz und mit schwarzen Schleiern erscheinen. Ein Wagen drängt den andern. Bald kommt ein Cardinal mit seinen zwei oder drei purpurrothen Pferdegeschirren, drei bis fünf Bedienten, meist in scharlachrothen, mit Gold und Silber besetzten Livreen, angerollt. Dann wieder ein Fuhrwerk mit Engländern, die heute vom General bis zum Lieutenant wieder einmal ihre Uniform hervorgesucht haben, und sich mit ihrem Scharlach neben dem Purpur und Violett der Cardinäle wunderlich ausnehmen, bald ein Geschwader junger Damen, die mit der ungewohnten Trauerkleidung so gut oder schlecht es gehen will koquettiren. Dann hört man plötzlich ein Kalbsfell hinter sich und hinter demselben das Getrippel päpstlicher Landsknechte mit Kragen, Hosen und Federbüschen von allen Farben. Damit mischen sich die Töne, die die nach S. Peter wallfahrenden Pilger mit ihren Stäben auf dem Pflaster machen, ähnlich den Nachtwächtern bei uns. Dazwischen blökt wieder ein Kerl mit seinem Broccoli- oder Salatkorbe. So kommt man nach S. Peter. Magisch beleuchtet die Sonne die beiden reizenden Springbrunnen, die aller Welt in den Vatican hinein zu winken scheinen." Drinnen entfaltet dann die englische Rücksichtslosigkeit ihre übliche Brutalität, aber die Rippenstöße der noch brutaleren Schweizergarde bringt sie rasch zur Raison. Die Kardinäle mit ihren langen Schleppen und die Prälaten in ihren violetten Weiberröcken erwecken nur ein Lächeln bei den Protestanten, bis dann endlich nach dreistündigem Warten die Musik beginnt. Die Lamentationen selbst sind bald ermüdend, da sie sich für 16 Psalmen wiederholen, und das Auslöschen der Lichter, von denen jedes ein Lebensjahr des Heilands bedeutet, machten Rothe trotz dieser Symbolik keinen Eindruck. Dann aber fährt er fort: „Endlich sind alle Lichter bis auf ein einziges auf

dem Sängerchor erloschen und durch die Fenster scheint auch nur noch ein dämmeriges Dunkel herein. Mit einem Male schweben Klagetöne aus der Höhe herab. Das Dunkel verbirgt, woher sie kommen. Es ist ein einziger Ton, aber aus so unzählig vielen Stimmen, die auf die unauflöslichste Weise ineinander geschlungen sind, verflochten — es ist nicht Ein Klageton, sondern aller einzelnen Herzen Klagetöne in ihrer ganzen ungeheuern und gräßlichen Mannigfaltigkeit und doch nur wieder ein einziger Seufzer . . . Die Töne oder vielmehr Tonströme wogen langsam und gehalten, aber in sich selbst voll der mannigfaltigsten Bewegung eine kleine Viertelstunde in einem Tone, der ebenso Empfindung eines absoluten Elends als absolute Ergebung ist, fort. Plötzlich erleuchtet im reinsten Lichte ein Blitz des Trostes die durchsichtigen Töne. Man fühlt es, man fühlt es gewiß, daß es Licht geworden. Während die Seele ihm nachsinnt, fällt unerwartet ein Paukenschlag — und alles ist verstummt. Da blickt wohl ein Jeder einen Augenblick in sein Herz, ob er auch seine Stimme in der allgemeinen Klage vernommen? Man setzt sich allgemein in Bewegung — gesprochen wird nur wenig — schweigend geht man die lange Treppe hinab, die Colonnade entlang; noch lassen die äußern Umgebungen die Seele ungestört in der reinen, übersinnlichen Welt wandeln, in der aller Schmerz geheiligt und zu jeder Schönheit verklärt ist." So haben auch ihn diese wunderbaren Lamentationen tief ergriffen. Nicht minder genau beschreibt er im Mai den feierlichen Zug des Papstes vom Vatican nach dem Lateran, geleitet von der Nobelgarde, den Cardinälen und der ganzen römischen Aristokratie, wobei aber das Volk leidenschaftliche Rufe nach wohlfeilerem Brote ertönen läßt. „Der Papst," berichtet Rothe, „behauptete bei diesem Aufzuge zu wenig persönliche Würde, wiewohl seine große, schöne Figur ihn recht geschickt dazu machte. Aber in seinen Zügen und in seiner ganzen Haltung ist etwas altweibisches."

Im Mai, der schönsten Zeit der Campagna, ließ es Bunsen sich nicht nehmen, Rothe und seine Frau nach Tivoli zu fahren. Nachdem der Tempel der Sibylle und der Wassersturz des Anio bewundert war, ging es nach Vicovaro mit seinen Cyklopenmauern und der schönen Kapelle der Brüder Pisani. Die beiden Freunde erbaute es freilich wenig, daß der Priester des Orts ihnen erklärte, die Kapelle sei ein heidnisches Gebäude gewesen, das die Familie Orsini hierher verbracht habe und die marmornen Engel und Heiligenstatuen seien von Sklaven des Hauses Orsini gearbeitet. Bei einem studierten Mann und Hirten der Gemeinde schien eine solche Ignoranz den deutschen Besuchern unerlaubt. Die Ergebnisse solcher Volksbildner aber stellten sich ihnen in einem sehr aufgeweckten und gewürfelten Knaben dar, der dennoch nicht wußte, wie lange es her sei seit Christi Geburt? Rothe hat dem Vater diesen Ausflug ausführlich beschrieben mit einer ebenso feinen Empfindung für

die Schönheiten Tivoli's, wie mit kräftigem Abscheu für die Verkommenheit der Bevölkerung. Die Toleranz Goethe's für diese Zustände fehlt ihm. Ueberhaupt läßt sich kaum ein größerer Gegensatz der Auffassung Italiens denken als der des jungen Predigers und des ehrwürdigen Dichtergreises, der in Weimar noch immer an den Erinnerungen aus Italien zehrte und der Meinung war, wer Italien gesehen, der könne nie ganz unglücklich werden. Gewiß hat die ästhetische Betrachtung Goethe's viel zum Verständniß von Land und Leuten beigetragen. Aber für Rothe waren diese Bettlerschaaren, die Goethe so humoristisch schildert, eine stete moralische Beleidigung. Ihm blutete das Herz, wenn er sah, wie aus diesen reizenden, begabten Kindern jene zudringlichen Strolche und unnützen Tagdiebe werden, die schon Benvenuto Cellini mit Schmeißfliegen verglichen hat. Die verfallenen Hütten, die niemals gekehrt oder gewaschen wurden, mochten seine Künstlerfreunde malerisch nennen, ihm waren sie die Brutstätten aller Laster. An einem Tage sah er die Haufen zerlumpter Menschen in Albano, Frascati, Tivoli, die noch nie gearbeitet hatten, weil es keine Arbeit gab, am anderen die Malachittische des Papstes, die Heiligenschätze der römischen Kirchen, den Prunk der Hierarchie. Das waren Kontraste, die die Phantasie eines Künstlers anregen mochten, den jungen Prediger entrüsteten sie nur. Eine Verwaltung, die die Bettlerposten an den Kirchen austheilte, die officiell einen ansehnlichen Theil ihrer Unterthanen in ihren Listen als „Bettler" (mendicante) aufführte, deren Beamte selbst ungeniert Trinkgelder forderten, mußte dem Sohne eines preußischen Beamten ein Ekel sein. Er sah bald ein, daß das Italien seiner Romantiker eine fata morgana sei. Dieses Volk scheint ihm glänzend begabt, aber hinter der Lebhaftigkeit, dem Witz und der Kunst der Selbstdarstellung wollte er nichts entdecken als eine unendliche Leere. „Ihr ganzes Leben, das bürgerliche wie das häusliche, ist lediglich auf die Illusion berechnet." Was ihm von den Römern galt, galt ihm aber auch von dem, den Andern so sympathischen Landvolk. Für den malerischen Schmutz der Landorte konnte sich seine reinliche Natur nie begeistern und er blieb dabei, daß das Pittoreske selten das Ersprießliche sei. Wenn die Maler, mit denen er verkehrte, ihn mit ihrem entgegengesetzten Standpunkte belästigten, konnte der sanfte Theologe geradezu in einen drolligen Zorn gerathen, so daß er im Streite nicht einmal die Schönheit der Italiener gelten läßt. Eine gewisse Regelmäßigkeit der Gesichter gibt er zu, aber meist sind sie nichtssagend. „Der enorme Umfang und die unverschämte Fleischigkeit, welche die weiblichen Figuren hier im Durchschnitt schon vor dem 20. Jahre gewinnen, verunstalten die von Hause aus schönsten Figuren. Aber unsere deutschen Rom- und Italien-Narren finden freilich den italienischen Dreck ebenso pikant als die italienischen Gesichter, und werden einst schon in der Heimath dafür Strafe leiden müssen, daß sie das gesunde deutsche Gefühl gegen ein

stinkiges Knoblauchsgesicht italienischen Geschmacks und italienischer Sitte verkauft haben." Ueberhaupt entrüstete es ihn, wenn wackere Deutsche über Zustände und Vorkommnisse lachten, die ihm einfach moralischen Ekel erregten. Unter vielem andern erzählt Rothe's Freund Richter von einem Erlebniß bei Ariccia, wo er seine Staffelei aufgeschlagen hatte. Hart neben ihm lag Tag für Tag ein Bettler: „Ein grobes weißes Bettlaken, in welches er sich gehüllt hatte, fesselte schon von Weitem die Blicke der Vorübergehenden durch die ungewöhnliche Drapirung; außerdem aber erhob er seine heiseren Klagetöne, sobald er Jemand kommen hörte, auf eine so herz- und ohrenzerreißende Weise, daß er damit gar manchen Bajocco aus den Taschen der Vorübergehenden lockte. „Misericordia! o buoni cristiani, misericordia! Io mojo di fame!" Kam nun ein guter Bekannter des Weges daher, so blieb der wohl ein Weilchen bei ihm stehen, und es wurde dann behaglich geplaudert und gescherzt, nach dessen Weggang aber das Klagelied und das Verhungern mit frischen Kräften fortgesetzt. Wenn es Abend wurde, um Ave Maria, schloß er das Geschäft, d. h. er zählte die Einnahme des Tags, band sie in einen Zipfel des Betttuchs in einen Knoten zusammen und zog damit sehr befriedigt heim. Jedenfalls aber stärkte er sich in der Osteria zum Verhungern für den nächsten Tag." Von einer andern, aber nicht minder traurigen Seite lernte Rothe das Leben des Landvolks kennen, als er in der Landschaft bei Grotta Ferrata, wo er mit Freunden das griechische Kloster besuchte, Zeuge war, mit welchen Werberkünsten für die Giftluft der sumpfigen Theile der Campagna die Arbeiter gewonnen wurden, indem junger Wein und die berückenden Klänge der Pfifferari sie willig machten, das Handgeld zu nehmen, obwohl immer ein Drittel der Arbeiter in jenen Gegenden dem Fieber erlag. Sein Mißfallen an diesen Zuständen wurde nicht geringer dadurch, daß die Sicherheitsverhältnisse sich jeden Tag schlimmer gestalteten. Seine besten Freunde Maydall und Richter wären in den Abruzzen um ein Haar dem Brigantenchef Gasparone, genannt Fra Diavolo, in die Hände gefallen, der aus ihrer nächsten Nähe den Padrone eines Casale, ein junges Mädchen und alle Ziegen wegführte. Die Freunde in Rom hatten sich schon ernstlich um die Beiden gesorgt, als sie beim Blumenfeste in Genzano am 24. Juni 1825 zu ihrer großen Beruhigung die Heimkehrenden in der bekannten Ulmenallee trafen. Richter selbst erzählt: „Des Weges ziehend erblickten wir plötzlich Rothe mit seiner jungen Frau nebst andern römischen Freunden. Als sie uns gewahr wurden, gab es großen Jubel, denn die Leute waren in Sorge um uns gewesen, da täglich die erschreckendsten Gerüchte von Beraubungen und Grausamkeiten Gasparones einliefen." Aber ein solches Land konnte doch höchstens ein Engländer schön finden! Rothe hatte damals am Nemisee frohe Tage verlebt und sich beim Blumenfest in Genzano der mit Rosen und Mohnblättern bestreuten Straßen

und der Guirlanden von Haus zu Haus gefreut, die Auge und alle Sinne berauschten und die Bevölkerung in ihrer kirchlich geweihten Fröhlichkeit von der liebenswürdigsten Seite zeigten. Aber solche erfreuliche Momente versöhnten doch mit dem ganzen Zustand des Kirchenstaats nicht. Bunsen, dem die ästhetische Auffassung der Dinge viel geläufiger war, und der als Historiker in dem vor Augen Liegenden immer die ganze Vergangenheit mitschaute, stand in dem Streite der Meinungen mehr auf der Seite der Kunstgenossen. Sogar die Zustände des Kirchenstaats betrachtete er noch lang mit der optimistischen Voreingenommenheit Niebuhr's, der als Doctrinär der Restauration den Staat Consalvi's stets entschuldigte und von der Zukunft das Beste erwartete, falls es den Mächten nur gelinge, die Revolution zu bändigen. Nachdem nun aber der Meister und Patron das Feld geräumt hat, kommt in dem Schüler doch der Protestant und der gesunde Menschenverstand zum Durchbruch und die tägliche Lecture des Giornale ecclesiastico, „das mit eiserner Stirne hellen Unsinn predigt", überzeugt auch ihn, daß von der päpstlichen Verwaltung nichts zu erwarten ist. Denn was ist es, was die beiden Freunde täglich vor Augen sehen? „Frecher Trug, wie er mit tausendfachem Gepränge durch die Straßen und fast über die Dächer hinzieht, traurige Schaaren getäuschten Vertrauens und irregeleiteten Glaubens, die zu Tausenden ihr Heil unter dem bunten Mantel der Siebenhügelstadt suchen, rettungslose Verdrehung und Zerstörung der wenigen Spuren von Wahrheit und Leben durch einen Fanatismus, den keine Gelehrsamkeit mehr zurückhält und durch den oft zurückgetriebene jakobinische Raserei redet" — das waren Thatsachen, die auch den sonst optimistischen Bunsen irre machen mußten, ob Niebuhr wohl daran thue, das Heil in der kirchlichen Restauration zu suchen. Auf Rothe vollends, der noch in Wittenberg unter dem Eindruck seiner geliebten Romantiker für das Mittelalter und Gregor VII. geschwärmt und nicht von dem Protestantismus, sondern von einem regenerirten Katholicismus die Besserung der religiösen Zustände erwartet hatte, wirkten diese Erfahrungen wie ein kaltes Sturzbad. „Wer sich gründlich überzeugen will," schreibt er nach Hause, „daß von der römisch-katholischen Kirche unter keiner Bedingung Heil für die Wiederbelebung der christlichen Kirche zu erwarten ist, und daß ihr völliger Sturz die nothwendige Bedingung jedes Entstehens einer neuen allgemeinen christlichen Kirche ist, daß sich durch bloßes Ausbessern an dem alten Gebäu derselben nicht helfen läßt, sondern nur durch völliges Niederreißen, der komme, wenn er überhaupt weiß, was das Christenthum ist, nur nach Rom." Diese täglichen, peinlichen Eindrücke entleideten ihm bald Italien überhaupt. Die Italiener sind ihm gute Schauspieler, nichts weiter; an die Zukunft ihres Landes hat er keinen Glauben. Ja selbst die italienische Landschaft verlor für ihn im Lauf der Jahre viel von ihrem Reiz.

Wie viele Italienfahrer erfuhr er, daß das Auge schließlich die reinsten Linien der Berge, das fleckenlose Blau des Himmels, die sattesten Farben der Campagna müde wird und nur eines seinen Zauber nie verliert, der deutsche Wald. Nach Heidelberg hat Rothe immer Heimweh gehabt, nach Italien niemals. Was ihm an der italienischen Landschaft fehlte, war das mystische Element. Von der deutschen meint er, es sei ihm unmöglich, sie objectiv zu fassen, weil er mit seinem eigenen Subject in sie eingefaßt sei. „Ich fühle mich mit als Element in diese Natur gehörend." Ganz anders sei es mit der italienischen Landschaft, die sich als Kunstprodukt darstelle. „Darum ist sie auch für den Maler so bequem und geeignet zur Darstellung." Während in der deutschen Landschaft sich die Massen dem Auge nur in großen, nicht entwickelten Umrissen zeigen, ist hier alles klar, und die ganze Anlage und Zeichnung tritt sicher und bestimmt hervor. „Wiederum ein großer Vortheil für den Landschaftsmaler." Aber es ist alles Illusion. „Ihre wesentlichen Bestandtheile wollen immer aus einer gewissen Ferne gesehen sein, und doch sind sie in dieser dem Auge zum Greifen nahe. Jene wunderlieblichen violettrothen Berge, was sind sie in der Nähe besehen als unfruchtbare Steinhaufen? Jene Städtchen, die wie hingezaubert an den Bergen kleben, und so weiß wie Kreidefelsen aus der Ferne leuchten, sind nichts als wahre Cloaken, in denen kein Mensch, dessen Auge irgend für Schönheit und Zierlichkeit Sinn hat, wohnen möchte." So bleibt er dabei, daß die italienische Natur für Leute sei, die malen wollen, nicht aber für die, denen die Natur ein Kleid Gottes ist, hinter dessen Falten sie den Schöpfer suchen. „Des Malers Aufgabe ist, durch wenige Mittel einen bedeutenden Effekt hervorzubringen und diese Aufgabe löst die italienische Natur vor seinen Augen." Aber diese geheimnißreiche, ahnungsvolle Natur, hinter der wir Gott suchen, findet er nicht hier, sondern in den deutschen Wäldern und Bergen. Nur ihre „Thäler weit und Höhen" stimmen uns fromm und er ist sehr zufrieden, daß der liebenswürdige Verfasser der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", der Mystiker Schubert aus München, mit dem er sich im Jahre 1826 im Bunsen'schen Hause befreundet, in dieser Hinsicht völlig mit ihm übereinstimmt. Für seinen Freund Richter dagegen, der Italien mit den Augen des Künstlers sah, ist Italien das einzige Land, in dem man hoffen darf, „Schönheit der Linien zu finden, die man in Deutschland selten trifft oder doch sehr vernebelt". Auch das ist nach Rothe ein Mangel der römischen Natur, daß sie keinen Frühling erlebt. „Die Bäume," heißt es in einem Briefe vom März, „fangen freilich an auszuschlagen, Aprikosen, Pfirsiche und Mandeln blühn, und die Erde ist grün wie den ganzen Winter über, aber man spürt doch keine eigentliche Frühlingsempfindung, und ich sehe deutlich, daß man hier den Frühling gar nicht kennt. So entgeht dem Italiener der lieblichste Reiz des ganzen Jahres." Gewiß wolle er,

schreibt er dem Vater, Rom nicht herabsetzen, aber sein gelobtes Land werde Italien niemals werden.

Für so manche Enttäuschung, die ihm Italien bereitet hatte, mußte den jungen Prediger seine Gemeinde entschädigen. Der persönliche Eindruck, den Rothe auf die Gemeindeglieder bei seinen Besuchen gemacht hatte, war der beste und seine Predigtgabe übertraf alle ihre Erwartungen. Sein Vorgänger Schmieder war durchaus geachtet gewesen, aber einen höheren Schwung brachte doch erst Rothe in das religiöse Leben der kleinen Colonie. Der Gottesdienst in der preußischen Kapelle des Palazzo Caffarelli war von Anfang an ein Lieblingskind Bunsen's und seiner streng kirchlichen Gattin. Rothe gefiel die kleine Kirche ganz ausnehmend und er fand die Abendmahlsfeier in so kleinem Raume besonders anheimelnd. „Die höchst einfache Gesandtschaftskapelle," so berichtet der katholische Maler Ludwig Richter, „war früher, wie ihr Urbild in Bethlehem, ein Stall. Vier weiße Wände, ein Altartuch mit Crucifix und zwei Leuchter, einige Reihen Stühle, sammt der kleinen Hausorgel in einer Ecke bildeten das prosaische Interieur. Ein Sängerchor, großentheils aus Künstlern bestehend, hatte sich um die Orgel gruppirt, wo Schnorr, quasi als Cantor an der Spitze, und Hoff, von Hempel, Koopmann mit ihren trefflichen Stimmen ihm zur Seite standen." Schnorr selbst brachte ein Opfer, wenn er, von seiner Arbeit in der Villa Massimi auf's äußerste in Anspruch genommen, dennoch „die Orgelei", wie er sich ausdrückt, auf sich nimmt. Er hofft aber, Gott werde bald einen Andern schicken, denn er eigne sich besser zum Vorsänger. Dazu kam, daß er eine sehr schlechte, schreiende Orgel bedienen sollte, mit der sich Bunsen „von sehr frommen Leuten in Württemberg" hatte betrügen lassen, bis endlich im September 1824 durch den König der Gemeinde ein besseres Instrument geschenkt wird. Mit diesem schlichten Gottesdienste hatte aber Bunsen gewaltige Pläne. Von hier sollte eine völlige Erneuerung des protestantischen Cultus ausgehn und dazu sollte Rothe ihm helfen. Das Bedürfniß, etwas Heimathliches in der Fremde zu finden und das Bewußtsein, als kleines Häuflein in der großen Babel zu leben, hielt die deutschen Protestanten zusammen. „Daß unsere Gemeinde wie eine Oase in der großen katholischen Welt liegt, macht die Gemüther fähiger dazu, sich der Herrlichkeit unseres evangelischen Glaubens bewußt zu werden. Dazu kommt ein höchst glücklicher Umstand, daß unter den hiesigen deutschen Künstlern, sowohl den katholischen, als den evangelischen, gerade die als Künstler ausgezeichnetsten, z. B. unter den Katholiken Overbeck, Begas, Philipp Veit u. A. unter den Unserigen Jul. Schnorr von Karolsfeld, Joh. Fr. Dietrich, Passavant u. A. es mit dem Christenthum vor der Welt unverhohlen ernst nehmen." So kam die religiöse Bewegung in der Malerei, die von St. Isidoro und Casa Bartoldi ausgegangen war, das Nazarenerthum, auch der Wirksamkeit

Rothes zu gut. Aber es ist immer gut, wenn ein Paar neue Augen in die Verhältnisse einer so eigenartigen Gemeinde hereinschauen und man kann Rothe das Zeugniß nicht versagen, daß er sich von dem äußeren Glanze dieser Verhältnisse nicht einmal vorübergehend blenden ließ, und daß er unermüdlich war, dem enthusiastischen Bunsen Wasser unter seinen Schaumwein zu gießen.

Am 11. Januar 1824, indem er das Epiphanienfest nachholte, stellte sich der neue Prediger zum ersten Mal seiner Gemeinde vor. Er hatte bei der Fülle der ersten Besuchspflichten kaum drei ruhige Stunden finden können, um seine Antrittspredigt vorzubereiten. Um so persönlicher und lebendiger war sein freies Wort. Der Festtag bot ihm den schönen Jesajatext: „Mache dich auf, werde Licht," und Rothe bezeichnet an der Hand desselben den Zweck der Erscheinung Christi dahin, Christus kam, „das Getrennte zu verbinden, das Feindselige zu versöhnen und in dem gesammten Reiche der Schöpfung den verlorenen Frieden wieder herzustellen". Ergreifend ist namentlich der Schluß, in dem der jugendliche Pastor in wahrhaft kindlicher Weise um das Vertrauen und die Liebe der Gemeinde bittet, deren Seelsorger er sein will. Seine eigenen Sorgen aber trägt er im Gebete Gott vor: „Mache alles reichlich gut nach deiner Gnadenfülle, was ich in deinem Werke versehe, leite mich an deiner Hand und laß mich wandeln in deinen Wegen." Es klingt etwas von Rothe's eigenthümlicher Innigkeit durch diese kurze Antrittsrede, mit der Schenkel mit Recht den ersten Band von Rothe's Predigten eröffnet hat. Der Eindruck seines ersten Auftretens war der beste. Nachdem er diese Antrittspredigt gehört hatte, schrieb Schnorr am 27. Januar 1824 an seinen Vater: „Unser neuer Pfarrer ist außer dem, daß er ein echter Geistlicher ist, auch ein ausgezeichneter Redner. Seine Antrittspredigt hat alle, die sie hörten, ergriffen. Er heißt Rothe und ist aus Breslau."

Hatte die Gemeinde in der ersten Predigt den ganzen Zauber der frommen Persönlichkeit des neuen Predigers erfahren, so sollte sie durch die zweite vom 18. Januar 1824, für die er sich ruhig hatte vorbereiten können, eine Probe seiner geistigen Bedeutung erhalten. Diese halb allegorische Auslegung des Wunders der Hochzeit zu Cana ist in ihrer Feinheit der menschlichen Beziehungen und ihrer poetischen Verwerthung des Textes eine rechte Probe von Rothe's sinniger religiöser Art. Die Erzählung ist ihm ein Gleichniß des menschlichen Lebens, das durch Gottes Gaben ein Freudenfest sein müßte. „Wir aber wollen an unser eigenes Herz die Frage richten: ist dir dein Leben ein Freudenfest?" Oh wie ist es finster und leer ehe der König der Freude in dasselbe einzieht! Gott hat es an nichts fehlen lassen und die Hochzeitstafel reich gedeckt. „Herz, warum freust du dich nicht dessen mit deinen Brüdern, den heiligen Engeln?" In uns selbst liegt der Grund. „Wir tragen einen Stachel im Herzen, gegen den zu löken schwer wird, und der sich um so tiefer eingräbt, je weiter wir das

Herz der Freude öffnen wollen, den Stachel der Sünde. Das Bewußtsein, unser Kindesrecht an ihn verscherzt zu haben, vergiftet jede Freude im Herzen und ruft uns bei jedem Genusse zu: rühre ihn nicht an. Aber unser Text sagt auch, wer der rechte Freudenbringer ist. Die Gäste von Cana standen erwartungsvoll und Maria klagte: „Wein haben sie nicht!" Da trat der Menschensohn herein. So ist's. Das Leben ist kein Freudenfest bis der Heiland uns erscheint. Licht fehlte uns bisher, nun ist es da. Dem Gastmahl des Lebens fehlte der begeisternde Wein, er schenkt ihn." „Und nicht allein tritt er in den Hochzeitssaal; die Mutter ist ihm zur Seite und die Schar der Jünger. Wenn er sich einer Seele als ihr Heiland zu erkennen gibt, so führt er sie sogleich auch ein in die Gemeinschaft seiner Gläubigen, er führt sie in die mütterlichen Arme der einen wahren allgemeinen, wenn auch unsichtbaren Kirche, er wirbt für sie verschwisterte Seelen, mit denen er sie durch Bande der heiligsten Liebe verknüpft. Andern freilich ist dieser Christus nicht der Freudebringer, sondern der finstere Gesetzgeber. Aber nur der verschmähte Christus erscheint so dem ihn fliehenden Herzen. Wer ihn liebt, hat an ihm den treusten Freund, die Stütze im Unglück; er hat an ihm ein Herz, dem er seine Noth klagen kann. Wohl klingt seine Antwort oft scharf: „Was hast du mit mir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen." Aber auf dieses strenge Wort sollen wir nur Maria's Antwort haben: „Was er euch sagt, das thut." Und Eines lehrt unser Text uns zum Trost, daß Gott das Beste uns noch aufbehalten hat. „Du aber hast das Beste für zuletzt verspart," sagt der Speisemeister von Cana. Dieses Beste aber, was Gott für uns bewahrt, ist jenes Letzte, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. „Wir sind Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen wie er ist," sagt der Apostel, der uns diese Erzählung aufbewahrt hat." In unübertroffener Weise hat Rothe hier die äußere Geschichte benützt zur Grundlage einer geistigen Anwendung ohne sie anzutasten. Auch die unter seinen Zuhörern, die das Wunder nicht glaubten, konnten sich doch der ewigen Wahrheit der Lehre nicht entziehen, und die, die gerade auf das Wunder den Hauptwerth legten, waren in ihrer Auffassung nirgend gestört. Er hatte die Erzählung in dem gleichen Tiefsinn erfaßt, wie sie vom Evangelisten ohne allen Zweifel von Haus aus gemeint war. Hat Rothe in der zweiten Predigt das Leben als ein Freudenfest geschildert, so nimmt er es am folgenden Sonntag, am 15. Februar 1824, von Seiten seiner praktischen Aufgaben. Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg läßt ihn fragen: „Sind wir Arbeiter?" Gott könnte die Arbeit freilich selbst thun, aber er hat uns zur Mitarbeit berufen. Seltene, aber selige Ausnahmen sind die, welche schon in kühler Morgenstunde ihre Arbeit im Weinberge beginnen. Doch auch denen,

die erst um die Mittagsstunde des Lebens dessen wahre Aufgabe begreifen, haben seine Zusage: „Ich will euch geben, was recht ist.“ Andere sieht der Hausvater noch nach Mittag müßig stehn und wer mit den Augen des Herrn auf das Treiben dieses Lebens herabsehen könnte, wie würde der sich entsetzen über den Schwarm von Müßiggängern mitten in dem Getümmel des Lebens. Andere haben den ganzen Lebenstag hindurch sich gemüht, aber erst am Abende des Lebens werden sie inne, daß es nur Luftstreiche waren, die sie führten, aber auch ihnen erscheint er noch ehe die Sonne versinkt um die elfte Stunde und kommt dann der kühle Abend so erhält doch jeder den ganzen Lohn. Sollte ihnen der Selbstgerechte den neiden, so spricht der Herr: „Nimm was dein ist und gehe hin,“ denn es ist reine, freie, unverdiente Gnade Gottes nicht Folge unseres Verdienstes, wenn wir erwählt sind. Was aus dieser Betrachtung hervorgeht, daß Jesus die menschlichen Herzens anders eintheilt als die Welt, das ist dann das Thema der folgenden Predigt vom Säemann am 22. Februar 1824. Nach welchem wunderlichen Maße werden doch die Menschen oft gemessen, welche wunderlichen Begriffe von gut und schlecht sind doch im Umlauf! Am Worte Gottes aber brechen sich alle menschlichen Herzen wie die Lichtstrahlen, und je nachdem sie sich in dieser oder jener Richtung an ihm brechen ist die Grundfarbe ihres ganzen Wesens verschieden. Nichts entscheidet sicherer über den wahren Werth des Menschen als die Art und Weise, wie er sich gegen das göttliche Wort verhält. Die zahlreichste Klasse ist nach dem Gleichniß vom Säemann, die das Wort hören und nicht zu Herzen nehmen, das sind die Gleichgültigen. Diesen Leuten ist das Leben ein Spaziergang und nicht eine Reise. Ob sie an ein bestimmtes Ziel gelangen, das gilt ihnen gleich. Nicht zu leben d. h. zu wirken begehren sie, sondern zu genießen. Sich selbst halten sie für den Zweck ihres Daseins, das aber ist der Gipfel der Selbstsucht. Solche Menschen hören freilich das Wort Gottes auch, aber verstehen können sie es am wenigsten. Die zweite Klasse bilden die flüchtigen Herzen. Sie nehmen das Wort auf mit Freuden, aber es schlägt keine Wurzel. Das macht, nicht der Beifall, den unser Verstand dem Christenthum schenkt, nicht Wohlgefallen unseres Gefühls an demselben, nicht einzelne fromme Rührungen machen uns zu Christen, sondern bis in den tiefsten Grund des Herzens muß das göttliche Wort hineinwurzeln, gründlich dasselbe durchwachsen. Die dritte Klasse sind die unlautern Herzen, in denen das Wort unter Disteln und Dornen geräth. Sie haben das Wort aufgenommen, auch Buße gethan, aber sie haben Pflanzen stehen lassen in ihrem Innern, die der himmliche Vater nicht gepflanzt hat und mit unglaublicher Schnelligkeit hat dieses Unkraut die gute Saat überwuchert. Endlich die vierte Klasse sind das gute Land, die rechten einfältigen Herzen. Durch das Sieb des göttlichen Worts haben sie allen schlechten Samen beseitigt, so hören sie das Wort, so trägt es Frucht. Sie haben sich nicht selbst unter-

wunden, ihren Acker zu bestellen, sondern sie haben es dem wahren Ackersmann und Säemann überlassen. Lasset uns danach prüfen, ob unser Acker fein und gut ist, ob wir das Wort nicht nur hören, sondern auch bewahren. Die vierte erhaltene Predigt ist vom Trinitatisfeste 1824 und Rothe weist im Eingang darauf hin, daß nun die Festzeit hinter der Gemeinde liegt. Kein hohes Fest unterbricht die lange Reihe der Sonntage von Pfingsten bis zum 1. Advent. Der Anfang des Kirchenjahrs gleicht der Jugend des natürlichen Lebens, in der sich Freuden auf Freuden, Feste auf Feste drängen; er gleicht der Jugend des geistigen Lebens, das im Rausche der ersten Liebe nichts von den Trübsalen ahnt, durch welche wir in's Himmelreich eingehn. Aber bald folgt auf jene das lange Alltagsleben, dessen einzelne Abschnitte gewöhnlich Denkmale unserer Sorgen und Leiden, gleichsam als Grenzsteine, bezeichnen. Und auf die fröhliche Jugend des Glaubens folgt das mühselige, arbeitsvolle Mannesalter. Auch diese Zeit wird eine selige Zeit sein, wenn wir erleben, was der Trinitatistext von Nikodemus lehrt, die Wiedergeburt. Zum ersten Mal vernehmen wir in dieser Predigt deutliche Worte des Protestes gegen die rationalistische Deutung der neutestamentlichen Begriffe. Wiedergeburt ist nicht eine bloße moralische Ausbesserung des Menschen, sondern eine völlige Umschaffung. Durch Geburt entsteht etwas, was vorher nicht war. Der Wiedergeborene ist eine neue Creatur. Diese Neugeburt steht aber eben so wenig in des Menschen Macht wie die erste. Die Wiedergeburt beginnt mit der ersten ernstlichen Regung der Buße. Sie entwickelt sich weiter zur bestimmten Erkenntniß der Sünde, zum Glauben an den Sünderheiland, zu brennender Liebe zu ihm und zu dem Leben in ihm durch den heiligen Geist. Vollständig wiedergeboren ist hier auf Erden Niemand und nur Schwärmer halten sich dafür. Immerhin ist das eine stark durch rationale Auffassungen hindurchgegangene Darstellung des Dogmas, das ihm Kottwitz, Tholuck und Heubner gepredigt, aber die Antithese gegen die rationalistische Verflachung des pauliniſchen Lehrbegriffs ist doch unverkennbar. Eine halb allegorische Textauslegung ist dann wieder die Predigt vom 1. August 1824 über das Speisungswunder, das lehrt, daß die Kirche Christi nicht ohne Trost ist. „Sie haben nichts zu essen," müssen auch wir von dem Volke in unseren Tagen klagen. Das gilt schon materiell und es gilt auch geistig. Den Herrn jammert aber seines Volkes. Wieviel Brote habt ihr? „Sieben und ein wenig Fischlein." So ist doch noch *etwas* vorhanden und seiner Wunderkraft wird es gelingen aus dem Wenigen ein Vieles zu machen. Ein Bild der feinsten Beobachtung der gewöhnlichen Kirchgänger ist die Predigt über Pharisäer und Zöllner vom 24. August 1824. ‚Der Pharisäer *stand*.' „Wie schildert ihn die Schrift so treffend in dem einzigen Wörtlein! Steif und leblos steht er vor Gott, der große Heilige. Wer ein Auge hat für Schönheit, der wendet sich weg. Dagegen seht des Zöllners Bild, wie

sein Fuß bebt, da er, der Sünder, den geheiligten Boden betritt. Wie auch das Auge in Furcht und Demuth durch Fliehen den sucht, nach dem sich sein Herz sehnt. Das, Freunde, ist das Bild eines Sünders, der dennoch fromm ist, und wer will leugnen, daß es ein schönes Bild ist. Wollt ihr die höchste Schönheit finden, so sucht sie bei der Frömmigkeit. Lasset euch nicht schrecken durch mancherlei Zerrbilder christlicher Frömmigkeit, wie sie wohl in unserer Zeit uns oft entgegentreten. Nur die schöne Frömmigkeit ist wahr und nur die wahre schön."

Um die Art und Weise Rothe's kennen zu lernen, werden diese Proben genügen. Sie zeigen, daß der große speculative Theologe auf der Kanzel alle Speculation zur Seite ließ und sich schlicht und einfältig auf die Bedürfnisse der Herzen beschränkte. Und das werden wir wohl als den Gewinn seiner pietistischen Periode betrachten dürfen, daß der Schüler Daub's und Hegel's in jener Krise gelernt hat, daß zur Erbauung nicht speculative Gedankengänge, nicht geschichtliche Reflexionen dienen, sondern daß der Prediger sich an das Gewissen und an das Gemüth zu wenden hat und seine Phantasie und Erfahrung ihn die Anwendung auf die verschiedenen Beziehungen des Lebens lehren muß. Alle Speculation aber ist im Gottesdienste nur vom Uebel. Diese Weise machte den jungen Prediger denn auch seinen Hörern je länger je mehr lieb und vertraut. Im Frühling des folgenden Jahres schreibt Schnorr an seinen Vater: „Rothe hat jetzt wieder eine Reihe von Predigten gehalten, die ihn nur der heilige Geist kann gelehrt haben." Wenigstens eine dieser Predigten aus der Passionszeit 1825 hat sich erhalten, über das schöne Thema: „Der Heiland ist dir gemacht zur Weisheit; in seinem Lichte siehest du das Licht." Jedesmal, wenn die Passionszeit anbrach, hielt Rothe in den Abendstunden nach Ave Maria besondere Betrachtungen über das Leiden Jesu und diese Vorbereitung trägt so gute Früchte, daß schon an Ostern 1824 über 50 Communicanten das Abendmahl bei ihm nehmen. Die Gemeinde fand, daß der neue Pfarrer sehr originell predige und daß ein so umgänglicher Pastor für sie eine neue Bekanntschaft sei. Denn den ernsten Seelsorger sehen wir zugleich als fröhlichen Jugendgenossen alle Freuden der Künstlerwelt theilen.

Das Verhältniß zu seiner kleinen Gemeinde war mithin das beste, aber dornenlose Rosen wachsen nicht einmal in Rom. Rothe's Plage war zunächst das Vagantenwesen, mit dem er sich täglich herumzuschlagen hatte. Sein Hauptziel mußte sein, diese meist verkommenen Leute wieder auf den Heimweg zu bringen, um aber wenigstens etwas für ihr Seelenheil zu thun, gab er ihnen gern Erbauungsschriften mit auf den Weg. „Ich fühle hier sehr," schreibt er an Heubner, „das Bedürfniß kleiner erbaulicher Schriften. Besonders reisenden Handwerkern, die sich schaarenweise aus der Gemeindekasse

von mir ein Viaticum holen, möchte ich so gerne außer dem klingenden noch ein anderes, das vielleicht einmal im Herzen klingt, mitgeben". Für die ansässigen Handwerker führte er eine Christenlehre, auf Grund des Luther'schen Katechismus ein, doch scheint die Einrichtung nicht lang bestanden zu haben. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er die Verhältnisse all der zahlreichen „armen Handwerksburschen" untersucht und jedem Einzelnen nachforscht, geht ein großer Theil seiner Zeit auf diese Armenpflege. Dazu kam noch die Aufsicht des Krankenhauses und die Menge von Krankenbesuchen bei Schwindsüchtigen, die man nach Rom geschickt hat, damit sie nicht zu Hause sterben. Mit der größten Gewissenhaftigkeit spendet Rothe allen seinen Trost und ist bei manchen täglich ganze Stunden. Mehr als eine Einladung nach Frascati in Bunsen's Villa oder nach Olevano zu dem Sommeraufenthalte der Künstler lehnt er ab, um seine Kranken nicht allein zu lassen. Was das bedeutet, wird aus Tholuck's, seines Nachfolgers, Beschreibung klar, der unbedenklich für die drei heißen Monate Bunsen's Einladung nach Frascati annahm und sich begnügte, am Sonnabend nach Rom zu fahren und nach dem Spital zu sehen und nach gethaner Predigt am Sonntag in die kühlen Albanerberge zurückzukehren. „Nicht der Grad der Hitze ist es, was erdrückt," schreibt Tholuck, „sondern ihre Dauer. Einhundertundzwanzig Tage lang kein Regen und kein anderer als blauer Himmel ... Wer kann, eilt des Morgens um fünf spazieren, und um sieben zieht man dann, bereits von Schweiß bedeckt, heim. Sonst füllen sich am Abend nach zehn Uhr und bis gegen Mitternacht die Spaziergänge. Die Fensterläden sind von acht Uhr bis gegen Abend dem Tageslicht verschlossen und jede Hand, die man im Dunkel drückt, schwitzt." Rothe urtheilt selbst über die große Plage des Scirocco viel gelassener. „In voriger Woche," schreibt er, „haben wir auch einige Tage den berüchtigten Scirocco gekostet. Diese Luft ist für die Lunge, was abgekochtes Wasser für den Gaumen. Mir ist er aber nicht so sehr zuwider, Louisen gefällt er recht wohl. Das Schlimmste ist das arge Geklapper, das er mit Fenster und Thüren macht, die in Italien bekanntlich nicht besser passen als bei uns die Commißuniformen auf den Rücken der Rekruten." Der nervöse Tholuck dagegen klagt, der Scirocco komme gleich einem übelriechenden Brodem daher gezogen, der den Athem nimmt, wie der Dampf des Schlots, den der Wind dem bereits Seekranken auf dem Dampfschiff in's Gesicht treibt. „Er löst die Kraft der Sehnen, macht die Glieder schwer und treibt das Blut durch die Adern. In den Stunden liegen Hunde und Katzen wie todt am Boden und Pferde bekommen oft den Koller." Das alles machte der zarte Rothe fünf Sommer lang durch, ohne in seinen Briefen an die Eltern auch nur die leiseste Klage verlauten zu lassen. Das Opfer war aber um so größer als die Maler und die Gesandtenfamilien, die den Kern der Gemeinde bildeten, in den heißen Monaten abwesend waren, so daß die

Zahl der Kirchgänger in dieser Zeit, wie Tholuck berichtet, zwischen achtzehn und sechs schwankte. Eine gewisse Wehmuth spricht freilich immer auch aus Rothe's Berichten, wenn er meldet, wie mit dem Eintreten der Hitze Bunsen nach Frascati, Richter und Maydell nach den Sabinerbergen, Faber's nach Perugia, der dahin und jener dorthin entschwinden und er allein in dem heißen Rom zurückbleiben muß. Aber seinen Predigerpflichten und der Pflege seiner Kranken opferte Rothe sich gern. Schwerer empfand er dagegen Ansprüche, die viele hohe Herrschaften, in ihrer naiven Unkenntniß von der Kostbarkeit der Zeit an den mit ernsthaften Verpflichtungen überhäuften Prediger stellten. Der menschenscheue und hypochondrische Prinz Heinrich von Preußen, der die Kirche nie besuchte, fand für nöthig, den Prediger dadurch schadlos zu halten, daß er ihn wöchentlich zu vierstündigen Diners einlud, und der natürliche Bruder des Königs, Graf von Ingenheim, glaubt dann auch in dieser Auszeichnung des geistlichen Standes nicht zurückbleiben zu dürfen. Zu den Diners des Prinzen findet sich gelegentlich die ironische Bemerkung Rothe's: „Der Champagner war wie gewöhnlich das beste"; dagegen hat Excellenz Ingenheim trefflichen Rheinwein, der nach den Italienern schmeckt, „wie Dr. Martin Luther auf Magister Philipp Melanchthon". Der Prinz war ein Gelehrter und saß den ganzen Tag über den Büchern, so daß selbst sein Adjutant ihn nur bei Tisch zu sehen bekam. Aber seine Unterhaltung scheint nicht sehr ausgiebig gewesen zu sein, da Rothe dem Vater schreibt, auch das lange Regenwetter sei zu etwas gut, denn der Prinz habe nun doch etwas, worüber er mit seinen Gästen reden könne. Noch gefährlicher für Rothe's Zeit war eine andere Fürstlichkeit. Bekanntlich hatten die Bonaparte's, die in dem restaurirten Europa nirgend mehr eine Heimath fanden, sich zu dem heiligen Vater nach Rom verzogen und der jüngst verstorbene Pius VII. war der Einzige, der für den Mann auf S. Helena, der ihn einst so schimpflich behandelte, ein gutes Wort bei den englischen Ministern einlegte. Unter ihnen hatte Madame Jerome Bonaparte, Prinzessin Katharine von Württenberg, eine besondere Stellung, da sie gläubige und fest überzeugte Protestantin war. Als Gemahlin des Exkönigs von Westphalen war sie aber der Meinung, sie könne „aus politischen Gründen" nicht in die preußische Gesandtschaftskapelle, und durch ihr fortgesetztes Bitten setzt sie es durch, daß Rothe ihr in ihrem Palais sonntäglichen Gottesdienst hielt, wofür sie ihn mit dem Titel eines Hofpredigers entschädigen will, den er natürlich ablehnt. Auf die Frage des Vaters, welche Emolumente ihm sonst aus dieser Last erwachsen würden, gibt er die Antwort, dieselben dürften höchstens in einem „kleinen artigen Geschenke bei seiner Abreise" bestehen. Einige Entschädigung erhielt er dann doch, aber er hielt seine Predigt im Grunde nur für die eine Dame, denn die Hofdame, die eine Deutsche war, war katholisch, der Kammerherr, der Protestant war, war ein

Franzose, der kein Wort deutsch verstand. Es gehörte Rothe's Herzensgüte dazu, sich mit der gnädigen Aufmerksamkeit der einen Person genügen zu lassen. Rothe schätzte sie aber persönlich und mochte wohl auch Mitleid mit ihrer vereinsamten Lage empfinden, denn ihr Gemahl, der Exkönig „Immer lustik", war meist abwesend. Erscheint er dann einmal in Rom, so wird der Rothe'sche Gottesdienst abbestellt. Ihre Kinder aber, darunter der zweijährige Prinz Plon Plon, werden natürlich im katholischen Glauben erzogen. Wie die Herzogin besondern Gottesdienst, so mußte die keineswegs sehr begabte Tochter des niederländischen Gesandten gesonderten Confirmationsunterricht haben und nach Schluß desselben bittet sie Rothe auch noch, um ihr Interesse zu beweisen, um schriftliche Ausarbeitung seiner Vorträge, d. h. er muß für die vornehme Confirmandin ein eigenes Buch-schreiben, eine Arbeit, die ihn Monate lang in Anspruch nahm. Der Hamburger Maler Koopmann, dessen Confirmation zu Hause versäumt worden ist, holt dieselbe in Rom nach, was Rothe um so mehr anstrengt, als der Mann nahezu taub ist. Auch die bekannte Fertigkeit der Künstler im Borgen macht ihm viele Noth und er erfährt, daß das Geld die Treppe viel leichter hinabgeht als wieder herauf. „Die Herrn Künstler," schreibt er dem Vater, „haben fast nie Geld und sehen mich als einen Mann an, der bis über die Ohren im Vollen sitzt, und dessen Amtspflicht es überdieß sei, zu geben, wo man es verlangt. Es versteht sich, ich kann von zehn nicht Einem dienen. Aber was soll ich nun machen, wenn ich über das nächste Bedürfniß hinaus Geld daliegen habe und es kommt Einer meiner näheren Bekannten zu mir, von dem ich weiß, daß er ohne sein Verschulden in peinlicher Verlegenheit ist und bei seiner hiesigen Abgeschnittenheit sonst Niemanden hat, der ihm daraus helfen könnte? Ich müßte keinen Funken Glauben an die Wahrheit des Worts haben, dessen Diener ich bin, wenn ich nicht aufschlösse und borgte, wie ich eben kann." Im Uebrigen ist er mit dieser fröhlichen und geistig empfänglichen Künstlergemeinde ganz zufrieden. Seit er von den Studienfreunden in Heidelberg Abschied genommen, hatte Rothe mit preußischen Pastorensöhnen, Wittenberger Candidaten und Breslauer Amtsbrüdern, und darunter mit recht wunderlichen Heiligen, leben müssen. Für den täglichen Umgang waren Schnorr, Richter, Maydell doch ausgiebiger als Candidat Stier und Candidat Gründler und nach dem Wittenberger Kloster war ihm das muntere Völkchen der Künstler in Rom eine große Erfrischung. „Ohne frischen Muth," schreibt er noch in der Ethik, „gibt es keinen Künstler und keine Empfänglichkeit für die Kunst. Eine Schlafmütze ist nicht zu brauchen im Kunstleben."

Aber auch die Künstler ihrerseits wußten, was sie an Rothe hatten. Das beweist die Freundschaft für's Leben, die gerade die Bedeutendsten mit ihm schlossen. In erster Reihe ist hier zu nennen: Julius Schnorr

von Carolsfeld. Beiden Theilen hat dieser Bund charakterbildende Elemente zugeführt und in Schnorr's Bilderbibel ist er, man darf wohl sagen der Menschheit zu gut gekommen. Julius Schnorr aus Leipzig, der Bruder des zum Katholicismus übergetretenen Ludwig Schnorr, theilte mit den andern Kunstgenossen die lückenhafte und autodidaktische Bildung, über die Rothe bei seinen Künstlern klagt. Schon den zwölfjährigen Knaben hatte der Vater bei großen öffentlichen Arbeiten verwendet, so daß an die Stelle einer regulären Schulbildung bei seinem steten Wanderleben eine genial zusammengeraffte Millefleuresbildung getreten war. Auch als Künstler war Schnorr Autodidakt. Erst hatte er der jugendlichen Vorliebe für das Pathetische und Pomphafte gehuldigt bis die Schlichtheit und Innigkeit der alten Niederländer ihm eine Wendung auf das Innerliche gaben. Die seitherigen michelangelesken Versuche vernichtete er jetzt als hochtrabend und schwülstig. Die Richtung der Nazarener beeinflußte ihn eine Weile, ohne daß er, wie sein Bruder Ludwig, katholisirende Neigungen verspürte. Sein „Princip" nannte er, niemanden lästig zu fallen und nach Italien zu gehn. So arbeitete er seit 1818 in Rom, wo er von dem Verkaufe seiner kleinen Arbeiten an die Fremden lebte. Obgleich von Overbeck vielfach gefördert, bewährte er seinen festen Charakter, indem er alle Angriffe auf seinen lutherischen Glauben kräftig zurückschlug. Der Marchese Carlo Massimi ertheilte ihm auf Empfehlung von Cornelius und Overbeck den Auftrag, seine bei dem Lateran gelegene Villa mit Darstellungen aus Ariost's Rasendem Roland auszuschmücken, in dem gleichen großen Stile, in dem Cornelius und seine Genossen die Casa Bartoldi ausgemalt hatten. Da wurde er 1815 so heftig von dem römischen Fieber gepackt, daß er die Arbeit abgeben mußte. In heißen Gebeten fleht er zu Gott um Genesung, aber „als Antwort" wird er immer kränker. Erst als 1821 Del Fratte, der italienische Künstler, starb, der an seine Stelle getreten war, konnte Schnorr seine alte Aufgabe wieder an sich nehmen. Seit 1819 hatte ihn Bunsen im Oberstock des Palazzo Caffarelli aufgenommen. Er bewohnte da ein niedriges, aber sehr großes Zimmer mit der herrlichsten Aussicht über Campo Vaccino, Colosseum und Lateran bis zu der blauen Kette der Sabinerberge. Hier war es, wo ihn Rothe kennen lernte. Bald war er Rothe's festeste Stütze in Sachen des Kirchenchors und zugleich der Vermittler für den Verkehr mit den übrigen Protestanten unter den Künstlern. Schon als Rothe am 28. Januar 1824 seinen ersten Geburtstag begeht, ist Schnorr der einzige Freund, der zu demselben zugezogen wird, und bei dem ersten römischen Punsch, den Frau Louise bereitet, kräftig auf die Lieben in Deutschland anstößt. Zuweilen besuchten die drei Freunde, Rothe, Richter und Maydell, den gefeierten jungen Maestro in der Villa Massimi. Dort trafen sie ihn auf dem Gerüste liegend, immer frisch und fröhlich und es war eine Freude, wie es ihm von

der Hand ging. Sein Rinaldo, der mit seinen Reitern über das Blachfeld stürmt und die Heiden vor sich hertreibt, war ihm ein vergnüglicher Ausdruck seiner eigenen überquellenden Kraft. Aber auch für Rothe's Kapelle war Schnorr als Organist und Vorsänger unersetzlich, denn wie sein Sohn, der berühmte Tristansänger, war Schnorr ungewöhnlich musikalisch begabt. Da Rothe ihn in Bunsen's Palazzo stets zur Hand hatte, machte er mit ihm und Bunsen öfters Ausfahrten und Ausflüge, bei denen sich beide immer näher kamen. Schnorr selbst rechnet sich unter Rothe's „Kirchkinder", und Rothe ihn zu den Lehrern, die ihm für ächte Kunst das Auge geöffnet haben. „Der brave und liebenswürdige Schnorr," ist Rothe's stete Bezeichnung für den zuverlässigen und opferfähigen Freund, der sich gern in seinen Briefen als harmlosen Naturburschen gibt, dabei aber die feinsten Bemerkungen hinstreut. „Ich fege am ehsten vor der eigenen Thür," so charakterisirt sich Schnorr selbst, „habe ich da aber ehrlich und rechtschaffen gekehrt, dann dreh ich im Fall der Noth den Besen um und schlage drein, wenn man uns ungerechterweise oder die Sache angreift." Ist er selbst einmal daran, eine Dummheit zu machen, dann ist's ihm, „als guckte der liebe Gott plötzlich zum Fenster heraus, was der Schnorr da unten wieder treibt", und dann macht er, daß er weiter kommt. Auch Gelingen und Mißlingen der Arbeit steht ihm in Gottes Hand. „Er hat uns alle am Zügel, bald hält er einen zurück, daß man meint, er sei nicht mehr derselbe, bald läßt er einen vorschießen, daß man meint, er sei mehr als er wirklich ist." Das ist so ganz in Rothe's Sinn gedacht. Daß die Künstler einer Seelsorge ganz besonders bedürfen, ist auch Schnorr's Meinung, denn er verhehlt sich nicht, „daß die Mehrzahl von denen, die sich Künstler nennen, unnütze und untüchtige Burschen sind, denen man kräftig entgegenarbeiten muß, statt sie zu unterstützen". Wie er im Umgang mit Rothe und Bunsen sich zu tieferem Nachdenken über die letzten Zwecke der Kunst angeregt fand, lesen wir in den Betrachtungen, die er seinem Bibelwerke vorausschickte: „über den Beruf und die Mittel der bildenden Künste, Antheil zu nehmen an der Erziehung und Bildung des Menschen". Praktisch geübt hat er diesen Beruf in eben dieser „Bibel in Bildern", die in vielen Tausenden von Exemplaren Eingang in den weitesten Kreisen gefunden hat und deren Gestalten, mit Schnorr's Einwilligung, Johann Wilhelm Schirmer als Staffagen seiner herrlichen biblischen Landschaften verwendete. Wer Abraham's Bild, wie er das gelobte Land erblickt, einmal gesehen hat, den wird es durch's Leben begleiten. Den innigsten Umgang mit der Schrift zeigen alle diese Gestalten. Eine große Reihe seiner Compositionen ist unter Bunsen's und Rothe's Augen im Palazzo Caffarelli entstanden. Seinem Freunde Rothe war Schnorr's Christusgestalt außerordentlich sympathisch und er schreibt ihm gelegentlich: „Auch zu Dir wird Christus einmal sagen: ‚Ich bin nackt ge-

wesen und Du hast mich gekleidet.'"*) Es waren durchaus originelle Skizzen, eigenthümlich erfaßt und in großem Styl gedacht, kräftig in Tusche und mit der Feder durchgeführt. Namentlich der Sonntag ist dieser leichten Arbeit gewidmet, „versteht sich ohne den Gottesdienst zu versäumen". Bald diese, bald jene biblische Scene gab Schnorr in diesen genialen Federzeichnungen wieder. Die einzelnen Blätter wurden dann an Reisende verkauft, aber Schnorr behielt eine Pause und aus diesem Vorrath erwuchs dann sein großes Bibelwerk, an dem namentlich Frances Bunsen großen Antheil nahm. Als Schnorr 1851 bei Bunsen in London, ein lieber Gast, verweilte, brachte dieser den Entschluß in dem Meister zur Reife, das alte Project nun in vollem Umfang und selbständig auszuführen, nachdem er bereits 1843 bei Cotta's Bilderbibel mitgearbeitet hatte. Die Dankbarkeit, die er Rothe lebenslang bewahrte, beweist, wie viel von der religiösen Stimmung, die diese Blätter athmen, der Künstler Rothe's Predigten und täglichem Umgang verdankt.

Ein ähnliches Band knüpfte sich mit dem Schweden von Maydell, der in Rothe's Nachbarschaft in dem ärmlichen Hause einer einsamen Straße beim Campo Vaccino sein Atelier aufgeschlagen hatte. Ebenso abseits vom Wege lag seine streng allegorisch asketische Richtung. Er hatte als russischer Ingenieuroffizier den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht und war nun zur religiösen Kunst übergegangen. Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb Studentisches, halb Militärisches, aber an Lebenserfahrung und innerer Selbständigkeit war der frühere Offizier den Freunden voraus. Er hörte sich gern reden und die Briefe des jungen Schweden sind geschriebene Predigten, die einem Maler wunderlich zu Gesicht stehn. Jeden Sonnabend versammelte er die Erweckten zu religiöser Lectüre, wobei er ihnen mit Vorliebe aus den dicken schweinsledernen Folianten der Walch'schen Lutherausgabe vorlas. Namentlich die Luther'sche, noch halb katholische Auslegung des Magnificat macht dem Katholiken Ludwig Richter Eindruck. Auf diesen hatte der schwedische Edelmann großen Einfluß gewonnen. Maydell brachte ihn zu Rothe's Gottesdienst mit und durch ihn gerieth Richter eine Weile in Gefahr, der symbolischen Kunst zu verfallen, statt der populären, in der er so viel erreicht hat. Er malte jetzt Allegorien „Durch Kreuz zum Licht", aber seine eigene starke Natur brach doch bald wieder durch, so daß er der dämmernden, mysticirenden Richtung des Schweden den Abschied gab. Wer seinen „Brautzug im Maienwald" in Dresden gesehen hat, begreift auch, daß solche Lebensfreude sich nicht dauernd in asketischen Regionen festhalten ließ. Dagegen war Maydell's Gebiet entschieden das mystisch Religiöse und sein Bild: „Christus erscheint der Magda-

*) Brief an Schnorr vom 3. Juni 1829. Sammlung der Dresdner Königlichen Bibliothek.

lena im Garten", wurde von den Freunden sehr bewundert. Auch er gehörte zu denen, die als Maler die Seele suchten. Dichter war er gleichfalls.

„Jerusalem, Du Himmelsstadt,
Nach Dir steht all mein Sehnen.
Nach Dir schau ich so früh als spat,
Nach Dir die Augen thränen,"

so beginnt eines seiner frommen Lieder. Ein guter und anregender Gesellschafter, lebte der junge Sonderling in seiner von Fremden eher gemiedenen als gesuchten Gegend in stiller Sammlung und sah Menschen nur, wenn es *ihm* paßte. An Rothe aber schloß er sich so innig an, daß dieser ihn „als halb zu seinem Hause gehörig" betrachtet. Auf allen Künstlerausflügen in die Berge war stets Maydell Rothe's Führer. Auch ein Bild seines geliebten Predigers hat Maydell im Jahre 1826 gemalt, um bald darauf zu Rothe's großem Bedauern Rom zu verlassen. „Einen unserer liebsten Freunde, einen vortrefflichen christlichen Mann," nennt ihn Rothe in einem Briefe an Heubner. „Er kann und wird Euch gern von unserer Gemeinde und Häuslichkeit mehr Details erzählen als irgend ein Anderer. Ich fühle seinen Verlust sehr schmerzlich." Am engsten hatte Maydell sich mit Richter befreundet, an dem er auf seinen Spaziergängen einen willigen Hörer für seine Predigten fand. „Ich laufe jetzt herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt," schreibt er am 27. Juni 1826 an Richter. Aus demselben Briefe entnehmen wir, daß Rothe damals schon den Freunden in nuce seine ganze spätere Theorie entwickelte, die Offenbarung Gottes sei nicht in der Kirchengeschichte, sondern in der Weltgeschichte zu suchen. „Es ist wohl sehr richtig," schreibt Maydell, „wie unser alter Rothe neulich sagte, daß die *ganze* Welt die eigentliche Kirche Gottes ist, die Anstalt, durch welche Er die Menschen zum Himmelreich bildet. Wir sehen deutlich, wie die Begebenheiten in der Weltgeschichte, die Fortschritte in profaner Erkenntniß, die Ausbildung des Menschengeistes durch Kunst und Wissenschaft immer zu hellerem Lichte im göttlichen Worte führen und die Menschen empfänglicher für die Tiefen desselben machen. Ja, es wäre deutlich nachzuweisen, daß solche Erscheinungen von ausgedehnterer und dauernderer Wirkung gewesen sind, als das Licht einzelner Erweckungen, mit denen der Herr hie und da einzelne Seelen heimsucht, die als etwas für sich Abgeschlossenes und Vollendetes wenig Einfluß auf den großen Strom hatten. Der Herr führt seine Menschen durch die gewaltigen Wogen der Zeit einem sicheren Ziele entgegen, dem wir uns als Weltbürger nicht vermessen entziehen dürfen. Dies ist der Schade, den die Separatisten der Welt gethan haben, daß sie sie zum Widerstande reizten und dadurch vom Ziele, das sie in ruhigerem Flusse eher erreicht hätte, abhielten. Wer die Welt reizt, macht

sie widerspenstiger, als sie von Natur gewesen wäre." So rühmt es Maydell an Rothe's freiem Standpunkt, „daß die Gegenstände von ihm sich deutlicher zeigen, so daß wir uns nicht mehr gestatten, die großen Wege Gottes in der Geschichte nach unserer schwachen Erkenntniß zu beurtheilen". Diese Erkenntniß will der Schwede aus Rothe's Predigten nach seiner Heimath am Mälarsee mitnehmen. Auch ein anderes Wort aus der Sonntagspredigt sendet er dem abgereisten Freunde nach: „Rothe sagte letzt, die Menschen könnten es gar nicht glauben, daß Gott sich zu ihnen herabgelassen habe und wollen vor allen Dingen zu ihm hinauf erhoben sein. Statt sich zu exaltiren, sollten sie lieber schlichtweg Gehorsam suchen." Ein solcher seelsorgerlicher Dämpfer mochte für den aus altem Schwärmerblut entsprossenen Schweden wohl zeitweise nöthig sein.

Der Dritte im Bunde Rothe's mit von Maydell war, wie dieser Brief zeigt, Ludwig Richter. Sohn eines unbemittelten Kupferstechers in Dresden, hatte Richter von einem großmüthigen Freunde für drei Jahre ein Reisestipendium von 400 Thalern erhalten, mit dem er in Rom seine Studien vollenden sollte. Er war schon in seinem zwölften Lebensjahre aus der Schule genommen worden und so ging ihm, bei seiner fragmentarischen Bildung, noch mehr als Schnorr im Umgang mit Rothe ein neues Leben auf. In Rom, wo man gewöhnt war, daß die Protestanten in die katholischen Kirchen gingen, fiel es den deutschen Katholiken schwer, ruhig mit anzusehen, daß ein katholischer Landsmann sonntäglich Rothe's Kapelle besuchte. Er selbst berief sich darauf, daß er aus einer gemischten Ehe stammte. Die Eltern hatten ihn protestantisch taufen lassen, dann aber hatten ihn die Katholiken reclamirt, und nach dem sächsischen Landesgesetze mußte er in der Religion des Vaters gefirmt werden. Dann konnte er nach erreichter Mündigkeit sich halten zu wem er wollte. Zeitweise von einer tiefen Gottessehnsucht heimgesucht, und dann wieder in vollem Indifferentismus dahinlebend, überfiel ihn in Rom, wo die religiöse Controverse in den Künstlerkreisen eine so große Rolle spielte, die Frage nach Gott mit beängstigender Gewalt. „Ich weiß nicht," schreibt er, „woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht in mir erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne . . . Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Compaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne." In dieser Zeit fielen ihm Stilling's „Jugend- und Wanderjahre" in die Hand und des Pastors Wort fällt ihm auf die Seele: „Lieber Vetter, all unser Moralisiren ist nicht einen Pfifferling werth. Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisiren nichts und er kommt nicht weiter." So gestimmt lernt er den eifrigen Lutheraner Ludwig von Maydell kennen, der ihm mit seinen

blauen Augen, straffen blonden Haaren und dem deutlichen Schwedentypus schon längst aufgefallen war. Der neue Freund bestimmt ihn, Rothe's Predigten zu hören, und sich an den Samstagabenden bei seiner Lutherlecture zu betheiligen. Bald gewann er den Eindruck, daß diese protestantischen Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hätten, während er im Leeren stehe. Im Umgang mit Rothe findet er Frieden und das Neujahr 1825 begrüßt er mit dem Ausruf: „Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden." „Rothe," so berichtet Richter noch als achtzigjähriger Greis, „war damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Schlicht, anspruchslos in seiner Erscheinung, athmete sein ganzes Wesen eine Liebe und Demuth, eine Wahrhaftigkeit und Treue, die von ihrem lauteren Ursprung damit zeugten, daß sie fern von jedem äußern Schein und frei von aller Manier waren. Erkannten wir die Tiefe und den Gehalt seines reichen Geistes in seinen Predigten, so gewann er die Herzen je länger je mehr durch sein einfaches, herzliches Wesen. Kurz, Alles in ihm war die Frucht seines mit Gott in Christo verborgenen Lebens." Den neuen Freund zum Proselyten zu machen, lag Rothe völlig fern. Richter blieb Katholik, aber in seinem beliebten Holzschnittcyclus „Unser täglich Brot", erinnert das Schlußbild über den Spruch: „Dieses ist das Brot, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt" an Rothe's Lieblingsevangelium und eines seiner Lieblingsworte. Auch Richter's „Beschauliches und Erbauliches", „Sonntag", „Vater Unser", die frommen Illustrationen des Jugendkalenders, sein Anschluß an Worte des evangelischen Prälaten Hebel und an Luther's Bibelübersetzung zeigen, daß er in Rothe's Umgang die bleibendsten Anregungen empfing, wie er das ja auch in seinen Lebenserinnerungen auf das Nachdrücklichste ausgesprochen hat. Als Richter's römische Tage abgelaufen waren, begleitete Maydell den Freund bis zum Kloster S. Oreste bei dem Monte Soracte. Zum Abschied überreichte er ihm ein Büchlein, in das er und Rothe auf dreißig Seiten Schriftstellen eingetragen hatten, die sich ergänzten und erklärten, darunter Rothe's Lieblingsspruch: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht." Für die Art des Verkehrs der Freunde untereinander ist auch das bezeichnend, daß Maydell dem Abgereisten schreibt: „Weißt Du wohl, daß ich mir einen Vorwurf mache, daß wir am letzten Abend, den wir in Regnano zusammen waren, das gemeinschaftliche Nachtgebet versäumten? Mir fiel es, als ich den andern Tag allein zurück ging, ein und kam mir wie ein schlimmes Vorzeichen für Dich vor, als würde die Reisezerstreuung Dich zum Oftern davon abhalten." Auch Rothe's Gedanken begleiteten den Freund mit seinen Sorgen. Richter hatte in der letzten Zeit gekränkelt und die Rothe's fürchteten, sein Vorsatz, zu Fuß zu reisen, könne ihm schaden. So verfielen sie auf ein

eigenthümliches Mittel, ihn an allzu großen Märſchen zu verhindern. „Die theuern Rothe's," erzählt er, „in deren Hauſe ich ſo viel Liebes und Gutes empfangen hatte, fügten beim Abſchiede noch einen neuen Beweis liebevoller Fürſorge hinzu, indem ſie mir einen kleinen ſchwarzen Reiſegefährten beſcheerten, ein Hündlein, das mich bei ſeiner Vorſtellung ſehr treuherzig anſah und ſich dadurch zu empfehlen ſuchte, daß es mit dem Schwänzchen wackelte und mit einiger Unterſtützung der lieben Geber ſich auf die Hinterpfoten ſetzte und dabei ſüßſauer lächelnd die Zunge herausſtreckte. In der That war mir in der Folge der kleine vierbeinige Römer — Piccinino war ſein Name — wie Rothe's beabſichtigten, ein guter Mahner, wenn die Zeit kam, den Tagesmarſch einzuſtellen, indem er durch Hinlegen andeutete, daß es nun des Laufens genug ſei." Auf der Reiſe erhielt der kleine Piccinino ſtets das Andenken Rothe's bei Richter lebendig und auch er hatte ſeine Reiſeabenteuer. Auf dem Suſtenpaß ſtellte ſich ein rieſiger Bulle den Wanderern entgegen und Piccinino ſchmiegte ſich ängſtlich an die Füße ſeines Herrn. Kaum aber hatten ſie die Gefahr hinter ſich, ſo galoppirte der tapfere Römer voraus und bezeugte ſeine Courage durch lautes, herausforderndes Bellen. Schließlich dictirte er Richtern noch einen Brief an die römiſchen Freunde, der ſo geiſtreich war, daß Maydell ſchreibt: „Bitte applicire Piccinino einen Kuß für ſeinen geiſtreichen Brief, über den wir ſehr gelacht haben, bis auf Faber's Mops, der ſich beleidigt fühlt." In Dresden trat Richter den früheren katholiſchen Freunden wieder näher, aber das Andenken an Rothe pflegte er bis zu ſeinem Lebensende und noch am Abend vor ſeinem Tode brachte er, wie ſein Sohn berichtet, das Geſpräch auf Richard Rothe und den in Rom um Rothe geſchaarten Freundeskreis.

Von den andern Malern erwähnt Rothe den Hiſtorienmaler Adolf Zimmermann aus der Lauſitz als eine chriſtlich geſinnte Seele. Auch er war wöchentlich mehrmals ein lieber Gaſt in Rothe's Haus und hat durch drei Jahre treu zur Kapelle gehalten. Später erſchien er in Heidelberg bei Rothe als Bittender. Er hatte ſein Glück in Düſſeldorf verſucht und war anfänglich von Schadow gefördert worden. „Nachmals aber," ſchreibt Rothe an Hahn, „als man erkannte, daß an ihm ein Proſelyt für den Katholicismus nicht zu gewinnen ſei, hat man ihm ſeine dortige Exiſtenz ſo ſehr erſchwert, daß er zuletzt ſich entſchloß, ſeinen Stab weiter zu ſetzen." In tiefe Noth gerathen, wendete er ſich 1845 an Rothe, der ihn ſeinem Schwager Hahn in Breslau empfiehlt, die dortigen Verwandten möchten ihm Zeichenſtunden und Aufträge für Portraits verſchaffen. Die Empfehlung ſcheint ſeine Rettung geweſen zu ſein, denn er wird ſpäter in Breslau als geſchätzter Portraitmaler erwähnt. Seine größeren Bilder ziehen bibliſche Stoffe vor: Jakob ringt mit dem Engel, Chriſtus zu Emmaus, Ruhe in Egypten u. ſ. w.

Dem, was Rothe den Malern gab und was in Schnorr's und Richter's religiösen Bildern Gestalt und Form gewann, stand aber auch die Förderung gegenüber, die Rothe seinerseits aus dem täglichen Umgang mit Kunst und Künstlern schöpfte. Man erkennt diesen Einfluß an jenem Abschnitt seiner „Anfänge der christlichen Kirche", der den Theologen so paradox erschien, in dem er ausführte, der Cultus des vollendeten Gottesstaats werde identisch sein mit der Kunst. Der Cultus der Vollendung müsse die Mittheilung des Gefühls unter der Form des Gefühls an das Gefühl sein, dieser Forderung aber entspreche unter allen Formen des menschlichen Handelns nur die Kunst. Alle Kunst, auch die weltliche, beruht ihm auf Andacht, denn ohne diese komme auch ein weltliches Kunstwerk nicht zu stande. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß die religiöse Kunst das Gottesgefühl, die weltliche das Naturgefühl ausspricht. Aber eine Kunst, die ausschließlich das Gottesgefühl aussprächе, wäre eine schlechte, asketische, byzantinische; ein profanes Bild ohne Gottesgefühl wäre ohne Andacht, also schlecht. Niemals wird die eine Richtung ohne die andere bestehen können. „Ihre Vollendung und Einheit aber wird der Cultus sein, die totale Gemeinsamkeit des Gottesdiensts, in welcher alle andächtigen Functionen auf der einen Seite und alle künstlerischen auf der andern Seite zur organischen Einheit zusammengefaßt sind." Es mag sein, daß über diese Aussicht, den kirchlichen Cultus durch die andächtige Kunst zu ersetzen, seine Maler in Rom ebenso den Kopf schüttelten wie in Wittenberg nachmals seine Theologen; jedenfalls bezeugen diese Träume aber, wie hoch Rothe jetzt das Kunstleben stellte, das ihm in Wittenberg und Breslau ziemlich fremd geworden war. Ehrt es ihn, daß er gerade mit den unstreitig bedeutendsten deutschen Kunstgenossen in ein so nahes Verhältniß kam, so gereichte es ihm selbst ebenso zur Befriedigung, daß er das herkömmliche Mißtrauen der Bohème in der Künstlerwelt bald überwand, die gewohnt war in jedem Pastor einen Streber oder Heuchler zu sehen. Diese Leute konnten schließlich ihren Respect doch einem jungen Geistlichen nicht versagen, der statt den Führer für vornehme Herrschaften und berühmte Reisende zu machen, seine Mittage im evangelischen Spitale bei kranken Handwerksburschen oder armen Schwindsüchtigen in ihren dumpfen Krankenstuben zubringt, seine Wohnung mit jungen Leuten theilt, weil sie ohne seine Beihülfe sonst ihren römischen Aufenthalt allzusehr abkürzen müßten, der eine unbemittelte Schusterfamilie unentgeltlich bei sich aufnimmt und einen beschäftigungslosen Handwerker als Diener anstellt, obwohl er ihn ebensogut entbehren könnte. „Man kann von keinem verlangen," schreibt Rothe an Heubner, „daß er es Einem so von vorn herein auf's Wort glaube, man suche nicht das Seine. Wenn man aber eine Zeitlang unter den Leuten gelebt hat, und es Einem gelungen ist, sich durch der Leute lobendes oder achselzuckendes Urtheil weder aus seinem Gange heraus noch in einen

falschen menschlichen Eifer hinein bringen zu lassen, jedermann Ehrerbietung zu erweisen, dem sie zukommt, aber sich um niemandes Gunst zu bewerben; wenn die Leute anfangen mit Händen zu greifen, daß Einem jeder Wunsch fremd ist, über seine beschränkte Sphäre hinaus sich zu erheben oder zu wirken, daß man weder dadurch seiner Eitelkeit dient, daß man der Welt huldigt, noch daß man sie verachtet, daß man für seine Person gar nicht bemerkt, gelobt und geschmeichelt sein will, daß man vom Leben nichts anderes erwartet als Arbeit, Entbehrungen und Plagen und für sie keinen Dank, weder von Menschen, noch von Gott, als ob man von diesem etwas besonderes zu erwarten habe, als daß er Einen zu Gnaden annehme, daß es einen nicht befremdet und stört, wenn Einem mancherlei dazwischen kommt, daß man wirklich Demuth gelernt hat: wenn dieses Alles die Leute allmählich merken, so fangen sie doch zuletzt an, Einen nicht mehr für einen Schwärmer zu halten, fassen Vertrauen und Achtung zu einem, und würden im Grunde herzlich gern mit Einem tauschen." So stolz diese Schilderung klingt, sie ist das treuste Portrait, das von Rothe gezeichnet werden könnte, und weil er so war, genoß der noch so junge Prediger einer ganz außerordentlichen Verehrung, nicht nur bei der Frauenwelt, das kommt öfter vor, sondern bei der ganzen männlichen Kunstgenossenschaft. Eine Reihe von Aeußerungen der Maler Koopmann, Julius Schnorr, Ludwig Richter, Nik. Hoff, Joh. Thomas preisen einstimmig „den herrlichen, lieben, hochbegabten Mann", der ihnen viel zu früh entführt worden ist. Wie der Kreis einer Angelica Kauffmann dem heimgekehrten Goethe, so trauerten diese Kunstgenossen Rothe nach, der im Mittelpunkte ihres geistigen Lebens gestanden hatte, und man erkennt das Licht, das von ihm ausgegangen, an dem glänzenden Reflex in ihren Briefen.

Daß Rothe für einen solchen intimen Freundschaftsverkehr Zeit und Kraft fand, ist um so bewundernswerther als er sich namentlich in den guten Reisemonaten in einer wahrhaft bedrängten Geschäftslage befand. Wer, wie es zuweilen geschehen ist, Rothe zum Vorwurf macht, daß er um die römischen Alterthümer und die Kunst der Renaissance sich kaum kümmerte und nur an den Werken der lebenden Künstler, die ihn umgaben, ein wärmeres Interesse nahm, der lese nur den Geschäftsbericht an die Eltern, bei denen er stets seine Säumigkeit im Briefschreiben zu entschuldigen hat. „Montag," schreibt er, „Confirmationsunterricht bei Reinhold, Dienstag Kirchengeschichte bei mir, gewöhnlich bis spät in die Nacht, Mittwoch Abend Wochengottesdienst in der Kapelle mit Auslegung des Johannesevangeliums, Donnerstag Abend Unterricht bei Reinhold, Freitag wieder Kirchengeschichte bei mir. Der Tag geht nach Abrechnung von Besuchen, nothwendigen Gängen und unnöthigen Abhaltungen gut und gern mit der Vorbereitung auf diese Dinge hin. Bei manchen Kranken mußte ich mich stundenlang aufhalten. Rechnet man dazu noch die

Plage, die ich mit dem ganz abscheulichen Bettelvolk habe, so ist sehr begreiflich, daß das Briefschreiben oft von einem Posttage zum andern verschoben wird." An Weihnachten 1825 hatte er drei Predigten zu halten, des Morgens in der Kapelle, des Mittags bei Madame Bonaparte, am Abend wieder Vorbereitung für die Communion am folgenden zweiten Weihnachtstag. Daß sich der Gesandtschaftsprediger bei dieser Geschäftsüberlastung gegen die zeitraubende Geselligkeit möglichst ablehnend verhielt, ist zu begreifen, aber man würde irre gehn, wenn man den jungen Mann sich darum als verschüchterten Theologen vorstellen wollte. Er war gesucht in der Gesellschaft. Gleich im ersten Winter schreibt er dem Vater: „Heute hatten wir Hofdienst. Zu Mittag waren wir bei Reden, dann bei Herrn von Lepel, der dem neu angekommenen Grafen von Ingenheim, Excellenz und natürlichen Bruder des Königs zu Ehren ein Fest gab. Wir können nicht anders sagen: diese Leute kommen uns mit ausnehmender Freundlichkeit und einer wirklich herzlichen Theilnahme entgegen. Ich habe bis jetzt das Glück ihnen und der Gemeinde in einem Grade wohlzugefallen, der mir durchaus unerklärlich ist." Zu den vielen Einladungen kam dann die bekannte römische Plage des forestiere. Der evangelische Geistliche wurde von vielen Landsleuten und allen durchreisenden Pastoren besucht, unter denen namentlich die Americaner ihn am unbescheidensten als Fremdenführer in Anspruch nehmen, während unter den deutschen Theologen, die ihm tagelang auf der Stube liegen, zuweilen die unausstehlichsten Schwätzer sind. Reisende, die für ihn gar kein Interesse haben, erscheinen bei ihm mit Empfehlungsbriefen von Leuten, die er kaum dem Namen nach kennt, und wünschen sich seiner als Auskunftsbureau oder Führer zu bedienen. Auch seine Predigt wird vielen Gelegenheit, sich in sein Haus einzudrängen. Er meldet es immer mit einem Seufzer der Erleichterung, wenn wieder ein Verehrer glücklich den Weg nach Neapel angetreten hat, obwohl dann oft die neue Plage erwächst, daß sie nunmehr, wie der uns von Berlin her schon bekannte Geheime Finanzrath Semler, brieflich ihre schönen Gefühle ihm widmen. Zwar faßt er zuweilen den Entschluß, „sich von losen Schwätzern, mündlichen und schriftlichen, keine Minute stehlen zu lassen, und wollten sie auch zu ihrer Erbauung schwätzen und conversiren, sobald nicht der Beruf verpflichtet, sie anzuhören", aber wo sollte er dann im concreten Fall die Grenze ziehen? Mit einer Art von Galgenhumor erzählt er dem Vater, ein schlesischer Dichter Kopisch habe ihn jüngst zur ersten Vorlesung seines neusten Dramas befohlen. „Derartige Taufhandlungen rechnet man hier auch mit zu meinen Amtspflichten. Glücklicher Weise mußte ich schon nach dem ersten Akt zum Prinzen Heinrich und brachte von dort so viel Langweile und Verdrießlichkeit mit, daß ich mir für die übrige Zeit zur Noth das Lachen verbeißen konnte." Ein ähnliches Bild des Belagerungszustands, in dem er sich befindet, gibt ein Brief vom 30. März 1828. „Außer den

ohnehin gehäuften Arbeiten habe ich zwei Domkandidaten aus Berlin, Hohenhorst und Arndt, der auch ein Mal mein Nachfolger werden sollte, hier, und einen Kandidaten Kunz aus Neapel und erwarte täglich ebendaher einen vierten Collegen Namens Gündel. Da weiß ich denn manchmal nicht, wo mir der Kopf steht." Je bekannter er wurde, um so mehr steigerte sich natürlich diese Plage. „Ich komme," schreibt er dem Vater, „hier immer je länger je mehr zu einer Menge Bekanntschaften von Durchreisenden, die zu gar nichts führen, den Leuten, die sie suchen, nichts helfen können und mir die edle Zeit rauben." Bald hat er sich zum Grundsatz gemacht, auch an den ausgezeichnetsten Leuten ruhig vorüber zu gehn, „denn zum Ansehen und um sich voneinander zu erzählen, sind die Menschen nicht auf der Welt". Nicht ebenso leicht konnte er der ausgedehnten Geselligkeit im Bunsen'schen Hause entrinnen, die Rothe einfach als „Zeitraupenfraß" betrachtete, an der er aber „Schanden halber" Antheil nimmt, denn bei officiellen Diners darf der Gesandtschaftsprediger nicht fehlen und zu solchen brachte jede Woche neue Gelegenheiten. Wenn der geschwätzige Semler, dessen Briefe Rothe schließlich nicht mehr beantwortete und dessen Besuchen er nach Möglichkeit aus dem Wege ging, nach seiner Rückkehr nach Berlin schlechtweg erklärte, Rothe sei ein trefflicher Mensch, aber „nach Rom paßt er nicht", so ist damit eben Rothe's ablehnende Stellung gegen diese zeitraubende Geselligkeit gemeint, die ihm und Andern geradezu ideal erschien. Auch Richter, dessen Tagesarbeit mit Sonnenuntergang gethan ist, ergeht sich in begeisterten Schilderungen der Bunsen'schen Gesellschaften, die Rothe verwünscht. Die Edelsten aller Nationen, meint Richter, drängten sich in Bunsen's Salon. „Ich erinnere mich des von den Freiheitskriegen her berühmten Generals von Dörnberg nebst seiner Frau und sehr schönen Tochter, die von Künstlern als das Ideal einer deutschen Jungfrau im Gegensatz zu schönen Römerinnen gepriesen und bewundert wurde; ferner des feinen Kunstkenners Legationsraths Kestner, Sohn von Werthers Lotte; des Dichters Kopisch, der Familie Perthei, des Hofmalers Hensel. Manchmal hörte ich in den Soiréen schöne altitalienische Gesangstücke vortragen, die Baini, der Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, Bunsen mitgetheilt hatte. Beide verkehrten viel miteinander, denn Bunsen war damals eifrig mit liturgischen Arbeiten beschäftigt." Dazu kamen dann weiterhin die vornehmen englischen Bekannten der Familie Waddington, und immer wieder neue Sterne der Wissenschaft, Politik und Kunst, die der Gesandte nicht ignoriren konnte. Da waren Savigny, Röstell, Olfers, Dörnberg, Ranke, von Willisen, Graf York, Monod, Graf Usedom, Graf Platen, Bellermann, Waagen, Radowitz, Erskine, von der Gröben, Champollion, Lepsius, Rumohr, Leopardi und wer noch alles. Rothe aber hat dafür nur den Stoßseufzer: „Für mich ist eine große Plage, was für andere eine der größten Annehmlichkeiten Roms ist, daß nämlich alle

Augenblicke ein reisendes Genie ein Paar Monate hier zubringt. Das soll nun genossen werden und die guten Leute meinen es herzlich gut, daß sie immer an allen Ecken und Enden dazu verhelfen wollen." Der schlimmste Gast war Neukomm, Kapellmeister des Fürsten Talleyrand, der für Frau Bunsen eine miraculöse Orgel aus Paris verschrieben hat, die in Frances' Briefen eine große Rolle spielt, und den Rothe, sammt seinem Instrumente, auf den Blocksberg wünscht. „Neukomm," schreibt Rothe, „nennt seine Orgel orgue expressiv, denn sie will all die unendlichen Biegungen, Modulationen, Dämpfungen, Dehnungen et c. des Tones, welche der Menschenstimme zu Gebote stehn, nachahmen, ist aber ein fatales Nervenpulver. Wenn Neukomm, der drei lange Abend hintereinander derselben lauter Kuhreigentöne entlockte, noch länger hier geblieben wäre, so hätte er mit Hülfe des Scirocco uns alle glücklich in Wasser aufgelöst." Noch ergrimmter ist der junge Prediger über die Archäologen, diese römische Landplage, die mit ihrem Streit über Quisquilien den Andern den Genuß der Alterthümer und die kostbare Zeit verderben. So meldet er am 8. Juli 1826: „In diesem Augenblick haben wir zwei andere Wunderthiere hier, die sich gern einander auffressen möchten, wenn sie könnten." Es sind das Champollion und Seyffert, die mit ihren ägyptischen Controversen Frau Bunsen alle Stuben vollschreien, während Rothe im Stillen denkt: ‚Hoc vult mundus nugas'. Aegypten scheint ihm nur eine Gelegenheit, sich in seichtem Geschwätz zu ergehn. Sogar nach dem Breslauer Wollmarkt sehnt er sich in solchen Augenblicken, in die gesunde Beschäftigung der Landwirthe. Nur heraus aus diesem überbildeten Treiben! „Der Erde Gewinn ist allerwärts. Wer sein Feld baut, der ist ein König", sage der weise Salomo.

Natürlich fehlte es neben den lästigen Besuchern doch auch nicht an erfreulichen. So ist ihm eine Bekanntschaft, die er bei Bunsen machte, ein Gewinn für's Leben geworden, nämlich die mit der liebenswürdigen Familie Schubert. Der Erforscher der Nachtseite der Natur verband mit der feinsten gesellschaftlichen Bildung eine innige Frömmigkeit in der Rothe sympathischen pietistischen Ausgestaltung. Sehr bald schlossen sich beide eng aneinander. „Schubert," schreibt Rothe, „ist einer der einfachsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe, eine lebendige Predigt, wie der Glaube an Christum das göttliche Ebenbild in uns wieder herzustellen und aus einem schwermüthigen, ängstlichen Menschen ein frisch blühendes, fröhliches, einfältiges, Gott und Menschen wohlgefälliges Geschöpf zu machen vermag." Namentlich, daß Schubert in die Italien-Vergötterung der Andern nicht einstimmt, ist Rothe sehr nach Sinn und er freut sich schon darauf, auf der Heimreise in Deutschland bei dem neuen Freunde einzusprechen. Durch diese Häufung der verschiedenartigsten Pflichten war die angebliche römische Sinecure für Rothe

zu einem recht aufreibenden Amte geworden und er war immer froh, wenn die Sommerhitze kam und Rom entvölkerte. Wenn die Andern meinten, sie müßten ersticken, dann konnte er aufathmen. Immerhin war dieser Frohndienst der Diners für ihn eine gesellschaftliche Schule und diente dazu, ihn in seltener Weise formsicher zu machen. Von gelehrter Unbeholfenheit hatte er ohnehin keine Spur und vom Geistlichen eben nur so viel als der Beruf selbst es verlangte. So erzog ihn der Verkehr im Palazzo Caffarelli zu jener verbindlichen Höflichkeit, die sich doch in sicherer Vornehmheit niemanden allzunah kommen ließ. Auch das war ein charakterbildendes Moment, daß der Beruf den bescheidenen jungen Geistlichen gar häufig in den Mittelpunkt der Vorgänge stellte, die die Fremdencolonie bewegten und erschütterten, und nie fehlt das Zeugniß, daß er seines Amtes ebenso würdig wie tröstend gewaltet habe. Wie viele hervorragenden Persönlichkeiten hat er an der Pyramide des Cestius vorbei zur letzten Ruhe geleitet! Man hatte bis dahin den Protestanten zwar einen Ort, wo sie ihre Leichen bestatten konnten, nicht versagen können, aber eine Mauer erhielt der berühmte Kirchhof erst jetzt, im ersten Winter von Rothe's Amtsthätigkeit. Als bei der Berathung der Katholikengesetze im englischen Parlamente die Redner darauf hinwiesen, daß die päpstliche Regierung noch nicht einmal gestattet habe, diesen Friedhof so gegen das freie Feld abzugränzen, daß die Gräber der Protestanten gegen Verunreinigung durch Menschen und Thiere sicher seien, hatte Pius VII. erklärt, er werde eine Mauer auf seine Kosten bauen, was natürlich nur die Folge hatte, daß wiederum nichts geschah. Erst der Nachfolger erlaubte auf fortgesetztes Drängen der Gesandten, daß die Protestanten für ihr Geld die Mauer herstellen durften. So entstand der schöne Friedhof beim Monte Testaccio, den erst die Gründerperiode unserer Tage mit ihren Bauruinen und Fabrikschloten um seine herrliche Aussicht gebracht hat. Rothe's erste Beerdigung war hier die des reformirten jungen Malers Bailliod aus Neufchatel, den Rothe täglich in seiner Krankenstube am spanischen Platze besucht hatte, um die quälenden Stunden des Schwindsüchtigen zu verkürzen. Zur Beerdigung, die am frühsten Morgen stattfand, war die Bedeckung von vier Grenadieren entsendet worden, sei es, daß man die Gegend vor der Porta S. Paolo zur Zeit für unsicher hielt, oder daß man wieder einmal einen Ausbruch des Fanatismus fürchtete. „Es war," schreibt Rothe, „ein erhebender Augenblick. Wir standen auf der Höhe des neuen Kirchhofs, von wo aus man einen großen Theil der Stadt und des Tiber übersieht. Die Sonne war eben aufgegangen, unter uns war die Stadt in dicken Nebel gehüllt und nur die höchsten Kuppeln ragten klar hervor. Um uns und um die Gräber war es licht. Wir reichten uns still die Hände, sagten dem Seligen lebewohl und stiegen wieder in das Getümmel hinab." Schon am folgenden Morgen stand Rothe wieder am Grab eines plötzlich gestorbenen jungen schwäbischen Kupfer-

stechers Rist, der Veit's religiöse Bilder gestochen hatte. Eine Woche später, am 27. September 1824, wurde er am späten Abend nach dem Monte Testaccio geführt, um der Leiche einer jungen schönen Engländerin, die Monate lang im Tiber gelegen hatte, das Geleit zu geben. Die ganze Fremdencolonie war im März erschüttert gewesen von dem tragischen Ende der jungen Dame, die der Stolz der römischen Gesellschaft war und in den ersten Kreisen geglänzt hatte. Jetzt hatte nur ein Zufall verhindert, daß sie ohne alle geistliche Begleitung beerdigt wurde, da während der ungesunden Zeit die englischen Reverends von Rom abwesend waren. Eine englische Gesandtschaft in Rom gab es bekanntlich nicht und darum auch keinen Prediger, der zu Funktionen verpflichtet gewesen wäre. So kam es, daß Rothe auch einzutreten hatte, als im Sommer 1827 ein englischer Seeofficier und fünf Matrosen bei Ostia ertranken. Nach dem römischen Quarantänegesetz mußten sie da verscharrt werden, wo die Welle sie angespült hatte. „Es war eine ganz besondere Sache," schreibt Rothe, „ein solches Begräbniß unter dem Wogenbrausen des Meers. Erst nach ermüdendem Herumwaten im Ufersande während der heißesten Tagesstunden kamen wir nach Hause." Nur der Officier, der, um seinen Vetter, Lord Santon, zu besuchen, bei stürmischer See seine Schaluppe in's Verderben geführt hatte, durfte auf dem Kirchhofe bestattet werden, weil angeblich nur er durch seine Uniform mit Sicherheit als Führer eines nicht pestverdächtigen Schiffes zu recognosciren war. Im August 1825 hatte Rothe den Generalconsul a. D. und Geh. Legationsrath Bartholdy zu beerdigen, dessen casa Bartoldi zu den heiligen Stätten der deutschen Kunst gehörte. Aber der große Kunstfreund, der seine casa mit Darstellungen aus der Geschichte Josephs hatte schmücken lassen und dadurch den ersten Nazarenern die Mittel der Ansiedelung geboten, starb als — „Philosoph". „Ein starres Eis im Angesicht des Todes, ohne ein sichtbares Fünklein von Glauben an irgend etwas, aber auch von Furcht, nicht einmal vor dem absoluten Nichts hinter dem letzten Athemzug — ein Schauer erregender Anblick!" In der Grabrede rühmte Rothe die militärischen und diplomatischen Verdienste des Entschlafenen und ging über dessen Stellung „in unserer Mitte" mit der allgemeinen Wendung hinweg, daß alle Anwesenden in mannigfaltigen Berührungen mit ihm gewesen und seine ausgezeichneten Gaben und Kenntnisse vor Augen gesehen hätten. So bittet er, daß der Herr den Bruder auch da, wo alles Menschliche und Irdische nicht mehr gilt, in Gnaden um Jesu Christi willen in das ewige Reich seiner Barmherzigkeit aufnehmen möge.*) Persönlich nah ging Rothe der Tod des frommen und begabten Landschafters Reinhold, an dem die deutschen Maler einen hochbegabten Collegen, Rothe's Gemeinde ein treues Mitglied verlor. Im October 1825 ist Rothe sehr froh, seinen Aufent-

*) Das Concept unter den Papieren des Pastor Ahrendts.

halt in Frascati abgebrochen zu haben, da ein Kranker im Bunsen'schen Spital das Abendmahl verlangte und er entschuldigte bei den Eltern das Ausbleiben seiner Briefe, da dieser, ein Schneidergeselle aus Berlin, bis zu seinem Tode alle seine Zeit in Anspruch genommen habe. Wenn die Fieberzeit im Juni begann, die aria cattiva, blieb der preußische Prediger, wie eine ausgestellte protestantische Schildwache, allein in Rom zurück. Sowohl er wie seine Gattin mußten diese Pflichttreue mehrmals mit schweren Anfällen des römischen Fiebers büßen, aber er hatte auch die Genugthuung, daß es niemals vergeblich gewesen war. Im Frühjahr 1827 schreibt er gelegentlich der Beerdigung eines Candidaten Scholl aus Lausanne: „Meine liebsten Bekanntschaften mache ich hier auf dem Sterbebette," und in seinen Aufzeichnungen setzt er hinzu, er habe bei solchen Gelegenheiten den Eindruck empfangen, daß das Sterben etwas Großes, das Feierlichste im menschlichen Dasein sei, nicht ein bloßes Leiden, sondern eine wirkliche That.

Trauriger noch als die Funeralien waren zuweilen die seelsorgerlichen Pflichten, die er erfüllen sollte, denn nicht an allen Landsleuten, mit denen er in Berührung kam, hatte er sich zu freuen. Neben den Kranken tauchten auch gar viel verlorene Leute in Rom auf. So erzählt er von einem deutschen Handwerker, der auf der Reise für zwanzig Scudi katholisch geworden war und dann plötzlich der Geisteskrankheit verfiel und einen Versuch machte sich zu entleiben. Die Reisemutter einer Ballettänzerin, die von der Tochter in Rom plötzlich auf die Straße gesetzt wird, liegt dem Prediger einen halben Tag auf der Stube, er solle ihr ermitteln, ob ihr Mann in Deutschland noch lebe oder nicht. Seit dem Jahre 1826 trieb sich der schwäbische Dichter Waiblinger in Rom herum, gepflegt von einer Italienerin, die um seinetwillen Mann und Kinder verlassen hatte. Der Tübinger Stiftler hatte in wildem Genußleben seine Gesundheit zerrüttet, so daß er nach Leopold Ranke's Briefen nur noch Maccaroni und Rothwein vertrug. Der deutschen Colonie war er ein tägliches Aergerniß und die ernsteren Gemeindeglieder suchten vergeblich ihn auf bessere Wege zu bringen. Zu helfen war ihm aber nicht. Er wußte das selbst. Hoffnungslose Resignation spricht aus seinem bekannten Liede:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
„Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt ...
Wer haßt, ist zu bedauern
Und mehr noch fast, wer liebt."

Zwei Jahre nach Rothe's Abgang sank er in's Grab. Tippelskirch machte noch auf seinem Todbette vergebliche Bekehrungsversuche mit ihm, die er spöttisch

zurückwies. Karl Hase und einige Landsleute gaben dem Dichter, der einst viel versprochen hatte, am 20. Januar 1830 das letzte Geleit.

Die Aufgaben des Geistlichen in Rom waren mithin keine leichten und das Wenigste konnte nach der Schablone behandelt werden, die man in Wittenberg und Breslau den angehenden Predigern eingeübt hatte, aber gerade darin zeigt sich der sichere Takt Rothe's, wie er seine Thätigkeit den Verhältnissen anpaßte. Erbauungsstunden hielt er auch hier, aber nach den Bedürfnissen dieses Kreises waren es Vorträge aus der Kirchengeschichte, die auf diesem historischen Boden, der auf Schritt und Tritt dem Denkenden geschichtliche Fragen vorlegt, mit besonderer Dankbarkeit aufgenommen wurden. „Kenntniß der Kirchengeschichte," schreibt Rothe selbst, „ist für einen evangelischen Künstler, dem es mit seinem Glauben Ernst ist, in Rom Localbedürfniß." Diese Einführung in die Kirchengeschichte war aber auch darum nöthig, weil die protestantischen Künstler ständigen Bekehrungsversuchen ihrer katholisch gewordenen Collegen ausgesetzt waren, gegen die Rothe die Seinen waffnen wollte. Bei der verschiedenartigen Bildung dieses Kreises war geschichtliche Belehrung nöthiger als dogmatische, denn sie ersetzte vielen Malern die versäumte Schulbildung. Wünscht doch Schnorr sehr vielen seiner Collegen, sie möchten sich bald wieder zu Nadel und Ahle bekehren, für die sie doch eigentlich sich gebildet hätten. So war es auch Rothe bald klar geworden, daß seine Künstlergemeinde, wie das bei dem Bildungsgang, den sie genommen, sehr begreiflich sei, sich theilweise aus sehr konfusen Köpfen zusammensetze. Gerade ihre verworrenen Vorstellungen in religiösen Dingen hatten es den Jesuiten erleichtert, im Trüben zu fischen. Dem wollte Rothe abhelfen. Zwei Mal wöchentlich zur Zeit des Lichtanzündens, wenn die Künstler ihre Ateliers schlossen, kamen sie, ungefähr zwanzig an der Zahl, in Rothe's Wohnung. Seine Vorträge begannen mit einer Lection aus der Schrift und waren von einem liturgischen Rahmen umfaßt, um so den Charakter von Erbauungsstunden festzuhalten. Der Vortrag selbst aber war der Geschichte der Kirche entnommen. In der Bibliothek, die dem Prediger zu Gebot stand, fanden sich die Kirchengeschichten von Schröckh, Stolberg und Milner. Aus ihnen mußte er den Stoff entnehmen. „Ton und Geist," sagt Weingarten, der die Hefte bei Herausgabe von Rothe's Kirchengeschichte verglich, „stehen durchweg unter dem Druck der pietistischen Gebundenheit der Jugendjahre." Noch ist ihm nicht der leiseste Zweifel an der Geschichtlichkeit der römischen Legende gekommen. Selbst die wunderbare Bekehrung Constantin's hält der Redner als Thatsache fest, „indem nichts natürlicher ist, als daß Gott, wenn er einmal die Reichsfahne, das Labarum, als Mittel gebrauchen wollte, um Constantin einen Beweis seiner helfenden Macht zu geben, er passend an dieses selbst die Erweisungen seiner helfenden Macht knüpfte". Auch an der Anwesenheit von Petrus und Paulus in Rom zweifelt Rothe

nicht. „Sie haben zusammen den Simon Magus zu Schanden gemacht und dieser hat gewiß eine Himmelfahrt probirt und dabei im Beisein des Apostels Paulus den Hals gebrochen.“ Kritische Widerlegung der römischen Ueberlieferung also war es nicht, durch die Rothe die protestantische Gesinnung seiner Kunstgemeinde stärkte, sondern evangelische Frömmigkeit im Gegensatz zu dem Werkdienst, der sich in Rom täglich in der abschreckendsten Form vor's Auge stellte. War der Vortrag beendet, so folgte noch eine kurze Liturgie und der Segen. „Es bleiben aber,“ erzählt Rothe, „dann immer noch ein halbes Dutzend Leute hier, mit denen ich zu Louisen in die Wohnstube gehe, wo wir uns um einen kleinen runden Tisch herumsetzen“ ... „Wir sitzen oft bis in die späte Nacht traulich und herzlich beisammen. Louise bringt Thee und Butterbrot und wer Lust hat, trinkt ein Glas Wein dazu.“ Abgesehen von der aufgewendeten Zeit erheischte die in der Woche sich zweimal versammelnde Gesellschaft aber auch eine beträchtliche Ausgabe und Rothe gesteht dem Vater, daß sie für Speise und Trank für Andere fast dasselbe aufwenden müssen wie für sich, so daß sie beschlossen haben, sich weder zu Weihnacht noch zu Geburtstagen etwas zu schenken. Die Freunde dankten ihnen aber ihre gastfreie Art. Auch über diese Zusammenkünfte haben wir den warmen und dankbaren Bericht Richter's, der als alter Mann noch berichtet, wie er, der Katholik, dazu kam, sich an diesen evangelischen Abenden zu betheiligen. „Als ich eines Sonntags,“ schreibt er, „mit Schnorr und Maydell aus der Kapelle kam, trafen wir am Capitol mit Rothe zusammen und ich wurde ihm vorgestellt. Wir hatten eben eine seiner mächtig wirkenden Predigten gehört und die Herzen waren noch warm davon; es freute mich deshalb sehr, dem begabten und liebenswerthen Manne näher zu kommen. Dies geschah bald noch mehr durch seine freundliche Einladung, an den kirchenhistorischen Vorträgen, welche er am Abend in seiner Wohnung hielt, Theil zu nehmen, im Fall ich Interesse dafür habe. Da Schnorr und die andern Freunde dieselben ebenfalls besuchten, war mir diese Einladung um so willkommener, weil unser kleiner Kreis damit immer neue Vereinigungspunkte fand und sich inniger zusammenschloß ... Die Geschichte der Kirche des ersten und zweiten Jahrhunderts und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten war ja ein sehr interessanter Stoff, und wenn der Vortrag auch manchmal für uns Maler zu wenig Fleisch und Bein hatte und wir zuweilen mit abstracten Dingen, wie z. B. Darlegung gnostischer Lehrsysteme, regalirt wurden, so entschädigte uns dafür um so mehr die freie Unterhaltung nachher, zu welcher Rothe die ihm näher Befreundeten — und dazu wurde ich sehr bald auch gezählt — um den Theetisch versammelte. Hier waltete auch die jugendlich freundliche Frau, und ich hatte zum erstenmale seit langer Zeit den Eindruck einer einfachen, deutschen Häuslichkeit, welche mich, des vielen Wirthshauslebens mit den immer sich wiederholenden Kunstdisputen müde, recht wohl-

thuend berührte . . . So weit der Weg von meiner Wohnung (am Monte Pincio) zum Capitol war, so versäumte ich doch jetzt selten des Sonntags eine Predigt von ihm zu hören. Auch diese waren fern von aller rhetorischen Kunst, keine Spur von Phrase oder poetischer Blume oder von Gefühlserregung . . . Die milde Herzenswärme, die über das Ganze sich breitete, und der tiefe Inhalt hielten gefesselt, wenn die Predigten öfters auch länger dauerten als ihm selbst lieb war; denn manchmal währten sie bis zur Mittagsstunde, wo dann der Magen seine heidnische Stimmung wie Faust's Pudel durch lautes Knurren zu erkennen gab." Selbst Katholik, erklärte Richter seine Intimität mit dem evangelischen Pastoratshause damit, daß nicht die Frage nach der Kirche, sondern die Frage nach Gott seine Seele damals bedrängt habe und da er auf diese nur bei seinen protestantischen Freunden eine Antwort gefunden, habe er danach getrachtet, mit ihnen weiter zu pflegen, was das Glück seines Lebens geworden. Und Richter war nicht der Einzige, der Rothe so verpflichtet war. Auch der Maler Koopmann hat noch als alter Mann bekannt, daß Rothe damals sein geistiger Halt geworden sei. Dazu stellten die Rothe'schen Abende einen Zusammenhang zwischen den evangelischen Künstlern untereinander her, und nur durch solche und ähnliche Veranstaltungen entging Rothe „dem Unglück, ein Prediger in der Wüste zu sein". Auf ein besonders tiefes kirchliches Interesse konnte er bei der Mehrzahl der Maler freilich nicht rechnen, aber die meisten waren doch Idealisten. „Sie sehen den Stern aus der Ferne, aber sie können noch nicht erkennen, daß er über Bethlehem steht." Das wollte er ihnen zeigen.

Eine Sinecure war für ihn die römische Stelle nach dem Allem nicht, sondern voll aufreibender Aufgaben. Die einzige Erholung, die der Gewissenhafte sich gönnte, waren gelegentliche Besuche in Frascati, wo Frau Bunsen sich in der Villa Piccolomini eine ideale Villeggiatur während der heißen Sommermonde geschaffen hatte. Herrlich gelegen, dicht bei der prachtvollen Villa Aldobrandini, schaut die Villa Piccolomini zwischen dunkeln Steineichen und Lorbeerbäumen hervor, mit der schönsten Fernsicht nach dem Meer und über die Campagna, während drüben die Hauptstadt der Welt am Horizonte dämmert und die Kuppelkirchen Roms in zarten blauen Umrissen auftauchen, alle überragt von der Peterskuppel. „Es ist allerdings," schreibt Rothe dem Vater, „eine eigene Art von Landleben, bei dem man fast nie aus den künstlichen Gartenanlagen der Villen herauskommen kann, und leistet bei weitem das nicht, was ein eigentliches Dorfleben in einer schönen Gegend gewährt. Wir gehen in der Frühe in pleno in irgend eine der nah gelegenen Villen, suchen uns dort einen schönen Fleck zu unserem Morgenpsalm und kehren dann um 8 Uhr zum Frühstück nach Hause zurück . . . Der Nachmittag ist zu größeren Excursionen bestimmt." So waren die Freunde zusammen in dem abenteuerlich

gebauten Monte Dragone, der Villa Sixtus V., in Villa Ruffinello, auf dem Monte Cavo und den Trümmern des Tempels des Jupiter Latialis. „Die Aussicht ist herrlich. Wir sahen bis Monte Circello und das Meer mit Schiffen besät; dazu die in Schlangenwindungen glänzende Tiber, unter unsern Füßen Nemi, Aricia, Genzano, Albano, Castello Gandolfo, das in der Campagna so weit ausgebreitete Rom und nach der andern Seite das Hügelmeer des Sabinergebirgs mit seinen anmuthigen Linien. Aber bei dem Allem fühle ich doch gerade auf solchen Punkten am allerlebendigsten den Reiz unserer tiefen, auf eine ganz andere Weise zum Gemüth redenden Natur und sehne mich inniger als je nach ihr zurück." Eine Reihe solcher Ausflüge schloß sich an diesen ersten. Der Vater schreibt darüber an Heubner: „Sie haben von dort aus alle zusammen allerlei Streifereien in das Sabinergebirge, zu Fuß, zu Wagen und zu Esel gemacht. Auch Louise frisch und munter mit, obgleich sie einige Wochen vorher an einem Nervenfieber schwer darnieder gelegen hatte." Im Sommer 1827 war es Rothe selbst, der sein tapferes Aushalten auf seinem Posten mit einem sechswöchentlichen Nervenfieber bezahlen mußte. Kaum aber, daß er seines Körpers Herr war, nahm er auch seine Amtsthätigkeit wieder auf. Das Bedürfniß nach Erholung in freier Luft befriedigten die beiden Gatten jetzt, indem sie am frühen Morgen um 4 Uhr einen längeren Spaziergang nach der Acqua acetosa machten, wo Frau Rothe ihren Sauerbrunnen trank. Rothe klagt nicht in seinen Briefen, aber gelegentlich kommt doch zum Vorschein, wie sehr er diese Stadthaft empfindet. Als er mit der Frau im October 1826 in Begleitung von Maydell auf sechs Tage nach Olevano und Subiaco entronnen ist, jauchzt er auf, statt der Gärten Felsen und wirkliche Natur zu sehen. „Du hast keine Vorstellung," schreibt er dem Vater, „wie man, aus der dicken römischen Luft kommend, in der reinen Gebirgsluft physisch wieder auflebt. Das Gefühl, seine Glieder gar nicht zu fühlen, auf das man in Rom ganz verzichten muß, tritt plötzlich wieder ein, dazu ein wahrer Wolfshunger, den zu befriedigen hier sehr gute Gelegenheit ist. Man läuft den ganzen Tag herum, ohne zu ermüden, während einen in Rom, wenn der Scirocco weg ist, schon ein kleiner Spaziergang ermattet." So fühlte er sich wie neugeboren, bis ihnen bei der Heimkehr die römische Luft wieder schonungslos auf die Nerven fiel.

Die Gründe, aus denen Rothe sich weigerte, seinen Posten länger als ein paar Tage zu verlassen, waren sehr triftige. Abgesehen davon, daß er keinen Stellvertreter für die laufenden Geschäfte hatte, galt es in Rom, die Augen offen zu halten gegen die rastlose Propaganda der deutschen Katholiken. Eine Hauptgelegenheit hatte Bunsen den Seelenjägern allerdings verlegt durch Gründung seines protestantischen Krankenhauses in der Casa Tarpea. Die Proselytenmacherei der Kapläne und Nonnen hatte die preußische Regierung genöthigt,

ihm dabei behülflich zu sein, wobei er aber den Vorwurf eines Mangels an Ehrerbietung gegen die päpstliche Regierung ja vermeiden sollte. Auch wäre das Unternehmen ohne einen freigebigen Beitrag des Juden Rothschild und beträchtliche Darlehen englischer Gönner gar nicht zu Stande gekommen. Rothe wurde dadurch mit einer schweren Pflicht beladen, aber von allen Gründungen Bunsen's war diese die nützlichste, denn die katholische Propaganda war noch ebenso geschäftig wie zu Niebuhr's Zeiten.

Die Anfänge dieser katholisirenden Bewegung in der Malerwelt fallen mit dem Aufschwung der Romantik in Deutschland zusammen. Ungefähr in der gleichen Zeit, in der die Romantiker sich in Heidelberg ansiedelten, schlugen die Nazarener im Kloster S. Isidoro ihre Werkstätte auf. Für sie war Rom nicht nur die Stadt der Kunst, sondern auch die heilige Stadt des Stellvertreters Gottes. Die Trivialitäten eines hausbackenen Rationalismus, wie sie ihn aus Deutschland kannten, genügten ihrer hoch gestimmten Gemüthslage nicht und die Jesuiten besorgten das Uebrige. Das größte Aufsehen erregte es, als im Jahre 1815 im Collegium Romanum unter Overbeck's und Schadow's Führung eine ganze Reihe protestantischer Künstler zur katholischen Kirche übertrat. Overbeck's Pathe ward der Convertit Zacharias Werner, den Rothe einst in Breslau in jugendlichen Gedichten gefeiert und dessen Weihe der Kraft Stier in Berlin im Theater ausgezischt hatte. Auf dem gleichen Wege waren schon seit 1807 die Brüder Riepenhausen, dann Schnorr's Bruder Ludwig, die beiden Stiefsöhne Friedrich Schlegel's, die Enkel von Moses Mendelsohn, vorangegangen, von denen Philipp Veit mit Rothe's Kreis viel verkehrte. Der kräftige und derbe, keineswegs asketisch aussehende Mann führte stets in seiner Malertasche die überschwänglichsten katholischen Tractate, wie die Lebensbeschreibung der heiligen Theresa von Jesus bei sich, die er den Freunden anpries. In seinem Atelier stand damals sein Ecce homo, das bleiche Antlitz Christi mit der Dornenkrone, groß und edel, von ergreifendem Ausdruck. Ebenso erweckte seine Darstellung von Offenbarung Johannis 3, 20: „Siehe ich stehe vor der Thür und klopfe an," Jesus vor der Pforte einer einsamen Hütte, die große Bewunderung des Rothe'schen Kreises. Unter die Convertiten gehörte gleichfalls von Rhoden, ein intimer Freund von Julius Schnorr, und nicht minder Bunsen's Hausfreund Platner, der bald nach Bunsen's Vorgang seinen künstlerischen Beruf mit der diplomatischen Carriere vertauschte. Voß wußte in Heidelberg bereits zu erzählen, daß auch Niebuhr diesem Beispiel zu folgen gedenke. Bunsen, der die Vorgänge aus der nächsten Nähe beobachtete, meint, die anerkannte Frömmigkeit Pius VII. und der unbeschreibliche Glanz und die Würde des römischen Gottesdiensts sei für die frommen und trefflichen Leute, die den innigen, treuen Geist der alten Maler in sich zu beleben suchten, die Brücke geworden für ihren Uebertritt. „Brandis und ich," schreibt er am 13. December 1816, „haben

ihnen gesagt, daß wir nie katholisch werden mögen, daß wir sie aber mehr achten als Solche, die nichts glauben." Die stete Predigt dieser Proselyten an ihre protestantischen Kunstgenossen war, nur die katholische Kirche gebe der Kunst die feste Heimath, die sie brauche und ohne Kirche gebe es keine kirchliche Kunst. Raphael und Michel Angelo waren ihnen schon zu heidnisch. Ihre Vorbilder waren die Präraphaeliten von Giotto bis Fiesole, die Künstler des Reformationszeitalters dagegen ermangeln bereits der rechten katholischen Weihe. Als Reaction der künstlerischen Phantasie gegen den platten Rationalismus läßt sich die Stimmung der neuen Schule begreifen. Bunsen rühmte auch die Ehrlichkeit ihres Fanatismus, aber um zu dieser Art von Ehrlichkeit zu gelangen, muß man vorher viel Geradsinn und Menschenliebe in sich ausgerottet haben. Diese schönheitsdurstigen Seelen hatten den protestantischen Durst nach Wahrheit verloren. Sie wollten sich einen Glauben erträumen, der ihrem Schönheitsbedürfniß mehr entsprach als der protestantische. Aber man kann den Trieb nach Wahrheit nicht aus der Seele reißen, ohne andere gute Triebe zu schädigen und Eigenschaften zu erwerben, die eine Gefahr sind für andere. Gerade die „Edelsten und Besten" der Richtung zeigten Rothe, wohin der Mensch komme, der sich gewöhnt, das Gute nur in seiner Sekte zu sehen. Die Schule trat nicht nur bekehrungs- sondern auch sehr verfolgungssüchtig auf, und Goethe läßt sich aus Rom melden, daß den jungen deutschen Künstlern, die sich weigerten, zum Katholicismus überzutreten, und zu den Präraphaeliten zu schwören, die Existenz in jeder Weise erschwert werde. Der Convertit Rumohr, heute nur noch durch sein Buch: „Vom Geiste der Kochkunst" bekannt, und Friedrich Schlegel, der in diesen Geist gleichfalls tief eingedrungen war, sorgten von Dresden und Wien aus für ständigen Nachschub an solchen Elementen. Mitten zwischen diese Convertiten, die trotz ihres Abfalls im Palazzo Caffarelli fleißig aus- und eingingen, fand sich Rothe gebettet und da hatte er mit Recht das Gefühl, es sei besser, er bleibe stets zur Stelle. Die Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes und evangelischen Hospitals hatte zwar die Stellung der Protestanten verbessert, aber die fortgesetzten Bekehrungsversuche, die theils von dem Jesuitencollegium, theils vom Overbeck'schen Kreise ausgingen, erforderten die genauste Aufsicht. Und nicht nur bei seinen Künstlern, sondern vor allem bei den vornehmen Wintergästen begegnet Rothe der Arbeit der katholischen Propaganda. Ein Brief vom 26. Juli 1824 berichtet, wie Rothe von Freunden eines Prinzen Schönaich-Carolath ersucht wurde, denselben von seinem Vorsatz des Übertritts zurück zu bringen. Derselbe hatte wegen einer zurückgegangenen Verlobung „eine Desperationsreise" nach Italien gemacht und dachte hier durch seine Conversion diese Episode seines Lebens zu einem dramatischen Abschluß zu bringen. Er hatte in Rom fast völlig am Klavier gelebt, und nur sein Bedürfniß, die Existenzmittel bei Standesgenossen zusammen

zu borgen, hielt ihn mit der Außenwelt in Berührung. Ein Herr von Helldorf erbot sich, ihm auf unbestimmte Zeit eine Unterkunft auf seinen Gütern zu gewähren, wenn er Rom verlasse und der Adjutant des Prinzen Heinrich, Herr von Lepel, veranstaltete vorher noch eine Zusammenkunft mit Rothe, damit dieser ihm in's Gewissen rede. In einem mehrstündigen Gespräche erreichte Rothe wenigstens so viel, daß der Prinz versprach, erst noch gründlichere Studien über die Systeme der beiden Kirchen vorzunehmen, ehe er sich entscheide. Ein ähnliches Geschäft besorgt Rothe brieflich bei dem Herzog von Köthen, freilich ohne den erwünschten Erfolg zu erreichen. Um so größere Freude mußte es ihm dann bereiten, daß Friedrich Wilhelm III. an seine Schwester, die Gemahlin des Convertiten, einen streng tadelnden Brief richtete. Die Katholiken in Rom waren über diese Einmischung des hohen Herrn sehr erbittert, während „wunderlich genug", wie Rothe schreibt, „auch einige unserer hiesigen Protestanten sich darüber ärgern, daß ein König nichts besseres zu thun wisse, als über dergleichen Lappalien auch nur ein Wort zu verlieren". Diese bekannte Gattung, die der Propaganda die Wege frei gibt, weil sie über alle Pfaffengeschichten völlig erhaben ist, war also selbst in Rom, angesichts des Jesuitencollegs, vertreten. Daß die katholische Gemahlin des Königs, die Fürstin von Liegnitz, zum Protestantismus übertrat, war, nach so reichlichem Abfall anderer, für Rothe eine Genugthuung. In Italien selbst, meint er, hat der Katholicismus der vornehmen Gesellschaft lediglich eine politische Farbe. Sie respectiren die Kirche, weil sie ihnen Ordnung und Rangstellung zu erhalten verspricht. Was ein Deutscher Religion und Glauben nennt, gibt es nach Rothe in Italien überhaupt nicht und eben darum weil diese katholische Restauration von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht überzeugt sei, werde auch wieder eine rückläufige Bewegung eintreten und dann werde es von der evangelischen Kirche heißen: „Sei fröhlich du Unfruchtbare, die nicht geboren. Denn die Einsame soll mehr Kinder haben als die, die den Mann hat." „Um kaltblütig gegen alle Machinationen des Katholicismus gegen den Protestantismus zu werden," heißt es in einem Briefe an den Vater, „und alle Gespensterfurcht vor ihm zu verlieren, darf man nur nach Rom kommen. Die Todten schlagen keine Lebendigen mehr todt." Schlimmer noch als die deutschen Ultramontanen gaben sich, nach Bunsen's Zeugniß, die in Rom weilenden französischen, die wie ihr König Charles X. förmlich mit ihrem Aberglauben kokettirten. So sprach ein Mr. Constantin de la Fasse in allen diplomatischen Cirkeln von den Wundern, die er verrichte mit Erde vom Boden der Casa santa von Loretto, die er in einer Dose anbot, „wie eine Prise Schnupftabak". Im Hause des französischen Gesandten, seines Freundes, des Grafen S. Aulaire, mußte Bunsen von den frommen Diplomaten und Marquisen sich die abenteuerlichsten Wundergeschichten erzählen lassen.

Overbeck, der seit seiner eigenen Conversion ein eifriger Proselytenmacher geworden war, dachte Rothe's Einfluß zu brechen, indem er eine Art von Religionsgespräch zwischen einem deutschen Jesuiten und dem preußischen Gesandtschaftsprediger herbeizuführen wußte. „Ach," schreibt Rothe im September 1825, „es ist in Rom ein trauriges Ding um die Theologie, davon habe ich mich erst gestern Abend wieder sehr anschaulich überzeugt durch ein langes und breites Gespräch, welches ich und Schnorr auf Veranlassung von Overbeck mit einem hiesigen deutschen Jesuiten und noch dazu Professor der Theologie, einem Pater Kohlmann, hatten. Es ist eine Kluft der geistigen Ansicht zwischen der katholischen Kirche und der unserigen befestigt ... Ich ergrimme innerlich, wenn Leute in allem Ernste und mit der wichtigsten Miene von der Welt mit Gründen raisonniren, die man sich in dem protestantischen Deutschland schämen würde, Quintanern vorzutragen, und für alles, was geistiges Leben überhaupt genannt werden kann, zugangslos sind wie Steine ... Auch will ich diese Abgestumpftheit bei Leuten wie diesem Kohlmann und Consorten ertragen, aber wenn ich sie bei ihren anerkannt Edelsten finde wie bei Overbeck — das schmerzt mich tief." Auch Schnorr's Bericht über diese Bekehrungsversuche ist auf uns gekommen, da derselbe, gelegentlich der Reise seines Vaters nach Wien zu dem katholisch gewordenen Bruder, einige Bemerkungen macht, die das Treiben der katholischen Seelenjäger scharf charakterisiren. Wenige Tage vor der hier erwähnten Disputation, die durch Overbeck's Versuche, Schnorr zu bekehren, veranlaßt war, schreibt dieser an seinen Vater, wenn er nach Wien gehe, möchte er, daß der Vater sich scharf waffne, „denn glaube mir, diese Neukatholiken, die immer über die Bekehrung von uns brüten, sind abgerichtet, uns zu fassen, wie die Jagdhunde abgerichtet sind das Wild aufzuspüren und zu erhaschen. Wenn man sich einmal mit ihnen auf's Disputiren einläßt, so kann nur die allertiefste und gründlichste Gelehrsamkeit in diesen Dingen sie überwinden. Sie bringen hundert und tausend schöne Sachen zu Markt, an die wir unser Lebtag nicht gedacht haben und sie denn natürlich auch nicht schlagend zu beantworten wissen. Wir sind vielleicht bibelfest und denken, damit können wir alles überwinden, weil wir das Böse in uns damit überwunden haben oder doch fühlen, daß Gottes Wort in uns stärker ist als das Böse. Da sagen sie aber: Bibel? Evangelium? Wer hat's euch denn gegeben? Von der Kirche (und da meinen sie natürlich die römisch-katholische) habt ihr's, die war vor der Bibel, und die hat auch euch erst die Schriften ausgesucht und gegeben, die ihr für Gottes Wort, für die Bibel halten sollt. Also sie steht über der Bibel, sie repräsentirt gleichsam den Geist, der die Schrift verfaßt hat, kann also die einzige Erklärerin sein und hat auch die Kraft in sich, das nur Angedeutete auszubilden und zu ergänzen. Nun wollt ihr diese Kirche meistern, die Waffen, die sie euch gegen das Böse gab, gegen sie kehren? Alle ihre

Mißbräuche wissen sie so schön und unschuldig darzustellen, historische Facta, Stellen aus den ältesten Kirchenvätern anzuführen, die zwar der gründlich Gelehrte als zweifelhaft oder ersonnen kennt, auf die aber unser einer, der nur darauf eingerichtet ist, in dem eigenen Herzen zu kämpfen, wo das Gewissen ihm besser dient als alle Kirchenväter der Welt, doch nicht immer zu antworten weiß." Von einer der Kohlmann'schen ganz ähnlichen Disputation, nur mit einem mehr komischen Verlauf, hat mir Rothe persönlich erzählt, wie denn diese Vorgänge im damaligen Rom zu den alltäglichen gehörten. Ein östreichischer Caplan hatte die Bekehrung eines jungen Malers dadurch in Angriff genommen, daß er ihm allerlei Tractätchen brachte, in denen Luther als ein Trunkenbold und Ausbund aller Roheit dargestellt war. Da dieser sich der Zudringlichkeiten nicht zu erwehren wußte, bat Schnorr seinen Freund Rothe, er möge doch einmal dem Caplan deutlichen Bescheid geben. So wurde ein förmliches Religionsgespräch auf der Stube des Malers verabredet, zu dem sich ein Kreis von jungen Künstlern einfand. Nachdem die üblichen Höflichkeiten vor Beginn des theologischen Duells ausgetauscht waren, eröffnete der Caplan das Colloquium höchst feierlich mit der Frage, ob Rothe an einen Gott glaube? Sofort sah Rothe, daß der Caplan sich aus einem katholischen Handbüchlein der Glaubenscontroversen vorbereitet habe, das er auch sonst schon in Häusern der von der Propaganda belästigten Gemeindeglieder vorgefunden hatte. Er sagte also lächelnd: „Ach so, dann wollen Sie zweitens fragen, ob dieser Gott sich auch geoffenbart habe? Drittens wo? In Natur und Schrift. Viertens, ob neben der Schrift nicht die Tradition der Kirche nöthig sei? Fangen wir da doch lieber gleich mit der Tradition an." Als Rothe dem Gegner so durch die Parade fuhr, verlor der Caplan alle Fassung; die Maler lachten und nach höchst confusen Versuchen, das Gefecht wieder herzustellen, nahm der Caplan plötzlich seinen Hut, rannte weg und der junge Künstler hatte von da an Ruhe.

Bunsen genügte es nun aber nicht, den Wirkungen der katholisirenden Strömung entgegenzutreten, sondern er wollte auch ihre Quelle verstopfen, indem er den evangelischen Gottesdienst befriedigender zu gestalten dachte, denn daß die nüchterne Weise des preußischen Cultus seiner evangelischen Künstlerwelt nicht genügte, war klar. Einen ersten Versuch, sich eine eigene Liturgie, nach Muster der von der Gattin hoch verehrten anglicanischen herzustellen, hatte er mit seinem Freunde Brandis, unter Frances' eigener Betheiligung, gemacht gelegentlich des Thesen-Jubiläums 1817. Aus dem gewöhnlichen Sonntagsgebete des common prayer book entlehnten die beide Freunde passende Stücke für diese Feier, die sie in's Deutsche übertrugen, während die bibelfeste Frances die darin enthaltenen Schriftstellen ihnen in ihrer englischen Bibel aufschlug, worauf sie dann nach Luthers Uebersetzung wiedergegeben wurden. Der englische Gottesdienst beginnt mit einleitenden Bußwechselsprüchen. Dann folgt die Schrift-

lection, Ermahnung zur Buße, allgemeines Sündenbekenntniß, Absolution, Vater Unser und Gesänge, schließlich Vortrag eines Psalms in der Weise, daß ein Vers immer vom Priester, der andere von der Gemeinde gelesen wird. Nach diesem Schema wurde jener erste evangelische Gottesdienst in Rom gehalten und Bunsen schreibt: „Bei unsern katholischen Landsleuten hat es großes Aufsehen erregt. Die Italiener sind rasend." Seit diesem ersten Versuche verlor Bunsen das Problem einer neuen Gottesdienstordnung nach anglicanischem Vorbild nicht mehr aus dem Auge. Mit seinem Studienfreunde Lücke korrespondirte er über die Anwendbarkeit der englischen Liturgie auf deutschem Boden. Aus einem Briefe an seine Schwester Christiane vom 27. September 1820 geht hervor, wie eifrig er seit Jahren alte Gebete, Lieder, Formulare für geistliche Handlungen sammelte und verglich. „Eine vollständige Liturgie für unsere Gemeinde ist lange mein Wunsch gewesen, und so habe ich mit mehrerem dahin Gehörigen mich bekannt gemacht und das Weitere mit Schmieder berathen, um zu sehen, was sich dafür thun läßt. Fast allenthalben haben die schlechten und saft- und kraftlosen neuen Lieder die vortrefflichen alten Kirchengesänge verdrängt; alle stehenden Gebetsformeln, sowie die Psalmen sind nach und nach ganz weggelassen, damit die Leute jeden Sonntag etwas Neues singen und hören mögen. Dies ist ein schändlicher Mißbrauch der evangelischen Freiheit, und die Folgen davon sind sehr verderblich gewesen. Freilich soll nicht Alles vorgeschrieben und unveränderlich sein, aber gewisse Theile des Gottesdienstes müssen es allerdings sein, wenn nicht großes Verderbniß einreißen soll." Als im Herbste 1822 Friedrich Wilhelm III. Rom besuchte, machte Niebuhr den Adjutanten von Witzleben, von dem man sagte, er habe dem König bei der Ausarbeitung der preußischen Agende geholfen, auf Bunsen's liturgische Studien aufmerksam, worauf der König sich in lange Verhandlungen mit diesem einließ und gerade diese waren es, die Bunsen das Wohlwollen des Monarchen zuerst eintrugen. Bunsen übergab dann Witzleben auch eine Denkschrift, wie er sich die richtige Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes denke und der General versprach, dieselbe dem Könige vorzulegen. Schmieder, als Gesandtschaftsprediger, mußte sich natürlich an die königliche Agende halten, aber als Bunsen selbstständiger Leiter der Gesandtschaft wurde, stand es ihm sofort fest, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben könne. Sein und Rothe's übereinstimmendes Urtheil über die Agende des Königs formulirt Rothe in einem Briefe vom 7. Juni 1827 dahin: „Sie ist in sich selbst eine völlig todte Geburt, nichts als ein Aggregat allerlei liturgischen Stoffs ohne alle individuelle Einheit und allen lebendigen Organismus. Sie wird aber in der Geschichte als ein schmähliches Zeugniß der liturgischen Unwissenheit und des Mangels an liturgischen Begriffen stehen bleiben und dazu dienen müssen, das liturgische Bedürfniß in den Gemeinden zu wecken, woraus dann seiner Zeit schon eine lebendige

Geburt hervorgehen wird.“ Dieses Todesurtheil über das Werk ihres Königs konnten die Freunde um so zuversichtlicher aussprechen als der Kronprinz aus seiner Zustimmung zu ihrer Meinung nirgend ein Hehl machte. So schreibt Rothe: „Die jetzige Agende, auch wenn sie in allen Gemeinden eingeführt würde, kann der Natur der Sache nach nicht länger leben als eine Generation lang.“ Bunsen war aber keineswegs der Meinung so lang zu warten. Als sein Sängerchor, der bisher dem Gottesdienste liturgischen Halt gegeben hatte, sich 1825 auflöste, ergriff Bunsen mit Eifer die gebotene Gelegenheit, in der inzwischen im Palazzo Caffarelli hergestellten Kapelle eine neue Ordnung einzuführen. Dabei rechnete er sofort auf Rothe, dessen Abscheu vor dem Wittenberger Gesangbuch auf mehr Geschmack schließen lasse, als sein Vorgänger Schmieder besessen habe. Zunächst wünschte Bunsen,*) gegenüber der königlichen Agende, eine richtigere Stellung der Predigt und die Ersetzung des Chors durch die Gemeinde, die allerdings auch so noch zu wenig Selbstthätigkeit haben wird, da sie doch ihre Sünden wie ihren Glauben selbst bekennen müßte, wie die alten christlichen Gemeinden thaten. Als Surrogat für diesen Mangel schien ihm zum mindesten ein neues Gesangbuch nöthig, aus dem die Gemeinde singe, was sie besser sagen würde. Wie immer schwelgte Bunsen auch bei dieser Arbeit in den umfassendsten Hoffnungen und fernsten Perspectiven. Sein Wahlspruch war: „Keine große Kirche ohne Liturgie und keine Liturgie ohne Kirche.“ Da nun aber Deutschland nach seiner Ueberzeugung keine Kirche hatte, die diesen Namen verdiente, sollte seine Agende der englischen Liturgie möglichst angenähert werden, die alle besten Gebete und Formeln des mittelalterlichen Cultus erhalten und evangelisch wiedergeboren habe. Seine Agende wollte den Gottesdienst wieder als Gebetsopfer fassen, weßhalb nicht die Predigt der Culminationspunkt desselben bleiben durfte, sondern Schriftlesung, Gebet, Sündenbekenntniß und Heilsversicherung, vorgetragen in Stellvertretung der Gemeinde durch den Geistlichen, und in Selbstbethätigung der Gemeinde durch Gesang, Responsorien und Antiphonieen. So war der Grundgedanke, den auch Rothe in einem Briefe an Heubner klar ausspricht, daß der Gottesdienst nicht eine passive Aufnahme des Wortes sein dürfe, sondern eine Handlung, näher die Darstellung des evangelischen Opferbegriffs, im gewöhnlichen Gottesdienste als Opfer des Gebets, an Festtagen unterstützt durch das Abendmahl. Auf diese Weise glaubte Bunsen die altchristliche Idee des Opfers, so wie die des allgemeinen Priesterthums zu realisiren. Welche Dienste ihm Rothe bei der praktischen Ausprägung dieser Gedanken leistete, hat er in Briefen an seine englischen und preußischen Freunde, sowie in seinen Mittheilungen an König Friedrich Wilhelm III. dankbar anerkannt. Rothe selbst aber stand

*) An Heubner 18. Dez. 1827.

in so fern ihrem gemeinsamen Werke mit einem gewissen Vorbehalt gegenüber, als er wünschte, daß bei Beibehaltung des Hauptschemas doch den Gemeinden die Freiheit gelassen werde, das Einzelne nach ihren Bedürfnissen um- oder weiterzubilden. Auch erklärt er, der Agende nicht die Bedeutung eines einzigen Kirchen- und Glaubensbuches beizulegen, wie sie Bunsen für sein deutsches prayer book verlangte. Betreffs einzelner Formulare hat Rothe sogar bestimmt seine subjective Opposition eingestanden, obwohl er sich nicht weigert sie zu brauchen.

Für ein Gesangbuch hatte Bunsen bereits tüchtige Vorarbeit geleistet. Der schwäbische Musiker Kocher hatte ihm die alten Sangesweisen aufgeschrieben und Baini, der Director der päpstlichen Kapelle, sowie der junge Componist Reissiger standen ihm als musikalische Berather zur Seite. Er selbst hatte nicht weniger als 2500 Lieder aus alten Gesangbüchern und anderen Sammlungen sich abschreiben lassen, aus denen er mit Rothe 150, nach seiner Meinung wirklich schöne Kirchenlieder auswählte. Darunter war keines von Gellert und nur zwei von Klopstock, denn die klassische Zeit des Protestantismus hörte für Bunsen mit dem 18. Jahrhundert auf. Bunsen's Grundsatz war, daß jedes Lied seine besondere Melodie haben müsse, damit jedem schon bei der Melodie das betreffende Kirchenlied einfalle. Am meisten Mühe machten die Psalmen, da diese ihm nach der Luther'schen Uebersetzung nicht singbar und in den gereimten Bearbeitungen geschmacklos erschienen. Von seiner Arbeit aber hoffte er, wenn es gelinge jenen Erguß der altväterlichen Frömmigkeit wieder volksthümlich zu machen, so werde sie der Anfang einer allgemeinen Glaubenserneuerung sein. Das Volk müsse sich in den alten Glauben wieder hineinsingen. Auf Grund dieser Vorarbeiten war das vorläufige Gesangbuch rasch zusammengeschrieben, dagegen nur seufzend verwendete Rothe seine kostbare Zeit auf das Studium der altkirchlichen, orientalischen und lateinischen Liturgieen, in die sich Bunsen, mit all seiner Neigung, in's Breite zu gehen, eingewühlt hatte. Bunsen aber schrieb an seine Schwester Christiane: „Hier am Sitze der römischen Größe sollte ich träge sein? Welches Glück in Rothe's Ankunft!" Eine große Schwierigkeit für diese Studien bildete freilich die Beschaffung der nöthigen Literatur. Bücherſendungen wurden schon in Wien, aber auch von den päpstlichen Behörden so lang aufgehalten, daß einst Niebuhr sein Ministerium gebeten hatte, die Bücher lieber jedesmal als Käse zu declariren, damit sie rascher über die Grenze und in seine Hände gelangten. So breit, wie Bunsen seine Vorarbeiten angelegt hatte, war ein Ende nicht abzusehen. Obwohl Rothe von Musik wenig verstand, mußte er doch den langen Berathungen und Proben mit Baini beiwohnen, der die Motette Palästrina's ohne Instrumentalbegleitung, d. h. auf die einzig richtige Weise aufführte, und in zahlreichen Hausmusiken und privaten Besprechungen die Freunde in der alten Kirchenmusik unterwies. Auch die Gesänge für die sonn-

tägliche Andacht wurden mit den Vorsängern und dem Prediger im Bunsen'schen Hause eingeübt. Dadurch hatte Bunsen die Freude, seine Liturgie bald in Gebrauch zu sehen und doch unter Frances' Beistand an den flüssigen Formen noch weiter bessern und bilden zu können. Auf Savigny, der den Winter 1826 auf 1827 in Rom zubrachte und diese Gottesdienstordnung kennen lernte, noch ehe der König von ihr wußte und sie bestätigt hatte, machte sie einen guten Eindruck. Er fand in derselben mit ihren Hymnen, Responsorien, Antiphonieen und Kniebeugungen seine seitherigen pia desideria völlig befriedigt. Frances Bunsen vollends spendete ihr das höchste Lob, das eine Engländerin ihr spenden konnte, indem sie ihrer Mutter schrieb, in allen Hauptstücken sei sie dieselbe wie die der anglicanischen Kirche. Auch Rothe berichtet, daß Leute aus den verschiedensten Theilen von Deutschland sich durch Bunsen's Liturgie angesprochen fühlten und ist bescheiden genug, den zunehmenden Kirchenbesuch ihr und nicht seinen Predigten zuzuschreiben. Tholuck dagegen, der sich in diesen complicirten Formen schwer zurechtfand, war weniger von ihr entzückt. Er bekennt mehrmals während seiner Functionen sehr erschrocken zu sein, da er glaubte, etwas vergessen zu haben, und oft nicht wußte, wie die Sache weitergehe, weßhalb er die ganze Sache ablehnt, während Rothe auch hier seine Verträglichkeit und geistige Beweglichkeit bewies, indem er dem Eifer des Freundes nachgab, obwohl er ihn durchaus nicht theilte. Das Zusammenarbeiten mit Bunsen war für ihn gerade dadurch eine geistige Gymnastik, daß beide durchaus nicht über einen Leisten geformt waren. „Bunsen," sagt Rothe, „ist in seinem Herzen Episcopale, ich Presbyterianer, oder jedenfalls Antiepiscopale im generellsten Sinne des Worts ... Ferner kann ich liturgischen Einrichtungen und Verbesserungen schlechterdings nicht den hohen Werth und die Wichtigkeit beilegen wie Bunsen." Dennoch gebrauchte er das von dem Könige nicht genehmigte neue Buch, auf das Bunsen so stolz war. Daß sie mit ihrer Abweichung von der für die Gesandtschaftskapelle befohlenen königlichen Agende ihre Competenz überschritten und dem Könige gegenüber, der über seiner Agende mit gereizter Empfindlichkeit wachte, ein gefährliches Spiel trieben, verhehlten Bunsen und Rothe sich nicht. Schreibt doch auch Bunsen's Gattin an die Mutter: „Selbstverständlich wurde kein Bericht darüber nach Berlin gemacht, denn das ging nicht. Mir aber war es auffallend, wie es auch Dir sein wird, zu sehen, welche Freiheiten sich zuweilen die Unterthanen eines unbeschränkten Monarchen erlauben." Rothe nahm die Sache wie immer mit dem Gleichmuth eines guten Gewissens, Bunsen aber klopfte doch das Herz, als er im September 1827 nach Berlin befohlen wurde, um in dem Streite mit der Curie über die gemischten Ehen seinen Rath zu ertheilen, denn nun mußte er dem Könige bekennen, welche eigenmächtigen Aenderungen der Liturgie er sich in seiner Gesandtschaftskapelle erlaubt hatte. Wie sehr er nun auch in Berlin sich in der bedrängtesten Geschäftslage befand, suchte er doch auch hier

den Hymnologen von Meusebach auf, der ihm 350 Gesangbücher vorlegte, aus denen er sich die ihm unbekannten Stücke auszog. Auch kaufte er eine ganze Sammlung von Gesang-, Choral- und Kirchenbüchern auf, die er in Rom durcharbeiten wollte und noch am 17. August 1830 schreibt Frances: „Karl arbeitet wie ein Pferd an seiner Liedersammlung.“ In der Ausstattung des Doms fand er die königliche Liturgie erbaulich, aber die Prediger waren nach seiner Meinung an Tiefe mit Rothe nicht zu vergleichen. Vom Könige und den Prinzen wurde der römische Geschäftsträger so ausgezeichnet, daß ein Höfling zum andern sagte: „Nun bleibt dem Könige nichts mehr übrig als ihn noch zu adoptiren.“ Auch die liberalen Beamten beobachteten diese Fortschritte des als Pietisten geltenden Diplomaten mit Mißtrauen. „Hier erschöpfen sie sich in Vermuthungen,“ schreibt Bunsen an seine Gattin. „Die mir Günstigen lassen mich diesem oder jenem Staatsminister nachfolgen, die Ungünstigen sagen aber, daß ich arbeite, um dem Papste Nachricht zu bringen von der bewerkstelligten Vereinigung der Pietisten mit den Jesuiten.“

Je größer nun das Zutrauen war, das der König ihm entgegenbrachte, um so mehr brannte es Bunsen auf der Seele, ihm zu beichten, wie er und Rothe sich in der dem Herrn so wichtigen Agendensache eigenmächtige Schritte erlaubt hätten. Der König, der keinem Pastor eine Zulage bewilligte, wenn er seine Agende nicht eingeführt hatte, konnte möglicher Weise über die Wiederabschaffung der bereits eingeführten durch seinen eigenen Gesandten sich sehr entrüsten. „Aber,“ schreibt Bunsen, „ich konnte dem väterlich milden Angesicht nicht mehr gegenüberstehn, ohne daß er Alles wußte.“ So übergab er dem General von Witzleben seine römische Agende und Gesangbuch mit einem Memorandum, in dem er aus den besondern Verhältnissen der kapitolinischen Gemeinde es rechtfertigte, daß er sich gestattet habe, die königliche Agende außer Gebrauch zu setzen. Die Gegner hofften von dem Bekanntwerden dieser entsetzlichen Thatsache den Sturz des Günstlings. „Der Kronprinz zitterte, und ließ mir durch Gröben sagen, er begleite mich mit seiner Fürbitte.“ Anfänglich schien der König auch verstimmt. Er legte die Sendung, ohne Witzleben ein Wort zu erwidern, auf seinen Tisch. „Eine schreckliche Pause folgte,“ schreibt Frances an ihre Mutter, „und Karl vernahm, der König habe ein starkes Mißfallen geäußert.“ Man erwartete Bunsen's Fall. Welch seltsames Preußen, in dem das Schicksal seines römischen Vertreters nicht von diplomatischen Erfolgen oder Mißerfolgen, sondern von den Sonntagsgebeten in seiner Kapelle abhing! „Oh das Geklatsche in Berlin!“ ruft Bunsen's Gattin in einem Briefe an ihren Mann entrüstet aus. Zum Glück verlief alles viel besser als Freund und Feind gedacht hatten. Da der König selbst in Rom Schmieder nach seiner Agende hatte fungiren hören, war er freilich betreten, daß Bunsen ihm diese Station wieder abgejagt hatte. Er durchblätterte, wie Witzleben berichtete, die

Agende Bunsen's und Rothe's flüchtig und ärgerlich und stieß einige seiner bekannten Infinitivsätze aus, des Inhalts, er sehe nicht ein, warum so viel geändert sei, das Aendern bringe nicht weiter. Aber schon nach zwei Tagen erhielt Bunsen wieder eine Einladung zur Tafel und als Witzleben in einer Vorlesung Humboldt's ihm mittheilte, der König wolle ihn selbst sprechen, rief Bunsen: „Gott sei gepriesen!" Der König sagte ihm nun in der Audienz geradezu, daß ihm Bunsen's „Aufsatz" zuerst sehr mißfallen habe. „Habe ihn auch bereits abgegeben gehabt und wollte nichts damit zu schaffen haben." Als er sich dann aber Bunsen's Denkschrift habe vorlesen lassen, da habe er gesehen, daß Bunsen's Abänderungen sich in einer ganz andern Richtung bewegten als diejenigen, mit denen man ihn hielands so oft ärgere. Auch erkannte er an, daß die zum großen Theil aus Nichtpreußen bestehende Gemeinde in Rom ein Recht habe, sich selbst ihre Liturgie zu wählen. Der Gesinnung Bunsen's lasse er alle Gerechtigkeit widerfahren. „Es spricht sich ein schöner Geist in Allem aus." In Bunsen's Vorlage hatte er seine Bemerkungen eigenhändig eingetragen und über sie ließ er sich in eine Correspondenz mit Bunsen ein, nach der er schließlich die ganze Ordnung genehmigte und die Drucklegung befahl. „Eine recht ordentliche Controverse, die wir gehabt haben," sagte er Bunsen in der anberaumten Abschiedsaudienz. Aber noch nach derselben erhielt Bunsen den Befehl, seine Abreise aufzuschieben, was die Berliner Gesellschaft wiederum zu den verwegensten Vermuthungen veranlaßte. Der Grund war aber, daß Bunsen den Druck seiner Agende überwachen sollte, zu der der König nun selbst eine Vorrede schrieb. Mit dieser Gnadenerweisung schlug der König nicht nur alle weitern Versuche, gegen Bunsen aus dieser Angelegenheit Capital zu machen, ein für alle mal nieder, sondern er hinderte seinen unruhigen Günstling auch an neuen Aenderungen, indem er diese Form mit möglichster Feierlichkeit sanctionirte. Als Bunsen dann die fertigen Exemplare überbrachte, sprach ihm der König nochmals seinen Beifall aus und befahl ihm, auch Rothe, dessen Mitarbeit Bunsen nicht verschwiegen hatte, seine volle Anerkennung zu melden. Als Bunsen das genehmigte Buch endlich in Händen hielt, schrieb er an Rothe: „Es scheint mir wie ein Traum!" So durfte der Glückliche am 12. April 1828, mit Gnaden überhäuft, wieder abreisen und auch Rothe konnte von Glück sagen, daß sich das drohende Gewitter in hellsten Sonnenschein aufgelöst hatte. Während Bunsen aber nach diesem bescheidenen Erfolge sofort von einem Siegeslaufe seiner Liturgie durch die ganze evangelische Kirche träumte, schüttete ihm Frances wieder in ihrer Weise Wasser in den Wein und Rothe schreibt, auch er könne die Riesenträume seines Kirchen-Politicus nicht mitträumen. „Bunsen," heißt es in einem Briefe vom 22. April 1828, „scheint von dem Erfolge seiner liturgischen Operationen ganz berauscht. Ich werde Mühe haben ihn wieder ein wenig abzukühlen." „Meine Abneigung gegen alles Reformiren von außen

her, gegen alles Helfenwollen durch Verbesserung der äußern Formen des Kirchenthums wird immer entschiedener, und meine Ueberzeugung immer lebendiger, daß auch die neue geistliche Schöpfung aus geheimen unscheinbaren Quellen hervorgehen wird, also daß aus Nichterscheinendem das Sichtbare sich gestaltet. Hebr. 11, 3."

Für die allgemeine europäische Politik interessirte sich Rothe, trotz seines ständigen Verkehrs mit den Gesandten, so wenig, daß er in Rom, wie er selbst schreibt, nie eine Zeitung in die Hand nahm. Sein noch immer stark idealistischer Standpunkt war, man solle die Menschen bessern, dann würden auch die Zustände besser werden. Daß die Besserung der Menschen aber gar sehr von der Besserung der Einrichtungen abhängt, erkannte er erst später. Trotz dieses Verzichtes auf politische Lecture waren aber die katholischen Zustände, wie sie in Rom sich ihm aufdrängten, ein Gegenstand seiner beinahe leidenschaftlichen Abneigung und haben nicht wenig zu seinen späteren antiklerikalen Anschauungen beigetragen. Zuweilen erinnern seine Auslassungen sogar an Theodor Parker's drastische Briefe „aus der Hauptstadt des Humbughs", nur daß bei Rothe die Entrüstung und die Trauer überwiegen.

Der Papst, unter dem Rothe in Rom lebte, war Leo XII., Della Genga, 1823—1829, einer der Leidensgefährten Pius' VII. und darum doppelt conservativ. Als Nuntius in Deutschland übel berüchtigt war er auch den Römern verhaßt durch seine Strenge und seine reactionären Maßregeln. Seine Inquisition, die sich nicht blos auf den Glauben bezog, sondern auch den Carbonari und der galanten Jugend nachstellte, füllte die Gefängnisse. Er machte das römische Leben unfroh und als er 1829 gerade vor dem Carneval starb, sagten die Römer: „Das that er nur, um uns auch sterbend noch den Spaß zu verderben."

Der Tod Consalvi's, im Januar 1824, war das erste bedeutende Ereigniß, das Rothe in Rom, gleich nach seiner Ankunft, erlebte. Consalvi hatte durch seinen unbeugsamen Widerstand dem ersten Consul das französische Concordat abgerungen, er hatte, ohne materielle Machtmittel hinter sich zu haben, auf dem Wiener Congreß die Wiederherstellung des Kirchenstaats durchgesetzt, indem er die Diplomaten an ihrem eigenen Zopfe der Legitimität anspannte, so daß selbst Talleyrand sagte: „Das war der schönste Schachzug am grünen Tisch!" Als Staatssecretär hatte er dann ringsum mit den europäischen Staaten seine Concordate geschlossen und selbst mit Niebuhr die Circumscriptionsbulle verabredet, die die katholische Kirche in Preußen zunächst wieder zu einer gefährlichen Macht zusammenfaßte, woraus sich alles Andere in den bekannten Phasen von selbst entwickelt hat. Der neue Papst, schon lang Consalvi's Gegner, hatte ihn vom Staatssecretariat entfernt, da nun ein derberer Faden gesponnen werden sollte, hatte ihm aber den Vorsitz der Propaganda übertragen, um das

Gehässige der Maßregel zu mildern. Im Januar 1824 starb Consalvi. Bunsen, der noch immer an die tiefe Weisheit von Niebuhr's conservativen Recepten glaubte, war vom Tode des alten Kirchendiplomaten tief ergriffen. „Ich ging mit Carl," schreibt Frances Bunsen, „die Leiche Consalvi's noch am Todestage zu sehen, und der Anblick war sehr ergreifend. Aller Kampf zwischen Schmerz und Leidenschaft, den er gewöhnlich durch einen angenommenen Ausdruck zu verbergen suchte, war geschwunden." Der Tod hatte auch das Angesicht des Cardinals wahr gemacht. Noch mehr erschütterte Frances die Todtenfeier in S. Marcello und das Dies irae von Pittoni. Um so ablehnender spricht sich Rothe über diese Exequien aus, „eine Feierlichkeit, der ich auch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte, ohne Salz, Licht und Feuer. Auch die Musik dabei war nach meinem Gefühl keineswegs ausgezeichnet. Die Ausschmückung der übrigens kleinen Kirche, und der Luxus, der mit den Wachskerzen getrieben wurde, zogen mich am meisten an. Ach, ich kann gar nicht sagen, wie mich dasjenige, was ich bisher von dem hiesigen Cultus gesehen habe, anekelt. Wie gerade hier ein Protestant Lust bekommen kann, zur katholischen Kirche überzutreten, ist mir rein unbegreiflich. Hier lernt man es erst recht empfinden, wie dankbar man Gott dafür zu sein hat, daß man ein evangelischer Christ ist." So rasch verbleichten die früheren katholisirenden Phantasien des romantischen Candidaten gegenüber der römischen Wirklichkeit. Ueber Consalvi's hauptsächliche Schöpfung, den wiederhergestellten Kirchenstaat, gab Bunsen in einem späteren Memorandum, das alle Vertreter der Mächte in Rom unterzeichneten, ein vernichtendes Urtheil ab, nachdem er lang starke Schönfärberei getrieben hatte. Rothe schrieb schon im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts: „Es ist eine schwere Verantwortung, welche die Regierungen dieses von Gott so gesegneten Landes auf sich lasten haben." Die Sicherheitszustände waren die traurigsten. Am 5. September 1826 meldet Rothe dem Vater: „Die Barbaresken haben bei Fiumicino ein päpstliches Schiff mit Getreide gekapert." Der Briganten im eigenen Staate weiß die päpstliche Regierung nur so Herr zu werden, daß sie den gefährlichsten eine Civilversorgung in der Staatsverwaltung verwilligt. So trafen Rothe's Freunde in Pratica, dem alten Lavinium, einen Kerl, von dem Richter folgende Beschreibung macht: „Seine Abenteuer, Einbrüche, Todtschläge, blutigen Kämpfe mit den Gendarmen waren ihm höchst ergötzliche Erinnerungen, die er mit einem grinsenden, grausam kalten Gesichte zum Besten gab." Jetzt war er in der nächsten Nähe der heiligen Stadt — Gefängnißwärter. Die geflissentlichen Zerstreuungen, mit denen diese traurige Regierung ihre Unterthanen über das politische Elend hinwegtäuschen wollte, machten in Rothe's Augen die Sache nicht besser. Trotz der Brotspenden bei Leo's XII. Ausfahrten hörte er den Ruf der Menge um wohlfeileres Brot und als er zum ersten Mal das Abbrennen der berühmten Girandola am Tage

von Peter und Paul gesehen hatte, schrieb er in heller Entrüstung: „Um des Himmels willen, die ganze Verkehrtheit der römischen Kirche kann sich doch wahrlich nicht deutlicher aussprechen, als wenn sie ein religiöses Fest mit Kunstfeuer begeht.“ Das Jahr 1825 war durch einen Jubelablaß ausgezeichnet, der schon am 24. Dezember 1824 „mit dreistündigem betäubendem Läuten aller Glocken und der gehörigen Portion von Kanonenschüssen“ angekündigt wurde. Der Eröffnungsfeier selbst wohnte Rothe an Bunsen's Seite in der Peterskirche bei, aber von der Vorlesung der Gnadenbulle vermochte er wegen des Geräusches der dicht gedrängten Volksmenge kein Wort zu verstehen, während draußen, wo ihre Damen im Wagen saßen, Boten, geleitet von einem Trompeter, nach allen Gegenden der Stadt sprengten, um das große Ereigniß der christlichen Welt zu verkünden. Um so interessanter waren die Vorgänge auf dem Porticus, wo die Loge der Diplomaten unmittelbar neben der des heiligen Vaters lag. „Wir hatten hier den Vortheil, daß wir den wie den leibhaftigen Tod aussehenden und sichtlich sich kaum aufrecht erhaltenden Leo XII. auf der sella gestatoria unmittelbar vor unserer Nase vorbeitragen sahen.“ Das wundervolle Rundbild über die dichtgedrängte Menge hinweg auf die ewige Roma und die Landschaft bis zu den blauen Albanerbergen machte Rothe dagegen großen Eindruck. „Wenn einer von Herzen Papst ist, wie es der weibische, bigotte Leo XII. entschieden nicht ist, kann ich mir keine erhebendere Situation denken als von hier aus den Segen über diese Welt auszusprechen. Das Volk aber empfängt jetzt diesen Segen mit blutwenig Dank und Ehrerbietung. Unter Pius VII. soll das ganz anders gewesen sein.“ Der Ablaß selbst schien darum auch anfänglich wenig zu ziehen. „Das Jubeljahr sollte,“ schreibt Rothe, „an allen Straßenecken angeschrieben stehn, wenn man es in Rom merken soll. In den vier Basiliken sieht man zwar gewöhnlich eine Anzahl Leute, die von der Indulgentia plenaria profitiren wollen, aber das sind fast lauter Römer. Die Zahl der Pilger, unter denen die Herzogin von Lucca eine Hauptrolle spielt, beläuft sich nie über 30 und das ist fast lauter eigentliches Lumpengesindel.“ Später meldet Rothe nachhause, das Gnadenjahr habe mit dem Zuzug entsetzlichen Gesindels begonnen, befinde sich aber mit der wärmeren Jahreszeit besser und da jeder Pilger drei Tage frei verpflegt wird, fehlt es natürlich nicht an Nachschub.

Ganz anders als auf den eifrigen jungen Prediger wirkte die große Wallfahrt auf seine toleranteren Freunde. Der gutherzige Bunsen erquickte sich an diesem Schauspiel „kindlicher Treue und Hingebung“. Richter erzählt mit Rührung, wie er und seine Gefährten zu Sora einigen alten Frauen Bescheid geben mußten, daß sie noch hinter Venetia über den Bergen zuhause seien, worauf diese kopfschüttelnd erwiderten: „Dio mio, so weit habt Ihr guten Kinder, um nach Rom zu kommen. Wenn Ihr an S. Peter's Grab betet, so gedenket auch unser.“ — Der gut protestantische Schnorr vollends kann sich nicht satt sehen

an den herrlichen Campagnolen. „Abgesehen von den wunderbaren und schönen Landestrachten, die sich dem Auge darbieten, ist besonders die Einfachheit und Großartigkeit der Gestalten, ihre Geberdung und die ganze Art, sich zu benehmen und sich auszudrücken, ebenso auffallend als lehrreich für den, der Sinn und ein offenes Auge dafür hat . . . Viele ärgern sich nur, täglich und stündlich schmutzige Pilger und Gebete murmelndes Volk zu sehen, die schaden nur sich selbst.“ Rothe gehörte unzweifelhaft zu diesen Letzteren, denn er schreibt: „Processionen finden seit Ostern alle Tage zu Dutzenden statt. Was man da für Dinge sehen muß! Wie oft blutet uns das Herz bei diesem Anblick! Die armen Blinden, die sich müssen leiten lassen, ohne sehen zu können und zu dürfen! Mit den blinden Leitern selbst ist es schwerer Bedauern zu haben.“ Mit dem Erfolg des Gnadenjahres im Ganzen war man aber auch in Rom nicht zufrieden und auf die Durchbruchseite der Jubiläumspforte malte eine geschickte Hand nächtlicher Weile eine große Flasche, italienisch fiasco, an der die Processionen nun vorbeiziehen mußten. Nicht minder entrüstet als über den anno santo ist Rothe über die Heiligsprechung des spanischen Mönchs Julian, dessen Bild über das Osterfest im St. Peter an einem Altar ausgestellt war, wie er gebratene Vögel vom Bratspieß abzieht und heil und gesund in die Lüfte fliegen läßt. Die Römer selbst nannten das eine burletta. Das umgekehrte Wunder hätten sie sich eher gefallen lassen. Um so mehr Beifall fand die Opern und Tanzmusik, die dem heiligen Julian zu Ehren vor allen großen Kirchen gemacht wurde.

Seit 1826 nahm auch die politische Spannung wieder zu und Rothe schreibt dem Vater, sie lebten in der Zeit einer drückenden Gewitterschwüle. Man begreift dieses Urtheil, wenn man sich erinnert, wie Leo XII. alle heilsamsten Reformen Consalvi's rückgängig machte. Das Grundgesetz des Kirchenstaats, das proprio motu Pius' VII., wurde in der Praxis mit Füßen getreten, die Finanzverwaltung verwirrt, die wenigen höheren weltlichen Beamten durch Prälaten und Priester ersetzt und die Barone ermuntert, die Patrimonialgerichtsbarkeit wieder an sich zu nehmen. Die Sanfedisten hetzte die Regierung selbst gegen die Carbonari, so daß alle Gefängnisse sich füllten. Es war, als ob die Gehülfen des Papstes eine Revolution provociren wollten, um die letzten Reformen rückgängig machen zu können, die aus der Napoleonischen Zeit noch übrig waren. Bunsen hatte trotzdem keine Sympathie für die italienischen Oppositionsparteien. „Die Regierungen sind schlecht,“ sagte er, „aber die Völker sind noch schlechter.“ Mit wärmerem Antheil verfolgte Rothe den Verlauf der Bewegung. „In Rom selbst,“ schreibt er, „regt sich das unruhige Uebel politischen Mißvergnügens noch immer. Der Vatican ist sehr streng bewacht. Freilich sind viele Maßregeln der Regierung so beschaffen, als wollte man absichtlich böses Blut nicht stillen, sondern stiften. Es ist in den rein

katholischen Staaten ein Gift, wider welches im Schooß ihrer Kirche kein Kraut gewachsen ist. Worauf will eine Regierung noch rechnen, wenn in dem Volke nicht blos der positiv-kirchliche, sondern überhaupt jeder religiöse Glaube erstorben ist?" ... Eine Hauptstütze der Regierung war schon damals der tapfere Monsignore Mastai Feretti, Bischof von Rieti, der nachmalige Pius IX. Nach Rothe's Abgang aus Rom kam es auch an seinem Bischofssitze zur Revolution. Der Bischof trat zuerst den Führern in der Mitra und den pontificalen Gewändern entgegen und hielt ihnen eine milde und fromme Ansprache. Als aber die Revolutionäre nur mit frechen Reden erwiderten, nahm er Bischofsmütze und Meßrock ab, holte aus seinem Schreibtisch den Orden der Ehrenlegion, den er anstecke, und nun überschüttete er die Bande mit einer Fluth von Schimpfworten, wie sie nur das italienische Lexikon kennt. Das wirkte. Die Leute räumten den bischöflichen Palast und bei dem ersten Zusammenstoß mit den Truppen liefen sie wie die Hasen.

Gestaltete sich unter diesen Eindrücken Rothe's Urtheil über das Papstthum immer schroffer, so konnte er auch die Verhandlungen seines Freundes über die Regelung der staatlichen Beziehungen Preußens zu Rom gewiß nur mit Sorge verfolgen. In den Briefen spricht er darüber freilich nicht, aber daß Bunsen ihn in dieselben nicht soll eingeweiht haben, ist bei dessen sonstigem Mittheilungsbedürfniß ausgeschlossen, dagegen entspricht es völlig Rothe's gewissenhafter Treue und taktvoller Discretion, daß er das Anvertraute keinem Dritten gegenüber berührte. Gerade in dem Jahre, in dem Rothe Bunsen's Hauscaplan wurde, war der Streit über die gemischten Ehen entbrannt, in dem Bunsen seine diplomatische Befähigung erweisen sollte. In den östlichen Provinzen Preußens galt die Bestimmung, daß die Kinder gemischter Ehen dem Bekenntniß des Vaters folgten. Durch eine Kabinetsordre des Königs vom 17. August 1825 wurde diese Ordnung nun auch für die westlichen Provinzen eingeführt. Nach protestantischer Logik schien es undenkbar, daß eine Ordnung, die die katholische Kirche in Schlesien unweigerlich befolgt hatte, in Westphalen und am Rhein ein Sakrileg heißen könnte, und daß das Seelenheil des Westphalen gefährdet sei, wenn er dasselbe thue, was der Papst dem katholischen Schlesier schon längst erlaubte. Aber die rheinischen Priester verweigerten die Einsegnung gemischter Paare, wenn sie nicht vorher das Versprechen katholischer Kindererziehung erhalten hatten. Da die rheinischen Bischöfe behaupteten, ohne päpstlichen Dispens könnten sie der neuen Kabinetsordre nicht nachkommen, sollte Bunsen einen solchen in Rom betreiben, aber die Verhandlungen kamen nicht von der Stelle. Im Herbst 1827 wurde dann bekannt gegeben, der preußische Ministerresident reise eigens nach Berlin, um die für das alte Museum erworbene Madonna Colonna dorthin zu überbringen. Der wahre Grund war aber, daß man Bunsen's Meinung über den ausgebrochenen Kirchenstreit

hören wollte. Optimistisch, wie er war, rieth Bunsen, die Frage, in der die Bischöfe Schwierigkeiten machten, im Einverständniß mit der Curie zu lösen und er selbst glaubte, im Vatican Boden genug zu haben, um die Sache zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Er empfahl sogar, in den Rheinlanden die Civiltrauungen abzuschaffen, um die Curie von dem guten Willen der Regierung zu überzeugen. Zum Glück ließ sich Altenstein darauf nicht ein, und allen optimistischen Versprechungen Bunsen's zum Trotz sollte man bald erfahren, welche Thorheit es war, über die Gültigkeit preußischer Landesgesetze mit römischen Prälaten zu verhandeln. Als Rothe im Herbst 1828 Rom verließ, war die Frage nicht weiter als zu Anfang.

Nachdem Rothe nun eine Reihe von Jahren in den neuen Verhältnissen gewirkt hatte und wie er sich selbst nicht verhehlen konnte, ein Anderer geworden war, konnte er auch, ohne unwahr zu werden, im Verhältniß zu Hahn, Heubner und den andern pietistischen Freunden es nicht bei den alten Verkehrsformen belassen. Allmählich, aber völlig rückhaltslos, rückt er mit der Erklärung heraus, daß er nicht nur selbst kein Pietist mehr sei, sondern auch den ganzen pietistischen Betrieb der Frömmigkeit entschieden ablehne. Nicht zum wenigsten trug zu dieser Umstimmung die Erfahrung bei, die er mit den Parteigenossen seiner Freunde in Rom selbst machte. Er bemerkte bald mit Verdruß, wie conventionell der vornehme Kreis, der ihn in Rom umschwirrte, in seinen angeblichen Seelenbedürfnissen war. Der Verkehr mit den frommen Baronessen und gräflichen Ekklesiazusen, die über alle Richtungen und Bücher und Menschen aburtheilen, „obwohl sie selbst das Leben nur durchs Fenster ansehn", öffnet ihm die Augen dafür, wie viel an dieser vornehmen Frömmigkeit leeres Gethue ist. Ihm wird bei ihrem Gerede wind und wehe, „da die Religion für diese Damen nur dazu da zu sein scheint, um den ästhetischen Zuckerstoff schmetterlingsweise daraus zu saugen". „Sie glauben in vollem Ernste schon alles zu haben, worüber sie einige gute Gedanken und Sentiments, die sie bei der gehörigen Dosis von Langerweile, an der es ihnen nie fehlt, mit Leichtigkeit ausbrüten, äußern können. Das richtet auch von Natur edle und vortreffliche Naturen völlig zu Grunde und bringt sie um allen gesunden Wahrheitssinn." Arnold Ruge hat die Pietisten eingetheilt in ordinäre und parfümirte. Die letzteren waren es, die, nicht zu Rothe's Freude, in Rom vorherrschten. Je länger, je mehr verlangt ihn, wieder „unter Menschen und nicht so unter Puppen in menschlicher Gestalt zu leben", die nach Tholuck's Ausdruck nur zur Kirche kommen per divertirsi. Der Pietismus auf Reisen hat ihn aber überhaupt gelehrt, wie viel in der gewöhnlichen Praxis der Erweckten Menschenwerk und nicht lauter ist. Seit er das erkannt, sucht er das Reich Gottes nicht mehr, „an der Landstraße, weder der gelehrten Welt, noch der geistlichen Reisebekanntschafts- und Gemeinschaftssucht, die in so viele Christen unserer

Tage gefahren ist, und die gewiß ebenso unförderlich und zum Theil unlauter ist, wie großen Theils die Art und Weise, auf die man in unserer Zeit für das Reich Gottes nach außen mit großem Lärmen und sehr wenig in der Wahrheit wirkt". „Namentlich ist es ein großes Mißverständniß, wenn man meint, daß die christliche Gemeinschaft durch eine ausgebreitete Bekanntschaft mit solchen bestehe, die sich zum Glauben an den Gekreuzigten bekennen. Das Reich Gottes steht nicht in Bekanntschaften und sogenannten Freundschaften. Eine äußerliche Bekanntschaft, die nicht auf dem sichern Boden unseres Berufes beruht, ist etwas Drückendes und Widernatürliches. Freunde kann man der Natur der Sache nach nur wenige haben und darum ist jenes ausgebreitete Freundschaftswesen eine widerliche Eitelkeit derer, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen, oder wenigstens einen Dilettantismus und eine manière de se bien amuser." Von dieser allgemeinen Erfahrung macht er aber gar bald auch die Anwendung auf die durch die deutschen gläubigen Brüder mit großem Lärm betriebenen rettenden Maßregeln. Er will gern an seinem Theil die Schmach mittragen, die durch den Unverstand der Bekenner und seinwollender Helfershelfer Christi auf das Häuflein seiner Gläubigen fällt. Segen erwartet er aber von all dem nicht, „auch nicht von den ganz politischen und weltförmigen Missions- und Bibelgesellschaften. Das sind nicht die Wege des Herrn." Auch über den Segen der Erbauungsstunden denkt er nicht mehr wie früher. Das gemeinsame Lesen der Schrift war ihm stets ein Genuß, aber durch das Hin- und Herreden über dasselbe ist ihm derselbe nicht selten getrübt worden. „Die Gemeinschaft, die ein Prüfstein sein sollte, um zu erfahren, was in und an uns ächt und unächt ist, mißbrauchen wir gar so leicht zur Selbsttäuschung." Darum ist er froh, daß ihn Gott aus jenen Verhältnissen erlöst hat. „Fremder Einfluß und namentlich die Stellung in der Mitte irgend einer Art von Partei übt eine nicht unbedeutende und, wenigstens für mich, geradezu lähmende Gewalt. Viele äußerliche Anregungen haben die Entwicklung meines geistigen Lebens gewöhnlich gehemmt, selten gefördert. Eine lebendig sprudelnde Quelle ist gottlob in mir und es ist weit gefehlt, daß die Einsamkeit sie versiegen ließe." Klingt das wie eine Kündigung des Parteidienstes, so kann man es nur als Mahnung und Warnung auffassen, wenn er dem nach Leipzig berufenen Schwager Hahn, der dort alsbald den giftigen Rationalistenstreit entfesselte, in demselben Briefe vom August 1826 den wohlgemeinten Rath auf den Weg gibt, nicht als Erweckungsprediger aufzutreten. „Es ist viel leichter, eine sogenannte Erweckung hervorzubringen, wenn man dem Evangelium den Anstrich einer gewissen menschlichen Manier gibt, als wenn man es ganz in seiner eigenthümlichen Gestaltlosigkeit, da es eben wie das klare frische Wasser ist, vorträgt, aber es ist unrecht." „Man muß sich in unsern Tagen immer mehr darauf gefaßt machen, nicht nur ein: ‚wird die Welt mich gleich ver-

nichten', sondern auch ein: ‚will mich auch selbst Zion richten', zu singen. Es eifern Viele aber leider mit Unverstand." Und nachdem er so über alle Lieblingsinstitute Heubner's und Hahn's seine Meinung gesagt, hält er auch über die Personen nicht mehr mit seinem Urtheil zurück. Er will hoffen, „daß Tholuck jetzt in Halle sein eigentliches Talent der gelehrten Exegese wieder hervorsuchen wird, dadurch wird der, der durch seine Gaben darauf gewiesen ist, mehr ausrichten als durch ein Dutzend Tractaten und Missionsgesellschaften". Tholuck's Commentar zum Römerbriefe war ihm bei seinem Mangel an Literatur in Rom besonders werth, „aber er ist eine flüchtige und halb verdaute Arbeit, weit unter dem, was Tholuck hätte leisten können, wenn er seine seltenen Gaben und Mittel angestrengt und auf einen Punkt concentrirt hätte". So will er ihm und einigen Andern „die Frage ernstlich in's Gewissen schieben, ob sie denn wirklich die Erlaubniß haben, ihre edlen Kräfte in Beschäftigungen zu verschwenden, die für sie Allotria sind". „Nicht in christlicher Ordenstracht, sondern ganz incognito in dem allgemein anerkannten Gewande ernster Menschen, in allen wirklich edlen Bestrebungen der menschlichen Thätigkeit zum gemeinen Besten, sollen die Christen die Fahnenträger sein. Das unmittelbare Hinarbeiten auf Erbauung erbaut nicht halb so sehr, als das mittelbare, es kann aber überdieß gar leicht die Veranlassung zu ungesunden Säften werden. Unter das faule Geschwätz rechnet der Apostel durchaus nicht blos das Weltgeschwätz." So bezeichnet Rothe selbst als das eigentliche Resultat seines Lebens in der großen Welt und des intimen Verkehrs mit Bunsen, daß er die frommen Allüren und pietistischen Mätzchen los geworden ist. „Das Bewußtsein mit der Frömmigkeit etwas Absonderliches vor andern Leuten voraus zu haben, tritt immer mehr zurück, Thun und Lassen, äußeres und inneres Leben verliert alle eigentliche Form und Manier, unser inneres Leben in Christo wird einem Tranke reinen und frischen Quellwassers ähnlich, das keinen Geschmack und Farbe hat, aber erquickende und belebende Kraft. Das ist ungefähr der Gang, den der Herr hier in Rom mit mir genommen hat." Von diesem Standpunkte aus betrachtet er die Erweckung in der Heimath nicht mehr wie vordem mit andächtig gefalteten Händen und vermag in Tholuck's Siegeshymnen keineswegs einzustimmen. Im Gegentheil ist er „weit entfernt, alle Erscheinungen zu loben und zu billigen, in denen sich in unsern Tagen das wieder aufwachende, christliche Leben kund gibt; es ist viel Salzloses, Mattes, Ungesundes und also sehr Verderbliches darunter, und eine erleuchtete Regierung könnte in dieser Hinsicht viel Segen wirken". Geholfen freilich hat diese Predigt an Hahn gar nichts und er selbst sieht das voraus, indem er humoristisch schließt, Hahn werde ohne Zweifel über diesen Brief lachen und zu der Schwägerin Christel sagen: „An dem Rothe haben wir eine curiose Acquisition von Schwager gemacht."

Die Arbeitsamkeit und Concentration auf eine große Aufgabe, die Rothe Tholuck predigte, predigte er aber auch sich selbst und da konnte er sich nicht verhehlen, daß die Verzettelung seiner besten Kraft auf hundert verschiedene Pflichten und Angelegenheiten ihm auf die Dauer keine Befriedigung gewähre. Er klagt, daß oft sein ganzes Tagewerk in unvorhergesehenen Abhaltungen bestehe, und seitdem nachgerade das dritte Jahr in diesem Saus und Braus verrauscht war, mußte er sich sagen, daß eine Stelle wie diese ihn unmöglich für das ganze Leben festhalten dürfe. Bei dem steten Wechsel der Fremdenbevölkerung zerrann ihm seine Arbeit unter den Händen. Sowohl für seine Predigten wie für seine kirchengeschichtlichen Vorträge hatte er nach drei Jahren bereits ein völlig neues Publicum vor sich. „Sie hören nicht die folgenden Gesänge," konnte er mit Goethe sprechen, „die Seelen, denen ich die ersten sang; Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet, wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet." „Von den Malern, die den Anfang der kirchengeschichtlichen Vorträge gehört hatten," schreibt er, „sind nur noch wenige übrig." Dafür waren neue Ankömmlinge da, „die aber den Schwanz der Kirchengeschichte, ohne den Kopf und Rumpf zu kennen, natürlich nicht recht verdauen konnten; und als ich ihnen die Wahl stellte, ob ich die Kirchengeschichte wieder von vorn anfangen, oder ein biblisches Buch mit ihnen durchgehen sollte, zogen sie zu meiner großen Satisfaction das letztere vor". So legt er ihnen das Johannesevangelium so aus, daß ihnen der sensus literalis, der volle Gedankensinn und Zusammenhang klar wird. „Alles gesalbten Gewäsches über die Anwendung, die oft wie die Faust aufs Auge paßt, enthalte ich mich streng. Die erbauliche Sauce, die man darüber gießt, verdirbt nur den Magen." Aber auf die Dauer erwiesen die exegetischen Betrachtungen sich doch nicht so anziehend wie die geschichtlichen. Der Besuch wurde schwächer und schlief zeitweise ganz ein. Sein persönliches Verhältniß zu den Malern litt dadurch nicht. Im Jahr 1827 schloß er sich sogar ihrem gemeinsamen Ausflug in die Sabinerberge nach Subiaco und Olevano an. In Olevano genoß er die Gastfreundschaft einer Patricierfamilie, deren Sohn er in Rom kennen gelernt hatte. Derselbe sollte dort bei einem Pfarrer Theologie studiren, doch bestand das Studium vorläufig darin, daß der Pfarrer, statt ihn zu unterrichten, ihn in seiner Küche beschäftigte, was für diese kirchlichen Zustände recht charakteristisch ist. Ein ächt römisches Fest feierte Rothe am 12. Mai 1827 mit den Künstlern, als Schnorr seinen Orlandocyclus in der Villa Massimi vollendet hatte. Bunsen und Familie, Kestner, der Sohn von Werther's Lotte, Platner, erst Maler, dann Diplomat, der Architekt Stier, ein Vetter Rudolf's, die Gattin des Landschaftsmalers Eggers und andere Freunde versammelten sich in der Villa Massimi und ließen sich die Fresken zeigen und erklären. Von da siedelte man nach einem benachbarten Gärtnerhause über, das malerisch in eine antike Wasserleitung hinein-

gebaut war. Hier unter einer Weinlaube, aus der man die ganze Umgegend übersah, war die Tafel aufgeschlagen. Zuerst wurde die Gesundheit von Schnorr's Vater getrunken, an dessen Geburtstag die Enthüllung der Fresken stattgehabt hatte. Andere Reden folgten, dann kamen Landmädchen, die Erdbeeren auftrugen und Saltarello tanzten. Auch ungerufene Burschen und Mädchen fanden sich ein. Zuerst tanzten immer zwei und zwei abwechselnd, endlich alle, und von der großen Lustigkeit fortgerissen mischte sich endlich auch der Flötenbläser unter die Tanzenden, ohne dabei aber sein Instrument zu versäumen. „Wir waren überaus fröhlich und glücklich," schreibt Schnorr. „Zwischen allen aber bewegte sich unser Pfarrer und seine Frau," Rothe mit seinem „herrenhuthischen" Louischen. Rothe selbst war voll Freude über das glückliche Ergebniß von Schnorr's mühevollen, vieljährigen Arbeiten. „Sie erregen allgemeine Bewunderung," schreibt er nach Hause. „Hier auf dem romantischen Felde ist er recht eigentlich in seinem Elemente. Auch diejenigen, welche wie Schinkel und Waagen die neusten Bilder von Cornelius in der Glyptothek kennen, sind von der Vortrefflichkeit der Schnorr'schen Bilder überrascht." Aber nun folgte auch Schnorr's Abgang nach München, der für Rothe, nachdem schon Maydell und Richter von dannen gezogen waren, ein rechter Schlag war. Ohnehin lag es in der Natur der Sache, daß die Mißlichkeiten, über die Rothe klagte, sich mit der Zeit steigern mußten. Da die Gemeinde fortwährend wechselte, schien ihm seine Thätigkeit ein Strich in's Wasser und ihn verlangte nach festem Boden, um wirklich zu bauen. Er sah „viel Blühen aber wenig Frucht". Die Bewunderung der erweckten vornehmen Familien schien ihm zuweilen affectirt und die deutschen Handwerker, die sich an ihn hängten, waren eine arbeitsscheue Gesellschaft, deren rechter Typus Rothe's eigener Stiefelfuchs war, den er vergeblich täglich mahnte, sich Arbeit zu suchen, und der um so lauter am Morgen sang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," je fester er entschlossen war, sich von Rothe und Bunsen durchfüttern zu lassen. Je weniger so das Publicum etwas Elektrisirendes hatte, um so schwerer empfindet Rothe's gewissenhafte Natur den Zwang, immer und ewig, mit Stimmung und ohne Stimmung diesen Leuten predigen zu sollen. Eine Predigermelancholie kommt über ihn, die keiner feineren Natur in diesem Berufe erspart bleibt. Er klagt, daß ihm das Amt zur erdrückenden Last werde, weil sich immer mehr ein Widerstand gegen das direct Erbauliche, gegen alles Wortemachen über Empfindungen in ihm rege. So wünscht er täglich inbrünstiger, nicht mehr von dem, was ihm das Heiligste ist, Profession machen zu dürfen, „nicht ex officio, wenn die Uhr am Kirchthurm schlägt, ich mag inwendig kalt oder warm sein, das göttliche Wort in dem trüben Wasser meiner eigenen Gedanken und Gefühle zur vermeintlichen Erbauung der Gemeinde aufzulösen, für mein eigenes Gefühl aber in den Koth zu treten und allen überirdischen Schmelz davon abzuspülen". Gerade darum

ist er aber auch überzeugt, daß es nunmehr Zeit sei, am Glöckchen zu ziehen und einen neuen Abschnitt dieses kurzen Lebens einzuläuten. „Mich wieder als Laien fühlen zu können, dabei werde ich mit einer ähnlichen Empfindung aufathmen, wie ein Kranker, den endlich der Stickkrampf verlassen hat.“ Wahrnehmbar wurde indessen diese Gemüthslage des Predigers für die Gemeinde nicht, und er findet es unerklärlich, „daß diesen guten Seelen das noch immer wohl und nahrhaft schmeckt, was, wenn es über meine Lippen geht, mich anekelt wie laues Wasser“. In dieser innern Zerspaltung sieht er aber die Strafe dafür, daß er sich selbst verkennend, sich in einen praktischen Beruf hineingedrängt habe, der der Organisation seines ganzen individuellen Lebens zuwiderlaufe. „Was Du schreibst,“ heißt es in einem Briefe an Heubner, „es würde Dir sein, als hätte Dich der Herr von seinem Angesicht verstoßen, wenn er Dir das Predigtamt nähme, das könnte ich von mir gar nicht sagen. Es würde mir im Gegentheil eine Last vom Herzen genommen.“ Auch Bunsen gab von Berlin aus Heubnern Auskunft über die eigenthümliche Gemüthslage ihres beiderseitigen Freundes. „Von unserem theuern lieben Rothe,“ schreibt er, „habe ich ein Lebens- und Liebeszeichen in dem Blättchen erhalten, das ich Ihnen zusende, mit Bitte um Rücksendung. Was den herrlichen Menschen quält, ist die Schwierigkeit, die er in zwei Dingen fühlt, 1, populär und in bestimmtem Maaße zu predigen, 2, in gewöhnlichem Verkehr des Lebens seine natürliche Scheu zu überwinden, als Seelsorger auf die Einzelnen zu wirken. Er bedenkt dabei nicht, welch reichen Segen Gott durch ihn wirkt durch seine ächt christliche überströmende Predigt vom Glauben in der Liebe, durch die wunderbare Tiefe seines Gemüths, und die wohlthuende Milde und Stille seiner Persönlichkeit. Jene zwei Punkte werden ihm allerdings in Rom schwer: besonders der zweite. Sein eigentlicher Beruf ist (glaube ich) eine akademische, mit Predigt verbundene Thätigkeit, so wäre Wittenberg gewiß der Ort für ihn. Auch ist seinetwegen die Stelle noch nicht besetzt.“ Bei solcher Unbefriedigung in seiner Amtsthätigkeit stellte sich bei Rothe immer heftiger das Heimweh nach Deutschland ein, zumal es mit der Zeit recht einsam um ihn geworden ist. Auch das Befinden der Frau verschlimmerte sich, ihr gestörtes Nervensystem ertrug das römische Klima immer weniger. Ein ganz neues, von Rothe recht schwer empfundenes Uebel, waren endlich die mißlichen Zustände im Hause Bunsen. Schon im Frühjahr 1829 schreibt Rothe: „In dem Kreise derer, die uns hier am nächsten stehen, haben sich so manche Verdrießlichkeiten zugetragen, daß ich mich herzlich freue, wenn ein Zeitabschnitt kommt, da man durch so mancherlei Erfahrungen wieder einen Strich machen kann.“ Schon diese Worte lassen ahnen, daß das Bunsen'sche Haus nicht mehr wie früher sein sicheres Asyl war, sondern ein Arbeitsfeld für recht schwieriges seelsorgerliches Eingreifen, und mit Erfahrungen, die er gern vergessen möchte. Im

Januar 1825 war Bunsen's Schwester Christiane in dessen Haushalt eingetreten und Bunsen's Frau bezeichnet die sieben Jahre, die sie hier zubrachte „vom ersten bis zum letzten Tage als eine unaufhörliche Prüfungszeit". Beide Damen gehörten derselben religiösen Richtung an, aber dessen ungeachtet beurtheilten sie sich gegenseitig sehr objectiv. „Sie unterschied Recht und Unrecht," sagt Bunsen's Gattin von ihrer frommen Schwägerin, „mit unvergleichlichem Scharfblick und wußte über die höchsten und tiefsten christlichen Wahrheiten zur Erbauung der Andern zu reden, während sie sich durchaus unbewußt blieb, daß ihr eigenes Herz ungebrochen war." Bunsen war ihr in seiner Studienzeit vielen Dank schuldig geworden für mannigfaltige Unterstützung und da er sie fast nur aus ihren Briefen kannte, hatte er sich gewöhnt, wie zu einem frommen Vorbilde zu ihr empor zu blicken. Aber seine Frau vermochte sich mit dieser Schwägerin nicht zu vertragen und Rothe steht dabei auf Frances' Seite. Er findet in dem vordem so behaglichen Hause wenig „rechten Frieden und rechte Freude mehr". „Mit Bunsen's Schwester," schreibt er an Heubner, „ist das erste Element des Unsegens in das Bunsen'sche Haus gekommen, einer Person, in welcher sich die heterogensten Elemente berühren: einerseits die Erkenntniß und die Sprache einer erleuchteten Christin, anderseits die weltlichste Eitelkeit, der heftigste Jähzorn und etwas, was ich nicht Haß und Rachsucht nennen mag, was dem aber gleicht wie ein Ei dem andern." Nach den Proben, die Frances Bunsen an ihre Mutter berichtet, ist auch kein Zweifel, daß Rothe das alte Fräulein nicht zu streng beurtheilt. Erziehung, Takt, Selbstbeherrschung waren ihr fremde Dinge. Dafür hatte sie ihren „christlichen Standpunkt". Das genügte. „Schon von Holland aus," erzählt Frau Bunsen, „schrieb sie zuweilen keineswegs angenehme Briefe, da ihre Liebe nicht sowohl ‚Balsam von Gilead' war, als sich darin äußerte, daß sie es liebte, gerade die tiefsten und reizbarsten Stellen des Herzens bloßzulegen und zu betasten." Da ihr Bunsen aber in seinen früheren Jahren oft versprochen hatte, daß er der vom Leben mißhandelten, einsamen Schwester dermaleinst eine Heimath bieten werde, lud er sie nach Rom zu sich ein, wo ihr nun nichts recht war. An holländische Reinlichkeit gewöhnt zankte sie fortwährend über italienische Dienstboten und Gewohnheiten. Eine stattliche Figur verlangte sie stundenlange Toilettenberathungen mit ihrer Schwägerin und noch längere Unterhaltungen über ihre körperlichen Leiden. Wenn sie dafür nicht die gehörige Andacht fand, so konnte es kommen, daß sie sich viele Tage lang einschloß und niemanden vor sich ließ. Wehe der Hausfrau aber, wenn sie dann bei ihr eindrang, um nach ihr zu sehen. Sie trieb sie „in solcher Wuth" fort, daß Frances sich nicht berechtigt fühlte, sie auf's neue zu reizen. „Der Himmel weiß, wann ich sie wiedersehen werde," schreibt Frau Bunsen einmal an ihre Mutter, „denn da ich nichts gethan habe diesen Paroxismus hervorzurufen, habe ich auch nichts

darin gut zu machen." Das Fräulein blieb dann oft in Rom, wenn Bunsen's nach Frascati gingen, und auch als Frau Waddington nach Italien kam, ließ sie der Mutter ihrer Schwägerin einfach sagen, sie wolle sie nicht sehen. Um das Unglück voll zu machen war gleichzeitig mit ihr ein Candidat Simon als Hauslehrer bei Bunsen's eingetreten, ein Jude, der in Petersburg durch Goßner zum Christenthum bekehrt worden war. Richter nennt ihn eine Nathanaelseele ohne Falsch, aber Frances Bunsen versichert, er habe sieben Jahre mit Christiane gewetteifert, ihr das Leben sauer zu machen. Er war „ein Werkzeug moralischer Geißelung für Eltern wie Kinder". Da aber die fromme Schwägerin seine verkehrte Pädagogik unterstützte, und der vielbeschäftigte Bunsen die Dinge oft mit den Augen der Schwester sah, war schließlich fortwährender Zwiespalt im Hause. Rothe hatte sich begnügt, zum Frieden zu rathen; auch Tholuck, der nach ihm kam, mengte sich nicht ein; erst Rothe's definitiver Nachfolger, Herr von Tippelskirch mit seiner Gattin, einer Gräfin Kanitz, nahmen sich der bedrängten Hausfrau und Mutter an, indem der neue Seelsorger Bunsen überzeugte, daß er es, aller gegebenen Versprechen ungeachtet, seiner Frau und seinen Kindern schuldig sei, sein Haus von diesen verderblichen Elementen zu befreien. Nun schlug die alte Dame plötzlich in sich, sie nahm alle Schuld auf sich und beschuldigte sich in den rührendsten Selbstanklagen. Aber dessen ungeachtet mußte sie mit dem Nathanael, mit dem sie vor sieben Jahren gekommen war, nunmehr zusammen nach Deutschland heimkehren, wo ihre Schwägerin oft Jahre lang nichts mehr von ihr hörte.

Zählt man das alles zusammen, so ist nicht zu verwundern, daß Rothe dieser complicirten Aufgaben und Zustände nachgerade überdrüssig war, während andere Belästigungen naturgemäß zunehmen mußten, je bekannter Rothe wurde und je mehr er in die Rolle einer Säule der deutschen Colonie hineinwuchs. „Die Fremden," schreibt er im Frühling 1827, „haben mir kaum noch einen Winter so mitgespielt wie diesen." „Es ist eine glänzende Erbärmlichkeit um die Herrlichkeit Roms. Die Leute nehmen den Mund so voll, wie man hier im Mittelpunkt des geistigen Lebens unserer Zeit stehe, wie hier alles lauter Geist athme und erwecke, und doch ist es ganz und gar geistig todt hier. Man darf nur die Verkündiger dieses Evangeliums ansehen, so merkt man bald, woran man ist. Die Meisten sind Leute, die so unglücklich sind so viel Geld zu besitzen, um müßig gehen zu können und von Geist und geistigem Leben so wenig eine Ahnung haben, als es ihnen einfällt, an ihrem eigenen Geistreichthum zu zweifeln." So wetteifert er denn mit seiner Louise im Heimweh nach Deutschland und das Thema aller seiner Briefe ist: „Der Mensch taugt nichts in der Fremde." Wenn aber Liesel ihn frägt, wann sie denn hoffen dürfe, erlöst zu werden, so ist seine Antwort: „Das weiß der liebe Gott alles recht gut und wir werden es auch erfahren."

Inzwischen hatte sich in der Heimath eine Aussicht eröffnet, die eine Erlösung aus den unbefriedigenden römischen Verhältnissen versprach. Der an das Predigerseminar in Wittenberg berufene Professor Schöne hatte, wie Rothe noch aus eigener Erfahrung wußte, bei den Candidaten gar keinen Anklang gefunden und wünschte nach fortgesetzten Mißerfolgen nunmehr selbst seine Versetzung. Heubner war sofort entschlossen, für die so frei werdende dritte Lehrerstelle Rothe in Vorschlag zu bringen. Rothe hätte nun aber nicht Rothe sein müssen, wenn er nicht alsbald wieder eine Reihe anderer Candidaten für geeigneter gehalten hätte als sich. Dazu war es natürlich seine allererste Sorge, Heubnern mitzutheilen, wie sie beide in theologischen Dingen durchaus nicht mehr einer Meinung seien. Er wollte in dieser Beziehung seinem Schwager durchaus reinen Wein einschenken. Die Weise, wie Heubner und seine Freunde die Schrift als eine Summe gegebener Orakel hinnehmen, denen das sündige Herz sich zu unterwerfen hat, ihre Exegese, die lediglich in der religiösen und moralischen Anwendung besteht, erscheint ihm unzulänglich. „Ich sehe," schreibt er, „eine Menge allgemeiner religiöser Sätze, die ich aus dem Neuen Testamente gezogen habe, nebeneinander vor meinen Augen liegen. Will ich mit diesen Sätzen irgend etwas anfangen, so muß ich sie verbinden und zwar auf organische Weise." So entsteht ihm „die Aufgabe, die specifische Verbindung aufzusuchen, in der diese Sätze im Bewußtsein ihrer Urheber verbunden waren und in dem sie ausgesprochen wurden, und die Gesetze zu entdecken, auf denen ihre concrete Gestalt beruht. Sie sind offenbar in uns zu einem ganz andern System der Erkenntniß verknüpft, als sie es in den Aposteln waren. Welches war nun aber dieser ursprüngliche Zusammenhang?" Da eben steckt die Schwierigkeit und so kommt Rothe zu dem Geständniß: „Ich verstehe das Neue Testament nicht." Die einseitige speculative und asketische Schule, die er bei Daub und Heubner durchgemacht hat, rächt sich jetzt. Die Schulz'sche und De Wette'sche Methode des Schriftstudiums lehnt er auch jetzt noch ab, aber er bekennt gleichzeitig seine völlige Rathlosigkeit, denn er hat keine Ahnung von den geschichtlichen Gegensätzen und Bewegungen, deren literärischer Ausdruck die neutestamentlichen Schriften sind. Mit dieser Insolvenzerklärung der pietistischen Exegese verbindet Rothe aber auch das praktisch für Heubner wichtige Geständniß, daß er zwar keineswegs in das Lager De Wette's übergetreten sei, daß er aber nicht mit Tholuck, sondern mit dem De Wette-Schüler Lücke und allenfalls mit dem jungen Nitzsch zusammengehöre. Was ihn von De Wette noch immer scheidet, ist die falsche Vorstellung, als ob es eine gemeinsame neutestamentliche Metaphysik und Theologie gebe, einen Musikschlüssel, auf den alle Stücke gesetzt sind. Der schlicht pietistische Standpunkt aber, in dem er früher geschrieben hatte, er wisse in dem heiligen Dome nichts anzufangen, als niederzufallen und anzubeten, genügt seinem regen Drange nach Erkenntniß

doch nicht mehr. Daraus folgte nun aber auch, daß Heubner für seine Weise, den Unterricht der Seminaristen auf Erweckung und Bekehrung der Zöglinge einzurichten, an ihm keinen Gehülfen haben wird. Die Gabe gewaltiger, directer Erweckungen geht ihm, nach seiner Meinung, gänzlich ab, und er könnte nicht einmal mit gutem Gewissen darauf hinarbeiten. Diese Thür würde er im Seminar immer verschlossen finden. Klare Kenntniß und Verständniß des Wortes Gottes und lebendige Ueberzeugung von seiner Göttlichkeit zu wirken, das würde allein sein Bestreben sein. Auf scheinbar zweckwidrigere Weise hat wohl noch nie ein Theologe seine Berufung zum Professor betrieben, aber es spricht für Heubner, daß ihm diese Wahrhaftigkeit lieber war als die theologische Uebereinstimmung. Auch nahm er Rothe's Skrupel nicht allzu ernst. Es waren ihm das des Schwagers „bekannte Raupen", die er schon vertreiben wollte. Doppelt ehrend aber war diese Aufrichtigkeit für Rothe selbst bei seiner heißen Sehnsucht, nicht nur Italien mit der Heimath, sondern ganz namentlich die Kanzel mit dem Katheder zu vertauschen und wieder ein Laie zu sein. Inzwischen betrieb Bunsen, der damals in Berlin war, bei Altenstein Rothe's Rückberufung und zwar mit solchem Uebereifer, daß in Rothe einen Augenblick der Verdacht aufkam, Bunsen wolle ihn los sein. Nach Rothe's Auftrag sollte er Altenstein nur sondiren, ob das Ministerium es unbescheiden finde, wenn Rothe nach vierjähriger Thätigkeit seine Berufung auf eine Lehrstelle in Anregung bringe? Statt dessen nahm Bunsen die ganze Sache selbst in die Hand und war darauf und daran, dem Freunde eine Stelle zu verschaffen, wie dieser sie gar nicht wünschte und brauchen konnte. „Ich habe immer Furcht gehabt," schreibt Rothe dem Vater, „vor Bunsen's unglücklicher Leidenschaft, seine Freunde ohne, ja wider ihren Willen, nach seiner Vorstellung glücklich machen zu wollen." So hatte er diesmal für Rothe in Wittenberg ein Archidiakonat herausgeschlagen, mit dem eine Lehrstelle am Seminar verbunden sein sollte. Damit wäre für die innere Lage Rothe's gar nichts gebessert gewesen und für die Ausarbeitung seiner Collegien hätte ihm die nöthige Zeit gefehlt. „Lieber Vater," schreibt er nachhause, „daraus würde nicht mehr werden, als mit knapper Mühe der allernothdürftigste Bedarf für meine Collegien. Mit dem Gefühle eines elenden Schwätzers, der für Wissenschaft ausbietet, was der flüchtige Schaum ganz unabgegohrener Studien ist, der braven jungen Leuten ihre edle Jugendzeit stiehlt und verleidet, würde ich auf's Katheder treten und auf die Kanzel mit ganz ähnlichem Gefühl." Dem Verfasser der Eingabe gegen Schöne lagen solche Erwägungen nahe genug und er wird wohl manchmal an die Opposition gedacht haben, deren Sprecher er vor fünf Jahren in Wittenberg gewesen war. Während er so dem Vater sein Herz ausschüttet, bittet er ihn, den Vermittler zu machen. „Heubner würde auf Deine Ansicht unvergleichlich mehr geben als auf die meine. Haec bene monuit Lisel." Anderseits war nun aber auch Bunsen ver-

stimmt, daß Rothe sich gegen seine besten Absichten in so gereiztem Tone wehrte. „Richard*)," schreibt der Vater Rothe an Heubner, „hat sich bei Bunsen so bestimmt gegen Uebernahme einer Stelle mit Seelsorge erklärt, daß Herr Bunsen über seine Reclamation ärgerlich ist und sich gewundert hat. Richard's Schicksal liegt nächst Gott in Ihrer Hand." Anderseits setzt auch Louischen alle Freunde in Bewegung, um aus ihrer Hölle erlöst zu werden. „Mit Bedauern," schreibt Schmieder schon am 27. Januar 1826, „höre ich, daß die gute Rothin so viel ausgestanden hat; ich würde bei so bewandten Umständen doch rathen, daß Rothe bald nach Deutschland zurück zu kehren suchte." Ebenso bezeugt der Geheime Finanzrath Semler nach seinen persönlich in Rom gemachten Erfahrungen: „Rothe*) muß nach Deutschland, und ist in Rom, (für Bunsen das höchste Glück), nicht an seiner Stelle. Ich machte ihn zum Universitätsprediger und Professor der Dogmatik in Bonn oder Berlin." Diese lange Ungewißheit war nun aber sehr peinlich für Rothe, dessen Stellung natürlich durch diese Verwickelungen innerlich und äußerlich nicht leichter wurde. Im Gebete trägt er da sein Anliegen dem Heilande vor, und „nach demselben", schreibt er, „war mir die Seele so unbeschreiblich leicht, daß ich gleich zu meiner Louise sagte: ‚Heute hat mich der liebe Gott gehört; du wirst sehen, er macht schon hinter unserm Rücken Anstalten, uns aus unserer Fremdlingschaft auszuführen.'" Daß man schließlich Professur und Diakonat in Wittenberg trennen wird, glaubt er; nicht weil er bei dem Könige in guter Erinnerung ist, wie Bunsen schreibt, — „das ist nichts als ein bischen Streuzucker," — sondern weil die Seminarpfründen jährlich 40 000 Thaler Ueberschüsse abwerfen, das Geld also da sein **muß**. Das Ministerium gab auch nach und besetzte das Diakonat anderweitig, doch würde der gewissenhafte Ministerial-Referent geglaubt haben, sein Brot nicht zu verdienen, wenn er nicht dafür gesorgt hätte, dem Neuernannten als Compensation für die abgelehnten Predigten so viele Vorlesungen aufzupacken, daß Heubner an Hahn schrieb, er wisse nicht, wie Rothe das alles prästiren solle. Auch setzte Heubner dann durch, daß der neue Lehrer zunächst nur eine Stunde täglich zu lesen brauchte. Bunsen hatte nicht eben in Rothe's Sinn, aber schließlich doch mit dem erwünschten Erfolg operirt, und Rothe's Vater ist gewiß im Rechte, wenn er das Mißtrauen Richard's für ungerecht erklärte, als ob dem Gesandten ein eifrigerer Mitarbeiter an seinen liturgischen Studien und ein Hauslehrer für seine Knaben, wie er ihn später in Tippelskirch und Abeken fand, lieber wäre. Der Freund hatte gehandelt, wie er es verstand, aber ohne allen Eigennutz.

Den Berliner Gegnern blieb Bunsen, zum Theil auch durch diese Sorge

*) 2. Jan. 1828.

**) Semler an Heubner.

aufgehalten, wie wir früher sahen, auch dieses Mal wieder zu lang. Der geschwätzige Semler meldet an Heubner: „Bunsen will acht Tage nach Ostern reisen. Er wird sehr christlich. Seine Liturgie wird auf Befehl des Königs gedruckt. Ich habe ihm gesagt, daß er Feinde habe, und für viele zu lang bleibe. Gott erhalte ihm Demuth, und den fest gerichteten Blick nach oben. Rothe wird die Momente zählen, um abzureisen. Meine Briefe an ihn werden hier schon zu Antiquitäten*)." In der Weihnachtszeit war Bunsen einen Tag nach Wittenberg hinüber, wohl auch um die Mißverständnisse aufzuklären, in die er mit Rothe gerathen war. Er selbst schreibt an Heubner**), dieser reichhaltig verlebte Tag in Wittenberg sei ihm eine Wohlthat gewesen, denn er habe sich durch die Last der letzten Wochen verstimmt, ja wie todt gefühlt. Den langsamen Verlauf der Rothe'schen Sache erklärt er mit der Schwierigkeit, den Freund in Rom würdig zu ersetzen. „Otto v. Gerlach schien erst Liebe für die Stelle zu haben, entschied sich dann aber bestimmt für die akademische Thätigkeit in Berlin." Altenstein wollte provisorisch den Candidaten Arndt nach Rom schicken, nur um Rothe möglichst rasch zu erlösen. Einstweilen sahen sowohl Bunsen wie Nikolovius sich in Berlin um. Von den Präsentirten hat aber keiner ihnen „den Muth gegeben, in ihm den Nachfolger Rothe's zu erkennen". „Die Wahrheit zu sagen, ist uns noch nichts vorgekommen, das uns ganz befriedigte und nachdem wir Rothe vier Jahre besessen, macht man große Ansprüche." „Die Gabe des Predigens und des Seelsorgens, beide aus einem wahrhaft christlichen Gemüthe fließend, mit wissenschaftlich historischer Richtung verbunden zu sehen, ist der immer lebendiger werdende Wunsch des Ministeriums, wie Ihnen Nikolovius bald selbst schreiben wird." Endlich löste sich die Frage höchst überraschend so, daß der zur Reformation des rationalistischen Halle oktroyirte Tholuck den dortigen Posten verließ, um ein Jahr in Rom die Gesandtschaftspredigerstelle zu übernehmen. Als Vorwand zu diesem auffallenden Schritt diente Tholuck seine angegriffene Gesundheit. Heubner und Hahn machten ihm aber geradezu einen Vorwurf daraus, daß er überhaupt an dieses römische Divertissement denke. „Ich kann," schreibt Hahn, „mich mit diesem Wunsche Tholuck's nicht befreunden***), weder wenn ich an Halle denke, wo das angefangene Werk abgebrochen werden würde, noch wenn ich denke an den Zweck, durch die Ortsveränderung seine Gesundheit zu stärken; in Rom würde er dafür sicher nicht gewinnen. Und ohnedem scheint mir jetzt Tholuck stärker zu sein als je. Hierher hat der Tausend-Sasa noch nichts davon geschrieben, obwohl nicht vor langer Zeit Briefe hierherkamen." An Heubner schreibt „der Tausend-

*) Semler, 26. März 1828.
**) 18. Dezember 1827.
***) Hahn an Heubner, 12. Februar 1828.

saja“ ziemlich kleinlaut: „Ich weiß nicht, Theuerster*), ob ich Dir etwas Neues, oder, wie wahrscheinlich, etwas schon Bekanntes schreibe, wenn ich Dir melde, daß ich zunächst unsern Rothe in Rom ablösen und bis Anfang künftigen Jahres dort bleiben werde. Diese Gelegenheit in kirchlicher und wissenschaftlicher Rücksicht Rom zu benützen ist mir unschätzbar. Freilich wird sie mit manchem Schaden für die armen Studirenden in Halle verknüpft sein und ich würde in dieser Hinsicht nicht ohne schweres Herz meinen Posten haben verlassen können, wenn es nicht die Gnade Gottes über Halle so herrlich gefügt hätte, daß ein lieber Mann mein Stellvertreter sein wird, der, wenn gleich manche der mir verliehenen Gaben ihm in geringerem Grade beiwohnen mögen (worunter ich besonders das Eingehen auf ganz Entfremdete verstehe), doch andere Gaben hat, die mir fehlen und wodurch er auf die schon Angeregten, wie ich fest überzeugt bin, segensreicher wirken wird als ich es könnte. Für Dich, Theuerer, bricht ein neuer Morgen an, eine lang erwartete Zeit der Erquickung . . . Ich wurde gefragt, ob Rothe wohl auch für Halle passend wäre? Das glaube ich sehr stark; aber ich wagte es nicht positiv zu sagen, um ihn nicht Dir zu entziehen. Sonst denke ich mir, daß seine Umgänglichkeit mit Draußenstehenden ihn nicht weniger als seine Kenntnisse für Halle geeignet machen.“ Die Frequenz seiner eigenen Collegien schildert er als spärlich, um diese Gegeninstanz abzuschwächen. Von seinen Schülern kommen Frühbuß und Kunze nach Wittenberg, wo der Erstere ein Liebling Rothe's geworden ist. Wie gewöhnlich tritt nun aber bei Tholuck sofort wieder die Reaction ein, als sich Schwierigkeiten zeigen. Er will nur gehen, wenn er einen gläubigen Vertreter erhält und das scheint sich zu zerschlagen. „Ueberhaupt hat mir erst dieses Scheiden meinen umdornten Stand so theuer gemacht, daß ich ihm jetzt gern alles, was der Aufenthalt in Italien bietet, aufopfern würde. Ach ja, der Herr hat mein treuloses Herz mit vieler Gnade beschämt, ich sehe jetzt, daß es ihm gefallen hat, vielen Samen durch mich auszustreuen. Es ist jetzt bei mir seit mehreren Wochen ein ununterbrochenes lautes und leises Beten, Seufzen und Wimmern, daß er die Sache leite, wie es nicht bloß mir, sondern auch Anderen gut ist. Habe Mitleid mit Deinem armen, armen Bruder, mein verehrter Freund und bitte auch den Herrn, daß er thue, was Seiner Sache am förderlichsten ist. Sollte Bunsen nächsten Monat durch Wittenberg kommen, so bitte ich, falls der Minister in der Weigerung beharren sollte, daß er nicht in mich dringt zu gehen, es würde mir das Herz brechen, und dann falls ich gehe und falls der Minister den Vertreter giebt, stell ihm vor, daß er mich doch wo möglich in sein Haus nehme, damit ich nicht zu einsam stehe. Jesus Christus ist mein Verführer und mein Tröster. Mit gebrochenem innig verehrendem Herzen Dein

*) Tholuck an Heubner, 3. Febr. 1828.

A. Tholuck." Beseitigt waren damit die Bedenken der Freunde keineswegs. Hatte Heubner ganz Recht, wenn er schrieb, daß die römische Stelle nicht dafür gegründet worden sei, um als Erholungsstation für Kranke zu dienen, so sah die Sache sich in Beziehung auf Halle noch schlimmer an. Tholuck war im Jahr 1826 der Facultät in Halle trotz ihres Protestes aufgenöthigt worden, damit er gegen Gesenius und Wegscheider ein Gegengewicht bilde. Die Facultät hatte um so schärfer gegen ihn protestirt, als Tholuck noch unlängst bei der Jahresfeier der Continentalgesellschaft in London die Halleschen Rationalisten bitter gegeißelt, oder wie sie selbst meinten, im Ausland angeschwärzt hatte. Das Ministerium aber ließ eine Erklärung Tholuck's, die den Thatbestand nicht widerlegte, sondern bestätigte, als Entschuldigung gelten und ernannte Tholuck doch. Nach solchen Vorspielen erwartete denn seine Partei von dem Neuberufenen eine energische Thätigkeit. Auch Hegel entließ den Scheidenden bei seinem Abschiedsessen mit dem Auftrag: „Bringen Sie dem Halleschen Rationalismus ein Pereat!" In Halle selbst wurde er von den Häuptern des Pietismus, dem Arzte de Valenti, dem Lutheraner Guerike und dem hochconservativen Landgerichtsdirector E. L. von Gerlach mit offenen Armen aufgenommen und man erwartete von ihm, daß er den Kampf eröffne „gegen die Knechte Abimelechs, die den Brunnen zu verstopfen gelaufen kamen". Und nun ergriff der Streiter des Herrn die erste Gelegenheit, ein volles Jahr in Italien auszuruhn! Die Freunde klagten, daß er damit Halle ganz „den Ungläubigen und Sanften preisgebe", während Bunsen anderseits von der „unbeschreiblichen Wuth der Hegelianer im Ministerium" redet, die durch den Minister nun auch noch genöthigt werden sollten, für den Fahnenflüchtigen einen Ersatzmann gleicher Richtung einzustellen. „Du wirst Dich über Tholuck's Anerbieten vielleicht wundern," schrieb Bunsen an Rothe, „vielleicht auch, daß ich mit eben so freudigem Zutrauen darauf eingegangen bin als er mir dies Anerbieten gemacht hat." Und in der That fand Rothe Tholuck's Entschluß nicht nur verwunderlich, sondern einfach „abenteuerlich". Aber Bunsen entschuldigt ihn. „Er steht in Halle allein; bis einer der beiden alten Professoren stirbt, hat er wenig Muth, dort zu wirken. Dazu kommt, daß er an der Hypochondrie leidet, so daß ihm die Reise sehr wohl thun wird." In der That bedurfte Tholuck der Ausspannung und Sammlung. Noch immer war er nicht zum Gleichgewicht seines innern Menschen gelangt. Er hatte in Berlin um die Tochter des der Burschenschaft so verhaßten frommen Geh. Raths Schmalz angehalten und hatte einen Korb bekommen. Dann hatten die Eltern das Mädchen doch zur Verlobung mit dem theologischen Freier bestimmt und nach fast einjähriger Brautschaft trat nun Tholuck seinerseits, unter Mißbilligung der beiderseitigen Freunde, von der Verlobung zurück. Diese und andere Aufregungen hatten ihn wieder in tiefe Melancholie gestürzt. „Ich bin ein kranker Mensch," schrieb er an Bunsen, „damit

bezeichne ich mich am vollkommensten. Der mit meiner körperlichen Constitution zusammenhängende Lebensüberdruß ist mein Pfahl im Fleische." Schließlich kamen doch auch diese Verhandlungen zum Abschluß und Tholuck meldet das an Heubner unter dem Schlachtruf: „Immanuel*)!" Als er einen Stellvertreter hat, „für die bevorstehende Ernte", ist seine Seele stille geworden: „O gibt mir der Herr den Segen, so trage ich alles gern. Einsamkeit, Trübsinn, Verachtung, wie es auch heiße." Ein letzter Aufenthalt entsteht nun aber dadurch, daß Tholuck nicht gern allein reisen möchte. Er will warten bis Bunsen selbst nach Rom zurückkehrt und sich ihm anschließen. Das erweist sich schließlich als unausführbar und so macht er sich am 19. April 1828 zwar in Bunsen's Wagen, aber allein, auf den Weg. Von einem Genusse der Reise ist bei seinen ewigen kleinen Leiden und Verdrießlichkeiten nicht die Rede. In Venedig will sich ihm ein Reisegefährte aufdrängen, seiner Sprache nach ein Sachse, der sich für einen Grafen ausgibt, aber nichts von Minister Einsiedel weiß. Tholuck ist zweifelhaft, ob er ein Polizeispion oder ein Jesuit gewesen sei? Dafür bekehrt er einen jungen Dänen mit Namen Lorenzen**), der sich in Naumburg an ihn angeschlossen hat. Als einen leichtsinnigen Hegelianer, versichert Tholuck, habe er ihn in seinen Wagen aufgenommen, aber als gläubiger Christ und Bruder im Herrn sei er in Rom ausgestiegen. Mit ihm hat er dann auch nach Jahresfrist die Heimreise gemacht. Bunsen, obwohl er später abgereist war, traf vierzehn Tage vor Tholuck in Rom wieder ein. Er begrüßte ihn „sehr galant, mit weißen Hosen", wie Tholuck spottet, in Rothe's Wohnung, in der Tholuck nach alter Gewohnheit abgestiegen war. Bunsen lud ihn ein, für die ganze Zeit sein täglicher Tischgast im Palazzo Caffarelli zu sein, was Tholuck gern annahm. Von Juni bis October ist er auch Bunsen's Hausgenosse in Frascati. Viel Dank aber hat sich der gastfreie Bunsen wenigstens zu Anfang bei dem launischen Gelehrten nicht verdient. Wie er sich bei der ersten Begegnung an Bunsen's galantem Anzug stößt, so schreibt er am 4. October in sein Tagebuch: „Nachdem Bunsen fort war, wurde mir wohler. Das vornehme Wesen ist mir in den Tod zuwider geworden. Nie in meinem Leben will ich in eine andere Sphäre als Professoren und Pfarrer. O jene erzwungene Herzlichkeit, mit der alle empfangen werden! Und das ist einer wie der andere!" Dritten gegenüber lautet das Urtheil des reizbaren Herrn doch anerkennender. „In Bunsen," schreibt er an Heubner, „habe ich freilich eben so wenig als Rothe einen speciellen Freund finden können, dazu muß er sich zu sehr zertheilen; aber ich habe ihn lieb gewonnen und verehre ihn als einen treuen Jünger des Herrn***). Frau Bunsen

*) 9. April 1828 an Heubner.
**) Brief an Heubner vom 25. Nov. 1825.
***) Tholuck an Heubner. Rom, 25. Nov. 1828.

ihrerseits, der ein stärkeres Hervorkehren des gläubigen Standpunkts sympathisch war, redet mit großer Anerkennung von dem Gaste und vor allem Rothe war glücklich, den Freund, der für ihn so viele heimathliche Erinnerungen repräsentirte, wieder gefunden zu haben. Die römische Gemeinde freilich betrachtet der neue Ankömmling nicht so optimistisch wie sein liebevoller Vorgänger. „Der geistliche Zustand der Gemeinde," schreibt Tholuck an Kottwitz, „ist nicht sehr erfreulich zu nennen. Die alten, im Heidenthum eingewurzelten Künstler bekümmern sich wenig um den Gottesdienst; die jungen finden ihn wenigstens unbequem." Sein eigener größter Erfolg war die Bekehrung und Taufe eines Juden, der aber kurze Zeit nachher zum Katholicismus übertrat. Natürlich läßt Tholuck auch hier keine Gelegenheit vorübergehen, neue Fäden anzuknüpfen, um die pietistische Sache zu fördern. So erregt es ihn sehr, daß er bei dem bevorstehenden Besuche des Kronprinzen, wie er zusammenrechnet, drei Mal vor dem hohen Herrn wird zu predigen haben und er betet, daß ihm der Herr gute Worte gebe. Die Herrn vom Gefolge versichern ihn dann auch, von seinen Predigten sehr erbaut worden zu sein, den Kronprinzen selbst findet er aber nicht so gefördert, wie er nach den Berichten der Freunde gemeint hatte. Dagegen setzt er große Hoffnungen auf Bunsen und mahnt die Brüder zu Hause, sie möchten dessen eingedenk sein, daß Bunsen vielleicht dermaleinst eine Rolle in der Verwaltung der preußischen Universitäten spielen werde. Als Bunsen dann in der That einer der wichtigsten Leute in Preußen geworden war, widmet Tholuck ihm seinen Commentar zum Hebräerbrief, in dem er der Herrlichkeiten des Kapitols und Frascatis mit Sehnsucht gedenkt, und auch Bunsen's Häuslichkeit sieht er jetzt in anderem Lichte. „Wie viel ärmer," schreibt er, „wäre aller Genuß geblieben, hätte er nicht im Heiligthum Ihres Familienkreises, welcher den Himmel an die Erde knüpft, seine Verklärung gefunden. Was dort der äußere und der innere Mensch erfahren hat, hat mannichfache Frucht ausgetragen, und den größten Theil des Dankes bin ich Ihnen und Ihrem Hause schuldig." Von dem Jahre, das Tholuck in Rom an Bunsen's Seite zubrachte, leiten Tholuck's Biographen den Umschwung des Halleschen Kirchenvaters zu einer gegen früher bedeutend toleranteren Haltung und er selbst betonte gern, daß er damals „die engen pietistischen Anschauungen abgestreift habe und zu einer freieren Entwicklung gekommen sei". Jedenfalls blieb Tholuck von da an mit Bunsen in regelmäßigem brieflichem Verkehr und hat ihn, was Rothe stets vermied, für akademische Fragen häufig in Bewegung gesetzt und noch öfter setzen wollen. Rothe schreibt von dem Wiedersehen mit Tholuck in gewohnter Güte: „Wir sind uns durch die räumliche Entfernung nur näher gekommen, seit wir uns nicht gesehen." Wenn Tholuck dagegen den Eindruck, den ihm der römische Rothe machte, in die charakteristischen Worte faßte: „Du bist ja ein völlig moderner Christ," so erkannte er damit die Kluft, die sich

zwischen ihnen aufgethan, erst zur Hälfte. Der Pietist Tholuck war in den deutschen Kämpfen kirchlicher geworden, Rothe dagegen hatte in Rom erkannt, daß das Ideal des Kirchlichen im Katholicismus in unübertrefflicher Weise verwirklicht sei und auf diesem Boden der Protestantismus überhaupt nicht in einen Wettbewerb mit der Papstkirche eintreten könne. Seitdem sah er den früher beklagten protestantischen Subjectivismus mit ganz andern Augen an und nachdem er die verhängnißvolle Wirkung der Loslösung des religiösen Lebens von dem bürgerlichen vor Augen gehabt hatte, erklärte er, daß das Ideal Jesu, das Reich Gottes, sich überhaupt nicht in einer Kirche, sondern nur in einem christlichen Staate realisire. „Der Acker ist die Welt," heißt nunmehr seine Losung. Von einer frommen weltlichen Bildung im Sinne der romantischen Schule war er ausgegangen, der Versuch, im Sinne des Pietismus sein halbes Geistesleben als „Welt" auszustoßen, war mißlungen; die Gefahr einer von dem allgemeinen Culturleben losgelösten, isolirten Frömmigkeit hatte er in der pietistischen und der katholischen Mißbildung der Religion kennen lernen. So kehrte er nun zu seinen ursprünglichen Idealen zurück: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi." Die Lage, in der Rothe beim Abschluß seiner römischen Zeit stand, war so, wie sie Ernst Troeltsch in seiner schönen Gedächtnißrede 1899 trefflich charakterisirte. Rothe's Ideal war, den ganzen Geistesgehalt der modernen Welt in sich aufzunehmen, um ihn zu christianisiren. Bald aber ward er gewahr, daß dieser Geistesgehalt selbst ein Product des Christenthums sei. Bei der weltbeherrschenden Stellung, die er seinem Christus zuschrieb, konnte er gar nicht anders als die Weltentwicklung auffassen als Wirkung Christi. Die mittelalterliche Mystik, die Aufklärung der Renaissance, die Gleichheitsideale der Revolution sind alle von Christus gewirkt, nur was an ihnen Sünde und Thorheit war, ist menschliche Zuthat. Was er als Candidat geschrieben: „Da klagen sie die Welt an und wissen gar nicht, was sie an dieser Welt haben," das ist jetzt auf's Neue die reifere Meinung des Mannes geworden. Die Cultur ist Christi Werk, wir sollen an ihr christlich fortbauen und nicht die kleinste Seite derselben verachten. „An freier Luft fromm zu sein, das ist es, worauf es jetzt ankommt," ruft er seinen früheren Brüdern zu, die ihn wieder in der Puritaner dumpfe Predigtstuben einschließen möchten. „Mit euerer Ablehnung der Welt habt ihr ja gar keine weltgeschichliche Aufgabe vor euch. Macht euch das nicht stutzig?" „So," sagt Tröltsch, „bahnte sich langsam seine eigenthümliche Weltanschauung an, die mit radicalster Weitherzigkeit jeden geistigen Fortschritt freudig anerkannte und jeden doch zugleich mit wunderbarer Mystik an Christus und seine Erlösung knüpfte. Er lernte die Sterne wieder lieben, die seiner Geburt geleuchtet hatten, aber ihren Glanz erkannte er jetzt als den Reflex der Sonne Christus, die er inzwischen in ihrem vollen Lichte kennen gelernt hatte." Das also waren die Ergebnisse seiner

römischen Jahre und nicht zum mindesten das Resultat des täglichen Umganges mit dem allseitigen Bunsen, der sich ebenso wie Rothe zum Motto seines Lebens gewählt hatte: „Alles ist euer!“ Seine nächste Sorge war denn, die Freunde zu Hause nochmals darauf hinzuweisen, daß er nicht als Pietist, wie er gegangen, zu ihnen wiederkehre. „Bunsen,“ schreibt er an Heubner*), „hat mich wegen Deines Bleibens in Wittenberg sehr beruhigt, und Du wirst mich auch jetzt, wie sonst, mit nachsichtiger Liebe tragen. Hat mich der Herr während dieser $4^1/_2$ Jahre in Rom anders geformt, so habe ich darüber eine freudige Gewißheit, das Er es gethan hat, daß ich eben auf diesem Wege Ihm näher gekommen bin, und daß ich auf dem Grund und Boden Seiner Liebe nicht meiner Eigenliebe und meines Eigenwillens stehe.“

„Am vorigen Sonntag,“ (den 1. Juni 1828) heißt es in demselben Briefe, „habe ich von der Gemeinde Abschied genommen und ihr Tholuck vorgestellt.“ Alle weiteren Geschäfte nahm Bunsen mit gewohnter Gefälligkeit auf sich, indem er versprach, die Wiedervermiethung von Rothe's Wohnung und den Verkauf seines Mobiliars zu besorgen. Die Heimreise konnte indeß nicht sofort angetreten werden, da das Ministerium Rothe bereits einen Erholungsurlaub bewilligt hatte. Es ist für Bunsen's gutes Herz charakteristisch, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, als ihm mit einer Post die Ernennung seines Freundes Platner zum sächsischen Geschäftsträger, die dreijährige Verlängerung des Stipendiums seines Schützling Wolff und die Verwilligung der Mittel zu einer Badereise für Rothe zukam, die nicht dieser aber seine Frau dringend nöthig hatte. Daß er zu letzterem Zwecke Rothe selbst zum Patienten gestempelt hatte, war diesem freilich wieder ein neuer Aerger. Der Aufschub, namentlich mit dieser Motivirung, war Rothe unwillkommen, aber er fügte sich, da die Eltern von den Schwefelbädern auf der Insel Ischia, die der römische Arzt gegen die rheumatischen Leiden von Frau Rothe empfahl, Besserung für deren Zustand erwarteten. Die Mittel hatte der Vater schon vor Bunsen's Intervention großmüthig zur Verfügung gestellt. Neapel zu sehen, mußte doch auch Rothe wünschenswerth erscheinen, und so schreibt er den Eltern in fröhlichster Reisestimmung: „Sobald Tholuck hier ist und ich meine diplomatischen Fasces auf seine Schultern abgelegt habe, (Gott gebe nur, daß er nicht etwa vergessen hat, sich vor seiner Abreise ordiniren zu lassen,) machen wir uns zur Porta di San Giovanni hinaus nach Neapel, sehen zugleich, was es dort zu sehen gibt, schiffen sodann unter Euerer Flagge nach Ischia hinüber, waschen dort den alten Adam ab, lassen Euch vom Epomeo herab mit kindlicher Dankbarkeit und Sehnsucht nach baldiger Umarmung hoch leben, kehren nach beendeter Badecur neu gestärkt auf's feste Land zurück, halten uns in Neapel eben nur so lange auf, als nöthig

*) An Heubner. 5. Juni 1828. Coll. Halfmann.

ist, um die Anstalten zu weiterem Fortkommen zu treffen, sind im Fluge wieder in Rom, das nicht länger als ein paar Tage uns festhalten soll und reisen dann in fröhlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, zur Porta del popolo hinaus, über Perugia, Florenz, Bologna, Verona u. s. w. Euch geliebten Eltern entgegen." So schnell ging das alles in Wirklichkeit nun freilich nicht. Auch wurde ihm der Abschied von Rom doch schwerer, als er bei der Nachricht von seiner Heimberufung gemeint hatte. „Es knüpfen sich," schreibt Rothe an den Vater, „während $4^1/_2$ Jahren doch ganz unwillkürlich Bande, deren Dasein man erst recht erkennt, wenn sie zerrissen werden sollen."

Am frühen Morgen des siebenten Juni reiste das Ehepaar mit der Schnellpost nach Neapel ab, wo sie schon am folgenden Vormittag um elf Uhr ankamen. Da der Himmel Ströme Wassers herabschüttete, machte der erste Anblick des Golfs von Neapel ihnen nicht den Eindruck, auf den sie gefaßt gewesen waren. Sie nahmen in einem Privathause der strada Medina eine Stube, die sie dann länger bewohnten, als ihnen lieb war. Ihre erste Sorge in Neapel war die Consultation des dortigen Arztes, der nun aber im Widerspruch mit dem römischen Louisens Krankheit einfach für Hysterie erklärte und darum von einer längeren Cur mit Schwefelbädern nichts hören wollte. Für die Zeit bis zum Beginn der Saison auf der Insel gab er ihr am Morgen Hippocacuana und am Abend pulvis antifebrilis. So unzweifelhaft richtig nach dem weiteren Verlaufe der Krankheit die Diagnose auf Hysterie war, so wenig war sie nach dem Sinne des Ehepaars. Da indessen an den Beginn der Bäder nicht gedacht werden konnte, unterwarf sich die Patientin, wenn auch widerwillig, der neuen Cur, die weniger gefährlich als lästig war. Eine weitere Plage war die wohlgemeinte Gastfreundschaft der deutschen Kolonie, mit der der Gesandtschaftsprediger Bellermann Rothe durchaus bekannt machen zu müssen glaubte, so daß es nun Einladungen regnete, die Rothe in seinen Vorarbeiten für Wittenberg und die Frau in ihrer Cur empfindlich störten. Rothe interessirten diese Kaufmannsfamilien gar nicht, und der Prediger selbst war zwar ein recht lieber College, aber nicht gerade sehr arbeitsam. Die Leute beschwerten sich, daß er seine Predigten ablese und dazu seien sie schlecht. Für den Gehalt, den er beziehe, meinten sie, auf etwas ganz Anderes Anspruch machen zu können. Rothe's Gedanken aber waren bereits bei seinem neuen Amte in Wittenberg, und so war er für die Schönheiten der bella Napoli wenig aufgelegt. „Das widerliche Treiben der Bewohner," schreibt er, „die fast durchgängig recht entarteten Menschenphysiognomieen und das grenzenlose Lärmen, Schreien und Fahren auf den Straßen, vor dem man außerhalb und innerhalb des Zimmers sein eigenes Wort nicht verstehen und keinen zusammenhängenden Gedanken fassen kann, verleidet einem den ruhigen Genuß der Natur gar sehr. In Rom hat doch alles einen weit edleren und ernsthafteren Styl und Charakter und selbst die

dortige Natur würde ich der hiesigen, wenn die Rede davon ist, in ihr zu leben, unbedingt vorziehen."

So wenig Rothe damit einverstanden war, zog sich der Aufenthalt in Neapel doch bis zum 12. Juli hin, da der Arzt nicht früher in Louisens Abreise willigte. Die Herrlichkeit der Landschaft genießt das Ehepaar namentlich in Sorento; er besteigt den Vesuv, besucht Capri, Pompeji und Herculanum, eine enge, vertrauliche Welt, alles viel kleiner als er sich antike Städte vorgestellt, aber von einer Durchbildung des Geschmacks auch in dem einfachen Geräthe, die sein ästhetisches Wohlgefallen lebhaft erweckte. Leider ging der ausführliche Brief, den er über diese Ausflüge an die Eltern richtete, auf der Post verloren, und die Beschreibung in den Erinnerungen besitzen wir nur in Schenkel's Excerpt. In den erhaltenen Briefen zeigt Rothe sich ungeduldig, daß er so lange stille liegen „und die schönen Tage an das faule Ansehen von allerlei Sehenswürdigkeiten vergeuden soll". Auf Ischia selbst sitzt er dann den ganzen Tag über seinem Römerbrief, um für die Bonner theologische Zeitschrift von Nitzsch eine Scholie über Röm. 5, 12 f. f. auszuarbeiten, denn ihm liegen jetzt die Pflichten der neuen gelehrten Laufbahn und nicht die Schönheiten von Casamiccia und die Aussichten vom Epomeo am Herzen. „Diese kleine Arbeit," schreibt er an Bunsen, die er gern mit Tholuck noch in Rom durchsprechen möchte, „ist mir eine wahre Erquickung gewesen und hat meine Sehnsucht nach zusammenhängender und angestrengter Thätigkeit nur noch mehr gesteigert."

Seiner pessimistischen Auffassung der italienischen Bevölkerung aber that die Bekanntschaft mit den Neapolitanern noch zu guter Letzt großen Vorschub. Entartete Menschenphysiognomieen und unmenschlicher Lärm stören ihm jeden Genuß dieses Paradieses. Trotzdem hafteten die Eindrücke aus Neapel, die er ganz anders als die römischen in Muße ungestört in sich aufnehmen konnte, bei ihm am tiefsten und es war später der höchste Genuß, den alten Herrn gerade von Süditalien erzählen zu hören. Die Einheit von Geschichte und Landschaft, die er immer stereoskopisch zusammen schaute, hatte er lebendig erfaßt und er wußte mit wenigen Worten Land und Leute zu schildern, daß sie dem Hörer leibhaftig vor Augen standen. Manchen genußreichen Abend, den ich in unserer Heidelberger Donnerstagsgesellschaft neben ihm saß, packte er seine Erinnerungen aus, seit er entdeckt hatte, daß in mir eine heiße Sehnsucht nach einem Italien lebte, das freilich auf keiner Landkarte zu finden war, sondern aus Göthe's Reise und aus „Corinna" stammte. Es wird mir immer unvergeßlich sein, wie der lebhafte kleine Mann die Tempel bei Pästum beschrieb, die ihm zum ersten Mal die Naturreligion verständlich gemacht hätten, indem ihm der Augenschein sagte, an diesem Strande *mußte* ein Tempel des Neptun und auch einer der Ceres gebaut werden. Wir haben seiner mit gerührter Dankbarkeit gedacht, als ich selbst viele Jahre später mich an Ort und Stelle

überzeugte, daß der Eindruck, den die berühmten Tempel machen, gar nicht besser charakterisirt werden könnte, als er es damals that. Freilich war er auch in Pästum in Gesellschaft der Archäologen Gerhard und Göttling, die ihm erläuterten, was diese grandiosen Reste bedeuteten. Auch sah er noch das einsame Pästum, die drei Tempel umgeben von Busch, Heide und Meer, in deren Nähe die Ziegen einer Hirtenfamilie und eingehegte Büffelheerden die einzigen lebenden Wesen waren, während jetzt alldort die Lokomotive zischt und man an Bahnhof und Restauration vorbei durch wohlgepflegte Artischockengärten wandelt. Auch Pompeji und Herculanum hat Rothe mit den beiden gelehrten Genossen besucht. Dennoch wurde ihm gerade die letzte Zeit dieses Aufenthalts besonders drückend. Aus der schwülen Hitze Italiens sehnte er sich nach Deutschland und nach Arbeit, ähnlich wie im letzten Jahre Schnorr, der meinte, es werde ihm eine Wonne sein, wenn wieder die erste Schneeflocke an seiner Wange zerfließe.

Als Rothe und Gattin Mitte August nach Rom zurück kehrten, fanden sie die Stadt von Bekannten ziemlich leer. Die Maler waren meist im Gebirge, Bunsen in Frascati, wo Rothe sich von ihm und Tholuck verabschiedete. An Bunsen selbst schreibt er am 18. August in der Nacht gegen zwölf Uhr noch ein herzliches Wort, in dem ein leiser Schmerz über die jüngsten Mißverständnisse nachzittert. „Nachdem ich von allen meinen Lieben in Rom einen wehmüthigen Abschied genommen, drücke ich Dir zuletzt aus der Entfernung herüber nochmals die Hand zum Lebewohl. Mein Herz, theuerer Bunsen, bleibt Dir gewiß. Mit meinem Kopf wirst Du wenig gewinnen können, und wirst ihn vielleicht hart schelten; verdamme deshalb nur nicht das Herz mit. Es zieht sich durch alle Freundschaft ein tragischer Ton hindurch, ohne die es keine wahre geben dürfte. Noch einmal sagen wir beide Euch allen aus voller Seele Lebewohl, so schwer sie uns auch heute ist. Gott segne Euch mit seinem Frieden und seiner Gnade! Ewig Dein R.“ Auch von München aus schickt er nochmals einen Gruß, der bezeugt, wie ihm in der Heimath das Herz aufgegangen sei. Dem Vater aber schreibt er: „Wir scheiden von Rom mit Dank gegen Gott und Mancher Liebe und Geduld ... Morgen früh um 4 Uhr fahren wir von hier ab über Perugia nach Florenz.“

Der Vetturino, den Rothe für die Rückreise gemiethet hatte, machte möglichst kleine Tagereisen, so daß die Abziehenden zum Abschied die Städte Italiens noch mit Muße betrachten konnten. Die Gegend von Otricoli bis Perugia entzückte sie, vor allem der Wasserfall von Terni. Auch die Kunstschätze von Florenz machten Rothe dieses Mal einen ganz andern Eindruck, ein Beweis, wie er in den vier Jahren innerlich gewachsen war. Aber das alles erfreute ihn nicht so, wie der Augenblick, da er in Bozen zum ersten Mal wieder deutschen Boden betrat und er die deutschen Gespräche hörte, unter denen sich

die Kirchgänger nach ihren Gotteshäusern drängten. „Es war mir," schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „als wäre ich über Nacht durch einen Zauberschlag in eine völlig neue Welt versetzt worden. Und diese Welt war meine Heimath und sie lag in strahlender Anmuth vor meinen Blicken." In München brachte er im Hause seines Julius Schnorr einige frohe Tage zu. Schnorr hatte inzwischen Marie Olivier, eine Verwandte, geheirathet, mit der Rothe's alsbald gute Freundschaft schlossen. Eine regelmäßige Correspondenz bezeugt, wie herzlichen Antheil Rothe an des Freundes weiterer künstlerischer Entwicklung, namentlich an dem Cyklus der Nibelungen nimmt, deren Fortschritte er in Cotta's Kunstblatt eifrig verfolgt. In Alexandersbad traf er sich mit den treuen Eltern und lag endlich, wie er an Schnorr schreibt, wieder in ihren Armen. Von Dresden aus, wohin er die Eltern begleitete, besuchte er seinen Freund Richter, der inzwischen geheirathet und als Zeichenlehrer bei der Porzellan-Manufactur in Meißen eine bescheidene Unterkunft gefunden hatte. „Richard Rothe," schreibt Richter in seinen Lebenserinnerungen, „besuchte mich mit seinem Vater, dem Typus eines altpreußischen Beamten, als dieser den von Rom gekommenen Sohn auf seiner Reise nach Wittenberg bis Meißen begleitete. Mir war es eine innige Freude den theuern römischen Freund wieder zu sehen, denn für mich waren diese „Römer" alle mit einer Lichtatmosphäre umgeben, im Gefühl der so glücklich mit ihnen in Rom verlebten Tage." Von Dresden ging es zu Hahn's nach Leipzig und froh der langen Wanderschaft entledigt zu sein, zog das Ehepaar um Michaeli in der alten Lutherstadt an der Elbe ein. Für die ersten Wochen nahmen Heubner's das junge Paar im Augusteum auf, dann bezogen sie die von den Verwandten für sie gemiethete Wohnung in dem Hause des früheren Kirchenhistorikers Schröckh. „Ich komme," schreibt Rothe, „also recht auf kirchengeschichtlichen Boden." Die Bücherkisten aus Rom waren, nur unbedeutend beschädigt, angekommen, für die übrige Einrichtung hatten Heubner und die Eltern gesorgt. Was fehlte, ersetzte der Vater in gewohnter Großmuth auf Weihnachten aus den Berliner Magazinen. In der saubern deutschen Haushaltung befanden sich die Heimgekehrten, nach der fast fünfjährigen italienischen Wirtschaft, nun doppelt wohl und alle ihre Briefe athmen Frohsinn und Behagen.

VI

Am Wittenberger Predigerseminare

1828 bis 1837

Rothe kehrte in die Heimath zurück in einer Zeit, in der die kirchlichen Fragen Preußen tiefer erregten als die politischen. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III. hatte sich zur Aufgabe gesetzt, den ungläubigen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, von dem sie die Revolution ableitete, aus Preußen auszutreiben. Die Herstellung eines würdigeren Cultus war des Königs eigenste Sorge, weßhalb er fortfuhr die Durchführung seiner Agende mit allen Mitteln zu erzwingen. Der Cultusminister von Altenstein glaubte in der Hegel'schen Philosophie das Mittel der Versöhnung von Glaube und Wissenschaft gefunden zu haben und sein Geheimerath Nikolovius zählte die Erziehung einer gläubigen Geistlichkeit unter seine Hauptaufgaben. Bei dieser Arbeit war namentlich auf das Wittenberger Predigerseminar und dessen pietistischen Ephorus Heubner gerechnet, an den Nikolovius immer wieder seine Hülferufe richtete. Ein König, der allen Predigern, die ihren Gemeinden die Agende nicht aufnöthigten, jede Zulage verweigerte, Geheime Räthe, die ihre Briefe unterzeichneten: „Ihr ergebener Bruder in Christo," ein Adel, der ganz offen den Pietismus darum förderte, damit es ihm nicht auch ergehe wie den französischen Baronen und Marquis, Pastoren, die in dem alten, bequemen Rationalismus fortlebten bis die Erfahrung sie belehrte, daß sie so nicht vorwärts kämen, worauf sie mit außerordentlicher Gelehrigkeit die Sprache Kanaans erlernten, das war die Physiognomie der Zeit, mit der Preußens traurigste Epoche begann. Wie es gemacht wurde, um eine durchweg rationalistische Geistlichkeit in zwei Jahrzehnten in eine pietistische zu verwandeln, liegt in der Correspondenz von Heubner, Kottwitz, Nikolovius, der drei Gerlache und des Grafen Einsiedel klar zu Tag und man begreift die Wuth der alten Rationalisten, die die Wirkung dieses Systems am eigenen Leibe empfanden und doch an die Wurzeln desselben nicht rühren durften. Gewiß wollte der Hof mit seiner Protection des Pietismus das Beste, aber das Resultat

war der Verlust des in den Freiheitskriegen gewonnenen Ansehens und statt der Austreibung des liberalen Geistes die Revolution.

In Wittenberg selbst herrschte einstweilen unter den Auspicien des alten Nitzsch und Schleußner nach wie vor der Rationalimus und noch im Mai 1831 schreibt Wichern, als er die Pfingstwoche in der Stadt verlebte, von vier Predigern, die er gehört, habe keiner eine rechte Pfingstpredigt gehalten. Traurig sei in Luther's Kirche sein Auge zwischen den Bildern Luther's und Melanchthon's hin und her gegangen, „denn wir hörten eine zu traurige Predigt, die ganz nach der neuen Zeit roch". Der alten Aufklärung eben so fern stehend wie der neuen Partei der Erweckung konnte unter diesen Umständen Rothe an dem sogenannten „kirchlichen Leben" sich ebensowenig praktisch betheiligen wie an dem politischen, das wesentlich von den Advokaten, Literaten und Stadtverordneten besorgt wurde. Er zog sich zunächst ganz auf seine Lehraufgaben zurück. Gab seine Biographie bis zur Rückkehr nach Preußen ein Bild des reichen geistigen Lebens in den drei ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, so ist seine Wittenberger Periode ein Stück Stillleben des deutschen Professors in einer vom geistigen Verkehr abgeschnittenen, in den Kriegsjahren stark zurückgegangenen und ziemlich todten Provincialstadt. Dennoch empfand das Rothe'sche Ehepaar zunächst nur die Befriedigung, dem Wanderleben entrückt und wieder im Kreise der alten Freunde geborgen zu sein, und namentlich für Rothe's Frau war die Rückkehr zu Mutter und Verwandten in der Vaterstadt ein großes Fest. „Ihr könnt Euch vorstellen, wie glücklich meine alte Lisel unter den Ihrigen ist. Je genauer wir Mutterchen beobachten, desto mehr haben wir Ursache, Gott zu danken, daß sie wirklich noch so unverändert ist. Sie ist aber jetzt auch ganz selig, und ihr ganzes Gesicht wird fröhlich, wenn wir in ihr Zimmer hereintreten." Die Familie ist zunächst Rothe's einziger Umgang, da ihn das Ausarbeiten seiner Collegshefte so in Anspruch nimmt, daß Heubner sogar für seine Gesundheit fürchtet. An Schnorr*) schreibt Rothe selbst am 1. April 1829: „Es ist uns bis jetzt im Ganzen sehr wohl ergangen . . . Im Innern hat es freilich bei mir bisweilen rechte Regen-, Nebel- und Gewittertage gegeben . . . Es ist doch eine eigene Sache um einen neuen Beruf, wenn man ihn sich zu Herzen und Gewissen nimmt. Dazu kam manchmal wirklich mehr Arbeit als meine Schultern auf einmal zu tragen wußten, so daß mir das, was mir sonst die höchste Freude ist, schier zur Last werden wollte . . . Glaube mir nur, theuerer Schnorr, ich habe gar oft an Dich, Deinen Nibelungen gegenüber, gedacht, wenn ich mit dem todten Stoff meiner Kirchengeschichte rang, ihn in mir zu lebendigem Bilde wiederzugebären, und ich habe Dich oft im stillen um die glückliche, wie es scheint, schmerzlose Leichtig-

*) Briefe an Schnorr. Königl. öff. Bibliothek Dresden. Schnorr's Correspondenz.

keit und Schnelligkeit beneidet, mit der in Dir der Reproductionsproceß erfolgt ... Bei dem allem kann ich doch Gott nicht herzlich genug danken, daß er mich von Berufswegen in die Sphäre des wissenschaftlichen Lebens gestellt hat, in der ich meiner ganzen Organisation nach mich eigentlich heimisch fühle, unvergleichlich mehr als in der praktischen."

Die Sorge, die Rothe gehabt hatte, es möchte die durch das römische Klima verwöhnte kränkliche Frau den norddeutschen Winter nicht mehr ertragen, erwies sich als unbegründet. „Der schöne weiße und männliche Winter" war statt der trüben römischen Regenzeit ganz nach Rothe's Geschmack. „Was Licht heißt," schreibt er im Februar, „kann man gar nicht ahnden, wenn man nicht an einem hellen Wintertage wie heute die Sonne auf eine solche blendendweiße, nur vom Horizont begrenzte Schneefläche hat scheinen sehen, und vollends, wie will man sonst eine richtige Vorstellung davon bekommen, welch ein unübertrefflich genialer Maler der liebe Gott ist, der mit einer einzigen Farbe eine solche großartige Landschaft hinzuzaubern weiß." Körperlich befanden die beiden Heimgekehrten sich sogar frischer als im Süden. Wie die italienischen Regimenter im russischen Feldzug am wenigsten gelitten hätten, meint Rothe, so habe auch sie der Süden unempfindlicher gegen die Kälte gemacht. „Wir fragen immer noch, ob denn die eigentlich kalten Tage nun nicht bald kommen werden?" Vor allem that Rothe nach dem gehetzten römischen Leben die große Ruhe und Freiheit wohl, deren er nunmehr sich erfreute. In Rom war der Gesandtschaftsprediger keiner Stunde Herr, — „mein Leben besteht aus unvorhergesehenen Abhaltungen," hatte er den Eltern einmal geschrieben. In Wittenberg stand dem Professor, sobald die Vorlesung gehalten war, der ganze Tag zu freier Verfügung. Dennoch war Rothe eine zu geistvolle und des geistigen Austausches allzu bedürftige Natur, um die Versetzung aus der Siebenhügelstadt in die preußische Festung Wittenberg nicht auch in vieler Beziehung als eine Verarmung zu empfinden. Es klingt wie ein pater peccavi, wenn er Bunsen schreibt: „Ich habe erst hier recht erkennen gelernt, was mir Rom gewesen ist." Zunächst erfuhr er, daß der brave Heubner kein Bunsen war und die Wittenberger Beamten keine Gesellschaft aus Caffarelli. So sehr er in Rom nach innen gelebt, der Herr Generalsuperintendent, der Herr Rendant und die Herrn Offiziere waren doch kein Ersatz für den glänzenden Kreis, an den er sich gewöhnt hatte. Vor allem aber war die Lutherstadt nicht Rom. Zunächst findet er sich darein mit Humor. „Das sehe ich wohl," schreibt er, „das Vaterland des Goldes ist unser ‚Dreckloch', (wie Luther es nicht unrichtig nennt,) Wittenberg nicht; dessen ungeachtet aber doch eine ‚gute' Stadt, in der man so ziemlich wie auf dem Dorfe leben kann." Auch die Verkehrsformen waren die bürgerlichsten. „Meine Frau," schreibt er einmal einem Collegen am Seminar, „hat den Einfall gehabt, Pfannkuchen zu backen. Sie würden uns ein Freude

machen, wenn Sie uns helfen wollten, diese corpora delicti aus dem Wege zu schaffen. Wollten Sie nicht heute Abend *nach* dem Souper zu uns kommen, um Ihre Anstrengungen mit den unserigen zu verbinden. Aber *im Schlafrock*; man kann sich sonst nicht bequem bewegen." Erfunden hat Rothe, wie wir ihn kennen, eine solche formlose Geselligkeit schwerlich. Die Besuche im Schlafrock werden eben zwischen den Seminarfamilien üblich gewesen sein. In den von Schenkel benützten Erinnerungen gibt Rothe auch geradewegs zu, daß der Abstand zwischen den römischen Jahren und dieser Gegenwart ihm doch empfindlich gewesen sei. „Wittenberg," schreibt er, „war die reine Prosa; an alles, was Kunst heißt, war dort kein Gedanke; die Natur ist gar kümmerlich. Das Einzige, was sie ein wenig hebt, ist der große Strom, die Elbe, aber seine Ufer sind kahl und flach und die Wittenberger Honoratioren zogen mich wenig an." Ein starkes Heimweh nach Bunsen stellte sich nur allzubald ein und die wiedergefundenen Brüder von ehedem wollen ihm gar nicht mehr munden. Auch empfindet er mit Unbehagen, daß er nicht ihre und sie nicht seine Sprache reden. Konnte man in den Lehr- und Wanderjahren Rothe's über eine allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Autorität der Umgebung klagen, eine Nachgiebigkeit, die ebenso auf seiner Bescheidenheit, wie auf seiner beinahe weiblichen Empfänglichkeit für fremde Einflüsse beruhte, so ist die Tapferkeit um so mehr anzuerkennen, mit der der nun zur Klarheit und Selbständigkeit Ausgereifte seinen Standpunkt wahrt. Und eine nicht gewöhnliche Festigkeit gehörte dazu, in dem von dem tyrannischen, leidenschaftlichen Heubner geleiteten Seminar, belagert von Stier, Tholuck, Hahn und wie viel Anderen, seine freie Theologie so offen zu bekennen und so schneidig zu vertheidigen wie er es that, ohne doch auch nur einen Augenblick seiner Losung untreu zu werden: „Christen streiten als stritten sie nicht." Als Tholuck auf der Rückreise von Rom im Juli 1829 in Wittenberg vorgesprochen hatte, lautete sein Bericht über Rothe an Bunsen kurz und gut: „Er war froh, seine Frau gesund, und die Seminaristen in hohem Grad dankbar für das, was ihnen in dem lieben Lehrer geschenkt worden."

Je mehr Rothe's Umgang sich auf die Familie beschränkte, um so schwerer traf es ihn, daß diese in den nächsten Jahren von mannichfachem Siechthum heimgesucht wurde; zunächst erkrankte Rothe's Schwiegermutter, Frau von Brück, an der Rothe selbst mit treuester Liebe hing. Charakteristisch für diese Zeit ist es, daß die Kranke, nachdem alle ärztlichen Mittel nicht verfangen hatten, es mit Sympathie versuchte. Noch unlängst hatte der Prinz Alexander Hohenlohe in Württemberg durch seine Wunderheilungen geglänzt. Pius VII. hatte achselzuckend gesagt: „Der wird schöne Wunder thun!" Heubner und Rothe dagegen ließen es zu, daß ihre Schwiegermutter die wunderbare Kraft eines Mesmer'schen Heilkünstlers versuchte, der jüngst von seinem Wohnsitz Stettin auf achtzehn Meilen Entfernung einer blinden Berlinerin das Augenlicht wieder-

gegeben haben sollte. „Einer der beiden verhängnißvollen Tage," schreibt Rothe, „ist schon vorüber, ohne irgend einige Besserung und der letzte entscheidende dritte, der 21., steht noch bevor." Auch der verstrich, und das arme „Mütterchen" ging an brandigen Wunden elend zu Grunde. Sie starb am 25. August 1832. Ihre beiden Söhne wurden eine Prophezeihung dessen, was Rothe's Frau, ihrer Schwester, bevorstand. Der eine starb nach langem, thatlosen Krankenleben in Rothe's Pflege an Verblödung des Gehirns, der andere beschloß sein freudloses Dasein im Irrenhause. Ihrer Schwester schien anfangs die Rückversetzung in den Norden und die gewohnte Umgebung gut zu bekommen, aber die schweren Erfahrungen rings um sie her zerrütteten sie auf's Neue. Mit scheinbarem Erfolge ließ sie sich seit 1833 homöopathisch behandeln, aber auch im folgenden Jahre heißt es wieder: „Meine Frau hat diesen Winter über sehr gekränkelt und ich habe manche sorgenvolle Stunde gehabt. Jetzt ist ihr Zustand gottlob wieder leidlicher." Aber am 29. Mai 1834 schreibt Heubner: „Louise leidet noch immer sehr an ihren Krämpfen und Nervenschwäche." Das Schlimmste aber war die zunehmende geistige Haltlosigkeit, in der sie sich von früh bis spät an ihren Mann klammerte, so daß Rothe in seinen Aphorismen in den vielsagenden Seufzer ausbricht: „Die Frau soll sich dem Manne, dessen Feld das Berufsleben ist, nicht als ein Bleigewicht an die Füße hängen, sondern als ein Fittich seine freie Bewegung beschwingen. Darin soll sie ihren schönsten Beruf sehen und ihre schönste Ehre*)." An einen solchen Aufschwung war aber bereits nicht mehr zu denken. Die Kranke verblieb in einem Zustand mißmuthiger Dumpfheit, bis auch sie schrittweise dem Schicksale ihrer Brüder verfiel. Bald nach der Schwiegermutter, im Februar 1833, verlor Rothe die eigene Mutter. Im Herbst 1832 hatten die Eltern die Urlaubszeit des Vaters noch völlig gesund in Wittenberg zugebracht, weil die Cholera eine beabsichtigte gemeinsame Reise in die sächsische Schweiz unmöglich machte. So kam der Schlag ganz unerwartet und traf Rothe schwer. Die geistvolle und verständige Frau war ihm trotz des religiösen Gegensatzes viel gewesen, wie er ja auch ihr hauptsächlich seine Begabung, seine sorgfältige Erziehung und die Hinlenkung auf geistige Interessen verdankte. Seit er selbst in Rom sich wieder auf sich besonnen hatte, war die letzte Trübung zwischen ihnen geschwunden, und er betrauerte ihr Scheiden und die Vereinsamung des alten Vaters tief. Dieser war völlig gebrochen. Nicht nur der Ton seiner Briefe, sondern selbst seine Handschrift verändert sich. Aber mit der Selbstzucht des alten Beamten nahm er sich äußerlich zusammen. Rothe und Frau eilten sofort nach Empfang der Todesnachricht nach Breslau, wie der Vater dringend begehrte. „Der Herr hat uns auf der ganzen Reise," schreibt Rothe an Heubner,

*) Einzelnes Blatt unter den Papieren Rothe's, im Besitz von Pastor Primarius Ahrends. Nr. 243.

„die schweren Stunden sehr erleichtert durch eine ernste, uns in unserem Schmerz nicht störende Reisegesellschaft*)." Den Vater fanden sie gefaßter als sie erwartet hatten, und da er eine Verwandte in's Haus nahm, richteten sich die Verhältnisse noch für eine Weile leidlich ein. Für Rothe erwuchs aus dieser Lage nunmehr die Pflicht, in den Urlaubszeiten des alten Herrn ihm Gesellschaft zu leisten, und seine eigenen Reisepläne ordneten sich forthin, zuweilen unter Widerspruch Heubner's und Louisens, denen des Vaters unter. Mehrmals bringt der Vater den Urlaub in Wittenberg zu, wo er dann bei dem Sohne Colleg hört und nach demselben zu seinem großen Genuß auf längeren Gängen in den Anlagen, mit denen der neue Landrath Wittenberg verschönert hat, das Gehörte mit Richard noch weiter verhandelt.

Da Leipzig so nahe war, kam Louisens Schwester Christel mit ihrem Manne häufig herüber, und trotz des verschiedenen theologischen Standpunkts entwickelte sich zwischen den Schwägern ein von beiden Seiten herzlicher Verkehr. Hahn's Briefe an Heubner lassen in das von dem älteren Schwager patriarchalisch überwachte Familienleben tiefer hereinsehen und wir begreifen, warum Rothe gegen Tholuck klagte, daß er in Wittenberg eingeschnürt sei und schließlich die Wegberufung nach Heidelberg als Erlösung empfand, während Hahn, der außerhalb des Schattens des großen Kirchenvaters lebte, sich seine Belehrungen und Einmischungen eher gefallen lassen konnte. Hatte er doch dem mächtigen Heubner seine ganze glänzende Laufbahn zu danken.

Hahn hatte als Candidat, wie Rothe selbst, nicht nur seine Theologie, sondern auch seine Frau aus Heubner's Händen empfangen, doch war Hahn's Christel eine sehr viel gesündere und resolutere Person als Rothe's Louise. Sohn einer dürftigen Cantorwitwe hatte Hahn mit Hülfe von Stipendien in Leipzig studirt und war dort dem Rationalismus verfallen bis ihm im Wittenberger Seminar Heubner zu seiner orthodoxen Theologie und in Christine von Brück zu einer frommen Frau verhalf. Als er 1819 auf Heubner's Empfehlung als Extraordinarius nach Königsberg geschickt wurde, waren seine Verhältnisse noch immer so dürftige, daß ihm seine Braut ihr Geld anbot, um sich dort zu etabliren**). Auf der Durchreise stellte er sich in Berlin den Staatsräthen vor, die er alle wohlgesinnt fand***). Namentlich Nikolovius ermahnte ihn, auf dem exponirten Posten tapfer auszuhalten, in dem Bewußtsein, daß auch in Berlin manche gute Seele für ihn bete. Nur fest solle er bleiben, dann werde Nikolovius alle seine Wünsche befriedigen. Ganz erfüllt ist Hahn von „dem herrlichen Neander", der auch an ihm solches Gefallen findet, daß er später wünschte, ihn für die alttestamentlichen Fächer nach Berlin zu ziehen,

*) An Heubner, Breslau den 22. Febr. 1833.

**) Hahn an Heubner, 19. Sept. 1819.

***) Hahn an Heubner, vom 18. August 1819.

da er zu Hengstenberg nie ein rechtes Zutrauen fassen konnte. Entgegengesetzte Pläne hatte Nikolovius mit ihm, der Hahn's Wunsch, seiner Predigtthätigkeit enthoben zu werden, um sich ganz der gelehrten Thätigkeit widmen zu können, rundweg abschlug. „Täglich," schreibt er an Heubner*), „bejammere ich den Mangel an Predigern, die erfüllt sind von Gottes Geist. Das Volk verschmachtet in der Wüste. Wer sollte dann nicht bedauern, wenn ein solcher Mann wie Hahn verstummt!" Im Gegentheil ernennt er den noch nicht dreißigjährigen zum Superintendenten und, um ihn der Bedrückung der anderen Ordinarien zu entziehen, bald auch zum Ordinarius. Die Sorge der Freunde war, wie Hahn sich zu dem enggeschlossenen Kreise der Königsberger Mystiker stellen werde, für die der Oberpräsident von Schön den Namen der „Mucker" aufgebracht hatte**). Diese Leute begrüßten den oktroyirten Vertreter der gläubigen Richtung sofort als einen der Ihren und Hahn berichtet auch, daß Prediger Ebel und Graf Kanitz, die Führer der eigentlich christlichen Kreise, ihn mit großer Liebe aufgenommen hätten***). Ebel muß im persönlichen Verkehr viel Anziehendes gehabt haben. Nicht nur seine Briefe machen einen guten Eindruck, sondern noch 1828 zeigt sich bei einem Zusammensein in Karlsbad Heubner völlig eingenommen für Ebel's erwecklichen Umgang, und es ist ihm sehr leid, daß sich der geplanten gemeinsamen Rückreise mit Ebel und Kanitz äußere Hindernisse entgegenstellen. Hahn dagegen ließ sich die Verwarnungen des Oberpräsidenten von Schön und des Bischofs Borowsky gesagt sein. Auch ist er selbst kein Freund der chiliastischen Träumereien, die in den Ebel-Schönherr'schen Erbauungsstunden eine Hauptrolle spielen. So findet er es unbegreiflich, daß Ebel in seinem Confirmandenunterricht mit den Kindern die Apokalypse liest, um ihnen ihre Gesichte zu deuten. Auch das lieblose Reden über die anderen Prediger stößt ihn ab. „Diese Leute†)," schreibt er, „meinen den Beruf zu haben und üben zu dürfen, die andern zu richten, als wäre ihnen die rechte Liebe noch nicht aufgegangen." Seine Stütze war zunächst Bischof Borowsky, der in den Tagen der Kriegsnoth Friedrich Wilhelm III. aufrecht erhielt durch seinen Zuspruch: „Ew. Majestät müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er geglaubt hat." Seitdem stand der Bischof fest im Vertrauen des Königs. Die Frommen erklärten Borowsky für zweideutig und unzuverlässig. In der That forderte er unter der Hand Hahn auf, er möge eine Schrift über das wahre

*) Nikolovius an Heubner, am 4. Juli 1821.

**) Daß Schön diese Bezeichnung der Pietisten selbst erfunden, wie Dixon, Seelenbräute, behauptet, ist unrichtig. Der Name war schon Voß geläufig, wie Görres' Satire in der letzten Nummer der Einsiedlerzeitung vom Jahre 1808 zeigt und kommt bereits 1748 in einer Tartuffe-Uebersetzung vor.

***) Hahn an Heubner, Königsberg, 9. Febr. 1820.

†) Hahn an Heubner, 1. April 1824.

Wesen der Frömmigkeit schreiben und den gnostisch-chiliastischen Ideen der Schönherr-Ebel'schen Sekte einmal ernstlich zu Leib gehn. Aber auch auf dieser Seite wollte es Hahn mit niemanden verderben. Was Hahn verweigerte, that dann Olshausen, der sich anfänglich eng an Ebel angeschlossen hatte, dann aber den Kampf gegen ihn aufnahm, der unter der leidenschaftlichen Theilnahme des Oberpräsidenten bald ganz Königsberg zerrüttete. Unter diesen Umständen kann man es Hahn nicht verdenken, daß er einen Ruf des Grafen Einsiedel nach Leipzig annahm und sich so den täglich widerwärtigeren Verhältnissen entzog. Aber für die Kreise Heubner's war das eine große Enttäuschung. Auch Rothe konnte diese Flucht vom Schlachtfelde nicht billigen. „Es will mir nicht gefallen," schrieb Richard dem Vater, „daß Hahn so wie die Katze vom Taubenschlag aus dem Preußischen abgezogen ist, wo man ihn wirklich auf eine sehr zuvorkommende und edle Weise behandelt hat. Eine kleine Züchtigung dafür wäre gar nicht so unrecht." Als sich dann in Leipzig nicht alles so gestaltete, wie Hahn erwartet hatte, und er zudem immer mehr in Schulden gerieth, schrieb er selbst: „Ich betrachte das alles als eine gerechte Strafe meines Undanks gegen Preußen, das mich über alle meine Verdienste auszeichnete und das ich dennoch verlassen konnte*)." Freilich sorgte er, daß die Strafe nicht ausblieb. Von dem orthodoxen Minister Einsiedel als Sturmbock gegen die Feste des Rationalismus an der Leipziger Universität herbeigeholt, glaubte er sofort bei seiner Disputation Farbe bekennen zu müssen, um das erschütterte Vertrauen seiner Partei zurückzugewinnen. Damit trug er denn den Unfrieden, der ihn aus Königsberg vertrieben hatte, selbst nach Leipzig hinüber. Seine Thesen behaupteten, der Rationalismus webe dem Christenthum sein Leichentuch. (Rationalismus parat funera Christianisimo.) Die Kirche habe stets den Rationalismus als ein ihr feindliches Princip betrachtet; der Rationalismus sei seinem Wesen nach Naturalismus und Deismus. Rothe hatte etwas der Art vorausgesehen und Hahn von Rom aus gewarnt, sich als Parteiführer in Leipzig brauchen zu lassen. Krug, ein alter Kantianer, trat dem Disputanten scharf entgegen und an die Disputation reihte sich ein hitziger Schriftwechsel, in dem Hahn ausführte, daß Rationalismus und Christenthum entgegengesetzte Principien seien und die Rationalisten sich nicht mehr christliche Lehrer nennen dürften. Die Rationalisten seien aus dem Kirchendienste zu entfernen, nicht indem man sie ausstoße, sondern indem man ihr Gewissen so aufkläre, daß sie von selbst gingen. So entfesselte er den sogenannten Rationalistenstreit, der die sächsische Kirche um so tiefer zerrüttete als in Sachsen die weitaus überwiegende Zahl von Geistlichen rationalistisch war. In dieser Fehde war es, daß der junge Privatdocent Karl Hase in Leipzig durch eine

*) An Heubner, 23. Nov. 1828.

anonyme Streitschrift: „Die Leipziger Disputation. 1827“ großes Aufsehen erregte und sich die Gunst des Weimarer Generalsuperintendenten Röhr erwarb, so daß dieser ihn nach Jena empfahl, was er nachmals bitter bereut hat. Hahn selbst meldet am 9. Juni 1827 an Heubner: „Der Verfasser der Leipziger Disputation ist ein Dr. Hase, früher in Tübingen, aber wegen demagogischer Umtriebe vertrieben, ein in seinem Wesen liebenswürdiger Mann, der mich früher öfter besucht hat und von dem ich selbst Gutes zu hoffen wagte. Wir schieden nach ernstem Gespräch nie ohne innerer Liebe Bewegung. Er ist allerdings der Verfasser der Dogmatik.“ Auch Rothe erhielt über diese bedeutendste Gegenschrift in Rom die Mittheilung, Hase gehe dem Schwager scharf zu Leibe, aber er war der Meinung, Hahn würde am besten gar nicht antworten; im Himmel sei längst ausgemacht, welcher von beiden Theilen obsiegen solle, und auf Erden habe Hahn ja einen sichern Rückhalt an dem Ministerium Einsiedel in Dresden. Hahn war nicht dieser Meinung und „der Rationalistenstreit“ stiftete um so mehr Verwirrung weil der einflußreiche Hofprediger Ammon bald herüber, bald hinüber seine Stellung nahm. Als Hahn 1829 der Facultät auch als Ordinarius oktroyirt wurde, schrieb Rothe, er würde dafür danken, mit derart erbitterten Collegen in einer Facultät zu sitzen. Hahn werde es jetzt wohl einsehn, wie thöricht er daran gethan habe, Preußen zu verlassen. In Berlin verfolgten die Freunde des Kronprinzen diesen Kampf mit großem Interesse. Sie spielten Hahn's Sendschreiben an den Rationalisten Bretschneider dem König in die Hände, der die Berufung des Verfassers nach Breslau befahl. Hier wurde Hahn sofort Rath im Consistorium und Mitglied der theologischen Facultät. An beiden Orten trat er dem Haupte des schlesischen Rationalismus, David Schulz, in ähnlicher Weise gegenüber wie in Halle Tholuck dem einflußreichen Gesenius. Als fester Vertreter der Politik des Hofs sowohl gegen die Rationalisten wie gegen die Altlutheraner, gelangte er mit der Zeit zu entscheidendem Einfluß. Von seiner These, daß die Rationalisten aus der Kirche zu entfernen seien, machte er zunächst die Anwendung, daß er als Examinator dafür sorgte, sie nicht hereinzulassen. So meldet er am 17. December 1836 an Heubner, daß er einen sonst wohl unterrichteten Candidaten wegen seiner deistischen Ansichten habe durchfallen lassen, obwohl er die Härte des Verfahrens wohl fühle, da der Mann sich doch diese Ansichten nur im Vertrauen auf Männer angeeignet habe, die ihm der Staat zu Lehrern bestellt. „Bei Andern,“ gesteht er, „wenn sie wissenschaftlich tüchtig und bescheiden waren, habe ich es nicht über mich gewinnen können, ihnen die Censur zu verweigern. Was würdest Du thun?“ Ohne Zweifel wird er von Heubner eine Billigung seines Verfahrens erhalten haben, wie Rothe dasselbe ebenso sicher mißbilligt hätte. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. blieb Hahn Herr des Schlachtfelds. Er wurde 1843 erst provisorisch, dann 1844 definitiv zum General-

superintendenten der Provinz Schlesien ernannt. Rothe stand mit seinem „Hähnchen“ auch nach Breslau in eifriger Correspondenz und das Verhältniß der drei Schwäger untereinander wurde durch die Verschiedenheit der theologischen Meinungen niemals getrübt. So schreibt am 22. September 1828 Hahn an Heubner: „Du schreibst von Todesgedanken und wir halten Gedanken des Lebens über Dich. Jedenfalls, mein Bruder, werden unsere Kinder nicht verlassen sein, die Deinigen nicht, so lang Deine beiden Schwäger Rothe und Hahn leben, die meinigen nicht, wenn Du und Rothe leben. Nicht wahr? Und der Vater im Himmel und der Herr, dem wir sie anvertraut haben.“ Leicht allerdings hatten es die jüngeren Schwäger mit Heubner nicht. Er war ihr Lehrer gewesen und spielte auch jetzt gern ihren Mentor. Rothe's Frau steht unter seinem besondern Schutz, in Rothe's Dispositionen mengt er sich gelegentlich unbescheiden ein und als Hahn zu kränkeln begann, setzt er ihn propter immodicum tori legitimi usum zur Rede. Auch darüber gibt Hahn gehorsam Auskunft*), denn es gibt nichts auf der Welt, worüber diese Leute nicht miteinander verhandelt hätten. So wundern wir uns nicht, daß sich Rothe aus dieser „Einschnürung“ zuweilen herausſehnt, und, so weit seine Kräfte es erlauben, versucht wider den Stachel zu löcken. In der ersten Zeit fand er übrigens Heubnern selbst in einer höchst weinerlichen und trostbedürftigen Stimmung. Außer seiner Kränklichkeit machte ihm seine Stellung zur Agendensache schwere Gedanken. Rothe brauchte die preußische Agende, wie er die Bunsen'sche in Rom gebraucht hatte, auch wenn er nicht mit allen Einzelheiten einverstanden war. Heubner dagegen nahm auch jetzt noch an der referirenden Formel Anstoß, mit der das Abendmahl gereicht werden sollte, da nach dieser das Abendmahl kein Bekenntnißakt sei und Ungläubige nicht deutlich genug zurückgewiesen würden. Als es sich nun darum handelte, dem greisen Nitzsch einen Coadjutor zu geben, der dann als Superintendent der Vorgesetzte Heubner's geworden wäre, hielt Hahn die Stellung des Schwagers für gefährdet, wenn er nicht in der Agendensache nachgäbe. Er schreibt ihm, ein rationalistischer Schulrath, so sage man, solle statt Nitzsch die Superintendentur übernehmen, für die Heubner wegen der Agenden-Differenzen sich nicht eigne. „Das wäre,“ schreibt Hahn, „doch höchst beklagenswerth; dann wäre die ganze Organisation des Wittenberger Kirchenwesens in solchen Händen. Da ist nun mein lebhafter Wunsch geworden, daß Du Dich entschließen könntest, eine von den Abendmahlsformeln, (denn darum kann es sich doch nur allein handeln, da ja fast Alles nachgegeben ist und es ziemlich beim Alten bleibt, ganz Unwesentliches abgerechnet,) welche zugegeben sind, zu gebrauchen**).“ Auch Rothe benützte seinen ersten Besuch in Berlin,

*) Hahn an Heubner am 22. Oct. 1823.
**) Hahn an Heubner 13. Oct. 1829.

um in diesen Differenzen zu vermitteln. In der That ist es zur Ernennung eines stellvertretenden Superintendenten nicht gekommen. Aber wie weit lag das Alles ab von dem Standpunkt Rothe's, der diesem Streit um Worte unmöglich mehr eine solche Bedeutung beilegen konnte. Unter diesen Umständen blieb zwar Rothe's Verhältniß zu Heubner ein persönlich theilnahmvolles, aber an einen intimen theologischen Austausch war, zumal bei Heubner's Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit, nicht zu denken. Seine eigentliche Meinung schließt Rothe nur in Briefen an den Vater, an Bunsen und etliche freier gesinnte Schüler auf. Keinem seiner Schwäger würde er bekennen, was er dem Candidaten Frühbuß gesteht: Auf das theologische ‚Nationale' lege er kein Gewicht, noch auf die Farbe seines Systems. Er frage nur, ‚ob der Mann ein Mann ist und ein Gemüth hat, in dem sich Sonne, Mond und Sterne der obern Regionen wiederspiegeln.' Hahn würde auch das Naturalismus nennen.

Von diesem freien Standpunkte aus beurtheilte Rothe die Candidaten, die er zum Amte vorbereiten sollte und ein Eingreifen in diesem Sinne war der Anstalt durchaus nöthig, da die Verhältnisse, namentlich durch Heubner's Schuld, völlig verfahren waren. Daß der alte Schleußner und Nitzsch nachgerade nur noch pro forma lasen, war der Partei der Frommen gerade recht. So schreibt der Pastor Pötzschke von Kaufungen am 5. März 1830 an Heubner: „Der Lehrerkreis ist nun durch Schleußner's Krankheit und Nitzschens Alter wohl meist auf Dich und den lieben Rothe beschränkt. Um so weniger werden Euere Schüler behindert in Glauben und Bekehrung." Aber diese Schüler waren zum Theil in Halle vorgebildet und fühlten sich durch die Pietisterei, die Heubner in der Anstalt anpflanzte, leidenschaftlich abgestoßen. „Die Spannung," schreibt Winckel*), „zwischen Gläubigen und Rationalisten hatte eine Schärfe erreicht, die in ihrer Unerquicklichkeit und Verderblichkeit kaum länger zu ertragen war. Jene, meist aus der Schule Neander's und Schleiermacher's von Berlin gekommen, hatten das stolze Bewußtsein, daß ihnen doch die Zukunft gehöre, daß der Rationalismus in den letzten Zügen liege; diese, noch ganz in den Anschauungen Gesenius' und Wegscheider's lebend, waren ihrer Vernünftigkeit und praktischen Tüchtigkeit gewiß und blickten lächelnd auf die besondern Andachtsübungen, die Conventikel und Absonderlichkeiten der Frommen hin. Es fehlte an jeder Vermittlung von höherem Standpunkte aus. Denn wenn der treffliche Heubner, dessen tiefer und reiner Frömmigkeit die Herzen offen standen, Herder doch ein ‚Großmaul' nennen konnte und Schleiermacher nur als Philosophen wollte passiren lassen, so blieben drüben und hüben schwere Zweifel ungelöst. ‚Der Alte' aber, der hochbetagte K. H. Nitzsch, stand jetzt außerhalb der die Zeit beherrschenden Gegensätze und war ohne Einfluß auf sie."

*) Gelzer's Monatsblätter, Juli 1869 f. f.

Verschärft wurde der Streit, als Nitzschens Schwiegersohn Stier, der aus dem Basler Missionshaus ausgeschieden, aber von der preußischen Regierung zum Kirchendienste nicht zugelassen worden war, sich mit Weib und Kind im Hause seines Schwiegervaters Nitzsch niederließ und sofort seinen „befestigenden Einfluß" auf die gleichgesinnten Seminaristen geltend machte. In dieser Nothlage hatten namentlich die liberalen Candidaten schon lange und dringend nach Besetzung der erledigten dritten Lehrstelle verlangt. „Endlich," schreibt Winckel, „Anfangs October 1828 kam Rothe, der kleine, gehaltene Mann, hielt seine Eröffnungsrede vor gespannten Ohren, begann seine Vorlesungen, zunächst über die Geschichte des christlichen Lebens, und lud ein zu seinen vertraulichen häuslichen Besprechungen und zu seinen Spaziergängen mit Einzelnen. Soll ich dem Eindruck Worte verleihen, den seine Erscheinung bald zu klarem Bewußtsein brachte, so muß ich sagen: es war ein glückseliger Mensch dieser Rothe, glückselig in der Einheit seines Denkens und Fühlens, in der thatsächlichen Ueberzeugung von der vollen Uebereinstimmung des Evangeliums mit jeder wahren Wissenschaft." Zwischen den Parteien nahm Rothe einfach seine Stellung als religiöser Mensch. „Noch höre ich ihn," erzählt Winckel, „mit welcher Klarheit er in einer der ersten Stunden ausführte, daß das Christenthum im Anfang gar nicht auf Auseinandersetzungen mit einer vorhandenen Wissenschaft und Bildung ausgegangen sei, daß es vielmehr sich selbst eine Wissenschaft geschaffen habe, die alle guten Errungenschaften der griechischen Wissenschaft in sich aufnahm." Vom Pietismus, meint Winckel, habe sich Rothe das Gute, Glaubensinnigkeit, Demuth und Eifer für Verbreitung christlicher Gesinnung, bewahrt. „Aber die Absonderlichkeiten, dieses exclusive Wesen, welches geflissentlich nach allen Seiten hin zu verstehen geben will: ich bin anders und denke anders als ihr, ich stelle mich nicht dieser Welt gleich, das hatte Rothe völlig abgestreift." Ja recht absichtlich habe er in größeren geselligen Kreisen stets den „Andern", die draußen sind, den nicht pietistisch Gerichteten, sich besonders herzlich hingegeben, sei auf ihre Gedankengänge eingegangen und habe vorsichtig jeden Schein der Absonderung gemieden. Den Gegensatz zwischen Altgläubigen und modern Gebildeten auszugleichen, hielt er für seine Aufgabe, wobei er nicht nur die Verstocktheit der Candidaten, sondern auch die der älteren Collegen zu bekämpfen hatte.

Unter denen, die im Gegentheil die Separation so streng als möglich aufrecht erhalten wollten, nennt Winckel neben Heubner vor allem Stier, der zwar nicht Lehrer am Seminar war, aber im persönlichen Verkehr stark, wie früher, auf die jungen Leute drückte. Der Sänger der Krokodilseier hatte sich vergeblich für Rothe's Professur angeboten und sich dann, unterstandslos, wie er war, mit Weib und Kind im Hause seines Schwiegervaters Nitzsch niedergelassen, wo ihn Rothe bei seiner Ankunft schon vorfand. So kreuzte er zum

zweiten Mal Rothe's Wege, aber den früheren Einfluß auf den Freund vermochte er nicht wieder zu gewinnen. Die Jahre, die Rothe benützt hatte, um sich zu befreien und geistig fortzuschreiten, hatte Stier dazu angewendet sich noch weiter zu verbilden. Als Rothe nach Rom ging, war Stier ohne Examen zum Lehrer am Schullehrerseminar in Karalene ernannt worden. Rothe hatte ihm, in ihrer damaligen Redeweise, noch von Breslau aus die Versicherung nachgeschickt, wenn er auch in Lithauen ihm ferner sei, so seien sie doch im Herzen des Heilands sich wieder ein Stück näher gerückt. Er hoffe auch, „daß ihr Bund darauf versiegelt sei, daß, so jemand von ihnen den Herrn Jesum Christum nicht lieb habe, derselbe Anathema Maharan Matha sei, daß der Herr aber selbst die Liebe zu ihm als heiliges Taufwasser ihres Bundes geben möge". Das theologische Examen wollte Stier jetzt nachholen, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, aber im letzten Momente zog er seine Meldung wieder zurück, da ihm sein Gewissen verbiete, eine Examenpredigt ohne Gemeinde zu halten. Statt dessen ließ er: „Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß im Ganzen und Einzelnen" drucken, in denen er seine Ahnungen eines tieferen Schriftsinns und seine Auffassung der alttestamentlichen Erzählungen als Weissagungen und Vorbilder auf Christus hin zum ersten Mal vortrug. Seine exegetische Voraussetzung ist: „Wenn das Alte Testament vom Neuen weissagt, so ist das Neue schon im Alten enthalten." Dazu kommt die schon den Alexandrinern geläufige Meinung, daß nicht nur ausdrückliche Verheißungen auf den Neuen Bund im Alten sich finden, sondern auch Vorgänge und Personen sind Typen, sachliche Weissagungen, und in diesem Sinne ist das ganze Alte Testament selbst eine Weissagung auf das Neue; es handelt sich nur darum, ob dieselbe auch schon seiner Zeit so verstanden worden ist? „Den Wesenswahrheiten nachforschend," so charakterisirt G. Frank Stier's Theologie, „und den Verheißungsklängen lauschend, findet Stier, daß der heilige Geist, der die Schrift eingab, die damaligen Leute nur als Vorbilder und Vorspiel künftiger Personen ansah. Die heiligen Autoren des Alten Testaments schauen aus der langen Nacht hinaus in den Morgen der Gnade. So ist in Melchisedek vorgebildet die ewige göttliche Natur des Verheißenen, im ägyptischen Joseph seine Erniedrigung und Erhöhung, in David und Salomo sein Leiden und seine Verherrlichung." ... „Das Volk Gottes ist Typus der Menschheit, der Zug desselben durch die Wüste ist ein Typus des eitlen Menschenlebens, in welchem so viele das Ziel der Ruhe Gottes nicht erreichen." Die sieben Bitten Jesu sind prophetische Typen auf die sieben Perioden der Kirchengeschichte und was des Aberwitzes mehr ist. Gleich dem Farbenspiel des Diamanten soll jedes Wort der Schrift einen Obersinn, Untersinn und Vollsinn haben, eine Theorie, die doch auch manchen Brüdern als Unsinn erschien. Selbst der Tübinger Steudel fand, daß Stier seine eigenen Gedanken als Erleuchtung von oben

verehre, Tholuck redete von einer neuen Kabbalah und später meinte der badische Pfarrer Keerl, daß Stier über seinem Bücherschreiben die Pflege der eigenen Seele versäumt habe. Sonst wurde das Buch in den sogenannten gläubigen Kreisen gut aufgenommen und Stier kam dadurch mit dem bei dem frommen Adel einflußreichen Prediger Ebel und dem inzwischen zum Professor in Königsberg vorgerückten Olshausen, den er schon in Berlin kennen gelernt hatte, in freundschaftliche Beziehungen. Mit dem Erfolge seiner Thätigkeit am Seminar glaubte Stier zufrieden sein zu dürfen, da er eine ziemliche Anzahl von Zöglingen in pietistische Bahnen gelenkt hatte. Anders freilich urtheilte die Regierung in Königsberg. Als Stier im Jahre 1827 von Basel aus um eine Anstellung in der Provinz Preußen bat, erhielt er den von dem Oberpräsidenten von Schön unterzeichneten Bescheid, man müsse auf sein Anerbieten verzichten, da er in Karalene in einer Weise gewirkt habe, die der Verbreitung wahrer Frömmigkeit nicht günstig gewesen sei. Auch seine Schrift „Andeutungen" charakterisirt Schön's Schreiben als willkürliche und in Tändelei ausartende Versuche, überall im Alten Testament Vorbilder Christi nachzuweisen, wobei er auch noch das Wohlgefallen daran für unzertrennlich erkläre mit dem christlichen Glauben. Die zum Bericht aufgeforderten Personen theilten daher die Meinung, „daß durch Ew. Hochwürden wider Ihren Willen Frömmelei statt Frömmigkeit gefördert werden könne, da solche Aeußerlichkeit von Menschen, denen der evangelische Geist fremd ist, zum Deckmantel der Herzensleere gemißbraucht zu werden und der gleisnerischen Kopfhängerei eigen zu sein pflegt". Ihn selbst scheint die Stimmung, deren Echo Schön's Schreiben ist, in Karalene nicht weiter berührt zu haben, da er nur in pietistischen Kreisen verkehrte, die in ihm eine Stütze ihrer Sache verehrten. Daß ein Theil der Prediger dem „Mystiker" die Kanzel verweigerte, war ihm weniger schmerzlich als daß er von einem tieferen Eindruck seiner Predigten immer weniger wahrnahm. So konnte er es nur als eine Erlösung betrachten, daß sein Freund, Professor Olshausen in Königsberg, den Missionsinspector Blumhardt in Basel dafür gewann, Stier als Lehrer an das Missionshaus in Basel zu ziehn.

Stier's „Andeutungen" hatten merkwürdiger Weise auf den Basler Pietismus einen großen Eindruck gemacht und die Direction des Missionshauses, die De Wette's Berufung beklagt hatte, sah es als einen großen Erfolg an, daß sie diesen hoffnungsvollen jungen Gelehrten für ihre Anstalt gewann. „Auch Sie," meldet Director Blumhardt an Heubner, „freuen sich mit uns, wenn ich Ihnen schreibe*), daß unser vielgeliebter Freund Stier unsere Vocation zu einer theologischen Lehrstelle an unserer Missionsschule mit Freuden angenommen hat. Das kräftige Zeugniß, das Sie demselben in Ihrem lieben Brief vom

*) Blumhardt an Heubner, Basel 22. Jan. 1824.

27. Mai gegeben haben und seine geistreiche Schrift „Andeutungen“ stimmten auf eine so beruhigende Weise überein mit dem, was ein theurer Freund (Olshausen) uns schon zuvor von demselben geschrieben hatte, daß unsere Direction einstimmig und mit hoher Freudigkeit unsern geliebten Mitarbeiter an diesem Werke auf Ostern berufen hat“ ... „Wir leben in einer wunderbar wogenden Zeit, und eilen raschen Schritts mächtigen Entscheidungen im Reiche Gottes entgegen. Wie lieblich geht doch da und dort die Sonne der evangelischen Wahrheit über Ihrem geliebten Vaterlande auf, während in unserer Schweiz der herrschende Unglaube ein wildes Verfolgungsfeuer anzuzünden versucht.“ Für Stier war der Ruf nach Basel eine höchst erfreuliche Wendung seiner Geschicke. Nun konnte er seine Ernestine heirathen, die ihrem Namen der „Aebtissin“ bald auch im Missionshause zu Basel durch ihre Beliebtheit bei Lehrern und Zöglingen alle Ehre machte. Im November 1824, als Rothe sein erstes römisches Jahr fast hinter sich hatte, zog das junge Ehepaar, das sich gleichzeitig mit den Rothe's verlobt hatte, über die Rheinbrücke in Basel ein. Hier konnte Stier nun auch ohne theologisches Examen am 13. Mai 1825 zum Prediger ordinirt werden. Das freundliche und bethuliche Wesen der reichen Basler Frommen, die ihm auch materiell vielfach unter die Arme griffen, war Stier sehr sympathisch. Auch mit den Zöglingen wußte er sich zu stellen. Aber die Arbeit war für den kränkelnden jungen Mann zu groß und er kam aus den Urlaubsgesuchen und Badereisen nicht heraus. Zu seinen Lectionen gehörte auch das Hebräische, das er nun wohl oder übel erlernen mußte. Bei seiner Phantasie konnte es nicht fehlen, daß er sofort wieder die größten Entdeckungen gemacht zu haben meinte. Nicht nur „viele merkwürdige Doppelsinne“ springen ihm in Jesaja in die Augen, sondern auch dafür, daß der jerusalemische und babylonische Jesaja ein und dieselbe Person ist, hat er die schlagendsten Beweise. „In den Jesaja habe ich tiefe Blicke thun dürfen, und namentlich einen sich selbst beweisenden, wunderbar aufgebauten Plan und Zusammenhang des Ganzen von Cap. 1—66 entdeckt, der alle neuere Kritik und Zerstückelung beschämt.“ Nicht ganz so ungetheilten Beifall, wie solche rettenden Thaten, fanden in Basel seine poetischen Bestrebungen, insbesondere seine „Umdichtungen“ Schiller'scher Gedichte in's Christliche. Jene Frau von Zeschwitz, die ihn einst seine liebtosen Predigten so „merkwürdig“ hatte entgelten lassen, hatte ihn ermuntert, die Schiller'schen Gedichte dadurch unschädlich zu machen, daß er sie christianisire. So fügte er seiner in Basel erscheinenden Sammlung „christlicher Gedichte“ eine Reihe von Umdichtungen hinzu, die er als die „eigentlichen Grundgedichte der Schiller'schen Verdichtungen“ angesehen wissen möchte*). Wie sehr sich Schiller verdichtet hatte und dem Verfasser der

*) Christliche Gedichte von Rudolf Stier. Basel bei Neukirch. 1825.

Krokodilseier dankbar sein muß für seine diesmaligen Kukukseier, mögen einige Proben zeigen. Die „Götter Griechenlands" lauten in Stier's christlicher Uebersetzung:

„Da ihr noch die eitle Welt regiertet,
An der Täuschung kind'schem Gängelband
Manch betrognes Menschenalter führtet,
Leere Wesen aus dem Fabelland,
Ach da euer Sündendienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

Die Resignation spricht nach der Stier'schen Taufe:

„Ich bin nicht mehr im Paradies geboren
Und Gottes Ebenbild."

Dem Pilgrim gibt Stier den Rath:

„Der du in des Lebens Lenze
Spielend flatterst, wandre aus,
Laß die kurzen Freudentänze,
Mach' dich auf in's Vaterhaus."

„Dieser Steg nur kann dich führen,
Und der Himmel über dir
Wird die Erde einst berühren,
Christus macht das Dort zum Hier."

Besonders schön macht sich das Mädchen aus der Fremde nach der Stier'schen Conversion:

Auf diesem Stern gefall'ner Kinder
Erschien im heil'gen Gnadenjahr
Der Zeiterfüllung für die Sünder
Ein Heiland mild und wunderbar.

Er war nicht aus dem Fleisch geboren,
Man wußte wohl, woher er kam,
Und seine Spur ist nicht verloren,
Seit er am Oelberg Abschied nahm.

Auch die „drei Worte inhaltsschwer" entgehen seiner Verbesserung nicht, denn

„Des Menschen Heil ist nicht wiedergebracht
So lang er noch die drei Worte veracht"

und

„Der Mensch neu erlangt, was der Fall uns geraubt,
Sobald er in Herzenserfahrung das glaubt."

In holprigen Hexametern erklärt uns der Verfasser auch, warum er in Versen Christo opfere. Er wolle damit gut machen, was er vordem in Versen ge-

kündigt. Damals „trieb alles in's Wort und machte sich klingbar". Dann schuf die Bekehrung eine Weile Stille.

„Bald jedoch wuchs aus der neuen Saat ein neues Gekräut auf,
Anderer Art, ein geheimeres Spiel des erwärmten Gemüthes."

Dieses „neue Gekräut" ist es, was er hier den Brüdern vorsetzte. Daß Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern und die „Wissenschaftliche Zeitschrift der Baseler Hochschule", die De Wette leitete, an diesem Gekräut keinen Geschmack fanden, und die liberalen Schweizer das ganze Unternehmen „stiermäßig" fanden, durfte den Verfasser nicht wundern, aber auch der Pietist Bahnmaier in Kirchheim unter Teck besorgte von der sich hier offenbarenden tändelnden Richtung Gefahren für das Missionshaus und der Königsberger Ebel mahnte Stier in einem sehr verständigen Briefe, er solle die Todten in Frieden lassen und bedenken, welche Feindschaft er ihrer Sache erwecke, wenn er einen so gesegneten Namen wie den Schiller's so läppisch angreife. Der fromme Frankfurter Schöff und Bibelübersetzer J. Fr. von Meyer wollte ihm die Götter Griechenlands preisgeben, die doch gerade ein Ausdruck einer religiösen Stimmung sind, die sich durch die mechanische Erklärung der entgötterten Natur verletzt fühlt. Dagegen andere Gedichte Schillers möchte Meyer als „äußerst charakteristisch für ein irdisch-tugendhaftes Gemüth" sich nicht antasten lassen. Was aber soll man dazu sagen, daß Männer wie Immanuel Nitzsch, Stier's Schwager, der poetisch veranlagte Tholuck, Fr. W. Krummacher, der Sohn des Parabeldichters, und besonders Schmieder, dem Bunsen freilich schon in Rom Mangel an Geschmack vorgeworfen hatte, den Umdichter mit Lob überschütteten und Schmieder aus Schulpforta meldete, sein College Lange sei nach Lecture dieser Gedichte in die begeisterten Worte ausgebrochen: „Der wird noch vieles thun!" Für die kommende Gesangbuchsreform war diese Probe des Geschmacks der künftig Maßgebenden von übler Vorbedeutung. Stier selbst hat auf seine poetische That viel gehalten und noch 1845, als er bei Langewiesche in Bremen neue „Gedichte, christliche und biblische" erscheinen ließ, macht der gereifte Mann auf die Umdichtungen von 1825 aufmerksam und sagt in ungebrochener Dichterfreudigkeit von seinen neuen Reimereien: „Findet man sie poetisch und erbaulich, wofür ich selbst sie natürlich halte, so könnte wohl bald viel mehr dergleichen folgen." Glücklicher Weise trat der vorausgesetzte Fall nicht ein. Schon durch diese poetischen Velleitäten hatte Stier seine anfänglich sehr angenehme Stellung in Basel erschüttert. Bald aber traten auch dogmatische Differenzen mit den Vätern des Missionshauses hinzu. Stier hatte sich ergrübelt, Christus habe *nicht* den ganzen Sold der Sünde bezahlen müssen, da der Fromme nie so viel leide wie der Gottlose, der sich zugleich verdammt fühlt. Wie Kollenbusch

und Menken hielt er nicht sowohl den Tod Christi, als sein Leben (die vita vicaria) für den Grund unserer Rechtfertigung. Darüber gerieth er in eine ächt scholastische Controverse mit den orthodox gerichteten Freunden des Missionshauses, indem er von jenem Satze aus die juristische Satisfactionslehre der alten Dogmatiker überhaupt bestritt. Die praktischen Väter des Missionshauses sahen vernünftiger Weise in diesen Fehden einen unnützen Zeitverderb, Stier aber, der seinen eigenen Einfällen immer mit gefalteten Händen und tiefer Erbauung gegenüberstand, schrieb an Schmieder: „Hier ist ein Geheimniß, in das auch die Engel zu schauen gelüstet.“ Auch seine Typologie begegnete Kopfschütteln, allein bald ging der junge Mann von der Vertheidigung zum Angriff über und warf dem Inspector Blumhardt vor, daß er zu viel Exegese und Systematik im Missionshause treibe und dadurch den Missionseifer der Zöglinge gefährde, während Blumhardt ihn bedeutete, zum Bücherschreiben sei das Missionshaus nicht der Ort. So hat Stier schon nach drei Jahren seinem Gönner Heubner am 11. Juli 1827 zu melden, daß er selbst seine Stellung am Missionshause gekündigt habe. „Neben andern Gründen,“ schreibt er, „die seinem Verbleiben entgegenständen und über die er besser schweige, sei für ihn entscheidend, daß man ihm seine literärische Thätigkeit verbiete, die sein höherer Beruf sei, obwohl sie in Basel weder Anerkennung noch Verständniß gefunden habe.“ In seinem glücklichen Selbstgefühle meinte er, man werde in Königsberg froh sein, ihn zurückzugewinnen, aber statt dessen erhielt er von der dortigen Regierung den schnöden Bescheid, daß man für Leute seiner Art überhaupt keine Verwendung habe. Nun hoffte er, sein Schwiegervater Nitzsch und sein Lehrer Heubner würden ihn auf einer sächsischen Pfarre oder am Seminar in Wittenberg unterzubringen wissen, aber für die Stelle am Seminar zog Heubner Rothe vor und wegen des Pastorats standen dem Manne, der nie ein Examen gemacht hatte, gesetzliche Hindernisse entgegen. Kurz, als die Kündigungsfrist abgelaufen war, hatte Stier trotz aller Bewerbungen keine Unterkunft. Wiederum erwies sich seine Heirath mit Ernestine Nitzsch als seine Rettung, indem er in deren Vaterhaus, der Superintendentur zu Wittenberg, für längere Zeit ein Asyl fand. Natürlich stand er hier auf Seite der Gruppe, die der alte General als seine Gegnerschaft ansah. Nicht in Nitzsch, sondern in Heubner verehrte Stier seinen geistlichen Vater. Auch mit Rothe erneuerte er die Freundschaft. „Am Palmsonntag 1829 predigte Rothe über die Demuth des Herrn in seiner ergreifenden Weise, so ganz in der Sache selbst stehend und aus ihr heraus redend,“ heißt es in Stier's Biographie. Ihm folgte Stier mit einer Passionsbetrachtung über das Thema: „was auf Golgatha geschah,“ und beide befriedigten den Heubner'schen Kreis. Stier selbst aber schrieb: „Rothe und ich sind von Herzen einig, und so wenig er namentlich von meiner ganzen exegetischen Richtung und Methode einsieht und gelten läßt — ich gebrauche seinen

Widerspruch gern als nützliche Prüfung." In der That hat Rothe über die flunkernden Geheimnisse des dreifachen Schriftsinns sehr abfällig geurtheilt. „Wenn einem," so schreibt Rothe in seinen Aphorismen, „die Bibel grundsätzlich der einzige Kodex der Erkenntniß ist, so kann es nicht fehlen, man muß auf eine spielende und buchstäbelnde Exegese gerathen und diese als die einzige Gnosis betrachten. So war es bei den Rabbinen, so ist es bei Stier." Endlich im Juli 1829 erhielt Stier durch Verwendung seines Schwiegervaters die Pfarrei Frankleben bei Merseburg und konnte nun in der träumerischen Muße des Landlebens seine Bibelforschungen, welches der Ober- und Untersinn der hebräischen Namen sei, auf wen die Männer und Frauen des Alten Bundes weissagten, ungestört fortsetzen. Daß ein gelehrter Gegner wie Abt Lücke in Göttingen seine Publicationen bitter tadelte, machte ihm nicht den mindesten Eindruck. Aber auch ein anerkannter Führer der Frommen, der Tübinger Steudel, schrieb ihm: „Ich möchte Sie wohl bitten, mit unbefangenem, unvorwitzigem Sinne die drei Capitel, welche die Erziehungsgeschichte der Menschen eröffnen, noch einmal zu lesen, und dann nach herzlichem Gebete sich zu fragen, ob Gott in den vorliegenden Worten dem kindlichen Sinne das konnte eröffnen wollen, was Ihre Ihnen als Erleuchtung von oben erscheinende Weisheit darin zu entdecken glaubt." Rothe hatte ihn schon 1823 gemahnt, daß „der Segen eines exegetischen Werks hauptsächlich von der scharfen Scheidung des göttlichen Wortes und Geistes von allem eigenen Geist, wenn er auch noch so geistreich wäre, abhänge". Aber Leute, die nach seiner Meinung im Reiche Gottes einen viel höheren Platz einnahmen, wie z. B. Olshausen und von Meyer, bestärkten ihn auf seinem verrückten Wege. So schreibt ihm Meyer: „Schiloh ist eine Worthieroglyphe. Juda heißt 1. Mos. 49, 9 ein Löwe. Wenden Sie nun V. 10 die Buchstaben von Schiloh um, punktiren Sie das Wort gehörig (Hallajisch, der Löwe = Messias) und wundern Sie sich! Sapienti sat." Kein Wunder, daß sich Rothe da an die Rabbinen erinnert fühlte und Tholuck von einer neuen Kabbalah redete, und welche Förderung die Wissenschaft von solchen „Forschungen" hatte, ist auch einleuchtend.

Doch waren diese Studien nur den stillen Stunden des Franklebener Pastorenhauses vorbehalten, deren es mit der Zeit immer weniger wurden. Vielmehr bleibt Stier das Urbild der Tausende, die ein erbauliches Herumreisen den ermüdenden Aufgaben des Amtes und Schuldienstes vorziehen, und lieber mit Salbadern von Ort zu Ort und Versammlung zu Versammlung ihr Brot verdienen als mit rechtschaffener Arbeit im Schweiß ihres Angesichts. Aus Halle, nach dessen Thurmspitzen Stier täglich hinübersah, war schon zu seiner Amtseinführung am 12. Juli 1829 der aus Rom zurückgekehrte Tholuck mit zwei Studenten erschienen; von Schulpforta hatte sich Schmieder mit zwei Naumburger Brüdern eingefunden und bald wurde Frankleben Mittelpunkt der

pietistischen Propaganda, ein Missionshaus im Heidenlande. Im Jahre 1830 gründete der Landgerichtspräsident Ludwig von Gerlach in Halle zu dem Bibelverein eine Missionsgesellschaft, deren Leitung Professor Guerike übernahm. Daß Bibelverbreitung und Heidenmission aber nur Mittel zum Zweck der pietistischen Propaganda waren, ist nicht zweifelhaft. Tischhäuser, Lehrer an der Missionsanstalt in Basel, schreibt in seiner Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands sehr offenherzig: „Die Missionsfeste waren Volksfeste, die zum Mittelpunkt zwar die Missionssache hatten, zum Zweck und Ziel aber vornehmlich die Erweckung und Anregung des geistlichen Volkslebens. ... Diese Missionsfeste wurden die mächtigsten Mittel, um den Samen des neuen Lebens in die Massen der Bevölkerung zu tragen. Die Leute kamen zu denselben von 6—10 Meilen weit zusammen, Pastoren aus den fernsten Gegenden begegneten sich hier." Rothe's Vetter Mänß und der von Heubner mit großem Mißtrauen aufgenommene Bischof Dräseke veranlaßten 1833 auch in Magdeburg ein solches Missionsfest, aber Rothe hielt sich fern und hat später diese pro ecclesia-Festivitäten einfach als Massenmüssiggang bezeichnet. Auf Stier dagegen konnte man bei jeder derartigen Versammlung zählen, und war er als Student ein burschenschaftlicher Organisator gewesen, so war er jetzt ein rühriger Agitator der innern Mission. Auch das „Werbesystem", das Rothe in Wittenberg so „fatal" gewesen war, kam jetzt erst recht zur Geltung. Im Pfarrhof zu Frankleben ging es stets aus und ein und Stier verzeichnete in seinem „Besuchbüchlein" nicht weniger als hundertundachtzig Besuche, die sich bei ihm in der kurzen Zeit seines Pfarramts in's Quartier gelegt hatten, wobei die Verwandten nicht eingerechnet sind. „Bald kam ein Soldat," erzählt seine Biographie, „ein Handwerksgesell, ein Gerichtsbote aus dem Kreise der Erweckten (darunter als Ausnahmen freilich auch solche, die sich später als Heuchler entlarvten), Landschullehrer, Mitglieder der Brüdergemeinde aus Herrenhuth oder Gnadenfrei, auch Katholiken, die in evangelischer Umgebung nachdenklich geworden waren und den rechten Weg suchten", dazu nicht wenige höhere Beamte wie Reg.-Rath Weiß aus Merseburg und Lancizella aus Berlin, auch Officiere aus der Umgegend und Hallesche Studenten. Auch Rothe's Verwandter, Kammergerichtsrath Le Coq, der bei der Bekehrung und sofortigen Versorgung des weiland „Rudolf von Fraustadt" eine Rolle gespielt hatte, überzeugte sich zuweilen persönlich, daß der junge Stier sich nunmehr die Hörner abgelaufen habe und eine zuverlässige Stütze der guten Sache geworden war, während seine Genossen auf den Festungen ihre Thorheiten büßten und noch immer neue „Jakobiner" dorthin abgeführt wurden. So oft Stier selbst drüben in Halle war, so oft kam der reiselustige Tholuck mit seiner Schwester zu ihm nach Frankleben, stets begleitet von einigen Studenten, die in die engere Kirche aufgenommen werden sollten. Stier war es auch viel werth, mit Tholuck sich

öfter traulich unterreden zu können. So schrieb er im Mai 1832 an Schmieder: „Da haben wir uns neulich auf einem Wege durch die jungen Aehren recht erquickt in Aussichten auf das tausendjährige Reich, die auch Tholuck immer lebendiger werden“ ... Aber nicht minder freute es Stier, sich mit den Studenten, zumal wenn diese allein kamen, über ihre Studienpläne und jugendlich unbefangenen Anschauungen zu unterreden; „da kann ich dann,“ schrieb er an seinen Vater, „ganz privatim Professorenwerk nach meinem Sinn verrichten“. Bei wem sie in Halle hören sollten, bei wem nicht, war natürlich ein Hauptgegenstand der Berathung. Auch Schweizer, Badenser, Deutschrussen und Erweckte von überallher, suchten ihn auf und als man einen Bauern fragte, wie ihm der Frankleber Pastor gefalle, gab der zur Antwort: „So weit ganz gut, aber das weiß Gott, Vettern hat er in der ganzen Welt.“

Nach Wittenberg kam Stier nun seltener. Um so häufiger erschien Tholuck; er ist ein ständiger Gast des Seminars, der sich immer wieder bei Rothe in's Quartier legt und an dessen geistiger Lebendigkeit Rothe auch stets große Freude bezeugt. Aber die frühere Unterordnung Rothe's hat mit den Jahren einer völlig bewußten Ueberlegenheit Platz gemacht. Namentlich wissenschaftlich nimmt er den Collegen mehrmals scharf in's Gebet. Es ist sogar immer ein Anflug von Ironie bei allem, was Rothe von Tholuck schreibt. „Sie verstehen sich vortrefflich, indem sie sich bestreiten.“ Einer Epistel an seinen Schüler Frühbuß legt Rothe nicht ohne spöttischen Seitenblick einen „salbungsvollen“ Brief Tholuck's bei und rechtfertigt sich, daß er so ohne alle Salbung zu reden pflege. „Christliche Freunde,“ meint er, „sollen einander ja wohl Prediger und Seelsorger sein, und einander erfrischen . . . aber ist Ihnen nicht auch so, wenn Ihnen ein christlicher Freund die Hand drückt, daß Ihnen dieses stumme Zeugniß eine beredtere Paräneſe ist als eine lange Auseinandersetzung . . . Mir geht das nun einmal nicht von statten; mich erbaut der Freund im Priesterrock nicht, sondern ich bitte ihn allemal, den schwarzen Rock abzulegen und sich vertraulich zu mir hinzusetzen.“ Kam Tholuck nach Wittenberg, so verfehlte er nie, unter Heubner's Zulassung, eine Erbauungsstunde mit den Seminaristen zu halten oder wohl auch vor Beginn des Unterrichts die Erweckten zu einer solchen auf seiner Stube zu vereinigen. Rothe erzählt darüber, die Art sei immer besonders feierlich gewesen, wie Tholuck das Katheder bestieg, seine Perrüke glatt strich und die Brille zurecht rückte, um dann halb schulmeisterlich, halb salbungsvoll zu den Candidaten zu reden, alles sehr würdig, aber nachmachen, meint Rothe, könne er das nicht. Im Uebrigen fand auch Rothe den Freund seit seinem römischen Aufenthalte ruhiger geworden. „Die Jahre,“ schreibt er, „haben ihn abgeklärt und ihn viel reifer und milder werden lassen.“ Tholuck hatte nach seiner Rückkehr aus Rom in Halle mit dem wegen seiner separatistischen Umtriebe aus Weimar vertriebenen Gebetsdoctor Valenti ein gemeinsames

Haus bezogen*), aber bald, im Juli 1829, trat der „große Cölibatär", wie er sich gern nannte, in die Ehe. „Stier's und Tholuck's gemeinsamer Freund Rennecke," erzählt Tholuck's Biograph Witte, „führte Tholuck mit der bestimmten Absicht in das Haus seiner Schwiegereltern, daß derselbe sich Jettchen darauf ansehen sollte, ob sie für ihn passe." Jettchen selbst hat Tholuck später bekannt, in Folge der Lecture seines Buches über die Sünde habe sie Gott inbrünstig gebeten, ihr den Verfasser zum Manne zu verschaffen. So kam Tholuck's Verlobung mit der Tochter des Halleschen Stadtraths Heydrich zu Stande. Die „christlichen Kreise" in Berlin billigten aber Tholuck's Verhalten nicht. Gerlach's Schwester Grolmann schrieb an Luise von Gerlach in Halle: „Für Tholuck kann ich mir gar keinen Segen für seine Verbindung denken; er ist doch wohl sehr leichtsinnig und mit Uebertäubung seines Gewissens hereingegangen. Ist denn seine Braut ein christliches Mädchen? Du wirst sie nun wohl kennen, bitte schreibe mir doch davon. Ich weiß so wenig und es interessirt mich doch sehr." Ganz unbegründet waren die Einwürfe der Gerlach'schen Damen nicht, denn der junge Ehemann schrieb selbst an Bunsen schon in den Flitterwochen, er könne nicht sagen, daß er geheirathet habe, „weil er sein Ideal gefunden, sondern weil er aufgegeben habe es zu suchen". Rennecke's Heirathsstiftung hatte auch keinen besseren Erfolg als die Heubner's, nur daß Rothe länger litt und geduldiger. Die junge Frau hatte die Schwindsucht. „Das lange Siechthum seiner Frau," schreibt sein Biograph, „hatte für Tholuck etwas außerordentlich Peinigendes. Es war und blieb ihm allezeit entsetzlich schwer, körperlich Leidende um sich zu haben und Geduld mit ihnen zu tragen." Aber schon im Februar 1831 löste der Tod die Ehe, in der Tholuck so wenig Befriedigung gefunden hatte. Er meldet das Abscheiden der Gattin den Wittenberger Freunden mit den Worten: „Ich konnte sie nicht zu mir herab, sondern nur mich zu ihr hinauf wünschen**). Ja, wenn ich ein Werk in Selbstverläugnung übe, so ist es das, was den Andern Genuß ist, daß ich im Glauben das Leben trage, was mir um seiner selbst willen von den frühsten Jahren der Kindheit an, nicht eine Lust sondern eine Last war. Oh wie wenig ahnen andere Menschen, was die eigentliche Bürde und der schwerste Kampf ist, den einer kämpft. Für mich ist es der, daß ich in den stillen Stunden mich trage und überwinde . . . Es nimmt mich oft wunder, daß Andere so wenig vom Geist der Empörung im eigenen Herzen wissen. Bei mir nimmt fast alles Böse den Charakter der Empörung an, und mein höchster Sieg ist der, daß ich die Empörung besiege und sein gnädiger Geist mein aufrührerisches hartes Herz weich macht und in Thränen auflöst . . . Ich bitte Rothe brüderlich zu

*) Guericke an Heubner, 17. April 1829.

**) An Heubner. Halle, 24. Februar 1831.

grüßen und auch in meinem Namen die Nachricht mitzutheilen." Sein Leben aber wird nun noch unruhiger und gehetzter.

Während Tholuck mit nervöser Hast sich aus einer Fehde in die andere warf, hielt Rothe eine durchaus zurückhaltende Stellung zu den pietistischen Agitationen ein und es fiel ihm gar nicht mehr bei, sich diesen Größen des Reichs blindlings, wie früher, zu unterwerfen. Gerade das rechnet er zu dem Segen seines römischen Aufenthalts, daß er „Freiheit von dem eigenthümlichen Colorit irgend einer der besondern Richtungen und eine gewisse Selbständigkeit seiner Ueberzeugungen und Ansichten" gewonnen habe. „Soll ich die Wahrheit sagen," schreibt er in seinem ersten Briefe an Bunsen, „so ist mir manchmal etwas wunderlich zu Muthe, fast als ob ich draußen in der Fremde meine eigene Muttersprache verlernt hätte, und mir anderer Leute Gedanken erst mühsam wie aus einer fremden Sprache in die meinige übersetzen müßte. Es denkt und spricht alles, was sich zu Christo hält, so gar über Einen Leisten und in Einer Terminologie, daß ich immer besorgen muß, mich, der ich nun einmal diese besondere Sprache nicht reden kann, oder richtiger nicht reden darf, werde keiner verstehen; und auch die scharfe Kluft, die nach der öffentlichen Meinung zwischen den Gläubigen und den sogenannten Rationalisten befestigt ist, gemahnt mich bis jetzt immer noch als ein bloßes Gespenst, da in meinem individuellen Gesichtskreise alles von Mittelgliedern zwischen diesen beiden Seiten wimmelt ... Ich sehe eben überall Parteien, und wo etwas Partei geworden ist, da ist gewiß die reine d. h. die ganze Wahrheit nicht. Kurz, lieber Bunsen, ich halte noch recht fest an der Geistesgemeinschaft mit Euch lieben Römern, und die scheinbare Fülle christlicher Gemeinschaft im Vaterlande hat mir unsere scheinbare Armuth daran in unserem typischen Babylon noch keineswegs unentbehrlich gemacht." Eine Predigt, die den Grund und Quell seines Daseins wirklich berührt hätte, hat Rothe, seit er in Wittenberg ist, noch nicht gehört. Das Licht, das er von Freunden wie Stier und Heubner preisen hört, erscheint ihm nicht wie das natürliche Sonnenlicht, sondern wie eine Rauch- und Feuersäule oder als eine Art von Meteor, das sich am Horizonte hin und her bewegt. „Dabei kommen dann freilich oft abenteuerliche Gestalten des Christenthums heraus, statt der schlichtesten, reinen Menschlichkeit, wie sie nach Christi Vorbild sein sollten." Er aber ist fest entschlossen, sich dieser Parteiherrschaft nicht mehr zu unterwerfen. „Und wenn sich alle auf den Kopf stellten," schreibt er dem Vater, „ich ziehe keine Uniformjacke an, so lang ich noch das Attest über meine Untauglichkeit zum Königlichen Militärdienst habe." Das pietistische Kliquenwesen, das ihn vor seiner Uebersiedelung nach Rom selbst beherrscht hatte, beurtheilt er nunmehr mit kühler Objectivität. „Esprit de corps läßt sich gar leicht erzeugen, wenn man den Hochmut zu Hilfe nimmt," schreibt er einmal. Er hatte es erfahren, aber die Erfahrung hatte

ihn auch immun gemacht gegen jede neue Ansteckung. So mild er sich ausdrückt, das geht doch aus allen seinen Briefen hervor, daß er nach der Rückversetzung aus der geistig belebten Atmosphäre in Rom, die Luft in der alten pietistischen Umgebung nicht mehr erträgt. „Unsere liebe, deutsche Theologie und Religiosität," schreibt er dem Vater, „schmeckt mir manche Tage gerade wie der Scirocco. Lebensluft ist viel zu wenig darin, und sonderbar, was ihr warm schmeckt, schmeckt mir gewöhnlich kalt, und umgekehrt. Ich behalte aber meine Weisheit fein für mich." Selbst gegen Heubner ist an Stelle der früheren Unterordnung eine vorsichtige Zurückhaltung getreten. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Ich will auf die meinige schon eifersüchtig bleiben, und wo nur irgend etwas als Partei auftritt, da sollen sie mich gewiß nicht dazu bekommen." So kam es, daß er mit Heubner weniger intim verkehrte, als nach den verwandtschaftlichen Beziehungen zu erwarten gewesen wäre, und Rothe glaubt bei seinem Abschied von Wittenberg in einem herzlichen Briefe den Schwager um Vergebung bitten zu müssen, daß er ihm so wenig gewesen sei und so viel versäumt habe, nicht aus Mangel an Verehrung, sondern, weil er die Glaubensdifferenzen selbst stark empfand und überzeugt war, er in seiner Schwachheit und Armuth könne dem Starken doch nichts sein. Den wahren Grund der Scheidung von den alten Freunden freilich spricht er nur im Vertrauen dem Vater aus. „Woran ich mein Leben lang von Zeit zu Zeit zu nagen haben werde, ist ganz unabhängig von meinen äußerlichen Verhältnissen, der Verdruß über die wunderliche Weise, auf die die Meisten sich stellen, wenn sie mit den göttlichen Dingen umgehn, über die unselige Sitte, sich in eine bestimmte Manier hineinzugewöhnen und in ihr abzuschließen, alles zur Parteisache zu machen und ihre Bedürfnißlosigkeit nach Erkenntniß und Besitz der ganzen Wahrheit. Daraus entsteht denn unter Alten und Jungen eine babylonische Sprachverwirrung, bei der keiner mehr einen andern versteht als sich selbst und den Häuptling des Fähnleins, zu dem er gehört." In dieser Gemüthslage wurde es ihm leicht, zu den Rationalisten am Seminar, die er als Candidat so heftig bestrittten hatte, ein völlig friedliches und freundliches Verhältniß zu finden, obgleich die Stimmung zwischen Heubner und dem alten General nicht besser geworden war. Noch kurz vor des Letzteren Tod schreibt Hahn am 18. November 1831 an Heubner: „Die Erfahrungen in dem Verhältniß zu dem alten Nitzsch sind sehr betrübend, aber doch sehr natürlich; der Herr wolle und wird Dir in Gnaden Geduld geben; durch diese wirst Du überwinden und alles auch erträglicher finden." Rothe betheiligte sich an diesen Zänkereien nicht. Er spricht von Nitzsch und Schleußner nie anders als im Tone einer verehrungsvollen Pietät. Unter seiner herzlichen Theilnahme feierte am 9. Mai 1831 der alte „General" sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Er starb im folgenden Jahre, nachdem ihm Schleußner bereits zu Anfang des

Jahres 1832 im Tode vorangegangen war. Heubner wurde nunmehr erster, Rothe zweiter Director und bald darauf Ephorus der Anstalt. Auf Rothe's eigene Stelle wurde der Berliner Privatdocent Lommatzsch ernannt. Da derselbe dem pietistischen Ringe fern stand, hatte er in seinem Begrüßungsschreiben an Rothe einige Bedenken geäußert, die Rothe nicht nur in seiner Antwort mit seiner vollen Liebenswürdigkeit beschwichtigte, sondern er erklärte auch gradezu: „Die Einerleiheit der Geister ist gar nicht mein Geschmack, im Gegentheil, ich habe eine kindliche Freude an der reichen Mannichfaltigkeit der Bildungen der Hände Gottes auf dem Gebiet des geistigen Lebens." Wenn nur etwas von dem alten Spruche in Lommatzsch anklinge, daß alles zugleich göttlich und zugleich menschlich sei, würden sie sich schon verstehen, und im Uebrigen dürfe der neue College sich zum voraus bei ihm auf allerlei Ketzereien gegen die in Kirche und Wissenschaft symbolisch gewordenen Ansichten gefaßt machen, auf exegetische so gut als auf dogmatische. Auch wurde das Verhältniß zu Lommatzsch nicht nur ein äußerlich collegialisches, sondern auch ein durchaus freundschaftliches und behagliches, wie die Abendzusammenkünfte „im Schlafrock" zeigen.

Wie zu den Collegen in Wittenberg, so fand Rothe auch in Berlin zu manchen Personen, gegen die er sich früher lediglich ablehnend verhalten hatte, eine bessere Stellung. Er benutzte sofort die ersten Weihnachtsferien 1828 zu einer Reise nach der Hauptstadt, namentlich auch um ganz unbegründete Gerüchte über seinen Gesundheitsstand zu widerlegen, die auf Bunsen's wohlmeinende Geschäftigkeit sich gründeten; denn um für Rothe's Frau ein Badgratial herauszuschlagen, hatte Bunsen behauptet, Rothe selbst bedürfe einer Kur. Berlin freilich wollte ihm auch jetzt „nicht schmecken". Aber er überzeugt sich, daß man im Ministerium ihm wohl will. „Sonderbar genug, daß gerade diejenigen Herren, von denen ich es am wenigsten erwarten konnte, mich am allerherzlichsten und offensten aufgenommen haben, namentlich der so verschrieene (freisinnige) Propst Neander." Auch die Versetzung an eine Universität bot man ihm an, doch zog er selbst die Seminarstelle vor, an der er weniger zu lesen brauchte und sich darum gemächlicher in die Wissenschaft einarbeiten konnte. Den Vater, der wünscht, er möge sich berufungsfähig machen, indem er zum Doctor der Theologie promovire, tröstet er, man werde ihm gegebenen Falls den theologischen Haarbeutel schon honoris causa anhängen, aber sein Wunsch gehe gar nicht dahin, das Seminar zu verlassen. Von einem Besuche bei Schleiermacher hören wir nicht, wohl aber beklagt sich Schleiermacher bei Finanzrath Semler, daß ihm Rothe so fern rücke*). Bei Altenstein dagegen hatte der neue Professor sich vorgestellt und der Minister schreibt an Heubner: „Herrn Rothe habe ich das

*) Semler an Heubner, 27. Juli 1830.

Vergnügen gehabt, hier zu sehen*), und mich auch des frischen Muths und der Heiterkeit gefreut, mit welcher er seine dortige Stellung bekleidet. Er wird gewiß, vereint mit Ihnen, segensreich für die Anstalt wirken." Dabei kam Rothe auch in die Lage, Heubner's hypochondre Grille zu zerstreuen, als ob man in Berlin gegen ihn, wegen seiner Opposition gegen die Agende, verstimmt sei**). Man war dort selbst unglücklich genug über des Königs verhängnißvolles Steckenpferd, und da Heubner schließlich auf Hahn's Drängen im Gebrauch der vom König beliebten Spendeformel einige Concessionen machte, galt der Streit mit ihm für beigelegt. Nikolovius wurde der Seufzer zugeschrieben: „Viele Menschen sind durch die Agendensache schlecht geworden, viele werden durch sie noch unglücklich werden." Dazu kam die Befürchtung, der König werde zu dem Agendenstreite der preußischen Kirche auch noch einen Symbolstreit bescheeren. — So schreibt Schleiermacher am 18. November 1830 an Gaß: „Leider ist zu fürchten, daß alles (Bemühen für den Frieden) nichts helfen wird, denn es gibt allerlei Spuren (doch laß es ganz unter uns bleiben), daß der König wieder selbst und allein an einem neuen Symbol arbeitet. Wie er nur in diesem Augenblick allgemeiner Unruhe Zeit und Lust zu dergleichen hat! Gott gebe, daß es sich wieder verzieht, sonst bekommen wir den ganzen Tanz noch einmal und schlimmer als bei der Agende."

Andere Neuigkeiten waren für Rothe erfreulicher. Von den römischen Bekannten fand er in Berlin die Generalin Dörnberg bei Gröben's vor, die ihm einen Brief von Professor Gerhard übergab, mit dem er zuletzt in Pästum zusammen gewesen war. Der Brief berichtete von einer neu geschlossenen Herzensfreundschaft zwischen dem Kronprinzen und Bunsen, der den hohen Herrn in dessen Wagen bis Verona begleiten durfte zu seiner höchsten Zufriedenheit. „Mein Contentement," setzt Rothe, der alte Gegner Berlins hinzu, „wird auch beginnen, wenn ich wieder im Postwagen sitze und Berlin hinter mir habe." Von der Rückreise selbst freilich schreibt er dann, er habe die Sylvesternacht recht kalt auf dem Postwagen zugebracht, doch in dem dankbaren Gefühle, das Neujahr wieder in der Heimath zu feiern.

Wie zu den Berliner Vorgesetzten, so fand Rothe auch zu dem 1832 an Stelle von Nitzsch zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen berufenen großen Kanzelredner Dräseke ein freundliches Verhältniß. Als Berliner Student hatte Rothe die ihm vom Vater verehrten Pracht- und Prunkreden des Bremer Pastors bitter getadelt und in die Synagoge verwiesen. Auch der liberalisirende Schimmer, der Dräseke's Namen umgab, war ihm unsympathisch. Dräseke hatte in seinen „Predigten über Deutschlands Wiedergeburt" das Wort des

*) Altenstein an Heubner, 6. Jan. 1829.
**) Thiele an Heubner, 26. Jan. 1829.

Apostels, „nun ist hier kein Knecht mehr", den Fürsten entgegengehalten: „Wir sind eurer nicht müde, nur mündig möchten wir werden." Dafür hatte ihn der Bundestag der besondern Aufsicht des Bremer Senats empfohlen. Merkwürdiger Weise aber hatte sich Friedrich Wilhelm III. von Dräseke's Predigten „vom Reiche Gottes" so angesprochen gefühlt, daß er den freisinnigen Theologen, der Rationalist in Herder's Sinn war, zum Generalsuperintendenten von Sachsen ernannte. Der Jammer im Heubner'schen Kreise war groß und Rothe hatte seine liebe Noth, den völlig geknickten Schwager zu stützen und zu trösten. Auf der andern Seite goß Emil Krummacher Oel in's Feuer. „Meines Vaters Verhältniß zu Dräseke," schreibt Krummacher an Heubner*), „ist zwar äußerlich freundlich, aber was ihre Predigtweise betrifft, so ist Dräseke ein schön gebautes Theater, mein Vater ein gothischer Dom. Dräseke gibt Conditorwaaren, mein Vater Hausbrot, Dräseke ist ein entsetzlich geschminkter Mensch, aller Einfalt entfremdet und darum gibt er sich nicht, wie er ist, sondern tritt immer in der allergewöhnlichsten Bemerkung, die er macht, auf die Zehen und sieht dabei aus so süßlich wie Runkelrübenzucker." Der leidenschaftliche Heubner empfand es denn geradezu als eine Entwürdigung, in diesem Schönredner seinen künftigen Vorgesetzten verehren zu sollen, und es war ihm eine ernste Gewissensfrage, ob er sich von ihm in seine Stellung als erster Director an Stelle des alten Nitzsch dürfe einführen lassen? „Wie es hier zugegangen bei unseres Heubner's Einführung und Dräseke's Anwesenheit," schreibt Rothe an Hahn, „wird Dir Volkmann umständlich berichtet haben. Mir ist ein rechter Stein vom Herzen, nun ich Heubner über diesen Berg hinübersehe, und er nach geschehenem Schritt ruhig und guter Zuversicht ist. In den letzten Tagen vor Dräseke's Herkunft war der gute Bruder ganz zu Boden geschlagen von innerer Unruhe und Angst. Aber Gottlob, wie wir auch vertrauten, das ging vorüber, als es zur Sache selbst kam. Dräseke hat hier auf uns alle einen sehr gewinnenden Eindruck gemacht, und er hat wohl Aller derer, die mit ihm in Berührung gekommen sind, Herzen mitgenommen. Die Einführungsrede selbst hat uns wenig befriedigt; aber von der Person mit ihrer freundlichen, von zarter Liebe durchdrungenen Würde muß man sich auf der Stelle angezogen und erwärmt fühlen. Er ist ganz zum Prälaten gemacht, im besten Sinne des Wortes ... Wohin er auch kommen wird, wird er — es müßte denn der allergänzlichste Tod vorhanden sein — auf die Geistlichen einen anregenden und erwärmenden Eindruck machen." Die virtuose Darstellung der evangelischen Bischofswürde imponirte allgemein und da Dräseke den verdienten Director mit großer Klugheit behandelte, wurden sie schließlich ganz gute Freunde. Als im Jahre 1843 Dräseke freiwillig zurücktrat, weil er sich den kirchlichen Kämpfen,

*) Krummacher an Heubner aus Basel. 6. Nov. 1824.

die in der Provinz Sachsen schlimmer als anderwärts wütheten, nicht mehr gewachsen fühlte, sprach Rothe darüber sein Bedauern aus, von dem er voraussetzt, daß nunmehr auch Heubner es theile.

In welcher Enge und Unfreiheit freilich das preußische Leben sich in den dreißiger Jahren bewegte, das beweist das Mißtrauen, das man selbst Heubner als dem Träger „hierarchischer Tendenzen" entgegenbrachte. Im Jahre 1830 wollten die Schüler Heubner's und Rothe's einmal alle ihre Gesinnungsgenossen als Versammlung alter Seminaristen nach Wittenberg einberufen. Heubner dachte dabei, seinen Schülern den theologischen Tornister zu visitiren, und auf eine Sammlung der gläubigen Elemente war es wohl auch bei dem ganzen Plane abgesehen. Zu einer solchen Versammlung war aber die Erlaubniß der Regierung in Merseburg nöthig und diese wurde nicht ertheilt. Die preußische Bureaukratie witterte in einem von dem Agendengegner Heubner berufenen Theologentage den Anfang neuer sektirerischer Umtriebe. Hahn, immer der Kluge und Vorsichtige, rieth den Schwägern ab, die Sache in Berlin weiter zu verfolgen. „Ich glaube selbst," schrieb er*), „daß es besser ist, jetzt nicht zusammen zu kommen, weil man vieler Orten hierarchische Bestrebungen besorgen würde, da nun einmal mehrere Euerer Zöglinge in diesen Geruch gekommen sind." Bei solcher Beengung jeder Lebensäußerung erklärt es sich dann freilich, daß selbst ein Rothe die vier Wochen später ausbrechende Julirevolution als Anfang einer besseren Zeit begrüßte.

Waren die Beziehungen des dreißigjährigen Seminarlehrers zu den Vorgesetzten, trotz dieser Schwierigkeiten, die besten und die zu den Collegen, mit denen er zusammen arbeiten sollte, wenigstens persönlich freundschaftliche, so fand er auch bei seinen Zöglingen selbst großen Anklang. Die Stundenzahl, die ihm ein unverständiges Ministerialrescript auferlegt hatte, war durch Heubner auf ein Minimum ermäßigt worden. Rothe sollte für den Anfang nur eine Vorlesung am Tage halten, da er aber außer den Collegien allerlei Disputationen, pastorale Unterhaltungsabende und Textbesprechungen zu leiten hatte, brauchte er doch seine volle Zeit für die Ausarbeitung seiner Collegshefte und für die Uebungen, die ihn viele Zeit kosteten, in denen aber auch seine liebenswürdige Natur und sprudelnde Geistesfrische zur anregendsten Entfaltung kamen. Unter den Vorlesungen, die Rothe für das Predigerseminar auferlegt waren, war die wichtigste die über die Geschichte des christlichen Lebens. Als er in Berlin anfragte, was man unter diesem Namen verstehe, stellte sich heraus, daß der Erfinder dieser Vorlesung sich selbst nichts allzu Klares darunter gedacht hatte und Rothe erhielt die verbindliche Antwort, man sei überzeugt, daß er schon etwas Förderliches daraus machen werde. So beabsichtigte er denn im Gegen-

*) Brief vom 1. Juni 1830.

satze zur äußern Kirchengeschichte „die puncta viventia in der Geschichte des Reiches Gottes, das principium vivum, die innern Brennpunkte des Lichtes und Geistes", zum Thema seiner Vorträge zu nehmen und eben dadurch wurde er der Geschichtsschreiber des religiösen Geistes und Lebens. „Das Evangelium," so lautet der oberste Gesichtspunkt dieser Geschichtsbetrachtung, „trat als Geschichte in die Welt, nicht als Dogma. Es wurde als Geschichte in der christlichen Welt deponirt." Rothe will darum nicht die Dogmengeschichte, die Selbstentfaltung der Idee, erzählen, sondern die Offenbarung Gottes in den Entwicklungsphasen der Frömmigkeit. Seine Geschichte des christlich kirchlichen Lebens war die Frage nach den treibenden Lebenskräften des Christenthums. Er wollte zeigen, wie alle Veränderungen im Zustande der Menschheit der Annäherung an den von Christus gesetzten, ursprünglichen Zweck der Geschichte dienten. Was Schleiermacher als den Zweck der Kirchengeschichte bezeichnete, die Darstellung der Realisirung des Lebens Christi in der Kirche, das wollte Rothe in seiner Vorlesung den Seminaristen vor Augen führen. Die Einleitung zur Vorlesung ist ziemlich unverändert in Rothe's Anfänge der Geschichte der christlichen Kirche übergegangen und die Vorlesung selbst unterscheidet sich hauptsächlich darin von andern Kirchengeschichten, daß sie sich den Gang der Entwicklung principiell construirt. Rothe definirt das Christenthum weder als Lehre noch als Gemeinschaft, sondern der erste Paragraph besagt: „Das Christenthum ist eine eigenthümliche Bestimmtheit des menschlichen Lebens." Vermöge des erlösenden Verhältnisses, welches der Erlöser mit der Menschheit eingegangen, ist der Erlöser für sie das Princip eines neuen eigenthümlichen Lebens geworden, das er ursprünglich ihr eingepflanzt hat, und das einmal in die Geschichte eingetreten als eine lebendige Kraft in der Weise einer geschichtlichen Entwicklung in ihr fortwirkt, ihr immer vollständiger die ihm eigenthümliche Bestimmtheit mittheilend. Dieses von dem Erlöser ausgehende Leben ist, weil in einem eigenthümlichen Verhältniß des Erlösers zu Gott wurzelnd, in dessen realer Uebertragung auf die Menschheit seine erlösende Wirksamkeit. Eben hiermit ist dann auch schon das Andere ausgesprochen, daß es ihm wesentlich ist, ein gemeinsames zu sein. Eine solche Gemeinschaft ist diejenige, die der Erlöser unter dem Namen des Gottesreichs verstand. Deren allmählige Selbstentfaltung und lebendige Verwirklichung zu erzählen ist die Aufgabe der Geschichte des christlichen Lebens. Die vollkommen constructive Weise der Geschichtserzählung, die noch völlig von der Hegel'schen Dialektik beherrscht ist, unterscheidet Rothe in charakteristischer Weise von Neander, der unbefangener zu erzählen weiß, weil er weniger construirt. Das Heft machte dem jungen Docenten viele Mühe und es war ihm verdrießlich so von der Hand in den Mund zu leben. Manchmal sah er bei dem Graben eine Erzader durchschimmern, aber er mußte sie liegen lassen, weil er mit genauer Noth Zeit hatte, den Stoff für die nächste Stunde

zusammen zu raffen. Oft entschuldigt er bei den Eltern seine Briefschulden mit der Last von halb verdauten Gedanken und rohen historischen Materials, das ihm auf dem Gehirnkasten liege. „Die Mühle kann ja das auf ihr befindliche Korn nicht so schnell mahlen als das Bedürfniß des Bestellers es verlangt.“ Auch den angefangenen Brief bricht er wohl plötzlich ab, „um die aufgeschlagenen Kirchenväter nicht böse zu machen, wenn sie zu lang auf ihn warten müssen“. „Ich tappe noch mit zugemachten Augen auf meinem neuen Grund und Boden herum,“ gesteht er seinem Schwager Hahn, „und habe noch keine Freudigkeit, weder zu dem einen noch andern.“ Trotzdem war sein Verhältniß zu den Candidaten das freundlichste. „Ich sehe, daß es den jungen Leuten lieb ist, daß ich zu ihnen gekommen.“ Waren doch die beiden alten Lehrer, die sie bisher gehabt, mit den Jahren nicht jugendfrischer und nicht anregender geworden, ihm aber trauten sie zu, daß er „seinen Bärentanz, auch ohne daß ihm einer dazu aufspielt, tanzen kann“. Mehrfach spricht Rothe gerade in dem ersten Semester seine Freude darüber aus, daß die Zöglinge ihm so viel Vertrauen und Eifer entgegen bringen. Hatten die alten Rationalisten die Candidaten für Beichtreden, Eidesvorbereitungen, Ansprachen an Kranke, Gefangene, Verbrecher ganz äußerlich eingeübt, so wollte er in seinen Uebungen das Hauptgewicht auf Vertiefung des religiösen Lebens und Denkens legen, nicht auf äußere Routine. Darum mahnt er die Candidaten, sich mit dem alttestamentlichen und neutestamentlichen Texte und den Kirchenvätern und alten Liturgieen selbst zu beschäftigen, „denn das Wasser schmecke an der Quelle besser als an den Trögen“. Von dem gütigen Ton, den er den Kindern gegenüber anschlug, an denen die Candidaten ihre Katechesen probirten, klingt etwas heraus aus einer Erzählung, mit der Rothe eine Andacht über Joh. 3, 16—21 eröffnete. Er berichtet: „Ein junges Kind sagte mir einmal den Anfangsspruch unseres heutigen Evangeliums: ‚Also hat Gott die Welt geliebt,‘ und als ich ihm darüber die Frage stellte: ‚Bist du dem lieben Gott denn lieb?,‘ so wurde es still, und sagte nach einer Weile halb erschrocken: ‚Manchmal.‘“

Für seine Geschichte des Cultus machte er jetzt die liturgischen Studien nutzbar, die er in Rom mit Bunsen getrieben hatte und in den zeitweiligen Unterhaltungen mit je fünf Candidaten, den sogenannten Quinque-Abenden, gab er Beschreibungen der römischen, anglicanischen, niederländischen und skandinavischen Liturgieen und charakterisirte die betreffenden Gottesdienste, wobei ihm manche Unterhaltung nicht nur mit Bunsen, sondern auch mit dem Director der päpstlichen Kapelle und der großen Anglicanerin Frances im Sinne liegen mochte. Den Seminaristen war gerade dieses Gebiet etwas vollkommen neues, doch rühmt Rothe in einem Briefe an Bunsen, daß sie mit Lust auf die Sache eingehen, die dem römischen Freunde so sehr am Herzen lag. Sein Heft über die Geschichte des Cultus weiß den Stoff dadurch interessant zu gestalten, daß

Rothe die Entstehung der einzelnen Cultushandlungen aus der Entwicklungsgeschichte der Kirche selbst ableitet. Die erste Cultushandlung ist das Abendmahl, das Jesus selbst zu seinem Gedächtniß einsetzte, und dessen weitere Ausgestaltung der Vortrag zunächst bis zu Ende der nachapostolischen Zeit verfolgt. Das Bedürfniß einer Aufnahmeform in die Gemeinde führte dann zur Taufe u. s. w. In dieser steten Beziehung zum Wachsthum und zur Umbildung der Kirche gewinnt der Stoff unläugbar ein tieferes historisches Interesse. Wie gewissenhaft er sich auf seine Geschichte der Predigt vorbereitete, zeigen die Uebersetzungen der Predigten der Kirchenväter, vor allem des Origenes, bis herunter zu Bourdaloue, Bossuet und Fénelon, die er sich stoßweise anfertigte.

Der Erfolg der Vorlesungen war freilich ein ungleicher. Ein treuer Schüler, Pfarrer Müller in Frankenförde, berichtet, daß Rothe's eigene Predigten vorbildlich und seine Besprechung der Candidatenpredigten eben so wohlwollend wie förderlich gewesen seien, so daß die bessern Zöglinge sich mit großer Innigkeit an ihn anschlossen. Gar keinen Erfolg hätten dagegen seine kirchengeschichtlichen Vorträge gehabt, aus denen dann doch sein berühmtes Buch über die „Anfänge der Kirche" hervorgegangen ist. Er selbst schreibt, daß er das Detail in dieser Schnelligkeit nicht durchforschen könne, er müsse sich vielmehr immer zunächst einen Vers auf die Sache machen und dazu die Belege suchen, aber je tiefer er sich dann in das Einzelne einlasse, um so mehr entdecke er wirkliches Leben, Bewegung und geistige Kräfte, die wunderbar ineinander greifen und einander anstoßen und organische Lebensfunctionen, die Leben in den großen ganz unorganisch aussehenden Klumpen, „Kirche" genannt, bringen. Rothe glaubte, auch seine Zuhörer seien „satisfait". Allein das dauerte doch nicht lang. Seine Vorarbeiten bestanden in den kirchenhistorischen Vorträgen, die er in Rom den Künstlern gehalten hatte. Aber bald vermißte er an seinen neuen Zuhörern, wie er selbst schreibt, „den weiteren Gesichtskreis, die allseitige Empfänglichkeit und die naive Unbefangenheit", durch die einst die Zuhörer in Rom ihn so sehr erfreuten. Nicht alles, was in Rom am Platze gewesen war, interessirte die Wittenberger Candidaten. Für die jungen Maler war Rothe mit Recht auf die sinnlichen Schönheiten des Katholicismus eingegangen, er hatte für ihre künstlerischen Zwecke die äußeren Abzeichen der Orden und Mönchsgrade genau besprechen müssen. Die Wittenberger Zuhörer wußten nun zur Rechtfertigung ihres Collegschwänzens zu erzählen, der neue Professor habe fünf Stunden über die Glatzen geredet. Was kümmerten sie die katholischen Orden und Chateaubriand's Schönheiten des Christenthums! Schließlich wurde der Unfug so groß, daß Heubner als Ephorus einschritt und den Leuten in's Gewissen redete. Daß er sich diese Unordnungen hatte gefallen lassen, machte Rothe sich in der Stille selbst zum Vorwurf. Zuzugestehn ist übrigens, daß Rothe auch später nur in den Materien Lehrerfolge aufzuweisen hatte, die von

ihm speculativ durchdrungen und so sein geistiges Eigenthum geworden waren. Für die einfache Reproduction war er nicht geschaffen. Schreibt er doch selbst: „Kaum können einem Menschen anderer Leute Vorarbeiten so wenig helfen wie mir; ich bewege mich rein wie dumm und verdutzt in allem, was ich nicht selbständig durchgearbeitet habe.“ Das Wittenberger Seminar war eine Eliteanstalt, aber Ausdauer bei minder anregenden oder gar Anstrengung erfordernden Vorlesungen war nicht die starke Seite der Herrn Candidaten. Fehlt es doch in Rothe's Briefen an Hahn nicht an ironischen Bemerkungen darüber, wie die jungen Kirchenlichter von jeder neuen Einrichtung und jeder neuen Anstellung eine Vermehrung ihrer angeblichen Arbeitslast befürchteten. Auch betrachtet Rothe selbst seine übergroße Scheu, ein solches frommes Stück Fleisch nach Gebühr zu züchtigen, als eine Lücke in seinem Charakter. „Du Hans Richard Hasenfuß“ redet er sich einmal an, und in seiner Abschiedsrede bekannte er: „Ich hätte strenger sein sollen (es fällt mir jetzt auf's Gewissen). Ich sage dies als Vorwurf nicht für Euch, sondern für mich.“ Im Uebrigen sind das Erfahrungen, wie sie keinem akademischen Lehrer erspart bleiben und Rothe hatte keine Ursache, sie sich so zum Vorwurf zu machen, wie er es häufig gethan hat. Mit den Bessern blieb Rothe, auch nachdem sie das Seminar verlassen, gern in brieflicher Verbindung und er legte Werth darauf, daß ihre Schülerschaft zur persönlichen Freundschaft sich auswachse. „Wollen Sie nicht nachgerade anfangen,“ schreibt er einmal an seinen Schüler Frühbuß, ‚den Lehrer‘ und die ‚Verehrung‘ aus dem Spiele zu lassen. Mir ist an Ihrer Freundschaft mehr gelegen als an Ihrer Verehrung, die mir ohnehin gar leicht entgehen könnte, da meine Ansprüche auf sie übel begründet sind.“ Sein Beichtrath in diesen Correspondenzen mit den Schülern ist immer verständig und beherzigenswerth. Als Prediger in Sorau hatte Frühbuß einen gebildeten Damenkreis um sich geschaart, dem er religiöse Vorträge im modernsten Stile hielt. Nun wünschte er Rothe's Rath für eine passende Lecture in diesem weiblichen Cirkel, den dieser ihm auch gern ertheilt. Rothe will gar nicht läugnen, daß das Christenthum selbst nach der neusten Pariser Mode gekleidet gehen könne, ohne darum gleich Carricatur werden zu müssen, wenn Frühbuß seine Jüngerinnen aber zur Aufzeichnung ihrer frommen Gefühle anleitet, räth Rothe ab: „Ich bin überzeugt, daß sich kein Mädchen und kein Weib durch Schriftstellern in seiner Frömmigkeit gefördert fühlen kann. Als ob in den Zimmern der Damen nicht schon Spiegel genug hingen, wollen Sie noch einen mehr darin anbringen und was das schlimmste ist, gerade den treusten, strengsten Zuchtmeister des weiblichen Herzens zu einem solchen Trummeau machen.“ Einer seiner liebsten Candidaten, der spätere Superintendent Winckel, war im Examen durchgefallen, weil seine Predigt den Examinatoren „zu unpraktisch“ erschien. Da er die Herrn im Verdachte hatte, sie verfolgten in ihm nur seine

positive Richtung, schickte er seine Predigt an Rothe ein und bat um dessen Urtheil. Er klagte dabei, entweder müsse er die Tiefe des Gedankens in seinen Predigten opfern oder die Popularität, Rothe aber erwiederte, diese Meinung lasse er bei sich niemals aufkommen. „Nicht doch, sage ich zu mir, Du gemächlicher alter Adam, Wahrheit und Klarheit können ja nicht ohne einander sein, eben so wenig als Güte und Schönheit; Du täuschest Dich nur eben darin, daß Du die Wahrheit schon zu haben meinst, so lange Dir noch für ihren Ausdruck die Klarheit fehlt." Man kann eine recht ernste Rüge wohl kaum freundlicher einkleiden, wie er denn überhaupt die für einen Seminarlehrer unschätzbare Fertigkeit besaß, den Leuten die unangenehmsten Dinge in der liebenswürdigsten Form zu sagen. An treuen Anhängern fehlte es Rothe mithin nicht und doch ist er bei seiner krankhaften Gewissenhaftigkeit zuweilen über den geringen Erfolg seiner Vorlesungen so entmuthigt, daß er im Jahre 1832 sogar dem Referenten Ehrenberg in Berlin schreibt, man werde sich nun doch wohl überzeugt haben, daß er zu einem solchen Posten in keiner Weise sich eigne und um die Versetzung auf eine schlesische Pfarre bittet. Heubner fürchtete bereits, ihn zu verlieren, doch redeten ihm die Vorgesetzten seine Grille schließlich aus.

Der Collegbesuch scheint sich denn auch gebessert zu haben, aber eine Hauptschwierigkeit blieb die innere Zerklüftung des Seminars. Er selbst stand dem Rationalismus principiell ablehnend gegenüber, den die Mehrzahl der jungen Theologen auch jetzt noch von den Universitäten mitbrachte. Namentlich machten ihm die Hallenser aus der Schule von Gesenius und Wegscheider zu schaffen, die er erst überzeugen mußte, daß das Christenthum doch noch einen reicheren Inhalt habe, als ihre rationalistische Trilogie: „Gott, Tugend und Unsterblichkeit." Anderseits trat der Pietismus auch im Seminar mit dem Anspruch der Alleinberechtigung nicht selten beleidigend hervor. Hier aber war die Grenze seiner Nachsicht. Alle Ketzerrichterei und alles Zeugnißablegen schlug er in den Seminarstunden mit entrüsteter Schärfe nieder. Hatte er doch aus seiner eigenen Seminarzeit noch in Erinnerung, wie diese selbstgerechte Ueberhebung die jungen Leute innerlich depravirte und wie sehr die Spaltung in „Erweckte" und „Unerweckte" damals den Frieden der Anstalt gestört hatte. So erzählt der bereits erwähnte Pastor Müller: „Rothe bestätigte jede gerechte Kritik mit seiner Autorität, noch geflissentlicher aber war er der Anwalt des Angegriffenen bei jedem zu scharfen oder durch Enge und Befangenheit des Systems eingegebenen Tadel. Er suchte Entmuthigung und Kränkung möglichst zu verhindern. Verdächtigungen aber des Glaubens, Ketzerriecherei und Verdammungssucht, wenn dergleichen bisweilen auftauchte, wies er mit größter Entschiedenheit und Schärfe zurück, sowohl bei Recensionen als Disputationen." „Machten sich von liberaler Seite oft ganz rohe Anschauungen geltend, die an Theater und Musik überhaupt keinen ethischen

Maßstab anlegen wollten, so wußte er auf's feinste zu zeigen, daß auch eine Musik unsittlich sei, die den Menschen der Selbstbeherrschung beraube; trat ihm von der gläubigen Seite Engherzigkeit entgegen, so erinnerte er eben so entschieden an Pauli Losung: ‚Alles ist euer.'" Am klarsten sprach Rothe diese seine Grundsätze in einem Briefe an Lommatzsch aus. „Es mag ganz schön sein," schreibt er dem neuernannten liberalen Collegen, „auf der Universität junge, mit der Theologie noch fast unbekannte Männer für die eine oder die andere Partei leidenschaftlich zu erhitzen, dennoch sagt meinem Berufe unvergleichlich besser zu, die so erhitzten Gemüther wieder derjenigen Unbefangenheit zuzuführen, in der man allein die Wahrheit und sich selber rein und ganz und eben deßhalb richtig sieht." Seit er Ephorus geworden war, konnte er diese Grundsätze auch wirksamer geltend machen und wieder versöhnen, was Heubner's harter Parteigeist entzweit hatte.

Als Ephorus sollte Rothe nun die große Dienstwohnung im Augusteum beziehen, die bis jetzt Heubner inne gehabt hatte. Ein Gewinn war das nicht. Heubner hatte in dem alten Gebäude mit den großen kalten Gängen stets an Wechselfieber gelitten und dasselbe Leiden befiel nun auch den sonst so gesunden Rothe. Auch die kränkliche Frau litt darunter sehr. Dazu brachte die Wohnung allerlei Verdrießlichkeiten. Ein Erlaß des Ministers von Altenstein vom 6. September 1832 besagte, daß der von Heubner benutzte Garten zu des Ministers Bedauern Herrn Rothe nicht bewilligt werden könne, da über diesen anderweitig verfügt sei. Es war aber über ihn verfügt zu Gunsten des Schwiegersohns des Herrn Ministers, welcher es trotz seines Adels — er war ein Herr von Prittwitz — und trotz seiner Verwandtschaft mit dem Minister, nicht weiter als zum Rendanten im Seminar zu Wittenberg gebracht hatte. Auf diesen ersten Gewaltstreich folgten dann weitere. Der Schwiegersohn des Herrn Ministers nahm an Wirthschaftsräumen und Zimmern für sich in Beschlag, was ihm paßte und bald erlebte Rothe auch selbst „einen kränkenden Auftritt" mit dem schneidigen Herrn. Als seine Frau ihr Holz nicht vor dem Hause, sondern im Hofe abladen ließ, fuhr Prittwitz den Gelehrten auf's unwürdigste an und bemühte sich auch bei den Begegnungen im Hause, ihn zu reizen. Endlich war Rothe's Geduld erschöpft. Er erstattete an das Ministerium einen Bericht über alle Uebergriffe, die Herr von Prittwitz sich habe zu Schulden kommen lassen und verlangte entweder Abhülfe oder die Erlaubniß, eine andere Wohnung zu beziehen. Der Referent hielt sich natürlich für verpflichtet, dem Schwiegersohne des Herrn Ministers nach Kräften beizuspringen. Er schrieb am 4. November 1833 an Heubner: Die Handhabung der Hausordnung stehe nun einmal dem Universitätsverwalter zu. Daß er in dem vorliegenden Falle nicht gebührlich verfahren, liege wohl am Tage. „Indessen," meint Herr Ehrenberg, „hat doch auch Herr Rothe darin gefehlt, daß er nicht allein das Holz wieder auf den

Flur hat fahren lassen, sondern auch daß er, nachdem eben erst zwischen ihm und dem Herrn von Prittwitz eine Verständigung stattgefunden, verordnet, daß ein zweiter Wagen dort abgeladen werde. Ich habe nicht die mindeste Hoffnung, daß das Ministerium das Gesuch des Herrn Rothe, das Augusteum verlassen zu dürfen, bewilligen werde, und würde dasselbe auch nicht unterstützen können. Ich wünschte, daß Herr Rothe davon abstehe, und mich davon in Kenntniß setze, oder das Gesuch unmittelbar bei dem Ministerium zurücknehme. Ich kann nicht zweifeln, daß ein Mann wie unser lieber Rothe hier in ruhiger und würdevoller Haltung sein geistiges Uebergewicht werde geltend zu machen wissen. Kleine Neckereien wird er als Dinge, die ihn in seiner höheren Stellung nicht berühren können, unbeachtet lassen, ja sie zu beachten der Mühe nicht werth finden, und so durch seine Gleichgültigkeit den, von welchem sie herrühren möchten, entwaffnen." Allein Rothe war nicht so erhaben gestimmt. Er nahm seine Beschwerde nicht zurück und die Regierung in Merseburg sendete nun einen geheimen Oberregierungsrath von Krosigk, um den Streit zu schlichten. Auf den Garten, der ihm durch Ministerialerlaß aberkannt war, mußte Rothe allerdings verzichten, obwohl Herr von Prittwitz gnädigst gestattete, an Tagen, an denen das Wetter so schlecht sei, daß Rothe's nicht in den Anlagen frische Luft schöpfen könnten, dürften sie seinethalben in den Garten. In der Ehrenfrage aber gab der kleine Theologe sich nicht zufrieden bis der Verwalter in Gegenwart des Commissärs Abbitte geleistet hatte und erklärte, er werde sich derartige Ungebührlichkeiten nie wieder erlauben. Der Streit hatte in der Stadt Lärm gemacht und mit großer Zufriedenheit sah Wittenberg an diesem Ausgang, daß unter Umständen der Regierung ein Professor wichtiger sei, als der adelige Schwiegersohn eines Ministers, und alle, die an Luischen gefrevelt hatten, hatten ihre Strafe. In späteren Briefen an Heubner versäumt Herr von Prittwitz auch nie, seine Empfehlungen an Herrn Professor Rothe hinzuzufügen.

Mit der Gemeinde Wittenberg trat Rothe in Beziehung durch seine Predigten. „Er selbst," berichtet der bereits erwähnte Candidat Müller, „predigte nur ein paar Male des Jahres in der Schloßkirche, und zwar bei Communionfeiern des Seminars. Auf diese gehaltvollen und liebewarmen Musterpredigten freute sich nicht nur im Voraus unsere ganze Genossenschaft, sondern sie wurden auch jedesmal von einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft, namentlich aus den gebildeten Klassen, mit größter Aufmerksamkeit, Andacht und Erbauung gehört. Obgleich Rothe in der Stadt so gut wie gar keinen Umgang hatte, wurde er doch in der ganzen Stadt hoch verehrt." Es war auch in der Bürgerschaft gewöhnlich, Heubner, der sich gern die Schildwache an Luther's Grab nannte, mit Luther, Rothe aber mit dem milden, feinen Melanchthon zu vergleichen. Auch das Urtheil eines älteren Zuhörers Rothe's theilt Rippold mit. Lehrer Lehmann in Wittenberg schrieb: „Rothe predigte mit

großer Beredtsamkeit, voll tiefer Gedanken und, ich möchte sagen, philosophischer Schriftauslegung. Die Kirche war stark besucht, jedoch bestand die hörende Gemeinde mehr aus gewählten Mitgliedern, denn nicht jeder konnte ihm folgen. Das Verständniß seiner Predigten setzte geförderte und gebildete Leute voraus. Die Candidaten saßen und schrieben meistens nach, wie ja auch seine Vorlesungen noch mehrere Jahre unter den folgenden Generationen circulirten und abgeschrieben wurden." Schenkel hat darauf hingewiesen, daß Rothe in diesen Predigten zu Wittenberg sich einen freieren Standpunkt als in den römischen Predigten gewählt habe. Nicht für alle trifft das zu. Die allegorisirenden Auslegungen der Wundererzählungen, die er der römischen Gemeinde bot, sind hier im Gegentheil durch die orthodox geschichtliche Deutung ersetzt. Doch ist das richtig, daß Rothe öfter und ohne Zweifel im Gegensatz zu dem engherzigen Wesen rings um ihn her hervorhebt, daß nicht in der Zustimmung zum Dogma, sondern in der sittlichen Lebensgemeinschaft mit dem Herrn das Christenthum bestehe. Der Reiz dieser Reden liegt auch hier nicht in dem theologischen Standpunkt, sondern in der eigenthümlichen Innigkeit, die sie überall athmen.

Die Sammlung der Wittenberger Predigten beginnt mit jener am Palmsonntag 1829 gehaltenen, die in Stier's Biographie rühmend erwähnt wird, „über die Demuth des Herrn". Es war nicht ohne Beziehung auf die Parteizerklüftung im Seminar, wie Winckel bezeugt, wenn Rothe in ergreifender Weise ausführte, daß in diesen Tagen recht innige, herzliche Einigkeit nöthig sei und diese auch einkehren müsse, wenn alle sich die rechte Demuth des Herrn zum Vorbild nehmen. Einen tief ergreifenden Eindruck mußte es am Reformationsfeste 1829 machen, wenn er von der Kanzel Luther's über den Text predigte: „Gedenket an euere Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben." Als das Wesentliche an der Frömmigkeit Luther's aber bezeichnet er, daß sie durchaus lauter in ihm selbst entsprungen, ein Ergebniß wirklicher und eigenster innerer Erfahrungen gewesen sei, nicht wie die mittelalterliche Frömmigkeit etwas fertig Angenommenes, dem er sich nur unterworfen hätte. Wo man aber unserer Kirche von heute mit Recht Schuld gibt, daß ihre Frömmigkeit eine angenommene, willkürlich auferlegte, erzwungene, nachgemachte sei, da würden wir ihr auch den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie mittelalterlich und nicht nach dem Vorbilde derer sei, die uns das Wort gesagt haben. Aehnlich predigt er am Pfingstfest, das fromme Gemüth gehe aus, den Pfingstgeist zu suchen, der wie eine Flamme in der Christenheit brennen soll, „und wenn man nun das Auge aufschlägt und umherschaut, so findet es ein laues, unfröhliches, unkräftiges, schläfriges Wesen, das sich Christenthum nennt". In der Passionspredigt vom 4. März 1830 fragt er: „Welchen Eindruck sollte der Einzug des Herrn in Jerusalem machen, und welchen macht er?" Er sollte den Eindruck machen, daß es jetzt

nothwendig eine persönliche innere und äußere Entscheidung gelte. Wer die nicht trifft, der mag äußerlich sich unter Christi Anhang mischen, er mag Hosiannah rufen, Jesu Lehre bewundern, der Predigt zuhören — schließlich kommt er doch da an, sich zu überzeugen, daß dieser Christus ein Messias ist, wie er ihn nicht brauchen kann." Bald wird uns dieser Christus immer lästiger, seine Wege werden uns immer widerwärtiger und schließlich rufen auch wir nicht mehr Hosiannah, sondern: „Kreuzige ihn!" Auch hier also das Dringen nicht auf Worte, sondern auf Wahrheit. Christologische Predigten, wie die, welche die Macht Jesu am Jüngling zu Nain erläutert, oder die Schönheit der christlichen Gesinnung an Jesu selbst betrachtet, der es nicht für einen Raub achtete, Gott gleich zu sein, wechseln mit speculativen über die Wirkungen der Reformation und mit praktischen über die Unseligkeit des zwiespältigen Herzens. Stets ist es aber ein neuer Quell eigenthümlichen, religiösen Lebens, der in jeder einzelnen Rede hervorsprudelt. Vergleichen wir die Wittenberger Predigten mit den römischen, so ist nicht zu vergessen, daß Rothe bei den letzteren sich in erster Reihe an die Candidaten zu wenden hatte, deren theologische Bedürfnisse zu berücksichtigen waren und denen er durch Hervorheben der Disposition und eine strengere schematische Ordnung ein homiletisches Vorbild geben sollte, und bei denen er auch für etymologische und archäologische Anspielungen Verständniß voraussetzen darf. So sind manche Leser der Ansicht, daß den römischen Predigten, die ohne alle Theologie und alle didactischen Nebenzwecke, nichts wollen als Glauben und Liebe ausströmen und Glauben und Liebe wecken, der Vorzug vor den Wittenberger Seminarpredigten zukomme; auch das ist wohl spürbar, daß Rothe in der Noth der gehäuften Seminararbeit nicht so viele Zeit auf die Predigt verwenden konnte, wie vordem in Rom. Dennoch sind auch diese Predigten durchzogen von den ergreifendsten Gemüthstönen, wie sie eben nur dieser innigen Natur zu Gebot standen. Die tiefe Verehrung, die der Redner bei der Gemeinde Wittenberg genoß, bezeugt am besten, wie sie bei diesen akademischen Gottesdiensten nicht zu kurz gekommen ist.

Fragen wir nach Rothe's Stellung zu den öffentlichen Ereignissen in dieser Periode, so ist der Mangel an Aeußerungen über die Tagespolitik, im Vergleich zu der späteren Heidelberger Zeit, auffallend. Aber der deutsche Professor hatte sich, seit den Fries, Oken, Schleiermacher und Arndt ihre Einmischung in die Politik so schlecht bekommen war, überall auf seine Studirstube zurückgezogen, namentlich in dem stillen Wittenberg. Auch die Beamten, Officiere und der dortige nichts weniger als wohlhabende Bürgerstand betheiligten sich wenig am politischen Leben. Das aber geht aus Rothe's Briefen an Bunsen deutlich hervor, daß Rothe den reactionären Standpunkt seiner Schwäger Heubner und Hahn keineswegs theilte. Von dem, was die Theologen das kirchliche Leben oder den Kampf gegen den Unglauben nannten, hielt er nicht viel. Diese

Kämpfe hatten auch seit dem Jahre 1830 einen immer unerfreulicheren Charakter angenommen. Aus dem Gegensatze der Romantiker gegen die Philister war ein Kampf der Pietisten gegen die Rationalisten geworden und die Vorwürfe der Vergewaltigung und der Ränkesucht gingen herüber und hinüber. Im Bürgerstand und Pastorat war der Rationalismus noch immer die herrschende Richtung. Die Führer des Pietismus wußten dafür die romantischen Strömungen an den Höfen und in der vornehmen Welt auszunützen und hatten in den untern Schichten „den alten Samen", wie Rothe sich einmal ausdrückt, d. h. die sehr rührigen Conventikelleute für sich. Rothe, der mit den Bürgern gar nicht, mit den jungen Theologen fast nur vom Katheder verkehrte, würde von diesen Streitigkeiten völlig unberührt geblieben sein, hätte nicht sein Freund Tholuck im Mittelpunkte derselben gestanden und bei seinen häufigen Besuchen wenigstens Rothe's Interesse für dieselben wach erhalten, wenn er auch vergeblich suchte, ihn in dieselben zu verwickeln. Die preußische Regierung hatte, nach Weise der Regierungen, die Concession an den Pietismus, die sie durch Tholuck's Sendung nach Halle gemacht hatte, wieder aufgewogen, indem sie den scharf rationalistisch gesinnten Chr. Fr. Fritzsche, bald nach Tholuck's Rückkehr aus Rom, zum Ordinarius für dieselben Fächer beförderte. Natürlich entstanden zwischen beiden Vertretern desselben Fachs Reibereien, die bald auch zu Preßstreitigkeiten ausarteten, bei denen Fritzsche's Sohn, Professor der Theologie in Rostock, offen und anonym den Vater unterstützte. Als vermittelndes Element war gleichfalls zur selben Zeit, Ostern 1829, Karl Ullmann aus Heidelberg berufen worden, der sich auch bestrebte, mit beiden Parteien in Frieden auszukommen. Von noch größerer Bedeutung war, daß der fanatisch reactionäre Ludwig von Gerlach in auffallend jungen Jahren um dieselbe Zeit zum Director des Landgerichts in Halle ernannt wurde. Er schrieb sofort an Hengstenberg: „Der Anblick dieser von Unglauben und Sünde zerfressenen Stadt ist schauerlich," und gemäß diesem Eindruck suchte er seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung des Halleschen Rationalismus. Mit dem in Halle kommandirenden General besuchte er die Conventikel und saß im Vorstand aller frommen Vereine, in deren Versammlungen Stier der ständige Festredner war. Bald sah auch Rothe in Wittenberg sich von diesen Gegensätzen in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre seiner Rückkehr in's Vaterland hatten Ullmann und Umbreit im Bunde mit Lücke, Immanuel Nitzsch und Gieseler die Herausgabe ihrer „Studien und Kritiken" begonnen, die im Gegensatz zu der zelotischen Art, wie Hengstenberg in seiner 1827 gegründeten evangelischen Kirchenzeitung die Theologie betrieb, ein wissenschaftliches Organ der vermittelnden Richtung werden sollten. Tholuck und Schmieder waren zu Hengstenberg gegangen und namentlich Stier füllte die Spalten der „Evangelischen" mit gläubigen Recensionen und tiefsinnigen Schriftbetrachtungen. Im Jahre 1830 gründete aber der in Rom

durch Bunsen umgestimmte Tholuck seinen „literärischen Anzeiger“ für christliche Recensionen, ohne deßhalb seine Beziehungen zu Hengstenberg zu lösen. Rothe dagegen, der schon in Rom die Aufforderung zur Mitarbeit an der Evangelischen Kirchenzeitung mit ungewöhnlicher Schärfe abgewiesen hatte, versprach Ullmann seine Mitwirkung an den Studien und Kritiken. Von da ab datirte in der gläubigen Richtung der Gegensatz der Vermittlungstheologie und der „Partei der Evangelischen Kirchenzeitung“. Hengstenberg hatte in seinem Blatte bald den alttestamentlich richterlichen Ton gefunden, der ihm unter den Seinen den Ruf eines neuen Propheten verschaffte. Aber wie sehr widersprach doch seine ganze Persönlichkeit dem Bilde, das gläubige Seelen von seinen posaunenden Leitartikeln empfingen. Lagarde nennt ihn einen „sehr kühlen Herrn“ und sein eigener Parteigenosse Kahnis bezeugt, daß der Prophet unter den Linden allen Comfort der Neuzeit in vollem Umfang zu würdigen wisse. Auch Fr. W. Krummacher erzählt, er habe nach dem düstern Tone der Kirchenzeitung einen bleichen Asketen zu finden erwartet, „Pfeile schnitzend und Bannflüche murmelnd“. Aber der wirkliche Hengstenberg war, wie Krummacher schreibt, „ein vergnügter, wohlwollender Mann, blühenden Angesichtes und freundlicher Lippen, nur nicht gänzlich frei von einer gewissen Medisance, wenn die Rede auf die Rationalisten kam“. Das stimmt auch ganz zu der Raschheit und Schmerzlosigkeit seiner Wiedergeburt. Als er im Jahre 1823 zu Bonn unter dem Arabisten Freytag in der philosophischen Facultät promovirte, benützte der junge Mann die Gelegenheit, sich an den Theologen zu reiben und sagte in seinen Thesen: „Die theologische Erklärung des alten Testaments ist ohne Werth.“ „Wer Christum im alten Testamente sucht, treibt Allotria.“ „Die Rede des Elihu ist unächt“ u. s. w. Als er dann aber nach drei Semestern zu dem Entschlusse kam, sein Glück lieber in der theologischen Facultät zu Berlin zu versuchen, stülpte der „vergnügte freundliche Herr“ seine Bonner Thesen einfach um und vertheidigt jetzt die Sätze: „Die thun Unrecht, die die von Eluhi gehaltene Rede aus dem Buche Hiob entfernen wollen.“ „Die thun dem Worte Gewalt an, welche das 53. Capitel des Jesaja *nicht* vom Messias verstehen wollen.“ „Die menschliche Vernunft ist blind in Glaubenssachen.“ „Philosophen, welche weiser sein wollen als Christus, sind Götzendiener.“ Was er von Leo selbst schrieb, Leo's Widerruf seiner jüdischen Geschichte habe nicht auf erneutem Studium beruht, sondern auf dem Aufgeben des alten Lebensstandpunkts, galt ohne Zweifel von ihm selbst. Zu seiner leitenden Stellung kam er aber nicht durch seine abenteuerliche alttestamentliche Exegese, die er von dem Lehrstuhl des vertriebenen De Wette vortrug, sondern durch seine 1827 gegründete Kirchenzeitung, die namentlich seit der Julirevolution als eine Hauptwaffe der conservativen gegen die revolutionäre Partei betrachtet wurde. Von dieser Gründung, die Le Coq schon seit Jahren betrieben hatte, datirt die Scheidung der Geister,

nach der die Mittelpartei, „die Sanften", sich trennten von der Partei Hengstenberg's und der Gerlache. Das erste Programm des Blattes, das Hengstenberg redigirt hatte, war durch ein milderes, von Rothe's Oheim Le Coq verfaßtes, ersetzt worden, da Altenstein sonst die Erlaubniß zur Herausgabe verweigert hätte. Am 21. Juli 1827 meldet Otto von Gerlach an Heubner: „Gestern ist ein Rescript von Minister Altenstein erfolgt*), worin er nach einer langen Ermahnung und Auseinandersetzung, wie zeitraubend und schädlich für seine theologische Ausbildung und künftige Laufbahn ein solches Unternehmen werden könnte, Hengstenberg die Erlaubniß zu dem neuen Blatt förmlich ertheilt, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er von der nach den Andeutungen des Ministers umgearbeiteten Ankündigung nie abgehen dürfe. Diese umgearbeitete Ankündigung ist eine ganz andere, als die in Steindruck Ihnen übersandte, die bloß für die präsumtiven Theilnehmer bestimmt war. Es war allerdings eine große Unvorsichtigkeit von Hengstenberg, die er, sicher gemacht durch die wohlwollenden Aeußerungen des Ober-Konsistorialraths Neander, in der Ueberreichung dieser sehr polemisch gefaßten, für das Ministerium zu starken Ankündigung beging. Der von Le Coq entworfene Grundriß ist ohne wesentliche Aenderungen von mir nur überarbeitet worden." Bei Berathung des Titels hatten Strauß, Tholuck, Heubner und Andere den profanen Titel Kirchen-Zeitung beanstandet. Heubner möchte lieber „Neueste Nachrichten von dem Reiche Gottes" gewählt wissen, aber Hengstenberg, obwohl er auf Heubner's Mitwirkung großen Werth legte, erklärte, es sei zu spät, um noch eine Aenderung eintreten zu lassen. Vielleicht mit Anspielung auf den von Tholuck und Heubner gewünschten Namen: „Nachrichten von dem Reiche Gottes" schreibt Rothe über die Kirchenzeitung: „Diese Leute sollten erst gründlich verstehen lernen, daß man vom Reiche Gottes nicht sagt: ‚hier ist es oder dort ist es,' während sie sich thatsächlich einbilden, die ‚christlichen Kreise' seien das Reich Gottes." Dem orthodoxen und aristokratischen Hengstenberg aber war eine solche Bezeichnung offenbar zu pietistisch gewesen. Auch in seinem Rundschreiben bat er, „daß in den Beiträgen eine Parteisprache möglichst vermieden werde, so wie alles das, was mit der Hauptsache nicht in unmittelbarer Verbindung steht und auf besonderen Meinungen und Ansichten beruht, namentlich das Apokalyptische und Theosophische". Anonymität wird gewünscht und gewährleistet. Sich selbst gewährte er sie dadurch, daß er gefährliche Artikel Dr. G. unterzeichnete, worin Freunde Dr. Guilelmus, d. h. Wilhelm Hengstenberg erkennen mochten. Alle Beiträge sind an ihn, Berlin, Unter den Linden, Nr. 30, zu richten. Zu der Zusendung des Aufrufs an Heubner bemerkt Otto von Gerlach**), mit Beziehung auf Heubner's frühere

*) Otto von Gerlach an Heubner, 31. Juni 1827.

**) Gerlach an Heubner, 22. April 1827.

Aeußerungen, „haben wir es gewagt, ohne eine neue besondere Anfrage, Sie unter den Mitarbeitern zu nennen, da es so wichtig war, schon bei dem ersten Antrage zur Theilnahme einige namhafte Männer mit aufzuführen, die eine sicherere Grundlage als der noch so junge und unbekannte Professor Hengstenberg für das allgemeine Vertrauen gewähren können". Heubner ließ sich den Wechsel, der ungefragt auf seinen theologischen Credit gezogen worden war, gefallen. Nicht so Rothe, der gegen das ganze Unternehmen protestirte, was ihm Hengstenberg's dauernden Haß eintrug. Er meldet an Heubner, daß er Gerlach's Aufforderung erhalten habe, aus der er sehe, daß Heubner Beiträge verspreche. Doch fügt er hinzu: „Bei Deiner mir bekannten und von mir vollkommen getheilten Religiosität in Betreff des Schreibens, stelle ich mir nicht vor, daß Du gerade viel beitragen wirst. Ich kann mich zu gar nichts anheischig machen." Einmal wisse er, daß er sich nicht zersplittern und zerstreuen dürfe, „anderseits würde ich nicht im Stande sein, in den Zweck dieser Zeitschrift einzugehn". An sich betrachtet erscheine sie als Amphibium wie so viele ihres gleichen. „Eigentlich streng wissenschaftliche Untersuchungen will sie nicht geben, aber doch über die Gegenstände dieser Untersuchungen reden, ohne diese letzteren gemacht zu haben. Wissenschaftliche Untersuchungen sind freilich nicht für das große Publicum; aber dabei bleibe ich dennoch: ehe man solche angestellt und durch sie zu neuen Resultaten gekommen ist, kann man dem großen Publicum nur entweder den alten Kohl aufwärmen (und wozu das?) oder in die Luft hinein allerlei vorschwatzen (und das ist eine schwere Versündigung an dem heiligen Geiste des Evangeliums, der ein Geist der Wahrheit ist). Wenn aber gerade die Männer, denen zufolge ihres Berufs und ihrer Gaben jene ernsten Arbeiten oblägen, sich an die Bereitung dieser losen Speise begeben, was freilich das viel Leichtere ist, was soll dann werden?" Das Christenthum unserer Tage, meint er, leide nicht daran, daß es zu wenig lese, sondern, daß es zu wenig prakticire, „nicht auf einer besondern Bühne, die sie sich selbst aufschlagen", sondern in den Verhältnissen, in die der Herr jeden gestellt hat. Wenn ein gutes Wort da sei, sage der Apostel, sollen wir reden, also wenn es da ist, „man soll es aber nicht aus allen vier Weltgegenden zusammenposaunen".

Die weitere Entwicklung des Unternehmens übertraf noch alle übeln Erwartungen, die Rothe von vorn herein über dasselbe geäußert hatte. Selbst Neander hat bald über den Ton des Blattes seinem Freunde Perthes zu klagen: „Dieses leidenschaftliche Treiben, dieses Denunciren nach Klatschereien, dieses Handeln nach dem Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel, kann noch großen Schaden anrichten." Julius Müller, der in heißem Streite für die Luther'sche Sache eingetreten war, erklärte einfach, ein ehrlicher Streit sei mit Hengstenberg überhaupt unmöglich, man müsse seine Angriffe einfach als unehrenhaft zurückweisen, und Chr. F. Baur sagte in einer öffentlichen Erklärung, Hengstenberg's

Kirchenzeitung lasse sich unbedenklich von allen Seiten und aus allen Ländern Denunciationen zusenden und entwickle sich so zu einem verächtlichen Skandalblatt der Pastoren. Eine berühmte Probe dieser Kampfesweise sind denn die Artikel, die Hengstenberg im Jahre 1830 gegen Wegscheider und Gesenius in Halle brachte, und die namentlich Tholuck theuer zu stehen kamen. Sie rührten her von dem Landgerichtsdirector von Gerlach, mit dem der eigentlich böse Geist in Halle eingezogen war. Dem praktischen Juristen lag es an, daß die nach dem Ableben des Kanzlers Niemeyer zu besetzende Direction des Halleschen Waisenhauses mit seinen großen Stiftungen nicht in die Hände eines Rationalisten gerathe, denn auf Freitische, Stipendien, Gratialien war diese Art von Studentenmission von vorn herein aufgebaut. Es galt darum die Aufmerksamkeit des Königs auf die destructive Lehrthätigkeit der Rationalisten Gesenius und Wegscheider zu lenken, damit die orthodoxe Besetzung jenes wichtigen Platzes nur als ein billiges Gegengewicht erscheine. Diesem Zwecke dienten die Allarmartikel, die Hengstenberg's Kirchenzeitung alsbald brachte, und die längst veraltete Geschichten über Gesenius' und Wegscheider's Collegien aufwärmten, weil das eben jetzt gerade opportun war. Da Gerlach's Candidat für die Stelle Tholuck war, galt natürlich bei den Gegnern Tholuck als eigentlicher Urheber der Intrigue. Hengstenberg's Aufforderung, seine Collegen in der Evangelischen Kirchenzeitung zu denunciren, lehnte Tholuck allerdings als mit seiner Stellung unverträglich ab. Nun aber stellte Gerlach selbst aus einem alten Hefte des Lutheraners Guerike die Anklage gegen Wegscheider zusammen. Die viel schwereren Anschuldigungen gegen Gesenius stammten aus den Zuträgereien eines pietistischen Studenten, des nachmaligen Königsberger Professors Hävernick. Da Gesenius wirklich eine lose Zunge hatte und aus einer Zeit stammte, in der Katheder witze sehr gewöhnlich waren, fiel es nicht schwer aus solchen Entgleisungen den Beweis zu versuchen, daß der gelehrte und geistvolle Exeget seinen Beifall lediglich solchen Späßen und Schnurren verdanke. Auf Grund eines so präparirten Materials bewies Gerlach, daß beide Professoren den Glauben der evangelischen Kirche in ihren Vorlesungen verhöhnten und die Studirenden zu frechem Religionsspott erzögen. Der Artikel, der in Halle begreifliche Entrüstung erregte, wurde Tholuck zugeschrieben. Dieser läugnete, an demselben betheiligt zu sein, das Vorgehen Hengstenberg's selbst aber billigte er. Das bestärkte die Studenten in ihrer Meinung, daß er hinter der Sache stecke, und ein Anschlag am schwarzen Brette forderte die Commilitonen auf, „den Mann mit den heiligen Mienen und dem listigen Herzen" auszutrommeln. Nur mit Mühe gelang es dem Rector die erbitterte Jugend zu beruhigen. Hoch wurde es dem frommen Neander angerechnet, daß er sich in einer öffentlichen Erklärung gegen eine solche Belauerung der Docenten aussprach, die jedes Vertrauen zwischen Lehrern und Hörern zerstören müsse, weßhalb er sich in aller

Form von dem Hengstenberg'schen Blatte lossagte. Seine Erklärung hatte im Lager der Frommen eine ähnliche Wirkung wie einst sein Eintreten für De Wette, wegen dessen ihm Kottwitz die Freundschaft kündigen wollte. Hahn schrieb an Heubner: „Daß Neander's Erklärung eine solche Wirkung thun würde, sah ich voraus, sie hat mich zum Theil sehr betrübt. Wenn die Geister nach seinem Luther'schen Rath, aufeinander platzen sollen, warum tadelt er dann, daß es in der Kirchenzeitung geschah*)?" Dem jungen Candidaten Wichern erklärte Neander seinen Schritt damit, daß die Kirchenzeitung ein Organ des reactionären Adels geworden sei, der schon bei ihrer Gründung die Hand stark im Spiele gehabt habe und nach dieser Seite hatte der alte Mendel Gumprecht durchaus keine Sympathieen**). Hengstenberg ließ Neander's Absage kalt. Daß durch seine Warnungen, wie Neander meint, das Vertrauen zwischen Lehrern und Lernenden zerstört würde, nannte er in seiner schnöden Weise sehr erfreulich, denn Vertrauen zu einem rationalistischen Lehrer sei nicht Pflicht sondern Sünde. Durch seine fortgesetzten Hetzereien brachte er es fertig, daß Gerlach's Handlanger Hävernick nun auch in Königsberg von den Studenten insultirt wurde und durch Jahre hindurch keinen einzigen Zuhörer fand, wie denn die dortigen Verhältnisse sich immer mehr vergifteten. Rothe wies in einem Briefe an Bunsen jede Gemeinsamkeit mit diesen Leuten weit von sich, während seine Umgebung auf Gerlach's Seite stand. Ließ sich doch Heubner selbst Hefte der Berliner Professoren durch seine Schüler mittheilen***), schwerlich nur zum privaten Studium. Hahn aber schrieb, ehe die Sache durch Neander's Erklärung und Altenstein's Unwillen die für die Pietisten ungünstige Wendung genommen hatte, an Heubner†): „Das ist eine Hauptschlacht auf dem Felde des Herrn. Wohl ihnen, wenn sie wohl kämpfen." Aber dem Hauptkämpfer Tholuck war gar nicht wohl. „Ich schreibe Dir dieses," heißt es in einem Briefe an Heubner, „um Dir einige Nachricht von dem großen Sturm zu geben††), der hier durch die von Gerlach — ohne mein Zuthun — in die Kirchenzeitung gesendete Nachricht über Halle veranlaßt worden. Nachdem Gesenius im Colleg die Sache vorgelesen und glossirt, bricht unter den Studenten eine grenzenlose Wuth aus, die an mir als vermeintlichem Verfasser ausgelassen werden soll. Spottgedichte werden angeschlagen, mein Haus mit Steinwürfen bedacht, im College eine verworrene Masse aus allen Facultäten, um mich auszutrommeln. Auf der Straße schreien sie Mystiker; Wagner's Betstunde wird durch Hohn und

*) 13. Juni 1830.

**) Joh. Heinrich Wichern's Gesammelte Schriften I, 134.

***) Brief des Studenten Bach, eines Vetters von Heuber, an diesen vom 12. Dez. 1835. Sammlung Halfmann.

†) 1. Juni 1830.

††) Tholuck an Heubner. Halle, Donnerstag 11. Februar 1830.

Gelächter unterbrochen. Die Universität versammelt sich, um gegen den Mysticismus zu klagen, u. s. w. Die gläubigen Studenten ihrerseits sind aber herrlich gestählt worden von oben herab, das Werk des Herrn unter ihnen gefördert. — Ob nicht für die Zukunft mein Wirken unter ihnen wird unterbrochen werden, steht dahin. Mit der Bitte um Deine Fürbitte für das arme, jetzt in vollem Aufruhr begriffene Halle, und daß ich nicht Weisheit und Kraft entbehren möge Dein treuer Bruder Tholuck." Drei Wochen später hat sich der Sturm noch immer nicht beruhigt. „Die Sache, welche Gerlach*), wenn gleich nicht ohne Menschliches, aber doch dem Grunde nach im Glauben angefangen hat, beginnt immer ernstlichere Folgen zu haben. Durch Cabinetsordre vom 22. ist eine strenge Untersuchung anbefohlen, am 26. traf der kgl. Commissär hier ein, in der Nacht vom 27. erhielt er durch Staffette neue Ermahnung zur Beschleunigung, und alles wartet hier auf die Unterdrückung der Mystiker. Gesenius läugnet nicht die Facta, aber er gibt ihnen eine ernsthafte Wendung. Wegscheider wird wahrscheinlich vorschützen, die Hefte, aus denen sie mitgetheilt worden, seien alt. — Der Sturm dauert immer fort. Aufläufe von Hunderten auf den Straßen, Zettel und Pasquille angeschlagen täglich mehrere und in den Cirkeln verbreitet. Meine Vorlesungen und Abendgesellschaften sind übrigens ungestört fortgegangen. Wiewohl ich nicht den entferntesten Antheil an jenen Artikeln habe, auch keineswegs alles rechtfertigen kann, so gilt doch jetzt einmal der Haß jedem, der im Glauben mit dem Verfasser eins ist. Die Gemeinde des Herrn muß daher für Gerlach beten, daß Gott ihm Kraft gebe durchzukämpfen. Bald wirst auch Du mit Halle in nähere Berührung kommen. Vielleicht weißt Du jetzt schon mehr davon." Gemeint ist damit das Gerücht, wie bei den Streitigkeiten über die Separation in Pommern werde auch bei dieser Gelegenheit Heubner an der Untersuchung betheiligt werden. Aber Altenstein zog vor, Gesenius nach Berlin zu citiren und die Sache selbst in die Hand zu nehmen. In Berlin hatte sich Professor Neander bereits gegen Hengstenberg ausgesprochen und nun trat auch Bischof Neander für Gesenius ein. In Folge dessen verlief die Sache glimpflicher als man bei den sonstigen Dispositionen des Hofes hoffen durfte. Gerlach erwartete von seinem Vorstoß bereits den Sturz Altenstein's, der trotz des Unwillens des Königs sich weigerte, auf solcher Grundlage Gesenius und Wegscheider zu disciplinieren. Aber die Julirevolution kam dazwischen und lenkte die Sorgen des König auf wichtigere Dinge. Das amtliche Erkenntniß sprach die beiden Halleschen Professoren von den erhobenen Beschuldigungen frei. Freilich war vorher an den Minister ein königliches Rescript ergangen, er habe künftig nur solche Professoren anzustellen, die sich mit dem Bekenntniß der Kirche im Einklang befänden, und solle diejenigen, bei

*) Tholuck an Heubner, 7. März 1830. Sammlung Halfmann.

denen das nicht zutreffe, zwar nicht absetzen, aber nicht halten, falls sie einen Ruf ins Ausland anmeldeten. Dieser Kabinetsordre, die für weitere Kreise ein Geheimniß blieb, hatte es Preußen zu verdanken, daß noch ehe Friedrich Wilhelm IV. sein offen pietistisches Regiment begann, mit der Purification der preußischen Facultäten von allen rationalistischen Elementen bereits ein schöner Anfang gemacht war. In Halle beruhigten sich die Gemüther und Tholuck's Besorgnisse nur sehr allmählich. „In der Neujahrsnacht," schreibt Tholuck an Heubner*), „hat der Herr von uns den Sturm abgewandt, der uns drohte. Dem Regierungsbevollmächtigten Schulze haben die Studenten in drei Anläufen die Thür einrennen wollen, um ihn zu mißhandeln. Auch Blum haben sie die Fenster eingeworfen. So ändert sich die Volksgunst." Ungeschickte Maßregeln, die die Regierung nahm, um die theologische Jugend nach ihrem Sinne zu lenken, hatten zu dieser neuen Aufregung viel beigetragen. Eine Verordnung verlangte nicht nur Frequenzzeugnisse von den Studenten der Theologie, sondern auch Zeugnisse eines Predigers, daß sie in Seelsorge gestanden und zum Abendmahl gegangen seien. Schleiermacher weigerte sich einfach solche Atteste auszustellen und hatte dabei auch die Meinung sehr ernster, kirchlich gesinnter Männer auf seiner Seite.

Noch lange werfen die Halleschen Wirren in Heubner's und Rothe's Correspondenzen ihre Wellenringe. Der Jurist Volkmann in Leipzig jammert über die gallichten Ergüsse der Presse nach Hengstenberg's Attaque**) und namentlich über die Schrift: „über die Umtriebe der Frömmler in Halle," die weder in Preußen noch Sachsen gedruckt werden durfte, dann aber ohne Imprimatur in Altenburg dennoch erschien. Selbst außerhalb Deutschlands machte die Geseniusgeschichte großes Aufsehen. Cardinal Albani erzählte sie dem Berliner Gräfe in Rom ganz genau und fügte hinzu, in längstens fünfzehn Jahren würden alle gläubigen Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt sein; so berichtet wenigstens der Neuigkeitsträger Semler aus Berlin an Heubner***). Hengstenberg aber war nun in seinem Fahrwasser und begann die Furcht vor einer deutschen Julirevolution nach Kräften auszunutzen. In seiner eleganten Wohnung Unter den Linden ersann er seine in abenteuerliche alttestamentliche Wendungen gekleideten Prophetien, die den Berlinern stets eine ungemeine Freude bereiteten und in allen Conditoreien und Lesezimmern auflagen. Seine Briefe dagegen sind weltmännisch und geschäftsmäßig, trockene, nüchterne Aufforderungen zu öffentlichen Erklärungen, Protesten und Petitionen, die freilich dann um so salbungsvoller redigirt sind.

---

*) Tholuck an Heubner, 6. Januar 1831.
**) Volkmann an Heubner, 8. April 1830.
***) Semler an Heubner, 27. Juli 1830.

Ein offener Sieg der Frommen, der großes Aufsehen erregte, war der Uebertritt Leo's zur pietistischen Partei. Der bekannte Historiker fing an, Betstunden zu besuchen und widerrief in seiner Weltgeschichte seine frühere Geschichte der Juden, die er noch von De Wette's Standpunkt geschrieben hatte. Tholuck war mit der Kunde von diesem großen Erfolge sofort nach Wittenberg geeilt, wo er erst bei Rothe logiren wollte, dann bei Heubner, aber in beiden Häusern abgewiesen wurde, da hier der Mann, dort die Frau krank lag. So bekam ihn Rothe gar nicht zu Gesicht. „Er erzählte," meldet Heubner an Hahn, „daß mit Leo in Halle eine unerwartete Veränderung vorgegangen und er gläubig geworden sei; er hat sich innig an Tholuck, Gerlach u. s. w. angeschlossen, besucht die Missionsstunden, zum höchsten Erstaunen der Hallischen Cirkel." Später, im Jahre 1839, schrieb Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung: „Leo hat für den Dienst, den er der Evangelischen Kirche geleistet, das nicht leichte Opfer, das er ihr dargebracht, bis jetzt nicht die rechte Anerkennung gefunden, nicht den verdienten Dank erhalten." Der so öffentlich Bemitleidete ist dem theologischen Freunde schwerlich dankbar dafür gewesen, daß er ihm die Affiche anhängte: „Verkauft aber nicht bezahlt." Hengstenberg's eigener Ehrgeiz mochte unbefriedigt sein, aber Leo, so sehr er zwischen Extremen hin und her sprang, war in dieser Beziehung einwandfrei und hat nie viel nach Menschengunst gefragt. Auch hätte die Kirchenzeitung sich nur noch ein Jahr gedulden sollen, dann kam der Thronwechsel und nun konnten alle Unbelohnten den von ihrem Glauben gehabten Schaden anmelden. Als der Pietismus eine Carriere wurde, hörte er auf, eine Lächerlichkeit zu sein. Der Militärstaat Friedrich des Großen wurde zum Pietistenstaat Friedrich Wilhelm IV., beliebter im übrigen Deutschland wurde er aber dadurch nicht. Auch in der Studentenwelt machte sich der Zug nach der pietistischen Seite von Semester zu Semester stärker bemerklich und Tholuck konnte dem Baron Kottwitz bald nach den großen Stürmen schreiben, daß er es bis auf vierzig Zuhörer gebracht habe, die er nicht nur belehrte, sondern auch pastorirte, und die alle „mehr oder weniger aus der Finsterniß zum Lichte gekommen". Noch ein paar Jahre und es waren bereits hundert, während Wegscheider wenigstens für seine Dogmatik immer weniger Abnehmer fand. Als eine große Bevorzugung Tholuck's erschien es, daß der Dreißigjährige bereits den Consistorialrathstitel erhielt. Nicht nur, daß die Gegner ihn bei ihren Angriffen stets feierlich mit demselben anredeten, sondern auch die Brüder fürchteten in ihrer Weise davon Gefahr für seine Demuth. So schreibt der so viel ältere Heubner, dem Tholuck damit vorgefahren war, am 4. April 1832 an Hahn: „Jetzt ist Tholuck wieder bei Rothe's — es ist mir fast, als ob der Consistorialrathstitel ihn etwas steif machte. Mir würde ein solcher Titel Ekel machen." Natürlich besserte die Bevorzugung ihres Rivalen die Stimmung der Gegner nicht und der Rostocker Fritzsche, ein sattel-

fester Schüler von Gottfried Hermann im Griechischen, von Georg Benedict Winer im Hebräischen, stand „mit seiner philologischen Vogelflinte“ stets auf der Lauer um Tholuck anzuschießen, wenn dieser sich eine Blöße gab, woran er es bei seiner hastigen Vielschreiberei niemals fehlen ließ. Auch Rothe mahnte den Freund, er solle durch Concentration auf ein engeres Thema diesem Uebelstand abhelfen. Zwischen Fritzsche, Vater und Sohn, und Tholuck entbrannte nun eine durch viele Jahre sich hinziehende literärische Fehde, bei der man stets wieder auf die Frage zurückkam, ob zum Verständniß des Neuen Testaments „innere Erfahrungen“ nöthiger seien oder Kenntniß der griechischen Syntax. Tholuck aber warf seinem Recensenten vor, er gleiche jenem Jean Paul'schen Ungeheuer, das gefragt wird, was ein Mensch sei, und das nun einige Büschel Haare und einige Nägel producirte und sagte: „So etwas ungefähr ist ein Mensch.“ Mitten aus seinen Kämpfen heraus widmete er Rothe und Olshausen seinen Commentar zur Bergpredigt. „Du, mein lieber Rothe,“ sagt er in der Widmung, „warst es, der vorzugsweise den Gedanken in mir geweckt und in liebevoller Theilnahme gefördert hat, einmal an einem kleineren Theile der heiligen Schrift durch ein sorgfältiges Studium den Gehalt des Ganzen zu zeigen, und zugleich wie ein solches sorgfältigeres Eingehen auf die Sache zur Sicherheit und Festigkeit in der Erklärung leitet.“ In der That bezeugt Rothe in seinem Dankschreiben*), „daß ihn keine von Tholuck's Arbeiten in dem Maße zufrieden gestellt habe wie diese, aber über die Masse von Literatur, die Tholuck sich nun wieder von den Wittenberger Antiquaren bestellt hat, ruft er im gleichen Briefe: „Wehe dem, der alle die Bücher lesen müßte, die Du neuerdings zu Hausgenossen erhältst!“ Aus demselben Briefe erfahren wir, daß Rothe damals auch zum erstenmal seinen römischen Amtsvorgänger Schmieder persönlich kennen lernte und zwar als einen liebenswürdigen Mann, mit dem aber, wie Rothe selbst empfindet, bei längerem Umgang die theologischen Dissonanzen kaum ausbleiben würden, da Schmieder völlig in das Fahrwasser der evangelischen Kirchenzeitung übergegangen ist. Ungern sah Rothe dagegen im Jahr 1836 Ullmann von Halle scheiden und vollends Tholuck war über Ullmann's Abgang tief betrübt. „Wehe,“ schreibt er an Heubner, „sie wollen uns an Ullmann's Stelle einen Hegelianer, Straußianer (Chr. F. Baur) schicken. Wie prüft mich Gott — kaum war Billroth gereift, so wird er entrissen. Ullmann war entschiedener geworden — auch entrissen, und solche Creaturen wie Dähne, Frank treten nun ein. Schrecklich ist's auch zu vernehmen, daß der Director der Francke'schen Stiftungen gegen seine Lehre arbeitet.“ In der That wurde die Lage in Halle wieder gespannter, als Ullmann 1836 nach Heidelberg zurückkehrte. Man legte Tholuck

*) Wittenberg, 10. Juli 1832. Rothe an Tholuck.

schon längst die Absicht zur Last, sich in die Direction der Francke'schen Stiftungen einzudrängen, um die armen Studenten unter seine Tutel zu bringen und Gerlach's Denunciationen in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung hatten ja wirklich diese Absicht verfolgt. Daß Tholuck durch Separatvoten und private Berichte, „die auf das dicitur, traditur, fertur, d. h. auf Insinuationen sich gründeten", das Vorrücken des gegnerischen Nachwuchses aufzuhalten wußte, verbesserte die Stimmung gegen ihn gleichfalls nicht. Wenn er unterlag, wußte er über Rom durch Bunsen auf das Ministerium in Berlin einzuwirken. Wo ein Spalt sich zeigte, suchte er einzudringen, aber, so klagt er an Bunsen: „Jedem Thürlein, das Gott mir öffnet, wissen sie einen Stein vorzuwälzen." Der lang angesammelte Unwillen der Gegner über Tholuck's Umtriebe machte sich dann in dem Jahre, in dem Rothe durch Versetzung nach Heidelberg diesen unerfreulichen Händeln ferner gerückt wurde, Luft in einer anonym erscheinenden Schrift, die sich als Recension des Bunsen gewidmeten Tholuck'schen Commentars zum Hebräerbrief einführte, aber der That nach Tholuck's ganze Missionspraxis in ihre Kritik mit einbezog und das stille Halle auf's neue in ein Schlachtfeld voll Geschrei und Ehrenkränkungen verwandelte. Man muß einen Blick in diese Literatur werfen, um zu begreifen, warum eine feine und reine Natur wie Rothe sich diesen sogenannten „kirchlichen" Kämpfen ängstlich fern hielt. Das Pamphlet, an dem der Streit sich neu entflammte, trug den Titel: „Wie Herr Dr. Tholuck die heilige Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet." Die Anonymität entschuldigten die Halle'schen Jahrbücher (1840. Nr. 247) damit, daß Herr Tholuck die Gewohnheit habe, seine Gegner nicht wissenschaftlich zu widerlegen, sondern in drei bis vier Briefen in Berlin und anderwärts anzuschwärzen und ihnen dadurch mehr zu schaden als mit Replik und Duplik. So habe man es auch öfter erlebt, daß literärisch Unterlegene am grünen Tisch der Polizei wieder zum Vorschein gekommen seien. In der That bot der Angegriffene auch in diesem Falle alles auf, um Curator und Minister gegen seine Gegner in Bewegung zu setzen. Die Schrift wurde dem Halleschen Fritzsche zugeschrieben. Vielleicht ist auch sein Sohn in Rostock dabei betheiligt gewesen. Die Form der Einkleidung wenigstens deutet an, daß mehrere Gelehrte an ihr mitgearbeitet haben. Die eingehende Kritik des Tholuck'schen Commentars ist an der Schrift nicht die Hauptsache, sondern die Kritik der auf Freitische, Stipendienvermittlung, Bücherschenkungen, Empfehlungen zu Hauslehrerstellen und Unterstützungen wohlhabender Gönner aufgebauten Tholuck'schen Studentenmission. Die Fiction des Pamphlets ist, daß auf einer sächsischen Pastoralkonferenz durch Vorträge mehrerer Amtsbrüder Tholuck's Thätigkeit in zustimmendem und gegnerischem Sinne besprochen worden sei, und der anonyme Herausgeber die verschiedenen Referate in ein Buch vereinigt habe. Sehr kollegialisch freilich war das Buch, das Tholuck der Intriguen gegen die Collegen

bezichtigte, selbst nicht. Am bittersten in ihrer Ironie ist der erste Vortrag eines Anhängers Tholuck's, der zu preisen weiß, wie „sein Tholuck" in seinen Vorlesungen äthiopische, arabische, samaritanische, syrische, griechische und lateinische Citate mit englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen verbinde und sogar ein Tagebuch in arabischer Sprache führe, worauf dann ein späterer Referent aus dem Commentare selbst nachweisen will, daß „sein Tholuck" auch nicht einen Satz in diesen Sprachen richtig zu schreiben oder zu übersetzen verstehe. Der Verehrer preist dann Tholuck's praktische Thätigkeit. Auf seinen Reisen in der Fremde trete er stets als Prediger auf und aus den Zeitungen lasse sich ersehen, daß er ein und dieselbe Predigt an mehreren Orten mit dem gleichen Erfolge gehalten habe. In Straßburg habe er die Studenten sogar, ohne den Rector um Erlaubniß zu fragen, im Lehrgebäude zu einem Gottesdienste versammelt. „Das Volk drängt sich, zu hören sein Wort an heiliger Stätte. Sie wissen, daß er als Mitglied des Missionsvereins, auch wohl der Bibelgesellschaft thätig ist, daß er die ausgebreitetste Correspondenz führt bis nach Amerika, daß fort und fort Befreundete, Lehr-, Raths-, Trostbedürftige aus der Nähe und Ferne sich ihm nahen, daß er den Studirenden nicht nur durch seine Vorlesungen, wo sie bei Hunderten sitzen, nütze, sondern daß er auch ein auserwähltes Häuflein hat, das zum Theil bei ihm wohnt und speist, zum Theil der Ehre, mit ihm spaziren zu gehn gewürdigt wird, auch wohl bei der Masse der literarischen Arbeiten dem nie Rastenden auf diese und jene Art an die Hand geht" . . . „Aber man hat auch gesagt und gedruckt, daß er die Commilitonen von dem Besuche der Vorlesungen ihm widerwärtiger Collegen abhalte, daß er für sich völlig werbe und werben lasse, daß er Beneficien mit der ausdrücklichen Bedingung ertheile, nicht bei dem und jenem zu hören." Auch von den „Schlangenwindungen" ist die Rede, mit denen Tholuck „erschleiche und durchsetze, was er eben wolle". Auch klagen die Collegen über die Illoyalität, mit der er Anderes lese als er angekündigt habe, wenn er durch Wechsel der Vorlesung dem und jenem Collegen den Markt verderben könne. Ein anderer Referent weist auf die Widmung des Commentars an den bevollmächtigten Minister des Königs von Preußen, Dr. Bunsen hin, während ein Dritter es frivol findet, wenn Tholuck schreibt, „das liebe Rindvieh sei von der Providenz Gottes ausgeschlossen", was er aus dem Satze des Paulus: ‚Gott kümmert sich doch nicht um die Ochsen' zu beweisen suche. Auch Tholuck's Witzemachen und forcirte Genialität, seine Katheder-Späße u. dgl. werden herbeigezogen, obwohl der Redactor hier einen ganzen Vortrag über Tholuck's Collegien unterdrückt haben will, da es der Partei, die noch jüngst über die Gerlach'schen Denunciationen klagte, wenig angestanden hätte, nun selbst Mittheilungen aus den Vorlesungen ihrer Gegner an die Oeffentlichkeit zu bringen. Secundirt wurde der Angriff durch die

Halleschen Jahrbücher, die alle Vorwürfe des Pamphlets bestätigten. „Tholuck," heißt es dort, „erleichtert den ärmeren Studenten den Ankauf seiner Schriften, sowie den Besuch seiner Collegia, und wenn sie vollends zu der Elite der Esoteriker gehören, so führt Tholuck sie nicht bloß in den Garten theologischer Weisheit und in die Auen morgenländischer und wer weiß welcher Poesie, sondern auch auf die Chausseen und in die Gefilde der Musenstadt, er speiset sie nicht nur geistig sondern sieht auch mehrere Male in der Woche einige aus der Suite an seiner Tafel, ja er opfert sogar regelmäßig seine Abendcirkel der Pflege und Fortpflanzung des wahren Christenthums." Vergleicht man Rothe's stillen Verkehr mit seinen Zuhörern, die ihn fast nur auf dem Katheder zu sehen bekamen, so zeigt sich klar, wie beide Persönlichkeiten sich unterschieden, man begreift aber auch, daß er von dem „Reich Gottes", wie es in Halle gebaut wurde, nichts wissen wollte. Die Schrift gegen Tholuck war der aufgeregte Zornesschrei einer täglich mehr bedrängten akademischen Schule, die um so mehr Grund hatte, für ihre Existenz zu fürchten, als auch der bei Altenstein so einflußreiche Hegel sie bekämpfte und in Halle selbst dessen Schüler Rosenkranz, und in Magdeburg der Jurist Göschel sich ganz ausdrücklich im Namen der Philosophie gegen den Rationalismus wendeten. Je näher dazu der Thronwechsel rückte, um so sicherer erwarteten die Gläubigen ihren vollen Triumph, denn daß mit dem Kronprinzen der Pietismus den Thron besteigen werde, stand Freunden und Gegnern fest. Die Fritzsche's mochten schreiben was sie wollten, der Mann, der zuerst in die Hochburg des Rationalismus Bresche geschossen hatte, wurde mit jedem Jahre mehr eine wichtige Person. Moralisch gestützt aber war diese Stellung Tholuck's auf seine große Begabung für die Predigt, die mit seinem beweglichen Phantasieleben und seiner nervösen Erregbarkeit zusammenhing. Auch hochgebildete Hegelianer wie Rosenkranz reden mit großer Anerkennung von der „flammenden Begeisterung dieses Urchristen". Zwar war die verschleierte Stimme des kränklichen Redners ohne Metall und Klang, aber der äußere Vortrag war nach Rudolf Haym's Selbstbiographie so ausdrucksvoll, daß ein junger Hallescher Theologe „sich bestrebte, Tholuck's rhetorische Gesten und Manieren als gestus flebilis, gestus furiosus u. s. w. abzuzeichnen, zu katalogisiren und sie nachahmend zu künftigem Gebrauche einzuüben". Mit dem durch die Gerlache und Hengstenberg aufkommenden juristischen Confessionalismus in Preußen kam nun aber selbst Tholuck immer mehr auseinander und bei seinen Neigungen zu Quertreibereien zog er sich oft den Tadel der Berliner Führer zu. Er glaubte darum zu Rothe zu gehören, ohne sich zu sagen, daß Rothe's Dissensus mit dem neuen Confessionalismus auf dessen strenger Zucht des Denkens und seinem unbeugsamen Wahrheitssinne beruhte, während ihn im Gegentheil sein launenhaftes Hin- und Herspringen zwischen allen möglichen Tendenzen in Widerspruch mit seinen Verbündeten brachte. „Ich

habe ihn sprechen hören wie weiland die Halleschen Jahrbücher," sagte Albrecht Ritschl, „und dann wieder wie einen Herrenhuter." Richtiger als Carl Schwarz, der ihn keiner Schule zutheilen will, nannte Ritschl ihn einfach „incommensurabel". An allen diesen Leiden und Freuden Tholuck's blieb Rothe sein voller Antheil nicht erspart, da der stets wandernde Freund immer wieder bei ihm anklopfte. Tholuck selbst scherzt gelegentlich über seine vielen Besuche*): „Bei Krummacher's Gemeindegliedern in Ruhrort kamen die fremden Conventikelleute immer mit dem Stabe in der Hand angewandert, stellten sich in die Thür und sagten: ‚Ich bin ein christlicher Mann!' Das Uebrige verstand sich von selbst. Mach' ich's nicht auch so?" Das ließ sich nicht läugnen. Zuweilen kamen Gastgeber und Gast auch stark hintereinander. So schreibt Rothe einmal: „Es ist mir eine Beruhigung**), daß die paar Tage in Wittenberg wenigstens keinen bittern Nachgeschmack bei Dir zurückgelassen haben ... Für mich ist eine solche relativ gegensätzliche Berührung überaus heilsam, und ich mache sie mir, das glaube nur in der That, mit aller Gewissenhaftigkeit zu nutzen. Anders gewachsen zu sein als alle andern Bäume, daran liegt mir wahrlich nichts."

Mit tieferer Theilnahme als die zum Theil recht unnöthigen Händel Tholuck's in Halle verfolgte Rothe die traurigen Schicksale seines alten Breslauer Collegen Scheibel, der gemeinsam mit Freund Steffens im Laufe der Jahre einer der Führer der altlutherischen Separation in Schlesien geworden war.

Schon von Rom aus waren Rothe's Gedanken viel bei diesen schlesischen Wirren gewesen. Da der König die Altlutheraner von dem Gebrauche seiner Agende nicht dispensiren wollte, baten sie um die Erlaubniß, unter Scheibel eine selbständige Kirche bilden zu dürfen, und ermuthigt durch die Unterstützung, die der Kronprinz ihnen zu Theil werden ließ, ernannten sie, obgleich der König ihre Bitte abgeschlagen hatte, eigenmächtig Repräsentanten, maßten sich die Verwaltung des Kirchenvermögens an und ließen durch Unberechtigte geistliche Amtshandlungen verrichten. Für ihre Laientaufen und Laiencommunionen gab ihnen Scheibel den eigenthümlichen Schriftbeweis an die Hand, wenn nach der Apostelgeschichte dreitausend sich hätten taufen lassen auf einen Tag, so hätten auch Laien geholfen bei dem Taufen, denn die Apostel allein hätten ein solches Geschäft auf einen Tag nicht bewältigen können. Scheibel wurde nun abgesetzt und verzog sich nach Dresden, aber er eröffnete von dort einen grimmigen Federkrieg gegen die preußische Union. „Von einer katholischen, reformirten, griechischen und socinianischen Kirche," schreibt der Vertreter von ein paar tausend Lutheranern, „weiß die Bibel nichts. Sie sucht in diesen allen nicht Kirchen, sondern Nachfolger von Korah, Bileam und Ägypten." Am bittersten

*) Tholuck an Rothe, 26. März 1827.

**) Rothe an Tholuck, 2. Pfingsttag 1831.

wüthete er gegen die anonyme Schutzschrift des Königs für seine Agende, die er aber, um seinen Rücken gegen die Schläge des Strafrichters sicher zu stellen, weislich dem Bischof Eylert zuschrieb. Als man ihm nun auch in dem lutherischen Sachsen die Kanzel verbot, wanderte er nach Nürnberg weiter. In Halle stellte sich Guerike auf seine Seite, und mit ihm beschlossen zahlreiche schlesische Separatisten, ihre lutherische Kirche niemals aufzugeben, da eine Union mit den Sakramentierern dem großen Reformator in's Angesicht schlage. An Scheibel's Stelle wurde der gelehrte Jurist Eduard Huschke der Führer der Partei, der die Theorie der französischen Legitimisten, daß es geoffenbarte Verfassungen gebe, auf die Kirchenverfassung anwendete, eine Anschauung, die sein Freund Scheibel schon 1831 in einer Abhandlung „über lutherische Verfassung" dem Ministerium vorgetragen hatte, um den Schutz des Königs für eine Verfassung zu erbitten, die der heilige Geist ebenso in seinem Reiche geboten hat wie Gott die seine in seiner Welt. Der König hatte lang Geduld geübt, er hatte den Petenten das Recht, nur lutherische Geistliche zu erhalten, zugesagt, er wollte den nicht unirten Lutheranern innerhalb der Agende als Parallelformulare alte lutherische Kirchengebete gewähren, nur die Anerkennung der gemeinschaftlichen Kirchenbehörde wurde von ihnen verlangt. Allein Scheibel's Freunde wiesen alle derartigen Zumuthungen als ein Ziehen an fremdem Joche mit den Ungläubigen laut 2. Kor. 6, 14 ab. Da die Separirten zu thatsächlichem Widerstand schritten, mußte der Staat gleichfalls Gewaltmittel in Anwendung bringen. Die Hausväter wurden vor die Landräthe, Geistlichen und Consistorialräthe citirt und ihre Kinder durch Zwangsmaßregeln zur Taufe gebracht. Von sämmtlichen Geistlichen der Provinz stellten sich nur fünf auf Seiten der Renitenten, aber Heubner wird von vielen Anfragen bestürmt, wie er es mit der Agende halte? Auch eine Beschwerde liegt vor, daß weder er noch Rothe eine gleiche, an sie gerichtete Frage beantwortet hätten*), vielleicht weil sie dieselbe für eine Falle hielten, wie Gaß und Schleiermacher dergleichen erlebt hatten**). Hahn drang von Anfang an in Heubner, er möge in Sachen des Abendmahlformulars nachgeben***), was dieser, wie es scheint, schließlich auch that, da eine Citation nach Berlin in Folge seiner brieflichen Auskunft zurückgenommen wurde. Schwieriger war Hahn's Stellung, der als Mitglied des Consistoriums gegen die Leute einschreiten sollte, mit denen er und Rothe einst enge Freundschaft gepflegt hatten. Zu Hönigern, einem großen Kirchspiel von mehreren tausend Seelen, widersetzte sich der junge Pastor Kellner, ein Schüler und Verwandter Scheibel's, einer Visitation durch das Consistorium, da sonst seine lutherische Gemeinde

*) Candidat E. G. Müller an Heubner, 17. Juni 1830.

**) Schleiermacher an Gaß, 20. Juli 1829.

***) Hahn an Heubner, 12. Oct. 1829.

durch die unirte Landeskirche verschlungen werden würde. Darauf wurde er suspendirt, erklärte aber, daß er diese Absetzung nicht anerkenne. Der Superintendent, der den neuen Pfarrer einführen wollte, fand die Kirche von zweitausend aufgeregten Bauern umlagert, die das Lied anstimmten: „Ach bleib mit deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ." Die Aeltesten weigerten die Herausgabe der Schlüssel. Die Schlosser des Orts erklärten, das Handwerk, Kirchen zu erbrechen, hätten sie nicht gelernt. Ein von auswärts geholter Handwerker öffnete die Thüre, aber die Leute sperrten den Eingang mit ihrem Leibe. Kellner wurde nun nach Berlin abgeführt, die lautesten Führer verhaftet, aber vom 22. Juni bis zum 23. Dezember wiederholten sich Sonntag für Sonntag dieselben Auftritte. Einmal standen die Weiber vor der Kirche, ein andermal die Reservisten mit ihren Militärmützen, immer aber Hunderte, die dem neuen Pastor unmöglich machten, sein Amt anzutreten. Hätten Ministerium, Provincialregierung und Consistorium einträchtig zusammengewirkt, so wäre die Verwirrung nie so groß geworden. Aber jede dieser Instanzen bekämpfte die andere und die Reactionäre in den Behörden selbst sahen in den traurigen Vorkommnissen natürlich wieder die Frucht des Rationalismus, der auch an diesen Excessen des Confessionalismus schuld sein sollte. Richtig war daran nur, daß das kirchliche Leben tief darniederlag und jede Art von Opposition darum auf die Unterstützung derer rechnen konnte, deren Losung war: „Weg mit dem Rationalismus aus Staat und Kirche!" Generalsuperintendent der Provinz war dermalen E. F. G. Ribbeck, der Vater des bekannten Philologen. Er wäre nach heutigem preußischen Maßstab eher liberal als orthodox zu nennen, aber der Breslauer und Hallesche Rationalismus genügte auch ihm nicht. „Die Candidaten," schreibt er*), „die ich prüfen helfen muß, sind meistentheils in der kirchlichen Geschichte sehr gelehrt, so auch in dem historischen Theil der Bibelauslegung; von der systematischen Theologie wissen sie wenig; als eigener Glaubensvorrath ist ihnen nichts geblieben, als Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Christus hat, ihres Dafürhaltens, nichts gethan als gelehrt, daß Gott sehr gütig sei und auch nebenbei ein sehr gutes Beispiel gegeben. Ihre Predigten sind fast durchgängig ein leeres und trostloses Gerede ohne christlichen Inhalt, ohne Logik, ohne Stil, ohne Geschmack. Nachher im Amt werden sie besser." Trotz dieser Abneigung gegen den Rationalismus hatte der Generalsuperintendent keinerlei Neigung für die pietistische Bewegung. Ueber die auf Buchwald residirende Gräfin von Reden, die in dem Rothe'schen Breslauer Kreise eine große Rolle spielte, beschwert er sich heftig. Für gefährlicher als die Altlutheraner erklärt er „die winselnden, kriechenden, in Sünde und Gnade schwelgenden, Land und Wasser umziehenden Pietisten", d. h. die

*) Erinnerungen an E. F. G. Ribbeck von B. Ribbeck, Geh. O.-Regierungsrath, Berlin 1863.

Freunde Tholuck's und Heubner's. Die altlutherische Sache ist, wie er glaubt, verfahren durch die widerspruchsvollen Befehle aus Berlin. Nach seiner Meinung haben die Altlutheraner Recht, wenn sie sich die Zusendung reformirter Prediger verbitten. Man müßte in der Praxis zeigen, daß sich die Union nicht auf das Dogma, sondern nur auf Cultus und Verfassung bezieht, dann aber wäre nach seiner Meinung „gegen Agendenstürmer und Durchbrecher des Pfarrbannes mit rücksichtsloser Strenge zu verfahren". Für das Eine war aber das Consistorium, für das Andere das Ministerium nicht zu haben, und so wurde der Wirrwarr immer schlimmer. Im December 1834 sollte endlich mit Gewalt durchgegriffen werden. Der Generalsuperintendent hatte sich das Commissorium für Hönigern verbeten, da es mit seiner Stellung unverträglich sei, als Mitglied einer Executionscommission im Gefolge des Landraths einherzuziehen. So wurde Hahn zu dieser Sendung bestimmt. Die Regierung requirirte vom Generalcommando militärische Hülfe; da mengt sich das Ministerium wieder ein und verlangt Bericht. So wird die ganze Procedur auf's Neue eingestellt. Nach mehrwöchentlicher Verhandlung kommt endlich der Befehl, nun doch zur Execution zu schreiten. Ein Major rückt mit 400 Mann Infanterie und 200 Mann Cavallerie gegen die aufrührerische Ortschaft, allen voran fährt der Consistorialrath Hahn, der Polizeipräsident, der Landrath und der Superintendent. Nach vergeblichen Verhandlungen marschieren die Truppen ein. Vor der Kirche ist eine Reihe schwangerer Frauen aufgestellt und geben keinen Raum. Als man sie am Arm faßt, erheben sie ein durchdringendes Geschrei, dem das Gebrüll der Menschenmenge antwortet. Mit Kolben werden nun die Bauern von der Kirche weggetrieben. Als ein Bauer einem Soldaten das Gewehr entreißen will, geht der Schuß los, und alsbald stäuben die Glaubensinsurgenten auseinander. So war es zwischen ihnen verabredet worden, um Blutvergießen zu vermeiden. Den Kirchenschlüssel hatten sie auf den Vorplatz geworfen. Das Militär wird nun einquartiert und am Sonntag nimmt Hahn die Einführung des Pastors vor. Der größere Theil der Gemeinde erscheint in der Kirche, nachdem bereits am Abend die meisten der mit Einquartierung belästigten Hofbesitzer sich bei Hahn und den anderen Commissären eingefunden hatten, um um Verzeihung zu bitten. An der Communion betheiligt sich eine große Zahl von Andächtigen, die vor derselben am Altar knieen und sich dann unter Thränen die Hand reichen. Bereits am folgenden Tage konnte Hahn mit sämmtlichen Truppen nach Breslau zurückkehren. Da die renitenten Pastoren überall entfernt wurden, fand die Aufwiegelung durch die abwesenden kein Gehör mehr und die Leute beruhigten sich. Als sie sahen, wie im Gottesdienst alles beim Alten blieb, kam ihnen die Erkenntniß, daß ihre geistlichen Rathgeber sie getäuscht hätten und schon am 16. Januar 1835 schrieb die Gemeinde einen Brief an den König, in dem sie um Vergeben und Vergessen des Geschehenen

bat. Anderer Orten dagegen wurde der Krieg fortgesetzt. So mußte die kleine Lutziner Gemeinde nach und nach an 2000 Thaler Strafgelder entrichten und selbst das Saatkorn wurde ihr abgepfändet. Die separirten Pfarrer wurden für jede einzelne Amtshandlung mit sechs Wochen Gefängniß bestraft, Gemeindeglieder, die das Zeugniß gegen ihre Pfarrer verweigerten, wurden eingesperrt, die Kinder durch Gensdarmen in die Schule gebracht. Kellner saß drei Jahre im Gefängniß, andere wanderten, sobald sie wieder zu amtiren begannen, sofort wieder in den Kerker. Und doch war die Lutherische Kirche staatsrechtlich garantirt in Preußen, das Festhalten an ihr konnte also keine strafbare Handlung sein. Ein Pfarrer König nannte sich darum in einer Streitschrift ironisch „einen verbotenen lutherischen, untersagten protestantischen und gegenwärtig gnädigst concessionirten evangelischen Geistlichen".

Natürlich überschüttete Scheibel in erster Reihe Hahn in seinen Pamphleten mit Vorwürfen, daß er gegen den Glauben, den er auf der Leipziger Disputation vertheidigt habe, nun selbst ausgezogen sei mit Kanonen und Musketen. Auch Kottwitz schreibt an Heubner in bedauerndem Tone, da gerade den aufrichtigen Seelen die gefährlichsten Fallstricke von dem Fürsten dieser Welt und seinen Genossen gelegt werden, um sie irre zu machen, könne er seine Besorgnisse wegen des lieben Hahn in Breslau nicht zurückhalten, er dürfte wegen der ihm in mehrerer Beziehung, und noch in sondernheit gegen die Lutheraner so gefährlich gewordenen Celebrität viel zu bereuen haben*). Ueberhaupt trugen diese Kämpfe in die gläubigen Kreise große Verwirrung und bittere Zerwürfnisse. Kottwitz identificirte sich mit der Sache der Lutheraner und suchte den König durch Berichte zu beeinflussen, die man seiner Leichtgläubigkeit zu gut hielt, die aber thatsächlich voll falscher Angaben waren. Julius Müller legte seine Stelle nieder und ging in's Ausland. Guerike verlor wegen seiner Polemik gegen die Regierung seine Professur, blieb aber, von Scheibel ordinirt, als Prediger der Lutheraner in Halle. In seiner Kirchengeschichte nannte er die Union „das Werk der alles göttliche und menschliche Recht indifferenzirenden und nivellirenden und durch dämonisch antichristlichen Revolutionsgeist sich scheußlich unirenden und uniformirenden Welt". Sein Mitkämpfer Ehrenström schalt die Agende, die des Königs eigenstes Werk war, ein Teufelsbuch. Tholuck trat als Fürsprecher Guerike's an der Universität auf, erklärte aber von der Kanzel, Kern und Stern des evangelischen Glaubens sei die Lehre von der Buße und der Vergebung der Sünden in Christo, so lang diese nicht angetastet werde, sei es unrecht, sich wegen des Sakramentstreites zu scheiden. Am glattsten wickelte sich wieder Hengstenberg aus der fatalen Sache heraus, indem er in der Neujahrsbetrachtung seiner Kirchenzeitung 1835 erklärte, was

*) 13. März 1843.

Gott verbunden habe, sollten die Lutheraner nicht scheiden. Das alleinige Hervorheben der Abendmahlslehre stelle die wahren Heilslehren in Schatten und fördere das Parteiwesen. Die Pastoren sollten sich nicht gebärden wie Leute, die 300 Jahre geschlafen hätten und der Gegenwart nicht mit dem Dogma des 16. Jahrhunderts entgegentreten. Auch Gerlach ließ die ihm vordem so nah befreundeten Märtyrer fallen und reizte dadurch den Zorn Scheibel's und seiner Verbündeten bis zu fanatischem Hasse. Auch Stier fiel ab. Auf Gerlach's Drängen ließ er sich herbei, die Geschäfte des abgesetzten Guerike im Missionsvorstand in Halle zu übernehmen und so die Lutheraner auch da zu verdrängen, wo die Regierung ihnen nicht hätte beikommen können. Sie alle waren treue Lutheraner bis zur Absetzung — exclusive! Die wärmste Sympathie erwies den Verfolgten der Kronprinz, aber gegen den festen Willen des Königs und Altenstein's richtete er nichts aus. Steffens verharrte in den Grenzen einer loyalen Opposition und erlebte nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. dafür noch die Freude einer Berufung nach Berlin. Sein Freund Scheibel war dagegen nahe daran, ein Opfer seiner ewigen Aufregungen zu werden. Am 2. März 1835 meldete Pastor Roller, der bekannte Freund des Malers Kügelchen, aus Lausa an Heubner über Scheibel: „Seit zehn Tagen ist dieser werthe Mann in einen solchen Zustand der Krankheit des Leibes und der Seele verfallen, daß zwischen ihm und einem Wahnsinnigen kein Unterschied mehr ist. Er hielt es anfangs, und in lichten Momenten noch jetzt für eine Anfechtung. Er sagt, daß er nicht lästere, sei nur unserem Gebete zuzuschreiben. Er ringt mit Schreyen zu Gott zuweilen so heftig, daß er auf der Erde liegt. Sein Toben schneidet durch das Herz, und dauert fast Tag und Nacht. Ein Wunder, daß er nicht schon gänzlich erschöpft sein armes Leben geendet hat. Er hält sich manchmal für Kaiser und Papst. Diese Nacht sprach er nur von Moses und Elias, die er in die Herrlichkeit hinaufsteigen sah ... Seine Aerzte wollen gern ein Nervenfieber hervorbringen, gaben Opium und Kirschlorbeer, dabei scheint mir aber das physische Leben immer mehr aufgerieben zu werden.*)“ Rothe berichtet am 6. März den Inhalt dieses Briefs an Hahn mit den Worten: „Ach ich habe schon lange besorgt, daß Scheibel's Zustand damit enden werde! Es ist aber entsetzlich, daß es doch wenigstens den starren Lutheranern die Augen öffnete! Mit Guerike kann es auch noch bös werden.“ Hahn aber gratulirt er, daß er durch sein Commissorium in dieser traurigen Sache in directe Correspondenz mit dem König gekommen sei, was ihm gegen die Anfeindungen der noch immer mächtigen Rationalisten einen Rückhalt geben werde. Das Ende war bekanntlich, daß mehrere tausend Lutheraner nach Amerika auswanderten. Auf ihren Spree-

*) Sammlung Halfmann.

kähnen, Lutherlieder singend, fuhren sie am Schlosse zu Berlin vorbei in's Exil und Steffens stellte sie bitter in Parallele mit den Zillerthalern, denen der König 1837 ein Asyl gewährte, während er die eigenen Lutheraner vertrieb. Rothe hatte diese letzten Kämpfe zwar mit Mißbilligung des Starrsinns der Lutheraner und mit Theilnahme für die schwierige und angefochtene Stellung seines Schwagers Hahn verfolgt, allein seine innerste Meinung war, daß der König in dieser Sache von Anfang an gefehlt habe. Wie hoch er auch gemeinsame Cultusformen und die Einheit der evangelischen Kirche stelle, so bleibe in seinen Augen dennoch die Art, wie in dieser Frage von der Regierung verfahren worden sei und staatlicher Einfluß kirchliche Einrichtungen durchgedrückt habe, für beide Theile eine Schmach. Persönlich ging es ihm besonders nahe, daß sein alter Heidelberger Studienfreund von Haugwitz sich auch jetzt noch an Scheibel kettete und er schrieb an Hahn, welches Anliegen es ihm sei, den lieben und tüchtigen Mann aus der Enge herauszuführen, in die ihn Scheibel eingesponnen habe.

Während die beiden verehrten Seelenführer seiner Berliner und Breslauer Periode, Löffler und Scheibel, so betrüblich geendet hatten, söhnte Schleiermacher's Abschied vom Leben Rothe mit dem großen Theologen menschlich wieder aus, dem er einst als Student ein so ungerechtfertigtes Mißtrauen entgegengebracht hatte. Am 22. Februar 1834 schreibt Rothe an Hahn: „Schleiermacher's Tod wird Dich auch sehr bewegt haben, zumal seine letzten Augenblicke so schön gewesen sind. Er hat" — und Rothe glaubt diese Version als eine von einem Augenzeugen verbürgte berichten zu können — „im Gefühl des herannahenden Todes seine Angehörigen um sein Lager zur Feier des heiligen Abendmahls versammelt, das er selbst, aufgerichtet, sitzend verwaltet hat. Noch mit kräftiger Stimme hat er ein Gebet gesprochen. Darauf segnet er das Brot ein, bricht es und setzt, nachdem er die betreffenden Einsetzungsworte ausgesprochen, hinzu: ‚Das ist unser Fundament.' Wie er sich eben anschickt, den Kelch zu segnen, ruft er: ‚Rasch, rasch den Kelch, mir wird so selig;' und sinkt leise zurück und ist hinüber. Unzählige werden ihm ihren dankbaren Schmerz nachschicken, denen er die erste Hinweisung auf Christum geworden ist." So hatte dieses weiche Gemüth bei seinem Abschiede von dem Irdischen das fromme Bedürfniß gefühlt, in der Stunde des Vergehens anzuknüpfen an das Unvergängliche. Die „eigentlich christlichen Kreise" verhielten sich doch auch zu dieser letzten Handlung ihres großen Gegners skeptisch und meinten, wie er, um den Vorschriften des Arztes zu genügen, gegen die klaren Einsetzungsworte des Abendmahls, Wasser in dem Kelch gereicht habe, so habe er sein Leben lang in kirchlichen Formen gegeben, nicht was Jesus vorgeschrieben sondern was ihm selbst beliebt habe. Mit seinem Hingang fiel seine Facultät vollends auseinander und eine Hand war gegen die andere.

Marheineke'sche Hegelei, Hengstenberg'sche Orthodoxie und Neander'scher Pietismus standen ohne jede Vermittlung einander gegenüber. Als die Studenten am 16. Januar 1841 Neandern am Vorabend seines Geburtstags ein Ständchen brachten, ließ er seine jungen Freunde dem Hegel'schen Gotte, dem absoluten Gedankending, dem Gott ohne Wärme, und der einseitig speculativen Richtung ein Pereat bringen. Natürlich bezog das der Hegelianer Marheineke auf sich, während einige Stichelreden Neander's gegen den „Moloch des alten Bundes" auf Hengstenberg gedeutet wurden. Marheineke antwortete darauf in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Dogmatik Daub's mit einem groben Ausfall auf den Judenchristen, der gegen die speculative Theologie nichts mehr aufzubringen wisse als ein Pereat und darum jedermann zum Gelächter oder Mitleid gereiche. Auch Rothe's Beziehungen zu dem Feinde aller Speculation schliefen ein und er hat mit keinem der Berliner, weder mit Neander, noch Hengstenberg, weder mit Marheineke noch Twesten oder dem ihm freundlich entgegenkommenden Vatke engere Beziehungen gesucht oder gefunden.

Wie Rothe's Stellung zu den Vorgängen in der evangelischen Kirche sich aus den Briefen an Hahn, Tholuck und den Vater verfolgen läßt, so sind die Briefe an Bunsen für Rothe's Urtheil über die politischen Ereignisse orientirend und wir übersehen erst hier die Breite der Kluft, die ihn innerlich von der Umgebung scheidet. Während Heubner, Tholuck, Hahn und Hengstenberg in der Julirevolution nur den Geist des Abfalls sehen, der wieder mächtig wird auf Erden, schreibt Rothe am 15. August 1832 an Bunsen: „Die politische Geschichte hat für mich erst seit dem Juli 1830 Sinn und Verstand und Reiz gewonnen." Als Rothe so schrieb, ließen sich die Consequenzen der Julitage im Wesentlichen bereits übersehen. In Frankreich hatten die Bourbonen dem Bürgerkönigthum Platz gemacht, Belgien hatte sich von Holland getrennt, die Polen hatten die Entthronung des Hauses Romanow beschlossen, in Italien war der lang vorbereitete Aufstand ausgebrochen, die Braunschweiger hatten ihren nichtswürdigen Herzog verjagt und in Kurhessen und Sachsen wurden den verstockten Landesvätern vernünftige Mitregenten aufgenöthigt. Selbst Göttingen hatte im Jahr 1831 seine Revolution unter Führung des Privatdocenten von Rauschenplatt, die trotz ihrer Thorheit dann doch der Anstoß zu allerlei Reformen im Lande wurde. Metternich und die preußische Junkerpartei hätten gern diesen Revolutionsgeist mit den alten Mitteln der Demagogenverfolgung gebändigt, aber das Loos Charles X. und des Herzog Karl von Braunschweig hatte auch die Völker gelehrt, daß Kronen zerbrechliche Dinge sind. So machte der preußische Kronprinz das Wort von De Maistre zu seinem Motto: „Wir wollen nicht die Gegenrevolution, aber wir wollen das Gegentheil der Revolution." Die Generäle freilich wären am liebsten unter der Führung des alten Gneisenau noch einmal in Paris eingezogen und am meisten fiel Rothe die

trostlose Stimmung Niebuhr's auf, der durch die Julirevolution die ganze politische Arbeit seines Lebens zerstört meinte und eine neue Zeit der Gräuel erwartete. Aber alle Wehklagen der preußischen Conservativen konnten nicht hindern, daß die constitutionelle Bewegung, die im Süden längst gesiegt hatte, sich nun auch einen norddeutschen Mittelstaat nach dem anderen unterwarf. Rothe begleitete diese Fortschritte des constitutionellen Princips mit innerster Sympathie. Bei seinem tiefen Respekte vor den Grundlagen, auf denen wir beruhen, und den höheren Kräften, die am geschichtlichen Leben mitarbeiten, konnte Rothe kein Liberaler im gewöhnlichen Sinne werden, aber derselbe Glaube, daß es der ewig Lebendige sei, der am Webstuhl der Zeit mitarbeite, bewahrte ihn vor jeder reactionären Neigung. Charakteristisch spricht sich der Gegensatz zwischen Rothe's weitherzigem Optimismus und dem politischen Teufelsglauben seiner beiden Schwäger in einem Briefe Hahn's vom 30. Januar 1831 aus. In Leipzig hatte die aufgeregte Menge sich gegen den Stadtrath erhoben, weil er bedeutende Arbeiten nach auswärts vergeben hatte, wofür sie den städtischen Beamten die Wohnungen demolirte. Das war die Freiheit, die sie meinte. Als dann die Ordnung wieder hergestellt war, schrieb Hahn: „Die Kinder der Welt zerschlagen sich, damit sie Ohren bekommen zu hören. Das ist meine Hoffnung. Jetzt ist ihnen alles zuwider, was Gott und sein Wort betrifft; auf den Trümmern ihres irdischen Glücks wird vielleicht manches getäuschte bange Herz nach den Tröstungen der Ewigkeit und bleibenden Gütern verlangen. In Rußland scheint der Grund noch am sichersten zu sein und darum nimmt man auch die besten Maßregeln." (Sibirien!) „Eine merkwürdige Lehre für das übrige verbildete Europa. Von Graf Einsiedel hatte ich neulich einen herrlichen Brief. Ich habe ihn jetzt noch lieber als früher." Bald kann Hahn auch mit sichtlicher Befriedigung an Heubner melden, daß die Theilnehmer an den kindischen Leipziger Unruhen zum Theil zu zehnjährigen Zuchthausstrafen verurtheilt worden seien. Bischof Neander fand für gut in Folge der Julirevolution an Ostern 1831 einen Hirtenbrief an die Geistlichen der Provinz Brandenburg zu richten, in dem er ausruft: „Glücklich, daß wir einem Volke angehören, das keines solchen Verrathes an seinen Unterthanenpflichten sich schuldig gemacht, und seinen Namen nie mit der Schmach des Aufruhrs befleckt hat." Rothe stand zwischen allen diesen Propheten, die Unheil weissagten, mit der fast kindlichen Ueberzeugung, auch diese letzten Tage seien Tage, die Gott gemacht habe, und da er in seiner Umgebung kein Verständniß fand für seinen unverwüstlichen Optimismus, schüttete er seinem römischen Freunde Schnorr sein Herz aus. „Ich möchte Dich nur einen Tag sehen und sprechen können*). Wenn sich das jemals unter Freunden als Bedürfniß fühlbar ge-

*) Am 3. Juli 1831. An Schnorr. Dresdner Bibliothek.

macht hat, so in unsern Tagen, die wenigstens jedenfalls zu den merkwürdigsten gehören, die die Geschichte kennt . . . Auch die sich am nächsten stehen, mißverstehen sich jetzt, aber hoffentlich auf nicht gar lange. Der Gott in der Geschichte wird die Christen lehren, daß es nicht das rechte Christenthum ist, welches an der Geschichte irre werden muß. Ich für meinen Theil preise ihn kindlich dafür, daß der Horizont für alles, was Leben heißt, mir freier und weiter wird." Auch Bunsen bekannte er seine optimistischen Meinungen. „Aber," fügt er hinzu, „glaube deßhalb ja nicht daß ich ein Liberaler vom gegenwärtigen Schlage oder gar ein Propagandist geworden bin. Auch zum Justemilieu kann ich mich nicht bekennen. Die negative Seite seiner Ansicht kann ich allenfalls unterschreiben, aber es fehlt ihm das Positive der meinigen. Auch mit dem sogenannten christlichen Staatsrecht der Evangelischen Kirchenzeitung muß ich bitten, mich verschont zu lassen. In Rom hatte ich die nämliche trostlose Ansicht von der Geschichte, die Niebuhr das Herz gebrochen hat. Die nämlichen Weltbegebenheiten, die ihm das Herz vollends zugeschnürt, haben mir den Stein vom Herzen genommen. Seitdem habe ich das Unglück, während meine Freunde an den geschichtlichen Evolutionen immer nur den Schaum und die Hefe sehen, die jeder geschichtlichen Fermentation anhängen und vorweggehn, vorzugsweise den unter diesem Schmutz nichtsdestoweniger statthabenden Entwicklungsstoß wahrzunehmen." Sogar diesem Freunde gegenüber, der sonst die Hoffnungsfreudigkeit selbst war, der sich diesmal aber von den trüben Gedanken seines Gönners Niebuhr hatte anstecken lassen, ist Rothe der Optimist und wie sich zeigen sollte der, der die Zeichen der Zeit besser verstanden hatte als die beiden Diplomaten. „Macht es denn wirklich auch Dich irre," schreibt er dem Freunde Josias, „daß die Geschichte langsamen, sehr langsamen Schrittes geht? oder würdest Du sie überhaupt noch für das Kunstwerk dessen halten, bei dem tausend Jahre wie ein Tag sind, und wie die Nachtwache, die gestern gewesen ist, — wenn ihre Bewegung nicht in Proportion stände mit seinem Zeitmaß?" Daß Alles Gottes Werk und zugleich Menschenwerk sei, diese Losung kehrt in zahlreichen Briefen dieser Zeit wieder und er hält sich an die göttliche Seite der Bewegung und überläßt es anderen, über den Schaum und die Hefe derselben wehe zu rufen. So sehr fühlt er sich hinausgewachsen über ihre frühere Auffassung, daß er darauf verzichtet, Bunsen seine Stellung völlig klar zu machen. „Eine Correspondenz wie die unsere kann keine Theorie des Generalbasses geben, sondern nur Musikstücke; und es ist nicht denkbar, daß Du zu meinem gegenwärtigen den Schlüssel haben solltest." Auch in Betreff der Theologie ist er sich bewußt, daß er in den letzten vier Jahren vorwärts gekommen ist, so daß er zweifelt, ob Bunsen ihn so ohne weiteres verstehen würde. „Dir würde vielleicht meine jetzige Theologie sehr verweltlicht vorkommen, aber ich besorge nicht, daß wir uns nicht zuletzt doch verstehen sollten." Der Umgang mit dem orthodoxen

Heubner hatte somit befreiend gewirkt, nicht wie früher retardirend. Auf dem Capitol in Rom hatte es Bunsen freilich auch leichter, conservative Politik zu treiben als die Freunde in Wittenberg und Halle, wo jeder Tag daran erinnerte, welche grundverkehrten Wege die Berliner Regierung einschlug, um den Geist der Unzufriedenheit zu bändigen, so daß selbst Tholuck anfing, sich zur Opposition zu rechnen. Da Friedrich Wilhelm III. in jedem Burschenschafter einen Jakobiner und in jedem Jakobiner einen möglichen Bonaparte sah, gleich dem, der ihn und seine Frau mißhandelt hatte, war er in Sachen der Universitäten absolut unversöhnlich. So kamen auch jetzt noch traurige Nachspiele der Demagogenverfolgung vor, wie Rothe ein solches in Betreff eines seiner Lieblingsschüler erleben sollte. Am 21. Februar 1835 meldet Tholuck an Heubner: „Ich habe in diesen Tagen einen schweren Schreck erlebt, den Du Rothen mittheilen wolltest. Am 18. Februar wurde plötzlich Müller von Gensdarmen nach Berlin transportirt, um, wie der Minister in einem Schreiben ausspricht — sechs Jahre zur Festung verurtheilt zu werden. Er war 1830 in der Burschenschaft und zwar achtundzwanzig Tage lang während der Zeit der ersten Constitution, welche stark politisch war, er aber hat lang vor diesen Untersuchungen mich versichert, für seine Person nie auf irgend etwas Politisches eingegangen zu sein, sondern allein gesellschaftliche Zwecke verfolgt zu haben, auch hat er jene Constitution nie zu Gesicht bekommen, nie beschworen, aber das Schreiben des Ministers Kamptz sagt, daß das bloße Gehören zur Burschenschaft an sich schon zu sechs Jahren Festung condemnire — — Ein jugendliches Leben so zu vernichten ist grauenvoll. Den lieben Rothe, der Müllern auch sehr lieb hatte, kannst Du sagen, daß als er schied, er wünschte, daß die, welche an seinem Looſe Theil nähmen, des Morgens um sieben Uhr mit ihm im Gebet vor dem Thron der Gnade zusammenkommen." Welche Enttäuschung auch für Bunsen, der in seiner sanguinischen Weise noch im letzten Jahre Rothe's in Rom dem Freunde jubelnd verkündigt hatte, die Demagogenverfolgungen, die eine solche Saat von Thränen ausgestreut hatten und die noch heute der schwärzeste Flecken auf dem Bilde Friedrich Wilhelm III. sind, seien auf Befehl des Königs nunmehr eingestellt!

Durch Bunsen gewann für Rothe auch der preußische Bischofsstreit ein persönliches Interesse, da dieser Conflict mit Rom seinen Freund diplomatisch verbrauchte. Daß Rothe noch nicht völlig ermessen konnte, wie verkehrt das ganze Verfahren Bunsen's in Rom gewesen war, wird man dem Wittenberger Theologen nicht zum Vorwurfe machen dürfen, aus dessen Briefwechsel mit Tholuck übrigens deutlich hervorgeht, daß beide ihren römischen Freund für einen vielgeschäftigen Günstling des Glücks, aber nie für einen großen Staatsmann gehalten haben. Bunsen's erster falscher Schritt fiel noch in die Zeit seines Zusammenlebens mit Rothe, indem er am 4. Februar 1828 seiner Re-

gierung empfahl, die Frage der gemischten Ehen im Einverständnisse mit dem Papste zu lösen, das heißt über die Gültigkeit preußischer Landesgesetze mit römischen Prälaten zu verhandeln. Von ungewöhnlicher Thorheit war denn sein weiterer Vorschlag, die im Rheinlande kraft des Code Napoleon bestehende Civiltrauung aufzuheben und damit die einzige Schutzwehr gegen die Ansprüche des kanonischen Rechtes einzureißen, um auf diese Weise die Curie geneigter für andere Concessionen zu stimmen. Er war eben ein Schüler von Niebuhr's Restaurationspolitik, die vor der Revolution zur katholischen Kirche flüchtete, wie sie sich heute gegen die Socialdemokratie durch Capläne und Mönche vertheidigen lassen will, die an der Entwaffnung des Staates doch genau dasselbe Interesse haben wie die Socialisten. „Ich sehe wohl, daß die Päpste häufig die Völker benützt haben, um den Fürsten ihren Willen aufzuzwingen, nicht aber, daß sie jemals den Fürsten beigestanden hätten gegen ihre aufrührerischen Unterthanen," so hatte Rothe schon als Student geschrieben und das war auch jetzt noch seine Ueberzeugung. Als der trockne Soldatenverstand Friedrich Wilhelm's des Dritten nicht dazu zu bringen war, sich auf eine so thörichte Politik einzulassen, erließ der neue Papst Pius VIII., eingeschüchtert durch die preußische Drohung, man werde auf den Weg der landesherrlichen Regelung zurückgreifen, ein Breve vom 25. März 1830, das aber so zweideutig gefaßt war, daß der staatsfreundlich gesinnte Erzbischof Spiegel dasselbe als Erlaubniß kirchlicher Trauung gemischter Ehen auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung auslegte, während die Ultramontanen es als Verbot derselben deuteten. Im Domkapitel selbst herrschte die Meinung vor, daß das Breve erlaube, was es nicht mit klaren Worten ausdrücklich verbiete.

Auch Cardinal Consalvi hatte sich seiner Zeit vernehmen lassen, das erstrebte Ziel könne man nicht über den Corso, sondern nur durch Nebenstraßen erreichen. Dem Könige erschien es aber unwürdig, daß nach diesem Breve die katholische Braut vor der Todsünde der gemischten Ehe feierlich gewarnt werden und die evangelische Einsegnung ihr verboten werden sollte. Vergeblich bemühte sich Bunsen, die Abänderung dieser Bestimmungen zu erlangen. Inzwischen hatte der Verfasser des Breve, Cardinal Cappellari, als Gregor XVI. den römischen Stuhl bestiegen, und da auf Nachgiebigkeit dieses beschränkten Mönchs nicht zu rechnen war, rieth Bunsen nun, die Willigkeit Spiegel's und seines Domkapitels zu benützen und durch eine geheime Convention mit den rheinischen Bischöfen die Ansprüche unschädlich zu machen, die der Papst aufzugeben sich weigerte. Im Frühjahr 1834 wurde Bunsen nach Berlin berufen, um seine Gedanken persönlich zu erläutern. Die Rothe'sche Wohnung wurde alsbald für diesen hochwillkommenen Gast in Bereitschaft gesetzt. Bunsen versprach auch zu kommen. Hülfsbereit, wie immer, wünschte er von Rothe zu wissen, wie er in Berlin ihm für sein Vorwärtskommen nützlich sein könne?

Aber Rothe, der alle Hintertreppen haßte und Protection nicht nöthig hatte, antwortete ablehnend. „In Wahrheit, was man Wünsche nennt, habe ich nicht. Die natürliche Unruhe der Adamssöhne setzt wohl manchmal auch mein Blut in Bewegung, aber es kommt nicht dazu, daß sich Träume gestalten, geschweige Wünsche. Ich könnte nur sagen: ich wünsche etwas anderes; aber auf die Frage, was denn? könnte ich nur verstummen." Nochmals zu Anfang Juli stellt Bunsen seinen Besuch in Wittenberg in Aussicht. Aber er kam in Berlin nicht los, und da Rothe mit seinem Vater in Urlaub gehen mußte, konnte er nicht länger auf ihn warten. Zwar versprach Bunsen, vor Rothe's Abreise auf einen Tag nach Wittenberg herüber zu fahren, aber auch dazu fand er nicht die Muße. Die Verhandlung mit dem greisen Erzbischof Spiegel verschlang alle seine Zeit. Im Grunde war der ganze Proceß bereits verloren durch die Fehler, in denen Niebuhr, Altenstein und der König selbst gewetteifert hatten. Aber ein Sonntagskind wie Bunsen durfte hoffen, daß das Glück ihm treu bleibe und so konnte es kommen, daß schließlich er der alleinige Sündenbock ward. Unter seiner Vermittlung kam am 19. Juni 1834 ein geheimer Vertrag zwischen dem Erzbischof Spiegel und dem Ministerium zu Stande, in dem Spiegel eine Instruction an seine Geistlichkeit zusagte, daß auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung die gemischten Ehen von den katholischen Priestern eingesegnet werden dürften. Der König wollte dann seinerseits die Civiltrauung aufheben, aber die Provinziallandtage lehnten 1837 die betreffende Vorlage ab, da der Streit inzwischen neu ausgebrochen war. Am 2. August 1835 starb Spiegel und nun setzte der romantische Kronprinz, beschwatzt von dem ultramontanen Rathe Schmedding, es durch, daß der Westphale Droste von Vischering, der einst von Napoleon auf die Festung geschickt worden war, als Spiegel's Nachfolger im Erzbisthum Cöln präsentirt ward. Der König wollte damit den Märtyrer Napoleon's, der Kronprinz wollte den mittelalterlichen Asketen ehren. „Ist Ihre Regierung toll geworden?" fuhr der päpstliche Staatssecretär den Stellvertreter Bunsen's in Rom an, als er diese Nachricht überbrachte. Einen offenen Krieg, wie ihn dieser westphälische Starrkopf führen würde, wünschte die Curie selbst nicht. Den Feldherrn, den die Ultramontanen so lang vermißt hatten, empfingen sie also aus den Händen des geistreichen Kronprinzen und des „nebulirenden Hegelianers" Altenstein. Bereits meldete auch aus Rothe's Heimath der Oberpräsident Merckel viel Bedenkliches von den ultramontanen Treibereien in Schlesien und die conservative Regierung wußte unter Bunsen's Zustimmung nichts Klügeres zu thun, als auf die Josephiner loszuschlagen, die ihr allein gegen Rom wirksam beistehen konnten. Die liberalen Kleriker, die deutschen Gottesdienst und Aufhebung des Cölibats verlangten, wurden mit Verweisen und Strafen heimgesucht, die Hermesianer in den Rheinlanden dem römischen Stuhle geopfert. Bunsen selbst rieth dazu, um

die Lage der römischen Gesandtschaft zu entlasten. Jene Diplomatie der alten Schule, die stets zurückwich, warf alle Waffen weg, die der protestantische Staat gegen Rom hat, nur damit der Schein vermieden werde, als ob die katholischen Unterthanen in Preußen für ihren Glauben zu fürchten hätten. Während der König selbst, gegenüber der täglich herausforderndern Sprache der Curie, noch zuweilen eine gesunde soldatische Wallung hatte, that die reactionäre Camarilla alles, um der römischen Kirche wieder zur Macht zu verhelfen, indem sie es mit dem romantischen Kronprinzen für eine geistreiche und weise Politik hielt, sich gegen den gegnerischen Geist des Liberalismus auf den Todfeind des protestantischen Staats, den Romanismus zu stützen. Bunsen machte diese Politik mit, die sein Freund Rothe ablehnte. Zu einer persönlichen Aussprache kam es aber zwischen ihnen nicht.

Im Herbste 1837, als der Streit mit Droste die ganze Rheinprovinz in Verwirrung gestürzt hatte, wurde Bunsen wieder citirt und versuchte auch „dem versteinten Prälaten in's Gewissen zu reden". Schließlich blieb nichts übrig, als den streitbaren Herrn aus seiner Diöcese nach der Festung Minden zu entfernen. Görres, der seit seiner Heidelberger Periode durch die unkluge Maßregelung des preußischen Beamtenthums aus einem deutschen Patrioten zu einem baierischen Ultramontanen geworden war, verherrlichte Droste als „Athanasius" und in der Rheinprovinz sammelte sich aller Preußenhaß unter der Kirchenfahne der Klerisei. Nach seiner Weise nahm Bunsen den Mißerfolg seiner unweisen Rathschläge auf die leichte Schulter und seine Correspondenz mit Rothe bezieht sich weniger auf das Unheil, das er angerichtet, als auf die durch das Auftreten von D. F. Strauß in den Vordergrund gerückte Leben Jesu-Frage und allerlei theologische Scholien, die er Rothe zur Begutachtung zugesendet hatte. Einem Besuche Bunsen's in Wittenberg aber sah Rothe auch dieses Mal vergeblich entgegen. Der römische Diplomat mußte so rasch als möglich auf seinen Posten zurückkehren. Karl Josias Bunsen fand die Cardinäle in tugendhafter Entrüstung über seine diplomatischen Lügen, die nun an's Tageslicht gekommen waren. Der fromme Staatsmann hatte die Spiegel'sche Convention verschwiegen und als ein belgisches ultramontanes Blatt sie brachte, sie auch noch abgeläugnet. Diesen Mangel an Wahrheitssinn konnten ihm die welschen Cardinäle, denen die Wahrhaftigkeit über alles ging, unmöglich vergeben. „Wenn er weint, lügt er," sagten die Jesuiten. Der Papst aber warf ihm vor, er habe Droste's Verhaftung angerathen und weigerte sich, ihn wieder zu empfangen. Als er nun auch noch auf eigene Hand von Ancona aus der Curie einen Friedensvorschlag machte, kamen scharfe Verweise aus Berlin und im April 1838, da Rothe eben sein erstes Heidelberger Semester hinter sich hatte, mußte Bunsen den ihm so werthen Platz im Palazzo Caffarelli räumen. Er schied von Rom mit den zornigen Versen an den Vatican:

„Schau, hier im Fels, an dem Du sollst zerschellen,
(Du grollst ihm auf dem Zauberberge drüben),
Ist des Geschickes Nagel eingetrieben,
Wie sich's gebührt, an Capitoles Schwellen.
Und drunter kannst Du meinen Namen lesen."

Rothe wird wohl gelächelt haben über die holperigen Verse seines Freundes, der sich für den Mann des Schicksals hielt, aber von Bunsen's glücklichem Optimismus war der Glaube an erfochtene Siege unzertrennlich. Dieses Selbstvertrauen war doch auch ein Grund seiner Erfolge. „Dich ziehet Gott mit lauter Glück groß," hatte ihm Rothe noch kurz zuvor geschrieben, „eine seltene Führung, die eine ganz eigene praktische Freudigkeit zur Folge haben muß, um die ich Dich wohl beneiden möchte." Auch jetzt blieb sein Glück Bunsen treu. König und Kronprinz rechneten ihm seine Mißgriffe nicht an und statt im Dunkeln zu verschwinden, wie die zünftigen Diplomaten der Aristokratie erwarteten, wurde Bunsen Gesandter Preußens bei der Eidgenossenschaft in Bern.

Daß Bunsen über diese amtlichen Vorgänge sich brieflich nicht äußern mochte, ist begreiflich, um so ausgiebiger war die theologische Correspondenz mit Rothe, die zugleich über Rothe's eigenen Studiengang erwünschtes Licht verbreitet. Aus den liturgischen Plänen Bunsen's sehen wir ihn sich langsam herauswickeln. Schon unmittelbar nach der Genehmigung der römischen Liturgie schrieb er dem Vater, aus der Art, wie Bunsen dieselbe stets Rothe's Werk nenne, ersehe er, daß Bunsen ihn gern fortan zum Organ, durch das er seine liturgischen Ideen unter die Leute bringen könne, fortbehalten möchte, er aber wolle auch in dieser Hinsicht sich seine Freiheit wahren. Bunsen gegenüber entschuldigt er sich, daß wohl kein Mensch so schlecht wie er dazu passe, um für praktische Zwecke schriftstellerisch thätig zu sein. Sein ganzes Augenmerk gehe jetzt auf den übernommenen Beruf und so kündigt er dem Freunde höflich aber entschieden den Dienst. Ihre römische Liturgie, die Bunsen als Anfang der Umgestaltung des evangelischen Cultus betrachte, habe durchaus keine der Rede werthe Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich gezogen, eine wissenschaftliche Rechtfertigung derselben sei also auch kein Bedürfniß. Er könne dem Freunde nur zurufen: festina lente! Das Samenkorn, das sie in Rom gelegt, werde sich schon entwickeln, aber es wachse in der Stille. Mit andern Worten, alle literärische Reclame dafür lehnt er ab. Freundlich, aber doch mit einer nicht ganz unterdrückten Ironie schreibt er auch an Tholuck über den gemeinsamen Gönner: „Das alte Rom*) und Bunsen insonderheit ist doch so ein Faden, der sich in das Gewebe unseres innern Lebens recht fest hineingesponnen hat und überall wieder anknüpft. Aber Du hast Recht: „Der alte Bunsen!" Aemter weiß

*) An Tholuck, 30. Oct. 1832.

er zu machen und Plane trotz einem Premierminister. Seine kirchenreformatorischen Gedanken und Operationen kann ich immer noch nicht für praktisch halten, eben weil sie zu unmittelbar praktisch sein wollen. Auch sieht er von seinem Capitol aus Deutschland doch zu sehr aus der Vogelperspective. Aber er meint es treu, und irgend einen Segen werden seine Bemühungen gewiß erlangen. Ich kann jetzt noch nicht urtheilen so lange ich das Gesangbuch sammt den Zugaben noch nicht gesehen habe." Im folgenden Jahre 1833 schickt ihm dann Bunsen sein fertig gewordenes „Gesang- und Gebetbuch". Rothe versichert, es sei Heubner und ihm ein lieber und treuer Hausfreund geworden, aber er verhehlt dem Verfasser auch nicht, daß das Gebetbuch viel zu wünschen lasse und daß ihn die Anordnung der Lieder nicht recht befriedige. Uebrigens will er seine „Pathenpflichten" für das Buch erfüllen und Angriffe zurückweisen, wenn sie so sind, daß es sich verlohnt.

Während er also auf diesem Gebiete dem stürmischen Eifer Bunsen's gegenüber sich abwehrend verhält, spornt er ihn dagegen an, seine Ideen zu einer Geschichte Jesu zu veröffentlichen. Im Jahre 1835 war das Leben Jesu von David Friedrich Strauß erschienen und hatte theils durch die ihm eigene unbarmherzige Consequenz, theils durch den Höllenlärm, den der Pietismus gegen den Christusläugner erhob, und nicht zum wenigsten durch die unbillige Maßregelung des durchaus ernsten und gewissenhaften jungen Gelehrten eine wahrhaft zerrüttende Wirkung auf die kirchlichen Verhältnisse geübt. Hengstenberg triumphirte, daß die letzten Gedanken der Hegel'schen Schule hier ausgeplaudert seien und das Geheimniß des Abfalls nun offenbar werde. Für Rothe enthielt das Buch nichts neues. Was hatte Strauß schließlich bewiesen? — Daß die vier Evangelien über die Ereignisse des Lebens Jesu keine übereinstimmenden Berichte lieferten. Das hätte Rothe schon in Schleiermacher's Colleg lernen müssen, wenn er es nicht bereits zuvor gewußt. Daß dieses Facit hier mit einer noch nicht dagewesenen Gründlichkeit und mit einer methodischen Sicherheit vorgerechnet wurde, gegen die kein Widerspruch aufkam, that für ihn nichts zur Sache, da er nicht widersprach. Die Folgerungen aber, die Strauß aus diesen Widersprüchen der Ueberlieferung zog, haben ihm nie imponirt. Straußens Voraussetzungen waren die der Hegel'schen Schule, daß die Religion das Welterkennen der idiotischen Stufe sei, die sich zur reinen Idee nicht zu erheben vermöge. So ist die Geschichte des Gottmenschen nur der unvollkommene, vorstellungsmäßige Ausdruck für die Idee der Wirksamkeit des Geistes in der Welt, das heißt die Geschichte Jesu ist das Sinnbild einer Idee, ein Mythus. Nach Creuzer sollten ja alle Religionen nur Symbole der einen Religion sein, mit verschieden gestaltetem Mythus, aber mit wesentlich derselben Bedeutung. In dieses große Concert wurde nun auch das Christenthum eingereiht und Jesus auf eine Bank gesetzt mit Buddha, Osiris, Confutius, Pythagoras und Moses.

Auf Rothe machte diese ganze Argumentation nicht den geringsten Eindruck. Der Glaube an Christus, mit dem er täglich im Gebete umging, war ihm so wenig von der Uebereinstimmung der Berichte über das Leben Jesu abhängig als sein Sehen von den Theorieen der Physiker über die Natur des Lichts. Das Licht war da, mochten sie's erklären, wie sie wollten. Wohl aber hatte Rothe wissenschaftlichen Sinn genug, um zu erkennen, daß der Widerspruch der Berichte nicht durch eine künstliche Harmonistik auszugleichen sei, sondern daß eine klarere Einsicht in das literärische Abhängigkeitsverhältniß und das Alter der Quellen gewonnen werden müsse. In so fern begrüßte er eine Abhandlung des römischen Freundes zu dieser Frage mit großer Freude. „Gerade, wie die Dinge jetzt liegen," schrieb er Bunsen am 27. August 1837, „würden besonders die Ideen der Abhandlung über das Leben Jesu zur rechten Stunde in die Welt treten." Da Rothe selbst an der Abfassung des vierten Evangeliums durch den Apostel Johannes nicht zweifelt, ist er mit Bunsen darin einverstanden, Johannes zu Grund zu legen, weil man hier „auf dem Boden der Evidenz stehe". Die Widersprüche der Synoptiker dagegen will er von vorn herein recht scharf herausgestellt wissen, damit Johannes zu der ihm gebührenden Autorität komme. So ermuntert er Bunsen, die Differenzen zwischen Matthäus, Marcus und Lucas klar darzulegen, um den aus den Synoptikern entlehnten Argumenten gegen den vierten Evangelisten ihre Beweiskraft zu nehmen. Auch darüber soll Bunsen sich noch klarer aussprechen, wo der richtige Pragmatismus in der Tradition der Geschichte des Herrn verloren gegangen sei, und ein falscher an die Stelle getreten? Dann erst lasse sich erkennen, in wie weit dieß auch eine Alteration der Ueberlieferung des Factischen selbst zur Folge gehabt haben könne und möge? Während Rothe so auf den Weg drängt, den die Wissenschaft dann seit Chr. F. Baur's Eingreifen wirklich eingeschlagen hat, sieht sein Freund Tholuck die Dinge viel schwärzer. Statt den Schaden durch gründlichere Untersuchungen zu heilen, ergeht er sich in Wehklagen über den ruchlosen Geist der Zeit und schreibt an Heubner: „Die neusten theologischen Werke*) liegen auf meiner Seele sehr schwer und der Geist des Abgrunds, der wie in einem gemeinsamen Concordat von so vielen Seiten her seinen Mund aufthut, erfüllt mich mit tiefer Wehmuth. Ich bin nie auf der Erde zuhause gewesen, ich gestehe meine Schwäche, daß ich bei allen solchen Erfahrungen mich desto mehr wegsehne. Ja theuerer Heubner, in der Seele spreche ich es Dir nach: ‚Der Herr zerstreut die hohen Sinnes sind.' Aber ich gestehe Dir auch, daß ich fürchte, diejenigen, die so sagen, werden bald wieder unter den sogenannten Geistreichen allein dastehn — doch hat nicht Claudius zu s. Z. noch mehr allein dagestanden? Ich meine es. Deutlich liegt es mir vor Augen: Damals

*) Tholuck an Heubner, 13. Febr. 1836. Sammlung Halfmann.

war in der Masse noch viel mehr unbewußtes Christenthum als jetzt, aber weniger bewußtes, jetzt ist es, wo es ist, bewußt, aber es schwindet auch immer mehr das unbewußte. Ich habe beide Theile von Strauß gelesen: auf mich selbst hat das Buch keinen Eindruck gemacht. Ich erkenne es als schwach, aber auf den, der nicht durch die Erfahrung Christum kennen gelernt hat, der es nur von außen ansieht, muß es den tiefsten machen, und der innern Erfahrung den Weg versperren." Immerhin unterscheidet sich Tholuck's resignirtes Urtheil noch sehr vortheilhaft von dem thörichten Lärm der Schwaben gegen ihren großen Landsmann, dem Eschenmayer vorwarf, er habe eine neue Schule, die des Ischariotismus gegründet, und von der kalten Heuchelei Hengstenberg's, der bei voller innerer Kühle die scharlachrothe Sprache des Fanatismus in seiner Kirchenzeitung redete, und „ein Wetter mit Grimm" weissagt, „ein schreckliches Ungewitter, das den Gottlosen auf den Kopf fallen werde". In Strauß, sagt der Prophet unter den Linden, feiere die Hegel'sche Philosophie einen Triumph ähnlich dem des Satanas als er in Judas gefahren. „Er hat das Herz eines Leviathan, das so hart ist wie Stein, und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein." Rothe äußert sich zu diesem Gebahren nicht, aber er hatte schon längst zwischen sich und diesen Leuten das Tafeltuch zerschnitten. Schon 1831 schrieb er an seinen Schüler Winckel: „Seien Sie nicht besorgt, daß ich über Sie den Stab breche, weil Sie an der Evangelischen Kirchenzeitung irre geworden sind; es geht mir selbst nicht besser." In der Sache blieb er bei seiner Ueberzeugung, das wahre Leben Jesu sei im vierten Evangelium gegeben, das er wie sein Lehrer Daub im Sinne des philosophischen Idealismus auslegte. Wie er von diesem Standpunkte sich mit den an Strauß anknüpfenden Untersuchungen abfand, erfahren wir aus seinem Collegheft über das Leben Jesu, von dem noch zu handeln sein wird.

Mit seiner eigenen Schriftstellerei hielt Rothe noch lang zurück, so productiv er auch war. „Mein gelehrter Ehrgeiz besteht darin," schreibt er, „eine Ausnahme zu machen von der jetzigen ziemlich allgemeinen theologischen Schmiererei, und mein Obst nicht eher zu Markte zu bringen, als bis es reif und für einen gesunden Magen genießbar ist." Erinnern wir uns, daß er Tholuck's Commentar zum Römerbrief eine halbverdaute Arbeit nannte, so liegt nah, an wen er bei diesen Worten dachte. Erst im Jahre 1836 veröffentlichte er eine Erstlingsschrift, seine im Sommer 1828 auf Ischia geschriebene Studie über Römer 5, 12—21, in der er mit den namhaftesten Exegeten eine genaue Abrechnung hielt. Das Charakteristische seiner Auffassung des Paulus ist das tiefere Erfassen des mystischen Elements, ohne das die sogenannte pauliniſche Theologie, rein auf ihre logischen Begriffe reducirt, nur ein Skelett, wenn nicht gar eine Carricatur der wahren Meinung des Apostels bleibt. Der Aufsatz, der schon in Ischia geschrieben worden war, und der

seit acht Jahren in Rothe's Pult gelegen hatte, sollte endlich auf Ullmann's Betreiben in den Studien und Kritiken gedruckt werden. Aber er hätte dort zwei Hefte gefüllt und in eine Trennung wollte Rothe nicht willigen. So erschien er in einer Wittenberger Buchhandlung 1836, was seiner Verbreitung nicht günstig war. Die Zeit der Abfassung lag so weit zurück, daß der Verfasser sich nur noch als Herausgeber seiner eigenen Arbeit fühlte und sie ihm selbst wenig flüssig und ungelenk erschien. Für Rothe war die Stelle Römer 5, 12—21, „wie durch einen Menschen die Sünde gekommen ist in die Welt", exegetisch merkwürdig, weil, wie er sagt, an ihr alle schiefen und einseitigen Methoden der Auslegung zu klarem Selbstbewußtsein kommen. Rückert beweist aus ihr, daß es dem Apostel Paulus selbst noch an der rechten Klarheit über seinen Gegenstand gebreche, während Rothe glaubt, gerade die Feinheit der schriftstellerischen Intention habe Rückert's Verständniß Schwierigkeiten gemacht. So geht seine Absicht darauf, an dieser Stelle überhaupt einen allgemeinen Standpunkt für die Auslegung der paulinischen Schriften zu gewinnen. Die dogmatischen Resultate dagegen berücksichtigte er nicht, überzeugt, daß der Exegese und Dogmatik am besten gedient sei, wenn man ihre beiderseitigen Functionen streng auseinander halte. Zu dem Vordersatze des Apostels 5, 12, „wie durch einen Menschen die Sünde gekommen ist in die Welt", fehlt bekanntlich der Nachsatz mit „so". Tholuck suchte ihn dem Sinne nach in dem Schlusse des 14. Verses, „welcher ein Typus ist des kommenden Adam, durch den die Gnade kam", während De Wette dem entgegenhielt, daß dieser Schlußsatz bereits die beabsichtigte, aber nicht völlig ausgesprochene Vergleichung voraussetze. Rothe glaubt dem gegenüber beweisen zu können, daß der Sache nach die Vergleichung schon vorausgegangen sei, der Apostel also berechtigt war, ohne Wiederholung derselben fortzufahren. Auf die Frage, wie das Hindurchgedrungensein der Sünde zu Allen könne vorgestellt werden, antwortet Rothe, nicht als That, sondern als Princip ist die Sünde auf alle vererbt. Mit dieser Disposition zur Sünde kam die Todesdisposition und vermittelt war dieses Hindurchdringen der Disposition durch die Fortpflanzung des Geschlechts auf dem Wege der natürlichen Zeugung. Die Sünde, von der der Apostel handelt, ist also nicht die einzelne That Adam's, sondern der auf dem Wege der Zeugung vererbte sündige Hang, der die Todesdisposition den Nachkommen mit vererbte. Der folgende Satz kann dann aber nicht heißen: „unter der Bedingung, daß sie alle gesündigt haben", denn das allgemeine Sündigen versteht sich bei der Vererbung des Princips von selbst, sondern Rothe faßt den Zusatz als Erläuterung: „Unter der näheren Bestimmtheit, daß sie alle gesündigt haben, wirkliche Sünder geworden sind." Der Zusatz gibt also den näheren eigenthümlichen Charakter des Hindurchgedrungenseins an, daß es wesentlich zugleich sei ein wirkliches Gesündigthaben oder Sündiggewordensein.

Eben in diesem eigenthümlichen Charakter des Sterbens aller durch Adam sieht der Apostel den Nerv der Parallele zwischen Adam und Christo, die er in dem angeführten Verse zu ziehen beabsichtigt und mentaliter wirklich zieht. Es ist mithin nicht richtig, daß dem „Wie" kein „So" entspreche. Das Ausgehen beider Wirkungen von einem Individuum und das Uebergehen derselben auf alle Individuen bildet die Parallele, sobald man erkennt, daß auf dem „daß sie solchergestalt alle gesündigt haben" der eigentliche Accent des Satzes liegt. Zu einer Biographie Rothe's gehört ein näheres Eingehen auf diese Scholie nicht. Sie war aber ein Beweis sowohl seiner sichern sprachlichen Bildung, wie seines durchdringenden Scharfsinns und seiner Fähigkeit in den Gedankengang des Apostels einzudringen und so ist das kleine Büchlein auch für Rothe's Lebensgang wichtig geworden, weil es die Möglichkeit zu der Berufung an eine Universität herstellte.

Gleichzeitig war in ihm eine größere historische Arbeit gereift, die wiederum zeigt, wie es in seiner Natur lag, vom Einzelnen sich sofort zum Allgemeinen zu wenden und sich „auf den ganzen Verlauf einen Vers zu machen". In Breslau und Rom hatte er sich in die alte Sektengeschichte vertieft. Von Wittenberg schreibt er dem Vater: „Mein Lucianus Martyr Origenista soll schon das Licht der Welt erblicken, und den Vorläufer von ‚Ideen zur Geschichte der christlichen Theologie in den drei ersten Jahrhunderten' abgeben, deren stamina ich schon lang in mir herumtrage." In der That erblickten aber weder seine Paulicianer noch sein Lucianus jemals das Licht der Welt, sondern der erste Band eines groß angelegten historischen Werks, „Die Anfänge der Kirche und ihrer Verfassung", und sobald er die speculativen Prolegomena zu diesem Thema klar herausgearbeitet, sich einen Vers auf den ganzen Verlauf gemacht hatte, erlosch sein Interesse an dem Thema, denn er war eben ein speculativer Kopf und kein historischer. Die Studenten, die sich zu seiner Ethik drängten und seine Kirchengeschichte schwänzten, fällten auf ihre Manier dasselbe Verdict.

Seit seiner römischen Zeit hatten ihn diese altkirchlichen Studien beschäftigt, die als eine nachträgliche Frucht seiner dortigen Eindrücke bezeichnet werden dürfen. Wenn Weingarten auf einem Manuscripte, das unter den zahllosen Excerpten und Entwürfen das erste Blatt bildete, die große Aufschrift fand: Antipapistica, so sieht man, wie stark die römischen Eindrücke in Rothe noch nachwirkten, als er mit seinen Vorarbeiten begann. In den Jahren, in denen er in Rom seine kirchengeschichtlichen Vorträge hielt, hatte er noch die ganze Petrus- und Simon Magussage der apokryphen Apostelgeschichten als Geschichte hingenommen. An dem petrinischen Aufenthalt in Rom hält er auch jetzt noch fest, aber den hauptsächlichen Grund, warum der römische Papst der erste Bischof der Welt wurde, sah er nunmehr in der historischen Bedeutung der

Weltstadt Rom. Die Kirchengeschichte Stolberg's, die er bei Beginn seiner römischen Vorträge noch benützte, ist jetzt der Gegenstand seiner Polemik. Dennoch hat die protestantische Welt Rothe's neues Buch noch immer katholisirend gefunden, da er die hierarchische Verfassung der Kirche bereits auf die Apostel zurückführt. Indessen auf solchen Einzelheiten beruht die Bedeutung des Buches nicht. Das Wichtige ist vielmehr, wie Rothe von dem gewonnenen Standpunkte aus sich die Geschichte der Menschheit construirte. Dem Programme nach soll das Buch die Geschichte der Organisation der christlichen Kirche in ihren ersten Jahrhunderten erzählen, das Thema wächst ihm aber aus zu einer Geschichtsphilosophie, die darauf abhebt, zu zeigen, daß die Idee des Gottesreichs sich im Staate, nicht in der engeren Gesellschaftsform der Kirche realisire. Jesus wollte eine Gemeinschaft stiften, die er das Reich Gottes nennt, und die sich nicht in einer andern Welt, sondern auf dieser Erde verwirklichen soll. „Was unter den irdischen kosmischen Bedingungen seine Entwicklung begonnen hat, kann auch allein unter ihnen sich wirklich vollenden." Nicht in einem Jenseits, von dem wir keine bestimmte Vorstellung uns zu bilden vermögen, sondern auf diesem Planeten, muß die Vollendung dieses Reiches eintreten, wie sie auf diesem Planeten begonnen hat. Ist nun dieses vollendete Reich Gottes als Kirche zu denken oder als Staat? Rothe entscheidet sich für das letztere, indem er ausdrücklich auf den Begriff des Staates hinweist, den Hegel ihn lehrte. Der Staat ist, mit Hegel zu reden, die Wirklichkeit des sittlichen Lebens in der selbstbewußten Entfaltung seines immanenten Organismus. Er ist so alt wie die Entwicklung unseres Geschlechts überhaupt, so wird auch das letzte Resultat der Weltgeschichte der vollendete Staat sein, denn der Zweck des Staats umfaßt die Totalität aller sittlicher Zwecke. Sodann ist als weiteres Merkmal hervorzuheben, daß der Staat wesentlich die natürliche Bestimmtheit des menschlichen Daseins zur Grundlage hat, also seinem Begriffe nach national ist. Die Katholicität ist für den Begriff des Staats ausgeschlossen. Das Ziel der Weltgeschichte ist der vollendete Staat, aber nicht ein Universalstaat, sondern eine Vielheit von Staaten, in denen sich gemäß der Vielheit der Nationalitäten die Idee in dem ganzen Reichthum ihrer Momente auslegt. Der vollendete Staat ist nicht einer, sondern ein lebendiger Staatenorganismus, in dem die Besonderheiten aufgehobene Momente sind. Nach dieser Fassung des Begriffs des Staats als der specifischen Form der menschlichen Gemeinschaft als sittlicher, scheint der Begriff der Kirche sich von selbst zu ergeben als die Gemeinschaft der religiösen Zwecke. Für diese sind die nationalen Bestimmtheiten etwas Fremdes, vielmehr gehören Katholicität und Einheit zu ihren bestimmenden Merkmalen. Staaten können freundlich nebeneinander leben, die Kirchen haben sich stets bekämpft, weil jede derselben Allgemeingültigkeit und Einheit anstreben muß. Ist nun aber dieser Gegensatz des Staats und der Kirche wirklich ein absoluter? Im Gegentheil; das

Sittliche ist das Ansich-Menschliche, schließt also das Religiöse ein. Ein vollendetes Sittliches, welches nicht wesentlich auf positive Weise religiös wäre, gibt es überhaupt nicht. Dann aber lassen sich die Begriffe der Kirche und des Staats auch nicht wirklich scheiden. Ist der Staat die an sich menschliche Gemeinschaft als solche, so ist ihm die religiöse Bestimmtheit ebenso wesentlich wie dem menschlichen Leben überhaupt. Der vollendete Staat kann gar nicht anders gedacht werden als religiös. Das Resultat der geschichtlichen Entwicklung kann also nur sein, daß die kirchlichen Functionen schließlich vom Staate müssen übernommen werden. Die Disciplin wird am besten von ihm besorgt, der sie zu üben die ausreichende Macht hat. Die Erziehung wird selbstverständlich völlig in seiner Hand liegen, sobald er erkannt hat, daß die religiösen Zwecke zu seinen Zwecken gehören, sofern sie sittliche Zwecke im eminenten Sinne sind. Der Cultus aber wird in einem gebildeten Geschlechte mit der Kunst eins sein, diese aber gehört so gut wie die Wissenschaft unter die Aufgaben des Staats. Der großen moralischen Person des Staats ist die Andacht ebenso Bedürfniß wie dem Individuum und er verrichtet sie in der Pflege einer andächtigen, heiligen Kunst. „Wenn so der Staat das menschliche Leben in seiner vollständigen Totalität umschließt: wo bleibt dann auch noch ein Raum übrig für die Kirche, wo auch nur ein Punkt, auf dem sie sich anbauen könnte neben dem Staat? Der vollendete Staat schließt die Kirche schlechthin aus.“ Die Kirche hat mitgewirkt als geschichtlicher Factor, diese Frucht zu zeitigen, aber sie hat damit auch selbst ihr Ende gewirkt. Daraus erklärt sich nun aber auch, was die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigt, daß die Kirche ihren Begriff nicht anders festzuhalten vermag als in der Entgegensetzung gegen den Staat und daß sie sich auf keinem anderen Wege zu verwirklichen vermag als im Kampfe mit dem Staat. Ihr erscheint der Staat nicht als auf Gott bezogen, d. h. als Welt, darum muß sie sich von ihm unterscheiden, ja, sich ihm entgegensetzen. Die Möglichkeit einer solchen Entgegensetzung besteht aber nur durch das Zurückgebliebensein des Staates hinter der seinen Begriffen entsprechenden Vollendung.

Bei der bloßen Entgegensetzung gegen den Staat ist nun die Kirche nie stehen geblieben. Sie konnte es auch nicht, wenn ihr anders an ihrer eigenen Existenz lag. Der Gegensatz mußte wirksam, er mußte zum Kampf werden. Nur im Kampfe mit dem Staate kann die Kirche es wenigstens versuchen, sich ein äußeres Dasein zu geben. Da sie nämlich eines ihr eigenthümlichen äußeren Elements zu ihrer Verwirklichung völlig entbehrt, so ist die Möglichkeit eines solchen für sie überhaupt nur unter der Voraussetzung eines Eingriffs in fremdes Eigenthum denkbar. Nur dadurch eröffnet sich für sie, wenigstens auf den ersten oberflächlichen Blick, eine Möglichkeit, ein Material zu ihrer Veräußerlichung zu erlangen, daß sie in das natürlich-menschliche Leben hinübergreift

und die Elemente desselben an sich zieht, d. h. sie dem Staate entreißt, dem sie ursprünglich und wesentlich eignen. Ihr frommes Leben, obwohl es begrifflich nur in der Beziehung auf Gott bestehen sollte, wird, je gesunder es ist, desto mehr die Totalität des menschlichen Lebens überhaupt umspannen wollen; um sich also einen Leib zu geben, bedarf sie von den natürlichen Elementen des menschlichen Lebens nicht weniger als ihre Totalität. Was sie eigentlich möchte, ist die ganze Naturseite des menschlichen Lebens an sich reißen, ihr ihre natürliche, d. i. nationale Bestimmtheit abstreifen und sie unter ausschließlich religiöser Bestimmtheit, das heißt kirchlich, reconstruiren, den Staat als solchen auflösen und als Kirchenstaat wieder aufbauen. Ihr Ziel ist die Theokratie und zwar die Welttheokratie. Allein indem die Kirche sich in dieser Weise als Staat aufbaut, arbeitet sie an ihrer eigenen Auflösung. Die weltlichen Elemente, die sie zu ihrem Aufbau verwendet, sind national und je vollständiger sich diese nationalen Differenzen entfalten, um so sicherer zersetzen sie wieder die Einheit und Katholicität der Kirche. In demselben Verhältniß, in welchem die Kirche den Staat verkirchlicht und sich zum Kirchenstaat aufbaut, wird sie selbst ein Staat und somit ihrem eigenen Begriffe abtrünnig. Der Versuch, dem religiösen Leben in der Kirche ein äußeres Gewand zu geben, führt mithin zu ständigem Conflict mit dem Staate und schließlich auch wieder zur Selbstauflösung des kirchlichen Gebildes. Die kirchliche Form der Gemeinschaft kann also für das religiöse Leben nicht die richtige sein, sondern seine befriedigende Verwirklichung findet es nur im Staat. Das religiöse Leben ist schlechthin allseitig. Es liegt in seiner Natur, das ganze menschliche Leben zu durchdringen, sich aller Formen zu bemächtigen, in ihnen allen sich zu realisiren. Deshalb ist die Kirche eine viel zu enge und beschränkte Form für den unendlich reichen und mannigfaltigen Inhalt des religiösen Lebens. Es ist dem christlichen Leben überhaupt gar keine besondere Form angemessen, sondern einzig und allein die ganz allgemeine Form, welche die natürliche des menschlichen Lebens überhaupt ist, d. h. immer wieder der Staat. Gerade dem Religiösesten muß dieß am gewissesten feststehen; denn er am allermeisten ist sich ja seiner Religiosität bewußt nicht als eines einzelnen Moments seines Lebens, sondern als der specifischen Bestimmtheit seines ganzen Lebens überhaupt. Gerade ihm muß daher der Gedanke am allerfernsten liegen, daß es für das religiöse Leben eine besondere Form der Gemeinschaft geben müsse, oder auch nur geben könne, daß das menschliche Leben, um sich als religiöses, d. h. wahrhaft menschliches zu verwirklichen, eine andere Form brauche als die specifische seines äußern Daseins selbst, d. h. als den Staat. Auch darum kann weiterhin die Kirche nicht die dem religiösen Leben angemessene Form der Verwirklichung sein, weil sie überhaupt keine dem menschlichen Dasein ursprüngliche Form ist. Die kirchliche Bestimmtheit ist in der menschlichen Natur durchaus nicht schon an sich

mitgegeben, sondern erst nachträglich zu der primitiven Form des menschlichen Lebens hinzugekommen. Sie ist nur dadurch eine besondere Gemeinschaft, daß die natürliche Gemeinschaft des Lebens sich gegen die Frömmigkeit abgeschlossen hat. Fällt diese Abschließung hinweg, so stürzt auch die Scheidewand zwischen beiden Gemeinschaften zusammen, und die fromme Gemeinschaft fließt in die allgemein menschliche hinüber. Christlich ausgedrückt: die Vollendung der Erlösung und der Hinwegfall der Kirche sind schlechthin unzertrennliche Vorstellungen. Aber auch die Forderung der Allgemeinheit und Einheit der religiösen Gemeinschaft, die dem religiösen Leben wesentlich ist, läßt sich nur im Staate verwirklichen, während die Kirche je länger desto mehr in eine Vielheit von Kirchen auseinandergeht. Die Aufhebung dieser Gegensätze ist aber in keiner andern Weise zu bewerkstelligen als so, daß das religiöse Leben die kirchliche Form aufgibt und die politische annimmt. Das Gottesreich auf Erden ist nicht eine Gotteskirche sondern der Gottesstaat, die civitas dei, wie Augustin es genannt hat.

Gegenüber dem heidnischen Staate hatte das Christenthum zunächst keine Wahl, es mußte sich als gesonderte Gemeinschaft ihm gegenüber stellen. Aber sobald die innere Kraft des christlichen Geistes und Lebens sich die Gesellschaft unterworfen hat, ist eine gesonderte religiöse Gemeinschaft nicht mehr nöthig. Die Kirche hat die Dienste geleistet, zu denen sie berufen war, das christliche Leben ist in ihrem Mutterschooße zu demjenigen Grade der Selbständigkeit gereift, bei welchem es ihrer nicht mehr als Trägerin bedarf; sie hat den christlichen Staat herangebildet, in welchem sich das christliche Leben nunmehr anbauen kann. „Damit hat ihre Stunde geschlagen. Sie macht, in sich selbst verfallend, einer neuen Ordnung der Dinge Platz."

Der Proceß der Geschichte des Christenthums verläuft also einerseits als weltgeschichtliches, anderseits als kirchlich religiöses Princip. Beide Reihen laufen, wiewohl mit entgegengesetzten Maaßen der Beschleunigung, parallel nebeneinander her, so daß die christliche Geschichte sich wesentlich in zwei Arme theilt: die christliche Weltgeschichte und die Geschichte der christlichen Kirche. Die eine ist der Zweck, die andere ist das Mittel. Diese Zweiheit ist aber keine bleibende, sondern sie verschwindet mit der Vollendung der Entwicklung, so daß zuletzt die kirchlich religiöse Entwicklungsreihe, von welcher im Anfang die Bewegung ausgeht, in der weltgeschichtlichen aufgeht. Je näher folglich in der Geschichte nach Christus ein Punkt dem Ursprunge des christlichen Lebens liegt, desto stärker wird in ihm das Uebergewicht der Bewegung auf Seiten des kirchlichen Lebens sein; und je näher derselbe der Vollendung des christlichen Lebens liegt, desto stärker wird in ihm das Uebergewicht der Bewegung auf der Seite des weltgeschichtlichen Lebens sein. Die Kirche war nothwendig, so lang der Staat lediglich Welt war, sie ist wohlberechtigt so lang er noch überwiegend Welt ist.

Aber in dem Maß, in dem das erlösende Princip die Welt im Staate aufhebt, in demselben Maße wird auch die Kirche überflüssig. Bis jetzt ist dieser Ausbau des wahren, d. h. näher des christlichen Staats noch bei weitem nicht vollendet, und also unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Kirche durchaus nicht entbehrlich neben dem Staate. „Der Zeitpunkt, da sie wird dahinfallen können und zweifelsohne dahinfallen wird, liegt für uns noch in einer fernen Zukunft, welche sich jeder Zeitrechnung entzieht, — er liegt am Ziel der geschichtlichen Entwicklung unseres Geschlechtes." Der Wendepunkt, in dem an die Stelle der Herrschaft der Kirche die überwiegende Bedeutung des Staats trat, war die Reformation. Seitdem hat diese Schiebung sich in zunehmender Proportion fortgesetzt. Das Gefühl, daß ihr religiöses Bedürfniß eine wirkliche und erquickende Befriedigung in der Kirche *nicht* finde, das Gefühl eines mächtigen Zuges zum Staat, aus dessen Bewegung ein frischer Frühlingsodem sie anweht, dieses Gefühl ist unter den Gebildeten unserer Tage sehr verbreitet. Sie thun sich zwar Gewalt an, um das in der Kirche zu finden, was diese gar nicht mehr besitzt, aber all ihr Zwang und all ihre Treue tragen ihnen doch keine wirkliche, freudig empfundene Befriedigung ein. Andere hält eine dunkel empfundene Hingebung an das Christenthum zurück, das sie nun einmal gewohnt sind mit der Kirche zu identificiren. Gründlich kann beiden aber nur geholfen werden durch die nüchterne Einsicht, daß sie lernen dem Staate die Stellung zuzuweisen, die sie bisher der Kirche gegeben haben. Dann wird auch der Kummer über den anscheinend so verworrenen und trostlosen Stand der Kirche sich in das einfache Verständniß eines klaren und hoffnungsvollen Zusammenhangs auflösen.

Einen Schriftbeweis für seinen Satz, daß Jesus selbst eine Kirche zu stiften gar nicht beabsichtigte, sucht Rothe durch den Nachweis zu erbringen, daß Jesus sein Gottesreich in der Vollendung als eine allgemein menschliche Gemeinschaft beschreibe. Im Evangelium selbst sei für die Zeit, in der Jesus alle Völker um sich versammeln wird, die allgemeinste Form menschlicher Gemeinschaft vorausgesetzt, d. h. der Staat. Christus ist der König und die Seinen sind seine Unterthanen. Die Kirche wollte er nur als Mittel zur Vorbereitung der Weltumwandlung und in so fern sagte er zu Petrus, er wolle seine Kirche auf ihn bauen. Auch hat er diese als Uebergangsform gedachte Kirche selbst zwar vorbereitet, aber *gestiftet hat er sie nicht*.

Gegenüber diesen religionsphilosophischen Präliminarien, die das Resultat, seiner seitherigen Erfahrung mit Kirche und Kirchen und seines Nachdenkens über die letzten Zwecke Gottes mit der Welt sind, ist es verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung, wie er sich nun die geschichtliche Entstehung der kirchlichen Verfassung erklärt. Ein Moment seiner Biographie sind diese geschichtlichen Hypothesen jedenfalls nicht und es versteht sich von selbst, daß nach

siebzig Jahren die Fragen anders liegen als zu Rothe's Zeit. Rothe geht aus von den urchristlichen Einzelgemeinden, die eine Kirche noch nicht bildeten, weil sie ihre Einheit in der Anlehnung an der jüdischen Theokratie suchten, während sie selbst sich noch nicht zu einem organisirten Complex zusammengeschlossen hatten. In der Idee oder als Vorstellung dachte sich freilich schon Paulus die christliche Gemeinde als den einen Leib Christi, aber verwirklicht wurde diese Idee erst, als nach dem Jahre 70 der Rückhalt der jüdischen Theokratie wegfiel. Der Ansturm der Verfolgung, die Wühlereien der Irrlehrer, der Gegensatz der Petriner und Pauliner machte ein strafferes Band der Gemeinschaft nöthig und so wurde jetzt erst durch die letzten Apostel, Johannes, Andreas, Philippus und andere apostolische Männer die unter Bischöfen organisirte Kirche gegründet. Während die Vorgänger Rothe's den Episkopat allmählich aus dem Presbyteriat hervorgehen ließen, indem das Presbytercollegium einen permanenten Vorsitzer und in diesem mit der Zeit ein eigenes Oberhaupt erhielt, sucht Rothe den Satz zu erweisen, daß der Episkopat und damit die organisirte Kirche von den Aposteln selbst noch gestiftet worden sei. Er bezieht sich dafür auf die in der pseudocyprianischen Schrift de rebaptismate erhaltenen und durch die apokryphen Apostelgeschichten wiederholte Erzählung, wie Petrus und Paulus in Rom zusammenkamen und Paulus seine Predigt dem Petrus zur Billigung vorlegte. Eine nicht minder apokryphe Quelle zieht er in dem Berichte des Hegesipp herbei, daß nach der Zerstörung Jerusalems die noch lebenden Apostel und andere Schüler des Herrn den Symeon zum Nachfolger des Jakobus und zweiten Bischof von Jerusalem gewählt haben sollen. Auch aus einem von Pfaff edirten Irenäusfragment will Rothe herauslesen, daß die zur Bildung der Kirche erforderlichen Anordnungen von den Aposteln selbst getroffen worden seien. Demselben Beweise dient die bekannte Stelle des ersten Clemensbriefs, c. 44, wonach die Apostel überall Presbyter und Diakone eingesetzt hätten. „Und nachher," läßt Rothe den Clemens sagen, „gaben die Apostel die Verordnung, daß wenn sie, die Apostel, heimgegangen wären, andere bewährte Männer ihr Amt übernehmen sollten." Allein mit den Heimgegangenen sind offenbar die von den Aposteln eingesetzten Presbyter und Diakone gemeint; für die Einsetzung von Bischöfen, die an Stelle der Apostel treten sollten, folgt aus der Stelle nichts. Ebenso wenig ist zu erweisen, daß die „Engel" der Apokalypse Bischöfe waren. Eine weitere Stütze seiner Meinung findet Rothe in dem Kirchenregiment des Zebedäiden in Ephesus und in den ignatianischen Briefen mit ihren strengen Mahnungen, sich den Bischöfen unterzuordnen. Wer aber die Irenäussage von dem ephesinischen Bisthum des Zebedäiden und die Aechtheit der Ignatiana verwirft, läugnet damit auch die Hauptbeweisstücke Rothe's. Ohnehin steht die Anschauung Rothe's nur scheinbar auf diesen Stützen, sie ist im Ganzen eine

großartige aprioristische Construction, die die Wege Gottes in der Geschichte rechtfertigt. Der große Theosoph ist auch in seiner kirchenhistorischen Arbeit constructiv und speculativ, das Detail dient nur dazu, nachträglich zu belegen, was die historische Speculation zuvor schon festgestellt hat. Dennoch nimmt Rothe's Anschauung, worauf namentlich Weingarten und Trölsch hingewiesen haben, auch den späteren Arbeiten gegenüber in der geschichtlichen Würdigung der katholischen Kirche ihre noch heute beachtenswerthe Sonderstellung ein. Während die Tübinger Schule den Katholicismus sich aus der dialektischen Entfaltung der neutestamentlichen Ideen construirt, sieht Rothe in der Bildung der katholischen Kirche vielmehr einen Bruch mit der urchristlichen, das heißt freien, flüssigen und zum Eingehen in alle Verhältnisse befähigten Form des Evangeliums. Die Verkirchlichung war nöthig im Kampf mit dem Heidenthum und zur Erziehung der Barbaren, aber weil sie das religiöse Leben isolirte, trug sie zu seiner Erstarrung und Verknöcherung bei. Die katholische Kirche ist also nicht, wie Baur will, aus einer Syntheſe des Judenchristenthums mit dem Heidenchristenthum entstanden, sondern die Organisation der christlichen Religion zum kirchlichen Institut war das entscheidende Ereigniß, das Urchristenthum und katholisches Christenthum scheidet. Das Christenthum wurde als sacrale Sonderangelegenheit von der allgemeinen Culturentwicklung abgesperrt, Luther erst hat mit der Hinwegräumung dieser Absperrung begonnen, die Zeit der Aufklärung hat sie fortgesetzt und wird sie fortsetzen. Genauer: die Reformation ist selbst schon der Anfang der Verstaatlichung der bisher in die Form der Kirche beschränkten Religion.

Da Rothe die Entstehung der katholischen Bischofskirche viel früher ansetzte als die damalige protestantische Theologie, ja den Episkopat auf apostolische Einsetzung zurückführte und das hierarchische Institut ausdrücklich als eine von Gott und Christus gewollte Erziehungsanstalt für die Barbarenwelt betrachtete, konnte der Vorwurf katholisirender Tendenzen nicht ausbleiben. In der That war Rothe's Meinung, daß in der Vergangenheit der Katholicismus volle Realität und Berechtigung gehabt habe, nur aber folgte ihm daraus für die Gegenwart und Zukunft nicht das, was die Gegner als seine verschwiegene Meinung vermutheten. Solche Gegner aber erhoben sich nunmehr aus allen theologischen Lagern. Hengstenberg stellte das Buch in Parallele zu Straußens Leben Jesu; Schmieder erhob Wehklage in der Evangelischen Kirchenzeitung, mit welcher Unbarmherzigkeit Rothe unser aller Mutter, die Kirche, zum Tode verurtheile; Kuinöl schrieb an Heubner: „Was sagen Sie, Theuerster, zu Ihres Herrn Schwagers Rothe Buch über die Kirche? Als Hegelianer verstehe ich ihn wohl. Aber ich stimme ihm nicht bei *als christlicher Kirchenhistoriker**)."

*) Kuinöl an Heubner, 4. Juni 1838.

Auch Bunsen war befremdet und trieb Rothe an, beruhigende Erklärungen zu geben. Selbst bei treuen alten Schülern stieß das Buch auf großes Befremden. Noch aus Heidelberg schrieb Rothe selbst am 15. October 1838 an Winckel, es thue ihm in der innersten Seele wehe, wenn er denke, daß um eines lumpigen Buches willen auch nur ein christlich-brüderliches Herz ihm entfremdet werden sollte. Heubnern, Hahn, Schmiedern und vielen Andern setzt er unermüdlich auseinander, daß sein Buch kein praktisch kirchenpolitisches Programm für die Gegenwart, sondern eine Reihe wissenschaftlich speculativer Folgerungen aus dem Begriff des Staates und der Kirche sei.

Das Tholuck'sche Literaturblatt, die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, die antihegel'sche Hallesche Literaturzeitung und die Hegel'schen Halleschen Jahrbücher, Uhlhorn, Baur, Nitzsch, Vatke wetteiferten in Gegenerklärungen und in Artikeln der Abwehr. Gegen die Eigenthümlichkeiten theologischer Polemik war Rothe damals noch nicht so abgehärtet wie später und in einem ersten Entwurfe einer Antikritik, die für die Studien und Kritiken bestimmt war, notirt er nicht ohne Erregung Hengstenberg's Vorwürfe: „Hengstenberg verurtheilt die prüfungslose Gutmüthigkeit, mit der ich annehmen soll, was mir von der Zeit dargeboten wird. Ich soll zu ‚den Männern des Verlangens' gehören, welche mit Wehmuth in die Vergangenheit blicken und mit Sehnsucht in die Zukunft. Mein Buch ist ein Auswurf der Hölle, sympathisirt mit dem Zeitgeist u. s. w." „Die Annahme, daß der große Strom des geistigen Lebens mitten im Herzen der Christenheit ein antichristlicher Höllenpfuhl sei, kann ich mir nicht anders erklären als aus irgend einer Art von Unglauben daran, daß Christus der Erlöser ist. Ist er wirklich der Erlöser, so ist er auch in der Geschichte die erlösende Macht, die sich alles aneignet zu seinem Dienst. Ist die Erlösung nicht eine geschichtlich wirksame Potenz geworden, dann ist sie nicht die wirkliche Erlösung gewesen und ich muß meinen Glauben hinwerfen, ehe noch irgend welche Skepsis ihn mir zu entwinden vermochte." So war er sich klar bewußt, daß Hengstenberg's Standpunkt einfach irreligiös sei, obgleich der Prophet mit gegen den Himmel gerichteten Augen versicherte, daß er Rothe's „Verirrung für eine sehr schwere halte". „Gutmüthig," sagt Rothe, „und gefährlich, hegelisch und dem Zeitgeiste dienend, katholisirend und kirchenfeindlich" solle sein armes Buch zugleich sein, er aber frage alle, die in der Gegenwart nur das Werk des Teufels sehen, wo denn ihr Glaube an die Verheißung des Reichs geblieben sei? Mit ähnlicher Ueberlegenheit fertigt er Schmieder's Wehklagen ab, der fortwährend Kirche und Christenthum verwechsele und allein von dem empirischen Staate der Gegenwart wisse. So komme Schmieder zu der lächerlichen Behauptung, daß Rothe unbarmherzig verfahre, wenn er das, was seinem Begriffe nach des Staates ist, auch für den Staat in Anspruch nehme. In der Gegenwart freilich habe der Staat diese Rechte noch nicht, so wenig wie der unmün-

dige Jüngling die Verwaltung seines Vermögens, denn er sei eben noch nicht der völlig christianisirte Staat. All dem Richten und Verurtheilen aber habe er einfach zu erwidern: „Bei einer wissenschaftlichen Arbeit liegt ihre Christlichkeit wesentlich in der gewissenhaften Strenge des Denkens, in dem rastlosen Ringen nach Klarheit und Sicherheit der Begriffe, mit einem Wort in dem durch kein Interesse des alten Menschen bestochenen wissenschaftlichen Gewissen." Unehrliche Untersuchungen, die finden wollen, was ihnen paßt, und Trägheit des Denkens sind hier unchristlich nicht gewissenhaft gesuchte und gefundene Resultate. Schwerer fiel in's Gewicht Baur's Besprechung des Buchs in den Tübinger Jahrbüchern. Der große Gelehrte erinnerte mit vollem Rechte, daß aus so apokryphen Quellen, wie Rothe sie aufführe, die geschichtliche Ueberzeugung, daß Petrus in Rom gewesen, nicht geschöpft werden könne. Solche Beweise seien viel zu schwach, um das Gebäude zu tragen, das Rothe auf sie aufthürme. In Wahrheit sei Rothe's Verfahren auch gar nicht historisch sondern speculativ; die Wirklichkeit werde aus der Nothwendigkeit construirt, die angezogenen Beweisstellen dienten nur zur Decoration. Anderseits gestanden doch auch die Führer der kritischen Schule zu, daß Rothe zum erstenmal die altkirchlichen Literaturreste in dem innern Entwicklungsgang ihrer Zeit und im organischen Zusammenhang der geschichtlichen Vorgänge zu begreifen suchte, wie das nach ihm Baur in seiner Geschichte der ersten drei Jahrhunderte in stolzester Weise durchgeführt hat. Ein großer Vorzug des Werkes ist auch der, daß es zuerst, im Gegensatz zu Neander's mechanischen Kategorien der These, Antithese und Synthese, oder der Action und Reaction, mit dem Begriffe der innern Entwicklung aus den in der Idee liegenden Momenten Ernst machte, während es anderseits stärker als Baur auf die Bedeutung der Nationalität auch für die Kirchengeschichte hinwies und ihr erst wieder das Auge für die bunte Mannigfaltigkeit der Wirklichkeiten erschloß. Die von Hegel empfangenen Anregungen wirken in dem Buche noch immer nach, nicht nur in seiner energischen Durchführung des Begriffs der Entwicklung, sondern auch in seiner Vorliebe für aprioristische Constructionen. Dem verdankt Rothe's Buch das relative Lob Vatke's in den Halleschen Jahrbüchern, Jahrgang 1838, der dasselbe zu den anziehendsten und bedeutendsten Erscheinungen der neueren Theologie rechnete, aber damit eine Widerlegung vom Standpunkte der Hegel'schen Schule verband, indem der Staat nur die Wirklichkeit der sittlichen Idee sei, zu der Kunst, Religion und Wissenschaft nicht gehören, vielmehr bilden jene besondere Kreise für sich. Kirche und Staat sind zwei gleichwerthige Seiten desselben Totalbegriffs, der sich in ihnen in unendlicher Bewegung des Setzens und Wiederaufhebens realisirt. Der Begriff enthält also sowohl die Nothwendigkeit der Erscheinung als die der Wiederaufhebung. In dieser dialektischen Bewegung ist er wirklich, nie aber wird die eine Seite (die Kirche) durch die andere (den Staat) verdrängt werden.

Der Ton der Besprechung war sehr conciliant, doch hatte Rothe keine Lust, auf diese Einladung zu einem Waffengang auf dem Boden des Hegel'schen Begriffs sich einzulassen.

Wer Rothe's weitere Entwicklung kennt, der sieht bereits hier die Grundzüge seiner stets festgehaltenen Vorstellung, daß Christus nicht nur die Kirchengeschichte, sondern auch die Weltgeschichte mache, daß er in vollerem Sinne als in dem engen Kreise der Kirchen in der Welt sich auswirke, daß das Christenthum nur anfänglich in der Kirche seine Verwirklichung suchen konnte, daß jetzt aber thatsächlich die christliche Weltgeschichte seine Offenbarung geworden sei und darum das Ziel der Entwicklung in den christlichen Staat auslaufe. So stellt das Buch das Resultat aller seiner seitherigen Erfahrungen und Erwägungen dar. Seiner Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie verdankt Rothe die ideale Auffassung des Staats als der Verwirklichung aller in der Menschheit lebenden sittlichen Kräfte, die religiösen inbegriffen. Seiner eindringenden Bekanntschaft mit der römischen Hierarchie verdankt er das nunmehr völlig ablehnende Urtheil über den alten Kirchenbegriff, der die Welt der Kirche unterwerfen will. Seiner eigenen Befreiung aus der Enge des Pietismus dankt er die universelle Fassung der Aufgabe der Religion, die nicht ein Häuflein von Gläubigen sondern Welt und Weltleben in ihrem vollen Umfang regeneriren und so erlösen will. Es ist wie ein Präludium zu seinem Buche, wenn er 1834 an Schnorr schreibt: „Mein christliches Bewußtsein hat sich nunmehr zu einem umfassenden Spiegel ausgebildet*), in welchem die ganze Welt Gottes mit ihrem wunderbaren Reichthum und in der ganzen Fülle ihrer Farbenpracht sich abspiegelt. Daß der Kreis des christlichen Lebens nicht enger ist als der des Lebens überhaupt, daß die Geschichte des Reiches Gottes nichts anderes ist als die Weltgeschichte, aber auch daß die ganze Weltgeschichte Geschichte des Reiches Gottes ist, das ist mir immer klarer geworden. Ich bin deshalb auch nicht mit der Gegenwart überworfen und kann über den vielen widerwärtigen Dampfwolken, die ihren Himmel verhängen, den hindurchbrechenden Schimmer eines neuen Tages nicht verkennen." ... „Auch zu meinem wissenschaftlichen Thun hat Gott seinen Segen gegeben, obwohl ich damit noch nicht in einem weiteren Kreise hervorgetreten bin. Es gestaltet sich in mir in fortgehender frischer Lebensbewegung eine innere Welt der Gedanken auf immer engere, in sich geschlossenere und reichere Weise, und ich bin noch immer in dieser Beziehung Jahr für Jahr ein Anderer und doch Derselbe." So wohl vorbereitet war in ihm diese neue theologische Auffassung, die den Freunden zunächst als eine wunderliche Paradoxie erschien. Nicht nur das Ergebniß seiner Studien, sondern das ganze Resultat seines seitherigen Lebens

*) Brief an Schnorr, Wittenberg, 3. Juni 1834.

ist in der Einleitung zu seinem Werke niedergelegt und wie diese Sätze die Frucht seiner Vergangenheit sind, sind sie auch das Programm seiner Zukunft. Freilich kam Rothe erst zwanzig Jahre später in die Lage, die praktischen Folgerungen dieser Sätze zu ziehen, als er im Kirchenregimente und in der kirchlichen Vertretung seiner zweiten Heimath mit unerhörtem Radicalismus die Auslieferung aller kirchlichen Gewalten an die Laien vertrat und die Pfarrerskirche und Theologenkirche als eine abgethane Sache behandelte, der niemand mehr zu einem gesunden Leben verhelfen werde. Aber er hat auch in der dazwischen liegenden Periode nie seine Ueberzeugung von der Abgelebtheit des alten Kirchenwesens verläugnet, sondern in seiner Ethik den Ausdruck derselben im Gegentheil noch verschärft. Wenn die früheren Freunde diese praktische Consequenz dann als einen Abfall zum Liberalismus betrachteten und zwischen einem früheren und späteren Rothe unterscheiden wollten, so beweist das nur, daß sie ihn nie verstanden hatten. Der Unterschied zwischen ihm und ihnen war nur der, daß er an den allwirkenden und allmächtigen Christus wirklich glaubte, der für sie nur ein Stück ihrer Dogmatik war. In diesem dunkeln Gefühle ertrugen sie, wenn auch mit Kopfschütteln Rothe's seltsame Theorieen. Rothe's „Raupen" nannte Heubner diese tiefsinnigen Anschauungen und da der sonderbare Schwärmer das Aufgehen der Kirche im Staate ja doch nur als eine ferne Perspective in Aussicht nahm, so ließ man seine befremdlichen Meinungen als absonderliche Eschatologie passiren.

Daß Rothe's Berufung nach Heidelberg bereits perfect war, ehe das Buch erschien, war immerhin gut. Hengstenberg und sein Anhang hätten sonst wohl ein verdoppeltes Ketzergeschrei erhoben, um die Beförderung Rothe's zu verhindern und wer weiß, ob dann die badische Regierung sich nicht an der Richtigkeit einer solchen Vocation hätte irre machen lassen.

Vielen Illusionen seiner Jugend hatte Rothe Valet gesagt; der engen Umarmung der pietistischen Freunde hatte er sich entwunden; Vorurtheile gegen die freien Richtungen im Protestantismus hatte er abgelegt; er war ein Anderer geworden, aber geblieben war ihm seine Vorliebe für Süddeutschland und sein Heimweh nach Heidelberg, wo er die schönsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte. Im Sommer 1834 knüpften sich auch die alten Fäden wieder an. Rothe's Vater hatte dem Wittenberger Paare den Vorschlag gemacht, ihn auf einer Reise nach dem Rhein und dem Schwarzwald zu begleiten. Obwohl er dadurch wiederum um Bunsen's Besuch kam, glaubte Rothe doch seine Interessen den Wünschen des Vaters unterordnen zu müssen. Die Verhandlungen darüber lassen auch ziemlich tief in Rothe's häusliche Lage hineinsehen. Er selbst litt am Wechselfieber, das Heubner einem Ausflug nach Wörlitz zuschreibt, auf dem ihn Rothe begleitet hatte, ohne einen Mantel mitzunehmen, und den kalten Gängen des Seminars, in denen man gerade im Sommer sich am leichtesten

verdarb. Abgesehen von diesem Reisehindernisse erklärten die Verwandten aber Rothe's Frau für viel zu schwach, um eine so weite Tour zu wagen. „Er," schreibt Heubner an Hahn, „wird ja sein Fieber bald überstehen, dagegen leidet Louise noch immer sehr an ihren Krämpfen und Nervenschwäche, ob sie gleich seit Kurzem etwas Linderung hat, aber noch kann ich nicht begreifen, wie sie die Strapazen eines wochenlangen Fahrens aushalten soll. Wenn Vater Rothe darauf Rücksicht nähme, würde er doch wirklich bedenklich werden, Rothe's zu dieser vorhabenden Reise mithaben zu wollen. Ich, nach meiner Vorstellung, würde es der Louise weit zuträglicher finden, wenn sie in ein ihr convenables Bad ginge, und nicht fast ohne Ruh und Rast immer von einem Ort zum andern herumkutschirte. Vielleicht kannst Du gelegentlich dem lieben Vater Rothe das bemerken." So wäre die Reise, die zu Rothe's Berufung nach Heidelberg führte, fast an demselben Anstoß gescheitert, an dem bald alles für ihn scheitern sollte. Zum Glück unterwarf sich „der liebe Vater Rothe" dem Heubner'schen Regimente nicht so unbedingt wie der Sohn. Louischen aber fand für angenehmer nicht zuhause zu bleiben und wie allen Patienten dieser Art bekam ihr die Zerstreuung und Luftveränderung vortrefflich. Die Reise ging über Altenburg*), Gera, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Cassel, Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Ems, Coblenz, Mainz, Wiesbaden, Schlangenbad, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe, Baden, Stuttgart, Nördlingen, Schwabach nach Nürnberg. Zu Rothe's Kummer dehnte sich die Abwesenheit so lang aus, daß er nicht einmal pünktlich zur Eröffnung der Vorlesungen in Wittenberg eintreffen konnte. „Der Vater hat es sich nun ein Mal in den Kopf gesetzt," schreibt Rothe an Heubner, „und ist davon nicht abzubringen, über Marienbad zurück zu kehren, und so müssen wir den für uns ganz zwecklosen Bogen mitmachen ... Es ist mir sehr betrübend, daß ich vielleicht nicht einmal pünktlich mit dem Wiederbeginn der Vorlesungen werde an Ort und Stelle sein können; so viel in meinen Kräften stehen wird, werde ich aber unsere Reise beschleunigen. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich wieder nach der Arbeit des Berufs sehne. Es ist doch ein köstlich Ding darum, sein Brot im Schweiße seines Angesichtes zu genießen."

Nicht nur der genußreichste, sondern auch der folgenreichste Abschnitt der Reise war für Rothe der Aufenthalt in Heidelberg, wo die Reisenden am 25. Juli 1834 eintrafen. Die alten Lehrer, Daub und Abegg, waren erfreut, welch schöne Entwicklung ihr einstiger Schüler genommen hatte und es stand ihnen fest, bei der nächsten Vacatur Rothe nach Heidelberg zu ziehn. Nach Basel hätte er im Jahre 1830 einen Ruf erhalten können, wenn er nur brieflich hätte aussprechen wollen, daß er die Stellung an einer Universität der am

*) Rothe, An Heubner. Nürnberg, 17. Aug. 1834.

Seminar vorziehe*). Im Jahre 1833 lehnte er eine Anfrage wegen Marburg ab, da ihn nicht gelüstete unter der Reichenbach und Hans Daniel Hassenpflug's Scepter Hütten zu bauen. Nach Heidelberg dagegen würde er gern gegangen sein, auch darum, weil ein hartnäckiges Halsleiden, das er den kalten Gängen des Augusteum verdankte, ihm wünschenswerth erscheinen ließ, seine Predigtthätigkeit einzuschränken. Aber erst 1837, als die badische Regierung an die Errichtung eines Predigerseminars ging, kam der Plan des inzwischen verstorbenen Daub zur Reife. Man bot die Direction der zu gründenden Anstalt erst Nitzsch in Bonn an, der aber lehnte ab. Dadurch kamen nun die Verhandlungen mit Rothe über die Uebernahme dieser Aufgabe in Gang, die der badische Staatsrath Nebenius in seiner zugleich herzlichen und feinen Weise führte. Zunächst war freilich wieder ein ächt Rothe'sches Hinderniß zu überwinden. In seiner Gewissenhaftigkeit glaubte Rothe, die Berufung beruhe auf falschen Voraussetzungen über seine theologische Stellung und theilte darum die Aushängebogen seines Buchs den Heidelberger Collegen mit, doch nahmen diese an seinen Speculationen über das Ziel von Staat und Kirche, die sie zur Lehre von den letzten Dingen rechneten, keinen Anstoß. Sie hatten ihn gewollt, ehe er etwas geschrieben hatte; auch jetzt war es der vir christianissimus, den sie begehrten, nicht der Schriftsteller. Nur Nitzsch zog in Folge dieses Buchs seine frühere Empfehlung zurück, da Rothe in demselben mit viel Scharfsinn und Geist etwas Grundverkehrtes beweisen wolle. Schon damals mehr Kirchenvater als Gelehrter nahm Nitzsch an der Kirchentheorie Rothe's, die seiner Schätzung der Kirche so völlig zuwiderlief, großen Anstoß. Zum Glück hatte er zuvor Rothe so warm gelobt, daß seine Retractationen den Heidelberger Collegen keinen Eindruck mehr machten. Anderseits wollte man in Berlin Rothe nicht ziehen lassen. Rothe hatte für richtig erachtet, der Regierung, der er so viel verdankte, von Anfang an von seinen Verhandlungen Nachricht zu geben. Er schreibt darüber an Tholuck: „Daß es unserem Ministerium lieb sein würde, wenn ich den Ruf ablehnte, wußte ich nach früheren Erklärungen Ehrenberg's schon immer. Geh. Rath Schulze hat den Wunsch ausgesprochen, ich möchte bleiben. Es ist mir Halle angeboten worden. Legt das ein Gewicht in die Wagschale?" Er glaubte das nicht. Am Abend vor Sylvester 1836 unterbreitet er das Concept seines Briefs an Altenstein Heubnern zur Kenntnißnahme. „Was ich geschrieben, ist der beste Rath, den ich nach langem Rathhalten mit Gott und meinem eigenen Gewissen finden konnte." Im Seminar und in Wittenberg selbst war der Schmerz über den drohenden Verlust des angebeteten Lehrers und Predigers ganz allgemein. Auch Hahn schreibt an Heubner: „Ich kann mir denken**), wie Dich die Ab-

*) Tholuck an Heubner, 10. Jan. 1830.

**) Hahn an Heubner, 23. Mai 1837.

berufung des theueren Bruder Rothe wird bewegt haben und noch bewegen. Solche, die ihn ersetzen können, mag es wenige geben — Schmieder, Harleß, Semisch? Stier würde meines Erachtens nicht wohl sich eignen. An Rothe's Stelle muß ein erfahrener und wo möglich namhafter Mann kommen." Auch als Rothe sich definitiv für Heidelberg entschieden hatte, wünschte Altenstein ihn noch in Berlin zu sprechen, und der ganze Kottwitz'sche Kreis hätte ihm gern gesagt, wie sehr sie sein Scheiden bedauerten, und ihn auch wohl gern benützt, um Schmieder zu seinem Nachfolger vorzuschlagen, auf den sich nunmehr ihr Verlangen richtete*). Noch am 15. April 1837 schreibt Tholuck an Heubner: „Ganz unerwartet ist mir nun von Berlin der Auftrag ertheilt worden unserm Rothe zu eröffnen, daß wenn er nicht in Wittenberg bleiben wolle, der Minister ihm mit Vergnügen in Halle oder in Greifswald eine Professur conferiren werde. Ich muß dies für eine Fügung der Vorsehung ansehen, da gerade in Rothe's Wahl auch die Halleschen Professoren und alle andern Personen einstimmen. Schlägt er auch dies aus, so bleibt die Stelle unbesetzt oder es kommt Niemeyer und ich bleibe allein. Da er einmal nicht in Wittenberg leben will, so hoffe ich zu Gott, daß er sein Herz nicht von Halle abwenden wird. Alle Folgen, welche dies für Halle haben würde, würden ja auf sein Herz fallen." Aber Rothe blieb die Antwort nicht schuldig**). Er erklärte, er habe Heidelberg sein Wort gegeben und könne sich von der einfachen Pflicht des Worthaltens durch Sophismen nicht dispensiren. Er sehe aber diesen Ruf nach Heidelberg als einen „vorsehungsvollen" an, da er sich an diesen Punkt der deutschen Erde nun schon zwanzig Jahre innerlich geknüpft fühle. „An demselben Platz, wo ich, ich darf wohl sagen, ohne Zuthun von Menschenhand, durch Gottes Gnade zu einem Leben in Christo in gänzlich unbefangener Weise erwachte, werde ich jetzt, nachdem ich nach einem langen Durchgang durch allerlei für mich befangende Formen (wofür ich meinen Gott übrigens aufrichtig preise) wieder zu jener Unbefangenheit meines Christenthums hindurchgedrungen bin, wieder zurückgeführt in solche Verhältnisse, in denen ich in jener Unbefangenheit und Freiheit mich ohne Scheu in meiner ganzen individuellen Wahrheit geben kann ohne durch persönliche Stellungen mich zugeschnürt zu fühlen." Rothe selbst unterstreicht die letzten Worte, es ist aber ohnehin deutlich, daß sie besagen wollen, daß er der Heubner'schen Aufsicht sich entziehen möchte. Aber auch aus Preußen möchte er weg. „Ich habe," schreibt er, „den Gedanken an die Zukunft nicht zurückhalten können, und an die Möglichkeit, daß ich einst wünschen möchte ein anderes Vaterland zu haben. Es ist nicht von heute und gestern, daß ich an die

*) Brief von Thiele in Berlin an Heubner vom 22. Juni 1837.
**) Brieffragment in der Bibliothek des Tholuckstifts.

Regierung des Kronprinzen (der hohen Meinung unerachtet, die ich von ihm habe,) mit Besorgniß denken muß. Ich fürchte das, was er zu Gunsten der guten Sache Christi thun dürfte. Mir ist nun einmal das Wort Menken's aus der Seele gesprochen: ‚Wenn Wahrheit und Freiheit zugleich gefährdet sind, so soll man zuerst die Freiheit retten, der Wahrheit wird immer Rath; sie steht und fällt mit keinem Menschen.' Ich war mir bewußt, ein gutes Gewissen gegen mein Vaterland zu bewahren, als ich zusagend nach Heidelberg schrieb. Hat sich seither in dieser Beziehung etwas geändert?" So klar haben wohl nur wenige vorausgesehen, was die preußische Kirche unter Friedrich Wilhelm IV. erwarte; mit Bunsen vertraut und mit Heubner's Beziehungen zu den kronprinzlichen Rathgebern bekannt, war es für ihn nicht schwer die Zukunft richtig einzuschätzen.

Zu diesen äußern Gründen kam aber auch die Ueberzeugung, daß er für die systematischen Vorlesungen am meisten geeignet sei und zu diesen in Heidelberg Gelegenheit finden werde. Er würde kein freudiges Gewissen haben, schreibt er, wenn er seine praktische Thätigkeit, die nach Versicherung der Freunde am meisten Frucht bringe, einfach abbräche, „so wenig sie auch meiner Neigung entspricht". Aber in Heidelberg würde er sich allmählig in eine andere Thätigkeit hineinarbeiten, die ihm höhere Aufgaben stelle und die ihm schon lang inneres Bedürfniß ist. „Nach dem letzten Briefe von Ullmann wünscht man, daß ich namentlich der systematischen Theologie meine Vorlesungen zuwenden soll." Das waren klar und deutlich die Motive, die für Annahme des Rufs den Ausschlag gaben. Nach Halle, unter die zudringliche Aufsicht Tholuck's, wollte er auf keinen Fall und auch sonst mußte ihm das Hallesche Parteitreiben ein Greuel sein. Eine andere Professur in Greifswald war mit einem Pfarramte verbunden, was seinen Wünschen durchaus zuwiderlief. Dazu zog es ihn zu seinen alten Freunden Abegg, Schlosser, Schwarz, Creuzer, die alle noch lebten und nach dem waldgrünen Heidelberg, das er nie vergessen hatte. Als am 29. April 1837 die Verhandlungen abgeschlossen werden mußten, drang Tholuck nochmals leidenschaftlich auf Rothe ein*), aber dieser schilt ihn aus über den Lärm, den er mit der Sache mache, die er sogar gegen sein Verbot bei den Studenten ausposaunt habe. Daß man in Baden die Beamten nicht definitiv anstellte, sondern sie noch fünf Jahre lang entlassen werden können ohne weitere Angabe von Gründen, benützen die Freunde, um Rothe bedenklich zu machen, bis ein Brief von Dittenberger ihn versichert, daß das für ihn nur eine Formalität sein werde. Das Alles lag also glatt und schön, wenn nur das eine große Hemmniß seines Lebens nicht auch hier wieder im Wege gestanden hätte. Wie die kranke und schwer zu behandelnde Frau ohne ihre Verwandten

*) Rothe an Tholuck, 29. April 1837.

sich werde behelfen können, war nicht zu berechnen. Auch war die Wirksamkeit am Wittenberger Predigerseminar eine bedeutende und jedenfalls sicherer als die, die er an einer Universität sich erst erkämpfen mußte. Zum Theil aus solchen Erwägungen hatte Rothe im Jahre 1833 den Ruf nach Marburg abgelehnt und sich 1830 geweigert, sich um Basel zu bewerben. Aber immer mehr drängte sich ihm die Furcht auf, er möchte geistig vor der Zeit verknöchern, wenn er stets dasselbe treibe. Predigen, Predigten hören, Predigten recensiren, Homiletik lesen und alte Homilien analysiren, das mochte für mittelmäßige Köpfe eine Beschäftigung auf Lebensdauer sein, aber nicht für einen so innerlich lebendigen und für alles Ideale interessirten Geist wie Richard Rothe. Als er später in Bonn sich auf diesen Beruf zurückgeworfen sah, redete er geradezu von der Sandwüste der praktischen Theologie, durch die er sich mit Mühe und Noth hindurch arbeite. Dabei hätte er mit der Zeit nothwendig selbst versanden müssen. In dieser richtigen Erkenntniß entschied er sich für die Annahme des Rufes nach Heidelberg trotz aller Anerbietungen des Ministeriums und aller Bitten der Freunde.

Am 17. September 1837 war die Scheidestunde gekommen. Bei der Schlußandacht der Seminaristen sprach Rothe sein Abschiedswort an sie und an Wittenberg. Er blickte zurück auf die neun Jahre, die er in stiller Arbeit hier verlebt hatte und versicherte, er habe nie etwas Anderes den Candidaten vortragen wollen als das, was er aus der Schrift und Gottes Führung mit ihm selbst, als Zeugniß Gottes erkannt habe. „Wenn es auch mitunter absonderlich aussah, was ich Euch zu sagen hatte, ich habe nichts Absonderliches gesucht.“ Auch er wollte nichts predigen als Christum. „Ich hielt mich nicht dafür unter Euch, daß ich etwas anderes wüßte und werde mich nie dafür halten; ihn suchte ich für den Frieden meiner Seele, für mein Verständniß göttlicher und menschlicher Dinge, für mein sittliches Leben, für meine ewige Hoffnung. Aber eben deshalb finde ich diesen Christus nun auch überall um mich her, in allen Werken Gottes, überall in der Geschichte, ja diese Geschichte ist mir sein eigenthümliches Werk und seine glänzendste, unabweisbare Legitimation. So zieht sich für mich unzähliges mit hinein in den Kreis meines christlichen Interesses; und so kann der Schein entstanden sein, als sei mein Christenthum lax und weit, als sei es in einer falschen Weise frei und halte sich nicht rein von den verderblichen Einflüssen des Zeitgeists. Aber es liegt dieser Weise die Ueberzeugung zu Grunde, daß das geistige Leben in Christo, weil es Product der geschichtlichen Wirksamkeit Christi ist, sich in seinen Höhepunkten nie feindselig mit dem Christenthum berühren kann, daß mit einem Worte in Christo die Erlösung eine geschichtliche Macht geworden ist. Aus meinem Glauben an Christum ist jene Freiheit der Ansicht gekommen, nicht aus meinem Unglauben. Doch ist es Euch nicht als falsche Freiheit erschienen. Ihr habt mich alles

dessen ungeachtet, was Euch anstößig erscheinen konnte, für einen aufrichtigen Christen erkannt. Dafür preise ich Gott und danke Euch." Ebenso bewegt klingen die Worte, die er am Tage vor dem Aufbruch an Hahn und seine Schwägerin Christel richtete: „Ihr werdet Euch selbst vorstellen, wie gepreßt uns heute das Herz ist. Aber ich gehe mit dem Bewußtsein nicht nach eigenem Sinn und Willen von hier fortzupilgern, sondern nach dem Rathe Gottes, und das wird gewiß ein gnädiger Rath sein, denn es ist der Rath dessen, der mich von Kindesbeinen an gnädig und wunderbar geführt hat. Möchte ich Ihm für so viele Treue auch zu etwas nutz und einigermaßen zur Freude sein."

Heubner's Tochter Dorothea begleitete ihn, um der Frau die Uebersiedelung zu erleichtern. Ueber Naumburg, Weimar, Eisenach, Fulda, Schlüchtern, Frankfurt zogen sie am 27. September gegen fünf Uhr abends beim hellsten Sonnenschein in Heidelberg ein. Hinter ihnen aber kam sofort Tholuck, der bei ihnen wohnte, in Heidelberg predigte und nach Genf weiter reiste mit der Ankündigung, er werde auf der Rückreise wieder in Heidelberg einsprechen, wo er seinen Reisewagen zurückließ. Eine Satisfaction freilich hatten die, die Rothe vor der Annahme des Heidelberger Rufes gewarnt hatten, das war die geringe Studentenzahl, die er zur Strafe für seinen Abfall in Heidelberg vorfand. So meldet der über Heidelberg zurückgekehrte Tholuck an Heubner: „Ich bin von meiner dreimonatlichen Reise gestärkt zurückgekommen. In Heidelberg habe ich Rothe, seine Frau und Deine Dorothea in bestem Wohlsein gefunden. Die 14 welken Studenten, über welche Ullmann trostlos ist, werden unseren Rothe nach seiner Eigenthümlichkeit noch nicht niederschlagen. Sein Buch veranlaßt allenthalben die lebhafteste Verwunderung und Bewegung. Von meinen Erfahrungen im Waadtland und Schwabenland wird ein Artikel in der Ev. K. Ztg. sprechen." Heubner selbst aber schreibt am 13. October 1838 an Hahn: „Seminaristen, welche in den Ferien in Heidelberg waren, haben nur zwei Zuhörer in Rothe's Dogmatik getroffen." Ehe das Predigerseminar eingerichtet war, wurde es damit nicht und auch dann nur langsam besser.

Richard Rothe

und seine Freunde

Richard Rothe

und seine Freunde

Von

Adolf Hausrath

Zweiter Band

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1906

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig

Vorrede

Der zweite Band dieser Biographie erscheint bedeutend später als ursprünglich in meiner Absicht lag, aber die Verlagshandlung fand, und das wohl mit Recht, daß die Vollendung einer lang versprochenen Lutherbiographie, wie damals die Dinge lagen, dringlicher sei als die bereits begonnene Biographie Rothe's. So sind zwischen dem ersten und zweiten Bande dieses Werkes nahezu fünf Jahre verstrichen. Dennoch werden manche die Besprechung dessen, was dieser Band enthält, noch immer für verfrüht erklären, da so viele noch leben, die an dieser Geschichte persönlich betheiligt sind. Auch mir hat diese Sorge zu schaffen gemacht, aber ich beschloß nach mancherlei Bedenken, mich an Rothe's Grundsatz zu halten, daß für alle Dinge schließlich doch nur bei der Wahrheit Rath sei. Ueber diese wissen aber diejenigen, die die Ereignisse miterlebten, doch besser Bescheid als die Nachfahren, die sich erst aus Bibliotheken und Archiven über sie unterrichten müssen. Ich verlange von niemanden, daß er die Vergangenheit nach Erfahrungen beurtheile, die nicht er gemacht hat, sondern ich, aber nach meinen Erlebnissen mußte ich oft auch solchen Männern widersprechen, die ich von Herzen verehre. In der vordersten Reihe steht hier Treitschke. Der Schlüssel zum Leben und Regimente Friedrich Wilhelms IV. ist der Pietismus des Königs, über den Treitschke's preußischer Enthusiasmus fast stillschweigend hinweggeht. Damit wird auch die Werthung der Rathgeber Friedrich Wilhelms eine falsche. Die drei Gerlache und Stahl als untadelige, verdiente Ehrenmänner zu verherrlichen und Bunsen mit Hohn und Spott zuzudecken, wie Treitschke thut, ist doch wirklich keine historische Gerechtigkeit. Ich hoffe meine Leser davon zu überzeugen, daß Bunsen nicht nur ein edler Mensch war, was niemand

bezweifelt, sondern auch ein sehr nützlicher Rathgeber seines Königs, der seine Fehler in der äußern Politik durch seinen heilsamen Einfluß auf die innere reichlich gut machte. Er ist nicht wichtig durch positive Schöpfungen, die meist im Willen des Königs ihren Ursprung hatten, sondern durch Verhinderung des Verkehrten, das ohne ihn sicher geschehen wäre. Uns liegt es nahe die Dinge in den Vordergrund zu rücken, die uns wichtig sind; gerade das hat Treitschke gethan, dem nur Preußens politischer Beruf am Herzen lag. Damit aber traf er den Kern dieses Regiments nicht. Was für die handelnden Personen wichtig war, darum handelt es sich, und das waren für den König die religiösen und kirchlichen Fragen und das Parteiinteresse des Pietismus, die Treitschke bei Seite schiebt, weil sie ihn nicht interessieren. So macht er das, was das Lebensinteresse des Königs war, zur Episode und die Dinge, die dem Könige nur lästige Störungen waren, stellt er in den Mittelpunkt. Wird uns einmal ein Biograph Friedrich Wilhelms IV. geschenkt, so wird er gut thun, dieses Leben nicht als einen Theil preußischer Geschichte zu behandeln, sondern als ein Stück historia ecclesiastica. Der richtige Schlüssel zu der Politik dieser Jahre ist der Pietismus des Königs. Sein Fortleben in den Ideen der heiligen Allianz, sein Abscheu vor den Lichtfreunden und freien Gemeinden, seine Sympathie für die Altlutheraner und Bischöfe, entspringen alle dieser Wurzel. Den „Racker von Staat" hat er stets nur als einen lästigen Störer seiner romantischen Sommernachtsträume betrachtet. Aus dieser schiefen Stellung zu seinem Staate entsprangen die Zerwürfnisse mit seinem Volke, die Unfruchtbarkeit seiner politischen Projecte, die Revolution von 1848 und die Reaction, die von 1849 bis zum Tode des Königs herrschte und die kläglichste Periode der ganzen preußischen Geschichte war. Mit dieser Zeit sind die Namen Manteuffel, Stahl, Gerlach unlösbar verbunden, wie Bunsens Name mit dem Aufschwung der neuen Aera. Man hat die Regierung Friedrich Wilhelms IV. phantastisch, unverständlich, sprunghaft genannt und gemeint, sie sei nur pathologisch zu erklären. Aber dieses Urtheil ist aus einem schiefen Gesichtswinkel gefällt. Sobald man dieses Regiment unter dem Gesichtspunkte des pietistischen Parteiinteresses betrachtet, ist es consequent, tapfer, märtyrerfroh und als solches hat eine Halle'sche Gedächtnißrede Schlottmanns des Königs Regierung verherrlicht. Das ewige Weh und Ach dieser hysterischen Zeit ist aus diesem Punkte leicht zu verstehen. Man darf die Politik des Königs nicht auf Gesichtspunkte examinieren, die für ihn nicht existierten, oder ihm nur nebensächlich waren, dann wird sie begreiflich. Zusammenhang hat nur die kirch-

liche Regierung Friedrich Wilhelms; der „Racker von Staat" war für ihn immer nur eine störende Unterbrechung seiner kirchlichen und künstlerischen Lebensinteressen.

Ein anderer Autor, mit dem ich mich auseinanderzusetzen hatte, war Willibald Beyschlag. Beyschlags Charakteristik Häussers wird heute wohl allgemein als häßliches Zerrbild zurückgewiesen und die geringschätzige Art, wie er Rothe abthut, richtet sich selbst. Sein Ton gegen Baden konnte nicht eben zu einer höflichen Erwiderung herausfordern, doch bezieht sich mein Urtheil nur auf den badischen Theologen dieses Namens, der preußische hat auch in meinen Augen seine Verdienste und ich gebe gern zu, daß manches gute und tapfere Wort nicht gesprochen worden wäre, wenn seine Evangelischen Blätter geschwiegen hätten. Unerquicklich war es auch mir, die ganze Geschichte der kirchlichen Reaction hier auszuschütten, allein wenn ich sie nicht schreibe, wird kaum jemand den Antrieb empfinden, sich mit einer Aufgabe zu befassen, mit der man sich wenig Freunde macht. Die kirchliche Reaction seit 1840 ist aber ein so folgenschweres Stück unserer Entwicklung, daß wir es nicht der Vergessenheit oder denen überlassen dürfen, die von vorn herein zur Schönfärberei entschlossen sind. Selbst die politische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht zu verstehen ohne Kenntniß der kirchlichen Umtriebe hinter den Coulissen. Ich habe die handelnden Personen meist mit ihren eigenen Worten reden lassen und so wimmelt das Buch von Citaten, was dem Flusse der Darstellung nicht immer förderlich war. Aber ich wollte die Vertreter jeder Richtung selbst sprechen lassen, um dem Vorwurfe vorzubeugen, als ob ich übertreibe oder ihre Meinungen entstelle. Manches würde ich selbst nicht glauben, wenn ich es nicht schwarz auf weiß vor mir hätte. Giebt man die Quellen selbst, so geht auch vom Brunnengeist weniger verloren. Diejenigen, die das Buch allzu weitläufig finden, darf ich darauf verweisen, daß sein Thema auch die Freunde Rothe's einschließt, also die Geschichte einer Theologengruppe geben will, nicht die Rothe's allein. Sehr sympathisch wird diese Geschichte niemanden sein, aber auch denen, die die Rothe'schen Reformpläne und den aus ihnen hervorgegangenen Protestantenverein völlig verwerfen, sollte es doch willkommen sein zu hören, aus welchen Erfahrungen und Gedankengängen heraus ein Mann wie Rothe zu den Consequenzen gekommen ist, die sie ablehnen.

Zu den im ersten Bande verzeichneten Correspondenzen konnte ich noch zahlreiche Einzelbriefe benützen, für deren Mittheilung ich den Herrn Zusendern bestens danke. Namentlich habe ich Grund Herrn Pastor Usener in Bielefeld,

sowie der Direction des Landesarchivs und dem hohen Cultusministerium in Karlsruhe für die gestattete Akteneinsicht meinen ergebensten Dank auszusprechen. Vieles ist mir durch mündliche Tradition älterer Freunde zugekommen, unter denen der Historiker Georg Weber eine lebende Chronik dieser Zeitläufte gewesen ist, und da der Verfasser selbst Heidelberg seit 1847 kennt und den größten Theil seines Lebens in der schönen Neckarstadt zugebracht hat, brauchte er nicht bloß aus schriftlichen Quellen zu schöpfen.

Heidelberg, den 1. September 1906.

Hausrath.

Inhalt

Siebentes Kapitel.

Heidelberg 1837.

Doctor der Theologie. Die Theologische Fakultät S. 1—2. — Paulus S. 2—6. — Schlosser S. 6—8. — Creuzer S. 8—9. — Umbreit S. 9—12. — Ullmann S. 12—17. — Dittenberger S. 17—18. — Chelius S. 18. — Eheliche Verhältnisse S. 18—20. — Uebersiedelung des Vaters nach Heidelberg. Rothe's Predigt in Wittenberg S. 20—22. — Annahme eines Adoptivsohns S. 23. — Rothe's Erkrankung in Ems S. 23—25. — Tod des Vaters S. 25—26. — Reise in die Heimath S. 26.

Achtes Kapitel.

Das öffentliche Leben 1837—1848.

Rothe's Stellung zur Politik S. 27—28. — Gutachten über die Stephan'sche Separation S. 28—31. — Der Heidenmissionar Zaremba S. 31. — Das Wittenberger Seminarjubiläum S. 32. — Herwegh und Itzstein S. 33. — Badische Generalsynode von 1843 S. 34—35. — Der Gustav Adolf-Verein S. 35—37. — Die Lichtfreunde S. 37—47. — Die Deutschkatholiken S. 47. — Katharina Emmerich S. 48. — Die Trierer Rockfahrt S. 48—50. — Ronge S. 50—51. — Gervinus und Schenkel S. 50—52. — Bunsens kirchliche Thätigkeit S. 53. — Das anglo-preußische Bisthum in Jerusalem S. 54—57. — Der Schwanenorden S. 57—59. — Rothe's Urtheil S. 59—60. — Die kirchlichen Sommernachtsträume Friedrich Wilhelms IV. S. 61. — Die Kirchenconferenz 1843, Rothe's Kritik S. 62—63. — Die Ergebnisse S. 64. — Das Tschech'sche Attentat S. 65. — Die Generalsynode von 1846 S. 65—71. — Die badischen Zustände seit 1839 S. 72. — Der Haber'sche Handel S. 73—75. — Sturz Baumüllers S. 75.

Neuntes Kapitel.

Lehrthätigkeit und Schriftstellerei.

Errichtung des Predigerseminars S. 76—79. — Universitätspredigten S. 79—81. — Vorlesungen S. 81—83. — Ethik 83—102.

Zehntes Kapitel.

Das Revolutionsjahr 1848—1849.

Gründe der Umwälzung S. 103—105. — Die Berliner Märztage S. 105—111. — Die Kaiserwahl S. 111—112. — Gründe der badischen Unruhen S. 112—113. — Rothe und der demokratische Studentenverein des Studiosus Hirsch S. 113—119. — Auszug der Heidelberger Studentenschaft S. 119—123. — Neue Putsche S. 123—125. — Ludwig Feuerbach in Heidelberg S. 125—126. — Prorectoratsrede S. 127—130. — Die Sandhofconferenz als kirchliches Vorparlament S. 130—131. — Der erste Kirchentag zu Wittenberg S. 132. — Johann Hinrich Wichern S. 132—135. — Die innere Mission S. 136—139. — Rothe's Urtheil über die neuen Gründungen S. 139—140. — Rufe nach Breslau, Göttingen, Halle. Entscheidung für Bonn S. 140—142. — Abschied von Heidelberg S. 143—146.

Elftes Kapitel.

Bonn 1849—1853.

Die Universität S. 147—148. — Gottfried Kinkel S. 148—151. — Albrecht Ritschl S. 151. — Die Bonner Gemeinde S. 152—156. — Das häusliche Elend S. 156—158. — Seminar- und Predigtthätigkeit S. 158—159. — Lehrthätigkeit S. 159. — Das Leben Jesu S. 160—167. — Die Provincialsynode in Duisburg S. 167—169. — Der Conflict Preußens mit Oestreich 1850 S. 169—176. — Die Junkerpartei S. 170 bis 174. — Die Umgebung Friedrich Wilhelms IV. Thile, von der Gröben, die drei Gerlache S. 174—182. — Leo. Strauß. Raumer. Hengstenberg. Hoffmann S. 182 bis 185. — Alexander von Humboldt S. 185—186. — Der Hof S. 186—189. — Rothe's Enttäuschung S. 189—193. — Heubners Tod S. 193. — Ruf als Prälat nach Karlsruhe S. 193—196. — Berufung nach Heidelberg S. 196—199.

Zwölftes Kapitel.

Das Heidelberger Interim 1849—1853.

Die Besetzung Badens durch Preußen und die Standgerichte S. 200—201. — Die kirchliche Reaction S. 201—207. — Wichern in Baden S. 207—209. — Die erste Durlacher Conferenz unter Ullmanns Leitung S. 209. — Der Landesverein für innere Mission und der Verein Augsburger Bekenntnisses S. 210—212. — Bernhard Hundeshagen S. 212—214. — Dittenberger S. 214. — Daniel Schenkel S. 215—219. — Schenkels Missionspredigt in Mannheim S. 219—220. — Gutachten über den Bremer Pastor Dulon S. 221—223. — Rothe's Gutachten über Pastor Wolf S. 223—224. — Schenkels Gedächtnißrede auf Paulus S. 225—227. — Predigten gegen die Jesuitenmission S. 227—228. — Stern und Cnefelius S. 228—230. — Sterns Verein Augsburger Confession S. 231. — Neue Interpretation des Bekenntnißstandes durch Hundeshagen S. 231—234. — Separatisten und Altlutheraner S. 234—238. — Die gebildete Welt S. 238—239. — Katholischer Kirchenstreit S. 239—249. — Streit der Schwaben und Wingolfiten S. 249—257. — Proceß Gervinus S. 257—261. — Die Remotion von Kuno Fischer S. 261—272.

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr nach Heidelberg 1854.

Empfang in Heidelberg und Karlsruhe S. 273—276. — Wiedervereinigung mit Bunsen S. 276—278. — Eritis sicut deus S. 278—285. — Fischer und Schenkel S. 285—290. — Rothe als Prediger S. 290—292. — Rothe's Kirchengeschichte S. 292—298.

Vierzehntes Kapitel.

Rothe und die Reaction.

Der Verein für innere Mission S. 299—303. — Ullmann als Prälat S. 303—305. — Der Frankfurter Kirchentag 1854 S. 305—309. — Rothe und innere Mission S. 309 bis 311. — Die Generalsynode von 1855 S. 311—331. — Berufung Beyschlags S. 331 bis 333. — Emil Frommel S. 333. — Mühlhäußer S. 334. — Ullmanns Convictspläne S. 334—337.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Heidelberger Dreibund, Bunsen, Rothe, Schenkel.

Bunsen und Friedrich Wilhelm IV. S. 338—345. — Bismarck und Bunsen S. 345 bis 347. — Bunsen und Schenkel S. 347. — Bunsens Zeichen der Zeit S. 347—363. — Bunsens Gott in der Geschichte S. 363—365. — Die Versammlung der evangelischen Allianz in Berlin 1857 S. 365—367. — Der Stuttgarter Kirchentag vom Jahre 1857 S. 367—370.

Sechzehntes Kapitel.

Die neue Aera.

Tod Friedrich Wilhelms IV. S. 371. — Regentschaft des Prinzen von Preußen S. 372 bis 374. — Der Agendenstreit in Baden S. 374—387. — Plitt und Schenkel S. 387 bis 389. — Oestreichs Niederlagen 1859 und die Rückwirkungen auf Baden S. 390—391. — Das badische Concordat S. 391—395. — Rothe's Gedächtnißrede auf Melanchthon S. 395. — Entlassung Ullmanns und Bährs S. 395—397. — Rothe im Oberkirchenrath und in der ersten Kammer 397—400. — Ferdinand Hitzig S. 400—402. — Die badische Generalsynode von 1861 S. 402—411. — Oberkirchenrath und erste Kammer S. 411—412.

Siebzehntes Kapitel.

Das neue Heidelberg.

Tod der Gattin und Wittwerleben S. 413—423. — Verhältniß zu Schenkel S. 423—425. — Bluntschli S. 425—426. — Eduard Zeller S. 426—427. — Reise nach Schlesien S. 427—428. — Tholuck S. 428—431. — Hahns Tod S. 431—432. — Die norddeutsche kirchliche Presse S. 432. — Beyschlags Gastpredigt im Karlsruher Diakonissenhaus S. 432. — Wichern S. 433. — Die Durlacher Conferenz, 15. October 1862 S. 434—435.

Achtzehntes Kapitel.

Vorschläge zur Reform der evangelischen Kirche.

Beiträge zur Orientierung über die gegenwärtige Lage der deutsch-evangelischen Kirche 1862 S. 436—445. — Erwiderungen. Kähler. Beyschlag S. 446—450. — Vortrag über Novalis S. 450—451. — Aufsätze zur Dogmatik S. 451—458.

Neunzehntes Kapitel.

Der Protestantenverein.

Friedensbestrebungen. Jubelfeier des theologischen Seminars S. 459—462. — Der Umschlag in Preußen S. 462—465. — Gründung des Protestantenvereins S. 465—467. — Rothe „zur Debatte über den Protestantenverein" S. 467—474. — Ultramontane Angriffe S. 474. — Hengstenberg S. 475. — Der Krieg mit Dänemark S. 475—477. — Rothe's Eröffnung des Heidelberger Localvereins S. 477—479. — Der Eisenacher Protestantentag S. 479—486.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Schenkelstreit.

Schenkels Betheiligung am Kirchenregimente S. 487—489. — Die Leben Jesu-Literatur S. 489—490. — Schenkels Charakterbild Jesu S. 490—495. — Veränderungen im Oberkirchenrathe S. 495—496. — Die Protestversammlung gegen Schenkel im Karlsruher Diakonissenhause S. 497—498. — Die Durlacher Konferenz vom 13. Juli 1864. Der Erlaß des Oberkirchenraths vom 17. August 1864 S. 498—505. — Die Protestbewegung unter Führung des preußischen Oberkirchenraths S. 505—512. — Umschlag in Karlsruhe S. 512—515. — Gründung des Predigervereins S. 515—518. — Die Halben und die Ganzen S. 518—522. — Wirkung von Straußens Einmischung S. 522—523.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vor der Entscheidung.

Ullmanns Tod 1865 S. 524. — Neue Auflage der Ethik S. 525—528. — Parlamentarische Thätigkeit. Berichterstattung über das Schulaufsichtsgesetz S. 528—530. — Sturz von Karl Knies 531. — Rothe's Vortrag in Karlsruhe über die Lehre von der Person Christi S. 532—536. — Literärische und briefliche Angriffe S. 536—540. — Die Schenkelfrage in der ersten Kammer S. 540—542. — Rückzugspläne des Ministeriums S. 543.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Letzte Kämpfe 1866—1867.

Der Krieg von 1866 und seine Folgen S. 546—549. — Alters Anfang S. 549—550. — Häussers Tod S. 550—551. — Die Generalsynode im Mai 1867 S. 551—562. — Streit über den Synodalreceß S. 562—565. — Rothe's Erkrankung und Tod, 20. August 1867. Nachwirkung auf die Schüler S. 565—568. — Rückblick S. 568—572.

VII

Heidelberg

1837

Ullmann hatte 1829 nach seiner Uebersiedelung von Heidelberg nach Halle geschrieben, es sei ihm, als komme er aus einer Mühle in ein ganz stilles Haus. Rothe kam umgekehrt aus dem stillen Wittenberg in die klappernde Mühle. Aber die Mühle am Neckar lag schön zwischen grünen Bergen und schattigen Wäldern. Als Rothe im September 1837 seine Wohnung am Karlsplatz unterhalb des Heidelberger Schlosses bezog, übte das von der ersten herbstlichen Färbung angehauchte Thal auf den Heidelberger Professor denselben Reiz, mit dem es einst den jugendlichen Studenten im Blüthenschmuck des Frühlings bezaubert hatte. Seine Briefe gehn aus derselben Tonart wie der seines Freundes Nitzsch, der bei einem Besuche in Heidelberg schrieb: „Diese Mystik des Thals und des vom Berge über die mäßige Stadt herrschenden Schlosses zieht mich gewaltig an. Ganz besonders reizend ist es, daß die Berge in die Straßen und in die Fenster hineingucken. Man kann, dünkt mich, hier nichts Böses thun; immer sehen es die Berge Gottes." Auch Rothe stimmte diese Natur religiös. „Es ist wunderschön hier," schreibt er am 29. September 1837 an Heubner, „ein wahrer Tempel Gottes, in dem man anbeten muß."

Auch mit der Aufnahme im Kreise der Kollegen hatte Rothe alle Ursache zufrieden zu sein. Sie begrüßten ihn damit, daß sie ihn zum Doctor der Theologie ernannten, worauf er sofort an der Promotion eines von Neander dringend empfohlenen Candidaten Theil nahm. Als sein Vater ihm in Breslau vorgeschlagen hatte, er solle den Doctor der Theologie rite durch ein Examen erwerben, hatte Rothe erwidert, er wolle dem Vater die Ausgabe ersparen, man werde ihm den theologischen Haarbeutel gegebenen Falls schon honoris causa anhängen. Die Ehre war ihm auch jetzt gleichgültig, aber die freundliche Gesinnung der Kollegen empfand er dankbar. Mehrfach spricht er es in seinen Briefen aus, daß eine so schöne Harmonie wie in seiner Fakultät wohl an keiner zweiten in Deutschland zu finden sei. „Ich lebe hier in den wohlthuendsten und für mich förderndsten kollegialischen Verhältnissen," schrieb

er am 15. Oktober 1838 an seinen Schüler Winckel in Berleburg.*) Auch das Fakultätsbuch gibt ein erfreuliches Bild, in welch verbindlicher und höflicher Weise die Fakultätsverhandlungen damals geführt wurden. Die Fakultät, als deren Stützen Umbreit, Rothe und Ullmann galten, war vielleicht die geachtetste der Hochschule, obgleich sie keine große Zahl von Zuhörern um sich versammelte. Von den früheren Lehrern Rothes lebte noch Kirchenrath Lewald und der alte Kirchenrath Abegg, Pfarrer an der Heiligengeistkirche. Immer eine beschauliche, auf harmonische Selbstbildung angelegte Natur war Abegg jetzt das typische Bild eines würdigen alten Pfarrherrn, dessen Frieden kein Sturm mehr zu erschüttern vermochte, erbaulich für jeden, mit dem er in Berührung kam, wie ihm Rothe in seiner Grabrede im December 1840 bezeugte. Bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum stifteten die Heidelberger ihm zu Ehren das ansehnliche Abegg'sche Stipendium, das noch heute vergeben wird.

Auch den alten Paulus fand Rothe noch vor, der mehr als je als Patriarch der Aufklärung für die liberale Bürgerschaft Gegenstand der Verehrung, für die Orthodoxen ein Stein des Anstoßes war. An Versuchen, sich des alten Rationalisten zu entledigen, der angeblich die ganze Universität in Verruf bringe, hatte es in den letzten Jahren auch von Seiten der Regierung nicht gefehlt. Bald sollte er auf die Orientalia beschränkt, bald in ein anderes Amt versetzt werden. Der Staatsrath von Hohenhorst betrieb persönlich in Heidelberg seine Pensionierung, aber Daub und Schwarz riethen von einer Maßregel ab, die in ganz Deutschland unliebsames Aufsehen machen müßte. Lieber wollen sie Paulus freundschaftlich bestimmen, auf die exegetischen Vorlesungen zu verzichten, die den Frommen so ärgerlich sind. Als der Wind in Karlsruhe wieder umgesprungen war, suchte Paulus 1831 freiwillig seine Pensionierung nach. Zunächst hatte das nur die Folge, daß er nicht mehr zu lesen brauchte. Erst 1844 wurde er, und nun unter gnädigster Anerkennung seiner langjährigen und ersprießlichen Dienste in den Ruhestand versetzt. Für den kirchlichen Ruf Heidelbergs blieb Paulus freilich, zum großen Verdrusse der Gegner, auch jetzt so gefährlich als zuvor, denn seit er nicht mehr zu lesen brauchte, verdoppelte sich seine schriftstellerische Thätigkeit. Im Jahre 1833 erschien seine Abhandlung über den Hebräerbrief, den er, bei seiner gründlichen Verkennung des gesammten Paulinismus, für ein Werk des Apostels zu halten vermochte. In zahlreichen pseudonymen Artikeln führte er seinen Kampf gegen Schelling fort. Das Leben Jesu von Strauß 1835 ging mit seinen natürlichen Wundererklärungen nicht eben höflich in's Gericht, um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, daß er gegen die

*) Sammlung des Pastor Usener in Bielefeld.

Verfolgungen, die sein Kritiker in Tübingen und 1839 in Zürich erfuhr, sich energisch auf Straußens Seite stellte. In dem gleichen Jahre 1839 hatte Rothe mit zu Rath zu sitzen über die Art, wie seine Fakultät das fünfzigjährige Doctorjubiläum ihres Seniors feiern solle? Man einigte sich, Paulus als Ehrengabe einen Abdruck seiner eigenen Jugendarbeit über das Hohe Lied darzubringen. Die Stadt machte Paulus zum Ehrenbürger und ließ eine goldene Denkmünze auf ihn schlagen, die er testamentarisch der theologischen Fakultät vermachte. An Zuschriften von außen fehlte es nicht, nur die Fakultäten von Bonn und Berlin, die unter dem Einflusse von Nitzsch und Hengstenberg standen, unterließen es, dem alten Rationalisten zu gratulieren. Alsbald setzte der tapfere Jubelgreis die Renitenten in vorwurfsvollen Schreiben zur Rede. Sein Bestreben, trug er ihnen vor, sei gewesen, die Geschichtlichkeit des Evangeliums zu retten durch psychologisch-pragmatische Erklärung des ungeschichtlich Scheinenden. Er hätte auch „mit vielen andern Kritikern das Gegentheil finden können", aber er hat „die Freude gehabt, die Evangelien als uralt streng kritisch anzuerkennen". Er fand keinen Grund, irgend eine bedeutende überlieferte Thatsache zu bezweifeln. „Auch von der Aechtheit der apostolischen Schriften, und zwar meistens gerade wie die ältere Tradition sie behauptet, ist er, ohne es wegen einiger übervernünftiger Dogmen zu bedürfen, zuverlässiger überzeugt als viele. Sie sind uranfänglich sichere Ueberlieferungen dessen, was ihre Verfasser redlich glaubten, das ist aus Vertrauen auf Nebenbeweise als wahr achteten, doch mehr glaubten als wußten." Nur zweierlei, erklärt er, sei ihm nothwendig erschienen. „Ich fand auch vieles Unglaubliche in sie nur später aus jüdisch und heidnischer patristischer Dogmatik hinein gedacht, was sie zum Glück gar nicht gedacht, nicht geschrieben hatten." Dieses also mußte er berichtigen. Zum zweiten aber mußte die unrichtige Auffassung der Jünger selbst, als ob sich natürlich Geschehenes wunderbar begeben habe, als ein überwundenes Zeitvorurtheil beseitigt werden, was er nach Kräften gethan habe. Als Durchgangspunkt war dieser Standpunkt einst nothwendig gewesen, durch Strauß und Baur war er überwunden. Die Theologen waren, wie die Antwortschreiben von Nitzsch und Hengstenberg zeigten, zu der Lehre einer unmittelbaren Inspiration und Manifestation Gottes zurückgekehrt, oder sie waren zur Kritik der Quellen fortgeschritten, deren durchgängige Geschichtlichkeit zu bestätigen Paulus die Freude gehabt hatte. Dennoch hatte auch die akademische Welt an der Art, wie der tapfere Greis sich wehrte, eine helle Freude. Getheilter war das Urtheil über die Art, wie er im Jahre 1842 seinen Kampf gegen die spekulative Philosophie wieder aufnahm. Schelling feierte, seit ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gezogen hatte, wieder einen jener geräuschvollen Triumphe, an denen sein Leben so reich ist. In seiner Vorlesung über Offenbarungsphilosophie saßen

alle Koryphäen der Reaction, die Gerlache, Savigny, Thadden, Neander, Hofprediger Strauß, der strebsame Assessor Bindewald und Rothe's Breslauer Freund Steffens. Vom Erlöser sprach der alte Lehrer im Tone tiefer Ehrfurcht, aber auch der Satanologie widmete er eine eigene Vorlesung*), in der er den Satan das ewig durstige, nie gesättigte principium movens der Weltgeschichte nannte, ohne welches diese versumpfen würde. Ludwig von Gerlach klagt über den in trocknem Tone abgelesenen Vortrag und Wilhelm Wattenbach gestand, er habe nichts verstanden. Während Puchta in München einst dem alten Löwen, der seine gelben Locken in der Jugend Tagen geschüttelt habe, ein schönes Sonett widmete, nannten die Berliner seine Philosophie der Mythologie die Mythologie der Philosophie**) und spotteten über das akademische Invalidenhaus, das der neue König sich anlege. Paulus aber sah in diesen geheimnißvollen Vorlesungen über Offenbarungsphilosophie, die Schelling niemals in Druck gab, nur eine Wiederholung des alten Humbugs mit der Aeonenlehre, gegen den er schon vor Jahren aufgetreten war, und beschloß „den Speculanten" nun vor aller Welt zu entlarven. So ließ er im Wintersemester 1841 auf 1842 die Vorlesungen seines alten Gegners in Berlin nachschreiben und gab sie bei Leske in Darmstadt in Druck unter dem Titel: „Die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenbarung", indem er bitterböse Randgloſſen zu den schwer zu verstehenden Ausführungen des Philosophen hinzufügte. Statt ruhig zu antworten, verklagte der Berliner Philosoph den Heidelberger Kirchenrath auf Nachdruck, „da gegen die vollkommene Ehr- und Schaamlosigkeit des zweiundachtzigjährigen Sünders", so rechtfertigte er diesen Schritt, „durch kein Mittel etwas zu gewinnen ist als durch Geldstrafe und Geldentschädigung. Sie ist das Einzige, was ihn afficiert". Paulus antwortete auf die Klage durch ein neues Pamphlet „contra des Philosophen Schelling Versuch sich durch die Polizei unwiderlegbar zu machen". Nach der Lage der Gesetzgebung konnten die Gerichte Strafen für Nachdruck nicht aussprechen, da es sich um einen Vordruck handelte, und Bestimmungen zum Schutze des geistigen Eigenthums, wie gegen groben Unfug fehlten gleichfalls. Schelling aber stellte nunmehr seine Vorlesungen ein, zu denen er als Mitglied der Akademie nur berechtigt, nicht verpflichtet war. Wenn die Regierung nicht im Stande sei, ihn gegen Nachdruck zu schützen, so sei er auch nicht im Stande zu lesen. Das Urtheil über Paulus' Verfahren war doch auch bei billig denkenden Gegnern Schellings ein abfälliges. Aus der Pfalz dagegen kamen begeisterte Zustimmungen, indem deutsche Männer von Edenkoben, Kirchheimbolanden und anderwärts dem großen Vorkämpfer des Lichts dankten,

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 303.

**) Abeken, ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin 1904, S. 97.

daß er dem Obscuranten die Maske abgerissen habe. Heine machte den Handel noch berühmter durch sein Gedicht an Kirchenrath Prometheus:

„Ritter Paulus, edler Räuber,
Fürchte des Prometheus Schicksal,
Wenn dich Jovis Häscher fangen.
Jener stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menschheit zu erleuchten,
Du, du stahlest Schellings Hefte,
Just das Gegentheil des Lichtes,
Finsterniß, die man betastet."

Das Verfahren des alten Herrn hat Rothe nicht gebilligt, aber über Schellings spätere Productionen urtheilte auch er: „Was ist doch alle Wissenschaft, wenn die Wege der begabtesten Geister zuletzt so im Sande sich verlieren."*) Als dann die deutschkatholische Bewegung die Massen erregte, betheiligte sich der unermüdliche Lichtfreund nochmals an dem großen Kampfe der Zeit. Aber er war ein einsamer Mann geworden, seit er 1844 seine Frau, Schillers Freundin, verloren hatte. Seine ganze Generation war dahingegangen. Seine natürlichen Wundererklärungen waren nur noch Gegenstand des Spottes, und er erlebte es noch, daß ein übermüthiger Heidelberger Student seine Deutung des Propheten Jona in die Verse brachte:

„Im schwarzen Wallfisch zu Askalon
Da trank ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag."

Hinter dem Chor der Peterskirche, mit der Aussicht auf Grabsteine, grüne Weiden und Lebensbäume hauste der greise Lichtfreund in einer Studierstube, die wegen seiner schwachen Augen meist verdunkelt war. Als Rothe ihn besuchte, fand er einen alten Mann, der sich mühsam durch Decken und Kissen warm zu halten suchte. In dem kleinen Gesichte glänzten zwei helle Augen von so eulenartiger Größe, daß das kleine magere Antlitz nur zu ihrer Einfassung zu dienen schien. Wie Erasmus konnte er von sich sagen, er sei zur Cicade zusammengeschrumpft, und er scherzte gern, es bleibe gar nichts übrig für den Sarg. Aber sein Geist war lebendig und klar geblieben. „Ich bringe," schreibt Rothe, „ganz besonders gern ein Stündchen bei Paulus zu, nie ohne den wohlthuenden Eindruck eines in nicht gewöhnlicher Weise wohlgeordneten Gemüths zu empfangen." Auch seine Richtung beurtheilte der gereifte Rothe jetzt billiger als einstmals der Student. „Der Rationalismus ist gar keine üble Religion, auch wenn er eine schlechte Theologie ist," lautet

*) An Umbreit 23. August 1859.

jetzt sein Votum. Selbst Fr. W. Krummacher, der Paulus ein paar Jahre zuvor besucht hatte, fand die badischen Rationalisten Hebel und Paulus keineswegs so pietätslos, wie man sie ihm geschildert hatte. „Obgleich Paulus mitten unter seinen Folianten saß, nahm er mich mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit auf, und knüpfte sogleich ein Gespräch über Theologica an. Als ich im Laufe desselben äußerte, ihm sei Christus doch wohl nichts als ein Mensch, sprang er plötzlich von seinem Sitze auf und entgegnete mit großem Affekte und erglühenden Wangen: ‚Das ist die ungerechte Anklage, die man gegen mich zu wiederholen nicht müde wird! Glauben Sie mir, daß ich nie zu dem Heiligen am Kreuze emporblicke, ohne in tiefer Andacht vor ihm zu versinken. Nein, er war kein Mensch wie Andere. Er war eine außerordentliche Erscheinung, einzig in ihrer Art, über der ganzen Menschheit hoch erhaben, bewunderungs-, ja anbetungswürdig.‘“ Auch in seinen Schriften habe Paulus, getröstet sich Krummacher, Christus einen Meteorstein genannt, zwischen unsern beiden Weltaltern herabgefallen. Andere Besucher fesselte besonders die Lebendigkeit, mit der der alte Mann in den Angelegenheiten des achtzehnten Jahrhunderts weiter lebte, als ob sie sich gestern zugetragen hätten, und mehr als einer ist wie verzaubert aus der verdunkelten Stube des alten Meergreises auf die helle Straße herausgetreten, als ob er soeben aus der Gesellschaft von Goethe, Schiller, Fichte und Bonaparte entlassen worden sei. So trieb es Paulus noch eine lange Reihe von Jahren. Erst bei seiner Rückkehr aus Bonn konnte Rothe das Grab des kurz vor seiner Ankunft gestorbenen Neunzigjährigen besuchen. Auch der Sieg der Jesuiten und Pietisten, den er noch erlebte, hatte den alten Freidenker nicht im Glauben an die Zukunft irre gemacht, und er schrieb unter eines seiner letzten Bilder: La raison finira par avoir raison.

In anderer Weise hatte sich der Lieblingslehrer Rothe's, Schlosser, überlebt. Auch er polterte wie vordem gegen die neue Zeit. Alles dogmatische Christenthum, meinte er, orthodoxes wie liberales, sei Rationalismus. Wer nicht durch einfaches Lesen der Bibel ein Christ werde, dem sei nicht zu helfen. Aber seine moralisierende Geschichtsbetrachtung war durch Ranke's Auftreten ebenso unter das alte Eisen gerathen, wie die natürlichen Wundererklärungen des alten Paulus durch Strauß. Die neue Schule beurtheilte jede Erscheinung aus ihrem eigenen Zusammenhang, ohne sie zu meistern. Ein liebevolles sich Versenken in die Eigenart der Personen, Zustände, Völker hieß jetzt historischer Sinn. Der Berliner Meister hatte für Loyolas Entwicklungsgang dasselbe verständnißvolle Auge wie für den Luthers und fühlte nicht den geringsten Antrieb, über die vergangenen Geschlechter ein Totengericht abzuhalten, wie Schlosser. Dieser aber schalt auf diese sittlich schlaffe, ästhetisirende neue Weise, die weder lieben noch hassen könne. Die Mühe,

die geschichtlichen Erscheinungen aus sich zu verstehen und sie sich aus Bild und Gegenbild stereoskopisch zu vergegenwärtigen, erließ er sich. Wer ein Ehrenmann sei und wer ein Schuft, das wußte er rasch und so wimmelte seine Geschichte von verständnißlosen Ungerechtigkeiten. Er wußte genau, wie der Absolutismus die Menschheit erniedrigt, wie die Freiheit und Bildung sie erhebt. Die feineren Unterschiede der Persönlichkeiten entzogen sich seinem Auge. Noch immer entsprach dieser Kampf gegen die Tyrannei dem Geiste des aufgeklärten Bürgerthums, und seine schonungslose Kritik der Fürstenhöfe des achtzehnten Jahrhunderts war dem Liberalismus der vierziger Jahre eine willkommene Waffe in den Kämpfen der Gegenwart; aber die neue historische Schule belächelte bereits die Art des alten Schulmeisters, der dafür hielt, die Geschichte sei dazu da, den Menschen die üblen Folgen der Tyrannei und Immoralität zu predigen. Der begabteste Schüler Ranke's, der junge Heinrich von Sybel, trat 1844 ausdrücklich und namentlich gegen Schlosser in die Schranken, indem er ihm seinen Mangel an Ehrfurcht und Liebe gegenüber der Vergangenheit vorhielt und darauf hinwies, daß ohne Selbstentäußerung und sachliche Hingabe an den Stoff kein wirklich geschichtliches Werk zu Stande komme. Auf die Studenten wirkte die hohe Dantegestalt mit dem schneeweißen Haare doch immer noch anziehend und imponierend. Selbst ein Gegner wie Bosse weiß zu berichten: „Er sprach zu uns mit jugendlichem Feuer, wenn er auf Freiheit zu sprechen kam, mit Begeisterung. Nur wußte er kein Maß zu halten. In endloser Breite gab er eine Einleitung zu der Einleitung in die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, mit der er zu Ende des Semesters nicht zu Ende war." Seinen alten Schüler Rothe hatte Schlosser freundlich aufgenommen. „Ich habe den Mann sehr lieb," schreibt dieser an Heubner, „noch von der alten Zeit her, und bin sehr gern in seiner Nähe, wozu er uns auch sehr freundlich häufig Veranlassung giebt." Eine Verständigung über theologische Dinge war freilich nicht mit ihm zu erzielen. „Sobald es zu etwas, was Dogmen auch nur ähnlich sieht, kommt, so will er nicht weiter mit fort und meint, das alles möge nöthig sein, um den Glauben nicht ganz in Mißkredit kommen zu lassen vor der Wissenschaft, aber dann komme man eben auf eine Art von Rationalismus, und eben, weil ihm dieser schlechterdings nicht schmecke, lasse er dieses ganze Gebiet auf sich beruhen und halte sich an seine Bibel und die frommen Eindrücke seiner ersten Jugend, welche keine Folgezeit habe in ihm auslöschen können." Als er in schwerer Krankheit im Frühjahr 1846 zu sterben glaubte, ließ er sich Rothe kommen. „Einen Vortheil," schreibt er*), „habe ich gehabt. Ich habe gesehen, in welcher Ruhe ich sterben werde. Einmal sollte mir meine Frau den Anfang

*) Brief an Roth von Schreckenstein vom 9. Mai 1846.

des XI. Gesangs im Purgatorium vorlesen, der die Umschreibung des Vater Unser enthält, ich sah aber, daß es ihr zu wehe thun würde, und wie frei meine Seele von der Erde ist. Ich habe vierzehn Tage lang an nichts Irdisches gedacht und ließ den einzigen Geistlichen in Heidelberg, dessen Gebet zu Gott kommen kann, meinen Schüler, den Professor der Theologie, Rothe, der lange in Rom war, rufen, der mir die Stelle langsam und gut vorlas. Ich wäre ganz gern hinübergeschlummert, denn wer weiß, ob des Herrn Friede, der über aller Menschen Vernunft ist, ein ander Mal so fühlbar mit mir ist, als er es jetzt war." In Heidelberg hielten so ansehnliche Schüler wie Häusser und Gervinus das Ansehen der Schlosser'schen Schule noch lange aufrecht, aber im Ganzen war die wissenschaftliche Bewegung über ihn hinweggegangen. Auch zu der politischen Entwicklung vermochte Schlosser keine Stellung mehr zu finden und nur das Treiben der Reaction in Heidelberg selbst brachte ihn zu den öffentlichen Vorgängen wieder in Beziehung. Als 1859 der Krieg zwischen Napoleon III. und Franz Joseph ausbrach, lautete sein Votum: „ob die Sau den Hund oder der Hund die Sau beißt, ist mir völlig egal." Durch solche Luther'sche Tischreden erinnerte er die Heidelberger von Zeit zu Zeit, daß er noch lebe und noch immer der Alte sei. Zuletzt spann der alte Mann sich in einen recht kleinen Kreis ein, der vornehmlich aus Frauen bestand, bis der Fünfundachtzigjährige im September 1861 von seinem Dämmerleben erlöst ward. Am 19. September schreibt Rothe an Mänß: „Deinen lieben Brief erhielt ich gestern Nachmittag, als ich gerade im Begriffe war, zum Leichenbegängniß unseres guten Schlosser zu gehen. Er ist in nahezu vollendetem fünfundachtzigsten Lebensjahre ganz unmerklich hinübergeschlummert. Der letzte meiner akademischen Lehrer, der noch lebte."

Thibauts Religion fand Rothe in seiner „Reinheit der Tonkunst" und in diesem Sinne hat er dem großen Juristen im Frühjahr 1840 die Grabrede gehalten. Auch den Tod des andern großen Juristen, des originellen, durch seine Kollegwitze berühmten Zachariä, erlebte er. Den Sohn erklärt Rothe für einen guten Christen, vom Vater schreibt er: „Er ist sich bis auf den letzten Augenblick gleichgeblieben in seinem cynisirenden Stoicismus; aber glücklicherweise giebt es doch auch in einem solchen incrustirten Leben immer noch einzelne Augenblicke, in denen das Eis vorübergehend schmilzt und das Gemüth hindurchleuchten läßt." Der Umgang mit dem alten Lehrer Creuzer war durch dessen zunehmende Taubheit erschwert. Die Romantik war auch Creuzers sturmverschlagenem Herzen der Durchgangspunkt zum positiven Christenthum geworden. Die Jüngeren, wie Hettner und Moleschot, klagten über die Art, wie er sie in der Wahl ihrer Vorlesungen beschränke, die liberale Welt warf ihn zu den Reactionären. In den kirchlichen Kreisen war er dafür jetzt

um so mehr gefeiert. „Er ist unter den Philologen," schrieb Umbreit in einem Nachruf*), „ein offenbarungsgläubiger Theologe gewesen und, um das Höchste zu sagen, immmer mehr ein einfach frommer christlicher Mensch geworden, in der Kirche, wie im stillen Kämmerlein."

Für den intimeren Verkehr sah sich Rothe natürlich auf seine Altersgenossen und Mitarbeiter an der Facultät angewiesen und unter diesen trat ihm keiner näher als der alttestamentliche Kollege Karl Umbreit. Umbreit war in dieser zweiten Hälfte des Lebens Rothe's nächster Freund und wohl überhaupt derjenige, dem der von Natur zurückhaltende Rothe, seit Bunsen ihm ferngerückt war, sich am herzlichsten aufschloß. An Begabung ungleich, standen sich die beiden Freunde in der Reinheit der Gesinnung, idealer Auffassung des Lebens und Strenge des Pflichtgefühls um so näher. Wie wenig andere trug Umbreit schon auf dem feinen edeln Antlitz den Stempel des Idealisten. Alles Gemeine blieb ihm zeitlebens einfach unbegreiflich. Eine hochgewachsene, schöne Erscheinung, frei, lebensfrisch und fröhlich in all seinen Worten und Bewegungen, gehörte Umbreit zu Heidelbergs beliebtesten Gestalten und der Thüringer hatte sich völlig eingelebt in der Pfalz. Der neue Freund hatte einen ganz entgegengesetzten Entwicklungs- und Bildungsgang hinter sich wie Rothe selbst und war gerade darum nicht bloß der empfangende, sondern auch in vieler Beziehung der gebende Theil, denn die historisch-kritische Einleitung, die Umbreit im Sinne Eichhorns und De Wette's weiter bildete, war gerade die Wissenschaft, die der Schüler Daubs und Heubners mehr als gut vernachlässigt hatte. Aber auch ihr Lebensgang war ein sehr verschiedener gewesen. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit war der Sohn des Organisten Karl Gottlieb Umbreit in Sonneborn bei Gotha, der 1811 das „allgemeine Choralbuch für die protestantische Kirche" herausgegeben hatte und dadurch in weitesten Kreisen bekannt geworden war. Sein Sohn erhielt auf dem Gymnasium zu Gotha einen trefflichen Unterricht, namentlich auch in der hebräischen Sprache, so daß er bei seinem Studium in Göttingen 1814 bis 1817 für Eichhorns Vorlesungen besser als andere vorbereitet war. Hatte Rothe sich um diese kritischen Studien nie viel gekümmert, so war dagegen Umbreit noch in Göttingen mit Schleiermacher, Hegel und Neander völlig unbekannt. Was über die philologische Exegese hinausging, hatte er aus Herders Schriften geschöpft. Im Sinn von Herders „Geist der hebräischen Poesie" hatte er seine alttestamentlichen Studien betrieben. Erst durch den jungen Repetenten Lücke in Göttingen kam er mit dem neuen Leben der romantisch-pietistischen Schule in Berührung. Durch Lücke, so erzählt er selbst**), ging ihm die Erkenntniß auf, daß die Bibel ein heiliges Buch und

*) Studien und Kritiken, 1858, Heft 3.

**) Ullmann und Riehm, F. W. K. Umbreit. Gotha bei Perthes, S. 11.

nicht um der linguistisch-kritischen Erklärung willen der Welt gegeben sei. In gleichem Sinn wirkte ein zu den Erweckten zählender junger Jurist, der Sohn des Göttinger Curators von Arnswaldt auf ihn ein, der ihn auf Schuberts Schriften verwies. Aber nach seiner rationalistischen Vorbildung konnte Umbreit dieser Mystik keinen Geschmack abgewinnen und nicht minder wies er Daubs Judas Ischariot, durch den ihn der Freund bekehren wollte, als etwas ihm Unverständliches von sich. Eine Preisschrift, „Emir al Omrah nach Abulfeda", lenkte die Aufmerksamkeit von de Sacy und Hammer auf ihn, und als Hammers Schüler in Wien wurde er tiefer in die orientalischen Studien eingeführt. Er loderte, eine Weile wie Tholuck, „in dem Rosenfeuer der persischen Poesie", aber bald kehrte er doch zum alten Testament zurück, ohne welches, wie er zu sagen pflegte, der Literatur des Ostens das Auge fehlen würde. Mit einer commentatio philosophico critica zum Prediger Salomo habilitierte er sich in Göttingen und kündigte eine Vorlesung über Jesaja als sein erstes Colleg an. Im Umgang mit dem frommen Arnswaldt und dem genialen Griechen Otfried Müller fühlte er sich in Göttingen durchaus glücklich. „Wenn wir," so schreibt er selbst, „unsern Lieblingsspaziergang nach der Stegemühle gemacht und auf dem Rückwege Göttingen im Abendscheine liegen sahen, da erschien es uns in seiner Freudigkeit wie eine stille Insel der seligen Wissenschaft." Da erhielt er gleich in seinem ersten Semester einen Ruf als Extraordinarius für die orientalischen Fächer nach Heidelberg. Göttingen wollte ihn halten, aber so groß war der Zauber, den die Romantiker um Heidelberg gebreitet hatten, daß der junge Doctor dem Rufe nicht widerstehen konnte. Im Herbst 1820, während Rothe als Candidat in Wittenberg einrückte, hielt Umbreit bereits seine Antrittsvorlesung in Heidelberg. Er las über Psalmen, Jesaja und Einleitung und zog dann auch Apokalypse, Hebräerbrief und Römerbrief, die nur auf Grund des alten Testaments zu verstehen seien, in das Gebiet seiner Lehraufgaben. Der hochgewachsene junge Gelehrte mit dem feingeschnittenen Gesichte, der schönen freien Stirne und den freundlichen blauen Augen erfreute sich bald allgemeiner Beliebtheit, so daß er schon 1823 zum ordentlichen Professor vorrückte. Seine Schriften über das hohe Lied, Hiob, Proverbien stehen noch immer auf dem Standpunkte Herders, indem durchaus der ästhetische Standpunkt der Betrachtung vorherrscht. Erst die wachsende Bedeutung der Schleiermacher'schen Theologie gab auch Umbreit eine specifisch religiöse Richtung. Karl Ullmann gewann nunmehr einen bestimmenden Einfluß auf ihn. Als der junge Professor Umbreit dem Privatdocenten der theologischen Fakultät seinen Antrittsbesuch machte, was er gar nicht nöthig gehabt hätte, behielt dieser seinen Sitz auf dem Sopha und ließ den Professor auf einem Stuhle Platz nehmen. So erzählte Umbreit später, um die Art ihres Verhältnisses zu charakterisieren. Damit war ihm

in diesem Verkehr seine Stelle von vorn herein angewiesen. Aber der starke Wille Ullmanns und seine vielen hervorragenden Eigenschaften hielten Umbreit fest. Im Jahre 1828 gründeten beide gemeinsam mit Nitzsch, Lücke und Gieseler eine neue Zeitschrift, die „Studien und Kritiken", die in Friedrich Perthes einen rührigen Verleger gewannen. Das Programm derselben war, im Gegensatz gegen den ausgelebten Rationalismus und den verwaschenen Supranaturalismus der alten Schule, das Christenthum als menschliche Entwicklung und zugleich als göttliche Offenbarung zu erfassen. In dem Sinne, in dem Bunsen und Rothe Gott in der Geschichte suchten, wollten auch sie das Christenthum als eine Offenbarung Gottes erweisen, die sich in der Menschheit organisch entwickelt und geschichtlich auswirkt. Auf diese Weise dachten sie die Bildungselemente der Zeit mit der religiösen Überlieferung zu vermitteln, indem sie in beiden einen göttlichen Proceß anerkannten. Die Offenbarung nicht bloß autoritätsmäßig hinzustellen, sondern auch innerlich zu begründen, erklärten sie für die Aufgabe der neuen Theologie. Zu diesem Programm hatte Rothe schon von Rom her seine Zustimmung gegeben. An der Universität war Umbreit ein Mann des Friedens, und wenn in späterer kampfreicher Zeit Kollegen wie Hundeshagen und Schenkel in die Akten wahre Bücher gegeneinander schrieben, sind Umbreits Vota selten mehr als zwei Zeilen lang und „erlauben sich", dem oder jenem Antrag beizupflichten. Anfänglich stand Rothe dem Eichhornschüler Umbreit noch mit Vorbehalt gegenüber, da er dessen ästhetischen Standpunkt zum alten Testament ablehnte. Das Vorurtheil, das er in dem Wittenberger Kreise in sich aufgenommen hatte, schwand aber, sobald er Umbreit persönlich kennen lernte. „Einen äußerst wohlthuenden Eindruck," schrieb er an Heubner, „hat Umbreit auf mich gemacht, einen ganz andern als ich seinen Büchern nach erwartete, — eine höchst edel und Zutrauen erweckende, ansprechende Mischung von wundervollem Ernst und freundlicher Offenheit, durchweg zart, innig und schlicht. Er sprach sich auch über seinen christlichen Glauben gegen mich auf eine so einfache Weise und mit so unverkennbar tiefem und wahrem Gefühl, dabei mit so ruhiger Besonnenheit aus, daß er mir im Innersten wohlthat. An ihm einen christlichen Freund zu finden, habe ich schon nach unserem Zusammensein am gestrigen Nachmittag ein mich gewiß nicht täuschendes Vertrauen." So stand nun auch Rothe's Mitarbeit an Umbreits „Studien und Kritiken" nichts mehr im Wege, und Rothe bediente sich der Heidelberger Zeitschrift zunächst zur Abwehr gegen die Angriffe Hengstenbergs und der orthodoxen Blätter auf seine „Anfänge der Kirche". Umbreit war seit 1829 aus der philosophischen in die theologische Fakultät übergetreten, wo er Rothe von vorn herein treulich zur Seite stand. Frau Umbreit, eine geborne Heidelbergerin, nahm sich der kranken Gattin

Rothe's hilfreich an, so daß auch der Verkehr von Haus zu Haus ein lebendiger war und die persönlichen Beziehungen die erfreulichsten blieben. Als Rothe im Jahre 1854 sich anschickte, von Bonn nach Heidelberg zurückzukommen, schrieb er dem Freunde die ehrenden Worte: „Ich wollte Dir nur sagen, daß meine Rückkehr nach Heidelberg doch vor allem andern eine Rückkehr zu Dir ist." Daß Rothe ihn so verehrte und Ullmann seine Biographie schrieb, sind vollgültige Beweise seiner geistigen Bedeutung. Von großen Lehrerfolgen konnte freilich in Heidelberg nicht die Rede sein, da zur Zeit nur vierzehn Theologen allda studierten. Rothe und Umbreit trugen diese kümmerliche Lage mit Ruhe, einem aber war sie der große Kummer seines Lebens, das war Karl Ullmann.

Ullmann hatte den weit größeren Wirkungskreis in Halle verlassen, weil seine fein organisierte Natur bei dem dortigen Krieg zwischen Pietisten und Rationalisten die Ruhe und Stille nicht fand, deren sie bedurfte, und weil er von Herzen Süddeutscher war. Sein ästhetischer Sinn sehnte sich aus der Stadt an der Saale mit ihren Schlangen von Steinkohlenrauch und ihren rußigen, schwarzen Landstraßen zurück nach den grünen Hügeln am Neckar, zwischen denen er aufgewachsen. Wesentlich aus Liebe zur Heimat hatte er ein Auditorium von 100 Zuhörern aufgegeben, um in Heidelberg vor fünf bis sechs Badensern Kirchengeschichte zu lesen. Später haben seine Freunde diesen Entschluß bedauert, da er mit seinen aristokratischen Neigungen besser nach Preußen paßte als unter die Pfälzer, denen der Sinn für Standesunterschiede völlig abgeht. Als Gelehrter hatte Ullmann eine sehr geachtete Stellung, die er sowohl seiner gründlichen Arbeitsweise, wie seinem vermittelnden Standpunkte verdankte, der den Bedürfnissen der Kirche so gut, wie den Erfordernissen der Wissenschaft Rechnung trug. Auch Ullmann war wie Rothe von ihrem gemeinsamen Lehrer Daub ausgegangen. In Tübingen hatte er 1813, während des Freiheitskrieges, in den Hörsälen von Bengel und Steudel den „verständigen Supranaturalismus" der ältern Tübinger Schule kennen gelernt und sich auf die gemäßigte Temperatur der damaligen schwäbischen Theologie gestimmt. Dort befreundete er sich mit Gustav Schwab und den beiden Pfitzer, und wenn er auch als Dichter nicht mehr leistete als Rothe und Tholuck, so blieb ihm doch künstlerische Gestaltung seiner biographischen Arbeiten stets Bedürfniß. Im Frühling 1819, dem letzten Semester, das Rothe als Student in Heidelberg zubrachte, trat Ullmann als Privatdocent auf, wovon Rothe keine weitere Notiz nahm. Große Lehrerfolge hatte er nicht. Nach vierjähriger Thätigkeit schrieb er an seinen Freund Gustav Schwab: „Die Constellation der theologischen Studien auf unserer Universität ist jetzt der Art, daß mehrere, ja die meisten Lehrer eigentlich für nichts da sind. Ich halte meine angezeigten Vorlesungen, aber vor einer kleinen Zahl

von Zuhörern und ohne die geringste Hoffnung, daß dabei irgend etwas herauskomme. Ich lese nur, um zu lesen." Dagegen machte seine Monographie über Gregor von Nazianz, die 1825 erschien, großes Glück und zog die Aufmerksamkeit der gesammten theologischen Welt auf den Heidelberger Privatdocenten. Noch muß der junge Gelehrte an der Universität eines Voß und Paulus sich entschuldigen, daß er seine Arbeit einem nicänischen Kirchenvater widme. Nicht um diese Theologie zu verherrlichen, sagt er in der Vorrede, sondern um ihr ihr historisches Recht zu Theil werden zu lassen, habe er dieses Buch geschrieben. Bekannter noch wurde der Name des Heidelberger Theologen durch seine Abhandlung über die „Unsündlichkeit Jesu", mit der er das erste Heft seiner neuen Zeitschrift, der „Studien und Kritiken" eröffnete und aus der seine bekannteste Schrift „die Sündlosigkeit Jesu" hervorgegangen ist. Ihr vor allem verdankte er 1829 seinen Ruf nach Halle, wo er dem bald darauf erfolgenden Angriff von Ludwig von Gerlach und Hengstenberg gegen Gesenius und Wegscheider in einem „theologischen Bedenken" mit Ernst und Würde entgegentrat. In seiner Zeitschrift veröffentlichte er weiter werthvolle dogmengeschichtliche Abhandlungen über Nikolaus von Menthone, Beryll von Bostra und Johann Wessel. Inzwischen war die theologische Discussion durch das Leben Jesu von Strauß in ganz neue Bahnen geworfen worden und Ullmann hatte sich an derselben in sehr beachtenswerther Weise betheiligt. Seine Abhandlung „Historisch oder mythisch", 1838, war eine der wenigen sachlichen und in der Form anständigen Gegenschriften, die das Buch von Strauß hervorrief. Ullmann gab zu, daß Sagen und Mythen in die evangelische Ueberlieferung eingedrungen seien, so daß Strauß den Streit zwischen Ullmann und ihm nur einen Streit über das Mehr oder Minder nennen konnte. Ullmann selbst sah den Gegensatz vielmehr darin, daß Strauß eine Christus dichtende Kirche habe, er dagegen einen kirchenbildenden Christus. Strauß replicierte, er habe nie geläugnet, daß Jesus den ersten Anstoß zur Entstehung der christlichen Kirche gegeben habe, also habe auch er einen kirchenbildenden Christus, Ullmann aber gebe Mythen und Sagen in der christlichen Ueberlieferung zu, also habe auch Ullmann eine Christus dichtende Kirche und es komme nur darauf an, wo die Grenze zwischen Mythus und Geschichte zu ziehen sei? Aber auf die Discussion der einzelnen Wundererzählungen einzugehen, lehnte Ullmann ab, während Strauß die allgemeinen Betrachtungen Ullmanns über die Möglichkeit des Wunders, über das Verhältniß des Idealen und Realen als unfruchtbare Wortmacherei zurückwies. Die Studien und Kritiken aber dem Gegner für seine Antworten aufzuthun, durfte Ullmann nicht wagen. Aus diesen Verhandlungen sind dann Ullmanns gelesenste Schriften: „Ueber den Cultus des Genius" (1840), „Ueber das Wesen des Christenthums" (1845) erwachsen. Der feste Ausgangs-

punkt seiner Speculation ist die Thatsache des durch Christus gegründeten und geschichtlich-vorhandenen Gottesreichs. Von dieser Thatsache schließt er auf den Stifter zurück, der nicht nur eine vorbildliche, sondern eine der Welt Geist und Leben zuströmende Persönlichkeit gewesen sein muß. Aus der Furche im Acker der Menschheit schließen wir auf den Pflug, aus der aufstrebenden Saat auf den Säemann. Realität kommt nur aus Realität. Die bloße Vorstellung schafft kein neues Leben. „Entweder müßt ihr läugnen, daß sich die denkbar reinsten Kräfte sittlicher Neubildung in unerschöpflicher Fülle wirklich durch die Menschheit ergossen haben, und das wehrt euch die Geschichte, oder ihr müßt anerkennen, daß der, von dem diese Kräfte ausströmten, so beschaffen war, wie er nicht anders sein konnte, um gerade diese Wirkungen hervorzubringen." Was Ullmann beweisen wollte, war, daß wir die letzte Quelle des neuen, höheren Gottesbewußtseins, der verinnerlichten Sittlichkeit, des bis dahin noch nicht dagewesenen Ineinanders von Religiösem und Sittlichem nur in einer sündlos heiligen Persönlichkeit finden können und daß das Bild einer solchen keineswegs aus der Idee, sondern das Aufleuchten der Idee im Bewußtsein der Menschheit aus der lebendigen Wirklichkeit zu erklären ist. Späteren ist es gelungen ein weit bestimmteres und konkreteres Bild vom Selbstbewußtsein Jesu zu zeichnen, aber das ist gewiß, daß niemand die Grundgedanken der Schleiermacher'schen Christologie mehr im Geiste des Meisters weiter geführt hat als Ullmann. So ist er auch aus der Strauß'schen Fehde mit dem Ruhme hervorgegangen, sachlich und würdig seinen Standpunkt vertreten zu haben, während die meisten Gegner durch leidenschaftliche Wehklagen das gefährliche Buch hatten niederschreien wollen.

Das Aeußere Ullmanns schildert Beyschlag ganz richtig: „Ein kleiner schmächtiger Mann mit feinem Munde, der charakteristisch spitzen Nase, die Stimme schwach und fast zitternd, aber die Augen lebensvoll und die oft momentan pausirende, jedoch nie sich verwirrende Rede klar und treffend, durchdacht und überzeugend." Die über die stark hervorspringende spitze Nase scharf fixierenden Augen gaben dem Gesichte etwas Auffallendes. Als Gustav Droysen, der vom Parlament in Frankfurt nach Heidelberg herüber gekommen war, eines Abends mit Hitzig im Museum saß, ging ein kleiner Herr durchs Zimmer, den Hitzig ehrerbietig grüßte. „Wer ist der Fuchs? Das muß ein Jesuit sein," sagte Droysen in seiner barocken Weise. Da erfuhr er zu seinem Erstaunen, das sei Ullmann, den er wegen seiner ausgleichenden Thätigkeit in Halle und wegen seiner maßvollen Haltung in der Strauß'schen Fehde hoch verehrte und dessen Wegzug aus Preußen er sehr bedauert hatte. Die vornehme Zurückhaltung Ullmanns fremdelte die Pfälzer an und Beyschlag bekennt, daß bei dem späteren Prälaten manchem guten Landpfarrer nicht so

das Herz aufgegangen sei, wie es wünschenswerth gewesen wäre. Das Gleiche ließ sich von seinem Verkehr mit den Studenten sagen. Der spätere Konsistorialpräsident und Kultusminister von Bosse, Sohn eines Destillateurs und Enkel eines Quedlinburger Böttchermeisters, empfand als Heidelberger Schwabenfuchs das Bedürfniß, sich über seine religiösen Zweifel mit Professor Ullmann auszusprechen, an dessen Sohn er eine Empfehlung mitbrachte. In der Universitätskirche, wo Schenkel predigte, sah er Ullmann sitzen und beschloß, alsbald seinen Besuch zu machen. „Ich ging nach Hause," erzählt er, „holte mir meinen Empfehlungsbrief an den jungen Ullmann und ging damit in die Wohnung seines Vaters, entschlossen, diesem, wenn er mich empfinge und ausfragte, mein ganzes Herz auszuschütten und ihn um Rath zu bitten, wie ich mein Leben und mein Studium einzurichten habe, um ein gutes Gewissen zu behalten und ein tüchtiger Mensch zu werden. Das war ein in meiner damaligen Stimmung ganz verständiger Entschluß. Ich hatte mich sogar darauf gefaßt gemacht, daß Ullmann mich fragen würde, warum ich nicht Theologie studiere, und ich wollte dann auch darüber mit mir reden lassen. Der Gang zu Ullmann kam mir, dem thörichten jungen Menschen, förmlich wie eine edle That vor, aber er mißglückte völlig. Als ich an der Thür der stattlichen Ullmann'schen Wohnung geschellt hatte, gab ich dem mir öffnenden Dienstmädchen meine Karte mit der Anfrage, ob der junge Herr zu Hause sei. Sie erwiderte, der sei gar nicht mehr in Heidelberg. Darauf bat ich sie, mich bei dem Herrn Professor zu melden und ihm den mitgebrachten Empfehlungsbrief zu übergeben. Das Mädchen zögerte anfänglich und meinte, ihre Herrschaft sei gerade im Begriff zu Tisch zu gehn. Endlich ging sie aber doch hinein; ich wurde angenommen. Als ich aber in's Zimmer geführt wurde, sah ich, daß der Herr Professor und die Seinigen sich eben hatten an den Mittagstisch setzen wollen. Professor Ullmann, ein kleiner schmächtiger Herr, kam auf mich zu und sprach sein Bedauern aus, daß sein Sohn, an den der Brief gerichtet sei, sich nicht mehr in Heidelberg, sondern als Vikar im badischen Oberland befinde. Er wolle aber den Brief gern an ihn befördern. Dann fragte er nach dem Befinden des Briefschreibers und sah wohl jetzt erst, daß ich in meiner linken Hand meine gelbe Schwabenmütze trug. Sie wirkte offenbar abschreckend auf ihn. ‚Sie sind,' sagte er, ‚wie ich sehe, hier schon in ein Korps eingetreten, da werden Sie unser ja kaum bedürfen. Wir sind im Begriff, heute Nachmittag einen Ausflug zu machen. Ich werde die Grüße, die Sie an meinen Sohn gebracht haben, bestellen. Ich empfehle mich Ihnen.' Ich war kaum zu Worte gekommen, verbeugte mich und ging. So war mein edler Entschluß, mich einem erfahrenen, als besonders fromm und positiv geltenden Manne gegenüber auszusprechen, ihm mein Herz auszuschütten und seinen Rathschlägen zu folgen, gründlich in's

Wasser gefallen. Ein förmlicher Trotz stieg in mir auf. Die unverkennbare Mißachtung des alten Ullmann gegen das Korps empörte mich. Es war mir, als ob ich von einem Alp befreit wäre. Nun wollte ich erst recht im Korps bleiben, Jura studieren und mein Leben nach meinen eigenen Grundsätzen, mit denen es freilich dürftig genug aussah, einrichten. Gegen den alten Ullmann aber empfand ich einen in Wirklichkeit ganz unberechtigten Zorn." Das war die kühle Art, wie der innerlich durchaus human gesinnte Gelehrte sich bei so manchen Leuten unbeliebt machte, aber es kann eben niemand über seinen Schatten springen. Mir ist immer Ullmanns Aehnlichkeit mit dem Holbein'schen Erasmus aufgefallen, mit dem er auch innerlich große Verwandtschaft hatte und dessen Biographie er schreiben wollte, aber leider nicht geschrieben hat. Auch von ihm hätte Friedrich der Weise vielleicht gesagt: „Es ist ein wunderlich Männlein, man weiß nit, wo man sein gewarten kann!" Daß man einen ungewöhnlichen Gelehrten vor sich habe, sah doch jeder. Die Feinheit des Ausdrucks, das Vornehme seiner Bewegungen zeigte den hochgebildeten Mann, der in seiner Jugend mit Künstlern wie Gustav Schwab, Karl Rottmann und den Brüdern Fohr eng befreundet war und neben den theologischen auch ernste ästhetische Interessen verfolgte. Ein wirklicher Verlust war es, daß seine Stimme ihm das Predigen in größeren Räumen nicht erlaubte. Ein Prälat muß predigen, und er hätte es gekonnt. Ich habe in Bad Griesbach eine Sonntagsandacht von ihm gehört, die alle Zuhörer tief ergriff. „Der Christ *muß* leiden," führte er aus. „Jesu Rathschläge lassen sich ohne schmerzvollen Kampf nicht ausführen. Der Christ *soll* leiden, denn durch Prüfungen will Gott ihn erziehen und läutern. Der Christ *will* leiden, er will sich nicht mit Freuden kränzen, wo sein Herr eine Dornenkrone trug." Die beiden anwesenden holländischen Theologen de Grote aus Gröningen waren mit mir der Meinung, daß wir selten eine durchdachtere und zugleich gemüthstiefere Predigt gehört hätten, obwohl keiner von uns Dreien Ullmanns damaligen kirchlichen Standpunkt theilte. Ich habe ihn auch nachher als eine innerlich edle Natur kennen lernen, die aber durch Furcht und Abscheu vor allem Gewaltsamen und Anarchischen zum Sklaven hochkonservativer Theorieen wurde und der durch eine zähe Rechthaberei, die er nicht zu bändigen vermochte, sich mit wackern Leuten überwarf, um dann dem Einfluß viel geringerer Charaktere zu verfallen, die ihn zu behandeln wußten. So konnte der Jurist Mohl von ihm schreiben: „daß der schleichende, die dumpfeste Orthodoxie begünstigende Ullmann die Absetzung Kuno Fischers veranlaßt habe, stand bei niemanden im Zweifel." Trotzdem war es völlig aus der Luft gegriffen. Man mißtraute ihm eben und suchte darum seine Hand überall. An der Universität und bei der Regierung hatte er Einfluß und suchte ihn auch. Seine zähe Willenskraft und seine sichere

vornehme Art brachten es mit sich, daß er seit seiner Rückkehr aus Halle der Leiter der theologischen Fakultät wurde, wozu weder Rothe noch Umbreit sich eigneten. Niemand widersprach ihm gern. „Du stehst Dir selbst im Lichte mit Deiner Rechthaberei," sagte ihm Rothe zuweilen, wie er mir selbst versichert hat. Auch er gesteht, daß es lang dauerte, ehe Ullmann den Weg zu seinem Herzen fand. Aus Rom hatte er Heubnern gewarnt, doch ja Ullmann nicht an sein Seminar zu nehmen. Er kenne ihn aus seiner Studienzeit. Ullmann sei ohne inneres Leben, nicht anregend, sehr phlegmatischer Natur und ohne rechten wissenschaftlichen Brennpunkt. Jetzt meldet Rothe an Heubner, den er einst vor Ullmann gewarnt hatte: „Ullmann gewinnt bei näherer Bekanntschaft." Und bald lernt er auch den „lebendigen christlichen Grund von Ullmanns Gemüth" besser würdigen. Als Ullmann 1841 einen Ruf nach Bonn erhält, ist es namentlich Rothe, der in ihn dringt, in Heidelberg zu bleiben. „Wir geben die Hoffnung nicht ganz auf, daß Freund Ullmann sich entschließen werde, hier zu bleiben," schreibt Rothe an Hahn.*) „Zur Zeit schwebt noch alles, da von Berlin aus auf seine Erklärung noch keine Rückäußerung ergangen ist. Ich würde persönlich überaus viel verlieren, wenn Ullmann nach Bonn ginge; von dem Verlust, den die Fakultät dadurch erlitte, gar nicht zu reden. Auch rein sein eigenes Frommen angesehen, glaube ich, daß er wohl thäte hier zu bleiben, und so urtheilen beinahe alle, die ihm nahe kommen." Ullmann blieb auch, aber schwerlich hat er damit seinem persönlichen Wohle gedient. Die eigene Natur stand einem ruhigen Lebensgenuß im Wege, und aus den verschiedenen Seiten seines komplicirten Charakters müssen wir es erklären, daß sein Lebensabend einsam und nach seiner Empfindung bitter unglücklich wurde.

Als neues Element fand Rothe schließlich noch Wilhelm Dittenberger vor, einen Schwiegersohn Daubs, der als Extraordinarius, Universitätsprediger und Pfarrer an der Heiliggeistkirche eine ausgebreitete Thätigkeit entwickelte. Obwohl mit seinem Schwiegervater Daub eng befreundet und in Verbindung mit Marheineke Herausgeber von Daubs literarischem Nachlaß, war er in der Hauptsache doch Rationalist geblieben. Innerlich eine joviale Natur bewegte er sich amtlich in würdigen pastoralen Formen. Seine volksthümliche Beredsamkeit, unterstützt von einem mächtigen Organ, gefiel den Pfälzern und eine genaue Lokalkenntniß und steter Verkehr mit der Bürgerschaft gab ihm ein sicheres Urtheil, was in Heidelberg gehen und stehen könne. Um so mehr war er den Frommen im Weg, die ihn unter die Lichtfreunde rechneten. Rothe dagegen bewährte seine Toleranz, indem er am Predigerseminar in voller Eintracht mit dem Rationalisten zusammenwirkte, Ditten-

*) Heidelberg 7. November 1841 an Hahn. Kolde'sche Sammlung.

bergers Interessen in der Fakultät eifrig vertrat und 1846 seine Ernennung zum ordentlichen Professor der praktischen Theologie durchsetzte. Daß Dittenberger für die technische Anleitung der Candidaten und für das geistliche Handwerk viel mehr leiste als er, hat Rothe bescheiden anerkannt.

So war es ein schöner Kreis von wackern Männern, der sich hier zusammengefunden hatte, dem es an Anerkennung in der gelehrten Welt nicht fehlte, wenn auch zeitweise an Zuhörern. Ein theologisches Kränzchen, das am Sonnabend, bei den Einzelnen umgehend, sich versammelte, brachte auch die Familien in nahe Beziehungen zueinander. Als Ehrenmitglied gehörte demselben der Nationalökonom Rau an, der wegen seiner Betheiligung an allen kirchlichen Fragen und als eifriger Kirchenältester halbwegs zu den Theologen zählte und als ältester und intimer Freund Schuberts mit Rothe noch besondere Beziehungen hatte. Kreuzer, der Theologe unter den Philologen, fehlte gleichfalls nicht. Der Senior aber, zu dem Rothe wie zu einem greisen Johannes aufschaute, war der alte Abegg, der nach Rothe's Ausdruck über die Heiterkeit der Jüngern ganz unabsichtlich und unmerklich eine höhere Weihe ausbreitete, die immer reinen Himmel erhielt. Auch in diesem kleinen Reiche machte sich Ullmanns Herrschernatur geltend. Ihn erkannten die Andern als Vorsitzenden an, der jedesmal zu einer kleinen Rede voll epigrammatischen Salzes an's Glas schlug, so daß ihm schließlich die Freunde das Großkreuz des Toastordens zuerkannten.

Von sonstigen Freunden ist dann noch der berühmte Chirurg Chelius zu nennen, der als Hausarzt Rothe's Stütze war, indem der vornehme und menschenfreundliche Mediciner fast allein Autorität über die Launen der kranken Gattin übte und Rothe in seinen täglichen häuslichen Nöthen zur Seite stand.

Daß die Versetzung vom Wittenberger Seminar an die Heidelberger Universität ein für Rothe segensreicher Tausch war, hat dieser von Anfang an mit größter Bereitwilligkeit anerkannt. Wenn er desselben nicht so froh werden konnte, wie es in seinem heitern und dankbaren Gemüthe begründet gewesen wäre, so lag das an seinen häuslichen Verhältnissen, die an dem fremden Orte natürlich doppelt drückten. Der Ortswechsel hatte den Zustand der erregbaren Frau erheblich verschlimmert. Daß man sie eine Wohnung hatte beziehen lassen, die die Besitzerin ihr sofort wieder kündigte, weil sie dieselbe selbst beziehen wolle, konnte ihre Laune nicht verbessern. „Ihre niedergedrückte Stimmung," klagt Rothe dem Schwager Heubner, „ist dieselbe. Dieses Uebel, das mir schon in Wittenberg so manche schwermüthige Stunde gemacht hat, scheint von Jahr zu Jahr zuzunehmen, ohne daß ich den Grund davon entdecken kann. Das ist eine schwere Last, die mir auf der Seele liegt, und die mir alles andere Schwere erst eigentlich schwer macht." So fängt er

selbst an Melancholiker zu werden. Nachdem er im Jahre 1842 eine tödtliche Krankheit kaum überstanden hatte, schreibt er an Heubner: „Die Fäden meiner bisherigen Lebensentwicklung schienen mir sich auf so unentwirrbare Weise verfitzt zu haben, daß mir das Zerschneiden derselben durch die Hand des mich abrufenden Herrn als eine moralische Nothwendigkeit erschien. Gerade dadurch wurde mir auch die Krankheit als Krankheit sehr erleichtert, indem ich sie so vielfach vergessen konnte über dem, was ich als ihren Erfolg betrachtete. Und hierauf habe ich mit freudiger Sehnsucht hinblicken können." Die Krankheiten der Frau waren minder gefährlich, aber eine löste die andere ab. Das hysterische Leiden der Dreißigjährigen trat jetzt in Form von schmerzhaften Neuralgien auf, die sie, und damit auch ihren Mann, um den Schlaf ihrer Nächte brachten. Dann heißt es wohl wieder: „Meine Frau, die in den ersten Monaten ihres Hierseins sehr trüb gestimmt war, ist jetzt auch heiteren Muthes geworden und sieht ein, daß uns bisher eigentlich nichts als Gutes und unverdiente Liebe widerfahren ist, und daß es beim Lichte betrachtet Schatten waren, mit denen sie sich abgemüht." Aber auch wenn es besser geht, ruft er sich als memento das Wort Hiskia's zu: „Ich will sachte wallen all meine Lebtage um solcher Betrübniß meiner Seele willen." Man muß den Heubners die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, nachdem sie mit ihrer pietistischen Heirathsstifterei Rothe diese Last auf seinen Lebensweg aufgepackt hatten, sie ihm nun auch treulich halfen, dieselbe zu tragen. Die Heidelberger Haushaltung war nur so aufrecht zu erhalten, daß immer eine von Heubners Töchtern der kranken Tante zur Seite stand. Rothe hatte dadurch einen gemüthlichen Anhalt, während die Eifersucht der Kranken später niemanden mehr duldete, um den der Gatte sich kümmerte. Er selbst war der Abgott der Nichten: „Alle kleinen und großen Ereignisse," so schreibt eine derselben, „wurden dem Onkel mitgetheilt, der an allem den herzlichsten Antheil nahm; über alles wurde er befragt, und er war unermüdlich Auskunft zu geben: oft hat er im Familienkreise in den Abendstunden den Seinigen vorgelesen; ganz besonders aber war er liebenswürdig in dem Verkehr mit den Kindern." Seinerseits meldete er an Heubner: „Deine Dorothea ist sehr gesund und gedeiht, wie ich hoffe, nach Leib und Seele." Im Jahre 1840 wird die Kranke von Chelius nach Griesbach geschickt und nun ist der Jammer, daß er mitten im Semester sie natürlich nicht begleiten kann und sie ganz allein im Badehause sitzen muß, während er bei allem Mitleid doch von dieser Selbstüberwindung, zu der sie gezwungen ist, einen besondern Segen erwartet. Eine völlige Umgestaltung der häuslichen Lage brachte dasselbe Jahr 1840. Das Befinden des Vaters von Rothe war ein so bedenkliches geworden, daß der Sohn sich entschloß, ihn zu sich nach Heidelberg zu nehmen. Richard reiste in den Herbstferien über Wittenberg, wo er am 13. September vor seiner

alten Gemeinde predigte, nach Breslau, um den alten Herrn aufzupacken und nach Heidelberg zu bringen. Als er Breslau fast erreicht hatte, wurde er durch die Familie Hahn überrascht, die in corpore anderthalb Meilen dem geliebten Oheim entgegen gefahren war. Den Vater fand er wieder so weit hergestellt, daß der Arzt die Reise erlauben konnte. Zunächst fuhren sie nach Liegnitz, um von den Müller'schen Verwandten Abschied zu nehmen. Ueber Dresden und Altenburg erreichten sie wohlbehalten Bamberg, von wo sie die bekannte Straße über Würzburg nach Heidelberg einschlugen. Die mildere Luft bekam dem Kranken gut, der Husten löste sich und am 26. October 1840 kamen Vater und Sohn in bestem Wohlsein in Heidelberg an.

Eine bemerkenswerthe Episode dieser Reise bildete Rothe's Sonntagspredigt in Wittenberg, die die dortigen christlichen Kreise von ihm verlangt hatten, um ihren früheren Genossen einer Seelenprüfung zu unterwerfen. Sein Buch über die Anfänge der Kirche, die Weherufe Hengstenbergs und der ihm folgenden Kirchenblätter über dasselbe, seine freundlichen brieflichen Urtheile über Personen wie Paulus, Umbreit und Dittenberger, die die Brüder unter die Antichriste rechneten, hatten offenbar die Meinung in Wittenberg verbreitet, Rothe sei im Begriff, vom Glauben abzufallen. Am 13. September 1840, also des Jahres, in dem in Preußen der Pietismus das Regiment vollends in die Hand bekam, wurde Rothe veranlaßt, vor seiner alten Gemeinde Rechenschaft abzulegen von seinem Glauben. „Eure Liebe hat mich aufgefordert," begann er seine Predigt, „ein Wort der Erbauung zu Euch zu reden. Ich frage mich, was Euere Meinung dabei ist? Ich weiß sie nicht anders zu verstehen als Ihr wollt von mir hören, ob ich noch der alte bin, der ich sonst unter Euch gewesen. Ihr fragt mir Rechenschaft ab von meinem Glauben, ob er noch der alte? Ihr fragt danach um so natürlicher in einer Zeit des Kampfs um den Glauben. Ihr fordert ein Zeugniß von meinem Glauben an Christum." Er will diese Frage beantworten, indem er die Seiten dieses Glaubens beleuchtet, die seit seinem Abschied von Wittenberg ihm mit steigender Klarheit vor der Seele gestanden haben und so redet er nicht nur von der Unerschütterlichkeit, sondern auch von der Schwierigkeit dieses Christenglaubens. Unerschütterlich ist der Glaube an Christus, weil er unentbehrlich ist. „Wovon ich reden muß, wenn ich sagen soll, wie es mir ergangen ist in dieser Zwischenzeit, ist dieß: Christus und der Glaube an ihn wird mir immer unentbehrlicher." Ihre Befürchtung, seine Beschäftigung mit der Wissenschaft könne ihn von Christus abführen, ist unbegründet. „Der Glaube an Christum nimmt seine Gewißheit nicht zu Lehen von der Wissenschaft, sondern er ist unmittelbar seiner selbst gewiß, wie jedes lebendige Dasein. Er ist ein neues Leben, das bei dem alten nicht Zeugniß sucht. . . Je höher ich von der Wissenschaft halten gelernt habe, desto trotziger ist auch

mein Glaube ihr gegenüber geworden." Schwierig aber ist der Glaube an Christus, weil er nur bei einem lebhaften Bewußtsein von dem Adel unserer Natur zustande kommen kann. Die gemeine Meinung ist freilich, daß je kleiner einer von der menschlichen Natur denke, desto leichter sei ihm der Glaube an Christum, gerade das Gegentheil aber ist die Wahrheit. Der empfindet die Sünde am brennendsten, der von dem Adel der menschlichen Natur durchdrungen ist und darum die Sünde nicht als eine natürliche Schwäche, sondern als einen Abfall von Gottes Ebenbild empfindet. In seinem Schlußworte aber liegt ein deutlicher Wink für die, die ihn beargwohnen, und in Fragen hereinreden, die sie nicht verstehn. „Glücklich Ihr in Euern Verhältnissen, daß Ihr frei seid von der Nöthigung, Euch in diese Dinge zu mischen. Steigt nicht freiwillig hinab in die Nichtigkeit des gewöhnlichen weltlichen Treibens, wenn Euch Euer Glaube an Christum lieb ist." Rothe befand sich so in ähnlicher Lage gegenüber den Wittenbergern, wie Schleiermacher gegenüber den Gläubigen, von denen er ausgegangen, nur daß er nicht mit der souveränen Ironie des Berliner Theologen sich über die Wehklagen der Brüder hinwegzusetzen vermochte. Namentlich mit Heubner kommt es zu wiederholten Auseinandersetzungen. „Ich will gewiß nichts Eigenes haben," schreibt er. „Nur im Schatten stehend befinde ich mich wohl." Der Gedanke, dieses und jenes klarer zu sehen, als andere, habe für ihn sogar etwas tief schmerzliches, aber er könne doch nicht eine fremde Zunge reden mit dem Bewußtsein, das, was ihm die Wahrheit ist, in ihr nicht rein aussprechen zu können. So bittet er den Lehrer und Freund ihm zu vertrauen. „Auch die Liebe ist unter Christen zum Theil eine Sache des Glaubens und es ist gar beruhigend zu wissen, daß sie auch ihre Liebe sich nicht durch allerlei Anstöße, auf die sie treffen, entwinden lassen." Für die Brüder blieb er aber trotz solcher Aussprachen forthin ein Sorgenkind. So schreibt Kottwitz am 23. November 1847 an Heubner: „Welche Nachrichten sind Ihnen zuletzt von Heidelberg geworden? Es ist der Herr, deß Name Erbarmen ist, der alles thut. Nur sein Eingreifen kann Rothe noch retten."

Die Reise Rothe's nach Breslau fiel in die Wochen, in denen ganz Deutschland sich gelobte, daß der kleine Minister Thiers und seine Raben den freien deutschen Rhein nicht haben sollten:

„So lang er ruhig wallend sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend in seine Wogen schlägt."

Mit seinen privaten Sorgen hängt es wohl zusammen, daß von der Begeisterung, die damals gerade Süddeutschland besonders tief erregte, in Rothe's Briefen an Heubner und Hahn nie die Rede ist; auch hatten sich die Schwäger ja persönlich miteinander ausgesprochen.

Die Uebersiedelung des alten Geheimeraths Rothe nach Heidelberg erwies sich für des Sohnes häusliches Behagen sehr wohlthätig; er hatte doch nun wieder einen geistigen Anhalt im Hause, und vor dem gemessenen, vornehmen Schwiegervater nahm sich die Kranke zusammen, so weit sie konnte. Die Last der neuen Einrichtung trug wieder eine der Nichten, Auguste Heubner, deren zweijährige Thätigkeit der Oheim dankbar anerkennt. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die vermehrte Arbeit gelegentlich aufregend auf die kranke Frau wirkte. Am 2. September 1841 meldet Rothe: „Mein Vater, ich kann dem Herrn nicht genug dafür danken, hat sich hier wieder recht erfrischt, nach Leib und Seele. Er will jetzt gar nicht mehr in der Ebene bleiben, sondern macht sich am liebsten auf die Berge. Solchen Hoffnungen wagte ich vor einem Jahre mich gar nicht hinzugeben." Bald fing der alte Herr auch an Gesellschaften zu besuchen und Einladungen zu Bällen anzunehmen. „Deine Censur über Ballgänge," schreibt er an Hahn, „hat mich verstockten Sünder nicht abgehalten, seitdem zweimal im Theater gewesen zu sein, und in diesen Tagen Einladungen zu Liebhabertheatern anzunehmen. Ich bitte Dich deshalb um Absolution." Mit der Schwiegertochter, der „geliebten Lisula", hatte freilich auch er seine liebe Noth. „Meine Frau," schreibt Rothe, „hat leider einen Theil des Sommers sehr nervös afficirt zugebracht. Das plötzliche Verschwinden des Joseph, des Bedienten meines Vaters, das uns besorgen ließ, er habe sich ein Leid angethan, gab den ersten Anstoß dazu. Glücklicher Weise wurde der arme Mensch noch bewahrt, und wir sind jetzt sehr beruhigt, ihn wieder in seiner Heimat zu wissen. Möge der neu gemiethete Bediente, der um Michaeli 1841 eintritt, gut einschlagen." Im August 1838 hatte Rothe Gelegenheit, seinen alten Freund Bunsen nach langer Trennung wiederzusehen.*) Auf dem Wege nach England machten die Bunsens in Heidelberg ihren Besuch. „Die zwei Tage, die wir in Heidelberg zubrachten," schreibt Frances, „hatte mein Mann Gelegenheit genug, mit Rothe zu diskuriren und zu philosophiren, was ihm sehr zur Befriedigung gereichte." Die südliche Schönheit der Kastanienwälder machte dem Ehepaar einen großen Eindruck, so daß nach Bunsens Pensionirung sie beschlossen sich hier niederzulassen. In den Osterferien 1841 wiederholte sich der Besuch. Auf dem Wege nach Berlin blieb Bunsen in Mannheim, um der Großherzogin Stephanie seine Aufwartung zu machen, und bat Rothe, er möge ihn in Mannheim treffen. „Um 6 Uhr," schreibt Bunsen am 26. April seiner Frau, „entlassen, flog ich dem lieben Rothe entgegen, und fand ihn" — (der Gedankenstrich ist vielsagend) „mit seiner Frau!!! Wir sprachen bis $7^1/_2$; dann fuhr ich zur Abendgesellschaft der Großherzogin ... Um $10^3/_4$

*) Freifrau von Bunsen von Hare, 367.

war ich wieder bei Rothe; wir sprachen bis nach Mitternacht und sahen uns des Morgens noch um 5 Uhr. Er ist sehr glücklich in Heidelberg und schreibt etwas, wodurch er sich mit uns zu verständigen glaubt. Die Liturgieen bleiben vorerst zur Seite gestellt."

Ein radicaler Versuch, der kranken Gattin Beschäftigung und Ableitung von ihren hypochondren Gedanken zu verschaffen, wurde auf Rath des Vaters und des Hausarztes im folgenden Jahre 1842 von Rothe gewagt. Er beschloß einen dreiundeinhalbjährigen Sohn seines verstorbenen Vetters Storch, Adolf Storch, an Kindesstatt anzunehmen. Des Knaben Mutter hatte wieder geheirathet, und es galt, das Kind schädlichen Einflüssen zu entziehen. Rothe erwartete aber auch von diesem neuen Kreis von Pflichten und Sorgen eine heilsame Schule für die geliebte Lisula. Der kleine Mann wurde nun aber sofort Anlaß zu einer wichtigen Krisis in Rothe's eigenem Leben. Die Abholung sollte von Ems aus stattfinden, wohin Chelius Rothe wegen seines Halsleidens geschickt hatte. Ueber den Verlauf haben wir einen ausführlichen Bericht von Frau Rothe an ihre Schwester Heubner*) vom 19. October 1842 aus Ems. Mit ihrem Manne und dem Schwiegervater war sie nach Ems gereist. Von dort ging das Ehepaar nach Bonn, um das Pflegekind zu holen. „Gleich in den ersten Tagen unserer Rückkunft," berichtet sie, „erkrankte das Kind an den Masern. Da hatten wir sehr viel Unruhe, vorzüglich in den Nächten, wo Richard auch in der Nacht einige male aus dem Bett stieg, um das Kind zu beruhigen, wo er sich wahrscheinlich erkältet und auch angesteckt hat. Denn in der folgenden Nacht brach bei ihm die Ruhr aus und gleich sehr heftig. Richard hatte sehr heftiges Fieber, phantasirte und glaubte immer, es müsse noch eine andere Krankheit in ihm stecken. Der Arzt aber verlachte unsere Besorgnisse, meinte immer, es gehe gut und stopfte auch leider die Ruhr wieder in einigen Tagen. Darauf wurde die Abreise vom Arzt auf den 6. October bestimmt, vorher aber noch eine Spazierfahrt angeordnet. Richard fühlte sich durchaus nicht genesen, hatte aber eine so unbeschreibliche Sehnsucht nach zuhause und dann auch nach unserem dortigen Arzt, daß bei aller Schwäche und Unbehagen wir eine kleine Ausfahrt machten. Zuerst gefiel das dem armen Kranken sehr gut in der schönen lieben Sonne, aber leider dauerte es nicht lange, so trat ein unbehagliches Gefühl ein und wir waren recht froh wieder zuhause zu kommen. Bald nachdem wir zuhause waren, wurde er immer unwohler und nun brach ein sehr heftiges Fieber wieder aus, ach und mein armer Richard wurde so krank, daß wir noch einen Arzt von Koblenz holen mußten. In der Nacht aber vom 8. zum 9. October da war große Noth, da erwartete er jeden Augenblick

*) Briefwechsel im Besitz des Herrn Inspector Gebler in Mörs.

sein Ende." Sehr ergreifend erzählt die Schreiberin dann, wie Rothe ihr Grüße an Heubner aufgetragen, vor Gottes Thron werde er erfahren, daß sie einen Glauben gehabt hätten. Sie weckte den alten Vater Rothe, der sofort eine Staffette nach Koblenz schickte. Der Geistliche wurde geholt, der der Familie das Abendmahl reichte, wie Rothe gewünscht hatte. Die Aerzte beruhigten den Kranken aber, es sei nicht so schlimm, wie er glaube. Trotzdem wurde er täglich schwächer und blieb dabei, es gehe zu Ende. Da hatten die Heimgesuchten eines Tags eine überraschende Freude. Plötzlich stand ihr Hausarzt Chelius vor ihnen. „Der gute Mann," schreibt Frau Rothe, „hatte erfahren, daß es so schlecht stehe, da kommt er ganz aus freien Stücken dreißig Meilen weit. Das war für Richard und uns eine Engelerscheinung." Chelius blieb einige Tage, überwachte die Pflege und gab dann dem Badearzt, der kein sehr begabter Jünger Aeskulaps gewesen sein kann, bestimmte Verhaltungsmaßregeln. Noch lange schwankte das Befinden. Dazu war der alte Vater völlig betäubt von all dem Elend und in Betreff des angenommenen Kindes gesteht die Frau jetzt schon, wenn Richard sterbe, könne sie den Plan, es zu adoptieren nicht durchführen. Rothe selbst berichtet in seinen Aufzeichnungen*), daß er mehrere Tage in ununterbrochenen Fieberphantasieen gelegen habe, die aber alle der heitersten Art gewesen seien. Er glaubte das Panorama des Golfs von Neapel zu sehen. Weite Hallen mit zauberischen Kunstwerken tauchten in seiner Erinnerung auf. Es war wohl das Opium, das er in starken Dosen gegen seine Ruhranfälle erhielt, das ihm diese schönen Bilder schuf. Drückender empfand er seine Lage nach dem Rückfall. An Stelle der gaukelnden Phantasieen trat jetzt quälende Schlaflosigkeit. Der Magen versagte seine Dienste und die Arzneimittel verschlimmerten den Zustand. Schließlich wagte er doch die Rückreise, um nicht völlig in den Winter zu kommen. Wohl verpackt wurde der Kranke in geschlossenem Wagen nach Heidelberg gebracht, wo Chelius die Behandlung übernahm. Das Masergift hatte sich auf innere Theile geworfen. Rothes Verdauung hatte gelitten, die Füße waren geschwollen und immer auf's neue wurde er in's Bett zurückgeschickt. So ging der ganze Winter 1842 auf 1843 hin, wobei Rothe, zu seinem großen Kummer, die Wiederaufnahme seiner Thätigkeit streng untersagt blieb. In dieser Krise auf Leben und Tod hat er es nach seinen eigenen Aufzeichnungen deutlich empfunden, an den Pforten der Ewigkeit zu stehen und sich von der Luft angeweht gefühlt, die von drüben ihm entgegenwehte. „Gottlob," schreibt er, „ich athmete sie als eine innerlich belebende und kräftigende Frühlingsluft ein." Nur das Bewußtsein um das „so ganz Nichtssagende seiner bisherigen Leistungen" fiel ihm als Vorwurf auf die Seele.

*) Allg. kirchliche Zeitschr., Jahrg. 9, S. 220.

Auf dem Krankenbette beschloß er in stillen Stunden der Einkehr, das Versäumte nachzuholen und ernstlich an die Ausarbeitung seiner Ethik zu gehen. Eine ähnliche Wirkung hatte die schwere Heimsuchung auf Rothe's Frau. Die Angst um den Mann hatte auch die Gattin eine Weile von allen ihren hysterischen Leiden erlöst, und sie pflegte ihn mit großer Aufopferung, was er mit rührender Dankbarkeit anerkennt. Aber auch als im Frühling sein Zustand sich besserte, wollte die Todessehnsucht nicht weichen. Dazu kam die für ihn unerfreuliche Ueberraschung, daß er zum Vertreter der theologischen Fakultät für die badische Generalsynode des Jahres 1843 ernannt wurde, wodurch er sich auf's neue gehindert sah, seine Lehrthätigkeit aufzunehmen. Auch die Frau wollte in die Trennung nicht willigen. Sie war sofort nach Rothe's Wiederherstellung in ihre alten melancholischen Zustände und Klagen über Nervenschmerzen zurückgefallen. Nun sollte sie wegen des alten Vaters und vor allem wegen des Pflegesohns in Heidelberg zurückbleiben, was ihr sehr gegen den Sinn war. Der angenommene Knabe war schwächlich, und Rothe's Berichte über ihn haben stets neue Erkrankungen zu melden. Im Februar 1843 schreibt der Geheimrath Rothe über die Lage: „Richard ist noch immer Stubenhüter, seine Frau dazu, nebst Adolf, und ich bin es seit drei Tagen des starken Schnupfens und schlechten Wetters wegen ebenfalls. Gott helfe uns allen." Dennoch klingen die Nachrichten Rothe's über den Pflegesohn anfangs ganz erfreulich. „Unser Adolf macht uns viel Freude, ungeachtet es an Hemmnissen auch nicht fehlt, entwickelt er sich doch gemüthlich und geistig in der Art, daß wir uns freuen müssen, ihn aus den ungünstigen Verhältnissen hinausgeführt zu haben, unter denen er aufwuchs. Gebe der Herr ferner auch hiezu seinen Segen." Im Mai 1844 gibt Rothe aber bereits zu, daß der Knabe bei seiner Lebhaftigkeit seiner Frau viel Plage mache. Auch die Berichte über den Jungen selbst lauten gedämpfter. Rothe klagt, die religiöse Begabung des angenommenen Kindes sei gering. Daß die kranke Frau keine Pädagogin war, braucht nicht erst bemerkt zu werden; aber auch Rothe, bei seiner steten Beschäftigung mit seinen Vorlesungen und bei der Milde und Nachgiebigkeit seiner Natur, eignete sich für dieses Geschäft, einen fremden Knaben zu erziehen, nur wenig. Er hat Adolf bei seinen Gängen zur Seite, er nimmt ihn auf seinen Reisen mit sich, aber das viele Alleinsein gereicht dem Adoptivsohn nicht zum Vortheil. Man hat bald den Eindruck, daß das Experiment mißglückte, wie bei den Verhältnissen im Hause ja von vornherein vorauszusehen war.

Bald nach diesen Prüfungen war der alte Vater Rothe's aus dem Familienkreise geschieden, indem nach mehreren schweren Krankheitsanfällen den fast Achtundsiebzigjährigen am 20. August 1844 der Tod abrief. „Der Abschied," schreibt Rothe, „von einem so liebevollen und treuen Vater ist

bitter, und ich kann es nicht verleugnen, daß mir wehe, sehr wehe um's Herz ist, und ich mich sehr vereinsamt fühle." Dittenberger hatte dem Sterbenden und seinen beiden Kindern noch das Abendmahl gereicht, dann ließ er sich von Richard aus dem Gesangbuch vorlesen und schlief gegen Morgen schmerzlos ein. Auf dem St. Annenkirchhof, wo Voß und Daub beigesetzt waren, wurde er der letzten Ruhestätte übergeben. Mit Frau und Pflegesohn machte der tief Trauernde in den folgenden hellen Septembertagen einen Ausflug nach Annweiler zum Trifels und nach Dürkheim zur Ruine Limburg, um sich den düstern Eindrücken des Sterbehauses zu entziehen. Sein Leben im Hause war jetzt ein innerlich einsames geworden, und das Gefühl des großen Verlustes lag noch lange auf ihm. Als er im folgenden Jahre seine Herbstferien in Baden verlebte, schreibt er an Hahn, daß ihn der Ort auf Schritt und Tritt an den früheren Aufenthalt mit dem Vater erinnere. „Ueberhaupt glaubst Du nicht, wie der Schmerz über seinen Heimgang noch immer auf mir lastet und sich in alles einmischt. Ich bemerke es bei allen Gelegenheiten, wie durch seinen Tod eines der stärksten Bande, die mich an dieses Leben knüpften, gelöst ist. Oh, wer auch schon geborgen wäre vor Sturm und Unwetter wie er!" Den Todestag, den 20. August, wartet Rothe immer erst in Heidelberg ab, um das Grab des Vaters zu besuchen, dann erst geht er in die Ferien. Meist suchte er in dem lieblichen Lichtenthal bei Baden seine Erholung, wo wir ihn dann in freundlichem Verkehr mit andern Universitätskollegen finden. Erst gegen Ende seiner Heidelberger Zeit, im August 1846, fand er Gelegenheit, die Verwandten in der Heimath wiederzusehen. Mit der Frau und dem Pflegesohn reiste er über Dresden in die Sächsische Schweiz, ging dann nach Halle und von dort nach Wittenberg. Auch dieses Mal mußte er hier die Kanzel besteigen, um die die alten Freunde sich versammelten. Der größte Gewinn der Reise war der, daß die Heubners sich bereit finden ließen, ihre Tochter Elisabeth den Rothe's für den Winter abzutreten. Wie in Baden-Baden, so war auch auf dieser Reise die Frau unter den wechselnden frohen Eindrücken völlig wohl. Dann aber schreibt er von Heidelberg: „Kaum hatten wir unsere Wohnung betreten, so wurde meine Luise so unwohl, daß sie nur mit aller Eile das Bett suchen mußte." Zum Glück schlug auch die jüngste Heubner'sche Tochter trefflich ein und Rothe's schlimmste Zeit begann erst, als keine der Nichten mehr verfügbar war und die Frau auch keine andere Stütze duldete.

VIII

Das öffentliche Leben

1837—1848

Es ist eine seltsame Verkettung der deutschen Geschicke, daß so viele der Freiheitskämpfer von 1813 nachmals Führer der geistigen Unterjochung im eigenen Lande geworden sind. „Wie mir deine Freuden winken, nach der Knechtschaft, nach dem Streit!“ hatte Schenkendorf gesungen.

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den bösen Feind bezwingen!“

Dieser böse Feind aber war die französische Aufklärung, der Geist Voltaire's, der deutsche Liberalismus. So wenigstens deutete sich den bösen Feind der preußische Kronprinz, der kommende Mann. Wie auf dem von ihm erdachten Karlsruher Preußendenkmal für die 1849 Gefallenen, träumte er sich als Sankt Georg, der den Lindwurm der Revolution an die Erde heftet. An solche Vorstellungen knüpften die drei Gebrüder Gerlach und die andern pietistischen Führer an, mit denen er sich umgab. Im Staate war der allschaffende Geist der Zeit nicht mehr zu bändigen, aber in der Kirche hatte man ihn eingekreist und umzäunt, so daß es möglich schien, ihn an die Wand zu drücken und zu erwürgen. Die Intimen des Kronprinzen, Graf von der Gröben, Thile, Leopold und Ludwig von Gerlach hatten alle für die Freiheit Deutschlands gekämpft, jetzt waren sie die Säulen der pietistischen Reaction, deren Verfolgungssucht den Bürgerstand gegen die „kronprinzliche Klique“ erbitterte. Das war die Geisterschlacht, die Deutschland mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte. Wäre es auf Rothe angekommen, so würde er überhaupt mit dem, was die Leute öffentliches Leben nennen, niemals in Berührung gekommen sein. Seine Aeußerungen über politische und kirchliche Treibereien erinnern vielfach an den ihm geistesverwandten Origenes, der behauptete, für den Geist gebe es nichts Eigenthümlicheres als die Sorge für sich selbst, indem er nicht nach außen blickt, sich nicht mit fremden Dingen befaßt, sondern in sich gekehrt sein eigenes Wesen denkend an sich selbst zurückgiebt und so die Gerechtigkeit ausübt. Was Gregor der Wunderthäter von dem alexandri-

nischen Kirchenvater sagt, läßt sich recht wohl auf den Heidelberger Theosophen anwenden: „Versöhnt mit dem Weltlauf, dem göttlichen Logos vertrauend, reich in der uninteressirten Liebe zu Gott und den Brüdern, die göttlichen Gedanken nachdenkend, in Sehnsucht aufblickend zu der himmlischen Vaterstadt, erlebt der Geist die Gottähnlichkeit und Seligkeit.“ Das politische Interesse war bei dem in seine stille Geisterwelt Vertieften nie sehr stark gewesen. In Rom hatte er sich von Bunsen berichten lassen, was vorgehe, ohne selbst je eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Auch in Heidelberg würden ihm Ullmanns und Paulus' Belehrungen genügt haben, aber als ordentlicher Professor hatte er mehrfache amtliche Berührungen mit den Vorgängen des Tages. Es hing zusammen mit der hervorragenden Stellung, die der deutsche Professor vor dem Jahre 1849 in der öffentlichen Schätzung einnahm, daß die Fakultäten in wichtigen, öffentlichen Streitfragen gern als Spruchkollegien angerufen wurden. Man hatte zu ihnen, wegen ihrer größeren Unabhängigkeit, mehr Vertrauen als zu den vom Staate abhängigen Richtern, eine Ehrenstellung, die dann freilich durch die Professoren des Frankfurter Parlaments dem Stande verloren ging, denn nun hieß es: „Einundachtzig Professoren, Vaterland du bist verloren!“ Unter allen Universitäten hatte aber in den vierziger Jahren die eines Gervinus, Schlosser und Paulus am meisten das Vertrauen des liberalen Bürgerthums. Schwierige Streitfragen wurden nicht nur der hochberühmten juristischen Fakultät eines Mittermaier, Zachariä und Thibaut, sondern auch der theologischen Fakultät eines Paulus, Ullmann und Rothe gern unterbreitet. Schon im Wintersemester 1838 kam Rothe dadurch in die Lage, in einer Frage, die die sächsische und thüringische Kirche stürmisch erregte, in Gemeinschaft mit seinen Kollegen sein Votum abgeben zu müssen. Es handelte sich um den Streit, wer für die Erfolge des Dresdner Sektirers Stephan verantwortlich sei, der sächsische Rationalismus oder der preußische Pietismus? Stephan, der Sohn eines mährischen Convertiten, der vor angeblichen katholischen Verfolgungen nach Breslau ausgewandert war, wurde dort in jenen pietistischen Kreisen, in denen Rothe selbst einst seine Heimath gesehen hatte, durch Rothe's Freund Scheibel ein hoffnungsvolles Glied der erweckten Gemeinde. Auch in Breslau wollte der Gymnasiast, ein kirchlicher Kaspar Hauser, von katholischen Anschlägen bedroht sein und wußte dadurch Theilnahme für sich zu erwecken. Bereits der Schüler verschaffte sich einen Talar, in dem er Stunden lang auf seiner Stube predigte. Seine pietistischen Gönner schickten ihn nach Halle und Leipzig auf die Universität. Ohne ordnungsmäßiges Examen wurde er dann zum Pfarrer der böhmischen Gemeinde der Johanniskirche in Dresden ernannt und zog nun außer den Böhmen auch die Dresdner Pietisten in seine Kirche. Noch tiefer gehenden Einfluß gewann er durch seine Conventikel, die in den späten Nachtstunden

und zeitweise in den Weinbergen oder im Walde gehalten wurden. Da Graf Einsiedel, der pietistische Staatsminister, solche Erweckungsbewegungen förderte, traten zahlreiche Adelige, Beamte und Pastoren mit Stephan in Verbindung. Bald organisierte sich die so gewonnene Gemeinde unter eigenen Vorstehern. Als aber der Prediger der böhmischen Gemeinde auch seinen deutschen Anhängern das Abendmahl reichte, gerieth er seit dem März 1820 wegen dieses Bruchs der Parochialordnung mit den andern Predigern in Conflikte, die zu einer unerquicklichen Preßfehde führten. Ueber tausend Anhänger, darunter sehr vornehme, traten für Stephan ein. Dadurch entwickelte sich in ihm eine Art von Prophetenbewußtsein, das der riesige Mensch mit großer Würde darzustellen verstand. Nach dem Sturz des pietistischen Grafen aber, des Gönners von Heubner, traf den sektirerischen Pastor die Ungunst des neuen Regiments. Seine nächtlichen Versammlungen wurden ihm untersagt und die Anklage, daß dieselben wüste Walpurgisnächte seien, führte mehrfach zu skandalösen Untersuchungen. Trotzdem breitete sich Stephans Anhang bis nach Württemberg und Baden hin aus und wurde überall von den pietistischen Pfarrern begünstigt. Als nun aber Stephan am 8. November 1837 wieder bei einer seiner Nachtversammlungen in einem Weinberg bei Dresden betroffen worden war, wo seine Jüngerinnen eine Art von Zigeunerlager hergerichtet hatten, wurde er vom Dienste suspendirt. Seine Anhänger am Hofe setzten nochmals durch, daß der Proceß gegen ihn niedergeschlagen wurde, aber seine Rolle in Dresden war nun doch ausgespielt. Im Frühjahr 1838 machte er mit dem Auszug aus Babylon, den er schon lange angekündigt hatte, Ernst. Die Hauptmasse seiner Anhänger sammelte sich in Bremen, darunter ein Pastor Löbe und der Archivar Behse, der später durch seine Skandalgeschichte der deutschen Höfe berühmt geworden ist. Als alles beisammen war, fand auch Stephan sich ein. Auf fünf Schiffen, von denen eines aber mit Mann und Maus unterging, setzten die Gläubigen nach Amerika über. Die Gemeinde, die hundert Meilen hinter St. Louis großen Landbesitz erworben hatte, bestand aus siebenhundert Köpfen und erhielt aus Deutschland noch immer starken Zuzug. Aber schon im Mai 1839 sah sie sich genöthigt, ihren Bischof wegen Verführung von Beichtkindern und Unterschlagung von Geldern auszustoßen. Er starb 1846 als Prediger einer Gemeinde in Illinois. Die Stephan'sche Auswanderung war im Herzogthum Altenburg in den Bezirken Kahla und Ronneburg besonders zahlreich gewesen, weßhalb das Konsistorium dort eine Kirchenvisitation vornehmen ließ. Der Visitationsbescheid vom 13. November 1838, verfaßt von dem Generalsuperintendenten Hesekiel, machte nun die Prediger dieser Ephorien verantwortlich für den großen Abfall, indem ihre rationalistischen Predigten den Gemeinden nicht die erforderliche geistige Nahrung geboten hätten. Giftige Artikel der Erbauungsblätter und der Hengstenbergischen

Kirchenzeitung führten dann dieses Thema weiter aus. Das ging nun aber den sächsischen Rationalisten doch über das Maß des Erträglichen hinaus. Ueberall hatten der pietistische Graf Einsiedel, Hengstenberg und Tholuck diese Conventikel angepflanzt, gehegt und gepflegt, überall hatten ihre Organe diesen Stephan als Rüstzeug, als Zeugen der Wahrheit, als Propheten verherrlicht, und nun sollten die Rationalisten an dem Anhang schuld sein, den der Sektirer gefunden hatte. Auch die Art, wie in dem Hirtenbriefe Hesekiels auf Vortrag der Kernlehren des Christenthums gedrungen wurde, erschien der rationalistischen Geistlichkeit als Versuch, die preußische Orthodoxie in Altenburg obligatorisch einzuführen. Einer der betroffenen Geistlichen, Klötzner, verwahrte sich in einer Streitschrift gegen die Angriffe der Kirchenblätter, und der greise Superintendent Schuderoff in Ronneburg wendete sich direkt gegen den Generalsuperintendenten. Als die Aufregung wuchs, verlangte die Regierung an Ostern 1839 Gutachten der theologischen Fakultäten von Berlin, Göttingen, Jena und Heidelberg, gleichzeitig aber suspendirte sie den alten Schuderoff wegen seiner Angriffe auf Hesekiel von seinem Dienste, wodurch ganz Altenburg alarmirt wurde. Zustimmungsadressen, Deputationen, silberne Ehrenbecher entschädigten den alten Herrn, der auch sofort nach Einkunft des Jena'schen Gutachtens, das Hase verfaßt hatte, wieder in alle seine Würden eingesetzt wurde. Das Heidelberger Gutachten war von dem derzeitigen Dekan Umbreit erstattet. Unverkennbare Anklänge an Rothe's Denkschrift bei Eröffnung des Predigerseminars beweisen aber, daß Rothe dem Freunde bei Abfassung des Gutachtens mehrfach die Hand führte. Die Abweisung aller Gewaltmaßregeln in Sachen des Gewissens klingt völlig nach ihm. Den guten Absichten des Altenburger Consistoriums ließ das Gutachten alle Gerechtigkeit widerfahren, aber es tadelt, daß der Hirtenbrief nicht an die ganze Landeskirche, sondern nur an die Ephorialbezirke gerichtet worden sei, die von der Stephan'schen Auswanderung betroffen wurden, weil so der Schein entstehe, als ob man die Schuld der Auswanderung den dortigen Geistlichen aufbürden wolle. Harleß in seiner Zeitschrift und Tholuck in seinem literarischen Anzeiger sprachen sich darum über das Heidelberger Gutachten sehr abfällig aus, obwohl von allen vier Gutachten nur das Berliner von Hengstenberg Hesekiels Verfahren gebilligt hatte. Daß Tholuck das Heidelberger Gutachten in seinem literarischen Anzeiger so scharf censirte, war um so unpassender, als er sich hätte sagen müssen, daß gerade er mit seiner Förderung des Conventikelwesens eine ganz directe Verantwortung für die separatistische Bewegung hatte, während die Anklage gegen die rationalistischen Prediger lediglich eine unerweisliche Unterstellung des orthodoxen Generalsuperintendenten war. Aber so völlig hatte der Parteieifer das Urtheil getrübt, daß eine anima candida wie Franz Delitzsch schreiben konnte: „Stephan ist ein ver-

rufener und geschmähter Mann unter allen ungläubigen und falschgläubigen Parteien unserer Zeit, den nur die Feinde der Kirche verwünschen und den die Freunde der Kirche segnend im Munde führen."*) Ullmann versah seine Besprechung der vier Gutachten in den Studien und Kritiken mit einem Epilog an Herrn Dr. Tholuck, der das Heidelberger Gutachten ohne allen Grund dem alten Paulus in die Schuhe geschoben hatte, was Ullmann richtig stellt**). Für Rothe war ein Streit mit dem alten Freundeskreise unerwünscht, und er nannte in einem Briefe an Heubner vom April 1840 diesen Epilog Ullmanns sehr überflüssig. Ebenso betonte er bei dieser Gelegenheit, daß er für seine Person Ullmanns milderen Standpunkt in Sachen des Dr. Strauß keineswegs theile. So ist dieser Handel orientirend für Rothe's damalige Stellung; noch immer ist Ullmann der Liberalere, Rothe der Conservativere der beiden Freunde, aber der Brief an Heubner zeigt auch, daß er am liebsten mit der ganzen Sache verschont geblieben wäre.

Gleichfalls auf pietistische Anregungen ging eine andere Angelegenheit zurück, die Rothe nicht mindern Verdruß machte. Der Eifer des Halle'schen Pietismus hatte, wie wir bereits sahen, sich auf Ludwig Gerlachs, Tholucks und Stiers Anregung neuerdings in Gründung von Vereinen zur Unterstützung der Heidenmission bethätigt. Zugestandenermaßen handelte es sich dabei in erster Reihe um Organisation der gläubigen Elemente in der Bevölkerung und um pietistische Propaganda vermittelst großer Missionsfeste, auf denen die Reiseberichte der Missionäre, Erzählungen wunderbarer Bekehrungen und blutiger Martyrien das Landvolk anlockten. Für Gerlach war, wie er mehrfach ausspricht, die Sammlung der Gläubigen die Hauptsache, der durch das Basler Missionshaus gegangene Stier wird mehr an die schwarzen, braunen und gelben Missionszöglinge gedacht haben. Auch Gutzkow bezeugt in einem noch zu besprechenden Aufsatze, wie es vielen vornehmen Damen eine Gewissensberuhigung sei, daß etwas für die Heiden geschehe. Das Urteil unbefangener Zeitgenossen war nach Hase***), daß diese Missionsarbeit doch sehr beschränkte Erfolge habe und jedenfalls nicht im Verhältniß stehe zu den ungeheueren Summen, die Jahr für Jahr darauf verwendet würden. Die zahllosen Beamtengehalte und der gewaltige Apparat kam dem Pietismus zu gut, der Erfolg aber war minimal. Die Missionsstationen müssen auch heute noch von den Gesellschaften erhalten werden, statt zu Gemeinden auszuwachsen, die auf eignen Füßen stehn. Von der Weise der Agitation meint Hase: „Das ist nicht zu läugnen, daß in den meisten Berichten der Missionäre, wie

*) Wissenschaft, Kunst und Judenthum, S. 2. Vgl. auch Herzogs Realencyklopädie von 1862, XV., 58, wo Stephan „ein erwähltes Rüstzeug" genannt wird.

**) Studien und Kritiken 1840, 2, S. 485 ff.

***) Kirchengeschichte auf Grund akadem. Vorlesungen III, 727.

sie in den Jahresheften der Mission bekannt gemacht werden, sich viel fromme Phrasen und wenn auch wohlgemeinte Uebertreibungen finden. Nicht umsonst wird das Sprüchwort entstanden sein: ‚Der lügt wie ein Missionär.‘“ Rothe betrachtete anfänglich die Gründung eines badischen Missionsvereins im Jahre 1839 als ein erfreuliches Zeichen des auch in der Pfalz zunehmenden kirchlichen Sinns, allein bald genug mußte auch er erfahren, daß es sich bei dieser Mission weniger um die Bekehrung der Schwarzen als um die Anschwärzung der Unbekehrten handelte. Mit tiefer Betrübniß meldet er am 2. September 1841 an Heubner, dem Russen Zaremba, den man den Badensern als Missionsprediger geschickt habe, sei von der Kirchenbehörde die Kanzel verboten worden, weil er in einer Gemeinde bei Lahr den dort vor drei Jahren verstorbenen langjährigen und bei ihr in bestem Andenken stehenden Pfarrer in einer Predigt als Irrlehrer und Seelenverderber verunglimpfte, einen Mann, den er nie gekannt hat, der ihm aber als Rationalist von den Stundenleuten in den schlimmsten Farben geschildert worden war. Rothe schreibt sehr betrübt darüber an Heubner: „Was kann doch ein solches vor der Zeit Richten dem Reiche Gottes frommen? Wohl aber macht es sehr viele suchende Seelen, die auf halbem Wege stehen, irre.“

Als geschworner Gegner aller gemachten Veranstaltungen zeigte sich Rothe auf's Neue, als im Mai 1841 Schmieder eine solenne Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Wittenberger Predigerseminars anregte, das natürlich auch wieder ein Siegesfest der Pietisten werden sollte. Nach seiner persönlichen Stellung war es für Rothe schwer, einem Plane zu widersprechen, der letztlich auf eine Huldigung für Heubner hinauslief. Was er aber antwortete, ist überaus charakteristisch für seine Stellung zu solchen pro ecclesia-Festivitäten*), die jetzt immer mehr Mode wurden. Am 13. Mai 1841 schreibt er darüber an Hahn: „Ich bin von Grund der Seele aller Solennitäten Feind und allen diesen Ausputzungen unseres irdischen Werktagslebens mit Festons, Blumen und bunten Bändern. Es giebt für Jeden des Nothwendigen im Leben so außerordentlich viel zu thun, und dazu so außerordentlich wenig Zeit, wir alle haben viel wichtigere und bessere Dinge zu thun als uns, ich sage es frei heraus, mit solchen Spielereien zu befassen. Diese Solennitätensucht kann ich nicht umhin für eine Krankheit des gegenwärtigen Zeitgeistes (ich sage nicht des Geistes der Zeit) zu halten, von dem leider auch unser Christenhäuflein angesteckt ist. Nach meiner innigsten Ueberzeugung ist es der Schatten und die Stille der Verborgenheit, worin die vom Herrn gepflanzten Pflänzlein gedeihn, und ich kann mich nicht befreunden mit dem Drange nach einer Publicität, dem die jungfräuliche Schüchternheit so ganz fremd ist, welche jedem

*) Vgl. den Brief vom 13. Mai 1841 an Hahn. Sammlg. des Prof. Kolde.

guten, in Gott gethanen Werke angeboren ist. Lasset das Kindlein doch wenigstens erst 100 Jahre alt werden, dann verlohnt es sich, es zu feiern."

Daß neben diesen kirchlichen Fragen, die die Zeit bewegten, die politischen Interessen doch überwogen, bewies die Theilnahme, mit der Heidelberg und Mannheim ihren bewunderten Mitbürger Itzstein begleiteten, als er in Georg Herweghs Gesellschaft 1842 einen großen Triumphzug durch Preußen machte, dem erst ein polizeiliches Ausweisungsdekret ein Ende machte zu großer Entrüstung der Pfälzer und Württemberger. Unter allen Versuchen Friedrich Wilhelms IV., die Gegner durch Reden zu bekehren, fiel der mit Herwegh besonders unglücklich aus. Der König gewährte dem Schwaben, der ihn angesungen hatte, eine Audienz, in der er ihm sagte: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheueres wirken." Als aber Herwegh seine Anwesenheit in Preußen zu Agitationsreisen benutzte, wurde er sammt Itzstein polizeilich ausgewiesen. Nun rächte er sich mit dem beißenden Epigramm:

Auf dem Wege von Damasko
Machte Paulus einst Fiasko,
Doch, das ihn bekehrt, das Licht,
Ein Berliner war es nicht.

Hatte er vorher in seinen Huldigungsversen dem Könige zugerufen, wenn er das Räthsel der Zeit löse, werde die Sphinx der Revolution sich in den Abgrund stürzen, so widerrief er jetzt:

Du konntest fester nur den Knoten schürzen,
Und in den Sternen hatt' ich falsch gelesen,
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen
Und Du — Du bist kein Oedipus gewesen.

Ein Berliner Witzblatt aber brachte das Bild einer Hand, die freundlich hereinwinkt mit der Unterschrift: „her", und eine andere, die gebieterisch zur Thüre deutet, mit der Unterschrift: „weg". Um dieses Räthsel zu lösen, bedurfte es freilich keines Oedipus. Aehnliche poetische Ansprachen provocirte der König durch seine solenne Betheiligung am Kölner Dombaufeste am 4. September 1842. Bunsens Schüler Abeken gab eine schwärmerische Beschreibung der Feier, und Bunsen selbst schrieb: „Der König hat wieder die Welt begeistert. Er ist unerschöpflich in Liebe und Güte und kühn. Nur er kann es wagen, erst in die evangelische Kirche zu gehn und dann in das Hochamt, beides mit der Königin. Der Papst und die Elberfelder werden brummen!" Aber auch die Gerlache brummten, weil der König nach seiner Grundsteinlegung zu „den schönsten Thoren der Welt" und nach seiner schwungvollen Rede von deutscher

Feindschaft und Eintracht der christlichen Confessionen frühstücken gin
von Julius Eggershaim. Robert Prutz aber meinte:

Fortbauen, ja, da hast Du es getroffen,
Den Dom der Freiheit, bau ihn rüstig aus.

Seine Gesinnung entzog Rothe damals für ein volles Jahr jeder
an öffentlichen Akten, kaum aber war er nothdürftig wieder he
wurde er durch Ernennung des Großherzogs zum Vertreter der
Zahlstatt für die am 20. April 1843 zusammentretende Generalsy
Er schreibt an Heubner, die Ernennung habe ihn überrascht u
angenehm, da er von solchen Versammlungen überhaupt nichts
nach Ausfall der Wahlen man in dieser an Sieg seinen U
werde. In der That gehörte es zur signatura temporis, daß
weltlichen Abgeordneten orthodoxer waren, als die meis
Vertreter des geistlichen Standes. In der Majorität war
Richtung, die in Rothe's Freund, dem Kultusminister Ka
besaß. Wichtige Tractanden lagen nicht vor, denn so w
Agende und Gesangbuch Sache beschäftigten, so sah es doch
1836 eingeführten Bücher nicht nach sieben Jahren schon
werden sollten. Die wichtigste Vorlage war die einer
Pfarrbesoldungen, an die Ungleichheit derselben einigern
und dem häufigen Wechsel auf den schlechten Pfarreien
besten bemittelten Gemeinden waren damit einverstanden, ein
Fuß abzugeben, um mehr tun und fort mit den ärm
Pfarren schaffen zu können. Aber die Regierung schon
solchen Eingriff in das Pfründenrecht zurück und es b
abgeneigte Stimmung wurde von der Synode die
bis der Oberkirchenrath auf die Verhandlungen der Ver
seit einer Generation bestand gab. Bei der
Gehalte waren sehr breit: nicht nur
ihren Oberkirchenrath Genug verpönt
hohen großen Beifall erfuhren. Da wie
Schlagwort mit spotten, wollte die Generalsynode
pfarrer Stelle, entschieden sich für
Gemeinden, wo sie beliebt waren, in der
aber, meinten, es habe bei der Stimmung
schaften, wenn alle unsere Gemeinden auch
Gehalte. Auch die Alten um jüngeren Stand
schafft die absolute Mehrheit, es sei nicht wohl
heiligen Handlungen in diesem Betreff hinau
Verlegung des Taufgebets an den Altar, wo

Verlängerung erfahren hätte, wurde von dem landesherrlichen Bescheid zu nochmaliger Berathung auf die nächste Generalsynode vertagt. Daß der Bescheid so lang auf sich warten ließ, rügte Rothe in seinen Briefen an Heubner und Hahn mehrfach, und als er kam und alle Hauptanträge abgewiesen waren, erhielt die Generalsynode, der Rothe seine Zeit geopfert hatte, im Munde der Pfarrer den Namen „die vergebliche". Rothe's Gesamturtheil über den Verlauf der Synode war, wie bei ihm zu erwarten, wenig günstig. Er fand sich in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß durch solche Versammlungen das, was Noth thue, nicht wesentlich gefördert werde und daß er seine Zeit besser hätte verwenden können, wenn man ihn bei seinen Zuhörern in Heidelberg gelassen hätte, statt ihn von April bis in den Juni hinein in Karlsruhe festzunageln. Den meisten Verhandlungsgegenständen stand er ohnehin als Laie fremd gegenüber, so daß der Hauptgewinn für ihn darin zu suchen ist, daß er mit den badischen Führern persönlich bekannt wurde, deren Physiognomie sich allerdings stark von der der geistlichen Herrn in Breslau und Wittenberg unterschied. Immerhin, so gesteht er Heubnern, sei der Eindruck, den er von der Synode mit nach Hause genommen habe, ein in höherem Grade wohlthuender als er anfänglich erwartet habe. Diesem Gefühle der Befriedigung hatte Rothe auch in der letzten Sitzung der Synode einen herzlichen Ausdruck gegeben, als die Generalsynode ihn bat, das Schlußwort zu sprechen. Sein mildes Wort gab einem Korrespondenten der Evangelischen Kirchenzeitung, der den badischen Kirchenregenten noch viel zu schaffen machen sollte, zu einem höhnischen Ausfall Anlaß*), Rothe habe dieser Synode ohne Salz und ohne Salbung auch noch das Zeugniß ausgestellt, ihre Verhandlungen seien „gesegnete" gewesen.

Eine stärkere Nöthigung, sich auf die Seite einer Partei zu stellen, brachte für Rothe der Gustav Adolf-Verein, dem er nur zögernd beitrat. Den Anstoß zur Bildung dieses Vereins hatte die Säcularfeier der Schlacht bei Lützen in Sachsen gegeben. Der Demonstration gegen das katholische Herrscherhaus, die in dieser Feier lag, hatte der König die Spitze abgebrochen, indem er selbst auf dem Schlachtfeld von Lützen einen „Schwedenstein" errichtete. Die ursprünglichen Veranstalter der Feier gründeten nun 1834 eine Gustav Adolf-Stiftung, aus der bedürftige evangelische Gemeinden unterstützt werden sollten. Einen großen Aufschwung nahm der Gedanke der Stiftung 1841 durch einen Aufruf des freisinnigen Prälaten Zimmermann in Darmstadt, der die Sache erst populär machte. Die so gesammelten süddeutschen Vereine verbanden sich im Jahre 1843 mit dem sächsischen Stammvereine auf einer gemeinsamen Tagung zu Frankfurt. Ein Centralvorstand in Leipzig

*) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 477.

bitter, und ich kann es nicht verleugnen, daß mir wehe, sehr wehe um's Herz ist, und ich mich sehr vereinsamt fühle." Dittenberger hatte dem Sterbenden und seinen beiden Kindern noch das Abendmahl gereicht, dann ließ er sich von Richard aus dem Gesangbuch vorlesen und schlief gegen Morgen schmerzlos ein. Auf dem St. Annenkirchhof, wo Voß und Daub beigesetzt waren, wurde er der letzten Ruhestätte übergeben. Mit Frau und Pflegesohn machte der tief Trauernde in den folgenden hellen Septembertagen einen Ausflug nach Annweiler zum Trifels und nach Dürkheim zur Ruine Limburg, um sich den düstern Eindrücken des Sterbehauses zu entziehen. Sein Leben im Hause war jetzt ein innerlich einsames geworden, und das Gefühl des großen Verlustes lag noch lange auf ihm. Als er im folgenden Jahre seine Herbstferien in Baden verlebte, schreibt er an Hahn, daß ihn der Ort auf Schritt und Tritt an den früheren Aufenthalt mit dem Vater erinnere. „Ueberhaupt glaubst Du nicht, wie der Schmerz über seinen Heimgang noch immer auf mir lastet und sich in alles einmischt. Ich bemerke es bei allen Gelegenheiten, wie durch seinen Tod eines der stärksten Bande, die mich an dieses Leben knüpften, gelöst ist. Oh, wer auch schon geborgen wäre vor Sturm und Unwetter wie er!" Den Todestag, den 20. August, wartet Rothe immer erst in Heidelberg ab, um das Grab des Vaters zu besuchen, dann erst geht er in die Ferien. Meist suchte er in dem lieblichen Lichtenthal bei Baden seine Erholung, wo wir ihn dann in freundlichem Verkehr mit andern Universitätskollegen finden. Erst gegen Ende seiner Heidelberger Zeit, im August 1846, fand er Gelegenheit, die Verwandten in der Heimath wiederzusehen. Mit der Frau und dem Pflegesohn reiste er über Dresden in die Sächsische Schweiz, ging dann nach Halle und von dort nach Wittenberg. Auch dieses Mal mußte er hier die Kanzel besteigen, um die die alten Freunde sich versammelten. Der größte Gewinn der Reise war der, daß die Heubners sich bereit finden ließen, ihre Tochter Elisabeth den Rothe's für den Winter abzutreten. Wie in Baden-Baden, so war auch auf dieser Reise die Frau unter den wechselnden frohen Eindrücken völlig wohl. Dann aber schreibt er von Heidelberg: „Kaum hatten wir unsere Wohnung betreten, so wurde meine Luise so unwohl, daß sie nur mit aller Eile das Bett suchen mußte." Zum Glück schlug auch die jüngste Heubner'sche Tochter trefflich ein und Rothe's schlimmste Zeit begann erst, als keine der Nichten mehr verfügbar war und die Frau auch keine andere Stütze duldete.

VIII

Das öffentliche Leben

1837—1848

Es ist eine seltsame Verkettung der deutschen Geschicke, daß so viele der Freiheitskämpfer von 1813 nachmals Führer der geistigen Unterjochung im eigenen Lande geworden sind. „Wie mir deine Freuden winken, nach der Knechtschaft, nach dem Streit!“ hatte Schenkendorf gesungen.

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den bösen Feind bezwingen!“

Dieser böse Feind aber war die französische Aufklärung, der Geist Voltaire's, der deutsche Liberalismus. So wenigstens deutete sich den bösen Feind der preußische Kronprinz, der kommende Mann. Wie auf dem von ihm erdachten Karlsruher Preußendenkmal für die 1849 Gefallenen, träumte er sich als Sankt Georg, der den Lindwurm der Revolution an die Erde heftet. An solche Vorstellungen knüpften die drei Gebrüder Gerlach und die andern pietistischen Führer an, mit denen er sich umgab. Im Staate war der allschaffende Geist der Zeit nicht mehr zu bändigen, aber in der Kirche hatte man ihn eingekreist und umzäunt, so daß es möglich schien, ihn an die Wand zu drücken und zu erwürgen. Die Intimen des Kronprinzen, Graf von der Gröben, Thile, Leopold und Ludwig von Gerlach hatten alle für die Freiheit Deutschlands gekämpft, jetzt waren sie die Säulen der pietistischen Reaction, deren Verfolgungssucht den Bürgerstand gegen die „kronprinzliche Klique“ erbitterte. Das war die Geisterschlacht, die Deutschland mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte. Wäre es auf Rothe angekommen, so würde er überhaupt mit dem, was die Leute öffentliches Leben nennen, niemals in Berührung gekommen sein. Seine Aeußerungen über politische und kirchliche Treibereien erinnern vielfach an den ihm geistesverwandten Origenes, der behauptete, für den Geist gebe es nichts Eigenthümlicheres als die Sorge für sich selbst, indem er nicht nach außen blickt, sich nicht mit fremden Dingen befaßt, sondern in sich gekehrt sein eigenes Wesen denkend an sich selbst zurückgiebt und so die Gerechtigkeit ausübt. Was Gregor der Wunderthäter von dem alexandri-

nischen Kirchenvater sagt, läßt sich recht wohl auf den Heidelberger Theosophen anwenden: „Versöhnt mit dem Weltlauf, dem göttlichen Logos vertrauend, reich in der uninteressirten Liebe zu Gott und den Brüdern, die göttlichen Gedanken nachdenkend, in Sehnsucht aufblickend zu der himmlischen Vaterstadt, erlebt der Geist die Gottähnlichkeit und Seligkeit.“ Das politische Interesse war bei dem in seine stille Geisterwelt Vertieften nie sehr stark gewesen. In Rom hatte er sich von Bunsen berichten lassen, was vorgehe, ohne selbst je eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Auch in Heidelberg würden ihm Ullmanns und Paulus' Belehrungen genügt haben, aber als ordentlicher Professor hatte er mehrfache amtliche Berührungen mit den Vorgängen des Tages. Es hing zusammen mit der hervorragenden Stellung, die der deutsche Professor vor dem Jahre 1849 in der öffentlichen Schätzung einnahm, daß die Fakultäten in wichtigen, öffentlichen Streitfragen gern als Spruchkollegien angerufen wurden. Man hatte zu ihnen, wegen ihrer größeren Unabhängigkeit, mehr Vertrauen als zu den vom Staate abhängigen Richtern, eine Ehrenstellung, die dann freilich durch die Professoren des Frankfurter Parlaments dem Stande verloren ging, denn nun hieß es: „Einundachtzig Professoren, Vaterland du bist verloren!“ Unter allen Universitäten hatte aber in den vierziger Jahren die eines Gervinus, Schlosser und Paulus am meisten das Vertrauen des liberalen Bürgerthums. Schwierige Streitfragen wurden nicht nur der hochberühmten juristischen Fakultät eines Mittermaier, Zachariä und Thibaut, sondern auch der theologischen Fakultät eines Paulus, Ullmann und Rothe gern unterbreitet. Schon im Wintersemester 1838 kam Rothe dadurch in die Lage, in einer Frage, die die sächsische und thüringische Kirche stürmisch erregte, in Gemeinschaft mit seinen Kollegen sein Votum abgeben zu müssen. Es handelte sich um den Streit, wer für die Erfolge des Dresdner Sektirers Stephan verantwortlich sei, der sächsische Rationalismus oder der preußische Pietismus? Stephan, der Sohn eines mährischen Convertiten, der vor angeblichen katholischen Verfolgungen nach Breslau ausgewandert war, wurde dort in jenen pietistischen Kreisen, in denen Rothe selbst einst seine Heimath gesehen hatte, durch Rothe's Freund Scheibel ein hoffnungsvolles Glied der erweckten Gemeinde. Auch in Breslau wollte der Gymnasiast, ein kirchlicher Kaspar Hauser, von katholischen Anschlägen bedroht sein und wußte dadurch Theilnahme für sich zu erwecken. Bereits der Schüler verschaffte sich einen Talar, in dem er Stunden lang auf seiner Stube predigte. Seine pietistischen Gönner schickten ihn nach Halle und Leipzig auf die Universität. Ohne ordnungsmäßiges Examen wurde er dann zum Pfarrer der böhmischen Gemeinde der Johanniskirche in Dresden ernannt und zog nun außer den Böhmen auch die Dresdner Pietisten in seine Kirche. Noch tiefer gehenden Einfluß gewann er durch seine Conventikel, die in den späten Nachtstunden

und zeitweise in den Weinbergen oder im Walde gehalten wurden. Da Graf Einsiedel, der pietistische Staatsminister, solche Erweckungsbewegungen förderte, traten zahlreiche Adelige, Beamte und Pastoren mit Stephan in Verbindung. Bald organisierte sich die so gewonnene Gemeinde unter eigenen Vorstehern. Als aber der Prediger der böhmischen Gemeinde auch seinen deutschen Anhängern das Abendmahl reichte, gerieth er seit dem März 1820 wegen dieses Bruchs der Parochialordnung mit den andern Predigern in Conflikte, die zu einer unerquicklichen Preßfehde führten. Ueber tausend Anhänger, darunter sehr vornehme, traten für Stephan ein. Dadurch entwickelte sich in ihm eine Art von Prophetenbewußtsein, das der riesige Mensch mit großer Würde darzustellen verstand. Nach dem Sturz des pietistischen Grafen aber, des Gönners von Heubner, traf den sektirerischen Pastor die Ungunst des neuen Regiments. Seine nächtlichen Versammlungen wurden ihm untersagt und die Anklage, daß dieselben wüste Walpurgisnächte seien, führte mehrfach zu skandalösen Untersuchungen. Trotzdem breitete sich Stephans Anhang bis nach Württemberg und Baden hin aus und wurde überall von den pietistischen Pfarrern begünstigt. Als nun aber Stephan am 8. November 1837 wieder bei einer seiner Nachtversammlungen in einem Weinberg bei Dresden betroffen worden war, wo seine Jüngerinnen eine Art von Zigeunerlager hergerichtet hatten, wurde er vom Dienste suspendirt. Seine Anhänger am Hofe setzten nochmals durch, daß der Proceß gegen ihn niedergeschlagen wurde, aber seine Rolle in Dresden war nun doch ausgespielt. Im Frühjahr 1838 machte er mit dem Auszug aus Babylon, den er schon lange angekündigt hatte, Ernst. Die Hauptmasse seiner Anhänger sammelte sich in Bremen, darunter ein Pastor Löbe und der Archivar Vehse, der später durch seine Skandalgeschichte der deutschen Höfe berühmt geworden ist. Als alles beisammen war, fand auch Stephan sich ein. Auf fünf Schiffen, von denen eines aber mit Mann und Maus unterging, setzten die Gläubigen nach Amerika über. Die Gemeinde, die hundert Meilen hinter St. Louis großen Landbesitz erworben hatte, bestand aus siebenhundert Köpfen und erhielt aus Deutschland noch immer starken Zuzug. Aber schon im Mai 1839 sah sie sich genöthigt, ihren Bischof wegen Verführung von Beichtkindern und Unterschlagung von Geldern auszustoßen. Er starb 1846 als Prediger einer Gemeinde in Illinois. Die Stephan'sche Auswanderung war im Herzogthum Altenburg in den Bezirken Kahla und Ronneburg besonders zahlreich gewesen, weßhalb das Konsistorium dort eine Kirchenvisitation vornehmen ließ. Der Visitationsbescheid vom 13. November 1838, verfaßt von dem Generalsuperintendenten Hesekiel, machte nun die Prediger dieser Ephorien verantwortlich für den großen Abfall, indem ihre rationalistischen Predigten den Gemeinden nicht die erforderliche geistige Nahrung geboten hätten. Giftige Artikel der Erbauungsblätter und der Hengstenbergischen

Kirchenzeitung führten dann dieses Thema weiter aus. Das ging nun aber den sächsischen Rationalisten doch über das Maß des Erträglichen hinaus. Ueberall hatten der pietistische Graf Einsiedel, Hengstenberg und Tholuck diese Conventikel angepflanzt, gehegt und gepflegt, überall hatten ihre Organe diesen Stephan als Rüstzeug, als Zeugen der Wahrheit, als Propheten verherrlicht, und nun sollten die Rationalisten an dem Anhang schuld sein, den der Sektirer gefunden hatte. Auch die Art, wie in dem Hirtenbriefe Hesekiels auf Vortrag der Kernlehren des Christenthums gedrungen wurde, erschien der rationalistischen Geistlichkeit als Versuch, die preußische Orthodoxie in Altenburg obligatorisch einzuführen. Einer der betroffenen Geistlichen, Klötzner, verwahrte sich in einer Streitschrift gegen die Angriffe der Kirchenblätter, und der greise Superintendent Schuderoff in Ronneburg wendete sich direkt gegen den Generalsuperintendenten. Als die Aufregung wuchs, verlangte die Regierung an Ostern 1839 Gutachten der theologischen Fakultäten von Berlin, Göttingen, Jena und Heidelberg, gleichzeitig aber suspendirte sie den alten Schuderoff wegen seiner Angriffe auf Hesekiel von seinem Dienste, wodurch ganz Altenburg alarmirt wurde. Zustimmungsadressen, Deputationen, silberne Ehrenbecher entschädigten den alten Herrn, der auch sofort nach Einkunft des Jena'schen Gutachtens, das Hase verfaßt hatte, wieder in alle seine Würden eingesetzt wurde. Das Heidelberger Gutachten war von dem derzeitigen Dekan Umbreit erstattet. Unverkennbare Anklänge an Rothe's Denkschrift bei Eröffnung des Predigerseminars beweisen aber, daß Rothe dem Freunde bei Abfassung des Gutachtens mehrfach die Hand führte. Die Abweisung aller Gewaltmaßregeln in Sachen des Gewissens klingt völlig nach ihm. Den guten Absichten des Altenburger Consistoriums ließ das Gutachten alle Gerechtigkeit widerfahren, aber es tadelt, daß der Hirtenbrief nicht an die ganze Landeskirche, sondern nur an die Ephorialbezirke gerichtet worden sei, die von der Stephan'schen Auswanderung betroffen wurden, weil so der Schein entstehe, als ob man die Schuld der Auswanderung den dortigen Geistlichen aufbürden wolle. Harleß in seiner Zeitschrift und Tholuck in seinem literarischen Anzeiger sprachen sich darum über das Heidelberger Gutachten sehr abfällig aus, obwohl von allen vier Gutachten nur das Berliner von Hengstenberg Hesekiels Verfahren gebilligt hatte. Daß Tholuck das Heidelberger Gutachten in seinem literarischen Anzeiger so scharf censirte, war um so unpassender, als er sich hätte sagen müssen, daß gerade er mit seiner Förderung des Conventikelwesens eine ganz directe Verantwortung für die separatistische Bewegung hatte, während die Anklage gegen die rationalistischen Prediger lediglich eine unerweisliche Unterstellung des orthodoxen Generalsuperintendenten war. Aber so völlig hatte der Parteieifer das Urtheil getrübt, daß eine anima candida wie Franz Delitzsch schreiben konnte: „Stephan ist ein ver-

rufener und geschmähter Mann unter allen ungläubigen und falschgläubigen Parteien unserer Zeit, den nur die Feinde der Kirche verwünschen und den die Freunde der Kirche segnend im Munde führen.“*) Ullmann versah seine Besprechung der vier Gutachten in den Studien und Kritiken mit einem Epilog an Herrn Dr. Tholuck, der das Heidelberger Gutachten ohne allen Grund dem alten Paulus in die Schuhe geschoben hatte, was Ullmann richtig stellt**). Für Rothe war ein Streit mit dem alten Freundeskreise unerwünscht, und er nannte in einem Briefe an Heubner vom April 1840 diesen Epilog Ullmanns sehr überflüssig. Ebenso betonte er bei dieser Gelegenheit, daß er für seine Person Ullmanns milderen Standpunkt in Sachen des Dr. Strauß keineswegs theile. So ist dieser Handel orientirend für Rothe's damalige Stellung; noch immer ist Ullmann der Liberalere, Rothe der Conservativere der beiden Freunde, aber der Brief an Heubner zeigt auch, daß er am liebsten mit der ganzen Sache verschont geblieben wäre.

Gleichfalls auf pietistische Anregungen ging eine andere Angelegenheit zurück, die Rothe nicht mindern Verdruß machte. Der Eifer des Halle'schen Pietismus hatte, wie wir bereits sahen, sich auf Ludwig Gerlachs, Tholucks und Stiers Anregung neuerdings in Gründung von Vereinen zur Unterstützung der Heidenmission bethätigt. Zugestandenermaßen handelte es sich dabei in erster Reihe um Organisation der gläubigen Elemente in der Bevölkerung und um pietistische Propaganda vermittelst großer Missionsfeste, auf denen die Reiseberichte der Missionäre, Erzählungen wunderbarer Bekehrungen und blutiger Martyrien das Landvolk anlockten. Für Gerlach war, wie er mehrfach ausspricht, die Sammlung der Gläubigen die Hauptsache, der durch das Basler Missionshaus gegangene Stier wird mehr an die schwarzen, braunen und gelben Missionszöglinge gedacht haben. Auch Gutzkow bezeugt in einem noch zu besprechenden Aufsatze, wie es vielen vornehmen Damen eine Gewissensberuhigung sei, daß etwas für die Heiden geschehe. Das Urteil unbefangener Zeitgenossen war nach Hase***), daß diese Missionsarbeit doch sehr beschränkte Erfolge habe und jedenfalls nicht im Verhältniß stehe zu den ungeheueren Summen, die Jahr für Jahr darauf verwendet würden. Die zahllosen Beamtengehalte und der gewaltige Apparat kam dem Pietismus zu gut, der Erfolg aber war minimal. Die Missionsstationen müssen auch heute noch von den Gesellschaften erhalten werden, statt zu Gemeinden auszuwachsen, die auf eignen Füßen stehn. Von der Weise der Agitation meint Hase: „Das ist nicht zu läugnen, daß in den meisten Berichten der Missionäre, wie

*) Wissenschaft, Kunst und Judenthum, S. 2. Vgl. auch Herzogs Realencyklopädie von 1862, XV., 58, wo Stephan „ein erwähltes Rüstzeug“ genannt wird.

**) Studien und Kritiken 1840, 2, S. 485 ff.

***) Kirchengeschichte auf Grund akadem. Vorlesungen III, 727.

sie in den Jahresheften der Mission bekannt gemacht werden, sich viel fromme Phrasen und wenn auch wohlgemeinte Uebertreibungen finden. Nicht umsonst wird das Sprüchwort entstanden sein: ‚Der lügt wie ein Missionär.‘“ Rothe betrachtete anfänglich die Gründung eines badischen Missionsvereins im Jahre 1839 als ein erfreuliches Zeichen des auch in der Pfalz zunehmenden kirchlichen Sinns, allein bald genug mußte auch er erfahren, daß es sich bei dieser Mission weniger um die Bekehrung der Schwarzen als um die Anschwärzung der Unbekehrten handelte. Mit tiefer Betrübniß meldet er am 2. September 1841 an Heubner, dem Russen Zaremba, den man den Badensern als Missionsprediger geschickt habe, sei von der Kirchenbehörde die Kanzel verboten worden, weil er in einer Gemeinde bei Lahr den dort vor drei Jahren verstorbenen langjährigen und bei ihr in bestem Andenken stehenden Pfarrer in einer Predigt als Irrlehrer und Seelenverderber verunglimpfte, einen Mann, den er nie gekannt hat, der ihm aber als Rationalist von den Stundenleuten in den schlimmsten Farben geschildert worden war. Rothe schreibt sehr betrübt darüber an Heubner: „Was kann doch ein solches vor der Zeit Richten dem Reiche Gottes frommen? Wohl aber macht es sehr viele suchende Seelen, die auf halbem Wege stehen, irre.“

Als geschworner Gegner aller gemachten Veranstaltungen zeigte sich Rothe auf's Neue, als im Mai 1841 Schmieder eine solenne Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Wittenberger Predigerseminars anregte, das natürlich auch wieder ein Siegesfest der Pietisten werden sollte. Nach seiner persönlichen Stellung war es für Rothe schwer, einem Plane zu widersprechen, der letztlich auf eine Huldigung für Heubner hinauslief. Was er aber antwortete, ist überaus charakteristisch für seine Stellung zu solchen pro ecclesia-Festivitäten*), die jetzt immer mehr Mode wurden. Am 13. Mai 1841 schreibt er darüber an Hahn: „Ich bin von Grund der Seele aller Solennitäten Feind und allen diesen Ausputzungen unseres irdischen Werktagslebens mit Festons, Blumen und bunten Bändern. Es giebt für Jeden des Nothwendigen im Leben so außerordentlich viel zu thun, und dazu so außerordentlich wenig Zeit, wir alle haben viel wichtigere und bessere Dinge zu thun als uns, ich sage es frei heraus, mit solchen Spielereien zu befassen. Diese Solennitätensucht kann ich nicht umhin für eine Krankheit des gegenwärtigen Zeitgeistes (ich sage nicht des Geistes der Zeit) zu halten, von dem leider auch unser Christenhäuflein angesteckt ist. Nach meiner innigsten Ueberzeugung ist es der Schatten und die Stille der Verborgenheit, worin die vom Herrn gepflanzten Pflänzlein gedeihn, und ich kann mich nicht befreunden mit dem Drange nach einer Publicität, dem die jungfräuliche Schüchternheit so ganz fremd ist, welche jedem

*) Vgl. den Brief vom 13. Mai 1841 an Hahn. Sammlg. des Prof. Kolde.

guten, in Gott gethanen Werke angeboren ist. Lasset das Kindlein doch wenigstens erst 100 Jahre alt werden, dann verlohnt es sich, es zu feiern."

Daß neben diesen kirchlichen Fragen, die die Zeit bewegten, die politischen Interessen doch überwogen, bewies die Theilnahme, mit der Heidelberg und Mannheim ihren bewunderten Mitbürger Itzstein begleiteten, als er in Georg Herweghs Gesellschaft 1842 einen großen Triumphzug durch Preußen machte, dem erst ein polizeiliches Ausweisungsdekret ein Ende machte zu großer Entrüstung der Pfälzer und Württemberger. Unter allen Versuchen Friedrich Wilhelms IV., die Gegner durch Reden zu bekehren, fiel der mit Herwegh besonders unglücklich aus. Der König gewährte dem Schwaben, der ihn angesungen hatte, eine Audienz, in der er ihm sagte: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheueres wirken." Als aber Herwegh seine Anwesenheit in Preußen zu Agitationsreisen benutzte, wurde er sammt Itzstein polizeilich ausgewiesen. Nun rächte er sich mit dem beißenden Epigramm:

Auf dem Wege von Damasko
Machte Paulus einst Fiasko,
Doch, das ihn bekehrt, das Licht,
Ein Berliner war es nicht.

Hatte er vorher in seinen Huldigungsversen dem Könige zugerufen, wenn er das Räthsel der Zeit löse, werde die Sphinx der Revolution sich in den Abgrund stürzen, so widerrief er jetzt:

Du konntest fester nur den Knoten schürzen,
Und in den Sternen hatt' ich falsch gelesen,
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen
Und Du — Du bist kein Oedipus gewesen.

Ein Berliner Witzblatt aber brachte das Bild einer Hand, die freundlich hereinwinkt mit der Unterschrift: „her", und eine andere, die gebieterisch zur Thüre deutet, mit der Unterschrift: „weg". Um dieses Räthsel zu lösen, bedurfte es freilich keines Oedipus. Aehnliche poetische Ansprachen provocirte der König durch seine solenne Betheiligung am Kölner Dombaufeste am 4. September 1842. Bunsens Schüler Abeken gab eine schwärmerische Beschreibung der Feier, und Bunsen selbst schrieb: „Der König hat wieder die Welt begeistert. Er ist unerschöpflich in Liebe und Güte und kühn. Nur er kann es wagen, erst in die evangelische Kirche zu gehn und dann in das Hochamt, beides mit der Königin. Der Papst und die Elberfelder werden brummen!" Aber auch die Gerlache brummten, weil der König nach seiner Grundsteinlegung zu „den schönsten Thoren der Welt" und nach seiner schwungvollen Rede von deutscher

Frömmigkeit und Einheit der christlichen Confessionen frühstücken ging — bei dem Juden Oppenheim. Robert Prutz aber meinte:

Fortbauen, ja, da hast Du es getroffen,
Den Dom der Freiheit, bau ihn rüstig aus.

Seine Erkrankung entzog Rothe damals für ein volles Jahr jeder Theilnahme an öffentlichen Akten, kaum aber war er nothdürftig wieder hergestellt, so wurde er durch Ernennung des Großherzogs zum Vertreter der theologischen Fakultät für die am 20. April 1843 zusammentretende Generalsynode ernannt. Er schreibt an Heubner, die Ernennung habe ihn überrascht und keineswegs angenehm, da er von solchen Versammlungen überhaupt nichts erwarte und nach Ausfall der Wahlen man in dieser an Salz keinen Ueberfluß haben werde. In der That gehörte es zur signatura temporis, daß die gewählten weltlichen Abgeordneten orthodoxer waren, als die meist rationalistischen Vertreter des geistlichen Standes. In der Majorität war die vermittelnde Richtung, die in Rothe's Freund, dem Nationalökonomen Rau, ihren Sprecher besaß. Wichtige Tractanden lagen nicht vor, denn so wenig Katechismus, Agende und Gesangbuch Rothe befriedigten, so sah er doch ein, daß die erst 1836 eingeführten Bücher nicht nach sieben Jahren schon wieder abgeschafft werden könnten. Die wichtigste Vorlage war die einer Classification der Pfarrbesoldungen, um die Ungleichheit derselben einigermaßen auszugleichen und dem häufigen Wechsel auf den schlechten Pfarreien zu steuern. Die am besten dotierten Gemeinden waren damit einverstanden, etwas von ihrem Ueberfluß abzugeben, um nicht fort und fort mit den ältesten, oft halbinvaliden Pfarrern bedacht zu werden. Aber die Regierung scheute schließlich vor einem solchen Eingriff in das Pfründerecht zurück und es blieb beim Alten. Mit allgemeiner Zustimmung wurde von der Synode die neue Einrichtung begrüßt, daß der Oberkirchenrath auf die Verhandlungen der Diöcesansynoden in jüngster Zeit einen öffentlichen Bescheid gab. Seit den trefflichen Hirtenbriefen Karl Friedrichs waren solche Recesse nicht mehr erschienen, und die von dem gelehrten Oberkirchenrath Sonntag verfaßten Synodalbescheide der letzten Jahre hatten großen Beifall gefunden. Da viele katholische Pfarrer evangelische Taufzeugen nicht zuließen, wollte die Generalsynode anordnen, daß bei evangelischen Taufen mindestens ein Pathe evangelisch sein müsse, aber das Ministerium, das so sorglich vermied, in die katholischen Taufakte hereinzureden, erwiderte, es habe bei der Bestimmung der Unionsurkunde zu verbleiben, welche alle ehrbaren Personen aus beiden christlichen Kirchen dazu befähige. Auch die Bitte um strengeren Schutz für die Sonntagheiligung erhielt die abweisende Antwort, es sei nicht wohl ausführbar, über die bisherigen Verordnungen in diesem Betreff hinauszugehn. Ein Antrag auf Verlegung des Kanzelgebets an den Altar, wodurch der Gottesdienst einige

Verlängerung erfahren hätte, wurde von dem landesherrlichen Bescheid zu nochmaliger Berathung auf die nächste Generalsynode vertagt. Daß der Bescheid so lang auf sich warten ließ, rügte Rothe in seinen Briefen an Heubner und Hahn mehrfach, und als er kam und alle Hauptanträge abgewiesen waren, erhielt die Generalsynode, der Rothe seine Zeit geopfert hatte, im Munde der Pfarrer den Namen „die vergebliche". Rothe's Gesamturtheil über den Verlauf der Synode war, wie bei ihm zu erwarten, wenig günstig. Er fand sich in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß durch solche Versammlungen das, was Noth thue, nicht wesentlich gefördert werde und daß er seine Zeit besser hätte verwenden können, wenn man ihn bei seinen Zuhörern in Heidelberg gelassen hätte, statt ihn von April bis in den Juni hinein in Karlsruhe festzunageln. Den meisten Verhandlungsgegenständen stand er ohnehin als Laie fremd gegenüber, so daß der Hauptgewinn für ihn darin zu suchen ist, daß er mit den badischen Führern persönlich bekannt wurde, deren Physiognomie sich allerdings stark von der der geistlichen Herrn in Breslau und Wittenberg unterschied. Immerhin, so gesteht er Heubnern, sei der Eindruck, den er von der Synode mit nach Hause genommen habe, ein in höherem Grade wohlthuender als er anfänglich erwartet habe. Diesem Gefühle der Befriedigung hatte Rothe auch in der letzten Sitzung der Synode einen herzlichen Ausdruck gegeben, als die Generalsynode ihn bat, das Schlußwort zu sprechen. Sein mildes Wort gab einem Korrespondenten der Evangelischen Kirchenzeitung, der den badischen Kirchenregenten noch viel zu schaffen machen sollte, zu einem höhnischen Ausfall Anlaß*), Rothe habe dieser Synode ohne Salz und ohne Salbung auch noch das Zeugniß ausgestellt, ihre Verhandlungen seien „gesegnete" gewesen.

Eine stärkere Nöthigung, sich auf die Seite einer Partei zu stellen, brachte für Rothe der Gustav Adolf-Verein, dem er nur zögernd beitrat. Den Anstoß zur Bildung dieses Vereins hatte die Säcularfeier der Schlacht bei Lützen in Sachsen gegeben. Der Demonstration gegen das katholische Herrscherhaus, die in dieser Feier lag, hatte der König die Spitze abgebrochen, indem er selbst auf dem Schlachtfeld von Lützen einen „Schwedenstein" errichtete. Die ursprünglichen Veranstalter der Feier gründeten nun 1834 eine Gustav Adolf-Stiftung, aus der bedürftige evangelische Gemeinden unterstützt werden sollten. Einen großen Aufschwung nahm der Gedanke der Stiftung 1841 durch einen Aufruf des freisinnigen Prälaten Zimmermann in Darmstadt, der die Sache erst populär machte. Die so gesammelten süddeutschen Vereine verbanden sich im Jahre 1843 mit dem sächsischen Stammvereine auf einer gemeinsamen Tagung zu Frankfurt. Ein Centralvorstand in Leipzig

*) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 477.

sollte das Ganze leiten, und zur Beschaffung der Geldmittel sollten allerorten Localvereine gegründet werden. Da die Gründung von der liberalen Partei ausgegangen war, nannte Hengstenberg den Verein eine große Lüge, und Ludwig von Gerlach schrieb: „Ich wünsche ihm Gottes Segen, habe aber nie beigetragen.“*) Anfänglich wollte die preußische Regierung nur einen preußischen Verein gestatten, der mit dem auswärtigen Bunde keine Gemeinschaft halten dürfe. Man fürchtete von dem Zusammenarbeiten mit dem süddeutschen Protestantismus Gefahr für die preußische Religion. Da das Verbot viel böses Blut machte, gab der König aber nach, und 1844 erschienen auf dem Vereinstage zu Göttingen auch die preußischen Vertreter, während in Bayern die Zulassung erst im Revolutionsjahre 1848 durchgesetzt werden konnte. Die Anwesenheit des preußischen Pastorenthums machte sich in Göttingen sofort durch den Antrag bemerklich, es solle die Unterstützungsberechtigung der hülfesuchenden Gemeinden durch bestimmtere Bedingungen eingeschränkt werden, als durch ihre Zugehörigkeit zur protestantischen Kirche. Die Versammlung lehnte aber diesen Versuch, der Liebesthätigkeit orthodoxe Schranken zu ziehen, mit großer Mehrheit ab. Auch in Baden fand der Verein zunächst Widerspruch. Manche stießen sich an dem Namen, da man an die traurige Schwedenzeit nicht anknüpfen dürfe. Mit Recht erwiderte der Karlsruher Gymnasiallehrer Vierordt, der badische Eusebius, wie ihn Ullmann taufte, daß es ohne diesen Schwedenkönig in Baden überhaupt keinen Protestantismus mehr geben würde. Im Jahre 1844 trat die badische Landesversammlung zum ersten Mal zusammen und bestimmte, von den gesammelten Geldern seien zwei Drittel auf die evangelischen Bedürfnisse in der badischen Diaspora zu verwenden, ein Drittel sei dem Hauptverein zur Verfügung zu stellen. Rothe hatte über seinen Beitritt sich zunächst wieder mit seinem Mentor Heubner auseinanderzusetzen, denn der Hauptvertreter des Gedankens in Süddeutschland, Prälat Zimmermann, der bekannte Herausgeber der Allgemeinen Kirchenzeitung, flößte Heubnern wenig Vertrauen ein. Zimmermanns Charakter nimmt Rothe in Schutz, seine Vereinspläne erscheinen aber auch ihm zu vag. Er will die Tendenz nicht gut heißen, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit möglichst in's Weite auszudehnen, statt seine Kraft für die nächsten Amtspflichten zusammenzuhalten. „Ich fürchte, es geschieht auf diese Weise zwar sehr viel, aber nichts recht.“ Auch kann er den Verdacht nicht unterdrücken, daß wie der Missionsverein den Pietismus organisierte, so solle der Gustav Adolf-Verein nun der liberalen Kirchenpolitik auf die Beine helfen. Noch im Mai 1844 schreibt er an Heubner: „Nach meinem Sinn ist das ganze Gustav Adolf-

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben. Schwerin 1903. Bd. II, 128.

Wesen nicht. Ich liebe überhaupt das heut zu Tage so allgemein eingerissene Associationswesen nicht, am wenigsten aber, wenn es so synkretistischer Art ist, wie in diesem Falle. Auf die Lauterkeit der Kräfte, die für die Sache des Herrn in Bewegung gesetzt werden, lege ich ein weit größeres Gewicht als auf ihre Masse und Menge. Worauf der so allgemeine Enthusiasmus für den Verein hauptsächlich beruht (wenigstens im südwestlichen Deutschland), die Hoffnung auf diesem Wege ein faktisches Organ für die kirchliche Einheit aller deutschen Protestanten zu erlangen, liegt gar nicht in der Richtung meiner Wünsche und Bestrebungen. Das ist aber die heut zu Tage so weit verbreitete Tendenz: Die Pfarrer wollen nicht mehr vor allem wirkliche evangelische Hirten ihrer besondern Gemeinde sein, sondern Theilhaber am Kirchenregiment. Meine Sorge geht gerade vor Allem auf das, was zunächst und unmittelbar mir aufgetragen ist; was ich thun könnte, damit die Welt im Großen und Ganzen gut bestehe, das macht mir wenig Kummer. Nun die Zeit gefällt uns Beiden oft nicht. Das unruhige, hastige Treiben derselben auf allen Gebieten, bei dem es bald keine Stille und Sammlung mehr geben wird, schnürt mich oft recht zu." Trotz dieser Abneigung gegen die immer mehr um sich greifende Vereinsmanie hielt er es nun aber doch für einen Fehler, daß die Pietisten dem Gustav Adolf-Verein völlig fern blieben, denn nun bilde sich ein positiver und ein negativer Pol in der Landeskirche, gelagert um die Missions- und die Gustav Adolf-Sache. Aus solchen Erwägungen traten Rothe und Ullmann in den Ortsvorstand des Heidelberger Gustav Adolf-Vereins ein, damit nicht der Schein entstehe, als ob die Positiven für die Pastoration der Evangelischen in der Diaspora kein Interesse hätten oder sich aus Parteihaß von einer löblichen Sache ferne hielten. Lang war seines Verbleibens im Vorstande des Ortsvereins freilich nicht, denn der Verein sollte bald das Schlachtfeld werden, auf dem in Preußen die orthodoxe und die lichtfreundliche Richtung aufeinander trafen.

Die seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. sich immer lästiger machende Herrschaft der Pietisten hatte dazu geführt, daß nun auch die freisinnigen Elemente sich enger zusammenschlossen, was die Gegner sofort als politische Conspiration verdächtigten.

In Gnadau versammelten sich im Herbst 1841 sechzehn Geistliche und Candidaten zur Vertheidigung der protestantischen Lehrfreiheit in der evangelischen Landeskirche. Die Gegner nannten sie spöttisch die Lichtfreunde. Sie selbst wollten die protestantischen Freunde genannt sein, da sie die wahren Grundsätze des Protestantismus verträten, die sie in neun Sätzen näher definirten. In der Pfingstwoche 1842 erschienen auf ihre Einladung in Leipzig bereits zweihundert Geistliche und Weltliche, die von da an zweimal im Jahr in gut besuchten Zusammenkünften den Rütlischwur erneuerten,

gemeinsam einzustehen für Licht und Wahrheit gegen das Eulengeschlecht der Finsterlinge. Der Führer war der schlichte Landpfarrer Uhlich, ein Schüler Wegscheiders, der mit der rationalistischen Glaubenslehre seines Meisters den freundlichen, milden Sinn eines wohlmeinenden geistlichen Hirten verband. Glaube an Gott, an Jesum als den Heiland der Welt und Uebung der Liebe gegen die Brüder, das war für ihn das rechte Christenthum. Der alte Wegscheider in Halle gab dazu seinen Segen, während der auf das Amt haltende Rationalist Röhr in Weimar von einer solchen freien Organisation seiner Pfarrer nichts wissen wollte. Uhlich war Prediger in Anhalt gewesen, als der damalige Herzog von Anhalt-Köthen mit seiner Gemahlin zur römischen Kirche übertrat. Die Herzogin war eine natürliche Tochter des frommen und dicken Königs Friedrich Wilhelm II., also dem regierenden Könige blutsverwandt. Auf höhere Veranlassung hatte Rothe von Rom aus den Herzog brieflich vom Abfall von seiner Kirche abzuhalten gesucht*), aber die Correspondenz hatte ihren Zweck nicht erreicht. Als der Uebertritt bei einem Aufenthalt des herzoglichen Paars in Paris erfolgt war, schrieb Uhlich eine Schrift gegen diese Conversion**), und der König Friedrich Wilhelm III., der über diesen Glaubenswechsel sehr aufgebracht war, billigte Uhlichs Schrift so sehr, daß er befahl, ihm eine gute preußische Pfarre zu geben. So kam Uhlich nach Pömmelta und 1845 nach Magdeburg. Dort aber hatte sich seit September 1844 der Verkläger der Halle'schen Rationalisten, Ludwig von Gerlach, als Appellationsgerichtspräsident niedergelassen, worauf nun Magdeburg der Hauptschauplatz des Religionsstreites wurde. Als Uhlich ihm seinen Antrittsbesuch machte, setzte ihm Gerlach auseinander, daß er gegen die Lichtfreunde nicht intoleranter sei als diese gegen die Gläubigen, der schlichte Landpfarrer aber erwiderte, das sei ihm „zu dialektisch". Daß er am Altar das Apostolikum verlese, an das er nicht glaube, nannte Uhlich selbst auf Gerlachs Vorhalt einen schmerzlichen Punkt. Die Osterfeier glaubte er als Siegesfeier der Kirche auch bei natürlicher Erklärung der Auferstehung begehen zu dürfen. Gerlach suchte ihm diese Widersprüche in sein Gewissen zu schieben, aber Uhlich war gehalten wie ein „Machthaber, der als solcher einer schweren Verantwortung sich bewußt ist". Bittschriften der Uhlich'schen Anhänger an die Generalsynode von 1846 bezeichnet Gerlach einfach als Bitten, den christlichen Glauben abzuschaffen und die Kirche dem Pöbel zu übergeben. Aber er selbst fragt sich: „Glaube denn ich das? glaubt es Otto?"***) „Wie wahr ist es, wenn die Lichtfreunde uns zurufen: ‚Ihr seid Kinder der Zeit

*) Vgl. Band I, S. 281.

**) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 432.

***) Aufzeichnungen I, 430.

wie wir und täuscht Euch nur, wenn Ihr sprecht: wir glauben'." Einen schärferen Vorsprecher als Uhlich gewannen die Lichtfreunde in Pastor Wislicenus zu Halle, der auf der Pfingstversammlung 1844 die Frage aufwarf, ob in Glaubenssachen Schrift oder Geist zu entscheiden habe, und sich gegen den Buchstaben für den wahren christlichen Gemeingeist entschied. Der aus dem Agendenstreit als fanatischer Lutheraner bekannte, jetzt wieder mit der unirten Kirche ausgesöhnte Professor Guerike hatte sich als Kundschafter in die Versammlung eingeschlichen und berichtete über ihre Verhandlungen in Hengstenbergs evangelischer Kirchenzeitung, als ob Wislicenus durch seine Alternative, „Schrift oder Geist", die Abschaffung der Bibel beantragt hätte. Höhnisch bezeichnete er Uhlich und Wislicenus als Diener des Windlichter- und Irrlichterfabrikanten Lucifer. Wislicenus antwortete auf den Vorwurf, daß er den menschlichen Geist über die Schrift stelle, mit der öffentlichen Gegenfrage: „Glaubet ihr an die zu Gibeon stillstehende Sonne? Glaubet ihr an die Befehle Gottes, die Israeliten sollten den Aegyptern ihre goldenen und silbernen Gefäße stehlen? Glaubet ihr an den über der Hütte in Bethlehem still stehenden Stern? Glaubet ihr an den Stater im Fischmaul?" Aber ein einfaches ja oder nein bittet er sich aus. Auch die Frage vergaß er nicht, ob die Gegner an die redende Eselin Bileams glaubten? Guerike erwiderte getrost: „Ja, und abermals ja", worauf Wislicenus ironisch erwiderte, nun sei er widerlegt: „sie reden noch immer, die Esel." Auf einer Predigerkonferenz von zweihundert Pastoren stellte darauf der Landpastor Büchsel aus der Uckermark den Antrag, Wislicenus zu excommuniciren und die Excommunication an seiner Kirchenthüre in Halle, als Warnung für die Gemeinde, anzuschlagen. Die evangelische Kirchenzeitung brachte Zeugnisse und Erklärungen gegen die Ketzer, theils von Einzelnen, theils von ganzen Diöcesen. Auch Gegenerklärungen zu Gunsten der Lichtfreunde wurden so hervorgerufen, aber sie hörten auf, als in Hahns Consistorium zu Breslau Professor David Schulz, der eine solche unterzeichnet hatte, seiner Stelle im Consistorium deßhalb entsetzt ward. Dafür tagte am 15. Mai 1845 in Köthen eine Versammlung von mehreren tausend Laien und Pfarrern im Freien, die unter Uhlichs Präsidium sich für die von Wislicenus proklamirten Grundsätze der Lehrfreiheit aussprach. Aller Orten traten freie Vereine der protestantischen Freunde zusammen, die den Kampf gegen den Pietismus zu ihrer Aufgabe machten. Aber öffentliche Versammlungen wurden von da an durch die Polizei verboten, und dem Pastor Uhlich untersagte die Regierung, seine Pfarrei ohne Urlaub zu verlassen. Endlich meldete sich auch die Mittelpartei zum Wort, die meinte, daß es zwischen den Standpunkten von Uhlich und Hengstenberg denn doch noch ein Drittes gebe. Da sie weder Lichtfreunde noch Dunkelmänner sein wollten, brachte

Hengstenberg den Namen Dämmerlinge für sie auf, ein Witz, der bei den frommen Pfarrern solchen Anklang fand, daß er in zahlreichen Aufsätzen der Evangelischen Kirchenzeitung noch lange wiederkehrt. Diese dritte Gruppe erließ eine von siebenundachtzig Pastoren unterschriebene Erklärung, der auch die Bischöfe Eylert und Dräseke beitraten. Sie trug das Datum vom 15. August 1845 und suchte zwischen beiden Standpunkten zu vermitteln. Die Unterzeichner warfen den Orthodoxen vor, daß sie ihre Bekenntnißformel zu einem Papste ausriefen, und wer sich ihr nicht unterwerfe, sei ihnen auch politisch verdächtig; so seien sie die Veranlassung geworden, daß es auf der andern Seite zu so extremen Gegenerklärungen gekommen sei. Hengstenberg meinte höhnisch, nun werde der Kopf des großen Kometenschwanzes sichtbar, es sei die Schleiermacher'sche Schule. Eine Adresse des Berliner Magistrats, als des Kirchenpatrons, ersuchte gleichzeitig den König, sich von der Partei Hengstenbergs loszusagen, die die Kirche in die schlimmsten Wirren stürze. Der König befahl den Magistrat in das Schloß, wo er ihn dann in ungnädigster Weise abkanzelte, daß er sich in Dinge mische, die nicht seine, sondern Sache der kirchlichen Behörden seien. Der Magistrat unterstehe sich, in Gegenwart seines Königs Rechtgläubige, deren stets erwiesene Treue anerkannt sei, eine „Partei" zu nennen, während er Andere, welche ihren in Gottes Gegenwart geleisteten Eid verläugneten, im Lande umherziehend Abfall von der Kirche predigten und erwiesene Untreue bekundeten, mit keinem Worte tadle. Wie thörichte Knaben ausgescholten mußten die Väter der Stadt, die das größte Municipium des Landes vertraten, sich heimschicken lassen. Der König aber schwelgte in seinem rednerischen Erfolg, nicht bedenkend, welche Last von Haß er der Krone auflade, indem er sich mit der Pietisterei und dem Lügentreiben eines Hengstenberg identificirte. Dennoch blieb er auch jetzt dabei, wie er der Berliner Deputation das ausdrücklich aussprach, daß er den Tag segnen werde, an dem er den Summepiskopat in „die rechten Hände" werde niederlegen können. „Ich trage Stiefeln und Sporen," sagte er zu Ludwig von Gerlach*), „reite auf die Revuen, und wenn etwas nicht klappt, schimpfe und fluche ich — ich kann nicht Bischof sein." Wo die rechten Hände zu finden seien, war ihm selbst noch dunkel, aber Abweichungen vom Bekenntniß wollte er unter keinen Umständen dulden.

Nachdem der König seine Stellung in dieser Weise bekannt gegeben hatte, kamen die Dinge rasch in's Rollen. Vier orthodoxe Glieder des Gemeindesprengels des Wislicenus in Halle richteten an das vorgesetzte Consistorium eine Klageschrift, in der sie Wislicenus irrgläubiger Predigt beschuldigten. Auf Grund dieser Anklage wurde der Proceß gegen den Pastor eröffnet. An

*) Aufzeichnungen I, 435.

den Verhandlungen gegen ihn wurden Twesten in Berlin und Heubner in Wittenberg als technische Beiräthe betheiligt, und von ihnen wurde das Colloquium geleitet. Am Abend vor dem Colloquium mit Wislicenus flehte Tholuck brieflich im Namen der Brüder seinen Heubner um Absetzung des Irrlehrers an. Ihre Seele kann es nicht ertragen, so schreibt er ihm, daß dieser Mann die Kanzel besteige.*) Wislicenus berief sich darauf, daß Tausende gesinnt seien wie er, und daß man ihm nicht zumuthen könne, im Widerspruch mit der Ueberzeugung der großen Mehrheit seiner Gemeinde im Sinne jener vier Verkläger zu predigen. Das Magdeburger Consistorium erwiderte, der Pastor sei nicht Diener einer einzelnen Gemeinde, sondern der evangelischen Landeskirche und habe kein Recht gegen sein Ordinationsgelübde und seine Dienstpflichten zu handeln. Mit Hinweis darauf wurde Wislicenus seines Amtes entsetzt. Die Folge war, daß die Lichtfreunde seit Herbst 1844 sich als freie Gemeinden constituirten. In der badischen Kammer nahm Pfarrer Karl Zittel aus diesen Bewegungen Anlaß zur Begründung einer Motion auf Religionsfreiheit. Er verlangte Rechtsgleichheit und Gewährung von Corporationsrechten auch für die Sekten. Der Antrag erweckte in ganz Deutschland einen Beifallssturm, aber der Lärm der Ultramontanen hinderte die Regierung an jedem ernstlichen Schritt. Rothe stand im Wesentlichen auf Zittels Standpunkt. „Daß ich mit den protestantischen Freunden," schreibt er am 21. December 1845 an Heubner, „nicht sympathisire, weißt Du wohl; so viel (d. h. aber eigentlich so wenig) ich von den Persönlichkeiten derselben weiß, habe ich auch zu der Lauterkeit ihrer Gesinnung kein rechtes Vertrauen. Außerdem bin ich ein abgesagter Feind von allem, was Demagogie heißt, von jeder Taktik, die durch Aufregung der Massen auf dem Wege roher, blinder Gewalt die Entscheidung von Fragen erzwingen will, die nur vor die ruhigste, einsichtsvollste und gewissenhafteste Ueberzeugung gehören, vor allem natürlich auf dem religiösen Gebiete." Eine Scheidung der beiden Religionen, die zur Zeit in der protestantischen Kirche unter einem Dache zusammengepfercht sind, wäre ihm dagegen ganz willkommen. Gerade wie der fromme General Thile in Berlin, so würde auch er den Lichtfreunden die Bildung eigener Gemeinden erleichtern, um so die evangelische Kirche von ihnen zu befreien. Bei ganz verschiedenem dogmatischem Standpunkte dennoch eine gemeinsame Kirchenverfassung zu machen, wie man sich soeben in Preußen anschickte, erscheint Rothe als ein völlig fruchtloses Unternehmen, da die erste repräsentative Versammlung doch den innern Dissensus innerhalb der neuen Kirche an den Tag bringen müßte.

In Preußen nahmen inzwischen die Maßregelungen der liberalen Geist-

*) Brief an Heubner 4. Mai 1845. Coll. Halfmann.

lichen ihren Fortgang. Die Audienzen für Magistrate, die sich für ihre beliebtesten Prediger oder nicht bestätigte Geistliche ihrer Wahl verwendeten, nahmen kein Ende. Dem Könige waren sie eine willkommene Gelegenheit, sich an seiner eigenen Beredsamkeit zu berauschen und zu pomphaften Versicherungen seiner Treue gegen das Bekenntniß der Väter und Brandmarkungen des Unglaubens, der Impietät und Verkehrtheit dieser Zeit; aber so gern er sich reden hörte, in der Achtung der Zeitgenossen redete er sich nur immer weiter herunter, und als dann „das tolle Jahr" anbrach, sprangen die Straßenjungen seinem Wagen nach mit dem Rufe: „Majestät, eine Rede! Eine Rede!" Selbst der Minister Bodelschwingh schrieb an Thile: „Lieber wäre es mir freilich, S. Majestät überließe in solchen Fällen den Ministern die Bescheidung." Der treue Diener seines Herrn sah wohl, daß der König von Tag zu Tag unbeliebter wurde, der aber half sich über diese Thatsache, die auch er sich nicht mehr verhehlen konnte, in seiner Weise mit einem Witze hinweg, indem er sagte: „Bei der Huldigung wollten mich die Berliner vor Liebe auffressen, heute thut es ihnen leid, daß sie es nicht gethan haben." In allererster Reihe verdankte er diese Unpopularität seinem engen Bündniß mit den Frommen. „Der König soll es wissen, daß das ganze Land der Begünstigung der pietistischen Tendenzen müde ist,"*) sagte ein Mitglied des Provinziallandtags in Pommern im März 1844 zu Thadden, dem Schwager und treuen Verbündeten der verhaßten Gerlache, als Thadden die Adresse des Landtags beklagte.

Daß in Folge der lichtfreundlichen Händel der Breslauer David Schulz aus Hahns Consistorium und einige andere freisinnige Theologen aus den Prüfungscommissionen entfernt wurden, war nur der Anfang umfassenderer Verfolgungen. In Halle wurde Karl Schwarz die venia docendi bis zu größerer Reife der Ansichten verweigert. Friedrich von Raumer mußte wegen einer Festrede zur Verherrlichung der Kirchenpolitik Friedrichs II., wegen deren sich die Akademie bei dem Könige entschuldigte, aus der Akademie austreten. Der König aber schrieb an Thile: „Die Frechheit der Feinde des Evangelii wird nachgerade zu arg. Es muß und es soll auf's würdigste und allerentschiedenste gegen sie eingeschritten werden, sowohl in Königsberg, als in Halle, Magdeburg, Nordhausen, Berlin oder wo immer der Abfall von Gott vorbereitet wird, um bald vom Könige abfallen zu können." Das Hauptquartier der lichtfreundlichen Bewegung wurde Magdeburg, wo Uhlich Prediger und Ludwig von Gerlach Gerichtspräsident war, und bald hatte sich der Verkläger der Halle'schen Rationalisten auch hier so verhaßt gemacht, daß bei dem Ausbruch der Revolution der Minister selbst Gerlach rieth, die Stadt zu verlassen, da die Polizei sich unfähig erkläre, ihn zu schützen.

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 418.

Nächst Magdeburg war Königsberg eine Hochburg der freien Richtung, nicht zum wenigsten wegen der Haltung der dortigen Pietisten, die der Oberpräsident Schön die „Mucker" getauft hatte. Hahn hatte bei seinem Aufenthalt in Königsberg sehr verständig geurtheilt, daß das ewige Richten und die Verfolgungssucht seiner dortigen Parteigänger die Gemeinde zu keinem gedeihlichen geistlichen Leben kommen lasse. Auch Olshausen hatte sich von ihnen losgesagt. Im Jahre 1835 nahm die Bewegung in der That ein sehr klägliches Ende. Der erste Stifter, Schönherr, war schon 1826 geisteskrank gestorben; die Prediger Ebel und Distel wurden in amtliche Untersuchung gezogen auf Denunciationen hin, die aus ihrem eigenen Kreise, von einem bekehrten Juden, ausgegangen waren. Sie waren beschuldigt, ihre Gemeindeglieder in anstößigster Weise zur Unversuchlichkeit ausgebildet zu haben. Der Criminalsenat des Kammergerichts verurtheilte sie 1839 zur Amtsentsetzung und längerer unbestimmter Freiheitsstrafe. Aber 1840 folgte der Thronwechsel und damit der Sieg der pietistischen Hofpartei. In zweiter Instanz wurde die Amtsentsetzung bestätigt wegen Verletzung der Amtspflicht und grober Fahrlässigkeit, die Gefängnißstrafe dagegen wurde aufgehoben. In der Bürgerschaft war in Folge dieser Vorgänge ein grimmiger Haß auf die „Mucker" zurückgeblieben. Um so rascher kam es zur Bildung eines Vereins protestantischer Freunde. Im Jahre 1845 sagte sich der Divisionsprediger Rupp auf der Kanzel, vor versammelter Gemeinde, von der kirchlichen Trinitätslehre los. Während die Gemeinde ihn zum Domprediger wählte, entsetzte ihn das Consistorium seiner Militärpredigerstelle. So traten am 16. Januar 1846 Rupps Anhänger zu einer freien Gemeinde zusammen. Der Oberpräsident verbot derselben sofort jeden Gottesdienst sowohl in privaten wie in öffentlichen Localen. Dennoch bestand sie thatsächlich mit verschiedenen Versammlungsorten fort. Zur Demonstration gegen die Unterdrückung der freien Gemeinde schickte nun im Jahre 1846 der Königsberger Gustav Adolf-Verein als seinen Vertreter den abgesetzten Pastor Rupp auf die Hauptversammlung nach Berlin. Hier hatte die orthodoxe Partei eine kleine Majorität und nach heftigen Kämpfen lehnte diese in der Nacht des 7. Septembers 1846 die Zulassung Rupps ab, da er nicht zur evangelischen Kirche gehöre. Von den Verhandlungen entwirft Ludwig von Gerlach*) folgendes Bild: „Rupp, der Königsberger ‚Bewußtseinsentwickler', ausvotirt mit einer kleinen Majorität. Jonas, Sydow stimmen für ihn; die Majorität kriecht vor den Fürsten. Die Lichtfreunde Uhlich, David Schulz, Wechsler, Krause, Suckow u. s. w. führen das Wort. Schwetschke, Schwarz scheiden wegen Rupps Zurückweisung aus. Selbst die Staatszeitung spricht von dem berühmten Redner Uhlich; bei Kroll

*) Aufzeichnungen I, 455.

Gesundheit auf Bürgermeister Krausnik, den freimüthigen Bekenner der Wahrheit." Der badische Hauptverein war durch Ullmann, der Heidelberger Localverein durch Dittenberger auf der Berliner Versammlung vertreten. Dittenberger stimmte für Zulassung Rupps, Ullmann gegen dieselbe. Damit war die Entzweiung auch in den badischen Verein, in die theologische Fakultät und vor allem in die Heidelberger Gemeinde getragen. Wie in andern Localvereinen wurde auch in Heidelberg gelärmt, daß der freie Bund zur Unterstützung der Glaubensgenossen zu einem Ketzergerichte in Berlin mißbraucht worden sei. „Auch hier herrscht der Rupp'sche Schwindel vor," schrieb Rothe an Heubner, „und es ist kaum zu zweifeln, wohin die Majorität der Stimmen fallen wird, besonders da diejenigen, die man Pietisten nennt, sich in unserem Lande größten Theils von dem Gustav Adolf-Verein fern gehalten haben, was sich jetzt sehr bedauerlich zeigt." Die Krisis war um so gefährlicher, als Ullmann Vorsitzender des badischen Hauptvereins war. Im Heidelberger Vereine widersprach er dem beantragten Proteste gegen den Berliner Beschluß, und als der Antrag dennoch durchging, trat er mit Rothe aus dem Vorstand aus. Die Erregung wuchs, als Dittenberger, der sich auf die entgegengesetzte Seite gestellt hatte, von dem Director der Kirchensection, seinem bisherigen Protector Baumüller, aufgefordert wurde, sich wegen seiner Verbindung mit den norddeutschen Lichtfreunden zu rechtfertigen. Rothe war, ohne Zweifel mit Recht, überzeugt, daß Baumüller nur von der auch in Karlsruhe aufkommenden frommen Partei sich zu diesem Vorgehen gegen den ihm befreundeten Dittenberger habe nöthigen lassen, und bezeugte seinem Kollegen, daß diese angebliche Verbindung mit den Lichtfreunden niemals bestanden habe. Er selbst war im Seminar auf das Zusammenwirken mit Dittenberger angewiesen, der ihm, je aufgeregter auch die theologische Jugend sich gebahrte, eine um so nöthigere Stütze war. Dazu stand er mit dem ebenso praktisch geschickten wie gefälligen Kollegen und mit dessen Gattin, einer Tochter Daubs, in einem herzlichen Freundschaftsverhältniß. Das Zerwürfniß zwischen Ullmann und Dittenberger war ihm darum ein großer Kummer; auch konnte er sich nicht verhehlen, daß das eingeleitete Verfahren darauf ziele, Dittenberger aus seinem Amte wegzudrängen. Nicht besser erging es dem Begründer des Gustav Adolf-Vereins in Karlsruhe, dem Hof- und Stadtdiakonus August Hausrath, dem die gleiche Partei versuchte einen Ketzerproceß an den Hals zu hängen. Seminardirector Stern, früher eifriger Pestalozzischüler, jetzt Führer des badischen Pietismus und Berichterstatter der evangelischen Kirchenzeitung über Baden, setzte dem liberalen Prediger etliche Schulpräparanden in seine Christenlehre, die seine Katechesen nachschreiben mußten, auf Grund deren dann Stern den Katecheten bei der Kirchensection als Christusläugner verklagte. Bei der Beliebtheit des angegriffenen Geistlichen in seiner Gemeinde

fanden die geistlichen Oberkirchenräthe, Hüffel und Bähr, doch für gut, es bei einer milden Ermahnung des angefochtenen Predigers zu größerer pädagogischer Vorsicht bewenden zu lassen. Erst der frühe Tod des Angegriffenen machte diesen Umtrieben ein Ende, die Stern dann gegen dessen Nachfolger und Gesinnungsgenossen Knefelius mit verdoppeltem Grimme, und eben darum erfolglos, fortsetzte. Die Heidelberger antworteten auf den ersten Vorstoß der Stillen im Lande mit einem Fackelzug für Dittenberger, und die Action verlief auch hier im Sande. Daß Rothe an einem solchen „kirchlichen Leben" keine Freude haben konnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dem Gustav Adolf-Vereine aber drohte auf der folgenden Jahresversammlung zu Darmstadt 1847 eine völlige Sprengung, da die Gegner des Berliner Beschlusses in Süddeutschland die Majorität hatten, während Hengstenbergs Organe in Preußen ausstreuten, Rupp und seine Gönner wollten die durch den Verein gesammelten Gelder zur Gründung freier Gemeinden verwenden. Die weitere Entwicklung Rupps hatte aber auch die liberalen Protestanten enttäuscht. So gelang es der geschickten Vermittlung von Nitzsch, die Spaltung auszugleichen, und die Freigemeindler wollten nun selbst nichts mehr mit dem Vereine zu thun haben. Rupp legte das Königsberger Mandat nieder, womit der Zank aus der Welt geschafft war. Natürlich sah sich Rothe durch diese häßlichen Händel in seiner Abneigung gegen alles kirchliche Vereins- und Versammlungswesen bestärkt; auch glaubte er nicht an eine lange Lebensdauer der freien Gemeinden. Dennoch will er die symptomatische Bedeutung der Erscheinung nicht verkennen. Die kirchlichen Fragen der Entscheidung roher Massen auszuliefern, würde ihm nie in den Sinn kommen, „wohl aber glaube ich allerdings, daß dieser lichtfreundlichen Bewegung ein wirkliches Bedürfniß zu Grunde liegt, und in so fern kann ich nicht ohne weiteres den Stab über sie brechen. Ich meine das Bedürfniß einer ehrlichen Scheidung der so sehr heterogenen Elemente, welche in unserer Kirche jetzt widernatürlich zusammengezwängt sind. Es mag seine Vortheile gehabt haben, daß durch das Band exclusiver kirchlicher Berechtigung, denn dieses ist es doch im Grunde allein, was das Ganze noch zusammenhält, bisher dem Auseinandergehen in eine Vielheit von religiösen Associationen gesteuert ist, aber es ist damit auch zugleich eine enorme Unaufrichtigkeit und Unwahrheit in unsere religiösen Verhältnisse gekommen, die immer mehreren unerträglich wird. Die bestgemeinten Maßregeln werden auf die Länge den schon stark hervorbrechenden Proceß einer Zersetzung unserer jetzigen Kirchen nicht beschwichtigen können. Mein Wunsch ist nur, daß er möglichst in Frieden verlaufen möchte. Für das Christenthum wird nach dem jetzigen Stande der Dinge, meiner Ueberzeugung nach, bei einer solchen Auflösung der Staatskirchen nichts zu fürchten sein. In Beziehung auf die Kirche werden die Urtheile darüber getheilt sein, ob es ein Fortschritt oder ein Rück-

schritt sei ... Das Streben geht jetzt allerdings im Allgemeinen unter unsern Kollegen und Kirchenfreunden auf Belebung und Erweiterung der kirchlichen Gemeinschaft, aber ich fürchte, es wird bei einem ganz andern Ergebnisse anlangen, als es beabsichtigt."

Wenn Rothe den freien Gemeinden keine längere Dauer voraussagte als den bald darauf hinzugekommenen deutschkatholischen Vereinen, so hatte er recht gesehen. Nach Niederwerfung der Revolution schrumpften sie in den Großstädten zu kleinen Conventikeln zusammen, auf dem Lande verschwanden sie ganz. Selbst die Gemeinde des Wislicenus mußte es erleben, daß im Jahre 1850 ihr Prediger Martin Giese, nach einer auf der Magdeburger Citadelle ausgestandenen Gefängnißhaft in die Landeskirche zurückkehrte, da er sonst im Schuldienste nicht verwendet worden wäre. Ein Dichter, bekannte er nun in reuevollen Versen seine Bekehrung:

Zerschlagen will ich meine Leier
Am Felsen, der da Christus heißt,
Die Leier, die zu böser Feier
Beweget ward vom bösen Geist,
Die Leier, die zum Aufruhr klang,
Die Abfall, Spott und Zweifel sang.
Oh Herr, oh Herr, ich kniee nieder,
Vergieb, vergieb mir meine Lieder.*)

Wenn auch nicht alle so würdelos abschworen, war doch schon nach zehnjährigem Bestand die große Rolle der Lichtfreunde ausgespielt und ihr schöner Name wurde durch die Gegner zu einem Spottnamen. Aber auch nachdem die Rupp- und Uhlich'sche Bewegung zur Ruhe gekommen und für die orthodoxen Pfarrer nichts so lächerlich war wie „ein Freigemeindler" oder „Lichtfreund", hat Rothe den Männern, die bei ihrer Fahne ausgehalten haben, seine Achtung nicht versagt. Scholl, früher badischer Vikar in Karlsruhe, von Prälat Hüffel verabschiedet, weil er von der Unsterblichkeit predigte, „die Rosen verwelken, die Rose bleibt, die Menschen sterben, unsterblich ist nur der Mensch", sendete im November 1864 als Prediger der freien Gemeinde in Mannheim Rothe eine gedruckte Predigt mit einem verehrungsvollen Briefe, in dem er aussprach, warum auch die seit 1861 neu verfaßte badische Kirche für ihn keinen Raum habe. Rothe versicherte ihm, daß seit Scholls Austritt aus der Kirche im Jahre 1846 er dessen Lebensweg mit seiner Theilnahme begleitet habe. „Würden auch meine Wünsche Sie einen andern Weg geführt haben, so habe ich doch immer volle Hochachtung gehegt für die Treue, mit der Sie Ihre Ueberzeugungen zu Thaten gemacht haben, ohne Rücksicht auf

*) Allgemeine Kirchenzeitung von Zimmermann. 1850. No. 132. S. 1088.

die Opfer, die es sie kostete. Wer das nicht ehrte, wäre selbst keiner Ehre werth. Auch werden Sie mich nicht im Verdachte haben, daß ich Sie den Unchristen beizähle. Wer mit Bewunderung und Dankbarkeit an Jesus hinaufsieht, der ist mir kein Unchrist, wie auch seine religiösen Ueberzeugungen sonst lauten mögen ... Ebensowenig bin ich ein Gegner Ihrer freireligiösen Gemeinden. Ich erkenne ihnen volle Berechtigung zu bei dem jetzigen Stand unserer Kirchen. Wenn diejenigen, welche mit ihren Kirchen thatsächlich innerlich zerfallen sind, den äußeren Verband mit ihnen auflösen, so kann dies in meinen Augen selbstverständlich nur hoch achtbar sein, und die entgegengesetzte Verfahrungsweise kann ich nimmermehr loben. Sie würden mir sehr Unrecht thun, wenn Sie mich unter die rechneten, die ihre Gemeinden als unscheinbare und verlassene bespötteln. Mein Maßstab für groß und klein ist Gottlob ein anderer. Sie sehen also, daß ich an meinem Theile für die Sache, der Sie Ihr Leben gewidmet haben, immer Freiheit und Respekt verlangen werde." Es wird nicht leicht ein hochgestellter Theologe zu finden sein, der mit solcher Gerechtigkeit den Vertheidiger eines Weges beurtheilte, den er, wie er sagt, nicht als den zum Ziele führenden betrachtet. Die Freigemeindler wußten auch Rothes Toleranz zu schätzen, und noch in seinen letzten Tagen erhielt der schwer Erkrankte ein Telegramm des Mannheimer Vorstands derselben, das sich nach Rothes Befinden erkundigte. Rothe sprach sich freundlich über diese Aufmerksamkeit aus, fügte aber scherzend hinzu, den Ruhm seiner Orthodoxie würde das allerdings schwerlich erhöhen.

Inzwischen war es auch in der katholischen Kirche zu einer parallelen Bewegung gekommen, die für Rothe um so mehr Interesse haben mußte, als sie von seiner Vaterstadt Breslau ausging und sich unter den Augen seines Schwagers Hahn über die ganze schlesische Heimath ausbreitete. Bei Friedrich Wilhelms III. Tod befanden sich Erzbischof Droste von Köln und Erzbischof Dunin von Posen noch in Haft. Wegen der Courtoisie, mit der dieselbe gehandhabt wurde, war dieses Martyrium den Unkirchlichen ein Gegenstand des Scherzes, wie denn eine Kunsthandlung am Rheine das Bild des gefangenen Droste mit der Unterschrift ausstellte: „Das Original befindet sich im Besitze seiner Majestät des Königs." Für treue Katholiken freilich war schon die Thatsache selbst ein Grund der Erbitterung. Konzessionen machte der Klerus nicht, und als der neue König die beiden Erzbischöfe ihrer Haft entließ, war der Sieg der katholischen Kirche ein vollständiger. Endlosen Wechsel des weltlichen Regiments hatten die Rheinlande in der letzten Generation erlebt, die Kirche aber erschien in der Flucht der Erscheinungen als der eine feste Punkt. Unerschüttert thronte sie in den Gemüthern der Katholiken. Während Staaten und Kronen entstanden und vergangen waren, standen die Stühle der Bischöfe unbewegt. Die Fürsten fielen, die Bischöfe

schauten ihnen lächelnd nach. Der Kirchenstreit hatte dann die Macht des Klerus noch mehr befestigt und im Bunde mit der romantischen Strömung wuchs die Gewalt des Aberglaubens unheimlich an. Ein Vorspiel der Dinge, die da kommen sollten, waren schon unter Friedrich Wilhelm III. die Offenbarungen der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich in Dülmen gewesen, die Brentano benützte, um die Allianz zwischen Romantik und Katholicismus fester zu knüpfen. Das westphälische Bauernmädchen erlebte in ihren Visionen das Leiden Jesu Stück für Stück. Clemens Brentano aber hat Jahre lang an ihrem Bette gesessen und ihre Visionen protokollirt. Aber er giebt ein ähnliches Gemisch von Wahrheit und Dichtung wie seine Schwester Bettina von ihren Beziehungen zu Goethe. Die Convertitin Louise Hensel, Schwester des Malers Hensel und Vorsteherin einer katholischen Congregation für Armenpflege, berichtet die vertrauliche Klage der Kranken, daß sie an Brentanos dauernden Annährungsversuchen schwer zu tragen habe, und die Hensel erzählt ihrem Jugendfreunde Ludwig von Gerlach, daß Brentano sie selbst, schon bei Lebzeiten seiner Frau, mit ähnlichen Liebesanträgen belästigte.*) Das Stigma bestand in einem Kreuze auf der Brust des westphälischen Bauernmädchens, das von Zeit zu Zeit, meist am Freitag blutete. Medicinalrath Bode fand an der Emmerich eine aufgeklebte Blutkruste, die sich nicht erneuerte, als er sie abnahm. Aus so zweifelhaften Beziehungen ist Clemens Brentanos mystisches Buch über das Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Offenbarungen der Emmerich hervorgegangen, das keinen unbedeutenden Einfluß auf katholisirende Gemüther übte. Hunderte von Augenzeugen sollen das blutende Kreuz mit Augen gesehen haben. Erst in den zwanziger Jahren kam die Wallfahrt zur Ruhe. Das Wunder von Dülmen war ein vereinzelter Vorläufer des großen Wunderschwindels, den die rheinischen Bischöfe selbst nach ihrem Siege durch ihren heiligen Rock zu Trier veranstalteten. Napoleon hatte die Ausstellung der Reliquien erlaubt aber mit dem Zusatz: mais il est défendu de faire des miracles. Friedrich Wilhelm IV. und seine Höflinge schenkten im Gegentheil den Mirakeln ihren andächtigen Beifall. Des Königs erste Regierungssorge war gewesen, den katholischen Bischöfen die bureaukratische Bevormundung abzunehmen, die nur für die evangelische Kirche aufrecht erhalten wurde. Der Dank dafür war, daß die Ultramontanen 1844 die Massendemonstration der Trierer Rockfahrt veranstalteten, um den preußischen Beamten zu zeigen, wer die Bevölkerung am Rheine in der Hand habe. In der That war die Ausstellung des heiligen Rocks ein Beweis, was der katholische Klerus der Bildung des Jahrhunderts bieten durfte. Diesen Rock hatte die Mutter Gottes von der Wolle des Lamms gesponnen, mit dem

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 400.

Jesus und Johannes der Täufer als Kinder gespielt hatten. Er war mit dem Heiland gewachsen und groß geworden, und weil er „unnäthig" war, hatten ihn die Kriegsknechte verlooſt, nicht vertheilt. Die Kaiserin Helena hatte nach den gesta Trevirorum denselben nach Trier geschenkt und seit Leo X., der ihn 1514 auf Wunsch Maximilians I. ausstellte, waren mehrfach Wallfahrten zu der Reliquie veranstaltet worden. Bischof Arnoldi setzte nun 1844 fünfzig Tage an, an denen der Rock gezeigt wurde und bestimmte jeder angemeldeten Gemeinde ihren Tag. An jedem der fünfzig Tage kamen zum wenigsten 20 000 Menschen zusammen. Das Opfergeld betrug Hunderttausende; ganz Trier war ein Wirthshaus, Fabriken für heilige Andenken schossen aus dem Boden und die Großnichte des Kölner Erzbischofs eröffnete die Reihe der wunderbar Geheilten. Der schwäbische Schartenmaier, Friedrich Vischer, aber sang:

Freifrau von Droste-Vischering
Zum heil'gen Rock nach Trier ging.
Sie schrie, als sie zum Rocke kam:
Du Rock so wunderthätig,
Du bist ja ganz unnäthig!
Hilf mir mit deinem Lichte
Ich bin des Bischofs Nichte.

Nach ihr constatierte der Kreisphysicus noch achtzehn Heilungen, die Wallfahrer aber beteten: „Heiliger Rock, bitt für uns!" Die Bischöfe hatten in dem Kirchenstreit erfahren, daß Fanatismus und Aberglaube die Mächte seien, die ihre Sache vorwärts bringen, und so widmeten sie sich ihrer Pflege. Ludwig von Gerlach aber und seine Freunde, die an jeder mittelalterlichen Regung ihre Freude hatten, rechtfertigten die Verehrung der Reliquie mit dem Evangelium vom kanaanäischen Weiblein, das den Rock Christi gläubig anrührte und davon gesund ward.*) Darüber entbrannte nun im eigenen Lager Hengstenbergs ein Streit, da dieser bezweifelte, daß die Schrift die fromme Vorstellung des kanaanäischen Weibleins als korrekt verbürge.**) Ludwig von Gerlach dagegen, der schon damals stark katholisierte, fand die Wallfahrt sehr erbaulich und sah in der Verehrung des heiligen Rocks ein Bekenntniß zur Auferstehung des Fleisches.***) Daß die Professoren Gildemeister und von Sybel den gelehrten Nachweis erbrachten, die Tradition vom heiligen Rock reiche nur bis in's zwölfte Jahrhundert zurück und begänne mit einer Trierer geistlichen Quelle, auch schlössen Stoff und Form des Kleides ein höheres Alter der Reliquie aus, machte der dumpfgläubigen Menge natürlich

*) Aufzeichnungen I, 417, 419.
**) Evangel. Kirchenzeitung 1845, Januarheft.
***) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 498.

keinen Eindruck. Da kam das rechte Wort von einer Seite, von der es niemand erwartete. Ein schlesischer Caplan, Johannes Ronge, der wegen einer Preßfehde mit dem Breslauer Domkapitel vom Dienste suspendiert war, erließ einen offenen Brief an Bischof Arnoldi, in dem er ihm zurief: „Christus hat uns seinen Geist hinterlassen und dem Henker seinen Rock. Wissen Sie das nicht? als Bischof müssen Sie es wissen!“ Das tapfere Wort fand tausendfältiges Echo. Ein Vicar Czerski und der Bibliothekar Theiner verbanden sich mit Ronge, und so entstanden die ersten deutsch-katholischen Gemeinden, die aber nicht Protestanten, sondern reformierte Katholiken sein wollten. Am 2. März 1845 versammelte sich, eröffnet von dem Leipziger Theaterkassierer Robert Blum und präsidiert von dem Dresdner Stenographen Wigand, in dem Hotel zur Stadt Rom in Leipzig, die erste deutsch-katholische Synode. Die Bewegung gewann ihren Anhang unter den aufgeklärten Katholiken, die in anerzogener Abneigung gegen alles Protestantische sich nicht an die freien Gemeinden anschließen mochten, aber einer Kirche mit heiligen Röcken nicht länger angehören wollten. Der ausgestoßene Breslauer Caplan Ronge und der im Priesterseminar erzogene Breslauer Literat Dowiat erwiesen sich als rührige und sehr volksthümliche Führer der rasch populär gewordenen Opposition. Die Bewegung nahm solchen Fortgang, daß auch kluge Politiker sich über ihre Tragweite täuschten. Ueberall, wo Ronge und Dowiat erschienen, erhoben sich Ehrenpforten, die Städte wurden bekränzt und beflaggt; in Frankfurt erinnerte ihr Einzug an eine der früheren Kaiserkrönungen, so waren Straßen und Fenster überfüllt. Großen Vorschub that der Bewegung das günstige Urtheil, das G. G. Gervinus, der berühmte Kollege Rothe's, über sie fällte. Während Dahlmann warnte, sich mit der Kirche zu befassen, „wir bringen nur Zug hinein und keine Wärme,“ trat Gervinus mit Begeisterung für die neue Bewegung ein in der Schrift: „über die Mission der Deutsch-Katholiken.“ Seine Meinung war, die Zeit der Volkskirchen sei vorbei. Ein Bund, wie ihn vor dreihundert Jahren die Hälfte der Nation mit Luther schloß, werde nie wiederkehren. Alle führenden Geister der Nation, Goethe, Schiller, Voß, Jean Paul, Winckelmann, Wieland, Forster, Lichtenberg und wie sie alle heißen, haben sich der Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt, und niemand hält es heute mehr für seine Pflicht, seinen Glauben an ausgeübte Formalitäten anzuknüpfen. Sollte je eine neue religiöse Bewegung auf dem Boden der Orthodoxie erwachsen, so würde sie die Rolle einer kleinen, verlorenen Sekte spielen. Das Princip gegenseitiger Duldung, das Princip des Individualismus beherrscht heute unsere Bildung, und nur diese kann der Hebel sein, der den confessionellen Hader wegräumt. Gelöst könne aber diese Aufgabe nur werden unter Mitwirkung des Staats. Die deutsch-katholische Bewegung,

deren Bedeutung nicht auf dem religiösen, sondern auf dem patriotischen und politischen Gebiete liege, habe den unsterblichen Beruf, in ihrem kleinen und ganz freien Verbande das Musterbild des größeren Ganzen aufzustellen, das sich nach ihr bilden soll. Diese Verkündigung eines großen Berufs der Deutsch-Katholiken war Gervinus' erster Versuch im Fache der falschen Prophezeiungen, in dem er später noch so Erstaunliches geleistet hat. Nur jemand, der dem kirchlichen Leben so völlig fern stand wie Gervinus, konnte auf den Gedanken kommen, eine Kirche mit solchen Mitteln herstellen zu wollen und den hoffnungsvollen Anfang derselben in den Entrüstungsmeetings der Deutsch-Katholiken zu sehen. Der allezeit schlagfertige Daniel Schenkel, damals Pfarrer in Schaffhausen, stürzte sich sofort auf diese minder haltbare Enunciation des berühmten Literaturhistorikers, aber er schlug gegen den allgemein verehrten Führer der Göttinger Sieben einen so hochfahrenden Ton an, daß ihn David Friedrich Strauß einem kläffenden Spitze verglich, der eine gelassene, edle Dogge anbelle. Wegen dieser Schrift weigerte sich der badische Minister Bekk, den Verfasser zum Professor in Heidelberg zu ernennen, wozu ihn die theologische Fakultät, unter Rothe's Zustimmung, als Nachfolger Lewalds vorschlug. Der badische Staatsmann wollte keinen so hitzigen Streittheologen für seine ohnehin von Parteien zerklüftete Hochschule. Schenkels Schriften aus dem Jahre 1846: „Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken" und die „Replik auf die Entgegnung von G. G. Gervinus", bezeichnen bereits seine Umkehr vom Liberalismus De Wettes zur pietistischen Partei, der er sich dann auf den Kirchentagen vollends anschloß. Die großen Dichter der abgelaufenen großen Literaturperiode nennt Schenkel in dieser Schrift „hervorragende Literaten, deren Bestreben, an die Stelle der religiösen Mächte die literärischen und humanistischen zu setzen, eine unser Volksleben in seinen Grundfesten erschütternde Revolution eingeleitet habe, ohne daß sie Kraft und Tiefe genug gehabt hätte, diese in den Strom der Ordnung und Mäßigung zurückzuleiten". Jenes Zeitalter habe Deutschland wohl literärisch gehoben, aber religiös unbefriedigt gelassen, wohl unsern Geschmack gebessert, aber die Harmonie des Denkens und Gemüths nicht zu Stande gebracht. Von dem Toleranzideale eines Gervinus fürchtet Schenkel Lauheit und Gleichgültigkeit des Einen gegen den Glauben des Andern, was nur ein Zeichen des religiösen Verfalls wäre und höchstens einen faulen Frieden begründen könnte. Der Fortschritt, den Gervinus wünscht, erscheint Schenkel als eine Zeit, in der die Völker das Joch des Schriftworts und den Krummstab der Kirche zu gleicher Zeit abwürfen und zu den Mysterien der Naturreligion zurückkehrten, in deren Lusthainen das junge Deutschland vor mehr als einem Jahrzehnt schon vorgenießend geschwelgt hat. Auf solche Verdächtigungen fand Gervinus nicht mehr nöthig zu ant-

worten, da der Verfasser gar kein Organ für geschichtliches Verständniß, dagegen einen solchen Mangel an Unbefangenheit und Wahrheitssinn, so viel theologischen Eifer bei so wenig religiöser Gesinnung zeige, daß diesem Manne weiter Rede zu stehn unter seiner Würde sei.

In urbanerem Tone widersprach Ullmann seinem berühmten Kollegen in einem „Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung". Durch diese eifrige Betheiligung der beiden akademischen Gruppen wurde der Deutsch-Katholicismus zu einer Heidelberger Angelegenheit, zumal auch der alte Paulus „zur Rechtfertigung der Deutsch-Katholiken" eine Lanze brach. Karl Mathy, selbst der Sohn eines ausgetretenen Lazaristenmönchs, trat gleichfalls für die Deutsch-Katholiken ein, während Wessenberg nichts mit ihnen zu schaffen haben wollte. Als die neuen Evangelisten, geleitet von dem Demokraten Fickler, aus Wessenbergs früherem Bischofssitze Konstanz in die Schweiz hinüberfuhren, meinte der dicke Fickler gemüthlich: „Das hätt' ich nicht gedacht, daß ich noch einmal ein Apostel werden sollte." In Schenkels verächtliches Urteil über Gervinus stimmte Rothe nicht ein. Aber das verhehlten auch die liberalen Heidelberger Theologen nicht, daß ihnen dieser Zeitungslärm und fortgesetzte Straßenauflauf nicht nach einer religiösen Bewegung aussehe. „Bereits," heißt es in einem Briefe von Rothe's Kollegen Ullmann, „sind auch die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts unter starkem Halloh und nicht unbedeutendem Essen und Trinken durch Heidelberg und Mannheim gezogen. Meine Stimmung und Hoffnung für die Sache ist durch die neusten Erscheinungen nicht günstiger geworden." In Mannheim, wo ihr politischer Gönner Bassermann großen Einfluß besaß, verlief der Rongesturm gefährlicher. Die Volkshaufen fanden die katholische Pfarrkirche, in der sie einen deutsch-katholischen Gottesdienst abhalten wollten, gesperrt, so daß man sich mit einer von zahlreichen Reden gewürzten Zusammenkunft in Bassermanns Garten begnügen mußte. Ein wiederholter Versuch sich in der Zuchthauskirche festzusetzen, wurde gleichfalls abgeschlagen. Der tapfere Vertheidiger war der spätere Erzbischof Orbin, der dem Anlauf um so fester widerstehen konnte, als er wegen seines freundlichen Wesens in Mannheim sehr beliebt war. Auch ein wunderliches apokalyptisches Document aus jenen Tagen zeigt, wie tief der Siegeszug Ronge's durch Baden die katholischen Gemüther erregt hatte. Es ist das eine Sammlung von Visionen des katholischen Pfarrers von Herrenwies, Ambros Oschwald, die dieser 1848 drucken ließ.*) Auf seiner idyllischen Bergpfarre that der geistliche Herr Wunder am Krankenbette, und in schlaflosen Nächten hatte er Visionen. Am

*) Mystische Schriften verschiedenen Inhalts von Ambros Oschwald, Pfarrer auf Herrenwies. Baden, Scotzniowsky'sche Buchdruckerei. 1848. Th. 3, S. 8f.

24. April 1845 sah er in einem nächtlichen Gesichte Johannes Ronge, der ein Billet in der Hand hielt, auf welchem geschrieben stand: $a^5 = c^5$. Ronge schien sich zu bemühen, dieses Zeichen zu entziffern, vermochte es aber nicht. Diese Formel aber bedeutet, sagt der Seher, daß in unserer Zeit die Häresie ihre fünfte Entwicklungsstufe durchzumachen hat. Ein anderes Gesicht belehrte den Pfarrer von Herrenwies, daß Johannes Ronge sich nie bekehren werde, sondern ewig in der Hölle braten müsse. Die zeitliche Dauer der Ronge'schen Sekte war dagegen kürzer als selbst Rothe und Ullmann erwarteten. Die Bewegung, die in ihren Anfängen dem Zuge Luthers nach Worms glich, war schon nach wenig Jahren zu ganz kümmerlichen Conventikeln zusammengeschwunden und mußte erfahren, daß durch Aufklärung und Liberalismus allein sich selbst mit Gervinus' Segen keine Kirche gründen lasse.

Im Ganzen hat sich Rothe den deutsch-katholischen Bestrebungen gegenüber lediglich als gelassener und nicht selten ironisch gestimmter Zuschauer verhalten. Mit wärmerem Interesse verfolgte er, dessen Herz doch noch immer mit den preußischen Dingen eng verflochten war, die kirchlichen Experimente des neuen Berliner Hofes. Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms III. war völlig gescheitert. Die überflüssige Friedensstiftung der Union hatte nicht den Frieden gebracht, sondern längst abgethane dogmatische Streitigkeiten der Protestanten neu entzündet. Der Versuch, für gemischte Ehen das katholische Ehesakrament zu erzwingen, unnöthig in einer Provinz, in der Civilehe und evangelische Trauung zur Wahl standen, hatte den Klerus, den man beugen wollte, doppelt mächtig werden lassen. Wenn die Kirchen, wie damals, in den Armen des Staats friedlich schlummern, ist der Staat ein Thor, wenn er sie aufweckt. Als nun gar der neue König in dem kirchlichen Gebiete einen geeigneten Bauplatz für seine romantischen Phantasieen gefunden zu haben meinte, wurde das Chaos vollständig. Einen Theil der Schuld an diesen Wirren trug Rothe's alter Freund Karl Josias Bunsen, der nun auch wieder in Rothe's Gesichtsfeld auftaucht. Trotz seiner vielen menschlich schönen Eigenschaften, an denen es dem neuen Könige ja auch nicht fehlte, war Bunsen eine stete Gefahr für alle Dinge, die er in die Hand nahm, durch seine Unruhe, seinen Thatendrang und seine lasterhafte Vielseitigkeit. Sie war um so gefährlicher, als sein König ganz in demselben Spital krank war. Das Journal des Debats schrieb von Friedrich Wilhelm IV. gelegentlich seiner Bemühungen um den Kölner Dombau: „Frédéric le grand n'avait point de religion; le roi actuel en a quatre*)." In der That war Friedrich Wilhelm IV. katholisch, anglikanisch, lutherisch und uniert. Er war für alle Bekenntnisse, auch für die, die er nicht kannte, wie er zum Beispiel in einem Briefe an

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 129.

Bunsen von den 49 Artikeln der Engländer redet, aber die 39 meint. Für diese Vielseitigkeit war sein Freund Bunsen der geeignetste Rathgeber und Gehülfe, da Bunsen die schöne Gabe besaß, das Gute überall anzuerkennen, zuweilen auch da, wo es nicht war. Des Königs damaliges Verhalten schildert Ludwig von Gerlach mit den Worten: „Enorme Intimität mit Bunsen, absolutistisches Flattern in seinen Phantasieen, liebenswürdige kindliche Demuth*)." Den Reiz seines persönlichen Umgangs haben alle gepriesen, die mit dem Könige intim verkehrten. Er war des Wortes mächtig wie wenige, stets voll treffender Bilder und witziger Einfälle. Dabei nahm er warmen Antheil an dem Ergehen seiner Umgebung und war ein treuer, zärtlicher Freund. Niemand erfuhr das mehr als Bunsen. Alle Mißgriffe Bunsens in Rom entschuldigte Friedrich Wilhelm, wie sie denn auch von dessen Gegnern maßlos übertrieben worden waren. Nur daß die Note von Ankona schlecht stylisiert sei, gab der Kronprinz den Gerlachen zu. So durfte der Freund trotz seiner römischen Niederlage in dem stillen Landhause auf dem Hubel bei Bern die Geschäfte eines preußischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft übernehmen, wobei er die Ueberwachung der deutschen Flüchtlinge in anständigerer Form ausüben und humanitäre Anstalten zu Gunsten armer und kranker Deutscher fördern konnte, von dem Minister aber genau beaufsichtigt wurde und die strenge Weisung erhielt, sich auf seine Aufträge zu beschränken und nicht wieder Politik auf eigene Faust zu treiben. Friedrich Wilhelms treues Herz hielt, ungeachtet dieser Abneigung seiner officiellen Rathgeber, an dem alten Freunde fest. Savigny meinte, im Mittelalter wären Radowitz und Bunsen torquiert worden, weil sie den König behext hätten. Das ließ sich nun trotz des Siegs der historischen Schule nicht wohl in's Werk setzen und so führte des Königs Gnade Bunsen bald wieder in die hohe Politik zurück. Vor allem waren es Friedrich Wilhelms kirchliche Interessen, die ihm den frommen Freund unentbehrlich machten. Als die europäischen Mächte der Türkei gegen ihren Bedränger Mehemed Ali beistanden und Palästina wieder unter türkische Herrschaft stellten, wollte der König die Gelegenheit benützt wissen, Jerusalem allen christlichen Kirchen zu einer sichern Heimath zu machen und vor allem den Evangelischen gleiche Rechte wie den Lateinern, Griechen und Armeniern zu verschaffen. Da die englische Staatskirche bereits Grund und Boden auf dem Berge Zion und eine anglikanische Gemeinde an Ort und Stelle besaß, so wünschte der König, ein anglikanischer Bischof möge die Organisation und Leitung aller Evangelischen im heiligen Lande übernehmen. Für diesen Zweck wollte er selbst die Hälfte der Kosten tragen und verlangte dafür nur die Anerkennung der Gleichberechtigung der preußischen

*) Aufzeichnungen I, 264.

Geistlichen mit den Anglikanern. So kam denn unter Bunsens Vermittlung im Sommer 1841 ein Vertrag zu Stande, den man in Deutschland als Anfang einer Union mit den Anglikanern und einer Einführung der bischöflichen Verfassung in Preußen betrachtete. Der evangelische Bischof von Jerusalem sollte abwechselnd von der englischen und preußischen Krone ernannt werden, doch hat der Erzbischof von Canterbury ein unbedingtes Veto gegen den von Preußen vorgeschlagenen. Der König von Preußen zahlt jährlich 270,000 Mark Beitrag zu den Kosten und eine ähnliche Summe wird, da das Parlament für solche Gründungen nicht zu haben war, die englische Judenmission aufbringen. Deutsche Geistliche in Palästina haben zunächst die Augsburger Confession zu unterzeichnen, dann werden sie nach englischem Ritual durch den Erzbischof von Canterbury geweiht und nach der Weihe unterzeichnen sie die 39 Artikel. Die Confirmation wird ausschließlich durch den Bischof vollzogen. Die preußische Regierung hatte sich damit der anglikanischen Kirchenleitung gefügt und der Erzbischof von Canterbury sprach in einem amtlichen Schreiben die Hoffnung aus, daß die Convention Einheit der Disciplin und Lehre zwischen unserer eigenen und „den weniger vollkommen eingerichteten Kirchen Europas" anbahnen werde. Den preußischen Theologen wurde es schwer, diese Probe englischen Hochmuths herunterzuschlucken, und die liberalen Zeitungen rechneten dem Könige vor, was für seine 90,000 Thaler jährlich für die hungernden preußischen Schulmeister gethan werden könnte. Uhden, der nach Wichern*) wußte, was außer ihm keinen zehn Menschen bekannt sein konnte, aber auch viele Geistliche waren überzeugt, durch das Bisthum Jerusalem wolle Friedrich Wilhelm der preußischen Kirche zu einem Bisthum mit apostolischer Succession verhelfen, durch das er dann auch seine andern Zukunftsbischöfe weihen lassen wolle. Das gab der Sache eine größere Bedeutung, machte sie aber um so verhaßter. Bunsen dagegen schwelgte in den ausschweifendsten Phantasieen. Er schrieb dem Könige, daß er von der Errichtung des Bisthums Jerusalem die Wiederherstellung des jüdischen Volks, die Vereinigung der Kirche im katholischen Apostolat und so die Verwirklichung aller Verheißungen erwarte — und der König erwiderte in einem Briefe vom 26. August 1841: „Beim Lesen Ihres Briefes war ich versucht, mich in den Staub zu werfen vor Gott, so providenziell und ungeahndet schien mir sich alles zu fügen. Das giebt große Freudigkeit und Zerknirschung zugleich und aus beiden entsteht mir unaufhörlich der Ruf: ‚Stille! Keine Worte!'" Da Friedrich Wilhelm keine Rechte, sondern nur Pflichten begehrte, wurde man mit den Engländern rasch einig. Daß die anglikanische Kirche die preußische Ordination nicht als voll anerkannte,

*) Ges. Schriften I, 352.

sondern an der Weihe durch einen anglikanischen Bischof festhielt, entsprach des Königs eigener Idee von der Succession der Weihen und seiner Geringschätzung seiner preußischen Landeskirche. Es genügte ihm, daß er alternierend mit Königin Victoria den Bischof ernennen durfte, der von den Anglikanern geweiht wurde und dann erst selbst Weihen vornahm. Am Berliner Hof war man von dieser Unterwerfung unter den englischen Erzbischof wenig erbaut, aber Ludwig von Gerlach gesteht, zu einem Gutachten aufgefordert, habe er dennoch dem Könige beigestimmt, „denn möglichst genießbar mußte ich ihm bleiben*)". Auf solchen Grundlagen kam im November 1841 das Bisthum Jerusalem zu Stande. Natürlich war das ganze Projekt den Liberalen anstößig und wurde in der Presse übel zerzaust. In Bern ließen 1842 Hundeshagen und Schneckenburger eine Streitschrift erscheinen: „Das anglopreußische Bisthum zu St. Jakob und was daran hängt", mit dem Motto: „Füllet auch ein weiser Mann seinen Bauch mit Ostwind an? Hiob 15,2", eine Opposition, die der König den Berner Professoren noch lange nachtrug.

Als bald darauf der Gesandte in London, Bülow, nach Frankfurt versetzt wurde, ließ der König dem englischen Kabinett die Wahl zwischen drei preußischen Diplomaten, wer Nachfolger in London werden solle? Lord Aberdeen wählte unter den Dreien den Mann von weiland Miß Waddington, der nun das preußische Gesandtschaftshotel, das Prussia-House auf Carlton Terrace bezog. Auch hier wurde Bunsen ein Mittelpunkt der guten Gesellschaft wie einst in Rom. Seine Frau war nun wieder ganz Engländerin und ein Sohn ließ sich zum anglikanischen Geistlichen weihen. Seinem Gefühle der Erlösung gab Bunsen in einem Sonette an den König Ausdruck, in dem er dankt, daß er aus dem „römischen Grabesgeruch und dem Wuthgegrinse der Pfaffen" sich nach der grünen Insel habe flüchten dürfen, wo er nun frei aufathmen könne.**) Die allgemeine Verehrung, die Bunsen in England und bei den Deutschen in London genoß, beruhte auf der aufreibenden Thätigkeit, die der allezeit Hülfsbereite den Nöten armer oder unkundiger Landsleute und im großen Styl allen socialen Bedürfnissen der Weltstadt widmete, während er anderseits mit den gelehrten Kreisen in fortgesetzten Arbeitsbeziehungen blieb. Wichern, der 1851 wochenlang seine Gastfreundschaft genoß, die er ihm dann, als Bunsen kein Bruder im Herrn mehr war, ebenso wie Ludwig von Gerlach, schlecht lohnte, schrieb von London an seine Frau: „Bei der maßlosen Beschäftigung des Gesandten, der alle Tage von Freunden umlagert ist, mit seinen Gehülfen die Couriere besorgt, dabei mit

*) Gerlach, Aufzeichnungen I, 292.

**) Ebenda I, 261.

wissenschaftlichen Arbeiten, jetzt Ägypten und Hippolyt, rastlos beschäftigt ist, dürfte man nicht auf Minuten Anspruch machen, und doch weiß er seinen Freunden Stunden zu schenken*)." Allseitig wurde die Art gerühmt, wie Bunsen deutschen und englischen Gedankenaustausch vermittelte und englische Leistungen in Deutschland, deutsche in England bekannt machte, wenn man auch wohl lächelte, in welchen Hyperbeln seine Empfehlungen sich bewegten. Bekannt ist seine bombastische Vorrede zu der englischen Übersetzung von Freytags „Soll und Haben", von der eine englische Zeitung meinte, sie nehme sich aus wie ein Vorbau von ägyptischen Pylonen zu einer deutschen Familienwohnung. So wenig als der Neigung zu Uebertreibungen hatte der unruhige Staatsmann seiner unvorsichtigen Reformlust entsagt. Gerlachs Freunde wenigstens wußten zu erzählen, Bunsen habe mit dem Prinzen Albert an einer verbesserten Auflage des common prayer book gearbeitet. Lord Palmerston aber antwortete der Königin, als sie ihn mit dem Plane bekannt machte, sie solle sich hüten; das common prayer book sei den Engländern so viel werth wie eine Krone und könne sie die ihre kosten**).

Mit seinem Könige blieb Bunsen von London aus auch in stetem privatem Briefwechsel und bei seiner Fähigkeit, sich für alle neuen Ideen Friedrich Wilhelms zu begeistern, sah er auch die todtgebornen als zukunftsvolle Geburten an. So trug sich der König mit der Idee, alle Vereine, die das Christenthum durch Leben und That bewiesen, zu einem großen „Schwanenorden" zu verbinden. Die schönen Grabsteine der Schwanritter in der Ansbacher Stiftskirche und die Kapelle der Adelsbrüderschaft zu Haßfurt hatten seine Phantasie befruchtet. Katholiken, wie sein Freund Radowitz, edle Frauen beider Confessionen sollten Schwanritter und Schwanenfrauen werden und die Kette mit der Mutter Gottes tragen. Um für den Orden außer der schönen Ordenskette auch einen Ordenszweck zu gewinnen, befahl der König***), alle vorhandenen Notizen über Bestrebungen der innern Mission in Preußen zu sammeln, und zwar durch alle Provinzen, so daß in Berlin ein ungeheurer Stoß Schwanenakten sich anhäufte. Um Weihnachten 1843 verkündete dann ein tönendes Manifest, daß der König den vor 400 Jahren durch seinen Ahnherrn Kurfürst Friedrich II. gestifteten Schwanenorden erneuere, dessen Mitglieder auch Frauen werden könnten. Die Königin selbst wurde Großmeisterin des weiblichen Zweigs. Bunsen nahm auch diesen Gedanken seines königlichen Freundes mit Enthusiasmus auf. Mit einer Uebertreibung, die uns heute wie Ironie anmuthet, schrieb er dem Könige, man dürfe sich nicht verhehlen, daß es das erste Mal sei, daß hier der römischen Curie durch eine

*) Wichern, Ges. Schriften II, 217.

**) Ludw. v. Gerlach, Aufzeichnungen II, 371.

***) Wichern, Ges. Schriften I, 336.

geistige Centralgewalt entgegengetreten werde, die Rom den Tod drohe, ohne ihm feindlich zu sein*). „Die Idee, eine solche Lebensgemeinschaft über den Bekenntnissen in einer großen Nation zu gründen, vernichtet Rom, wenn sie in's Leben der Gegenwart eintritt." Der Eindruck dieser Idee auf die Zeitgenossen war aber durchaus nicht der, daß der neue Orden Rom vernichten werde, sondern die Presse war voll Hohn und Spott über die neu ausgegrabene Reliquie aus dem Mittelalter. Da das Ordensabzeichen am Bilde einer heiligen Jungfrau über dem Schwane getragen werden sollte, erneuerte sich das Gerücht, die Königin habe ihren Mann katholisch gemacht. Der Minister von Ompteda in Hannover sagte zu Wichern, der König verfolge mit dem Orden den Plan, den katholischen und evangelischen Adel seines Landes zu unieren. Wichern war nicht abgeneigt, den Schwanenorden in den Organismus der innern Mission einzugliedern**). Er dachte an einen Bund mit dem Zweck, die Regeneration der verfaulten Massen in den unteren Schichten der Gesellschaft in Angriff zu nehmen und die socialen Fragen der Zeit mit den Kräften des neuen Lebens zu durchdringen. Auch Pastor Fliedner wurde mit dem Projekte befaßt. Ihm war der Samariterdienst des Adels Hauptsache. Bald aber mußte Wichern gestehn: „Mit dem Schwanenorden steht es ungünstig. Es soll trotz aller Bemühungen und persönlicher Arbeit der Hochgestellten unmöglich geworden sein, geeignete Statuten zu entwerfen. Die Sache an sich ist gesund; nur hätte man von unten anfangen müssen und mit einzelnen Partien, statt die ganze Organisation auf der Stelle bewältigen zu wollen. Für die freie christliche Association wäre die Sache deßwegen von Wichtigkeit geworden, weil sie in dem Könige ihr Haupt und darum ihre Freiheit gefunden hätte, während die Gesetze jetzt alles Neuaufkommende alsbald umschlingen und in ihre todbringende Gewalt verwickeln." Aber während Wichern meinte, man müsse des Königs Idee in das Deutsch unserer Tage übersetzen, war der geistreiche Fürst die Sache bereits wieder müde geworden. Er begnügte sich mit der Stiftung des Krankenhauses „Bethanien" mit einer adeligen Vorsteherin. Die schöne Halskette für die Königin und einige vornehme Damen war schließlich alles, was von der stolzen Armada übrig blieb, mit der Bunsen die römische Kirche hatte vernichten wollen. Robert Prutz aber ließ in seiner politischen Wochenstube die Edelfräulein singen:

„Ach, daß der Schwanenorden
Nicht fertig ist geworden!
Schon sahen wir um Hals und Brust
Das Zauberband sich dehnen,

*) Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. S. 116.
**) Ges. W. I, 394 f.

Schon selber uns in stiller Lust
Verglichen mit den Schwänen.
Ach, aber ach, der Traum zerrann,
Die Hoffnungen zerflattern,
Nur Gänse bleiben wir fortan
Und müssen weiter schnattern."

„Oh heilig Mittelalter,
Nachtvogel, Abendfalter,
Wie herrlich zeigst du dich!"

Eine eigene Erscheinung war es, daß das reiche Judenthum, dessen Finanzkraft der Sache aufhelfen konnte, sich herzudrängte und bereit war die Kette mit dem Bilde der Maria zu tragen, wie auch D. F. Strauß in einem Sonette spottete über die Jüdinnen, die Marienfahnen sticken. Die Allgemeine Zeitung des Judenthums, die in Leipzig erschien, nahm als gewiß an, daß S. Majestät bei seiner Aufforderung auf die Juden mit gerechnet habe, und hofft, in einer weiteren Kundgebung werde ihrer auch ausdrücklich gedacht werden*). In den confessionellen Kreisen dagegen verletzte es, daß das Patent sagte, das Christenthum sei durch Menschenliebe zu bethätigen, nicht „durch Bekenntnißstreit und äußere Geberden" **). Kanitz, damals Gesandter in Wien, soll dem Könige gesagt haben, Friedrich Wilhelm I. habe mit dem Krückstock regiert, Friedrich der Große mit dem Schwert, er aber wolle mit dem Zauberstabe regieren, und das gehe nicht. Um Kohlen aus dem Feuer zu holen, brauche man Feuerzangen***).

Der König wußte sich durch solche gemeinsam erlebte Niederlagen nur um so einiger mit seinem Freunde Bunsen. Er verfolgte dessen liturgische Studien mit stetem Antheil, Pastoralconferenzen, ägyptische Ausgrabungen, Aufführungen des Aeschylus, Wiedereinführung des Ritterschlags werden brieflich besprochen, und hat Bismarck den General von Radowitz den mittelalterlichen Garderobier des Königs genannt, so war Bunsen als Antiquar unentbehrlich.

Noch wichtiger wurde dieses Verhältniß, als Friedrich Wilhelm ernstlich dem Plane näher trat, zu einer Neuorganisation der preußischen Landeskirche zu schreiten. Mit Sorge stand Rothe diesem Projekte gegenüber. „Mein Wunsch ist," schreibt Rothe am 7. November 1841, „daß möglichst wenig gemacht werden möge. Unsere Zeit hat gewiß weder Beruf noch Fähigkeit zu bedeutenden neuen Organisationen in der Kirche; eine treue Benützung dessen, was wir noch besitzen, halte ich für die Hauptsache. Wenn uns

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 343.
**) Ebenda 342.
***) Ebenda 341.

nur mein guter Bunsen nicht etwas zusammenbraut, das ungeachtet seiner nur precären Existenz in kürzester Zeit die wahrlich schon hoch genug gestiegene Verwirrung der Gemüther noch vermehrt“ *). Nach den Projekten, die Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz seinem Freunde Bunsen vorgetragen hatte, konnte man allerdings auf die wunderbarsten Geburten gefaßt sein **). Die alten Getreuen, Hofprediger Strauß, General von Thile, General von Röder, Oberst von Gerlach, die Grafen Voß und Usedom waren der engere Bund, mit dem Friedrich Wilhelm die weitschweifigen Briefe Bunsens berieth. Wir wissen durch Strauß ***), welche Fragen die frommen Officiere in diesen Erbauungsstunden miteinander erwogen. Ob Vergottung oder Verchristung der richtige Ausdruck für das Ziel des Heilsprocesses am Menschen sei, das Geheimniß, von welchem der Seher Joh. 6 und Sanct Paul an verschiedenen Stellen redet, die Frage, ob die Menschheit ein Geschöpf oder eine Ausströmung Gottes, also ein Theil der Gottheit sei, diese und ähnliche mystische Grübeleien beschäftigten den von Hofprediger Strauß geleiteten Conventikel der frommen Generale und Kammerherrn. Von seinen Kirchenverfassungsprojekten sagte der Kronprinz ehrlich, er habe sie als ein Spiel der Phantasie begonnen, allmählich seien sie ihm zu einem ernsten Lebenszweck geworden. Unmittelbar vor seiner Thronbesteigung verfaßte er im März 1840 ein Memorandum, wie er die preußische Kirche zu gestalten wünsche. Mit seinem Freunde Bunsen war er darin einig, daß die neue Kirche eine bischöfliche werden müsse. „Die katholische und anglikanische Kirche sind Marmorbecken, bei uns läuft alles in den Sand“ †). Die Gewalt des Landesherrn über die Landeskirche will der Kronprinz aufrecht erhalten. „Der Fürst hat die Gewalt über die Kirche. Er gehört der Kirche, ist ihr Sohn, aber alle Glieder derselben sind seine Unterthanen. Diese Wahrheit ignorieren zu wollen, führt zu schmählichen Komödien. Er also, der evangelische Landesfürst, das gekrönte Mitglied der Kirche, muß eben, weil er beides ist, selbst das Band sein, welches Staat und Kirche einet. Er soll mit aller Macht, die ihm Gott verliehen, das Steuer am Schiff der Landeskirche halten und sie den Weg mit und durch die andern Segel mit dem Kreuzespanier und die andern steuernden Brüder, die guten, die falschen, die feindlichen führen, deren Gesammtheit in dieser Zeitlichkeit Gottes Geschwader bildet.“ Diese Verfassungspläne sind noch völlig vag, aber um so genauer hat der Prinz sich ausgedacht, wie er alle historische Namen und Würden wieder herstellen und ihre

*) An Hahn, 7. November 1841.

**) Vgl. Ranke, aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, S. 44 ff.

***) Friedrich Strauß, Abendglockentöne. Berlin 1868.

†) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 25 f.

Kleider und Rangordnung festsetzen will. „Ich will Ihnen meinen Sommernachtstraum erzählen.“ Der Bischof von Königsberg wird wieder Metropolit von Samland, der von Marienwerder Metropolit von Pomesanien; so erhalten die Bischöfe von Kamin, von Havelberg, von Brandenburg, von Lebus, von Halberstadt, Merseburg, Naumburg, Minden u. s. w. mit ihren wiederhergestellten Domkapiteln auch ihre alten Diöcesen wieder. An Stelle des geistlichen Ministers tritt der Fürst-Erzbischof von Magdeburg als Primas Germaniä. Nach dem Alter und früheren Rang ihrer Sitze werden sie geordnet. Magdeburg geht hinter Cöln und vor Gnesen; Minden vor Breslau; Culm und Ermeland hinter Trier. Im Begegnungsfalle geht Magdeburg hinter Canterbury und vor Upsala. Oxford hinter allen unseren historischen Sitzen. „Folgen Sie nun, lieber Bunsen, dem Gedankengange meines Sommernachtstraumes!“ „Welche Zeit wäre das, bester Bunsen, wenn wir es erlebten, das Streben des Mittelalters nach dem Klosterwesen bei uns ersetzt zu sehen durch ein Streben wohlhabender Bürger und Edelleute nach den Pfarren in Cassuben und Wenden, die fünfzig Thaler jährlich abwerfen! Hätte ich Vollmacht und Geld zur Einrichtung, so ließe ich meiner Liebe zum Historischen die Zügel schießen und stellte ein paar alte Abteigebäude z. B. Lehnin oder Chorin für die Marken und Pommern, Altenberge für Rhein und Westphalen wieder her.“ Auch die Stiftungen von Emeriten- und Demeritenhäusern für alte Geistliche plant er, „wofür wieder einige alten Klöster herhalten könnten“. Auch ein Concil gehört zu dem Ganzen. Dasselbe muß eine Art von Bekenntniß in solennster Form verkünden. „Was darin stehn soll? Suchen Sie nur, Sie finden es gewiß! Ein Haupttheil desselben muß der Annahme der bischöflichen apostolischen Succession gewidmet sein.“ Das also war die Ideenwelt, in der Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung lebte und webte, und nun sollte er als König wirklich mit der Frage einer neuen Organisation des deutschen Protestantismus befaßt werden. Der erste Anstoß war dieses Mal von dem zwar unkirchlich gesinnten, aber politisch klugen Könige Wilhelm von Württemberg ausgegangen, der dem Vorschlag seines Hofpredigers Grüneisen ein williges Ohr lieh, daß es noth thue, gegenüber den wachsenden Umtrieben der Ultramontanen die Evangelischen ganz Deutschlands zu einer organisierten Einheit zusammenzufassen. Im April 1843 schlug der Stuttgarter Hof dem preußischen Könige die Erneuerung des Corpus Evangelicorum am Bundestage vor. Da nur sechs der in Frankfurt vertretenen deutschen Fürsten katholisch waren, erschien es Friedrich Wilhelm aber unzart, die Katholiken an ihre Minorität zu erinnern. Für Grüneisens Vorschlag, eine innere Unierung der Protestanten zu versuchen, ließ sich Friedrich Wilhelm IV. dagegen nach langen Verhandlungen gewinnen und sagte zu Ludwig von Gerlach, er ge-

denke diesen Convent zu einer Nationalsynode zu instradieren*). Unter den Heidelbergern hatte Ullmann sich für diesen Gedanken ausgesprochen in einem Büchlein „Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands", das Friedrich Wilhelm mit großer Befriedigung las. Auf des Königs Einladung versammelten sich an Neujahr 1846 Vertreter der sämmtlichen protestantischen Regierungen Deutschlands zu einer freien „evangelischen Conferenz" in Berlin, der Bethmann-Hollweg aus Bonn präsidierte. Badischerseits war Ullmann delegiert, der kurz vor Weihnachten abreiste. Rothe erwartete von dem Unternehmen wenig Gewinn. Er sieht wohl ein, daß etwas Durchgreifendes zur Herstellung einer kirchlichen Repräsentativverfassung geschehen müsse, da das reine Konsistorialregiment alles Vertrauen verloren habe, daß aber diese zu schaffende Repräsentation den Bruch zwischen Altgläubigen und Lichtfreunden vollenden wird, ist ihm gleichfalls eine ausgemachte Sache. „Kommt es einmal zu einer Trennung, so wird es bei einer Separation in zwei Kirchen nicht sein Bewenden haben. Zuletzt ist doch in allen Dingen nur bei der Wahrheit und Ehrlichkeit Hülfe; was sich nun einmal nicht versteht, kann doch immer nur eine lahme und schaale kirchliche Gemeinschaft pflegen." Hahn freilich, an den dieser Brief gerichtet ist, und seine Freunde hatten ganz andere Gedanken. Sie wollten die Massen, trotz ihres Unglaubens, in der Kirche behalten als Missionsobjekt; ausscheiden wollten sie nur die lichtfreundlichen Führer, die ihrem Regimente Schwierigkeiten bereiteten. Die große Lüge, die Rothe später durch Stiftung des Protestantenvereins aus der Welt schaffen wollte, war eben die, daß man von dem geistlichen Stande ein Bekenntniß verlangte, das man dem Laien erließ. So hatte er jetzt schon das Problem vor sich, auf das er dann in den sechziger Jahren mit aller Energie zurückkam. In gleichem Sinne spricht Rothe sich in einem Briefe an Heubner vom 21. December 1845 aus. „Ich hoffe von der Berliner Conferenz keine großen Erfolge, aber ich freue mich derselben allerdings aufrichtig als eines ersten Schritts dazu, auf die unleugbaren Schwierigkeiten unserer jetzigen Lage wirklich einmal einzugehn. Der jetzige Stand der Dinge kann doch unmöglich bleiben. Denn unsere Kirchenbehörden haben jetzt nur die Wahl, entweder alles, was Kirchenregiment heißen kann, preiszugeben oder der Gewissensfreiheit, nicht etwa einzelner Geistlicher, sondern ganzer Massen von Gemeinden zu nahe zu treten, was beides ungefähr gleich sehr vom Uebel ist." Daß eine freie Besprechung von Theologen und Kirchenfreunden, die eine amtliche Kompetenz zur weiteren Betreibung der Conferenzbeschlüsse nicht besitzen, ein praktisches Resultat ergeben werde, ist ihm allerdings von vorn herein unwahrscheinlich „Ich hatte

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 434.

mir die Berliner Conferenz*), die ich für eine durchaus zeitgemäße Veranstaltung halte, anders zusammengesetzt gewünscht. Namentlich achte ich zwar die Enthaltsamkeit sehr, mit welcher Preußen sie beschickt hat, hätte aber doch lebhaft gewünscht, daß eben preußischerseits mehr hervorragende Kräfte zu ihr beigezogen worden wären. . . . Daß alle Generalsuperintendenten ausgeschlossen wurden, ist für die Sache nicht gut. Bei ihrer dermaligen Zusammensetzung fürchte ich, wird die Conferenz nicht dasjenige moralische Ansehen ausüben, das mir bei ihr so wesentlich zu sein scheint. Ullmann, der anfangs das beste Vertrauen zur Sache hatte, wurde zuletzt ganz ängstlich. Vor einigen Tagen ist er von hier abgereist; zunächst nach Stuttgart, wo er sich an Grüneisen anschließen wollte, mit dem er nun schon auf der Weiterreise begriffen sein wird. Es liegen allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden vor. Der Punkt wegen der Lehre wird sich auf die Länge, und wenn überhaupt wirklich geholfen werden soll, durchaus nicht umgehen lassen. Durch eine Verfassung für sich allein bekommt man nun einmal keine Kirche, und eine mehr presbyteriale und synodale Verfassung, wenn die Gemeinden einmal in ihrem Besitz sind, wird gewiß vorzugsweise dazu benützt werden, um in Ansehung der Lehre Bestimmungen zu treffen, die aber dann von verschiedenen Seiten her in sehr verschiedenem Sinne werden verlangt werden. Die Sache ist auf den Punkt gediehen, wo schlechterdings etwas Durchgreifendes geschehen muß, wo allerdings die Kirche selbst gehört werden muß; aber ob eine Verständigung möglich, ob ein sich Trennen desjenigen, was nun einmal nicht zusammengehört, vermeidlich sein wird, das steht sehr dahin." „Du wirst jetzt," meint Rothe, „häufig an Deine Kriege von 1827 zurückdenken." Gemeint ist damit die Leipziger Disputation, in der Hahn alle Rationalisten aufforderte, aus der Kirche auszutreten, in die sie nicht gehörten. Seit er Generalsuperintendent geworden ist, muthet er das nur noch den freisinnigen Pfarrern zu, die er hinausdrängt und deren Söhne er nicht hereinläßt, nicht aber den Gemeinden. Unter den vielen Versuchen, eine Religionsgemeinschaft zu haben ohne gemeinschaftliche Religion, war dieser entschieden der unsittlichste.

Die Conferenz selbst verlief, wie Rothe vorausgesagt hatte, im Sande. Die Kirchenbaupläne des preußischen Königs waren derart, daß eine Einigung mit den außerpreußischen Kirchen völlig unmöglich war. Friedrich Wilhelm wollte Bischöfe, die nach altchristlichem Brauche zugleich die Hirten ihrer Gemeinde sein sollten, weßhalb nur kleine Bisthümer wie in der Urkirche in Aussicht genommen wurden, die es dem Bischof ermöglichen sollten, wirkliche Seelsorge auszuüben. Diese Bischöfe müßten durch Handauflegung von englischen oder schwedischen Prälaten, bei denen die Succession der apostolischen

*) Brief Rothe's vom 22. Dec. 1845 an Hahn, Collect. Kolde.

Weihe niemals abgerissen sei, geweiht werden, so daß der ächte heilige Geist, den die ersten Apostel den Bischöfen der Urzeit mitgetheilt haben, durch der Hände lange Kette, wenn auch auf starken Umwegen, wieder nach Berlin zurückkehre, von wo ihn die so geweihten Bischöfe auch ihren Brüdern in ganz Preußen durch Handauflegung wieder mittheilen werden. Unter den Bischöfen sollten Presbyterien von Geistlichen und Laien stehn, die aber nicht Repräsentanten ihrer Gemeinden sind, sondern Kirchendiener, denn der Begriff der Vertretung stamme aus der Revolution und habe in der Kirche nichts zu schaffen. Unter ihnen sind altardienende, armenpflegende und krankenwartende Diakone, dann erst kommt die christliche Plebs, die für die Reformatoren freilich die wahre Kirche gewesen war. In Betreff der Rangordnung seines Episkopats kam der König auf den Sommernachtstraum zurück, den er vor sechs Jahren als Kronprinz seinem Bunsen vorgetragen hatte. Ueber den Bischöfen stehen dreizehn Metropoliten. Sie haben an den historischen Metropolitansitzen Preußens ihre Residenz und ihre Kapitel erhalten die Aufgaben und Befugnisse der bisherigen Consistorien. An höchster Stelle thront der Fürst-Erzbischof von Magdeburg als Primas Germaniens mit einem Primatialkapitel, das an die Stelle des Cultusministeriums treten sollte. Dem Könige selbst aber war die Schutzherrschaft und das Recht, die Beschlüsse der Synoden zu bestätigen, vorbehalten. So verfügte der „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" über die deutsche Kirche, als ob sie ein Spielzeug zu beliebigem Aufputz wäre und nicht ein historisches Gebilde und ein selbständiges Volk von Protestanten. „Gut geschienen Mond", pflegte Arnold Ruge in seinen Jahrbüchern zu applaudieren, wenn wieder ein Stück der mondbeglänzten Zaubernacht in Potsdam zum Vorschein kam. Gegenliebe aber fand der König für seine mittelalterlichen Phantasieen nicht einmal bei den Pietisten.

Ueber den Verlauf der Berliner Conferenz berichtet ihr Vorsitzender, Geh. Rath Bethmann-Hollweg aus Bonn, dem ersten Eisenacher Kirchentage, daß die Verhandlungen über eine gemeinsame Verfassung der deutschen Kirchen kein Ergebniß gehabt hätten, nur darüber sei man sich einig gewesen, daß eine größere Betheiligung ihrer bisher ganz passiven Gemeindeglieder wünschenswerth sei. Auch der Beschluß, einstweilen das erforderliche Aktenmaterial zu beschaffen, sei nicht zur Ausführung gekommen. In Betreff des Bekenntnisses habe die Conferenz die Schwierigkeit der Aufgabe und ihre eigene Schwäche nicht verkannt und sich daher darauf beschränkt, die Augsburger Confession als das gemeinsame Bekenntniß der Deutsch-Evangelischen anzuerkennen. Die zweite Conferenz, die die Arbeiten weiterführen sollte und für die man Württemberg in Aussicht genommen, habe wegen der unruhigen Zeitverhältnisse nicht stattfinden können. Rothe konnte unter diesen Umständen ganz zufrieden sein, daß für so unfruchtbare Verhandlungen Baden

nicht durch ihn, sondern durch Ullmann vertreten gewesen war. Dieser aber wurde seitdem immer tiefer in die Wirbel der kirchenpolitischen Kämpfe gezogen, für die er sich nach seiner ganzen Natur nicht eignete, und die das Unglück seiner alten Tage geworden sind. Inzwischen hatte sich die Hengstenberg'sche Partei, die von Gemeindevertretung überhaupt nichts wissen wollte, des Königs immer ausschließlicher bemächtigt. Nicht zum wenigsten trug dazu der Eindruck des Tschech'schen Attentats vom 26. Juli 1844 bei, das für den König ein Ausfluß des antichristlichen Geistes der Zeit war, wie das von allen Kanzeln verkündet wurde. Selbst Heubners Sohn Heinrich schreibt am 5. August 1844 aus Halle an den Vater über das Tschech'sche Attentat: „Tholuck hat in seiner Predigt die Sache so angesehen, als wäre sie ganz aus dem Zeitgeiste entsprungen, und als hätten wir, das ganze Preußenvolk, Schuld mit daran. Das scheint mir aber ganz falsch." Es that aber seine Wirkung, denn nun gerieth der König immer mehr in die Hände der Partei, die ein Interesse daran hatte, ihn mit der Mehrheit seines Volkes zu verfeinden. Seine Unterwerfung unter die Forderungen der katholischen Bischöfe, seine Absicht, in der preußischen Kirche eine Episkopalverfassung einzuführen, seine Huldigungen an den längst aus dem Felde geschlagenen Geist der Romantik machten die Protestanten so argwöhnisch, daß man in weitesten Kreisen glaubte, der König sei insgeheim von seiner katholisch gebornen Gemahlin zum Convertiten gemacht worden. Noch im Jahre 1851 fand es Friedrich Wilhelm für nöthig, einer Deputation in Potsdam gegenüber in starken Worten diese Gerüchte Lügen zu strafen. Seine Ideale lagen auch nicht auf der Seite Roms, wie sein Briefwechsel mit Bunsen beweist, sondern auf der der englischen Bischofskirche. Zunächst gedachte er, um solche Pläne anzubahnen, eine Probesynode zu halten, die nur fälschlich eine Generalsynode genannt wurde, denn sie sollte gar nichts beschließen, sondern nur ihre Meinung äußern. Einige Anknüpfungspunkte für eine Kirchenverfassung waren in den von seinem Vorgänger geschaffenen Einrichtungen vorhanden. Die von Friedrich Wilhelm III. für die östlichen Provinzen eingesetzten Provinzialsynoden bestanden nur aus Geistlichen, die zur Hälfte von ihm ernannt waren. Die rheinisch-westphälische Synode bildeten nach der Kirchenordnung von 1835 die Superintendenten und gewählte Pfarrer und Kirchenälteste, aber ihre Rechte beschränkten sich auf Bitten und Gutachten. Jetzt berief der König eine Generalsynode auf das Pfingstfest 1846 nach Berlin. Die geistliche Bank bestand aus den acht Generalsuperintendenten, den vier Hofpredigern, dem Feldpropst und dem Berliner Bischof Eylert, ferner aus sechs von ihren Fakultäten entsendeten Professoren der Theologie. Die weltliche Bank bildeten die Consistorialpräsidenten, sechs Delegierte der evangelischen Universitätsjuristen und je drei Laien für jede Provinz, die der General-

superintendent und der Oberpräsident mit den Gliedern der Provinzialsynode vereinbart hatten. So kam eine Notabelnversammlung von 75 Mitgliedern zu Stande, die einen durchaus würdigen Charakter trug, aber eine Vertretung der Kirche konnte auf diese künstliche Weise nicht geschaffen werden. Der König wollte auch von freien Wahlen, als von einem demokratischen Grundsatz, nichts wissen und wünschte keine Repräsentation der Massen. Da ist es denn ein bedeutsames Symptom, wie groß selbst im Kreise der höchsten Beamten und der Fakultäten die Abneigung gegen das pietistische Regiment war, daß die Partei, die den Hof bisher allein berathen hatte, auf der Synode höchstens ein Viertel der Versammlung ausmachte. Ihre bekanntesten Namen waren Hengstenberg, Strauß, Stahl, Thile, Thadden und Heubner. Als Führer der Mittelpartei galten Nitzsch, Bethmann-Hollweg, Julius Müller und Dorner; daß schon sie dem Könige zu weit gingen, zeigte die schlechte Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ. Die sogenannte Schleiermacher'sche Linke war durch Graf Schwerin, Schleiermachers Schwiegersohn, und Prediger Sydow vertreten. Zum Rationalismus bekannte sich nur der Kanzler von Wegnern, der selbst erklärte, von einem alten Ostpreußen könne man nichts anderes erwarten. Intriguen der Hengstenberg'schen Partei, den Eintritt in die Synode von einer Verpflichtung auf die Bekenntnisse abhängig zu machen, scheiterten an Eichhorns Widerstand*). Präsidiert wurde die Synode, die aber nichts zu beschließen, sondern nur zu berathen hatte, von dem Cultusminister. Vicepräsident war der kluge und mild gesinnte Bischof Neander, der bei Eichhorns Geschäftsüberhäufung die Verhandlungen meistens leitete. Leicht war das bei dem Mangel jeder Vorlage und Geschäftsordnung nicht, denn der König hütete sich, einen Verfassungsentwurf vorzulegen, der ihn dann selbst gebunden hätte; die Leute sollten sich nur einmal aussprechen. Die Sitzungen wurden in der königlichen Schloßkapelle gehalten und wenn die Abgeordneten in der Sommerhitze die hundert Stufen zu derselben emporklommen, seufzten sie: „Gott gebe uns die dazu passende erhabene Gesinnung." Da kein Mensch wußte, worauf die Versammlung ohne Vorlage, ohne Direction, ohne Competenz eigentlich hinauslaufe, fürchtete man in Berlin reactionäre Pläne Eichhorns und des Königs. Als während der Tagung die von dem russischen Schwager geschenkten ehernen Hengste mit ihren Rossebändigern ankamen und am Schlosse aufgestellt wurden, meinten die Berliner, der König könne seinen Hengstenberg gar nicht nahe genug haben. Die eine Gruppe nannten sie den gehemmten Fortschritt, die andere den beförderten Rückschritt. Spöttereien des Varnhagen'schen Kreises, Volksversammlungen zu Ehren Ronge's, Monstreadressen an viele Synodalmitglieder aus ihrer Heimath, mit

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 436.

dem Verlangen, sie sollten eine andere, aus freien Wahlen hervorgegangene Vertretung fordern, begleiteten die drei Sommermonate hindurch die Versammlung, die in Schweiß gebadet zu der Kapelle des Königs hinaufkeuchte. Der König aber, dem bei der Eröffnung zum ersten Mal auch nach seiner eigenen Empfindung eine Rede mißlungen war, spottete selbst, das sei nur ein Beweis, daß ein summus episcopus eine bedenkliche Creatur sei. Da die Mittelpartei, als die weitaus stärkste, alle Abstimmungen in der Hand hatte, sorgten Stahl und Hengstenberg dafür, den König gegen deren Führer Nitzsch bestens zu verhetzen. Es fiel auf, daß sowohl der König wie sein frommer General Thile jedes eingehendere Gespräch mit dem Bonner Professor vermieden, den Ludwig von Gerlach in seinen Aufzeichnungen schlechtweg als den Nitzsch bezeichnet, der das Apostolikum abschaffen will. Allerdings war Nitzsch hier der Fels, an dem die episkopalen Sommernachtsträume Friedrich Wilhelms zerstäubten. Die große Majorität der Versammlung war für den Ausbau einer Presbyterialverfassung, wie sie die rheinisch-westphälische Kirche besaß und sie hier durch Nitzsch vertreten wurde. Von den kleinen bischöflichen Kirchen, von denen der König träumte, war kaum die Rede; selbst Eichhorn hüllte sich in Schweigen und überließ es der Versammlung, ihre Pläne zu formulieren. So begründeten die beiden Bonner, Nitzsch und Bethmann-Hollweg, einen Entwurf, der die Consistorialverfassung des Ostens durch einen presbyterialen und synodalen Unterbau ergänzen wollte. Aber nicht auf diesem Gebiete lag die schlimmste Schwierigkeit für die Synode, sondern, wie Rothe ganz richtig vorausgesagt hatte, auf dem Gebiete der Lehre. Für die Lehrverpflichtung der Kirchendiener legte Nitzsch nach mehrwöchigen Commissionsberathungen einen Entwurf vor. Nach diesem sollte der Candidat bekräftigen, daß er das „Evangelium nach den Bekenntnissen der allgemeinen Christenheit und in Einigkeit mit den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche predigen wolle, daß er Jesum Christum als den eingebornen Sohn Gottes bekenne, der der einige Mittler ist, sintemal er als Prophet von Gott, mächtig von Thaten und Worten erwiesen, dahin gegeben ist um unserer Sünde willen und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, und sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe". Selbst der König fand, damit erledigten sich Fälle wie der mit Wislicenus ganz von selbst, „das Ordinationsformular beseitigt sie ipso facto*)". Aber obgleich in der Verpflichtung auf die Bekenntnisse der allgemeinen Kirche das Apostolikum mit inbegriffen war, genügte das der Hengstenberg'schen Minorität nicht. Der Antrag wurde gestellt, die Candidaten ausdrücklich auf das apostolische Glaubensbekenntniß zu verpflichten. Der Hinweis darauf, daß man so die Kirche veröde und viele

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 452.

wackere Geistliche hinausweise, konnte einer Partei keinen Eindruck machen, die sich mit Thadden die Losung Gideons erwählt hatte: „Des Volks ist noch zu viel“ *). Auch ganz conservative Leute fanden eine solche Bekenntnißverpflichtung bedenklich. Der Regierungspräsident von Wißmann sagte zu Ludwig von Gerlach**): „Ich kann nicht glauben, daß ein jüdisches Mädchen einen Gott geboren hat,“ was das Apostolikum doch zu glauben gebietet. Auf der Synode wurde denn auch der Antrag, das Apostolikum ausdrücklich vom Ordinanden bekennen zu lassen, mit 43 gegen 23 Stimmen abgelehnt, aber dieser Beschluß wurde zum Anlaß für einen wilden Ansturm Hengstenbergs und der Confessionellen gegen die Synode. Die evangelische Kirche, hieß es, habe ihre Bekenntnisse und wolle kein symbolum Nitzschenum. Goßner predigte, die Synode habe die Mauern der Kirche eingerissen, wenn nun die Säue hereinlaufen, so müsse sie rufen: „Willkommen, lieben Brüder!“ Der Elberfelder Sander nannte die Synode eine Räubersynode, gleich jener ephesinischen, auf der mit Knüppeln debattiert wurde. Der Lärm ist schwer zu verstehen. Einmal ist ein Ordinationsformular überhaupt kein Symbol für die Landeskirche und sodann enthielt auch dieses sogenannte symbolum Nitzschenum ausdrücklich die Verpflichtung auf die sämmtlichen Bekenntnisse der allgemeinen und der evangelischen Kirche. Höchstens konnte man sagen, wenn der Ordinand das Apostolikum nicht wörtlich auffage, sei an die Stelle der Verpflichtung auf den Wortlaut eine mehr allgemeine auf den wesentlichen Inhalt getreten. Um zu zeigen, was die Verpflichtung auf die Augustana bedeute, verlas Bischof Neander, wie Ludwig von Gerlach behauptet, in höhnischem Tone, Artikel 2 derselben, daß alle Menschen in Sünde empfangen und geboren werden und daß diese angeborne Seuche und Sünde alle unter Gottes ewigen Zorn verdamme, die nicht durch Taufe und heiligen Geist wiedergeboren werden. Er frage, ob das eine fundamentale Lehre der protestantischen Kirche sei? Nitzsch erwiderte: „Ja!“ Der Präsident Eichhorn aber bat dringend, solche Fragen ganz auszuschließen, denn es komme auf eine äußere, nicht auf eine innere Vereinigung an. Hofprediger Snethlage wollte die Augustana festhalten, warnte aber vor dem Eingehen auf den theologischen Inhalt. Man sollte also eine Verpflichtung auf die Symbole beschließen, ohne Rücksicht auf das, was sie enthielten, da man über diesen Inhalt sofort selbst in Streit gerathen wäre. Thadden, Gerlachs Schwager, erklärte, die pommernschen Pastoren würden sich überhaupt auf nichts einlassen. Sie fürchteten, bei diesen Neuerungen könnte ihnen das ganze Christenthum wie ein Aal aus der Hand schlüpfen. „Wir schätzen das alte Konkrete

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 454.
**) Aufzeichnungen I, 224.

gegenüber einem blauen Dunst, von dem man nicht weiß, was daraus wird"*). Die tapferste Stellung nahm Rothe's Schwager, „der ehrwürdige Heubner" ein, der sich sein Leben lang als „Wachtposten am Luthergrabe zu Wittenberg" fühlte. Er stimmte überhaupt gegen alle Anträge, weil er nicht für Neuerungen war und, ein theologischer Savigny, den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung bezweifelte. Nach einem Briefe Rothe's vom 20. August hatte Heubner bei den Verhandlungen hauptsächlich Langeweile und Heimweh nach Wittenberg**). Rothe, vollauf mit seiner Ethik beschäftigt, meinte, es werde bei der ganzen Sache nichts herauskommen. Die Bekenntnißfrage, in der Heubner völlig verstockt ist, umgeht Rothe in seiner Correspondenz. Er kann aber wärmstens mitfühlen, wie Heubner aus dem endlosen Synodalgerede sich zurücksehnt nach der lieben Lutherstadt. „Wir gehören beide nicht zu denen, die von so großen Versammlungen zur Berathung der kirchlichen Dinge das entscheidende Heil erwarten***). Wenn die Autonomie der Kirche wirklich erreicht wird, die viele anstreben, dann werden auch sofort die Gegensätze hervorbrechen. Dieß ist vielleicht der Weg zum Heil, aber es ist ein so gefährlicher Weg, daß ich keine Freudigkeit haben würde, ihn herbeizuwünschen. König Friedrich Wilhelm IV., der es gewiß auf's treuste meint, thut mir in der Seele weh. Es ist Entscheidendes in seine Hand gelegt und bei dem lautersten Willen kann der Erfolg ein ganz anderer sein als der, der beabsichtigt und vorausberechnet wurde." Heubner tröstete sich schließlich: „Wir haben die Bibel gerettet, aber die Kirche verloren"†). Auch an Hahn nach Breslau schrieb Rothe: „Ich kann das Schmerzliche Deiner Lage in der Ordinationsangelegenheit vollkommen mitempfinden††), und wünsche Dir nur recht baldige sachgemäße Lösung dieser Verwickelungen. Daß der Beschluß Eurer Reichssynode in der Ordinationssache Dir nicht neue Unannehmlichkeiten bereiten werde, läßt sich wohl jetzt mit ziemlicher Sicherheit voraussehen." Wichern, der während der Synode nach Berlin kam, sagt in einem Briefe nach Hause: „Ueber die Synode gab es viel Achselzucken"†††). Wenn man den Zweck hätte erreichen wollen, meint er, durften Uhlich und die Königsberger Freunde nicht ausgeschlossen werden. Trotz dieser Fernhaltung der Radicalen seien nicht zwei Menschen in der Versammlung wirklich gleicher Meinung. „Ich fragte den Assessor Bindewald, was er zu solcher Kirche sage? Er meinte, man sollte sie unter das Kriegsministerium stellen."

*) Gerlach, Aufzeichnungen I, 455.
**) Im Besitze des Oberlehrers Inspektor Gebler in Mörs.
***) Brief vom 28. Juli 1846.
†) Gerlach, Aufzeichnungen I, 416.
††) Aus Baden-Baden 14. Sept. 1847.
†††) Ges. Werke I, 384.

Heubner hielt auf einer gleichzeitig tagenden Pastoralkonferenz einen Vortrag. „Das Resultat war, daß keiner den andern verstand. Einige verwirrten alles dermaßen, daß gezischt und gescharrt wurde." Der König, der Nitzsch stehen ließ, holte sich statt dessen Rath bei General von Gerlach*). „In einem Briefe hatte ich dem Könige meine Bedenken ausgedrückt in Betreff des Ordinationsformulars," schreibt der Generaladjutant. Der König widmete ihm dafür seinen „anerkennendsten Dank" und wünschte seinen Rath, da er geneigt sei vorzuschreiben, „daß bei der Ordination die drei katholischen Symbole bei ihren Namen genannt werden müßten und das apostolische vom Ordinanden deutlich und laut vor allem Volk hergesagt werden sollte oder vielleicht gar eines der drei nach eigener Wahl". Der General würde darin einen großen Gewinn sehen und bittet den König, an diesem Fall sich klar zu machen, daß ein Landesbischof durchaus nöthig und die Rolle eines Zuchtmeisters auf Christum hin ihm von Gott selbst zugetheilt sei. Daß Eichhorn die Synodalbeschlüsse zur Bestätigung empfehle, ist dem General ein Beweis, daß Eichhorn im Herzen noch immer schleiermacherisch denke, während der König zürnt, daß man ihn für einen Pinsel halte, wenn man ihm das zumuthe. So entschied denn auch über diese Lebensfrage der preußischen Kirche die Berliner Kamarilla. Das waren also „die rechten Hände". „Meine ganze Action in dieser Zeit," lesen wir bei Ludwig von Gerlach, „ging auf Sprengung der Synode und dann auf Nichtbestätigung ihrer Beschlüsse; das letztere wurde erreicht"**). Dabei aber gesteht er in stiller Stunde vom Apostolikum: „Aber glaubt Otto das? Glaube ich es? ... Hilf Herr unserm Unglauben!" Am 29. August wurde die Synode ohne irgend welchen Bescheid einfach vertagt. Ganz vergeblich bemühte sich Eichhorn um irgend einen Receß. Die Synode wurde weder geschlossen noch wieder einberufen. Der König hatte ja nur hören wollen, was die Herren meinten. Drei Monate hindurch hatte er die besten Kräfte der Landeskirche zu seinem Spielzeug erniedrigt, um dasselbe nunmehr, geärgert, daß die Dinge nicht liefen, wie er wollte, wieder wegzuwerfen. Alle aufgewendete Arbeit war vergeblich. Auf den Einwand, nachdem man so weit gegangen, müsse man auch weiter gehn, erwiderte der geistreiche König, Konsequenz sei die elendeste aller Tugenden. Er selbst warf seinen Vorgängern vor, Altenstein habe die Kirche maulschelliert und Bischof Neander habe sie an der Nase herumgeführt***), aber that nicht er das Gleiche? Ernste Geister sagten schon jetzt vorher, daß diese Weise des Regierens nur mit dem Einsturze des alten Preußen enden könne. Unter sie

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I, 112.

**) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben I, 452.

***) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 290.

gehörte auch der Thronfolger, der Prinz von Preußen, der zu dem General von Gerlach anzüglich sagte: „Wer hat das nun wieder dem König in die Ohren geblasen?“ *) Die Orthodoxen entschuldigten sich damit, die Synode hätte das Bekenntniß als das Feststehende behandeln müssen und fragen, was wird dann aus dem Bekenntniß? Statt dessen hätte sie stets nur gefragt: „Was wird dann aus der Union?“ Im Grunde hatte der König die Methode eingehalten, die er schon in seinen kronprinzlichen Sommernachtsträumen dem Juristen Gerlach als *seine* Kirchenpolitik anvertraute. Fünf Jahre lang wolle er, wenn er König werde, eine Versammlung von Geistlichen ermitteln lassen, welches die rechte apostolische Kirchenverfassung sei und diese dann — *nicht ausführen***). Die Versammlung sollte nur dazu dienen, eine öffentliche Meinung zu provocieren, damit die Kirche sich aus sich selbst entwickle; diese Meinung entwickelte sich freilich, doch sehr zu Ungunsten des Königs. So konnte er Rothe's Fürbitte vom 11. April 1847 wohl brauchen: „Gott erleuchte Friedrich Wilhelm IV., daß er sich nicht durch die widrige Gestalt des Zeitgeistes verleiten lasse, den Geist der Zeit zu verkennen.“

Die kirchliche Verfassungsfrage ruhte nun, bis der Kultusminister des Märzministeriums 1848, Graf Schwerin, der Schwiegersohn Schleiermachers und Schwager von Pastor Jonas, eine allgemeine Landessynode in Aussicht stellte. Der von dem Kirchenrechtslehrer Richter verfaßte Entwurf eines Wahlgesetzes nahm unbeschränkte Urwahlen in Aussicht, aber die gesammte Pastorenschaft Preußens lehnte sich dagegen auf, das Heilige den Hunden zu geben. Achtundsiebzig abmahnende Erklärungen von Synoden, Consistorien und Pastoralkonferenzen wurden von den Blättern veröffentlicht und eine noch viel größere Zahl von schriftlichen Protesten lief bei dem Kultusministerium direct ein. Hengstenberg erklärte es für Frevel und Schmach, daß man den Atheisten, Pantheisten, Rationalisten und Gottesläugnern Stimmrecht für die Wahlen zu einer evangelischen Landessynode geben wolle. Vor dieser starken Opposition wich Schwerin zurück und verschob die Wahlen zur Landessynode auf ruhigere Zeiten und als in diesen ruhigeren Zeiten eine Interpellation im Abgeordnetenhause an die versprochene Selbständigmachung der evangelischen Kirche erinnerte, erklärte der Reactionsminister von Raumer, nach einer Rücksprache mit seinem Vetter Gerlach, am 18. Februar 1851, diese Befreiung sei bereits erfolgt durch die Uebertragung der Kirchenleitung von dem Ministerium an den vom Könige ernannten Oberkirchenrath. Die evangelische Kirche war selbständig geworden, sie hatte es nur nicht gemerkt. Wie kurz angebunden diese Wendung improvisiert wurde, zeigt ein Tagebucheintrag von Ludwig

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 458.

**) Aufzeichnungen I, 257.

Gerlach: „Vormittags kam Karl Raumer, sich Rath zu holen zu der sogleich stattfindenden Sitzung der zweiten Kammer, in welcher er auszusprechen hatte und nun ausgesprochen hat, daß die evangelische Kirche ihre Verfassung hat. Einer der wichtigsten Fortschritte auf der Bahn der positiven Reaction.“*) „Die evangelische Kirche hat ihre Verfassung, sie ist constituiert, die Kammern und der Staat, der sein Bekenntniß von sich geworfen hat, haben darin kein Wort einzureden.“

Die mißglückte Generalsynode hinterließ überall ein Gefühl der Enttäuschung und ernste Besorgniß. Wenn der König die kirchlichen Notabeln so geringschätzig behandelte, welche Auspicien waren das für den vereinigten Landtag! War mit einem solchen Monarchen überhaupt eine Verständigung möglich? Auch in den kleinen Staaten nahm die Unzufriedenheit zu, und bei dem herrschenden Pessimismus gewannen die Radicalen überall Oberwasser. Besonders ungünstig hatten sich seit Rothe's Uebersiedelung nach Heidelberg die Dinge in Baden entwickelt und ein Sturmvogel nach dem andern war aufgeflogen, der das Nahen eines Gewitters verkündete. Am 29. März 1839 war der badische Minister Winter gestorben. Er hatte den Kammerraben zuweilen derbe Wahrheiten gesagt, so wenn er den Herrn, die vom Karlsruher Ständesaal aus große Politik machen wollten, die sarkastische Antwort gab, es werde besser sein, wenn sich der badische Frosch nicht zum europäischen Ochsen aufblähe. Da er aber gerecht und streng verfassungsmäßig regierte, war er im Lande beliebt und bei allen Parteien geachtet. An seine Stelle im Präsidium des Innern trat Rothe's Gönner Nebenius, aber der Minister des Aeußern, der seitherige Bundestagsgesandte von Blittersdorff, führte einen ganz neuen Ton in die Verhandlungen mit den Kammern ein. Bald war alles verfahren, verhetzt, vergiftet. Nebenius ließ sich deßhalb schon nach wenigen Monaten, im Oktober 1839, in den Ruhestand versetzen und zog nach Heidelberg, Blittersdorff aber veranlaßte absichtlich durch Urlaubsverweigerung für die in die Kammer gewählten Beamten einen Conflikt mit den Liberalen. Sein Bestreben war, durch einen Verfassungsstreit eine Einmischung des Bundestags in die badischen Angelegenheiten herbeizuführen. Aber schon im Jahr 1843 waren seine brutalen Mittel erschöpft, da die Kammer ihm sehr überlegene Talente wie Rotteck, Welcker, Mathy, Itzstein, Friedrich Hecker, Zittel, Sander, Bekk und andere Redner entgegenzustellen hatte, die nicht so leicht unterzukriegen waren. Großherzog Leopold war auch gar nicht geeigenschaftet, in dauerndem Unfrieden mit seinem Volke zu leben. Das neue Ministerium Dusch, Bekk, Nebenius war gemäßigt liberal, leider aber war der zänkische Ton, den Blittersdorff in die Kammer eingeführt hatte, nicht mehr zu bannen. Dazu

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 120.

hatte Blittersdorff Mitschuld an einem traurigen Vorkommniß, das seinem Sturze unmittelbar nachfolgte und dem Ansehen der obern Gesellschaftskreise einen schweren Stoß gab. Schon in Frankfurt war Blittersdorff mit einem Geschäftsfreunde des Hauses Rothschild vertraut geworden, dem karlistischen Agenten Moritz von Haber, der den Minister auch in Karlsruhe bei seinem Börsenspiele berieth. Durch Blittersdorff kam die Großherzogin Sophie in Beziehung mit dem Juden, und da ihr Gemahl diesen Geldverkehr nicht wünschte, war sie genöthigt, ihn insgeheim zu empfangen, um mit seiner Mithülfe die verwirrten Geldangelegenheiten ihres Bruders, des Prinzen Wasa, zu ordnen. Man sagte, der in allen Wassern gewaschene Conspirateur habe der hohen Frau Hoffnung gemacht, ihrer Familie wieder zu dem schwedischen Throne zu verhelfen. Gemahl und Schwäger waren dem Juden gram und Parteiungen am Hofe und Klatschereien in der Stadt waren die nothwendigen Folgen dieser Lage. Im September 1843 kam es wegen dieser Vorkommnisse zu einem großen Skandal. Der cercle de Bade ließ den Abenteuerer, der sich zur Aufnahme gemeldet hatte, bei der Ballotage durchfallen. Haber forderte darauf den Lieutenant Julius Göler von Ravensburg, den er für das unliebsame Ereigniß verantwortlich machte, allein das Ehrengericht entschied, mit seinesgleichen könne sich ein Officier nicht schlagen. Da trat ein vornehmer Russe, Werefkin, an Habers Stelle, und in dem Duell blieben beide Kämpfer auf dem Platze. Ungestraft sollte der Schuldige aber nicht entkommen. Nächtlicher Weile stürmten Blousenmänner, in denen man verkleidete Officiere, Officiersburschen und Soldaten vermuthete, verstärkt durch das Gesindel des sogenannten „Dörfle“, die Wohnung Habers. Die Infanteriewachtstube lag gegenüber, aber der kommandierende Officier erklärte, er sei ohne Instruction, die Polizei fand sich zu schwach, und am folgenden Tage lasen wir Schuljungen die Scherben der vergoldeten Tassen und gemalten Teller auf, die in Haufen auf der Straße lagen. Unter dem Lärm dieser wüsten Szenen hatte der in der Nachbarschaft wohnende Geistliche seine Grabrede für Göler zu schreiben. Es war der von dem Führer der Pietisten, Seminardirector Stern, mehrfach verklagte Hofdiakonus August Hausrath, der bei der Beerdigung am 6. September die Gelegenheit ergriff, um diesen Adel an seine Pflichten zu mahnen. Die eigentliche Gedächtnißrede hielt einer der Kameraden und die Officiere hätten den Pfarrer gern auf das Lesen der Gebete beschränkt, aber der Prediger ließ sich den Mund nicht verbieten. Doch beruhigte er die Zuhörer, die ein Gericht über den Gefallenen erwarteten, durch die Versicherung: „Wir haben nur Gebete für seine Seele und Thränen für sein Schicksal.“ Ob aber der Zweikampf das richtige Mittel gewesen sei, diese Verwicklung zu lösen, die gekränkte Ehre wieder herzustellen, ob nun wirklich der Schuldige gestraft wurde, diese Frage lege er ihnen selbst auf die Seele. Freilich die

beiden Kämpfer haben Frieden geschlossen. „In diesem Sarge ruht jetzt das, ach, zu leicht entzündete Herz des Jünglings, der nach seinen Naturanlagen und Kräften noch dereinst der Stolz seines Vaterlands hätte werden mögen! Und drüben in fremder kalter Erde ruht der Leichnam des Unglücklichen, der übel berathen sein Leben weggeworfen hat, das er einem andern Lande und einer fürwahr bessern Sache schuldig war!“ „Soll das alles damit entschuldigt sein, daß es in ausschließlichen Kreisen vorgegangen ist, wohin des Gesetzes Arm und das ordnende Recht schwerer dringen kann? Aber wenn ihre festlich geschmückten Stätten, wenn die Hallen ihrer Lust und ihrer Spiele, die geduldigen Zeugen, Herr, Du weißt es, von wieviel Sünde und Schande bis jetzt geschwiegen haben, so laßt es Euch an diesen Gräbern sagen, welche Saaten zu welchen Ernten reifen! Laßt Euch gemahnen an den Ernst einer Zeit, in der jeder fühlen muß, daß es sich in jedem Augenblicke um das Höchste und Heiligste, wie um das Letzte handelt!“ Und er verweist diese glänzenden Officiere und Hofleute „auf die Tausende da unten, die höhnend hindeuten auf offenkundige Schäden der Gesellschaft, die mehr und mehr wurmstichig zu werden droht“ ... „Was wäre nicht schon seit Wochen vorhergesehen und vorher verkündigt worden? Tausend geschäftige Zungen haben es umhergetragen, hunderttausend Blätter es bezeugt.“ „Die entfesselten Horden dieser Nacht, die ihrem Rachegefühl auf ihre Weise Ausdruck gaben, sind ein Warnungszeichen, was noch kommen könnte! Je höher wir gestellt sind im Leben, in der Gesellschaft, im Vaterland, um so vorsichtiger laßt uns sein, um so ängstlicher unserer Verantwortung bewußt. Tausende sehen auf uns, richten sich nach uns, berufen sich auf uns, darum zu neuem, heiligem Beginne vereine uns diese Stunde.“ Die Rede, die sofort gedruckt wurde und bald in jedem Hause zu finden war, trug viel dazu bei, die furchtbar erregte Stimmung zu beschwichtigen, aber die betheiligten Kreise wollten es nicht ertragen, daß der eigentliche Schuldige ohne Strafe ausgehe. Ein pensionierter Officier, Uria-Sarachaja, nöthigte Haber durch einen groben Brief zu einer neuen Forderung und wurde in einem zweiten Duell von Haber erschossen. Weiteren Forderungen entzog Haber sich durch Flucht. Die demokratischen Redner der Kammer hatten nun ein Thema, das ihnen leicht machte, den gesellschaftlichen Kreis zu qualifizieren, der sich um Herrn von Blittersdorff gruppiert hatte. Das Duell mit drei Leichen, aus dem nur der Schuldigste mit heiler Haut entwischt war, wurde im Bänkelsängerton sogar auf den Jahrmärkten besungen:

Sarachaja war ein Baron,
Aus span'schem Blut entsprossen,
Doch Haber auch war ein Herr von
Und hat ihn todt geschossen.

Die Officierskreise aber sollten, wie der Grabredner gesagt hatte, es noch erleben, aus welchen Saaten welche Früchte reifen. Nach dem Muster des Sturmes auf das Haber'sche Haus, stürmten im Mai 1849 Unterofficiere und Soldaten das Haus ihres Obersten Holtz und warfen die ganze Einrichtung auf die Straße. Sie hatten etwas gelernt von ihren Vorgesetzten und es nicht vergessen. Unmittelbar nach diesen Vorgängen ging es wie das Vorgefühl des bevorstehenden Endes durch die Herzen der Besten. „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an," predigte bald darauf ein gläubiger, junger Geistlicher.

Ueber die häßliche Sache selbst, die man vielfach die badische Halsbandgeschichte genannt hat, hat sich Rothe, seiner Gewohnheit getreu, in den Briefen an die konservativen Schwäger nicht geäußert. Um so weniger hält er mit seinem Urtheil über die nach Blittersdorffs Sturz eintretenden Personalveränderungen zurück. Ueber den Sturz des „Pascha Baumüller", der zu Anfang des Jahres 1847 vom Präsidium der Kirchensektion „Knall und Fall" entfernt wurde, spricht er seine unverhohlene Freude aus. Zu dem Nachfolger, dem seitherigen Heidelberger Stadtdirector Böhme, konnte Rothe, wie alle Welt, der Kirche nur Glück wünschen. Weniger zufrieden war er damit, daß das Portefeuille des Innern von Nebenius auf den katholischen, den Revolutionsstürmen so wenig gewachsenen Minister Bekk, überging, da auch der Curator der Universität, von Dahmen, katholisch war und beide erklärten, daß sie von den Angelegenheiten der protestantischen Fakultät nichts verständen. So schwankte nach dem Tode des Kirchenraths Lewald bei Besetzung des erledigten Lehrstuhls, für den nun ein Ersatz gesucht wurde, der Minister zwischen Rückert und Hundeshagen, gegen welch' letzteren Rothe's Schüler, die beiden Schellenberge, die Hundeshagen in Bern gehört hatten, ihrem Lehrer dringende Bedenken vortrugen. Rothe wollte aber von Rückert noch weniger wissen und hatte den Minister im Verdacht, er wolle mit einer liberalen Berufung gute Stimmung in der zweiten Kammer machen, deren Rathgeber in diesen Dingen der Abgeordnete Pfarrer Zittel war. Schenkel aber, den die Fakultät zuerst vorgeschlagen hatte, lehnte Bekk ab wegen seiner Schrift gegen Gervinus. In einem Berichtsentwurfe Rothe's*) ist auch von Duncker die Rede, dessen große Gelehrsamkeit gerühmt wird, von Ebrard, „obwohl sich die Antragsteller gegen die großen Schwächen der Schriften dieses allzu fruchtbaren Schriftstellers nicht verblenden", bestimmter von dem Badenser Ehrenfeuchter in Göttingen, allein bei der Unschlüssigkeit der Fakultät ist es nicht zu verwundern, daß nun auch der Minister einstweilen die Sache liegen ließ, bis die Revolution ganz andere Fragen auf die Tagesordnung setzte.

*) In den Papieren des Pastor Ahrendts, ohne Datum.

IX

Lehrthätigkeit und Schriftstellerei

1837—1849

Unter vielfachen Hemmnissen hatte Rothe seine neue Lehrthätigkeit eröffnen müssen; das größte Hinderniß freilich war der Mangel an Studenten. Die Fakultät hatte und hat kein natürliches Rekrutierungsgebiet, kein protestantisches Hinterland, und da eine Verpflichtung, auf der Landesuniversität zu studieren, wie sie sonst allerwärts besteht, von Regierung und Ständen stets abgelehnt wurde, war die Frequenz eine höchst dürftige. Den badischen Oberländern lagen Basel und Tübingen näher, und selbst Straßburg und Zürich übten ihre Anziehungskraft. Der Zug der rationalistischen Landesgeistlichkeit ging auch mehr nach Halle und Jena als nach Heidelberg. Heubner schrieb am 13. October 1838 an Hahn: „Nahe geht es mir in der Seele, daß unser lieber Schwager doch ein gar zu kleines Auditorium hat.“ Noch im April 1840 meldet Rothe selbst: „Die Zahl unserer Theologen wird immer kleiner, darum ist es meine Hoffnung, daß es nun bald wieder wenigstens etwas bergauf gehen wird.“ Aber diese Hoffnung hatte sich nun schon ein Jahrzehnt nicht erfüllt. Ullmanns Ueberzeugung, ein Theil der Halle'schen Theologen werde ihm nach Heidelberg folgen, war ein Traum geblieben. Berufen war Rothe für das Predigerseminar, das er freilich noch erst begründen sollte, wobei ihm damals noch das Wittenberger Augusteum als Vorbild vorschwebte. Nach diesem Vorbild verlangte er ein Convict. Das Bedürfniß eines solchen rechtfertigte er damit, daß heute Haus und Leben nicht mehr wie früher eine Schule der Frömmigkeit seien und daß wissenschaftliche Schulung und Erziehung eines kirchlichen Geistes am besten in einer theologischen Hausgemeinde zu erzielen wären. Aber er fand für dieses Ideal nirgend Gegenliebe. Kein Zweifel, daß eine Hausgemeinschaft, an deren Spitze Rothe stand, auf die jungen Theologen einen sehr förderlichen Einfluß üben konnte, ob das aber unter jedem Nachfolger ebenso der Fall gewesen wäre, läßt sich bezweifeln. Dazu ist der Durchschnitt der Zöglinge für die Bildung und das Be-

hagen der Einzelnen wichtiger als die Person des Directors. Wittenberg war eine Eliteanstalt, die nur besonders begabten und durch ein gutes Examen empfohlenen jungen Leuten Aufnahme gewährte. Hier sollten dagegen alle badischen Theologen aufgenommen werden, auch die, die die Aufnahme gar nicht wünschten. Ein solcher Zwang hätte gerade selbständige Naturen vom Studium der Theologie abgeschreckt und den Gesichtskreis der Convictler verengert, statt ihn zu erweitern. Nicht ohne Grund pflegt man zu sagen, daß der Tübinger Stiftler sein Leben lang ein theologisches Geschmäckchen behalte und darum ist es zu verwundern, daß gerade Rothe eine solche Einrichtung verlangte, die mit seinem Ideale einer für alles aufgeschlossenen, freien, weltoffenen Bildung offenbar im Widerspruch steht. Der Curator der Universität, mit dem Rothe über seine Pläne zu verhandeln hatte, war Staatsrath Nebenius. Das allgemeine Urtheil über diesen Staatsmann bestätigt auch Rothe. „Es ist eine Freude mit diesem Mann zu verkehren, so viel Einsicht, guter Wille und jede peinliche Form entfernende Cordialität vereinigen sich in ihm.“ Ueberhaupt rühmt er an den badischen Ministern, im Vergleich mit der steifen Zugeknöpftheit und dem belehrenden Ton der preußischen Staatsmänner, „eine schlichte Herzlichkeit, mit der sie sich einem auf die natürlichste Art von der Welt gleichstellen, so daß man meint, längst bekannt und vertraut mit ihnen zu sein“. „Der Großherzog selbst ist die schlichte Leutseligkeit und das Wohlwollen selbst. Fast etwas schüchtern.“ Bei ihm fand Rothe für sein Project am meisten Anklang. Anders stellte sich dazu die Kirchensection, der der als Pascha verrufene Director Baumüller vorstand. Für sie verstand es sich von selbst, daß ein theologisches Convict unter der Kirchenbehörde stehen müsse, was sich Rothe sehr entschieden verbat. Auch der Prälat Hüffel war dieser Meinung, und mit ihm vor allen hatte Rothe sich auseinanderzusetzen. Ein Hessen-Darmstädter war Hüffel durch den Minister Berstett, der ihn im Bade kennen lernte, auf den badischen Prälatensitz gekommen, den einst Joh. Peter Hebel eingenommen hatte. Er war ein etwas sentimental angehauchter Supranaturalist, im persönlichen Verkehr gutmüthig, aber geistig rückständig. Rothe rühmt von ihm, er habe ihn mit der äußersten Güte aufgenommen. Minister Winter dagegen zog sich auf den Mangel eines Locals für ein solches Convict zurück. Wenn die Heidelberger Irrenanstalt nach Achern verlegt werde, meinten die Räthe, dann könne vielleicht die frei werdende Irrenklinik den Theologen zugewiesen werden. Auf den 6. Januar 1838 wurde Rothe in dieser Sache amtlich nach Karlsruhe beschieden, um mit Nebenius und den Vorständen der Kirchensection den Plan seines Seminars festzustellen. Im Gegensatz zu dem Verlangen des Prälaten erklärte Nebenius, das Seminar müsse ein Universitätsinstitut werden, wie auch die Kammer verlange, die nur unter dieser Bedingung die Mittel

verwilligt habe. So fiel Hüffel mit allen seinen Anträgen durch, Rothe rühmt aber, daß sie trotzdem als gute Freunde geschieden seien und die Kirchensection sogar reichliche Beihülfe für das zu gründende Universitätsinstitut aus allgemeinen Kirchenmitteln in Aussicht stelle. Die einzige Concession, die dem kirchenräthlichen Standpunkt gemacht wurde, war die, daß die Candidaten vor dem Eintritt in das Seminar sich exmatriculieren lassen mußten, um dem Studentenleben entrückt zu sein. Für den Ausfall an Studenten, den die Fakultät dadurch erlitt, wurde sie reichlich entschädigt durch die Bestimmung, daß für alle badischen Kandidaten das Seminar obligatorisch war, was auch auf die jüngeren Kurse zurückwirkte. Als dann bei der alten Dominikanerkirche, da wo jetzt der Friedrichsbau steht, eine Unterkunft gefunden war, konnte im Mai 1838 die Anstalt eröffnet werden. Gleichzeitig trat ein regelmäßiger Universitätsgottesdienst in's Leben, den Rothe abwechselnd mit Dittenberger abhielt. Rothe schrieb für die Gelegenheit der Eröffnung die Denkschrift: „Warum fühlt die deutsch-evangelische Kirche gerade in unsern Tagen das Bedürfniß von Predigerseminarien?", deren streng kirchliche Grundsätze die Orthodoxen ihm auf der Generalsynode von 1867, als es galt, Schenkel vom Seminar zu entfernen, mit bittern Vorwürfen in's Gedächtniß riefen. Daß er die Anstalt in durchaus strenggläubigem Sinne leiten werde, darüber ließ er den Theilnehmern des Eröffnungsgottesdienstes keinen Zweifel. „Ist Euch dieß Schwärmerei," so wendete er sich nach Bekenntniß seines Christusglaubens an die neun Candidaten, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, „wohlan so wendet dem Beruf den Rücken, den Ihr erwählt habt. Welchen Reiz kann er dann noch für Euch haben? Einem Christus zu dienen, der weniger ist als der ewig lebendige Sohn Gottes, der nicht noch immer in den Seinen wohnen und leben kann, achtet kein edles Gemüth seiner würdig." Er selbst war mit den Erfolgen seines Unterrichts im ersten Semester sehr zufrieden. „Seit dem 18. Mai," schreibt er im Sommer 1838, „ist das Seminar eröffnet, und bis jetzt läßt es sich ganz erfreulich an. Wir haben mit neun jungen Männern angefangen." Unter dieselben zählten die beiden von Halle gekommenen und eifrig der junghegel'schen Richtung ergebenen Brüder Reinhard und Otto Schellenberg. Obgleich auf radicalem, Ruge'schem Standpunkte stehend, hingen sie treu an dem liebenswürdigen Lehrer. „Seine Freunde nannte er uns immer," sagte Otto Schellenberg an Rothe's Grab, „und es war dies kein bloßes Wort, es war Wahrheit; was er redete und that, geschah in einem liebevollen Eingehen in eines jeden Eigenthümlichkeit; er liebte uns, darum hatte er für die Art eines jeden Verständniß und das rechte Wort; so gab er einem jeden, was er bedurfte, ermunterte die Schwachen, zügelte die Raschen, demüthigte die Selbstvermessenen, aber das Alles in Liebe! Er trug uns alle auf seinem Herzen." Auch auf der Generalsynode von

1867*) sprach derselbe Schüler seinen Dank dafür aus, daß er in Rothe's Seminar die schönsten Erinnerungen und Eindrücke seiner Studienzeit erhalten habe. Das Größte sei, Leben zu empfangen, und das habe Rothe in ihnen geweckt. Ein anderer Schüler, der spätere pfälzische Pfarrer Bähring, erzählt von den Uebungen, in denen Rothe die im Katechetisieren meist sehr ungeschickten Seminaristen unterwies. „Nachdem sie sich an den aus der Volksschule herbeigeholten 5—6 Knaben oft auf die unbeholfenste Weise abgearbeitet hatten, und die Knaben entlassen waren, fing Rothe an, mit ihnen zu katechetisieren, und wußte in einer so schonend liebevollen und doch so gründlichen Art ihre Fehler und Mißgriffe aufzudecken, und zugleich ihnen mit scheinbar so geringem Aufwand von katechetischer Kunst die Tiefe der Schriftwahrheit aufzuschließen, daß wir jedesmal wahrhaft erhoben von dannen gingen." Ein Hauptziel, auf das Rothe wie in Wittenberg hinarbeitete, war ihm die Erziehung zu religiöser Verträglichkeit. Auch glaubt er in dieser Beziehung etwas erreicht zu haben. „Die christlich gesinnten jungen Männer," schreibt er am 24. Mai 1844 an Mänß, „die bisher aus dem Seminar in's Amt übergegangen sind, sind bis jetzt zu meiner Freude durchaus noch nicht in die bösen und auf beiden Seiten feindselig werdenden Conflicte mit anders gesinnten Amtsbrüdern und Gemeinden gerathen, die sonst in unserem Lande sehr an der Tagesordnung waren und viel Unheil nach sich gezogen haben. Der Herr wolle weiter helfen." Ein sehr erfreuliches Moment des neuen Lebens war denn auch, daß er selbst bei den regelmäßigen Universitätspredigten, die damals um elf Uhr in der Heiligengeistkirche gehalten wurden, wieder neue Freude am Predigen bekam, während er, wie er schreibt, in Rom jede Predigt „sich und dem Herrn sauer abringen mußte". Gerade durch diese Thätigkeit gewann er dann auch Fühlung mit der evangelischen Gemeinde. Das: „morgen predigt Rothe," war immer eine frohe Kunde für alle Kirchgänger. Selbst aus Mannheim kamen Gäste herüber, die einen Morgenspaziergang auf dem Schlosse mit dem Besuche von Rothe's Predigt verbanden. Nicht eben, daß er rhetorisch gewaltig gedonnert hätte. Auch gingen die feinen psychologischen Ausführungen und tiefsinnigen Ausblicke in der akustisch ungeeigneten Kirche oft halbverstanden an dem Aufmerksamsten vorüber, aber die Ergriffenheit der ganzen Person, das herzlich Zuredende seines Vortrags, der fortwährend um Zustimmung bittende Ton, der drängte und flehte, hatte etwas so Bewegliches, daß niemand ohne herzliche Zuneigung für den lieben kleinen Mann und ohne tiefe Ergriffenheit die Kirche verließ. Man hatte den Eindruck, in dieser Innigkeit müssen Suso und Tauler und andere Mystiker des Mittelalters gepredigt haben, denn er verstand es ohne alle

*) Verhandlung der Generalsynode 1867, S. 116 f.

Rhetorik die Herzen im Mittelpunkt zu treffen. Daneben bekennt er freilich, seine Beliebtheit als Prediger habe auch mancherlei Lästiges für ihn im Gefolge gehabt, „nämlich daß alles, was sich von Pietisten in Heidelberg fand, sich mir aufdrängte, zum Theil Personen, die mir den Eindruck machten nichts weniger als lebendige Christen zu sein*)." Daß Rothe in den pietistischen Ring nicht mehr gehörte, wird der aufmerksame Leser der Predigten Rothe's aus dieser Zeit sofort gewahr. Die Gedanken, die man an dem späteren Rothe als revolutionär mißbilligte, wurden schon damals völlig klar von ihm ausgesprochen. So entwickelte er in der Predigt bei Beginne des Sommersemesters 1845, daß das Christenthum, weil es ein lebendiges Princip sei, stets seine Formen verändere. Die große Wandlung, die die gegenwärtigen Christen erlebten, sei die, daß an Stelle der ausschließlich religiösen Form des Christenthums die sittliche trete. Diejenigen, denen das Christenthum nur Religion sei, meinten nun, daß ihnen damit das Christenthum genommen werde, während sie doch erkennen sollten, daß die wesentlich sittliche Auffassung des höheren Lebens nicht von Christus abführe, sondern im Gegentheil eine höhere und kräftigere Verwirklichung des Geistes Christi im Leben darstelle. Wie diese Predigten Rothe's in der Heiligengeistkirche einen Bund des still dahinlebenden Gelehrten mit dem ewig unruhigen Völkchen der Neckarstadt knüpfte, so beruhte auf ihnen auch das für die spätere kirchliche Entwicklung Badens hochwichtige Verhältniß des ehrwürdigen Theologen zu dem badischen Fürstenhause. Schon 1839 hatte Rothe, obwohl in bedrängtester Geschäftslage, sich bereit finden lassen, dem Neffen des Großherzogs, dem katholischen Erbprinzen von Fürstenberg, ein Privatissimum über Logik zu geben. Im Sommersemester 1844 bezogen auch die Prinzen Ludwig und Friedrich von Baden die Hochschule, von denen der Letztere, nachmals Rothe's Landesherr, aus seinen Predigten die wohlthuendsten Eindrücke empfing. Rothe selbst nahm an dem Wettlauf der Devotion, den die Professoren anstellten, nicht Theil und wurde vielleicht gerade darum von den Prinzen doppelt geschätzt. „Da gerade in unserem Kreise," schreibt Rothe, „mehrere sich sehr nahe heranmachten an die Hoheiten, so mußten wir um so vorsichtiger zu Werke gehn, um procul a foro zu bleiben. Denn das ist nun einmal mein Sinn, von dem ich nicht loskomme, nicht nach hohen Dingen zu trachten, sondern mich zu den niedrigen zu halten, und ich begreife namentlich nicht, wie einem akademischen Lehrer nach der Höhe der Höfe gelüsten und wie er von den Großen der Erde für sich etwas anderes zu erbitten haben kann als ein noli turbare circulos meos. Uebrigens sind beide Prinzen wahrhaft edle

*) In der von Schenkel für seine Zeitschrift, Jahrgang 9, dürftig excerpierten, und dann vernichteten Selbstbiographie Rothe's. Die Excerpte reichen nur bis zum Anfang der ersten Heidelberger Zeit.

und liebenswürdige Jünglinge ohne alle Einbildung, so daß ich mich des häuslichen Verkehrs der Professoren mit ihnen nur gefreut haben würde, wenn man ihnen nur das Leben derselben in reiner Erscheinung gezeigt hätte, die sie auf eine, dem Beruf akademischer Lehrer würdige Weise hätte ansprechen können." Hatte Rothe persönlich sich nicht hervorgedrängt, so spannen sich dafür im Universitätsgottesdienst starke Fäden zwischen dem Prediger und den fürstlichen Hörern an, die später für die Rückberufung Rothe's und die Gestaltung der badischen Kirchenverhältnisse von großer Bedeutung werden sollten. Ein Zeugniß, wie stark Rothe's Weise auf fein gebildete junge Leute wirkte, liegt auch in einem Briefe von Bunsens Sohn Georg vor, der am 11. April 1846 Rothe besuchte und begeistert schreibt: „Welch ungewöhnlicher Mann! Es kann nichts milderes, nichts anspruchloseres geben als diesen tiefdenkenden, gelehrten, berühmten Menschen. Meine düstern Gedanken über Deutschlands Zukunft vergingen mir dort. Sollte dieser Mann eine vox in deserto sein?"

Die Leitung des Seminars und die Versehung des Universitätsgottesdienstes war die eine Hälfte seiner Leistungen, die andere war eine beträchtliche Last von Vorlesungen an der Universität. Im ersten Semester las er Moral, Römerbrief und Katechetik. Da er ein Heft für akademische Zwecke noch nicht besaß, war die Aufgabe groß und anstrengend. „Ich bin," schreibt er, „in dieser Hinsicht mit meiner Arbeit jetzt so gestellt wie ein angehender Privatdocent, und werde daran noch eine Weile zu kauen haben." Von den neutestamentlichen Vorlesungen hatte er Römerbrief, Hebräerbrief, johanneische Briefe und Johannesevangelium auf sich genommen. Von systematischen Fächern zeigte er Moral, Pflichtenlehre und seit Winter 1842 die ganze Ethik an. Einleitung in die Dogmatik und Dogmatik las er nebeneinander. Heute würde ein solches Pensum etwas Unerhörtes sein. Dazu kam Katechetik, Homiletik und theologische Encyklopädie. Die Last war um so größer, als Rothe in seiner Bescheidenheit die ungünstigsten Tagesstunden, bald von sieben bis acht, bald zwischen zwei und vier Uhr, sich hatte gefallen lassen. „Seine Vorträge," sagt Spörri*), „in denen er nur selten das Auge zu den Zuhörern erhob, glichen fast Monologen, und der lautere, traute Herzenston, der aus jedem seiner mit feiner Stimme gesprochenen Worte herausklang, gab den Eindruck, daß da mit den scharfen Werkzeugen des Denkens frisch ausgebrochen werde aus dem tiefen Schachte eines wunderbar reichen inneren Lebens." Die Hefte Rothe's sind noch alle vorhanden**). Die Eigenthümlichkeit von Rothe's Exegese besteht darin, daß sie überall von den johanneischen Begriffen beherrscht ist. Wie Luther die ganze Schrift im Sinne des Römer-

*) Zur Erinnerung an Richard Rothe. Hamburg bei Seippel 1899.

**) Im Besitze des Herrn Pastor Ahrendts in Alsleben.

briefs auslegte, so ist für Rothe der innere Mensch des Apostels nichts anderes als die verklärte Leiblichkeit des johanneischen Christus, und in diesem Sinne weiß er auch die Synoptiker und die Apokalypse zu deuten. Die Dogmatik schied Rothe von der spekulativen Theologie als historisch gegebene Kirchentheologie, weßhalb ihm in der ersten Zeit Hase's Hutterus redivivus die positive Unterlage für seine Vorträge abgeben konnte, auf die er schon in seiner Ankündigung verwies. Die Dogmen sind Lehrsätze, in welchen die Kirche ihr frommes Bewußtsein in verstandesmäßiger Form ausgesprochen hat. Diese in ein in sich übereinstimmendes System zusammen zu arbeiten, ist die Aufgabe der Dogmatik. Producent der speculativen Theologie ist das speculierende Subject, Producentin der Dogmen war die Kirche, und der Dogmatik liegt das Geschäft ob, diese von ihrer Kirche producierten Bausteine zu einem in sich organisierten Bau zusammenzufügen. Gegenüber den Symbolen, die die Lehre auf einen ihrer Kirche gemäßen Ausdruck gebracht haben, ist die Aufgabe der Dogmatik, die einzelnen Bekenntnisse in ihre Bestandtheile zu zerlegen; diese gliedert sie dann nach gewissen logischen Gesichtspunkten, das heißt sie schematisiert sie und bringt sie unter sich in ein organisches Verhältniß. Die symbolischen Formeln, die zunächst dem Interesse der Abgrenzung der einen Kirchenmeinung gegen die anderen dienten, werden so durch die Dogmatik zu einem System verbunden, und dadurch zu einem Ganzen abgerundet. Der Dogmatiker ist also der Interpret der Symbole und sein System soll nur eine Schematisierung der gegebenen symbolischen Festsetzungen darbieten, nicht die persönliche Ueberzeugung des Dogmatikers. Daß aber bei einem Theologen wie Rothe auch in der Dogmatik die Speculation theils als Kritik, theils in der Vertiefung und Begründung des Dogmas zu ihrem Rechte kam, ist selbstverständlich. Aber auch die Darstellung des überlieferten dogmatischen Stoffs kam in seiner Vorlesung nicht zu kurz. „Alles," sagt Hönig, „bis in's kleinste hinein war fertig gearbeitet. Wir fanden nichts von jener Genialität, die Gedanken vulkanisch hinauswirft, viel eher eine gewisse Umständlichkeit und Pedanterie, die nirgends eine Lücke oder eine Unfertigkeit duldet, die kein Tüpfelchen auf dem i vergißt. Die Vollständigkeit ist so sehr sein Wesen, daß er unter Umständen auch Wiederholungen nicht scheut, wenn sie zur Vervollständigung eines Ganzen gehören. Wenn er in seinen Vorlesungen anfing ‚zum Detail' überzugehn, dann wußten die Studenten, daß sie sich mit Geduld wappnen mußten; denn dann ließ er nicht mehr los bis das allerletzte Detail absolviert war."

Die schriftstellerische Thätigkeit hatte bei der Colleglast, die Rothe auf sich genommen hatte, anfänglich zurückstehen müssen. Da war es seine Krankheit im Jahre 1842, die ihn erinnerte, daß es Zeit sei, das geistig längst Durchgearbeitete nun auch schriftstellerisch zu gestalten, wenn nicht sein ganzes

Leben ein Bruchstück bleiben solle. So lesen wir nach seiner Genesung das Gelöbniß an Heubner: „Jetzt, wo ich es als des Herrn Willen betrachten muß, daß ich noch eine Weile hier pilgern soll, will ich auch mit verdoppeltem Ernst und verdoppelter Lust dazuthun, daß aus dem Bruchstück wo möglich eine Art von Ganzem werde.“ Alsbald finden wir ihn auch an der Arbeit. „Weil denn doch,“ schreibt er an Mänß, „nicht nur das Schweigen seine Zeit hat, sondern auch das Reden, und besonders das menschliche Leben ein sehr unsicheres Ding ist, so habe ich in den letzten Ferien einen Anfang gemacht, die Ethik für den Druck auszuarbeiten. Bei den vielerlei laufenden Geschäften geht die Arbeit freilich nicht allzuschnell von statten, doch habe ich schon ein ziemliches Päckchen Papier zusammen geschrieben.“ Mit concentriertem Eifer hielt er sich an diese Aufgabe, und so konnten 1845 die beiden ersten Bände seiner Ethik hinausgegeben werden, denen dann im April 1848 der dritte nachfolgte.

Man hat Rothe's Ethik mit Recht den tiefsinnigen mittelalterlichen „Summen“ oder der Ethik Spinoza's oder noch kühner der drei Welten umspannenden göttlichen Comödie Dante's verglichen. Das gewaltige Werk unternahm es, alle Gottes- und Welterkenntniß aus einem Prinzip zu begreifen. Auch er wollte, wie andere Theologen, seine Glaubenslehre geben, da er aber die Loslösung des Religiösen von den übrigen Geistesthätigkeiten als einen abnormen Zustand betrachtete, konnte er auch die Dogmatik nicht von der Ethik trennen, sondern seine Ethik umschloß Theologie, Kosmologie und Anthropologie, denn die Aufgabe der Ethik ist, den Zweck des menschlichen Daseins zu entschleiern. Der ethische Proceß sollte dargestellt werden als der Abschluß des gesammten Weltprocesses, und so gehörten auch Kosmologie und Anthropologie unter die Prolegomena. Dieser scheinbar uferlose Umfang des Themas stellt aber dennoch eine geschlossene Einheit dar, weil Rothe die ganze Masse der Thatsachen und Begriffe unter den Gesichtspunkt seines Christusglaubens und seiner Christusmystik stellt, indem er sie von Stufe zu Stufe verknüpft mit dem Wunder der Erlösung und den letzten Zielen Gottes mit seiner Welt. Der Standpunkt des Buchs ist der der deutschen idealistischen Philosophie, die den menschlichen Geist als einen Auszug des göttlichen betrachtet, das heißt, wie Friedrich Wilhelm IV. einmal an Bunsen schreibt, in ihrem Wahnsinn die Gottheit als Analogon des eigenen Wesens construiert. Vermöge der Analogie alles Geistes glaubte sie durch Selbstbesinnen die Wege der absoluten Vernunft enträthseln zu können. Der Weltproceß ist für die Hegel'sche Philosophie ein Denkproceß, den sie in ihrer Speculation nachzudenken meint. Der absolute Geist hat keine andere Logik als der creatürliche. Dadurch hat, mit Rosenkranz zu reden, das speculative Denken die Gewißheit, daß nichts außer ihm sei, das ihm widersprechen, nichts in ihm,

das er nicht außer sich als Realität finden könne. Ist die Logik das immanente Gesetz alles Lebens, so ist die Logik Metaphysik, und der Philosoph vermag aus ihren Formeln alles Sein zu erklären. Aber schon Goethe läßt seinen Erdgeist sagen: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir.“ Dieser Faust'sche Standpunkt ist heute aufgegeben; aber es war doch ein stolzer Traum, den unser Theosoph träumte, der zugleich mit fürstlichem Reichthum eine Menge von seinen Beobachtungen und eine Fülle religiöser Anregungen nebenher ausstreute. Aus seiner unermeßlichen Belesenheit bietet Rothe zugleich zu seinen Aufstellungen eine Menge paralleler Ausführungen aus jenen Excerpten, die er schon als Knabe mit Bienenfleiß zusammengetragen hatte. In so fern kann man sagen, Rothe hat seine Ethik schon auf dem Gymnasium begonnen, als er alle Urtheile über religiöse Fragen, auf die er bei seiner bunten Lecture stieß, in dicken Heften aufstapelte. An ein einziges speculatives Erkenntnißprincip, aus dem wir entwickeln könnten, was die Welt im Innersten zusammenhält, glauben wir heute nicht mehr. In so fern ist diese ganze Speculation ein zur Zeit aufgegebener Standpunkt. „Es war einmal,“ sagt der berufenste Interpret der Rothe'schen Ethik*). „Aber es war von unvergeßlichem Gehalte und an bildenden Kräften reich genug, uns ein methodisch besser gesichertes Wissen und Können, wie die Folgezeit es bot, erst recht als Stückwerk erkennen zu lassen.“ Wir heute „begreifen“ die Erscheinung nicht mehr so wie jene idealistischen Philosophen, aber ihre ideale Deutung der Erscheinungen spricht noch heute zu unserem Gemüth und unserer Phantasie wie schöne Träume. „Ich bekenne mich,“ schreibt Rothe selbst, „im Reiche der Gelehrsamkeit unverhohlen zur Schule der Träumer, warne aber zugleich jedermann vor dem Gedanken, als ob Träumen leichte Arbeit sei.“ In der That hat er sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Mit Recht nennt sich Rothe einen Theosophen. Während die Philosophie von dem cogito ergo sum, der Gewißheit des Selbst, ausgeht, ist für den Theosophen das bereits religiös bestimmte Selbstgefühl, das heißt das Gottesgefühl der Ausgangspunkt der Denkthätigkeit. Der Theosoph begreift alles aus dem Begriffe Gottes. Ein lebendiges, alles beherrschendes Gottesbewußtsein verbindet sich in dem Theosophen mit speculativer Energie, die vor keiner Consequenz zurückbebt, wie Rothe selbst erklärt. Die Theosophie verspricht uns weiter zu führen als die Philosophie, die die Ursachen der Erscheinungen begreifen will. Das Causalitätsgesetz verlangt für alles eine Ursache, die letzte Ursache ist Gott; da aber begreifen heißt, die Ursachen der Dinge einsehen, so ist Gott unbegreiflich, weil wir ihn nicht wieder aus einer

*) H. Holtzmann, R. Rothe's speculatives System. Vgl. auch das kurze, aber klare Referat bei Carl Schwarz: Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Ursache ableiten können. Wir stehen hier an der Grenze unseres Erkenntnißvermögens. Wie könnten wir den Gedanken Gottes vollziehen, da sich uns sogar der Weltgedanke in sich selbst auflöst? Wir vermögen den Begriff des Unendlichen nicht auszudenken, noch ein Unendliches uns vorzustellen, weil die Vorstellung eine Grenze verlangt. Aber auch der Begriff des Endlichen löst sich in sich selbst auf, weil wir hinter dem Ende uns immer wieder etwas vorstellen müssen, um das Ende zu begrenzen, das also doch nicht das Ende ist. Angesichts dieser Antinomieen bekennen wir lieber, es giebt kein philosophisches Wissen von Gott, sondern nur ein moralisches und historisches. Wie wir Gott im Gefühl und Gewissen erfahren, und wie vergangene fromme Geschlechter ihn erfahren haben, das ist der Inhalt unserer Theologie, die speculativen Sätze über Gott aber sind inhaltslos; die Aseität Gottes, das heißt die Eigenschaft, daß Gott Ursache seiner selbst ist, besagt nur, daß wir nach dem Causalitätsgesetz schließlich eine letzte Ursache annehmen müssen, damit die dialektische Bewegung zur Ruhe komme. Sagen wir, Gott hat keine Ursache, so heißt das: er ist nicht zu begreifen, denn begreifen heißt, etwas aus seinen Ursachen erklären. Das Vermögen, das All zu begreifen, ist für Rothe, wie bereits bemerkt, nicht der menschliche Verstand an sich, sondern das speculative Vermögen des durch den sittlichen Proceß ausgereiften Geistesmenschen. „Die Speculation ist nur in dem Maße möglich, in welchem sich das Individuum bereits vergeistigt hat." Sie ist „das Denken aus dem Ganzen, das schlechthin einheitliche Denken". Daß aus demselben sich das ganze Weltbild entwickeln läßt, das kommt daher, daß der Mensch selbst ein Auszug der Welt, ein Mikrokosmos ist. „Liegen in dem menschlichen Bewußtsein alle Gedanken überhaupt beschlossen, so können sie auch durch Selbstbesinnung mittelst des Denkens aus ihm hervorgezogen werden." Die Wirklichkeit ist nichts als die in die Aeußerlichkeit getretene, entfaltete göttliche Idee, die darum auch a priori aus unserem Geiste entwickelt werden kann. „Kann der Mensch wahrhaft denken, so kann er eben damit auch rein aus sich heraus denken, ohne die sollicitierenden Reize der Empirie." Die Speculation soll gleichsam mit geschlossenem Auge vollzogen werden und erst am Ende tritt die Controlle der Wirklichkeit hinzu. „Die Vernunft dichtet," sagt Jakobi, „aber sie dichtet Wahrheit"; so trägt sie bei Rothe „das System der Gedanken alles Seins in ihrem Schoße und gebiert es lediglich kraft ihres Denkens an das Licht des Tages hervor".

Der Ausgangspunkt seiner Speculation ist für Rothe das Gottesbewußtsein. Das Gottesbewußtsein ist nach seiner Versicherung für den frommen Menschen eben so sicher gegeben, wie für den denkenden Menschen das Selbstbewußtsein, und demgemäß ein eben so sicherer Ausgangspunkt der Speculation wie das Cartesianische cogito ergo sum. „Indem Rothe," sagt Tröltsch, „den Ausgangs-

punkt der Speculation im christlichen Gottesbegriff festlegte, bildete er die philosophische Speculation um zur theosophischen.“ Der Philosophie stellt er, indem er von Gott ausgeht, die Theosophie entgegen. Gott ist selbstbewußter Geist, also Person. Mit dem Ich ist der Gedanke des Nichtich aber sofort gegeben, die Contraposition Gottes. „Indem Gott sich zur absoluten Person bestimmt, den Gedanken seiner selbst vollzieht, vollzieht er, einer unverbrüchlichen Nothwendigkeit, nämlich dem mit dem Gesetze der Identität zugleich gegebenen Gesetz des Widerspruchs zu Folge, auch den Gedanken seines contradictorischen Gegensatzes, also eines Seins, welches alles das, was *er* ist, nicht ist.“ Nur eine nachträgliche Eintragung ist es, wenn später die Nothwendigkeit der Weltschöpfung in Gottes Liebe gesucht wird, die ein Object haben wollte. Im ersten Entwurf wird die Nothwendigkeit der Weltschöpfung rein dialektisch entwickelt, nicht ethisch. Erst später faßte Rothe die schöpferische Thätigkeit als die Nothwendigkeit der Selbstmittheilung an andere, das heißt als die göttliche Liebesthätigkeit, da die Liebe in Gott nicht eine bloße Eigenschaft, sondern seine immanente Wesensbestimmung ist. Auch so ist die Schöpfung ein schlechthin nothwendiger Akt Gottes. Die erste Auflage erweist dagegen die Nothwendigkeit der Schöpfung aus Gottes eigenem Bedürfen. Um sich als Person zu fassen, *muß* Gott sein Nichtich denken, folglich auch setzen. Mit Origenes berührt sich Rothe in dem Begriff der Schöpfung *von Ewigkeit her*, oder wie er lieber sagt, der Anfangslosigkeit der Welt. Die Vorstellung eines Weltanfangs verträgt sich nach Rothe nicht mit der Unveränderlichkeit Gottes. Die Meinung, daß Gott der Zeit nach der Welt vorausgehe, ist ein Selbstwiderspruch, da es vor der Welt überhaupt keine Zeit giebt. Vielmehr sind Gott und Welt Correlate. Es giebt ohne Welt keinen Gott. Die Schöpferthätigkeit Gottes ist ein successives, durch eine Reihe von Entwicklungsstufen sich vollziehendes Sichselbstsetzen. Das gesetzte Nichtich ist nun eine Schranke Gottes, durch welche seine Absolutheit aufgehoben wäre, wenn er nicht ständig dieselbe wiederherstellen würde, indem er das Nichtich als solches aufhebt und in der Creatur sich selbst wiederfindet. Das Nichtich ist also der Gegensatz zu Gott. Darauf beruhen die Unvollkommenheiten der Creatur. Gottes Schaffen war das Setzen seines Gegentheils. Zu dem Begriffe des Geschaffenen gehört also die Unvollkommenheit, aber diese Unvollkommenheit ist kraft der schöpferischen Wirksamkeit Gottes in stetigem Aufgehobenwerden begriffen. Darin liegt die Rechtfertigung Gottes in Betreff der Mängel seiner Schöpfung. Die endlichen Geister befinden sich in provisorischem Zustande, in der fortwährenden Fortbewegung aus der Gottesferne in die Gottesnähe. Diese Geister sind nun aber nicht in dem Sinne von Gott geschaffen, wie die materiellen Dinge von ihm geschaffen sind. Das Sein allerdings hat das Geschöpf durch Gott, aber das So sein hat es

durch sich. Die materiellen Naturbedingungen sind ihm gegeben, aber zur Einheit in sich zusammenfassen kann sich die Creatur nur aus sich, durch ihr eigenes Denken und Setzen. Die seelische oder geistige Substanz fließt nicht durch Emanation aus Gott, die Seele wird nicht von Gott „aus der Pistole geschossen", sondern sie wird durch eigene Willensthat der Creatur. Die populäre Vorstellung, als ob die Seele im Leibe verkapselt sei, in ihm stecke wie in einem Futteral, lehnt Rothe ab. Der Geist ist Product eines moralischen Entwicklungsprocesses, der in der Creatur selbst sich vollzieht durch eigenen Willensentschluß. Im Thiere sind Bewußtsein und Thätigkeit noch ungeschieden; bei ihm ist nur ein Getriebenwerden durch den Lebenstrieb. Daher die Dumpfheit des thierischen Bewußtseins, das sich selbst zwar von den Objecten unterscheidet, aber sich selbst noch nicht zu unterscheiden vermag von seiner Empfindung der Objecte. Beim Menschen erst treten Bewußtsein und Thätigkeit auseinander. Das Subject unterscheidet sich von seinem Bewußtsein der Dinge. Das Ich ist also, wie schon Fichte sagte, keine Thatsache, sondern eine Thathandlung, hervorgebracht durch die Wechselwirkung von Bewußtsein und Thätigkeit. Indem die Thätigkeit durch das Bewußtsein bestimmt wird, wird sie zur Selbstthätigkeit oder zum Willen. Die Persönlichkeit aber ist nichts anderes als die Einheit von Beiden. Eine Seele hat auch das Thier, aber kein Ich. Es ist ein Individuum aber keine Person, das „persönliche Thier" ist der Mensch. Die Persönlichkeit ist also auf der einen Seite Product des Naturorganismus, auf der andern Seite etwas Nichtmaterielles, entsprungen aus einem Willensakte des Bewußtseins. „Unter allen Gegenständen, die ich erkenne," sagte unser Lehrer Apelt in Jena, „ist das Ich der einzige, der nicht durch sinnliche Anschauung gegeben ist und sich nicht im Raume befindet." Zum Substrat hat das Ich zunächst seinen materiellen Organismus, obgleich es selbst nicht mehr materiell, sondern Geist ist. Da nun aber das Ich ein denkendes und setzendes ist, vermag es auch über sich hinauszugehn und das andere Element, das Reale, an sich zu ziehen und sich zuzueignen. Der Mensch hat so die Aufgabe, das materielle Substrat zu transsubstanzieren. Der animalische Lebensproceß wird durch ihn zu einem moralischen. Der ethische Proceß ist die Fortsetzung des physischen und führt aus der Naturwelt hinauf zur Welt des Geistes, indem er die Natur selbst in seinen Dienst stellt. Im sittlichen Proceß liegt die Fortsetzung des Schöpfungsprocesses, wie er in die Hand des Geschöpfes selbst gelegt ist. Das Ich kann, weil es Selbstbewußtsein, Unterscheidungskraft und damit Wahlfreiheit hat, sich gegen den Ansturm des materiellen Lebens nicht nur erhalten, sondern es kann sich dasselbe auch unterwerfen, so daß es sich aus demselben einen geistigen Leib baut. Mit der Persönlichkeit und ihrer Fähigkeit der Selbstbestimmung beginnt der moralische Proceß. Durch die

Aufgabe, sich selbst zu bestimmen, steht der Mensch sowohl der irdischen Natur als Gott gegenüber. Nach beiden Seiten soll sich sein Verhältniß begriffgemäß gestalten; das Religiöse ist also kein Gegensatz zum Moralischen, denn eine richtige Idee des Menschen, auf welcher seine richtige moralische Stellung beruht, kann nur vorhanden sein, wenn zuvor die richtige Idee von Gott vorhanden ist, ohne welche die ganze Welt sinnlos würde. Es ist mithin keine Moralität denkbar, die nicht zugleich Frömmigkeit wäre. Moral und Religion schließen sich ein und sind keine Gegensätze. Mit dem persönlichen Geschöpfe nimmt also der animalische Lebensproceß nothwendig den moralischen Charakter an, da das Person gewordene Thier sein animalisches Leben gar nicht anders leben kann denn als moralisches. Die lückenlose Stufenfolge der Schöpfung führte zu dem entscheidenden Punkte, wo der Naturproceß in den moralischen Proceß umschlägt. Gott nimmt das persönliche Geschöpf selbst zur mitwirkenden Causalität und legt die Aufgabe, das in der Materie ausgeformte Modell in den Geist zu übertragen und zu transsubstanzieren in seine Hand. In diesem Sinne deutet Rothe das paulinische Wort: „Wir sind Gottes Mitarbeiter." Von dem ersten Walten der Vernunft, der Gravitation der Massen, schritt die Naturentwicklung fort zum chemischen Proceß und zur lebendigen Vegetation; es folgt die Animalisation des Lebendigen, und das erste Ziel ist erreicht in der Humanisation, die die Vergeistigung der Materie vollendet durch den Uebergang zum moralischen Proceß, der die selbstbewußte Vernunft herausarbeitet, alles Sein in's Bewußtsein aufnimmt und dem Menschen unterwirft. Das ist die successive Vergeistigung der Materie, auf die der Weltproceß hinausläuft. Die Schöpfung des Menschen ist keineswegs im Anfang schon fertig und abgeschlossen. Gott steht noch heute mitten in der Arbeit, und daraus folgt die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Durchgangs des Menschen durch die Sünde. Die Sünde ist eine nothwendige Stufe in dem sittlichen Entwicklungsproceß, den die Menschheit durchzumachen hat. Es liegt im Begriffe der Schöpfung selbst, daß die persönliche Creatur noch unmittelbar unter der Gewalt der Materie steht, von ihr obruiert ist und sich nur durch langen Kampf und Arbeit zu ihrem Herrn macht. Der Zweck des Lebens ist also, die Materie zu organisieren durch den Geist, Geist und Natur in Eins zu setzen und damit die Sünde zu überwinden.

Damit ist Rothe bei dem eigentlichen Thema der Ethik angekommen, die er wie Schleiermacher unter den drei Kategorieen der Güterlehre, der Tugendlehre und Pflichtenlehre abhandelt. Der erste Theil behandelt das moralische Gut als abstractes Ideal, und zwar ist es zunächst der moralische Proceß, der nach seinen Entwicklungsstadien hier beschrieben wird. Der Mensch, wie Rothe ihn definiert, als das persönliche Thier, steht vor der Wahl, sich

entweder von der materiellen Natur bestimmen zu lassen und so schließlich wieder dem materiellen Sein zu verfallen, oder aber seinerseits diese materielle Natur zu bestimmen, indem er sie aus einer materiellen in eine geistige umarbeitet. Er vermag das. Der sittliche Proceß ist nichts anderes als der Proceß der Selbstvergeistigung des Menschen. Schon populär reden wir von Eigenschaften, die uns zur zweiten Natur geworden sind, von beseeltem Blick, von einer vergeistigten Persönlichkeit; das kommt daher, daß die ethische Persönlichkeit aus ihrer materiellen Natur einen ihren geistigen Impulsen vollkommen gehorsamen Organismus herausarbeiten kann und soll. Der physische Organismus bildet den Einschlag, auf welchem im sittlichen Processe die Persönlichkeit sich das neue Gewand ihrer geistigen Natur webt. So entsteht der innere Mensch, von dem Paulus redet. Wir erfahren empirisch das Wachsthum dieses geistigen Leibes, indem wir wahrnehmen, wie uns die sittlichen Functionen leichter und intensiver von Statten gehn, wie uns neue Organe zuwachsen und diese immer harmonischer in sich greifen. „So bildet sich in dem Menschen unter der Hülle seines materiellen Naturorganismus allmählich ein je länger, desto vollständigerer Apparat von geistigen Werkzeugen seiner Persönlichkeit, der innere Mensch". Nur in dieser Herausarbeitung eines geistigen Menschen aus dem natürlichen haben wir die Garantie der Unsterblichkeit. Nur die Creatur, die mit Gott gleichgestimmt und mit ihm eins geworden ist, ist unsterblich, alle andern lösen sich wieder in ihre Elemente. Also nicht die Seele, die das Product des Organismus ist, ist unsterblich, sondern die Persönlichkeit, die selbst durch ihre Willensthätigkeit mit Gott eins wurde. Das Ziel der Schöpfung war von vorn herein eine Welt persönlicher Geister, in denen Gott Wohnung nehmen kann. So giebt die absolute Persönlichkeit sich kosmisches Sein und dieses Wohnen der absoluten Persönlichkeit in der menschlichen Persönlichkeit ist unser ewiges Leben. Alles Nichtgeistige, Materielle ist nur Substrat und darum vergänglich, ein Baugerüste, das abgebrochen wird, sobald der Bau selbst fertig ist. Ob einer dieses ewige Leben gewinnt oder nicht, das wird keinem an der Wiege gesungen, sondern ist Sache seiner sittlichen Arbeit. Der Geist wird nicht von Gott aus der Pistole geschossen, sondern vom Menschen produciert, indem er selbst in seinem sinnlichen Leibe einen innern Menschen, einen geistig beseelten Organismus heranbildet, der das Substrat seines ewigen Lebens wird und nach dem Worte des Apostels sich von Tag zu Tag erneuert, wenn der äußere Mensch sich aufreibt und in seine Elemente aufgelöst wird. Dieser innere Mensch ist das eigentliche Mysterium der Rothe'schen Schule, das Rothe in der paulinischen Lehre vom innern Menschen, aber auch bei Johannes entdeckt, ja sogar den mittelalterlichen Katharern giebt Rothe Recht, die schon im zwölften Jahrhundert lehrten, daß jede Nahrung, welche der

fromme Christ genieße, in ihm zum Leib des Herrn werde. Dieser „innere Mensch“ entsteht, indem wir unserem materiellen Menschen den Stempel unseres Willens aufprägen und so einen geistig leiblichen Menschen herausarbeiten, den innern Menschen, der nach Gott geschaffen ist.

Für den Menschen sind also zwei Verhältnisse gegeben: Das zur Außenwelt, die er sich unterwerfen soll, das ist das sittliche Verhältniß; dann das zu Gott, dem er sich unterwerfen soll, das ist das religiöse Verhältniß. Beides aber läßt sich nicht scheiden. Die sittliche Function ist bestimmt vom Hinblick auf Gott, die religiöse erfüllt vom Triebe, sich nach außen zu bethätigen. „Unbedingte Hingabe seiner selbst an Gott ist der Inbegriff aller an den Menschen zu stellenden Forderungen, aber, wohl zu merken, Hingebung seiner selbst mit einem sittlich gehaltvollen Leben; sonst hat er ja nichts an Gott hinzugeben.“ In diesem Processe nimmt Gott die Initiative, indem er auf den Menschen wie auf jedes Naturding einwirkt und bei dem Menschen im Unterschied von allen andern Naturdingen eine Resonanz findet. Weil die Functionen der Persönlichkeit Gottes, Verstandesbewußtsein und Willensthätigkeit, auch die Functionen der menschlichen Persönlichkeit sind, kann sich Gott im Menschen reflectieren, bezeugen und bethätigen. So knüpft sich ein Verhältniß an zwischen Gott und Geschöpf, indem Gott sich zum Object des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Thätigkeit macht. Der Mensch hat Religion, weil er Mensch ist, das heißt weil er ein Ich hat, so daß Gott in ihm ein Du finden kann. Es giebt Religion, weil es im Menschen ein persönliches Geschöpf giebt. Es giebt aber auch keine andere Religion als eine moralisch vermittelte, und Gott selbst kann die ewige Seligkeit niemandem anders geben, als inwiefern der Mensch selbst ewiges Leben thatsächlich in sich aufnimmt. Weil er Persönlichkeit ist, kann der Mensch Gottes Initiative zurückstoßen, er kann sie aber auch suchen und ihr entgegenkommen. Dieses Entgegenkommen besteht in der Liebe. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ Diese Liebe erweist sich in der Mitarbeit an dem sittlichen Zwecke der Welt. Nur solche Arbeit ist wahre Frömmigkeit, sittlich leere Frömmigkeit ist Müßiggang und aller Laster Anfang. Voraussetzung dieser Construction ist die menschliche Freiheit. „Ihr Begriff ist, daß dem Ich für die Selbstbestimmung seine Willensthätigkeit schlechthin zu Gebote steht.“ Der Mensch hat die Freiheit aus sich zu werden. Die Freiheit ist die vollendete persönliche Thätigkeit, die absolute Willenskraft, die nichts will als was das Subject sich wirklich als Zweck gesetzt hat, dieses aber auf schlechthin wirksame Weise will.

An die Lehre von dem moralischen Processe und von der moralischen Function schließt sich die Lehre von der moralischen Gemeinschaft. Die Einzelnen werden aus atomistischen Bestandtheilen integrierende Glieder der Ge-

meinschaft und die Vereinigung ihrer Kräfte ist nicht Addition sondern Multiplication. Solche Gemeinschaften sind das Kunstleben, das wissenschaftliche Leben, das gesellige Leben, das bürgerliche, öffentliche Leben, die Gemeinschaft der Frömmigkeit, die Ehe und Familie. In der Beschreibung dieser Kreise zeigt sich Rothe's feine Beobachtung des Lebens, und gerade diese Abschnitte sind durchzogen von warmen Ausbrüchen des Gefühls in lyrischen Ergüssen, die an Schleiermachers Reden und Monologe erinnern und von Sprüchen der Lebensweisheit, die den scharfen Beobachter zugleich als tiefen Denker zeigen.

Hat bis dahin Rothe den moralischen Proceß seinem idealen Verlauf nach geschildert, so tritt er mit der Beschreibung des thatsächlichen, abnormen Verlaufs der christlichen Lehre von Sünde und Erlösung näher. Abnorm ist diese thatsächliche Entwicklung nur im Hinblick auf die Idee; an sich war sie durchaus nothwendig und von Gott nicht anders beabsichtigt. Im Begriffe der Schöpfung selbst liegt es, daß die persönliche Creatur aus der materiellen Natur zunächst nicht anders herausgearbeitet werden kann, als verunreinigt und vermischt mit der Materie, so daß sie auch in ihrer Persönlichkeit durch die Materie bestimmt, mithin sündig ist. Der Begriff des Menschen wird erst am Ende der Entwicklung erreicht sein, wofür sich Rothe auf die paulinische Lehre vom irdischen und himmlischen, ersten und zweiten Adam bezieht. Ein Vorwurf gegen den Schöpfer kann darin nicht liegen, daß der Mensch als sündiger begann. Soll in der Schöpfung kein Sprung stattfinden, so mußte der ungeheuere Schritt vom Thier zum geistigen Menschen zuerst über die Station des Thiermenschen sich vollziehn. Auch jetzt noch ist die Schöpfung des wahren geistigen Menschen nicht vollendet, sondern Gott ist noch immer an der Arbeit, den vollkommenen, himmlischen Menschen auszugestalten. Wie die Schöpfung der äußeren Natur durch eine Reihe wieder zerschlagener älterer Formen hindurchgegangen ist, so bildet sich langsam der alte Adam zum himmlischen Menschen um. Aus diesen Voraussetzungen ergiebt sich die Unvermeidlichkeit der Sünde im Allgemeinen. Die Abschwächung des materiellen Lebens und die Herrschaft der Persönlichkeit über dasselbe würde der normale Verlauf des moralischen Processes sein. Aber der Mensch kann dieses materielle Princip auch von sich aus wieder aufwecken, ihm ungehinderten Lauf lassen, woraus Ermattung, Schwächung und schließlich Auflösung der Persönlichkeit folgt. Erst dieser bewußte Abfall zur Materie ist persönliche Sünde. Giebt der Sünder den Kampf gegen das materielle Princip auf, so geht er in ihm unter. Dieses sich Bestimmenlassen durch die materielle Natur macht die Grundform der Sünde, die Sinnlichkeitssünde, aus. Neben ihr besteht aber noch eine zweite Form, die selbstsüchtige Sünde, welche aber ganz an jener Hauptform hängt. Denn alles sinnliche Leben ist von Haus aus selbstsüchtig. In ihrer reinen Natürlichkeit ist die menschliche Persönlichkeit Selbstsucht; sie

stößt, was ihrem sinnlichen Lebenstrieb widerspricht, als feindlich von sich. Auf der niedern Stufe ist für diese Seite des animalischen Lebens das Raubthier charakteristisch, so ist auch auf der höheren ihr Repräsentant die menschliche Bestie. Die Mittel der erziehenden Vorsehung, den Menschen von der Uebermacht der Sinnlichkeit und Selbstsucht zu befreien, bestehn nun darin, daß Gott die im Gefolge der Sünde einhergehenden Uebel gegen den Sünder wendet, um in ihm die Sünde aufzuheben. Nur durch die Erfahrung von diesen naturgemäßen Folgen der Sünde ist der Sünder zu bestimmen, sich verneinend gegen die Sünde zu kehren und sich von ihr zu scheiden. Daß dieses Ziel schließlich erreicht wird, daß das Böse in stetem Verschwinden begriffen, ein sich selbst Aufhebendes ist, das bildet die Rechtfertigung Gottes, der diese unvollkommene Welt schuf, die eben erst in ihrer Vollendung eine vollkommene sein kann. „Zum Werden der Vollkommenheit der Welt gehört das Böse und das Uebel geradezu mit. Denn ohne dasselbe würde die Summe des Guten in der Welt geringer sein, namentlich die Größe der göttlichen Liebe, Weisheit, Heiligkeit, Macht und Gnade sich weniger vollständig offenbaren." Diese Anschauung, nach der Gott selbst das sündige Stadium der Menschheit als Uebergangsstadium in Aussicht genommen und gewollt hat, mußte Rothe namentlich gegen seinen Breslauer Jugendfreund Julius Müller vertheidigen, der inzwischen Tholucks Kollege in Halle geworden war. Aber dessen eigener Kirchenglaube war doch selbst stark unter die Mörder gefallen, wenn er den Sündenfall platonisch als einen vorzeitlichen Akt faßt, so daß des Sünders Schuldbewußtsein sich nicht auf seinen zeitlichen sündigen Zustand bezieht, der für ihn unvermeidlich war, sondern auf den Abfall von Gott, den er vor seiner Geburt vollzog und zur Strafe für den er in diese sündige Welt hinabgestoßen wurde. Mit dieser Flucht in's Jenseits, wo wir gesündigt, wollte Müller den Widerspruch erklären, daß wir etwas Unvermeidliches als persönliche Schuld empfinden. Rothe aber nennt es einen vollkommenen Widerspruch, ein geschöpfliches und somit endliches Sein in einer außerzeitlichen Existenzweise zu denken, da die Zeitlichkeit eine wesentliche Bestimmtheit alles Endlichen sei. Wie Rothe Müllers Platonismus als indisciplinierte Einfälle und mythologisierende Träume zurückweist, so lehnt er auch die Vorstellung der altprotestantischen Dogmatik ab, als ob Gott den Menschen ursprünglich vollkommen in die Welt gesetzt, sich dann aber sein Werk durch den Teufel habe verpfuschen lassen. Für ihn ist Gott noch immer in der Arbeit an dem letzten Werke seiner Schöpfung begriffen. Wie in der Thierwelt frühere Generationen durch höhere, feinere Organismen ersetzt wurden, so liegt auch jetzt noch die Natur fortwährend in Wehen, um den gottähnlichen Menschen ans Licht zu bringen. Aber Rothe's Idealmensch, den die Zukunft herausarbeiten

ſoll, trägt nicht die hochmüthigen Züge des Nietzſche'ſchen Uebermenſchen, ſondern die gottähnlichen, die der erſchienene zweite Adam getragen hat. Der kirchlichen Vorſtellung von dem status integritatis Adams vor dem Fall ſetzt Rothe den Einwand entgegen, daß bei einer ſolchen Vollkommenheit des erſten Menſchenpaars ihr Fall eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Ein Fall ſetzt immer ein beſtimmtes Maß ſündigen Gelüſtes voraus, was die Vorſtellung eines status integritatis ſofort wieder aufhebt. Aus dem reinen Guten bleibt die Entſtehung des Böſen ſchlechthin unbegreiflich. Indem Gott eine materielle Welt ſetzte, ſetzte er auch das Böſe, aber er ſetzt es als etwas aufzuhebendes. Als Theil einer materiellen Welt hat die Creatur nothwendig auch in ſich ein Moment der Gegenſätzlichkeit gegen den rein geiſtigen Gott. Den Ausbruch dieſes Böſen könnte Gott nur hindern, indem er der Creatur Freiheit und Perſönlichkeit verweigerte, damit aber würde er das wirklich Gute unmöglich machen. Die abſolute Vollkommenheit würde freilich auch den transitoriſch unvollkommenen Zuſtand ausſchließen, aber dieſe Vollkommenheit liegt am Ende des Weltproceſſes und eignet keiner früheren Epoche. Zum Werden des Vollkommenen gehört das Böſe mit, denn das Gute kann nur erreicht werden durch freie Selbſtentſcheidung der zum perſönlichen Weſen entwickelten Creatur. Gott hat alſo das Böſe geſetzt, aber als ein ſich ſelbſt aufhebendes, weil nur ſo das Gute zu erreichen war. Würden nun die irdiſchen Reizungen von dem überwiegenden geiſtigen Faktor ſtändig niedergehalten, ſo würde der ſittliche Proceß ſtändig ſeinem Ziele näher rücken. Aber wie die Materialität der Stammeltern ihnen eine normale ſittliche Entwicklung unmöglich machte, ſo mußten ihre Abkommen erſt recht einem verſtärkten ſündigen Hang unterliegen. Die Erzeuger erzeugten ihre eigene ſündige Natur und damit den ſündigen Hang. Dieſen nennen wir die Erbſünde. Sie iſt nicht die Subſtanz, ſondern ein Accidens der menſchlichen Natur, in ſo fern ſie nur eine wiederaufzuhebende Beſtimmtheit derſelben darſtellt. Ihre Modi ſind die ſinnliche und die ſelbſtſüchtige Richtung des Menſchen. Auf der natürlichen Stufe zeigt ſich derſelbe als ſittliche Roheit, auf der geiſtigen als eigentliche Bösheit. Daß der ſittliche Proceß bei normalem Verlauf ſchließlich jene beiden Qualitäten des natürlichen Menſchen überwinden und den geiſtigen Menſchen zum Ergebniß haben wird, lehrt das Werk des Erlöſers. Aber auch eine entgegengeſetzte Entwicklung giebt es, und aus ihr erklärt ſich Rothe die durch das Neue Teſtament bezeugte Welt der Dämonen, die im Hades ſich aus den beibehaltenen fein ſinnlichen Naturelementen einen neuen Leib weben. Dieſe ſich dämoniſierenden Individuen ſind aber ebenſo der ſchließlichen Vernichtung geweiht, wie die, die aus Trägheit in der Materie ſofort wieder untergehen. Darum hat Rothe's Hölle, wo dieſe wieder aufgelebten geiſtartigen Weſen unter ihrem Oberhaupte, dem

Fürsten der Finsterniß, sich zu fortgesetzter Opposition gegen Gott und seine Arbeit verschwören, gleichfalls nur einen transitorischen Charakter. Ewig ist nur das Gute, und so ist auch Rothe's Inferno kein Schwefelpfuhl, der von ewigem Feuer brennt. Von Belohnung oder Bestrafung kann man dabei nur in so fern reden, als sich jedes Personwesen in dem Zustande dort vorfindet, den es sich in seinem irdischen Sein errungen hat, sonst kennt Rothe Lohn und Strafe im Jenseits so wenig wie sein Lehrer Hegel, der die Frommen verspottete, die im Himmel ein Trinkgeld dafür begehren, daß sie ihre kranke Mutter gepflegt und ihre Brüder nicht vergiftet haben.

Noch kühner als die bisherigen Gedankenläufe Rothe's ist sein Versuch, auch die Christologie aus den gegebenen Prämissen zu construieren und den Erlösungsproceß ebenso als einen nothwendigen Vorgang zu erweisen wie den Schöpfungsakt, das heißt Gottes Gedanken auch hier speculativ nachzudenken. Als Ziel der Weltentwicklung hat Rothe eine Vergeistigung der Menschheit in Aussicht genommen. Die vergeistigte Menschheit konnte nicht geschaffen werden, da sie nur durch freie Selbstbestimmung werden kann. Aber durch ein Schöpfungswunder seiner freien Gnade konnte Gott in einem Exemplar der Welt einen solchen geistigen Menschen setzen und dieser himmlische Mensch ist der zweite Adam des Apostels Paulus. Er ist zur Lösung der sittlichen Aufgabe der Menschheit von Haus aus ausgerüstet und dadurch befähigt, die bisherige abnorme oder sündige sittliche Entwicklung der natürlichen Menschheit wieder rückgängig zu machen und eine neue, normale und somit wirklich zum Ziel führende Entwicklung zu causieren, das heißt der Erlöser oder Christus zu sein. Auf einen solchen neuen Ansatzpunkt war die Schöpfung, nach Rothe, von vornherein berechnet, da in dem ersten Adam der wahre, seinem Begriff entsprechende Mensch noch gar nicht zu Stande gekommen war. Da nur durch einen solchen vollkommenen Menschen die geistige Menschheit zu ihrer Verwirklichung kommen kann, ist die Nothwendigkeit des zweiten Adam speculativ erwiesen. Er stellt der Menschheit ihre Aufgabe vor Augen, und indem er seine materielle Natur sich geistig aneignet und in dem transsubstanzierten Leibe aus dem Grabe hervorgeht, wird er ihr Bürge für die Möglichkeit ihrer eigenen Verklärung. Erfolgreich eingreifen kann aber der von Gott geschaffene zweite Adam in die Entwicklung des menschlichen Geschlechts erst, wenn in dieser das richtige Bewußtsein ihrer Sünde und Hülflosigkeit sich entwickelt hat, das heißt wenn die Zeit erfüllet ist, und er muß in dem Volke auftreten, das durch eine lange Reihe vorangegangener erziehender und vermittelnder Processe vorbereitet ist, ihn zu verstehen. Er wird vom Weibe geboren, um der Menschheit anzugehören, aber nicht vom Manne erzeugt, um nicht durch diese Zeugung Antheil zu erhalten an dem menschlichen Verderben. Sein Lebenswerk ist die Gründung einer, seine er-

lösenden Wirkungen weiter fortpflanzenden heiligen Familie. Von diesem Kreise aus, der seine geschichtlichen Wirkungen ständig erweitert, kommt eine neue religiös-sittliche Entwicklung zu Stande, die schließlich bei dem ursprünglich gesetzten Ziele einer vergeistigten Menschheit anlangen wird. Christus entsündigt in immer steigender Zahl einzelne Glieder der Menschheit, eignet sie sich an und giebt sich in ihnen Sein. Dadurch wird er ihr Erlöser. Gott gegenüber aber ist er der Versöhner, in so fern Gott um seinetwillen, unbeschadet seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, die Sünde bereits vor ihrer völligen Aufhebung vergeben kann, weil nunmehr die Erreichung des gottgewollten Ziels sicher verbürgt ist. Der Versuch, die Erlösung durch einen zweiten Adam als einen durchaus nothwendigen und selbstverständlichen Akt zu erweisen, liegt also hier vor. Aber der Herausgeber der zweiten Auflage der Ethik, Holtzmann, hat mit Recht gefunden, daß zwar die Lehre von der Sünde aus den speculativen Vordersätzen Rothe's folgerichtig abgeleitet werden konnte, daß aber kein logischer Grund zu finden sei, warum Gott die zweite Schöpfung des Menschen, die er in der Erlösung vollbrachte, nicht sofort mit der ersten verband und vollzog. Die Christologie ist eben dem Theosophen kirchlich gegeben und läßt sich nur scheinbar speculativ aus Rothe's Vordersätzen ableiten. Ihre Voraussetzung ist das Wunder, das sich glauben, aber nicht speculativ beweisen läßt. Vom Boden der Speculation sind wir thatsächlich auf den des Dogmas hinübergetreten. Wenn Gott einmal wunderbar in die geschichtliche Entwicklung eingreifen mußte, so konnte er das schon bei den Protoplasten thun und brauchte nicht abzuwarten, bis die Zeit erfüllet war. Die wunderbare Geburt, die Sündlosigkeit, die Auferstehung Jesu sind Sätze der christlichen Dogmatik, sie lassen sich glauben, aber nicht deductiv als nothwendige Wahrheiten erweisen. Was Rothe selbst als ein schlechthin „unerfindbares Ereigniß" bezeichnet, ist eben darum auch ein unconstruierbares, gegebenes Datum und nicht speculativ zu erstellen. Wenn ausdrücklich gesagt wird, diese Manifestation Gottes sei ein Wunder, schlechthin unerklärbar, Wirkung eines unmittelbaren Aktes Gottes in der Creatur ohne irgend eine Vermittlung dieser, wenn endlich die übernatürliche Erzeugung Christi ohne Mitwirkung des männlichen Faktors als eine theonomische bezeichnet wird, so stehen wir sicherlich nicht mehr auf dem Boden der Weltkontinuität, sondern auf dem der Weltdurchlöcherung, wie Schwarz richtig einwendet. Nach Rothe selbst ist die Schöpfung nur Schöpfung in wie fern in ihr nirgend ein Sprung ist, sondern jede ihrer Stufen als wirkliche Entwicklung aus der ihr vorangehenden Entwicklungsreihe hervorbricht, dann aber sind neue schöpferische Eingriffe in diese Schöpfung offenbar ausgeschlossen. Nach den Prämissen dieser Ethik konnte der Vergeistigungsproceß ganz aus eigenen Mitteln sich vollenden. Das Dazwischentreten eines deus ex machina ist eine Inconse-

quenz und zudem überflüssig. Der Denker weicht hier dem Biblicisten. Rothe hält für Ergebniß der Speculation, was er thatsächlich doch lediglich durch die kirchliche Dogmatik überliefert bekam. Auf einer entgegengesetzten Selbsttäuschung beruht es, wenn Rothe glaubt, mit seinen speculativ erzeugten Vorstellungen sich in vollstem Einklang zu befinden mit der neutestamentlichen Begriffswelt. Im Johannesevangelium, dessen Geschichtlichkeit Rothe mit großer Entschiedenheit aufrecht erhielt, fand er seinen Hauptgedanken wieder, daß der Thiermensch, der von unten her ist, der Vergänglichkeit und dem Tode verbleibt, dagegen der Mensch, der durch Herausarbeitung eines inneren geistigen Menschen in die Gemeinschaft mit Christus eingetreten ist, in dem Christus Gestalt gewonnen hat, ist damit auch vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. So gewann er in wunderbarer Syntheſe von Speculation und Exegeſe eine Weltanschauung, die von ihm und seinen Schülern für die richtig erfaßte Lehre des Apostels Johannes gehalten werden konnte.

An diese speculativen Prolegomena knüpft Rothe nunmehr diejenigen Materien, die vor Schleiermacher das eigentliche Thema der Ethik gewesen waren, zunächst die Tugendlehre. Als Begriff der Tugend ergiebt sich von Rothe's Voraussetzung aus diejenige Bestimmtheit des Individuums, vermöge deren es in der stetigen Zueignung der materiellen Natur an die menschliche Persönlichkeit, also in der stetigen Vergeistigung seines natürlichen Menschen begriffen ist. Ist die Tugend die normale Kräftigkeit der Persönlichkeit gegenüber den Reizen der materiellen Natur, so ist das System der Tugenden von dieser Voraussetzung her einmal die Selbstbeherrschung, in der sich eben die Persönlichkeit behauptet, ferner die Liebe, da die Gemeinschaft mit den übrigen menschlichen Einzelwesen eine Bedingung der eigenen normalen Entwicklung bildet, und endlich die Frömmigkeit, da nur im Hinblick auf Gott jene Entwicklung ihre Normalität hat. Die durch das Individuum aus der ursprünglichen Materialität herausgearbeitete vergeistigte Individualität nennen wir Charakter. Rothe's Schilderung der einzelnen Tugenden und Charaktereigenschaften ist voll der feinsten Beobachtungen und zeigt nicht nur den gebildeten Mann, der von Jugend auf sich in der besten Gesellschaft bewegt hatte, sondern beweist auch, was übrigens keinem, der ihn kannte, verborgen blieb, daß der stille Theosoph keineswegs träumend durch's Leben ging, sondern sehr scharf beobachtete und ein ungewöhnliches Talent besaß, die charakteristischen Züge festzuhalten. Zu der negativen Seite, den Untugenden übergehend, macht Rothe die tiefgehende Bemerkung, daß diese nicht ebenso wie die Tugenden ein wirklich organisches Ganze, ein System oder eine Einheit bilden, weil das Wesen des Bösen eben der Widerspruch ist. Die Untugenden sind nichts Positives, sondern Verzerrungen und Verkrüppelungen. Ein wirkliches Reich des Bösen ist also undenkbar, weil aus der

Häufung der Negationen sich nichts Positives gestalten kann. Die Tugend des neuen Menschen ist nicht das normale Ergebniß des durch Christi Vorbild gekräftigten sittlichen Processes im einzelnen Subjecte, sondern, wie das Erscheinen des zweiten Adam selbst, eine zweite Wunderwirkung Gottes, die Wiedergeburt. Auch hier also gerathen wir vom Boden der speculativen Construction auf den des historisch gegebenen Dogmas. Der Entschluß, sich zu bekehren, kann dem Sünder von sich aus nicht kommen. Um von der Sünde frei werden zu können, müßte er thatsächlich schon frei von derselben sein. Die Bekehrung ist also nicht eine sittliche That des Subjects, sondern ein von Gott auf wunderbare Weise gewirkter religiöser Vorgang, ein influxus Dei physicus. Der Synergismus wird von Rothe abgelehnt, da auch die Empfänglichkeit für die göttlichen Gnadenwirkungen von Gott gewirkt werden muß. Die vermittelnde Thätigkeit ist lediglich das Hören des Worts, durch das der Heilsproceß im Menschen in Bewegung geräth. Dieser Anstoß bleibt Gottes Werk, gleichviel ob man ihn auf eine directe neue Offenbarung oder auf die Wirkung der geschichtlich gegebenen zurückführe. Der so angeregte Proceß der Gottesfurcht und Reue würde aber sofort erlöschen, wenn nicht die erleuchtende und wirkende Gnade Gottes ihn fortführte. Wiedergeburt aber heißt dieser Akt der Bekehrung, weil er die Umgebärung der Materie in den Geist darstellt. In dem bekehrten Individuum vollzieht sich dann die Vergeistigung dadurch, daß der heilige Geist, das heißt der vergeistigte Christus, sich immer lebendiger in den so ihm Zugeeigneten einlebt und in ihm Gestalt gewinnt. Bilder dieses mystischen Vorgangs sind die Sakramente der Taufe und des Abendmahls. Rothe möchte dieselben aber lieber mit der griechischen Kirche als Mysteria bezeichnen, weil sie Unterpfänder der innern Processe darstellen.

Sehr ausführlich hat Rothe die Pflichtenlehre behandelt. Soll die sittliche Entwicklung normal fortschreiten, so muß das Handeln des Einzelnen an eine für Alle maßgebende Regel gebunden werden. Dieses Gesetz kann nur ein objectives sein; nicht als das Fündlein des selbst in Sünde verstrickten Menschen kann es zu Stande kommen, sondern allein als der Alles umfassende Gedanke eines Gesetzgebers, welcher über diesem Proceß steht und, die einzelnen Momente desselben vollständig überblickend und organisch zusammenschauend, eine Formel für die Entwirrung desselben entwirft. Darum ist dieses Gesetz nur im Zusammenhang mit der Erlösung möglich, da ja die wirkliche sittliche Normalisierung der natürlich sündigen Menschheit nur vermöge dieser zu Stande kommen kann. Auffinden kann dies Gesetz nur der, welcher selbst das Princip der Erlösung ist, nur der Erlöser selbst. Das wahre Sittengesetz ist also die Offenbarung Jesu. Aber dieses übernatürliche Gesetz muß eine subjective Verarbeitung erfahren wegen des specifisch Individuellen an jedem

Handeln, welches sich der Natur der Sache nach unter keine Gesetzesformel bringen läßt. Die durch diese individuelle Instanz gefundenen Formeln, die das abstracte Gesetz für die Wirklichkeit anwendbar machen, nennt Rothe die sittlichen Grundsätze. Nach ihnen wird das pflichtmäßige Handeln sich einrichten. Die herkömmliche Eintheilung der Pflichten in Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Nächsten verwirft Rothe, und will nur zwei Klassen von Pflichten anerkennen: individuelle und universelle, Selbstpflichten und Socialpflichten. In der Lehre von den sittlichen Gemeinschaftsformen ist es besonders bemerkenswerth, daß Rothe seine viel angefochtene Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche, wie er sie in seinen „Anfängen" aufgestellt hatte, in vollem Umfang aufrecht erhält. Die Kirche ist ihm schon darum nicht die richtige Verkörperung des religiösen Lebens, weil sie das religiöse Leben einseitig zum Ausdruck bringen will, während dasselbe nach Rothe's Meinung von dem sittlichen nicht zu sondern ist. Das menschliche Leben in seiner Ganzheit stellt sich nur im Staate dar, darum führte die Aussonderung des religiösen Lebens zu einer Verkrüppelung, die schließlich wieder aufgehoben werden muß, indem die Kirche im Staate aufgehen wird. „Christum frei zu machen von der Kirche, das muß in unsern Tagen eine der Hauptaufgaben des Gläubigen sein." Offenbar stehen diese Speculationen in directem Gegensatze zu den katholischen Idealen, die Rothe in Rom losgeworden war. Aber auch die Losung „Kirche, Kirche", die ihm bei seiner Heimkehr nach Preußen überall entgegentönte, bestärkte ihn in seiner Opposition. Auf dem hohen Standpunkte, den er gewonnen hatte, sah die Welt ganz anders aus. „Der letzte und eigentliche Zweck der Wirksamkeit des Herrn war und ist nicht eine christliche Kirche, sondern eine christliche Welt." Alle Irrwege der Vergangenheit leitet Rothe aus jener Sonderung des Weltlichen und Kirchlichen. Die Kirche in ihrer ausschließlichen religiösen Bestimmtheit mußte darauf ausgehn, die Natur zu entnaturalisieren. So entstand die falsche Askese. Sie mußte sich an die Stelle des Staates setzen, so entstand der Streit zwischen Staat und Kirche und die hoffärtige Hierarchie und Theokratie. Indem aber die Kirche den Staat verkirchlicht, wird sie selbst zum Staat und arbeitet so unvermeidlich an ihrer Selbstauflösung. Der Staat ist die Gemeinschaft des Sittlichen oder des an sich Menschlichen, das das Religiöse einschließt. Die Sonderexistenz einer religiösen Gemeinschaft hat also nur transitorischen Charakter. An Stelle des kirchlichen Unterrichts hat die Schule, an die Stelle der Kirchenzucht hat die bürgerliche Disciplin, an Stelle des Cultus hat die Kunst zu treten. Eine geeignetere Erziehungsanstalt für die christliche Frömmigkeit läßt sich nicht absehen als ein wohlgeordneter Staat. Alle Versuche der Kirchenregierungen, ihren Kirchen wieder zu Macht und Einfluß zu verhelfen,

begegnen bei Rothe ungläubigem Kopfschütteln. „Wir fürchten alles Ernstes, die umfassenden neuen Institutionen werden nichts zu thun vorfinden, sie werden müßig stehn und zur unendlichen Langenweile derer selbst, die sie herbeigesehnt haben, und zu viel unnützer Zeitverderbung ausschlagen, eben damit aber die Lebensunfähigkeit unserer Kirche als Kirche vollends in's helle Tageslicht setzen." Auch von der Einführung repräsentativer Einrichtungen erwartet er nichts als Langeweile. „Nur ein sehr bedeutsamer Gegenstand der sonst immer langweiliger und inhaltsloser werdenden Verhandlungen wäre denkbar — die Erörterung des Dogmas und diese würde alsbald das Schisma als unausbleibliche Folge nach sich ziehen." Ergänzt hat er später diese pessimistische Auffassung von dem Werthe der Synodalverhandlungen durch die Meinung, Christus selbst würde in den weltlichen Verhandlungen der Ständekammern, die staatlichen und socialen Angelegenheiten gelten, viel mehr seine Sache erkennen als in den Verhandlungen der Synoden über Dogma, Liturgie und Kirchenverfassung. „Die jetzige Geschichte," meint er, „läßt augenscheinlich den Staat zunehmen, die Kirche abnehmen." Die falschen Prätensionen der Kirchlichkeit nützen dem Christenthum nichts, sondern schaden ihm. „Es ist unverantwortlich, unsere wirklich Gebildeten mit der Kirche zu quälen und einen Enthusiasmus für sie herauspressen zu wollen, der bei ihnen nun einmal keine Wahrheit haben kann." Also nicht mehr Kirche, sondern weniger Kirche! Nur in engerer werkthätiger Leistung kann die Kirche noch nützen, nicht in dem Versuche, sich in Besitz der alten Macht zu setzen. „Die geschickte Führung eines solchen wohlgeordneten Rückzugs ist aber auch noch eine großen Ruhm bringende Feldherrnaufgabe." Wie in seinem ersten Werke, so steht Rothe also auch hier auf dem Standpunkte, daß das Christenthum etwas anderes sei als die Kirche mit ihren specifischen Organen, Lehren und Einrichtungen, nämlich eine alle Poren der Welt und alle Sphären des Geistes durchdringende und beherrschende geistige Macht, die aus den Fesseln, in die die Kirche sie geschlagen, zu erlösen ist durch Ueberwindung des falschen Gegensatzes von Religion und Welt, den der Pietismus erfunden hat. Der geistigen Beschränktheit des überlieferten Kirchenbegriffs setzt er die Hegel'sche Anschauung entgegen, daß der Staat die Totalität des sittlichen Lebens in seiner organisierten Gestalt sei. Seine Ueberzeugung war, so führt Schwarz rund und bündig aus, daß das rein Menschliche und das Christliche nicht zu scheiden sei, daß vielmehr das Christenthum erst seine rechte Verwirklichung und Ausgestaltung im Menschlichen erhalte. Der enge Kreis der Kirche mit ihren Organen und Darstellungsmitteln ist nicht die wahre und höchste Form, in der das christliche Leben sich auswirkt. Das Streben der Kirche muß vielmehr dahin gehen, sich selbst überflüssig zu machen, ihre Abgeschlossenheit

und Absonderung zu überwinden, in den großen Strom des sittlichen Lebens und das natürliche Bett, welches dieser Strom gefunden hat, das heißt in den Staat, einzumünden. Die kirchliche Disciplin fällt dann dem Staat anheim als religiös sittliche Erziehung, der Unterricht fällt der Schule zu, da der Unterschied von religiöser und weltlicher Wissenschaft aufhört, der Cultus geht in der Kunst auf. Sobald Gottesandacht und Naturandacht sich nicht mehr als Gegensätze gegenüberstehn, ist auch die Schranke zwischen profaner und heiliger Kunst gefallen. So sieht Rothe in dem Factum des Verfalles der Kirche, über welchen die Gläubigen so laute Klage führen, durchaus nichts Beklagenswerthes. Derselbe ist die Folge des Selbständigwerdens des christlichen Lebens, ein Zerbrechen der engen Form, welche der Auflösung in den Staat freudig zueilt. Die Erneuerung des Christenthums im Geiste der Gegenwart, Wegwerfen des Ausgelebten, Schaffung eines entsprechenderen Begriffsalphabets, eine neue Vermählung des Christenthums mit der Welt, das sind die Stichworte, in denen sich der spätere Gründer des Protestantenvereins ankündigt.

Rothe selbst pflegte zu sagen, er finde, wenn er sich selbst prüfe, in sich ein ganzes Nest von Selbstwidersprüchen, und so darf es uns nicht wundern, wenn er nach diesen kühnen Zukunftsgedanken im letzten Abschnitte seiner Ethik zurückkehrt zu einer fast mittelalterlichen Eschatologie. Da wir gewohnt sind, jenen aufrichtigen Aeußerungen über die Fruchtlosigkeit des kirchlichen Treibens nur bei Gegnern des christlichen Dogmas zu begegnen, erscheint es doppelt paradox, wenn Rothe nach diesen kirchenstürmenden Abschnitten in der Lehre von den letzten Dingen sich auf den Standpunkt der massivesten Apokalyptik zurückbegiebt, die durch sein Bestreben, sie speculativ aus den Vordersätzen seines Systems zu entwickeln, sich nur um so seltsamer ausnimmt. Das Individuum, argumentiert Rothe, kann zu einer vollständigen Vergeistigung während der Dauer seines Lebens nicht gelangen, weil aus der materiellen Natur, als der physischen Wurzel der Sünde, fortwährend, wenn auch in immer schwächer werdenden Funken, die Macht der Sünde auflodert. Der völlige Abschluß der Wiedergeburt findet also naturgemäß erst nach Auflösung des Körpers statt. Um den Geistesorganismus zu vollenden, dessen Embryo sich hienieden gebildet hat, bedarf es noch einer Nacharbeit, als deren Werkstätte uns das stille Todtenreich beschrieben wird. Tiefe Einkehr in sich selbst, stille, ungestörte Selbstbesinnung soll das Gewirre der die Seele noch umschlingenden Fäden lösen, und alles, was noch der Materie angehört und am Menschen vergänglich ist, ausscheiden. So reift das Individuum allmählich aus zu einem Lichtwesen, und damit beginnt seine Befreiung, die für ihn seine Auferstehung zum ewigen Leben bedeutet. Anderseits aber kann das Individuum seine Abkehr von Gott beharrlich fortsetzen und sich dämonisieren.

So entsteht das Reich der Dämonen, dessen Herr der Teufel ist. Schließlich aber, sobald die Vollzahl der vorher bestimmten Seelen ihren Lichtleib gewonnen hat, erscheint Christus. Die im Todtenreiche verbliebenen Seelen erfahren sein Gericht, und da sie materiell geblieben sind, werden sie mit der Materie vernichtet. Sind sie ausgeschieden, dann faßt sich die geistige Menschheit unter dem König aller Könige und dem Herrn aller Herren zusammen zu dem ewigen Reiche Gottes. Wiederum an Origenes erinnert es, daß dieser nunmehr vollendete Aeon abgelöst wird von einer ewigen Reihe neuer Aeonen. Auch das Reich Christi, das Gottesreich, ist in bestimmt gemessene Zeitgrenzen eingeschlossen. Das ist die Wahrheit der Vorstellung vom tausendjährigen Reich. Nach dem Ablaufe desselben tritt die Verwandlung und Vergeistigung der Vollendeten ein. Es wird ihnen die materielle Verkleidung ausgezogen, zugleich wird das gesammte Baugerüste der materiellen Naturreiche abgebrochen, die äußere Natur wird zerstört, das ist die vom zweiten Petrusbrief geweissagte Weltzerstörung durch Feuer. Mit dem Vollzug dieser Zerstörung ist die Erde der Himmel geworden und die Schranke zwischen ihr und den übrigen Sphären des Universums gefallen. Aus der ausgebrannten Schlacke der alten Welt aber geht eine neue Schöpfung hervor. „So nur bleibt die Continuität der Schöpfung undurchlöchert, und nur bei solcher absoluter Continuität kann die Schöpfung wirklich Entwicklung der Creatur aus sich selbst heraus durch Gott sein.“ Die Welt stellt einen unendlichen Kreislauf von Weltsphären dar, die sich vollenden und immer wieder im Moment der Selbstvollendung neue aus sich entwickeln lassen und wie Glieder einer endlosen Kette in sich greifen. Das alles hat schon Origenes, nur mit weniger mythologischen Zuthaten, den Gläubigen entwickelt. Es bleibt aber, wie Karl Schwarz das sehr nachdrücklich hervorgehoben hat, Rothe's Verdienst, daß sein System den Zusammenhang von Gott und Welt als einen stetigen festhält und ihn nicht durch Willkür Gottes oder Freiheit des Geschöpfs zerreißt, um ihn dann wieder mythologisch zusammenzuflicken. „Die Schöpfung,“ sagt Rothe, „ist Schöpfung nur inwiefern in ihr nirgend ein vermittelndes Glied in der Kette des mannigfach abgestuften creatürlichen Seins fehlt, nur inwiefern nirgend in ihr ein Sprung ist, sondern jede ihrer Stufen kraft der schöpferischen Wirksamkeit Gottes als wirkliche Entwicklungsreihe hervorbricht.“

Obgleich seiner Absicht nach Theosoph, war doch Rothe nur der letzte große Vertreter unserer deutschen idealistischen Philosophie, die das Gegebene denkend begreifen wollte und die auf ihn hauptsächlich durch Daub, Hegel und Schelling eingewirkt hatte. Seine Vereinigung modernster Speculation mit den massivsten urchristlichen Begriffen wurde natürlich mit getheilten Gefühlen aufgenommen, denn das Buch paßte weder völlig in die Begriffswelt der Philosophie noch auch in die der Gläubigen. So schreibt Rothe selbst an Bunsen: „Die Leute

machen mir in einem Athem Complimente darüber, daß ich so geschickt zu denken verstände, und bekreuzigen sich über das tolle Zeug, das ich mit meinem Denken zu Tag gebracht." In demüthig apologetischem Tone bittet er Heubner, er möge glauben, daß er nur mit tiefster Wehmuth daran denken könne, daß sein Buch die bestehende ungeheuere Verwirrung der religiösen Vorstellungen vermuthlich noch vermehren werde. Aber er ist auch überzeugt, daß die Wissenschaft auf die von ihm aufgeworfenen Fragen früher oder später zurückkommen werde, selbst wenn seine Stimme völlig überhört werden sollte. Eine ganz schlechte Aufnahme seines Buches erwartet er bei Hahn. Mit der Uebersendung der Ethik schreibt er ihm: „Mache nur kein allzusaures Gesicht zu diesem Buche; es wird die wohlverdiente Züchtigung schon von anderer Seite her in vollem Maße erhalten; Du aber wolltest mehr den Autor ansehen als sein Opus. Die Meinung dabei ist redlich, das weiß ich*)."

In dem politischen Lärme der beiden Revolutionsjahre verhallte zunächst das tiefsinnige Wort des neuen Theosophen, aber es beschäftigte die Dogmatiker der Restauration bald ernstlich, da hier die Versöhnung von Glaube und Philosophie geboten schien, die Hegel nicht erreicht hatte und Schelling immer nur fortfuhr zu versprechen. Als Rothe am 8. April 1848 die Vorrede zu seinem dritten Bande schrieb, bekannte er selbst: „Mein Buch erscheint in einem Augenblicke, der nicht ungünstiger sein könnte. Ich empfinde selbst am lebhaftesten, wie fade es schmecken muß bei dem bittern Ernste der stürmisch aufgeregten Zeit." Während der Theosoph über die letzten Zwecke Gottes mit der Welt nachdachte, war seine eigene Welt aus den Fugen gegangen. Sehen wir, welche Stellung er zu der großen Bewegung einnahm, die mit der Februarrevolution 1848 begonnen hatte.

*) Collection Kolde, 22. December 1845.

X

Das Revolutionsjahr

1848—1849

Der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung im Frühjahr 1848 führte sich auf Gründe verschiedener Art zurück. Ein Junkerregiment, das seine Machtstellung für das Hauptinteresse des Staates hielt, eine Bureaukratie, die das geistige und geschäftliche Leben meisterte, das sie nicht verstand, jesuitische und pietistische Höflinge, die die Nation zum Bekennen eines Glaubens nöthigen wollten, den sie selbst nicht hatten, Schulen, die die Kinder für ein Dogma abrichteten, das die Eltern verlachten, Polizei und Censur, die die Geister nicht bändigten, aber gründlich verbitterten, der fortwirkende Frevel am Nationalitätsprincip, den der Wiener Congreß an Italien, Ungarn und Polen verübt hatte, die Verfehmung des Einheitsgedankens, den alle besten deutschen Männer heilig hielten, die schwieriger werdende geschäftliche Lage des Handwerks und der Industrie, die thatsächliche Monopolisierung des Geldverkehrs und der Presse in den Händen der Rothschild'schen Glaubensgenossen, die den Kampf um ihre Emancipation mit dem Kampf um die liberalen Principien geschickt verbanden, das alles waren Momente der Decomposition, die bei dem ersten Stoße von außen den Einsturz herbeiführten. Unter denselben wirkte in Preußen keines verderblicher als die Last von Haß, die das pietistische Treiben dem Könige zugezogen hatte, und die Memoiren der beiden Gerlache zeigen, wie nicht nur das Bürgerthum seinerseits diese kirchliche Position vor allem stürmen wollte, sondern auch, daß die Kamarilla sich in erster Reihe für diese mit besonderem Eifer einsetzte. Zwei Drittel der Aufzeichnungen der beiden Hauptrathgeber des Königs beziehen sich auf den Kampf der pietistischen Höflinge gegen die Rationalisten, die Lichtfreunde und die Union. Daß der Dammbruch gerade durch die Art eintrat, wie sie die Geister einengten und ihnen die natürlichen Wege verlegten, haben diese Staatsmänner nie eingesehen. Insbesondere macht Ludwig von Gerlach mit dem hartnäckigen Rückgriff auf fanatische Gewaltmaßregeln, die die ganze Welt ablehnte, oft geradezu den Eindruck eines von einer Zwangsvorstellung

Besessenen. Ueber diesen beständigen Herausforderungen des aufgeklärten Bürgerthums in einem Punkte, in dem dasselbe schon seit Lessings und Nicolai's Zeiten besonders reizbar war, trat schließlich die Katastrophe ein. Als im Jahre 1848 die Pariser Februarrevolution die Julimonarchie umwarf, riß sie zunächst Italien, wo der Papst selbst revolutionäre Wege beschritten hatte, dann auch Oesterreich mit sich, wo der zweiundsiebzigjährige Metternich der Lage nicht mehr gewachsen war. Das Preußen Friedrich Wilhelms IV. brach gleichfalls in sich zusammen, nicht als ob es ebenso innerlich faul und morsch gewesen wäre wie Oesterreich, sondern weil Romantik und Pietismus seinen König entmannt und das aufgeklärte Bürgertum bis auf's Blut gereizt hatten. Ein wie schlechtes Gewissen die Regierenden selbst in sich herumtrugen, zeigt der ungeheuere Schrecken, den die Februarrevolution an allen Höfen erregte, und die Thatsache, daß sofort nach der Flucht des französischen Königs alle deutschen Souveräne bereit waren, ihr Regierungssystem nach den Wünschen der neuen Zeit umzugestalten. „Etwas Tumult und Brandstiftung, gehorsame Fürsten, die Rädelsführer zu Ministern ernannt, alles sehr rasch in den kleinen, etwas langsamer in den größern Staaten", so schildert Ludwig von Gerlach ganz richtig den Anfang der deutschen Revolution. Ueberall traten die „Märzminister" an Stelle der seitherigen reactionären Staatsleiter und das kleinste Ländchen hatte seine „Märzerrungenschaften". Wir erlebten, welche Folgen es haben kann, wenn eine ganze Nation in allen Schichten durch die vieljährige Mißregierung einer selbstsüchtigen und scheinheiligen Minorität verbittert und verärgert ist, und welch zuverlässige Stützen Pietisten und Jesuiten im Ernstfall zu sein pflegen. Mit einem Schlage war in den Klein- und Mittelstaaten jede Autorität gebrochen. Wir sahen, wie aus den Fenstern der Bierhäuser die Polizeidiener und Beamten verhöhnt wurden, wie die Soldaten Arm in Arm mit den Demokraten von Wirthshaus zu Wirthshaus taumelten, wie Volksversammlungen zusammenliefen, wo und wann sie wollten und Reden gegen purpurtragende Fürsten und blutsaugende Volksfeinde anhörten. Wir hörten einen Heidelberger Hofrath gegen die Aristokraten donnern, ‚die dem armen Manne den letzten sauern Knochen aus den Zähnen reißen und ihn in die eigene Tasche stecken', während deutsche Dichter die Zeit priesen, ‚da an des letzten Pfaffen Darm der letzte König hängt'. Nirgend wagte es die Obrigkeit zu wehren und zu strafen, um die Volkswuth nicht auf sich zu lenken. Nach den Kleinstaaten kam die Reihe an die Mittelstaaten. Wie es in München stehe, lehrte die Heidelberger die flüchtige Tänzerin Lola Montez, die auf ihrer Durchreise am Bahnhofe von den Studenten mit Reitgerten gekitzelt wurde. Am 13. März trat die Umwälzung in Wien ein. Einige Straßentumulte und eine Sturmpetition der Studenten genügten, den einst allmächtigen Kanzler Metternich zu stürzen.

Die Erzherzöge selbst waren des von Staatsweisheit triefenden alten Herrn müde, der in den letzten Jahren sich von Palmerston einen Nasenstüber nach dem andern hatte gefallen lassen, und benützten die Gelegenheit, ihn abzuschütteln. Aber bis man sich über die Nachfolger geeinigt hatte, waren Demokraten, Italiener, Ungarn und Polen Herren der Lage. Der gewaltige Kaiserstaat trieb als hilfloses Wrack vor dem Winde. Wie Rothe dieses Schauspiel entrüstete, zeigen bittere Worte, die er über die Großthaten der Wiener Aula an Heubner schrieb und seine Prorectoratsrede, denn mitten in diesen Stürmen hatte er die Aufgabe, eine der aufgeregtesten deutschen Universitäten als Rector zu leiten. Nicht minder schmerzlich berührten ihn die Vorgänge in Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. hatte durch tönende Reden und prunkvolle Versprechungen die politischen Erwartungen auf's höchste gespannt, dann aber, zur Einberufung des vereinigten Landtags genöthigt, in seiner Thronrede vom 11. April 1847 ebenso pathetisch erklärt: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Von einer Schwäche weiß ich mich frei, der, um Volksgunst zu buhlen. . . . Keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein constitutionelles zu verwandeln, und ich werde nimmermehr zugeben, daß zwischen unsern Herrgott und uns ein beschriebenes Blatt Papier als eine zweite Vorsehung sich eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen." Wie Bonald und De Maistre glaubte er an geoffenbarte Verfassungen und sagte zu Bunsen: „Es giebt Dinge, die man nur als König weiß und die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt habe." Indem er durch fortgesetzte Ansprachen die Oeffentlichkeit zur Discussion herausforderte, begab er sich des immensen Vortheils seiner Stellung, Regierung zu sein, und wurde Partei. Auch soll ein Politiker niemals jamais sagen. Er erlebte bald den Tag, daß ein Abgeordneter die gedruckte Verfassung in die Höhe hielt, mit den Worten: „Hier halte ich dieses Blatt Papier in meiner Hand, das Preußen niemals sehen sollte." Die Revolution hatte für Friedrich Wilhelm mit dem Verluste seines besonders geliebten Neuenburg begonnen und vergeblich suchte er die Großmächte zu einer Intervention gegen die Schweizer Radicalen zu bestimmen. „Sie müssen mir zugeben," schreibt er am 8. December 1847 an Bunsen, „daß es für die Nachbarn ein ander Ding um die Unreinlichkeit eines Ortes ist, wenn diese Unreinlichkeit in den Grenzen der Schweinerei bleibt, oder wenn die Gattung derselben der Art wird, daß jedermann weiß, das Dulden des qualificierten Schmutzes müsse nothwendiger Weise die Pest erzeugen." Auch in andern Briefen redet er in ähnlichen Ausdrücken von „dem hundswüthigen Siegestaumel" der radicalen Schweizer. Ob diese für einen König ungewöhnliche Ausdrucksweise auf männlicher Energie beruhe oder auf hysterischer Aufregung mußte sich zeigen, und die

Probe sollte alsbald gemacht werden. Die Parteien des Umsturzes sahen in ihm, dank seinen zahlreichen mächtigen Reden, den entschlossensten Gegner der Freiheit. Preußenhaß und tiefer Abscheu vor dem Berliner Pietismus machten gerade ihn in Süddeutschland zum Gegenstand wüthender Verlästerung, und als Metternich geworfen war, wendeten sich die heimathlosen Revolutionäre, „meist Polen und Mannheimer", wie der König meinte, nach Berlin, um dort eine Erhebung hervorzurufen. Am 15. März wurden die ersten Versuche gemacht, Barrikaden zu bauen. Jetzt erschien, am 18. März, ein Patent, das die königliche Geneigtheit zur Bundesreform ausdrückte, den vereinigten Landtag auf den 2. April einberief und durch ein besonderes Gesetz die Censur in Preußen aufhob. Eine dankbare Menge sammelte sich vor dem Schlosse, die dem Könige Hochrufe darbrachte. Aber an Stelle der Bürger drängten sich bald unheimliche Proletarierhaufen und verlangten Abzug der Truppen. Sobald diese vorrückten, um den Platz zu säubern, kam es zum Zusammenstoß. Zwei durch Zufall oder auf Verabredung sich entladende Schüsse wurden die Losung zum Barrikadenbau und Straßenkampf. Es ist bekannt, wie der König, als die Gewehrsalven krachten, zusammenbrach. Ein Hohenzoller, der bei dem Knall der Geschütze Weinkrämpfe bekam, war bisher nicht dagewesen. Es war dem Pietismus vorbehalten, Preußen einen solchen König zu schenken. Die zahlreichen Deputationen des Magistrats, der Stadtverordneten, der Geistlichkeit vermehrten seine Verwirrung, obwohl er diesen, wenn der Darstellung des Generals von Gerlach zu trauen ist, noch mit einiger Haltung entgegentrat*). Zur Erklärung seiner Nachgiebigkeit berichtet Sybel, der Hofprediger Strauß habe dem König als Seelsorger gesagt, je tiefer er sich demüthige, um so mehr werde ihn Gott dereinst erhöhen. Leopold von Gerlach macht dem Hofprediger in der That solche Vorwürfe. Als Strauß später von seinem Kollegen Wilhelm Hoffmann ein Bekenntniß der Buße verlangte, weil er durch sein Eintreten für die Union auf dem Kirchentage der Mutter Kirche in's Angesicht geschlagen habe, schreibt der Generaladjutant: „Oh, über den Pharisäismus dieser Pfaffen! Hat denn Strauß öffentlich Buße gethan, daß er den Barrikadenhelden gefolgt?" Als der Hofprediger bei dem Ausbruch des Lärms in's Schloß eilte, erzählt er selbst**), „da saß der König in einsamer Halle, mich ansehend, stumm und mehr und mehr verstummend". Statt des Generalstabschefs war in der Stunde des Straßenkampfes bei dem König der Beichtvater. „Nicht wahr," sagte der völlig gebrochene Mann zu seinem Seelsorger, „es heißt, ‚er rufe mich an, so will ich ihn erhören; ich bin bei ihm in der Noth; ich will ihn herausreißen und

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I, 137.

**) Friedrich Strauß, Abendglockentöne 329.

zu Ehren machen'." In diesen Zusammenhang paßt jene Antwort wohl, die Sybel dem Hofprediger in den Mund legt. Dem Rathe des Beichtvaters folgte die That des Beichtkindes. Als der König in seiner geistigen Auflösung, ohne zu wissen, was er that, den Abzug der Truppen befahl, war er in den Händen des Pöbels. Erst vom Balkon, dann unten an den Bahren selbst mußte er den Gefallenen, die man ihm vor sein Schloß trug, seine Huldigung darbringen. „Der Name desjenigen," schrieb Abeken an Bunsen*), „der den König überredet, es zu thun, soll nicht über meine Lippen kommen, aber vergessen werde ich es nie." Ob er damit Strauß oder Bodelschwingh meinte, ist weniger wichtig, da beide der gleichen Farbe angehörten. Daß der König, um Blutvergießen zu vermeiden, diesen größten Mißgriff seines Lebens begangen hatte, hinderte die Demokraten nicht, ihn als bluttriefenden Veranstalter einer Bartholomäusnacht auszuschreien. Ihre Meinung hat Freiligrath in seinem grimmigen Gedichte „Die Todten an die Lebenden" vorgetragen:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten.
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgeberde
Dem, der zu tödten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde.
Daß er sie sehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Oeffnen seines Bibelbuchs, wie im Champagnerschaume.
So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter" — und er kam gewankt — gewankt an unser Bette;
„Hut ab!" Er zog, er neigte sich, (so sank zur Marionette,
Der erst ein Komödiante war) bleich stand er und beklommen,
Das Heer verließ indeß die Stadt, die sterbend wir gewonnen.
Dann „Jesus meine Zuversicht", wie ihr's im Buch könnt lesen.
Ein „Eisen meine Zuversicht" wär' paßlicher gewesen.**)

Selbst seine Frau, die Königin Elisabeth, nannte „das Hinaustreten zu den bekränzten Verbrecherleichen eine Schmach, größer als Ludwigs XVI. Jakobinermütze***)". Dem achtzehnten März folgte der noch schlimmere einundzwanzigste. Mit der schwarzrothgoldenen Binde geschmückt, in Begleitung seiner Minister und Generale, die er gleichfalls zum Anlegen der verhaßten Farben gezwungen hatte, machte der König am 21. März, geleitet von dem neuen Minister von Arnim und dem Polizeirath Stieber einen Umritt durch die Straßen Berlins und verkündete in mehreren Ansprachen an die Bevöl-

*) Heinrich Abeken, ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Seite 149.

**) Ferd. Freiligrath, Neuere politische und sociale Gedichte. Köln 1849. Selbstverlag des Verfassers. Düsseldorf, W. G. Scheller.

***) Gerlach, Aufzeichnungen I, 521.

kerung seine Bekehrung zu der neuen Lehre, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse, und bat, ihm zu vertrauen. Als studentischer Theilnehmer an dem Umzug schildert Sebastian Hensel*) dieses Schauspiel folgendermaßen: „Unter der Führung des Thierarztes Urban, der die Sonntag ritt, einen alten Schimmel aus dem königlichen Marstall und der eine mächtige dreifarbige Fahne schwenkte, umgeben von den neuen Ministern, Generalen, Bürgern, Studenten ritt der König vom Schloß aus durch die angrenzenden Straßen; er war mit dreifarbigen Bändern vom Kopf bis zur Schwanzspitze seines Pferdes geschmückt, hielt an jeder Straßenecke still und hielt eine Anrede an das Volk, die neue deutsche Herrlichkeit verkündend. In der Breitenstraße war eine Kartätschenkugel in die Verkleidung eines Brunnenrohres gefahren und steckte halb daraus hervor. Ueber die Kartätschenkugel hatte man die groß gedruckte Anrede des Königs vom 19. März geklebt: ‚An meine lieben Berliner!', und vor diesem Brunnen zwang der Pöbel den König zu halten und zu reden. So jung und hitzköpfig ich auch war, diese Scene erfüllte mich schon damals mit tiefer Scham, und unbegreiflich ist es mir stets geblieben, wie der Mann, der damals so gänzlich den Kopf verloren und sich so tief erniedrigt hatte, es nachmals über das Herz bringen konnte, Andere wegen lang nicht so schlimmer Thaten in dieser Zeit zu bestrafen." Der König pflegte später das Jahr 1848 das Jahr der Schande zu nennen, die kein Thränenstrom abwaschen könne, und was ihn selbst anging, traf der Ausdruck vollkommen zu. „Damals lagen wir alle auf dem Bauch," sagte er zu Ranke. Das also war das Ende eines Gottesgnadenthums, das sich auf den Pietismus hatte gründen wollen. Seine erweckten Freunde hatten sich als eine unzuverlässige Stütze erwiesen. Im November 1848 klagte der König bei Ludwig von Gerlach: „Von seinem Christenthum hat Ihr Freund Eichmann in dieser ganzen Zeit nichts blicken lassen**)." Hengstenberg setzte seine Weherufe über die Verderbniß der Zeiten fort, er würde auch alle Bedeutung verloren haben, sobald er Concessionen machte, aber außerhalb dieses Kreises, der alle Brücken hinter sich verbrannt hatte, war wenig von dem Pastorenthum zu hören. Die Berliner Geistlichkeit, der Hofprediger Strauß an der Spitze, wohnte im Ornate der Beisetzung der Barrikadenkämpfer im Friedrichshaine bei, die sich zu einer großen Huldigung für die Freiheitshelden gestaltete. Die evangelische Kirchenzeitung***) beklagt in einem anonymen Artikel, daß selbst ein Mann wie der sonst so sehr von ihr verehrte Harleß

*) Sebastian Hensel, ein Lebensbild von Prof. Paul Hensel. Berlin bei Behr. 1903. S. 68 f.

**) Aufzeichnungen II, 23.

***) Jahrgang 1848, S. 307.

in einer „Heerpredigt“ mit heiliger Begeisterung von einer angebrochenen besseren Zeit rede. Sie fragt, wo denn nur eine einzige Stimme für den verbannten Prinzen von Preußen sich erhoben habe?*) In der That wagten die Geistlichen nicht, das vorgeschriebene Kirchengebet für den Thronfolger zu sprechen, da sie dem Hasse der Demokraten gegen den „Kartätschenprinzen“ Rechnung tragen mußten. Die vom Könige gehegte und gepflegte katholische Hierarchie, ihr Papst an der Spitze, liebäugelte mit der Revolution. Die ehemaligen Mitglieder der kronprinzlichen Betstunden waren nirgend zu finden. General Thile verließ die Stadt, wie die Berliner sich erzählten, als katholischer Priester verkleidet**). Strauß rieth seinem Herrn, sich zu ducken, bis das Wetter vorüber sei. Der Consistorialpräsident von Voß schrieb an Gerlach: „Ich sehne mich nach einem ehrlichen Krieg, aber woher nehmen?“ „Ich vermeide jede Berührung mit dem König,“ schrieb der General von Gerlach, der selbst befangen war, wenn er mit seinem königlichen Freunde sprechen mußte. Die beiden Thile zuckten die Achseln und sagten, ein constitutioneller König, der von Andern als seinen Ministern Rath nehme, sei auf dem Wege zum Schaffot. Als dann endlich der Wiener Hof sich wieder gefaßt hatte, kehrte auch dem preußischen der Muth zurück. Schon im Mai schrieb der General von Gerlach an seinen Bruder: „Wie schwach sind unsere Gegner! Wir sind stärker als sie, aber noch feiger***)“. Sein Zuspruch wirkte. Nachdem die nächste physische Gefahr beseitigt war, wurde der König rasch wieder der Alte. Daß er die Probe nicht bestanden habe, empfand er freilich. Ranke sagt von ihrem ersten Wiedersehen nach den großen Ereignissen: „Er machte, man verzeihe einem alten Professor den Vergleich, den Eindruck eines Studenten, der seinen Besuch macht, nachdem er im Examen durchgefallen ist.“ Gelernt aber hatte er nichts, auch nichts vergessen. Seine Briefe an Bunsen zeigen, daß er denen grollte, die ihn vorher gewarnt hatten. Am 8. December 1849 hatte er an Bunsen geschrieben, das sei das Kriterium der Liberalen, daß sie an eine über Europa verbreitete Verschwörung der Revolutionspartei *nicht* glauben wollten. Bunsen hatte ihm erwidert, von einer Verschwörung könne nicht die Rede sein, nur von einer Infection. Mit löblicher Aufrichtigkeit bemerkte er seinem königlichen Freunde, für einen Herrscher sei es nicht wünschenswerth, nur das Echo seiner eigenen Ansichten zu hören, wie sie aus dem Kreise der Strauß, Gerlach, Stahl u. s. w. zu ihm zurückkamen. Der König aber hatte ihm diese wohlgemeinte Warnung nicht verziehen. „Ich habe etwas auf dem Herzen gegen Sie, und das muß herunter,“ schrieb er

*) Evang. Kirchenzeitung 1848, S. 313.
**) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 523.
***) Ebenda I, 530.

am 13. Mai 1848 an Bunsen, und dieser Brief zeigt, daß er nach den Tagen seiner liberalen Straßenreden genau so in dem reactionären Mythenkreise fortlebte wie vor denselben. Bunsens Weigerung, an eine europäische Verschwörung zu glauben, erscheint ihm als Symptom, daß das liberale Fieber nun auch bei Bunsen zum Ausbruch gekommen sei. Die Märztage sind ihm ein handgreiflicher Beweis, daß die Verschwörung, von der er damals an Bunsen geschrieben hatte, wirklich existierte. Man hatte ihm eingeredet, alle nöthigen Artikel für den Barrikadenbau, Steine, Rasenstücke u. s. w. seien schon seit Wochen in den betreffenden Straßen angefahren worden, die Wände in den Dachböden seien vorher durchbrochen worden, um von den Dachfenstern die Soldaten sowohl beim Vorrücken wie beim Rückzug mit Steinen bewerfen zu können. Polen, Süddeutsche, namentlich Mannheimer, hätten sich schon Tage lang zuvor zur Betheiligung in Berlin eingefunden. „Ein reicher Mannheimer Kaufherr hat seinen Tod in der Königsstraße gefunden, nachdem ihm von meinem göttlichen ersten Gardebataillon das Leben geschenkt worden war und er sie rücklings mit der Axt anfiel.“ In Paris, Carlsruhe, Mannheim, Bern habe man am 18. März überall gesagt: „Heute fällt Berlin.“ Nochmals fragt der König nun seinen Freund: „Bleiben Sie dabei, nie an eine Verschwörung zu glauben?“ Leider muß er es fürchten, weil sichere Symptome da sind, daß Bunsen vom Liberalismus befallen sei. „Der Liberalismus ist eine Krankheit gerade wie die Rückenmarksdarre,“ deren erste Symptome der König genau angiebt. „So ist der Unglaube an Verschwörungen das erste Symptom des seelenaustrocknenden Liberalismus.“ Mit Niebuhr sei es ebenso gewesen. Bunsen wußte wohl, wer dem Könige diese Einflüsterungen mache, und er antwortete — man war im Jahre 1848 — fast grob: „Alle Weisheit liegt in Anerkennung der Weltordnung. Diese kannte und ehrte und verehrte Niebuhr, als die Haller'schen Jünger noch nicht geboren waren, und ich hatte von ihm und mit ihm aus Bibel, Sophokles, Plato und Kant gelernt sie anzubeten, als jene Hofphilosophen noch nicht buchstabieren konnten, oder sich mühsam aus dem Jakobinismus hervorarbeiteten und sich nach Hosen umsahen, die weder Niebuhr noch ich jemals abgelegt. Aber allerdings, wir wollten nicht belehrt werden von der neuen brandenburger Junkerweisheit! Wir wollten uns nicht den Ruf guter Grundsätze verdienen, mit welchen jene Herrn der Monarchie mehr geschadet haben als alle Liberalen mit ihren schlechten. Wir wollten uns nicht zu ihnen stellen, sondern riefen mit treuer Warnungsstimme ach und wehe, als wir sie an den Stufen und zur Seite des Thrones stehen sahen. Wir konnten das Schiff nicht dem Abgrunde zufahren sehen, ohne daß uns Schreie des Jammers entfahren wären.“ Wenn er den König auffordert, sich durch den Gassenbubenunfug in Berlin nicht auf jene Seite drängen zu lassen, und ihm Muth zuspricht, er werde erfahren, wie leicht

man die Zeit regieren könne, wenn man sich entschließe, ihre Sprache zu reden, so führt ihn das auch auf die kirchlichen Experimente des Königs, und er tadelt ihn ganz offen, daß er die Kirche mit „Männern der allerbeschränktesten Kirchlichkeit" und mit längst unhaltbar gewordenen Formen und Formeln regieren wolle. Diese Leute, die des Königs Rathgeber seien, rechneten sogar ihn zu den Lichtfreunden, damit wollen sie ihn eben abthun. Er aber braucht nur auf seine christologischen Auseinandersetzungen in dem Buche über Ignatius hinzuweisen, um zu erhärten, daß er auf Schleiermachers Boden und nicht auf dem von Uhlich und Dowiat stehe. Klar geht aus diesen Briefen jedenfalls eines hervor, daß Friedrich Wilhelm IV., auch während er den zum modernen Constitutionalismus bekehrten liberalen König spielte, auf keine einzige seiner mittelalterlichen Vorstellungen verzichtet hatte. Auch als das Frankfurter Parlament zusammentrat, fuhr der preußische König fort, die Faust in der Tasche zu ballen. Bei dem Umzug am 21. März hatte Friedrich Wilhelm pathetisch erklärt, daß er die Leitung Deutschlands in den Tagen der Gefahr übernehme, und daß fortan Preußen in Deutschland aufgehe. An Bunsen aber schrieb er, seine Märker, Ravensberger u. s. w. seien schwarzweiß und betrachteten „Deutschland höchstens als Acquisition, keineswegs aber als Gegenstand, in welchem sie aufgehen sollten*)". Die Pläne zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums wurden ihm sofort wieder zum Anlaß für archaistische Phantasieen. Es hätte ihn glücklich gemacht, in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt in den alten Formen zum Kaiser gewählt zu werden, von den Königen und Kurfürsten im Conclave, von den Fürsten im Chor, unter Acclamation des herbeiströmenden Volkes. Dann würde er den einzusetzenden Erzbischof von Magdeburg als deutschen Primas Germaniä proclamieren und sich von ihm die Krone aufsetzen lassen. Den Reichstag würde er dann in verschiedene Collegien theilen, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten, nicht ohne die Mediatisierten. Die Städte werden in das Unterhaus verwiesen, verstärkt durch die Reichsritterschaft und den niedern Adel. Es ist anerkennenswerth, wie ernst Bunsen warnt, der König solle sich hüten, nicht in den Ruf eines Alterthumskünstlers zu kommen. „Die Münzfirma der historischen Schule muß aufgegeben werden, denn sie ist dem neuen Geschlechte, mit dem man zu thun hat, nur als Metternich und Compagnie bekannt." Aber der treue Ekkard warnt vergeblich. Die Krone der Salier und Hohenstaufen an die Hohenzollern zu bringen, war dem Könige ein verlockender Traum, aber auf der andern Seite war es gegen sein historisches Gewissen, Oesterreich die erste Stelle in Deutschland streitig zu machen, und seine Wiener Schwägerin Sophie sorgte dafür, ihm dieses Gewissen zu schärfen.

*) Briefwechsel S. 273.

Habsburg sollte Kaiser, Brandenburg deutscher König werden. Der Versuch der Frankfurter Advocaten und Professoren aber, selbst einen deutschen Kaiser herzustellen, ist ihm ein „satanisches" Beginnen, dem er mit dem Schwerte Gideonis widerstehen wird. „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller auch tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze, die aber, die Sie (Bunsen) leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruche der Revolution. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden sich geben lassen, der eine Krone trägt, die niemanden gestohlen worden ist!" ... „Wenn die Frage kommt, werde ich reden, würdig als Siebzehnter der herrschenden Hohenzollern." Wie sehr er mit solchen Tiraden zum Tingeltangelkönig herabsinke, blieb ihm verborgen: aber das lange Gezerre ermüdete ihn. So schreibt er an Bunsen, er habe die Politik in die Hände des Staatsministeriums niedergelegt, sie sei hinfort nicht mehr die seine. Es ist bekannt, wie Friedrich Wilhelm trotz seiner Scheltreden die Deputation des Parlaments, die ihm seine Erwählung anzeigte, höflich empfing. Er erklärte, er erkenne in ihr die Stimme der Vertreter des deutschen Volks, er danke für das Vertrauen, das man ihm beweise, aber er würde heilige Rechte verletzen und mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn er ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter einen entscheidenden Entschluß fassen wollte. Eine Ablehnung war das nicht, sondern nur eine Vertagung. Seinem vertrauten Bunsen erzählt er freilich, er habe gesagt: „Ich kann Euch weder nein noch ja antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann, und Ihr da, habt gar nichts zu bieten. Das mach' ich mit meines Gleichen ab. Jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten, Adieu!" Sehr wahrheitsgetreu ist dieser Bericht nicht; seinen Freund belügen wollte er wohl nicht, aber in dem Spielen von allerlei Rollen war ihm der Sinn für das Objective überhaupt verloren gegangen. „Beten Sie für uns," schreibt er an Bunsen, „wenn der Standpunkt Schleiermachers es Ihnen gestattet." Aber auch ihm kam in seinen Betstunden mit Thile und Strauß keine Erleuchtung. Er fuhr fort zu zögern, bis Oesterreich der eigenen Schwierigkeiten Herr geworden war, worauf der neue Kanzler, Fürst Schwarzenberg, einen ganz neuen Ton gegen Preußen anschlug.

Rothe hatte diese traurigen Ereignisse von einem Schauplatz aus zu betrachten, auf dem es nicht minder unruhig zuging als in Preußen. Ein Sturm, der den österreichischen Kaiserstaat und die Monarchie Friedrichs des Großen in ihren Grundfesten erschütterte, mußte natürlich auf einen Kleinstaat, der im Westen an die französische und im Süden an die eidgenössische Republik grenzte, noch viel verheerendere Wirkungen üben. Daß die oberen

Kreise so völlig unschuldig gewesen seien an dieser Umwälzung, wie man später behauptete, war in den fünfziger Jahren die Meinung der Zeitgenossen nicht. Das Göler'sche Duell und was daran hing, hatte den Schleier hinweggezogen von Zuständen, die nicht geeignet waren, die Hetzereien der Demokraten zu widerlegen, wohl aber klar legten, warum ein solcher Offiziersstand keine Autorität hatte bei seiner Truppe. Die unsichere Verwaltung des persönlich hochachtbaren, aber allzu weichen und fein organisierten Ministers Bekk hatte die Spannung nicht gemildert, sondern hatte nur die Wirkung, die Beamten zu entmuthigen und die Begehrlichkeit der Demokraten zu steigern. Unter Itzsteins Vorsitz tagte am 27. Februar 1848 in Mannheim eine große Volksversammlung, die allgemeine Volksbewaffnung, unbeschränkte Preßfreiheit, Schwurgerichte und Einberufung eines deutschen Parlaments verlangte. Die Mannheimer Forderungen wurden am 1. März durch zahlreiche Abordnungen (die der Stadt Mannheim zählte allein vierhundert Köpfe) nach Karlsruhe gebracht, und am 5. März erlebte nun auch Heidelberg die erste große Versammlung von einundfünfzig Notabeln, die Heinrich von Gagern präsidierte. Hier wurde die Berufung eines Vorparlaments in Frankfurt auf den 30. März beschlossen. Selbst Hecker erklärte hier noch, er werde sich der Majorität unterwerfen. Aber Itzstein, Fickler, Struve mit ihren Freunden beriefen sofort auf den 19. März eine Volksversammlung nach Offenburg, um eine Organisation der wahren Freunde der Freiheit in's Leben zu rufen. Hier wurde die Einsetzung eines leitenden Ausschusses beschlossen, der in jedem Wahlkreise demokratische Vereine gründen sollte, um so die Wahlen in die Hände der Demokraten zu bringen. Seitdem breitete sich über das ganze Land ein Netz miteinander correspondierender republikanischer Clubs aus, die die Volkserhebung vorbereiten sollten. Auch Heidelberg erfreute sich eines solchen, und sein studentisches Filial sollte Rothe vielen Verdruß bereiten, als er Ostern 1848 das Prorectorat antrat. Am 27. März versammelten sich in Heidelberg, unter Heckers Vorsitz, sowohl die Gagern'schen wie die Struve'schen Freunde, um nach leidenschaftlichen Debatten und nach wüsten Scenen sich für immer zu trennen. Gleichzeitig bildeten sich in Biel in der Schweiz und in Paris Flüchtlingslegionen, die den Republikanern in Deutschland bewaffnete Hülfe anboten. Als nun Hecker in Frankfurt im Vorparlament mit seinen Anträgen auf Erklärung der deutschen Republik kläglich abfiel, beschloß er zur Gewalt zu schreiten. So folgten sich die vergeblichen Aufstandsversuche Heckers und Struve's im badischen Oberland, wo am 20. April bei Kandern General von Gagern erschossen wurde, in Freiburg, wo das Haus von Rothe's Schüler Otto Schellenberg noch lang die Spuren der Kartätschen zeigte, und Herweghs berühmte Flucht nach Basel unter dem schützenden Spritzenleder des von seiner jüdischen Gattin gelenkten Wägeleins. Damit war denn vorläufig Ordnung

geschafft, und da sich jetzt die ganze Aufmerksamkeit auf die Parlamentswahlen richtete, erfreute man sich auch in Heidelberg einer verhältnißmäßigen Beruhigung der Gemüther. Wie es in Heidelberg in diesen Wochen zuging, davon hat Ludwig Häusser in seiner Geschichte der badischen Revolution ein farbenreiches Bild entworfen. Das Treiben war mehr kindisch als gefährlich, und damals kam Jos. Victor Scheffel, der hier studierte, auf seine Entdeckung, der Genius Heidelbergs sei feucht. Jeder dritte Tag brachte eine Volksversammlung und „Freibier". Es wurde gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und getrunken und wieder getrunken, und wenn endlich der Patriot seinen Weg nach Hause suchte und in den engen Seitengassen bald rechts, bald links an die Häuser taumelte, dann schrieen ihm aus den Fenstern die Weiber nach: „Sein Vaterland muß größer sein." „Hier," schreibt Rothe, „fangen wir wieder an zu vertrauen, daß dem Strudel der Revolution Einhalt gethan und Deutschland vor einer allgemeinen Zertrümmerung noch bewahrt werde. Der Rausch der Februar- und Märztage hat sich in unserer Gegend doch sehr gelegt, und das Verlangen, daß der Anarchie kräftig gesteuert werde, ist bei allen denen, die nicht im allgemeinen Ruin eine Rettung für die Zerrüttung ihrer Privatangelegenheiten suchen, vorherrschend. Wenn nur nicht in der Sache selbst, auch bei etwaigem leidlichem guten Willen aller Theile, unüberwindliche Schwierigkeiten liegen werden! Diese verhängnißvolle deutsche Einheit, wie sie von der kurzsichtigen Eitelkeit verstanden wird, kann uns noch um all die eigenthümlichen Güter bringen, die Gott uns vor andern Nationen geschenkt hat, ohne daß wir gegen sie das, wodurch andere Völker groß sind, eintauschen, indem sie mit unbegreiflicher Selbstvermessenheit den Bau vieler Jahrhunderte einreißen, um ein Luftschloß, dessen Plan sie selbst noch nicht kennen, ebenso hastig aufzubauen. Wird sie immer noch nicht einsehen, daß man nur mit Gott bauen kann, und daß, so Er nicht das Haus bauet, die Bauleute umsonst arbeiten?" An der sich wieder einstellenden Beschwichtigung, von der er zu Eingang des Briefes redet, hatte niemand ein dringenderes Interesse als er selbst, denn er hatte am 15. April das Prorectorat der Universität übernehmen müssen, das bei der Aufregung, die auch die Studenten ergriffen hatte, nicht leicht zu führen war. Trotz der schwierigen Lage hatte man den Theologen zum Prorector gewählt und die Erwartung täuschte nicht, daß die moralische Autorität, die er besaß, jetzt werthvoller sei als alle Geschäftsroutine eines schneidigen Juristen. Das Sommersemester begann sofort mit einer Studentenrevolte. Zu Anfang des Semesters hatte sich ein „Allgemeiner Studentenverein" aufgethan, der als seinen Vereinszweck bezeichnete, die politischen Rechte der Studenten zu wahren und zu fördern. Der Verein erreichte diesen Zweck durch Reden, Commerse und Fraterniſicren mit den Philistern. Aus diesem Allgemeinen Studentenverein

ging zu Anfang Juli ein „demokratischer Verein“ hervor*), dessen Statut lautete: „Der Zweck des Vereins ist die Herbeiführung der demokratischen Republik.“ Der Verein wird nach § 3 nicht nur in der Studentenschaft, sondern auch im Volke die demokratischen Grundsätze zu verbreiten und zu befestigen sich bemühen, sowohl durch die Presse, wie durch mündliche Propaganda und Gründung von Filialvereinen; auch wird er sich dem Centralausschuß der demokratischen Vereine für ganz Deutschland angliedern. Da es vor allem darauf ankommt, tüchtige Volksredner heranzubilden, werden auch dann, wenn praktische Fragen für den Augenblick nicht vorliegen, regelmäßige Zusammenkünfte mit freien Vorträgen veranstaltet werden. Der Stifter und erste Vorsitzende des Vereins war ein Studiosus Hirsch aus Halberstadt. Die gedruckten Statuten, sowie die einzelnen Aufrufe waren in der Winter'schen Buchhandlung vorräthig zu haben. Zunächst wurde am schwarzen Brett der Universität ein Anschlag angeheftet, der zum Eintritt in diesen Verein aufforderte. Derselbe lautete: „Commilitonen! Das Vaterland ist in Gefahr! Die Freiheit, deren Morgenröthe kaum erschienen ist, wird von vielen Seiten bedroht. Zwar könnte es scheinen, es hätten sich die Wogen der Zeit etwas gelegt, als wären die größten Gefahren vorüber, aber für den tiefer Blickenden ist es nur die Ruhe vor dem Sturm.“ Und Herr Hirsch blickte tiefer. In nicht immer orthographischem Gallimathias setzte er auseinander, wie die Nationalitäten sich dermalen feindlich gegenüberstehen; schon lodert der Kampf im Norden und Süden und ein noch viel schlimmerer steht bevor, der Kampf der Civilisation gegen die östliche Barbarei. In einer solchen Zeit ist es die heilige Pflicht eines jeden, dem Vaterland und der Freiheit seine Kräfte zu widmen. „Sind uns nicht die Studenten in Wien und Berlin mit einem glorreichen, ewig ruhmvollen Beispiele vorangegangen?“ Von diesem Gedanken beseelt, ist ein demokratischer Studentenverein zusammengetreten. „Commilitonen, wem von Euch für Freiheit und Volkswohl ein Herz im Busen schlägt und wer consequent genug ist, die einzig mögliche Verwirklichung dieser Freiheit in der Republik zu erblicken, den fordern wir auf: Tritt unserm Vereine bei!“ Unterzeichnet hat sich „der Vorstand“, ihre Namen aber hatten die Brutusse der Ruperto Carola vorerst für sich behalten. Nur kurz prangte der Anschlag am schwarzen Brett, denn der Universitätsamtmann von Hillern nahm ihn selbst ab*). Der allgemeine Studentenverein, obwohl er die republikanischen Tendenzen des aus ihm hervor-

*) Akten des großherzogl. bad. Ministeriums des Cultus, Unterrichts und der Justiz, Univ. Heidelberg, Polizei. „Die an der Universität Heidelberg bestehenden studentischen Verbindungen betreffend.“

**) Vgl. darüber: Das Corpsleben in Heidelberg. Festschrift zum Jubiläum der Universität, 1886. Im Selbstverlag des S. C.

gegangenen jüngeren Vereins nicht theilte, fand nun in dem Abreißen einer studentischen Kundgebung an sich schon einen Eingriff in die akademische Freiheit und wendete sich in einer fulminanten Eingabe an den Senat. Rothe wies die Schreier ernstlich zurecht, und als Antwort wurden in der Nacht dem Universitätsamtmann und dem reactionären Hofrath Creuzer die Fenster eingeworfen. Der demokratische Verein aber schlug sein Statut am 8. Juli nochmals an. Rothe ließ es nochmals entfernen. Zugleich berichtete er an das Ministerium und bat um Verhaltungsmaßregeln. Der conservative und ultramontane Curator von Dahmen machte dazu einen Beibericht, der die Sache sehr tragisch nahm und am liebsten die Gepflogenheiten der preußischen Demagogenverfolgung auf diese Kindereien angewendet hätte. Nachdem das Frankfurter Parlament die Hecker'schen Anträge auf Einführung der Republik abgelehnt und die Beibehaltung der constitutionellen Monarchie beschlossen habe, mache sich der, der dieses beschlossene Grundprincip umzustoßen unternehme, des Aufruhrs und nach Maßgabe der ergriffenen Mittel des Hochverraths schuldig. Bei Gründung dieses Vereins handle es sich also nicht um einen Verstoß gegen die Disciplin, sondern um ein gemeines Verbrechen. Die Sache würde also nicht vom Senat, sondern vom Staatsanwalt weiter zu betreiben sein. Der Curator sieht zwischen diesem demokratischen Vereine und den Hecker'schen Schaaren keinen weitern Unterschied, als daß jene die Waffen schon ergriffen haben, dieser im Begriffe stehe den Bürgerkrieg zu entzünden. Herr von Dahmen bedauert, daß der Universitätsamtmann, wie Prorector Rothe ihm mündlich mittheile, sich die Namen der drei Studenten, die ihm die Statuten dieser verbrecherischen Verbindung überreichten, nicht einmal habe nennen lassen und auch kein Protokoll über den Thatbestand aufgenommen worden sei. „Es ist nur allzugewiß und der Erfolg wird in ganz kurzer Zeit es bestätigen, daß auf ein aus der südwestlichen Spitze von Deutschland gegebenes Zeichen gleichzeitig überall von Südschwaben, den Rhein hinab bis nach Westphalen, durch Thüringen bis nach Schlesien, die für die Republik eingeschriebenen Schaaren sich in Masse erheben werden, daß vielleicht mit einziger Ausnahme von Frankfurt und Karlsruhe sich alle Bürgerwehren auflösen und zum größeren Theile sich den plündernden Haufen anschließen werden. Die Erscheinungen des Tags sind feurige Warnungszeichen, wenn aber das bewaffnete Volk aufgerufen wird, so werden zwei Drittel für Hecker sich erheben und ein Drittel zu Hause bleiben, und bei diesem Zustande können wir wahrlich nicht sagen, daß wir gerüstet sind." Von dieser aufgeregten Berichterstattung hebt sich Rothe's Meldung mit ihrer vornehmen Ruhe sehr vortheilhaft ab. Wie nun aber die untere Beamtenwelt damals revolutionär verseucht war, so erfuhren die Studenten sofort, was Dahmen berichtet hatte, und nun hatte Herr Hirsch die Freundlichkeit, den Senat einzuladen, er möge

in Gemeinsamkeit mit der Studentenschaft bei dem großherzoglichen Ministerium die Abschaffung dieser unwürdigen Einrichtung einer Bevormundung durch einen Curator beantragen. Rothe fand darauf für angezeigt, den Herrn vom Vorstande sehr nachdrücklich ihren Standpunkt klar zu machen. Auf denselben pädagogischen Standpunkt stellte sich der Bescheid des Ministers Bekk. Er bezeichnete die Absichten der Petenten als staatsgefährlich und ordnete eine Auflösung ihres Vereins auch darum an, weil er die Studenten von ihrer Arbeit abziehe und sie bei ihrer Unerfahrenheit im Leben auf Abwege bringe. „Sollten Einzelne diesem Verbote zuwider handeln, so ist ihnen das akademische Bürgerrecht aufzukündigen. Dieses Verbot ist öffentlich bekanntzugeben.“ Natürlich erweckte dieses Rescript den großen Zorn des demokratischen Vereins, und Studiosus Hirsch berief sofort eine allgemeine Studentenversammlung, der die Universitätslehrer Morstadt, Schiel, Hettner, Levita als Theilnehmer, Häusser als Berichterstatter der Deutschen Zeitung beiwohnten. Die Versammlung beschloß, eine Deputation an das Ministerium zu senden, zu der auch die erstgenannten Doctoren gehörten; der Physiker Philipp Jolly bereitete den Minister auf das Erscheinen dieser Gesandtschaft vor, indem er an Bekk schrieb, der Verein bestehe nur aus fünfundzwanzig Schreiern und würde ohne das Verbot von der Masse der Studenten unbeachtet geblieben sein. Mit dem Schlusse des Semesters wäre er von der Bildfläche ganz von selbst verschwunden. Sollte die Deputation abgewiesen werden, so hätten die Studenten beschlossen, einen Auszug zu veranstalten, dem sich ungefähr die Hälfte sämmtlicher Studenten anschließen dürfte. Daß sie lang aushalten würden, glaubt Jolly nicht, immerhin wolle er den Minister von der Lage in Kenntniß setzen, damit er seine Entschließung vor Eintreffen der Deputation zu fassen vermöge. Der Ausschuß der Versammlung redigierte inzwischen eine Erklärung an das Ministerium, die in der bescheidenen Weise des Herrn Hirsch den Minister Bekk zu einer runden und raschen Antwort aufforderte. Die gesammte Studentenschaft halte den Ministerialerlaß für einen Eingriff in das gesetzliche Associationsrecht der Studentenschaft und verlange eine bestimmte Antwort, ob das Ministerium gesonnen sei, seinen Erlaß zurückzunehmen oder nicht? „In letzterem Falle, oder wenn binnen vierundzwanzig Stunden keine definitive Antwort erfolge, hat die Studentenschaft uns beauftragt Ihnen zu erklären, daß morgen früh die gesammte Studentenschaft Heidelberg verläßt und nicht eher zurückkehrt als bis der rechtliche Zustand wieder hergestellt ist. Wir ersuchen daher Ew. Exzellenz dringend unserer Deputation bis heute Abend sechs Uhr bestimmte Antwort ertheilen zu wollen, da wir nur bis zum heutigen letzten Bahnzuge zu warten von unseren Commilitonen beauftragt sind.“ Außer dem Präsidenten Hirsch und seinen Committenten, darunter ein stud. jur. F. von Herder, hatten Professor Morstadt, der berüchtigte Cyniker

der Universität, und die Docenten Schiel, Levita, Friedländer und Hettner das impertinente Aktenstück unterschrieben. Unter andern Verhältnissen wären die Studenten relegiert und die Docenten ihrer Stellung an der Universität für verlustig erklärt worden, aber Bekk scheint trotz Rothe's kühler Berichterstattung eine Studentenrevolution nach dem Vorbilde der Wiener Aula befürchtet zu haben. Der Deputation, die ihm in Karlsruhe ihre Bittschrift überreichte, gab er allerdings den trocknen Bescheid, das politische Vereinsrecht beziehe sich nicht auf Studenten, in einem ausführlichen schriftlichen Erlasse entwickelte er aber umständlich, daß zu den Märzerrungenschaften eine Erweiterung des Associationsrechts nicht gehöre. Es sei eine solche von den Ständen nicht gefordert und von der Regierung niemals bewilligt worden, die Behauptung des demokratischen Vereins, die Regierung wolle frühere Zugeständnisse rückgängig machen, beruhe also auf Irrthum. Nach den bestehenden Gesetzen sei die Regierung befugt, Vereine aufzulösen, falls dieselben die Sicherheit des Staats oder das allgemeine Wohl gefährden. Den Studenten ihre staatsbürgerlichen Rechte zu beschränken, liege der Regierung fern, die Studierenden könnten jederzeit andere Vereine gründen, auf die jene Voraussetzung nicht zutreffe. Bei der bis jetzt stets bethätigten gesetzlichen Haltung der Heidelberger Studentenschaft erwarte das Ministerium, daß sich die Akademiker bei dieser Zusicherung beruhigen werden. Rothe beschied, ehe er den Erlaß anschlug, die Führer des Ausschusses, stud. Hirsch aus Halberstadt, Winkelmann aus Düsseldorf und Böhringer aus Durlach, auf das Senatszimmer, um denselben den Sinn der ergangenen Verfügung zu erläutern. Studiosus Hirsch erklärte dieselbe aber ohne weiteres für gesetzwidrig und Rothe hatte den Eindruck, daß der Jude einen Conflict herbeiführen wolle und daß andere demokratische Hintermänner ihn instruiert hätten. Dafür spreche auch der Umstand, daß Hirsch seinen Committenten die Eröffnungen des Prorectors in völlig entstellter Form ausgerichtet habe. Auf die Belehrung des Universitätsamtmanns, es handle sich nicht um das Associationsrecht, sondern um eine Polizeimaßregel, erwiderte Herr Hirsch, wir leben also nicht in einem Rechtsstaat, sondern in einem Polizeistaat, und bestellte dann diese *seine* Aeußerung den Studenten als Bescheid des Amtmanns. Herr Hirsch wünschte eben einen Auszug, um an dessen Spitze hoch zu Roß als Volkstribun zu paradieren. Unter seinem Präsidium erließ der demokratische Studentenverein nunmehr am 15. Juli einen neuen Aufruf, in dem er sich an die Commilitonen und zugleich an die Bürgerschaft Heidelbergs wendete. In demselben wurde offen mit Gewalt gedroht. „Mitbürger!" hieß es da, „noch stehen wir auf dem Boden des Gesetzes, welchen keinen Augenblick verlassen zu haben wir uns rühmen. Noch ist die Reaction nicht im Stande gewesen, uns durch derartige Gewaltstreiche zu ihr erwünschten Ungesetzlichkeiten zu

verleiten. Aber das sprechen wir aus und rechnen auf euere kräftige Zustimmung, daß wir von unserer, durch das Blut unserer Brüder in Wien und Berlin und durch das einträchtige Zusammenwirken deutscher Männer an andern Orten erlangten Freiheit keinen Fuß breit zu weichen gesonnen sind. Ihr Bürger Heidelbergs, wollt ihr nicht den alten Despotismus wieder aufkommen lassen, so müßt ihr unser und euer Recht kräftig schützen, sollte man es durch rohe Gewalt unterdrücken wollen." Rothe seinerseits ließ, um die Ausstreuungen der Demokraten zu widerlegen, gleichfalls eine Belehrung drucken, aber nachdem die vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, die Herr Hirsch dem Ministerium bewilligt hatte, wurde der Auszug angeordnet. Da die Zusicherungen der Associationsfreiheit, die das Ministerium im März den Volksdeputationen ertheilt habe, nunmehr von demselben verläugnet würden, werde die Studentenschaft Heidelberg meiden, bis der gesetzliche Zustand wieder hergestellt sei. „Gestern Abend um 9 Uhr," berichtete Rothe an das Ministerium, „kehrte die nach Karlsruhe entsendete Deputation der Studierenden hierher zurück. Der Studierende Hirsch erzählte der am Bahnhof zusammengeströmten Menge in frecher und offenbar entstellter Weise den Verlauf der Audienz." Die Erklärung des Ministers, daß die Erweiterung des Vereinsrechts zu den Märzerrungenschaften nicht gehöre, erklärte er für eine Lüge, durch welche der Minister die Zusicherungen verläugne, die er seiner Zeit mündlich auf die Sturmpetitionen gegeben habe. Alsdann wurde unter allgemeiner Acclamation der Auszug beschlossen. Die Belehrung Rothe's wurde durch eigens dazu angestellte Leute überall abgerissen, so daß viele über das demokratische Lügengewebe unaufgeklärt blieben. Am Sonntagmorgen des 17. Juli verließen 364 Studenten unter Vorantragung der deutschen Fahne die Stadt, um über Mannheim nach Neustadt an der Haardt zu ziehen. Da die Mehrzahl ohne alles Gepäck, andere nur mit einer kleinen Reisetasche ausrückten, getröstete sich Rothe, die Mehrzahl werde wohl in kürzester Frist sich wieder in Heidelberg einfinden. Die Zurückbleibenden erließen zu ihrer Rechtfertigung eine öffentliche Erklärung, in der sie auf das Mißverständniß hinwiesen, das dem Auszug zu Grunde liege. Der Senat seinerseits schlug dem Ministerium vor, daß allen, die nicht binnen drei Tagen zurückkehrten, das Semester nicht in der Berechnung ihrer Studienzeit mitzählen solle. Der Curator betonte aber außerdem, daß gegen die mit solcher Frechheit auftretenden Führer der Bewegung disciplinär eingeschritten werden müsse. Ueber die Lage in Heidelberg schrieb Philipp Jolly an den Minister: „Heute sieht es hier sehr stürmisch aus. Der blaue Montag trägt das Seinige dazu bei. Als Mitglied des engeren Senats darf ich heute Abend eine Katzenmusik erwarten. . . . Von 45 inscribierten Zuhörern hatte ich heute nur noch fünf in der Vorlesung, aber sämmtliche

Lehrer werden ihre Vorlesungen ohne Unterbrechung fortsetzen." Jolly's Rath ist, das Ministerium möge die demokratischen Vereine im ganzen Lande unterdrücken, denn die Studenten beriefen sich darauf, daß man nur ihren Verein auflöse, sie also anders behandle als andere Bürger. Dieser Klage wurde denn auch baldigst abgeholfen, indem das Ministerium alle demokratischen Vereine auflöste und verbot. Von Morstadt und den genannten Privatdocenten begleitet und geführt von den beiden Corps Vandalia und Nassovia, die sich einen selbständigen S. C. gegeben hatten, zogen die jungen Leute zunächst nach Mannheim, wo sie von der aufgebotenen Turnerschaft feierlich empfangen und bewirthet wurden. Dann ging es weiter nach Neustadt in der Pfalz, wo ein lustiges Leben begann. Rothe schickte ihnen im Auftrag des Senats den Oberpedell Kappelmann mit Bekks Ministerialerlaß nach, um sie über die Folgen ihrer Secession zu belehren und das pfälzische Landescommissariat übermittelte gleichfalls den Erlaß des badischen Ministeriums an die Exulanten und forderte sie zur Rückkehr nach Heidelberg auf. Manche, denen die Verbrüderung mit den Mannheimer Demokraten mißfiel, hatten sich schon dort bei Seite gemacht und waren in ihre Heimath oder nach Heidelberg zurückgekehrt.

Inzwischen hatten sich die Gemeindebehörden der Stadt Heidelberg und ihr Bürgermeister Winter berechnet, was die Abwesenheit von 364 Studenten die Stadt täglich koste, und ihnen stand fest, daß das Ministerium nachgeben müsse. Sie wendeten sich an Bekk mit einer Bittschrift, die ihren ökonomischen, wie ihren politischen Standpunkt mit erfreulicher Klarheit aussprach. „Unsere Stadt," so beginnt die Eingabe, „die in ihrem Nahrungsstande fast ausschließlich auf die Frequenz der Universität angewiesen ist, hat gestern einen schweren Verlust erfahren, einen Verlust, der nicht nur für die Gewerbeverhältnisse, welche ohnehin in dieser schweren Zeit außerordentlich gelitten haben, sondern auch für die schöne Blüthe der Universität selbst unter Umständen von den bedenklichsten Folgen werden könnte. Es haben nämlich gestern Vormittag beinahe sämmtliche Studenten unsere Stadt verlassen." Auf die Zurufe des Volks: „Hier bleiben!" hätten die Studenten unter Verpfändung ihres Ehrenworts erwidert, sie könnten nicht bleiben, noch wiederkehren, ehe das Ministerium seinen Erlaß zurückgenommen habe. Die Väter der Stadt wollen nun nicht bestreiten, daß die Verwirklichung der in den Statuten des demokratischen Vereins angegebenen Ziele zu Conflicten mit dem Strafgesetz führen könnte, dennoch mißbilligen sie die Auflösung des Vereins, denn gerade das sei der Unterschied eines Rechtsstaats und eines Polizeistaats, daß der Bürger in dem ersteren jede Überzeugung hegen, aussprechen und verbreiten darf, so lang er nicht zu gesetzwidrigen Handlungen schreitet. Im Interesse der Freiheit also, sowie ihres Nahrungsstandes verlangte die Heidelberger Bürgerschaft,

Gemeinderath und Bürgerausschuß, daß das Ministerium Verhandlungen mit den Ausgezogenen eröffne und ihnen die Zusicherung gebe, daß sie in ihrem demokratischen Vereine volle Freiheit haben sollten, so lang sie die öffentliche Ordnung nicht störten. Der Bescheid des Ministeriums vom 19ten lautete wiederum ablehnend, aber er fügte doch ausdrücklich bei, die Studenten würden in der Gründung von Vereinen nicht gehindert werden, vorausgesetzt, daß sich dieselben nicht, wie der aufgelöste Verein, zur Aufgabe setzten, für die Gründung der Republik Propaganda zu machen. Ein Artikel im Heidelberger Journal, der offenbar aus Universitätskreisen stammte, wendete sich dagegen mit großer Schärfe gegen den demokratischen Bürgermeister und erklärte, die Regierung würde nicht mehr verdienen, eine Regierung zu heißen, wenn sie vor diesem anarchischen Treiben zurückweichen wollte. Die Führer des Auszugs appellierten nun an die Kammer. Aber „die Gesellschaft am Landgraben", wie die demokratischen Blätter die badische Volksvertretung zu nennen liebten, ging über ihre Petition zur Tagesordnung über und sprach nur den Wunsch aus, die Regierung möge den Studenten die Frist zur straflosen Rückkehr etwas weiter erstrecken, da sie inzwischen aus der Kammerverhandlung die Belehrung geschöpft haben dürften, daß sie sich im Irrthum befunden hätten. So gab das Ministerium noch eine weitere Gnadenfrist von fünf Tagen zu. Ein Erlaß des Curatoriums, daß den Studierenden, die noch immer in Renitenz verharrten, alle Stipendien und Seminarpreise zu entziehen seien, sollte den Eindruck des Ministerialerlasses unterstützen. Und in der That konnte der Commandant der Gensdarmeriebrigade am 26. Juli berichten, die Studenten seien gestern „ohne alles Getöse oder Jubeln" in Heidelberg wieder eingerückt. Herr Hirsch aber suchte seinen Rückzug durch eine grobe Erklärung im Heidelberger Journal zu decken. Mit zwei andern Vorstandsmitgliedern des demokratischen Studentenvereins sprach er in einem Inserate seine Entrüstung aus über den ihnen eröffneten gesetzwidrigen Ministerialerlaß und protestierte gegen ungleiche Strafen, da alle Studenten sich für gleich haftbar erklärten. Die gleiche Nummer des Heidelberger Journals, die diese Erklärung brachte, enthielt aber auch das Verbot der demokratischen Vereine im ganzen Lande, indem das Ministerium einsah, daß, was man den Studenten verbiete, könne man den Arbeitern oder Bummlern nicht erlauben. Damit hatte man denn Herren Hirsch und Compagnie eine noch tapferere Deutung ihrer Rückkehr an die Hand gegeben. In öffentlichem Anschlag forderten sie die Bürger auf, gemeinsam mit ihnen dieser neuen Maßregel entgegenzutreten, die sie bestimmt habe, nach Heidelberg zurückzukehren, um die bedrohte Freiheit Schulter an Schulter mit ihren Mitbürgern zu vertheidigen. Thatsächlich hatten sie von diesem Erlasse Bekk's noch gar keine Kunde, als sie in aller Stille sich wieder in Heidelberg einstellten, aber die hoffnungsvolle Jugend hatte sich die Lügen-

künste der Demagogen rasch angeeignet. Der Curator von Dahmen forderte nun vom Senat wenigstens die Relegation der drei Unterzeichner des Inserats, das das Staatsministerium öffentlich eines ungesetzlichen Verfahrens beschuldige. Aber Rothe erklärte dem Ministerium, es würde das unfehlbar einen neuen Auszug zur Folge haben. Der Curator, der den Senatsbericht dem Ministerium vorzulegen hatte, trat der Meinung seines Freundes Rothe scharf entgegen. Nach ihm dürften Herr Hirsch und seine Complicen nicht völlig unbestraft die Universität verlassen, an der sie solchen Unfug angerichtet hätten. Für seine Person hätte der Curator den Wegzug der unruhigen Elemente durchaus nicht beklagt, vielmehr bedaure er, daß man sie zurückgerufen habe. Aber das Ministerium gab ihm zwar zu, daß es selbst jenen Artikel der drei Studenten als eine Frechheit betrachte, aber nach Lage der Dinge sei es doch mit dem Prorector Rothe der Meinung, man lasse die Sache jetzt am besten auf sich beruhen. Herr Hirsch blieb also unbehelligt und verließ bei Schluß des Semesters im Siegesglanz des Triumphators die Hochschule. Dagegen wurde der Curator Dahmen im Januar 1849 in Ruhestand versetzt. Die ausgezogenen Studenten waren zum Teil nach Frankfurt gegangen, sich das Parlament zu beschauen oder hatten Rheinreisen gemacht, aber Ende Juli war die ganze Gesellschaft wieder in Heidelberg beisammen. Zum Versöhnungsfeste benutzte man den bald darauf eintreffenden Besuch des Wiener Dichters Anastasius Grün, doch überließ es Rothe seinen Freunden Chelius und Vangerow, an seiner Stelle den Lehrkörper bei diesem Commerse zu vertreten. Ein Brief des badischen Ministers Bekk vom 16. Juli zeigt, daß Herr Hirsch mit seinem Anhang auch an die Nationalversammlung in Frankfurt Berufung eingelegt hatte. Da eine Antwort nicht eintraf, beschlossen die Petenten, die Sache in Frankfurt selbst persönlich zu betreiben, und bestiegen zu diesem Zwecke die Main-Neckarbahn. Der Stationsvorstand in Friedrichsfeld hängte aber den Eisenbahnwagen, in dem die Studenten saßen, ab, ließ Bier auffahren und schickte die Deputation am Abend schwer bezecht nach Heidelberg zurück. Das war es, was man damals „gemüthliche Anarchie" nannte, und mit diesem würdigen Ende schloß die Heidelberger Revolution. Rothe's Urtheil über diese Zustände lesen wir in einem Briefe an Heubner. „Daß ich nicht sogleich geantwortet, wurde besonders dadurch veranlaßt, daß Dein Brief vom 10. vorigen Monats gerade in einer Zeit ankam, ziemlich gleichzeitig mit einem theilweisen Auszug unserer Studenten nach Neustadt an der Haardt, in Folge des sehr dankenswerthen Einschreitens unserer Regierung gegen einen sich so nennenden demokratischen Studentenverein, der sich hier gebildet hatte und, einen Juden aus Halberstadt an der Spitze, sich mit der äußersten Frechheit gebahrte. Da das Ministerium ruhig auf seinem Beschluß beharrte, so hatte die Sache zwar keine andere Folge, als daß die im Triumph ausgezogenen Herrn nach acht Tagen als Gegen-

ſtand allgemeinen Lächelns friedlich wiederkehrten, allein es hat doch eine unangenehme Störung in den Fleiß der Studenten gebracht, der ohnehin in dieſem Semeſter ein ſchwankender iſt, mir aber hat die Sache viel geſchäftliche Schmiererei und was ſonſt daran hängt, verurſacht. Ich habe nämlich ſeit Oſtern die läſtige Ehre des Prorectorats auf mir, der ich mich gerade diesmal nicht entziehen wollte, weil ein ſehr verdrießliches und odiöſes Officium in Ausſicht ſtand, was ſich auch bisher genugſam bewährt hat. So ſchlecht ich mich im Uebrigen zum akademiſchen Magiſtratus ſchicke, ſo habe ich wenigſtens vor vielen meiner Collegen den negativen Vorzug voraus, der in dem gegenwärtigen Augenblick einigermaßen in Betracht kommt, daß ich mich vor den Studierenden nicht fürchte, und keinen Anſtand nehme, in aller Ruhe dem läppiſchen, kindiſchen Selbſtgefühl entgegenzutreten, in dem ſie gern die Zügel der Weltleitung in die Hand nehmen möchten, und den Gelüſten, die ruhmwürdigen, ewig unvergeßlichen Großthaten der Wiener Aula nachzuäffen. Wie weit dieſer nur ihrer Unwiſſenheit vergleichbare mehr als lächerliche Uebermuth unſerer Jugend, die an der Spitze der Zeit zu ſtehen träumt, geht, iſt kaum zu ſagen. So forderte vor einigen Wochen eine Zahl von Studenten den Senat durch eine förmliche Eingabe auf, ſich mit ihnen, ſammt den übrigen Lehrern der Univerſität zur peremptoriſchen Forderung der Abſchaffung des Univerſitätscurators (das Amt eines Regierungsbevollmächtigten iſt nämlich hier ſchon ſeit Anfang dieſes Semeſters feierlich aufgehoben) zu verbinden, indem ſie vorausſetzten, daß auch wir eine ſolche unwürdige Bevormundung mit Entrüſtung empfänden.“ So zeigt auch dieſer Brief, mit welch überlegener Ruhe der kleine Theologe dem erregten Treiben gegenüberſtand, dem gegenüber Amtmann und Curator mehr als einmal die Faſſung verloren hatten. Nur die Arbeit im Seminar wurde ihm in dieſem ſtürmiſchen Semeſter zuweilen unerfreulich, da etliche Candidaten aus Halle die Weisheit der junghegelſchen Schule mitgebracht hatten und er ſehr unerfreuliche „Proben des herrſchenden Geiſts“ in ſeiner eigenen Anſtalt erfuhr. Zwar beſſerte ſich das ſchon im folgenden Winter, aber auch ſo fühlte er ſich mit ſeiner ordnungsliebenden und ſtreng geſetzlichen Geſinnung in der revoltierten Pfalz recht einſam. Vom Parlament in Frankfurt erwartete er nichts. Darin war er der Meinung von Paulus, der aus ſeiner verdunkelten Stube bei der Peterskirche die Frankfurter Verſammlung mit grimmigem Spotte verfolgte und ihr Ende mit dem Epigramme begleitete:

Sonſt wird das Ei gelegt und dann gegackert,
Ihr habt mit Euerem Reich zu früh geflackert.

Ueberdies hatte Rothe als Prorector Urſache mit der Art unzufrieden zu ſein, mit der Gervinus ſeinen Einfluß bei der liberalen Regierung ausnützte, um für ſeine Günſtlinge auf Koſten verdienter alter Lehrer Raum zu ſchaffen.

Namentlich der Plan, den Anatomen Tiedemann zu pensionieren, um für Gervinus' Freund Henle Platz zu schaffen, erregte seinen heftigen Unwillen. Schließlich gelang es ihm auch, durch schriftliche und mündliche Vorstellungen, die Zurücknahme der bereits ziemlich weit vorgeschrittenen Maßnahme durchzusetzen.

Schlimmer wurde die Heidelberger Lage wieder, als der Malmöer Waffenstillstand, der sich dann in der That als Anfang der Auslieferung der Herzogthümer an Dänemark erwies, die Gemüther zu neuem Zorn gegen die Großmächte entflammte. „Im gegenwärtigen Momente," schreibt Rothe am 18. September, „wird die Aufregung wieder zu einer neuen Höhe gesteigert werden in Folge der Annahme des dänischen Waffenstillstands von Seiten der Reichsversammlung. Die Feinde aller Ordnung haben daran eine erwünschte Handhabe zu neuen Wühlereien, die sie nicht versäumen werden nach Kräften in Bewegung zu setzen. Indem ich dieses schreibe, wird in Mannheim aus dieser Veranlassung wieder eine sogenannte Volksversammlung abgehalten, und Heidelberg wird wohl auch bald wieder die Ehre haben, der Schauplatz einer derartigen Manifestation zu sein." Er hatte ganz richtig gesehen. Die Schweizer Flüchtlinge glaubten in der allgemeinen Entrüstung über das Zurückweichen Preußens in Schleswig einen günstigen Vorwand für ihre Pläne zur Hand zu haben. Am 21. September kam Struve aus der Schweiz zurück und proclamierte in Lörrach die Republik. Hecker hatte sich schon im August zur Auswanderung nach Amerika entschlossen, da seiner im Grunde ehrlichen Natur die Gesellschaft der Lumpen, mit denen Struve, Heinzen, Löwenfels und die Andern sich umgaben, auf die Dauer mißfiel. Die Herbstrevolution fiel unter diesen Umständen viel gemeiner aus als der thörichte Aufstand im Frühjahr. „Aristokraten" wurden verhaftet und nur gegen Geld wieder freigelassen, der Familie Blankenhorn in Müllheim wurden als Contribution 1000 Gulden pro Kopf abgepreßt, einem Handwerksburschen auf der Landstraße seine ganze Baarschaft abgenommen, Zwangsconscriptionen vorgenommen und, falls die Söhne sich nicht stellten, die Familien mit hohen Geldstrafen heimgesucht, Beamte wurden mißhandelt und Assignaten ausgegeben. Am 24. September war diese Struve'sche Bande bis Staufen vorgedrungen. Als hier der Ruf erscholl: „Die Soldaten kommen!" befiel aber die Freiheitsarmee ein panischer Schrecken. Die gepreßten Rekruten machten sich aus dem Staub. In Staufen ließ Struve Barrikaden bauen und wollte aus dem kugelsichern Rathhaus die Vertheidigung leiten, doch in zwei Stunden war das Städtchen besetzt und die Freischaar auf der Flucht nach der Grenze. Struve selbst wurde in Wehr von den Bauern, denen er Geld und Söhne genommen hatte, festgehalten und mit seiner Gattin nach Säckingen gebracht, wo man ihn demselben Amtmann übergab, der ihn im Frühjahr schon einmal übernommen, dann aber aus

Furcht vor dem Pöbel losgelassen hatte. Dieses Mal war er vorsichtiger und schaffte seinen Gefangenen sofort nach Freiburg. Man fand bei dem flüchtigen Ehepaar noch 16 700 Gulden gestohlener Kassengelder. Die Aufregung über diese neuen Unordnungen und den schlechten Verlauf der Frankfurter Verhandlungen hatte sich kaum gelegt, als die standrechtliche Hinrichtung Robert Blums in Wien am 9. November 1848 neue Unruhen brachte. Blum hatte sowohl in Mannheim als auf dem Heidelberger Schlosse Volksversammlungen abgehalten und war für seine naturwüchsige Beredsamkeit sehr bewundert worden. Seine Hinrichtung durch Windischgrätz, unter Mißachtung der Privilegien der Nationalversammlung, wurde in Baden allgemein als politischer Mord aufgefaßt. In Mannheim beschloß der Kirchengemeinderath die vom Frankfurter Parlament für ganz Deutschland angeordnete Todtenfeier zu Ehren des Märtyrers der Freiheit zu halten, und Kollegen, die ihn später dafür verklagten, überließen die Leitung dieses Sühngottesdienstes gern Rothe's Schüler Otto Schellenberg, der im Laufe des Sommers von Freiburg an die Konkordienkirche in Mannheim versetzt worden war. Da nur diese Raum genug bot, fiel Schellenberg die gefährliche Aufgabe zu, die ihm der Kirchengemeinderath durch einstimmigen Beschluß übertrug. Das Motiv für den Kirchengemeinderath, wie für Schellenberg selbst, war, wie er später zu seiner Rechtfertigung versicherte, die Gefahr, es möchte zum Barrikadenbau kommen, wenn man nicht der Stimmung der Bevölkerung in einer unschädlichen Weise Rechnung trage. Auch redete der Prediger nicht als Politiker, sondern stellte die religiösen Gesichtspunkte und die Mahnung zum Frieden in den Vordergrund. Die Gegner behaupteten, die Zuhörer, die freilich wenig mehr von kirchlicher Sitte wußten, zum Theil Juden und Demokraten, hätten während Schellenbergs Rede geraucht und die Konkordienkirche mit Tabaksqualm erfüllt. Von Andern habe ich die Feier als ernst und ergreifend rühmen hören. Das Pathos, mit dem der Agitator als Märtyrer der Freiheit gefeiert wurde, war jedenfalls menschlich schöner als der Hohn, mit dem die Gerlache berichten, Blum habe auf seine Erklärung, als Abgeordneter sei er unverletzlich, in Wien die Antwort erhalten, das sei für ihn ein großes Glück, da er morgen erschossen werden solle.

Außer den Umtrieben des demokratischen Vereins machten die Streitigkeiten innerhalb der studentischen Korporationen dem Prorector viele Noth, und gleichzeitig regten sich auch die Arbeiter. Für sie hatte Ludwig Feuerbach auf dem Rathhause seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, und vor dichtgedrängtem Auditorium begann er Vorträge, die den Ton unseres Zarathustra bereits vorweg nahmen und darum eine Weile großen Anklang fanden. Johanna Kapp feierte den verheiratheten Philosophen wie einen Gott, und ihr unglücklicher Verehrer Gottfried Keller saß gleichfalls zu seinen Füßen. Ihr Vater, „der

rothe Hofrath", der nach jedem Worte Schellings „das hölzerne Hohngelächter der Eumeniden" gehört hatte, erklärte Ludwig Feuerbach für den Propheten des Jahrhunderts. Außerordentlich populär war es ja auch, wenn der Redner verkündete: „Es ist ein specifisches Kennzeichen eines Philosophen, kein Professor der Philosophie zu sein." „Keine Philosophie, meine Philosophie." „Der Mensch ist, was er ißt." Als Zweck seiner Vorträge, die er 1851 auch im Druck erscheinen ließ, bezeichnete er das Ziel, aus Theologen Anthropologen, aus Theosophen Philanthropen zu machen, aus Gläubigen Denker, aus Betern Arbeiter, aus Candidaten des Jenseits Studenten des Diesseits, aus Kammerdienern der himmlischen Monarchie freie Bürger der Erde, aus Christen Menschen. Im Verlauf kam er dann auf den Inhalt seines Buches vom Wesen des Christenthums zurück und zeigte den Heidelbergern, daß die Religion eine Illusion sei, entsprungen aus der Begehrlichkeit des Herzens. Die Götter sind die Wünsche des Menschen, denen die Phantasie Gestalt gab. Ueber den Verlauf schrieb Ullmann an Schwab: „Seit acht Tagen liest Feuerbach auf dem hiesigen Rathhause über das, was er Religionsphilosophie nennt, und bringt in schwerfälliger, stockender Rede seine leichtfertigen Gedanken zu Markt. Der Eindruck ist, wie ich höre, sehr unter der Erwartung seiner Verehrer geblieben und die Herrlichkeit wird wohl nicht allzulange dauern. Die Sache wird in dem Nichts untergehen, aus dem sie hervorgegangen ist." Es war gut, daß man dem großen Manne keinerlei Schwierigkeiten gemacht hatte, denn als seine Speculationen den Arbeitern zu abstract wurden, hörte der Zulauf von selbst auf. Er mußte nach dem sogenannten Hausacker übersiedeln, und die ganze Sache verlief im Sande.

In diese stürmische Zeit fiel am 10. November 1848 das Fest von Rothe's silberner Hochzeit. In Heidelberg ging es unbemerkt vorüber, aber die Familie der Frau, die innig an Rothe hing, feierte es mit warmen Glückwünschen und schönen Festgeschenken. In diesem Gefühlsaustausche mit Heubners und Hahns gerieth der Gefeierte fast in die Sprechweise zurück, in der er vor 25 Jahren auf seiner Hochzeitsreise nach Rom an Stier und die beiden Schwäger geschrieben hatte. Seine Frau war über die Fülle der Familientheilnahme freudig erregt, um dann freilich am folgenden Tage sich für längere Zeit zu Bett zu legen.

Zum dies academicus am 22. November, dem Geburtstag Karl Friedrichs, hatte nun der Heidelberger Prorector selbst Gelegenheit, sich über seine gemachten Erfahrungen und seine Auffassung der politischen Lage öffentlich auszusprechen, obwohl er bereits entschlossen war, Heidelberg zu verlassen, da er seit dem 20. Oktober 1848 einen Ruf nach Bonn angenommen hatte. Es ist immer schwer, einer Universität noch längere Zeit anzugehören, von der man sich innerlich gelöst hat, namentlich aber dann, wenn man, wie

Rothe als Prorector, ihre Geschäfte führen und ihre Repräsentation besorgen soll. Anderseits gab dieses Verhältniß dem Scheidenden auch eine gewisse Freiheit, der Corporation die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, da er auf künftiges kollegiales Zusammenwirken nun keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte. Weder vorher noch nachher hat ein Prorector Heidelbergs zu einer so seltsamen Festversammlung geredet. Da waren die verbitterten alten Reactionäre Chelius, Bähr, Dahmen, Roßhirt, Creuzer und ähnliche Verehrer des Alten. Da waren die mit den Studenten zusammengehenden populären Lehrer Hettner, Morstadt, Reichlin-Meldegg, Häusser. Und nun erst die aufgeregten Studenten, die Rothe durch seine Unnachgiebigkeit zu dem Auszug nach Neustadt veranlaßt hatte, von dem sie dann ohne das Geringste erreicht zu haben, die Wuth im Herzen, zurückgekehrt waren! Zu einer solchen Corona zu sprechen, war nicht leicht, Rothe aber redete nicht nur ruhig und vornehm, sondern auch offen und am geeigneten Orte mit unmißverständlicher Rüge des Verhaltens der Studenten und jener nach Popularität haschenden Lehrer, die zu ihnen gehalten hatten. „Die Aussichten der Universitäten aus dem Standpunkte der Gegenwart", war sein Thema, das dem Meinungsstreite der Zeit mit nichten aus dem Wege ging. Die Feier galt dem Geburtsfeste Karl Friedrichs, des edelsten Repräsentanten des patriarchalischen Regiments. Daß diese Zeit des Absolutismus abgelaufen sei, läugnet der Redner nicht. „Aber," setzt er hinzu, „ich verläugne nicht, daß ich dieß mit inniger Wehmuth ausspreche. Ich bin kein grundsätzlicher Verehrer des Alten und halte es nicht mit denen, welche die Geschichte rückläufig machen möchten, aber bei dem allen kann ich doch nicht ohne ein schmerzliches Gefühl einer Zeit Lebewohl sagen, der auch meine frühesten Erinnerungen angehören und die gar manches Schöne besaß, das uns seither beinahe verloren gegangen ist, und darunter Eines, woran uns gerade die heutige Festfeier mahnt — die Pietät." An diese wehmüthige Empfindung reiht er dann die besorgte Frage, wird diese neue Zeit der Blüthe unserer Universitäten günstig sein? Schon vor der eingetretenen Katastrophe haben sich, nach Rothe, Bestrebungen geregt, die Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten zuzuschütten, die aber bei ihrem Geschäfte der Popularisierung der Wissenschaft sofort die Gefahr einer massenhaften wissenschaftlichen Halbbildung und ihrer eiteln Selbstgefälligkeit heraufbeschworen. Gemeint war damit, wie niemand verkennen konnte, das Unternehmen Feuerbachs, der auf dem benachbarten Rathhause seine Arbeiteruniversität etabliert hatte, um Bürger und Proletarier zum Atheismus zu erziehen. Glänzende Talente, fuhr dann Rothe fort, hätten eine systematische Agitation gegen die deutschen Universitäten und ihre Fachgelehrsamkeit eröffnet und ihren Leserkreis eine geraume Zeitlang mit gemeinem, wenn auch noch so pikantem Geklätsch über fast alle deutschen Hochschulen

unterhalten. Es waren das die Aufsätze der neuen Ruge'schen Jahrbücher, die nicht nur einer berechtigten Kritik des Professorenthums, sondern auch sehr unberechtigten Neidgefühlen mißglückter Privatdocenten ihre Spalten geöffnet hatten. „Natürlich," sagt Rothe, „scholl dieser Kritik gerade deßhalb lauter Beifall zu, so daß sie sich rühmen darf, mit glücklichem Erfolge die Universitäten in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt zu haben." Eine ganz entgegengesetzte Gefahr liege in der fortschreitenden Specialisierung der Wissenschaft, da es nun einmal die tragische Seite des Gelehrtenlebens ist, daß, je genauer der Forscher sich in einen einzelnen Stoff vertieft, ihm um so mehr der Blick für das Ganze verloren geht. Am unverkennbarsten stehe uns diese Wirkung der Fachstudien in dem Ermatten der philosophischen Kraft vor Augen, während der wirklich wissenschaftliche Charakter des Wissens doch gerade darin bestehe, das Einzelne mit dem Ganzen als Einheit zusammen zu schauen. Daß unter dem Eindruck so gewaltiger politischer Katastrophen die reine Theorie vorübergehend an Interesse verliere, ist der Redner weit entfernt zu läugnen. Namentlich der Jugend wird man es verzeihen, wenn sie unter den Eingebungen des Zeitgeistes das unmittelbar Praktische höher stellt als die reine Wissenschaft. „Aber," so erklärte er, und jedermann wußte, wen er meine: „Ich darf nicht verschweigen, daß hierbei ein Theil der Schuld auf die akademischen Lehrer selbst fällt. Denn es gab unter ihnen Einzelne, welche die studierende Jugend auf eine für sie höchst gefährliche Weise, ihr schmeichelnd, veranlaßten, den ihr zukommenden Standpunkt, den der Vorbildung für die künftige Wirksamkeit im Staate, voreilig zu verlassen, und sich schon mithandelnd in das öffentliche Leben einzumischen, in dem sie doch noch keine organische Stelle einnimmt und mithin noch keinen Beruf hat." Wie die Dinge liegen, kann die deutsche Universität nur die Aufgabe haben, den durch die Arbeit der Vorfahren gewonnenen Ertrag vor den Fluthen der Zerstörung hinüberzuretten als Samen für einen neuen, frischen, ertragsfähigen Boden. Doch wird es zu diesem Aeußersten, hofft er, überhaupt nicht kommen. „Die Gedanken Gottes über unser deutsches Volk und unsere europäische Menschheit sind noch Gedanken des Friedens und nicht des Verderbens. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß seine Wege mit uns durch die ernstesten Gerichte hindurchgehen können; aber ihr Ziel wird nicht unser Untergang sein." Weil er an einen bleibenden Sieg der Barbarei nicht glaubt, hat er auch einen festen Glauben an die Zukunft der Universitäten. „So lange es ein deutsches Volk geben wird, werden auch seine Hochschulen bestehen. Ich wenigstens wüßte mir ein deutsches Volk ohne Universitäten nicht zu denken ... Der Untergang unserer Hochschulen würde zugleich der Untergang desjenigen sein, was man bei dem Namen ‚das deutsche Volk' bisher zu denken gewohnt war." Eine Einführung in das Reich der Ideen wird die deutsche Jugend selbst niemals entbehren

wollen. „Ich denke nämlich groß von der Jugend, zumal von unserer deutschen; ich glaube fest an ihre adelige Art, an ihren wahrhaft liberalen Sinn in der antiken Bedeutung des Wortes, der sich von allem Gemeinen abwendet und allem Würdigen und Hohen zukehrt. Dieser Sinn aber wird allezeit ganz besonders auch bei der Wissenschaft seine Nahrung suchen und finden. Ich räume nimmermehr ein, selbst in dem jetzigen so ungünstigen Momente nicht, daß der wissenschaftliche Sinn in unserer Jugend erloschen ist. Die vielen einzelnen betrübenden Beispiele dieser Art und die verächtlichen Aeußerungen der lautesten jugendlichen Sprecher wider die Wissenschaft werden uns akademische Lehrer nicht beirren, die wir gottlob durch die eigene Erfahrung wissen, daß der jugendliche Geist zu dem wirklich Edlen und Hohen durch einen tiefen Zug hingezogen wird, und daß ein rechtes Wissen, in würdiger und lebensvoller Weise ihm nahe gebracht, nie ganz verfehlt zu zünden." Ist nur erst einmal, so tröstet er sich, durch das reformierte Staatsleben jedem Einzelnen ein geordneter Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten sicher, dann wird auch die Jugend sich geduldiger bescheiden, sie wird sich innerhalb ihrer Stellung halten, und nicht durch vorzeitiges Uebergreifen in einen Lebenskreis, an dem ihr seiner Zeit die Theilnahme nicht entgehen kann, sich um den wissenschaftlichen Gewinn ihrer Studienjahre bringen, den ihr nichts ersetzen kann, wenn sie ihn jetzt versäumt. Der Staat aber wird dann erkennen, daß er in den Universitäten nicht Quellen des Umsturzes zu fürchten braucht, sondern Werkstätten der Intelligenz besitzt und damit Bürgen der politischen Ordnung, Wälle gegen jede Anarchie, sie komme von unten oder von oben, Dämme gegen die vordringende Fluth der Gemeinheit. Was nun seine specielle Facultät betreffe, meint Rothe, so sei in letzter Zeit vielfach behauptet worden, die angestrebte Trennung von Staat und Kirche verlange auch die Ausscheidung der theologischen Facultäten aus der Verbindung der Staatsuniversitäten. Rothe würde das zwar für in hohem Grade nachtheilig halten für beide Theile, er ist aber auch überzeugt, daß die Objecte der theologischen Forschung unter anderem Namen in der philosophischen Facultät wiedererstehen würden. So wenig als das einzelne Menschenleben kann das Universitätsleben der Religion entrathen und will die Universität wirklich universelles Wissen pflegen, so kann sie das Christenthum von ihren Forschungen nicht ausschließen, weil es unbestreitbar die gewaltigste Macht ist, die die Geschichte kennt. Seine Kollegen aber möchte er vor der Versuchung warnen, aus Furcht vor dem Vorwurfe der Stubengelehrsamkeit sich mit ihrer Arbeit auf die Straße zu stellen, und so aus ihrer eigentlichen Lebenssphäre, der des theoretischen Forschens, der Beschäftigung mit der Idee der Dinge herauszutreten. „Betheiligen wir uns unmittelbar bei den Fragen des Tags, so werden wir als Doctrinärs verspottet, ohne daß man auf unsern

Rath hört und damit geschieht uns kein Unrecht, denn in diesen Dingen treffen wir wirklich nicht leicht das Richtige ... Beide Geschäfte, die wissenschaftliche Erforschung der Principien und die Erledigung der praktischen Fragen lassen sich nun einmal nicht füglich in einer Person vereinigen, denn die Talente für beide sind nur in den seltensten Fällen verbunden, und selbst wo sie dies sind, ist doch das menschliche Leben zu kurz für die Ausübung einer solchen doppelten Kunst." Der Spottvers auf die Professoren der Paulskirche klingt dem Redner offenbar deutlich in den Ohren und so schließt er mit dem Wunsche: „Mögen unsere Hochschulen nur ihr Schicksal allein an die Wissenschaft selbst knüpfen, die in sich unvergänglich bleibt, wenn alle ihr fremden äußern Stützen zusammenbrechen." Daß Muth dazu gehörte, im November 1848 solche Mahnungen auszusprechen, zumal in Heidelberg, wer wollte das läugnen? Nach dem Sinne der damaligen Pfalz waren sie sicher nicht, aber auch denen, die an die schneidenden Töne und grellen Ausdrücke ihrer Volksversammlungen gewöhnt waren, wird wohl eine Ahnung gekommen sein, auf welcher Seite sichere Vornehmheit, innere Harmonie, wahre Lebensweisheit sich finde. Die herkömmliche Katzenmusik wenigstens, mit der die Männer der Freiheit damals jede Aeußerung einer abweichenden Gesinnung unfehlbar beantworteten, blieb dieses Mal aus, und auch die sonst so leicht beleidigte akademische Jugend ließ sich von diesem Lehrer den strengen Tadel gefallen.

Während Vorparlament und Parlament sich um die Constituierung Deutschlands mühten, kam auch den kirchlichen Kreisen der naheliegende Gedanke, sie wollten der evangelischen Kirche des neu zu gründenden Reichs gleichfalls zu einer gemeinschaftlichen Organisation verhelfen. Als Vorparlament trat hier die Sandhofconferenz auf, in der die Frankfurter Geistlichkeit jährlich einmal mit benachbarten, freundschaftlich verbundenen Pastoren und frommen Laien kirchliche Fragen zu besprechen pflegte. Denn daß das Heil von Frankfurt kommen müsse, stand im Jahre 1848 allewege fest. So wurde hier beschlossen, eine evangelische Notabelnversammlung einzuberufen, die ähnlich wie das Vorparlament die Präliminarien für Errichtung einer Reichskirche formulieren solle. Auf den 21. Juni 1848 trat eine stattliche Zahl von Theologen und Kirchenältesten, darunter Bethmann-Hollweg, Dorner, Prälat Zimmermann, Ullmann, Hundeshagen und Philipp Wackernagel mit Andern zur Berathung zusammen. Trotz des dringenden Zuredens seiner Kollegen hatte Rothe sich nicht entschließen können, seine Abneigung gegen alle Kirchenmacherei zu überwinden, und blieb aus. Als nächste Aufgabe faßte die Conferenz die Berufung eines Kirchentages in's Auge. Jetzt, da alle Interessenkreise sich in freien Versammlungen organisierten, sollten auch alle evangelischen Christen deutscher Nation, so verkündete der Vorsitzende, Philipp Wackernagel, zu einer ihre Gesamtheit darstellenden Versammlung zusammentreten. Die Aufgabe

sei, dem äußern Feinde, dem Katholicismus, und dem innern, dem Unglauben und Abfall im eigenen Hause, entgegenzuwirken. Das Letztere, das heißt die Verdrängung des Rationalismus und die Herrschaft des Pietismus, erwies sich bald als das wirkliche Ziel. Zum Schriftführer wurde Willibald Beyschlag erwählt, damals Candidat der Theologie in Frankfurt. Der Vorschlag der Commission, die die Grundlagen für die Verhandlungen festgestellt hatte, ging nicht auf eine Union in der Lehre, sondern auf Aufrichtung einer gemeinsamen Rechtsordnung und auf organische Zusammenfassung der bestehenden evangelischen Kirchen. Als es sich, berichtet Beyschlag, um den Bekenntnißtitel handelte, auf den hin der erste Kirchentag zusammengerufen werden sollte, da hatte Hengstenberg die Augustana, Harleß und Löhe die lutherischen Bekenntnisse empfohlen, der Vorsitzende, Philipp Wackernagel, wollte zur Ausgleichung der Gegensätze lieber auf das Apostolicum zurückgehn. Da fragte der lutherisch confessionelle Pfarrer Deichler, ob diejenigen, welche einzelne Punkte des Apostolicums nicht mitbekennten, deßhalb ausgeschlossen sein sollten, und das wollte auch Wackernagel nicht Wort haben. Bei der schließlichen Abstimmung wurde die Verpflichtung sowohl auf die Augustana wie die auf das Apostolicum abgelehnt und die von Ullmann vorgeschlagene weitherzigste Formel: „Alle, die auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses stehen," wurde mit dreiundachtzig gegen fünf Stimmen genehmigt. Statt „des Bekenntnisses" wollte die confessionelle Minorität „der Bekenntnisse" gesetzt haben, was Ullmann und Dorner mit Erfolg bekämpften. Auch die Personen, die den Aufruf unterzeichnen sollten, wurden gewählt, wobei Bethmann-Hollweg 49, Nitzsch 38, Hengstenberg 29 Stimmen erhielt. Das also waren die liberalen Beschlüsse der Conferenz, von der die Einladung ausging. Wie erstaunt waren nun aber die Theilnehmer, als sie die Einladung lasen, die ihr Vorsitzender Philipp Wackernagel in ihrem Namen ausgehen ließ, in der er im Einverständniß mit den Freunden Hengstenbergs die Fassung gewählt hatte, die auf der Vorversammlung mit dreiundachtzig Stimmen gegen fünf abgelehnt worden war! Mit einem Handstreich, der, wie Beyschlag sich ausdrückt, an den Grundsatz erinnerte, „der Zweck heiligt die Mittel", hatte der Vorsitzende die nahezu einstimmig verworfene Formel „auf Grund der Bekenntnisse" dennoch dem Aufrufe einverleibt. „Als die Sandhofconferenz zu Anfang September," erzählt Beyschlag, „kurz vor dem Wittenberger Kirchentag nochmals zusammentrat, blieb dieser Willkürakt nicht unbemerkt, war aber nicht mehr gut zu machen, da die Einladung bereits in der gefälschten Form ergangen war." Natürlich hatte das die Folge, den Kirchentag sehr viel conservativer zu gestalten, denn die, die wußten, daß sie nicht auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts und der ökumenischen Symbole ständen, blieben nun aus. Daß man Wackernagel nicht mehr zum Präsidenten

wählte, war eine geringe Satisfaction, mit der aber die Betrogenen vorlieb nehmen mußten. „Das," sagt Beyschlag, „ist die Vorgeschichte des Kirchentags, der am 21. September 1848 in Wittenberg zusammentrat." Aber auch Rothe hatte es zu erfahren, wie schwer es den Herrn dieser Art wird, strikt bei der Wahrheit zu bleiben. Sein Freund, der fromme aber durchaus freisinnige Abt Lücke in Göttingen, hatte sich darüber zu beschweren, daß man seinen Namen auf eine ganz unbestimmte Aeußerung hin unter diese specifisch confessionelle Einladung gesetzt hatte, zumal ihm der ganze Plan keineswegs unbedenklich war. Da er sich gerade in der Pfalz aufhielt, wendete er sich an Rothe, er möge seinen Schwager Heubner über den wahren Sachverhalt aufklären, damit man sich im Lager Heubners keine falschen Vorstellungen über seine Stellung mache, und fügte den bedeutungsvollen Wunsch hinzu: „Möge der Herr die Versammlung vor übereilten Schritten bewahren."

Der nun folgende erste Kirchentag zu Wittenberg wurde nicht durch sein Programm und noch weniger durch die gläubigen Vorträge, die wie die früheren in Berlin und Stuttgart verhallt wären, ein wichtiges Ereigniß, sondern dadurch, daß dieser Kirchentag der kirchlichen Reaction den Feldherrn schenkte, der die nöthigen vornehmen Verbindungen, die eiserne Festigkeit, die Organisationsgabe und vor allem die unermüdliche Arbeitslust und Rührigkeit hatte, um die allenthalben vorhandenen pietistischen Häuflein zu einem großen, stehenden Heere zusammen zu schließen. Der Hamburger Candidat Johann Hinrich Wichern hatte als Leiter der Erziehungsanstalt „Rauhes Haus" zu Horn bei Hamburg so große Erfolge erzielt, daß er vielfach als pädagogischer Beirath von zahlreichen Fürsten und Grundherrn bei Anlegung von Armenschulen und Anstalten für verwahrloste Kinder beigezogen worden war und im Verlaufe dieser Thätigkeit hatte er dem Vereine für äußere Mission, den Gerlach und Stier in Halle gegründet hatten, einen Verein für innere Mission an die Seite gestellt, der mit großer Begeisterung den Kampf gegen die schreiendsten socialen Schäden in Angriff nahm. Wichern hatte sich längst als ein besonders begabter Pädagog bewährt, und sein Hamburger „Rauhes Haus" hatte sich an manchem Knaben, an dem man längst verzweifelte, als wirkliche Rettungsanstalt erwiesen. Seine Erziehung machte liebevollen Ernst und religiöse Bekehrung zum Hauptmittel der Besserung, so daß die Pfleglinge in ihm ihren besten Freund und Vater verehrten. Nicht minder geschickt war Wichern als Organisator. Ein wahrhaft genialer Collectant und unermüdlicher Gründer von immer neuen Anstalten wußte er den frommen Adel Schleswig-Holsteins und den reichen Bürgerstand Hamburgs in noch nie dagewesenem Umfang für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen. Seit den Tagen der Bettelorden hatte niemand so virtuos die Sammelbüchse geschwungen wie er. Die Liebesthätigkeit ging aber von Anfang an Hand in Hand mit

Bekämpfung des Liberalismus und Rationalismus. Was Wichern durch rastlose Arbeit und thatkräftige Ausnützung seiner fürstlichen und adeligen Verbindungen auf socialem Gebiete fertig brachte, verdient gewiß aufrichtige Bewunderung, aber der Sauerteig des Pietismus, den er der innern Mission beimischte, machte sie überall zu einer Gefahr für den kirchlichen Frieden, und die pietistische Dressur wurde vielfach zu einer Pflanzschule verbildeter und unaufrichtiger Charaktere. Wichern selbst war von der Neander'schen Schule ausgegangen und bekämpfte schon seit 1839 in anonymen Schriften den Rationalismus*). In intimer Seelsorge bei holsteinschen und mecklenburgischen Baronessen und Gräfinnen rollte er von einem Gut zum andern. In theologischem Austausch, der sich stundenlang um Fragen wie die der Rückkehr aller Juden nach Jerusalem noch vor der Wiederkehr Jesu vom Himmel und um ähnliche mystische Phantasieen drehen konnte, ähnelte er Tholuck, Stier, Meyer und derlei Apokalyptikern, aber er war ein viel erfahrenerer Weltmann als jene und hatte ein lebendiges Interesse an der Jugenderziehung. Gleich einem William Penn, „der des Thrones und des Galgens gleich werth war", lebte und webte er in Projecten für Umgestaltung der Armenschulen, Gefängnisse, Zuchthäuser, Armenhäuser, kurz er war Pädagog, Pietist und Socialpolitiker in einer Person. Wenn man durch ihn erst erfuhr, daß in Mecklenburg die Geisteskranken im Correctionshaus untergebracht wurden, so daß immer zwei Verbrecher die Aufsicht über einen Irren zu führen hatten**), oder wie die Fürsorge für uneheliche Kinder, für Armenhäuser und ähnliche Ablagerungsstätten des brotlosen Proletariats von der Gutspolizei nach ähnlichen fiscalischen Rücksichten organisiert war, mußte jedermann Wichern dafür danken, daß er mit seiner Energie und Rührigkeit, und vor allem durch seine hohen Verbindungen die lässigen Behörden zwang, gegen solchen Unfug einzuschreiten. Selbst in Preußen, dessen Verwaltungsbehörden in ganz Deutschland gepriesen waren, zog er ganz unglaubliche Zustände des Gefängnißwesens an's Licht. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, ist mit Recht von allen Seiten, oft überschwänglich anerkannt worden. Seine Erfolge ermuthigten den tapferen Mann, sein Rauhes Haus zum Mittelpunkte einer großgedachten socialen Reform zu machen. Die „Brüderschaft vom Rauhen Hause" sollte ein evangelischer Mönchsorden werden, der ähnliche Aufgaben auf sich nehmen wollte wie in der katholischen Kirche Vincentiusbrüder und Jesuiten. Helfer und pilgernde Brüder organisierten Jünglingsvereine, Gesellenvereine, Erziehungsanstalten, Armenhäuser, Collectenvereine und überspannen ganz Deutschland mit einem Netze, dessen Fäden im Rauhen

*) Das rationalistische Papstthum und das Recht der protestantischen Gemeinden gegen dasselbe. Hamburg 1839.

**) Wichern a. a. O. S. 373.

Hause zusammenliefen. Für seine Missionare wünschte Wichern nur als Ausnahme gelehrte Vorbildung und mit Nikolovius, Lindner, Stiehl und andern Reactionären war er der Meinung, daß der Unterricht auch der staatlichen Lehrerseminare auf das biblische Verständniß und das erste elementare Wissen zu reducieren sei*). Dabei war für ihn ein Hauptgesichtspunkt, daß die Brüderschaft vom Rauhen Hause nicht zu einem Organe der staatlichen oder kirchlichen Bureaukratie herabsinken dürfe, sondern sein selbständiges Reich bleiben müsse. Im Gegentheil wollte er für Staat und Kirche Lehrer, Pfleger, Gefängnißwärter, Stadtmissionare, Anstaltsdirectoren heranbilden, die in stetem Verkehr mit dem Rauhen Hause blieben und von dort ihre Directiven erhielten. Ein Staat im Staat, hatten die Brüder alle Vorzüge eines weitverbreiteten Ordens, aber alles, was außerhalb ihrer Zwecke und ihrer Brüderschaft stand, war ihnen Object der Mission oder der Bekämpfung. Bald faßte Wichern auch in Berlin festen Fuß. Die Gönner seiner Pläne waren der Minister Eichhorn, Hassenpflug, Geh. Rath Stiehl, die beiden Gerlache, Hengstenberg, kurz der Kreis, der in Preußen die Reaction besorgte. Anderseits war er doch unbefangen genug, auch einen liberalen Prediger wie Jonas als tüchtigen Mann gelten zu lassen und Bunsen gegen „die Verketzerungssucht gewisser Pastoren, die merken, daß Bunsens Hand sie am Rocke zupft", in Schutz zu nehmen. Da er den Blick auf ein großes Ziel gerichtet hielt, konnte er mächtigen Gegnern auch viel nachsehen in der Hoffnung, sie durch Vertrauen zu Freunden seiner Sache zu machen. So schrieb er: „Bunsen soll dem König die schnurrigsten Dinge über das Rauhe Haus vorgetragen haben." „Niebuhr klagte, daß Bunsen unendlich viel Verlegenheiten mache" **). Trotzdem hielt Wichern das Verhältniß zu dem mächtigen Manne, in dem noch immer viele den Cultusminister der Zukunft sahen, fest, ohne sich irre machen zu lassen. Bunsens Gesangbuch und ein Theil seiner kirchengeschichtlichen Arbeiten waren in der Druckerei des Rauhen Hauses erschienen. An diesem Bande hielt Wichern fest, nachdem allen seinen Parteigenossen der Faden mit dem Ritter längst abgerissen war. Vom Könige ließ er sich suchen, statt sich ihm aufzudrängen, und wurde darum umsomehr respectiert. Wo ein Nothstand durch die gewöhnlichen Mittel der Bureaukratie nicht bewältigt werden konnte, wurde Wichern, wie einst Baron von Kottwitz, als königlicher Commissär mit außerordentlichen Vollmachten gesendet und ist dadurch namentlich den oberschlesischen Webern ein hülfreicher Freund geworden. Was er so im kleinen geübt, wollte er jetzt, da die gewaltigen Schicksalsschläge der Revolution überall die besitzenden und regierenden Kreise in eine bußfertige und zu jedem

*) Gesammelte Schriften I, 282. 359.
**) Wichern, Ges. Schr. I, 391.

Opfer bereite Stimmung geworfen hatten, in großem Umfang organisieren, und zu diesem Zweck erschien er auf dem Kirchentag in Wittenberg, um einen Verein für innere Mission für das ganze deutsche Vaterland zu begründen. Als Wahlstatt für den ersten Kirchentag hatten Bethmann-Hollwegs Freunde die alte Lutherstadt Wittenberg gewählt, und Heubner hatte brieflich freundliche Aufnahme zugesichert. In der That fanden sich am 20. September 1848 in Wittenberg ungefähr 500 Freunde der Kirche, meist Geistliche und Lehrer, zusammen, und die Stimmung derselben war um so entschlossener, als unmittelbar zuvor die Nachricht von den Frankfurter Straßenkämpfen und der Ermordung von Auerswald und Lichnowsky eingetroffen war. Nach diesen Excessen der Revolution und der Niederwerfung der Demokratie in Frankfurt war der Sieg der Reaction nur um so gewisser. Die Versammlungen wurden in der Schloßkirche gehalten, an der Luther einst seine Thesen angeschlagen hatte. Bethmann-Hollweg und Stahl wurden zu Präsidenten gewählt; die Mittelpartei und die äußerste Rechte reichten sich damit die Hand zur Organisation der deutschen Kirche „auf Grund der Bekenntnisse". Zweck des Kirchentags sollte sein, den gläubigen Gliedern der evangelischen Kirche in dieser ungläubigen Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu geben. Da der Kirchentag auf Grund der zu Recht bestehenden Bekenntnisse berufen war, sollte er in Sachen der Lehre nichts der Union ähnliches erstreben, sondern die Lücke ausfüllen, die die Aufhebung des corpus Evangelicorum in der Repräsentation der Evangelischen hinterlassen hatte, wobei an eine freie Conföderation der verschiedenen Bekenntnißkirchen gedacht war. Der Kirchentag sollte die Vertretung aller gemeinsamen Interessen der evangelisch protestantischen Kirchen, namentlich den Staatsgewalten gegenüber, übernehmen, wie die Vertretung der katholischen Kirche durch die römische Curie auf's nachdrücklichste besorgt wurde. Nitzsch eröffnete die Verhandlungen mit einem etwas doctrinären Vortrag, daß es sich nicht um eine Union, sondern um eine Conföderation handle. Der den Confessionellen nachmals als Herausgeber der protestantischen Kirchenzeitung sehr verhaßte Licentiat Heinrich Krause aus Berlin wies darauf hin, daß dogmatische Gruppen sich nicht verbinden könnten, sondern nur die Landeskirchen, in denen aber zur Zeit keine Geneigtheit dazu vorhanden sei. Nur darum also könne es sich handeln, den Gedanken der Einheit zu pflegen und Gelüste der Separation abzuweisen; zu einer Organisation der deutschevangelischen Kirche aber sei die Zeitlage nicht geeignet. In die eigentlichen Pläne der Führer nicht eingeweiht, übersah er, daß für diese die Zeitlage im Gegentheil außerordentlich geeignet war. Ueber die Frage des Bekenntnisses kam es im weiteren Verlauf zu einem heftigen Disput, indem Stahl und Heubner dem liberalen Berliner Pastor Pischon gegenüber sich ganz auf Wackernagels und Hengstenbergs Standpunkt stellten,

daß der Kirchentag auf dem Boden der formulierten Bekenntnisse stehe und nicht auf dem eines nirgend zu findenden evangelischen Bekenntnisses, womit den Liberalen factisch der Stuhl vor die Thür gesetzt war. Wäre es bei diesen dogmatischen Tüfteleien geblieben, so wären die Verhandlungen in Wittenberg ebenso wie in Berlin im Sande verlaufen. Da trat am dritten Tage Wichern auf und mahnte in einem mit hinreißender Begeisterung vorgetragenen Weckruf, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und eine großartige innere Mission zur Bekehrung und sittlichen Hebung der verwahrlosten Massen zu organisieren. Es sei ein großer Irrthum, begann Wichern, wenn man meine, daß es der innern Mission nur auf die Rettung der Armen ankomme; ihre Arbeit gelte ebenso der Rettung der Reichen und Reichsten. Das Gebiet der innern Mission werde begrenzt durch die Taufe. Die Ungetauften überläßt sie der äußern Mission und der Judenmission. Ihr Bedürfniß aber liege darin, daß unter den Getauften heute in weitestem Umfang heidnische Zustände herrschten, wie die jüngste Revolution klar an's Tageslicht gebracht habe. Die Mission habe darum nicht bloß Armenpflege im Auge, sie gehe viel weiter, ihr Ziel sei die Bekehrung aller dieser getauften Heiden. Die Deutschen seien zu Hunderttausenden ein Nomadenvolk, man möge nur an die wandernden Handwerksburschen, die Hunderttausende von Eisenbahnarbeitern und andern Vaganten denken, für diese sei die Herberge ihre Heimath und die Zunftgenossen ihre Familie. Wie es da zugehe, habe er in seinen Veröffentlichungen an's Licht gezogen; die furchtbarsten Orgien des Heidenthums erreichten diese Scenen nicht. Er habe seit Jahren darauf hingewiesen, daß in diesen Höhlen der Geist der Revolte groß gezogen werde, aber die besitzende Klasse habe nichts gethan, um diese Zustände zu bessern. Jetzt ernte sie die Frucht ihrer Gleichgültigkeit. Die Zustände in den großen Städten seien derart, daß es für die angestellten Geistlichen unmöglich sei, ihrer Aufgabe an dem massenhaften Proletariat gerecht zu werden. Die Organisation von Hilfskräften sei also nöthig. Der Liberalismus habe sich um diese Pflicht nie gekümmert. Nur im Kreise derer, die äußere Mission trieben, sei der Gedanke der innern Mission willig aufgenommen worden. Aber hier sei nichts auszurichten, wenn nicht zugleich den politischen Gefahren und Wühlereien entgegengetreten werde. Armenpflege, Armenseelsorge, Kampf gegen den kirchlichen und politischen Liberalismus sind dem Redner ein und dieselbe untrennbare Aufgabe. Nicht um Bekämpfung des Elends, sondern um Bekehrung handelt es sich der innern Mission. Ein großes Netz solcher Thätigkeit sei in diesem Augenblick bereits über das ganze Vaterland gezogen. Vor allem seien Frauen dabei thätig, die ja immer zuerst den Auferstandenen wahrnehmen. Als solche erwähnt der Redner namentlich Miß Fry und Amalie Sieveking. Hätten mehr Frauen ihrem Beispiel folgen

wollen, so hätten wir keine Revolution erlebt. Es sei ein verderbliches Mißverständniß, daß man die innere Mission lediglich auf die Jugend und die Armen beziehe. Auf den gesammten Zustand des öffentlichen Lebens komme es an, und die Politik dabei aus dem Spiele zu lassen, sei völlig unmöglich. „Die Kirche hat es schlechterdings mit der Politik zu thun, denn daß die Staatsbürger erfüllt werden mit kirchlichem Geist, das ist die Aufgabe der Kirche von heute an.“ Aber nur eine Kirche, die von Christi Geist erfüllt ist, ist dazu fähig. Mögen die Prediger vor allem zuerst selbst Buße thun für die gemeinsam vererbte Schuld. Als Vorbild für die Praxis empfahl der Redner Otto von Gerlachs Mittheilungen über die Thätigkeit der Kirchen in England. „Kommen die Leute nicht in die Kirche, so muß die Kirche zu den Leuten kommen ... Wir müssen Straßenprediger haben, vornehmlich in den großen Städten. Die Straßenecken müssen Kanzeln werden, und das Evangelium wird wieder zum Volke dringen.“ Die erlahmten Bibelgesellschaften müssen reorganisiert werden, „der Geist der Bibel muß über die Bibelgesellschaften kommen“. In England verbreiten diese Gesellschaften die Schrift in Massen unter Fabrikarbeitern, Sonntagsschülern, Handwerksgesellen. So müsse man auch in Deutschland vorgehn. Mit der Aufforderung, anzuerkennen, daß die innere Mission eine Hauptaufgabe der conföderierten Kirche werden solle, schloß der begeisterte Vortrag. Wie derselbe das Bedeutendste war, was auf allen bis dahin gehaltenen freien Versammlungen und officiellen Synoden geboten worden, so erwies auch bei der folgenden Berathung der Organisation der Hamburger Candidat seine praktische Ueberlegenheit über alle Mitarbeiter, so daß auf Bethmann-Hollwegs Antrag der Kirchentag beschloß, Wichern solle mit den Mitgliedern des engeren Ausschusses des Kirchentags zusammen ein Statut für einen Centralausschuß der innern Mission ausarbeiten. In Wicherns Inauguralrede, die ungeheuern Eindruck machte, war aber auch klar ausgesprochen, nicht in erster Reihe Ausrottung des Pauperismus, sondern Bekehrung zum Pietismus, Bekämpfung des Rationalismus und Liberalismus ist die Aufgabe der innern Mission. Die Liebesthätigkeit ist eine Seite, die den Verein der bürgerlichen Gesellschaft, zumal der Frauenwelt, empfehlen wird, aber in der Praxis war das Ziel die Herrschaft der pietistischen Partei. Auch Professor Huber in Berlin schrieb ausdrücklich, der Zweck der innern Mission sei, daß das Volk aus dermaliger Krisis hervorgehe als ein evangelisch-katholisches und nach preußischem Wesen monarchisch treues. Namentlich die Christianisierung der Presse bezeichnete Wichern als dringende Aufgabe und wünschte sehr eine Mission für verwahrloste Literaten. In organischer Verbindung mit der Leitung des Kirchentags wurde nun unter Wicherns Mitwirkung der Centralausschuß der innern Mission eingesetzt. In großem Stil wußte man überall durch Versammlungen, Tractatenvereine,

Bibelgesellschaften, Pfennigsammlungen und namentlich durch Agitationen gegen mißliebige Pastoren oder Einrichtungen die pietistischen Elemente heranzuziehen und fest zu organisieren. Die Fürsorge für Verwahrloste, die rettende Kindererziehung, die Reform der Gefängnisse, die Christianisierung der Handwerker durch Jünglingsvereine und Arbeitervereine, die kirchliche Fürsorge für die Auswanderer und die Deutschen im Auslande, die Armenpflege, die Bibelgesellschaften, die Tractaten-, Mäßigkeits- und Frauenvereine sollten in weitestem Umfang mit der innern Mission vereinigt werden. Wichern sah darin nicht nur die Erfüllung der Idee des Schwanenordens, sondern er verkündete auch, was in Frankfurt den Politikern mißlungen sei, verwirkliche die innere Mission auf tieferem Grunde. „Alle mit der Revolution scheinbar zu Grunde gegangenen Hoffnungen," schrieb er am 22. September 1848, „scheinen in verzehnfachtem Maße wieder aufzustehen, und fünfhundert Boten gehen für die Sache wirkend in die Kirche hinaus" *). „Die schlechte Geistlichkeitskirche ist gebrochen." Den Kirchentag überkam bei diesen glänzenden Perspectiven eine Art von Freudenrausch. Wichern selbst schrieb: „Die Sache drohte sich zu überstürzen; es gelang aber doch, sie aus dem Taumel der Begeisterung in's Bette der Besonnenheit zurückzuführen. Einstweilen haben sich alle Anwesenden als Agenten erklärt und die Botschaft geht in alle Lande. Die Sache ist im Kirchlichen dasselbe wie im Politischen die Anfänge der Bildung eines Parlaments, nur mit dem Unterschied, daß alle revolutionären Richtungen ausgewiesen sind; es ist eine Einigung Deutschlands im Glauben, wie sie sich im politischen Handeln noch nicht ergeben will."

Mitte November 1848 ging Wichern nach Berlin, wo er im Einverständniß mit Stahl und den nächsten Freunden des Königs den Centralverein für innere Mission organisierte. Von Berlin aus trat er dann eine Rundreise durch Deutschland an, um überall Localvereine zu constituieren. Er hatte zu diesem Zweck vom Verwaltungsrath des Rauhen Hauses auf ein Jahr Urlaub erhalten, und ein reicher christlicher Freund bestritt die Kosten. Die Aufgaben, die bisher die Kirchen besorgen sollten, wurden nunmehr für den Pietismus in Beschlag gelegt. Die Stellung außerhalb desselben schloß zwar nicht von Geldbeiträgen aus, aber von jedem Einfluß auf die Leitung, denn der Verein stand auf dem Boden der Bekenntnisse. Mit dem Sieg der Reaction wurde der Verein für innere Mission eine sociale Macht. Bei der ungeheueren Ausbreitung seiner Organisation wurden seine zahllosen Aemter für die pietistischen Kreise mit der Zeit eine sichere Versorgung ihrer Söhne und Töchter. Er gewährte eine auf alle Verhältnisse sich erstreckende, nie versagende Protection und repräsentierte so eine sehr reelle Gewalt, mit

*) Ges. Werke I, 454.

der namentlich die Geistlichen und Lehrer überall zu rechnen hatten, wollten sie nicht fortgesetzten Beunruhigungen ausgesetzt sein. Sobald Rothe's Stelle in Heidelberg besetzt werden sollte, war der so organisierte Pietismus mit einer Sturmpetition für Berufung des Directors des Basler Missionshauses auf dem Plan, und nochmals in dem Zeugnißsturm gegen seinen Freund Schenkel sollte Rothe erleben, mit welch unfehlbarer Sicherheit dieser Apparat arbeitete und wie mächtig er in kurzer Zeit geworden war. Daß es sich nicht um humanitäre Zwecke, sondern um Bekehrung handele, sprach Wichern selbst auf dem zweiten Kirchentag in zwölf Thesen noch klarer und deutlicher aus. „Die in Wahrheit christlich gewordene Gemeinde und die wiedergeborene Persönlichkeit sind nicht und nie Object der innern Mission, dagegen sind sie das vollberechtigte Subject, von dem die innere Mission ausgeht. In demselben Maße als beide ihren Charakter einbüßen, büßen sie ihren Missionsberuf ein. Wie die Verpflichtung, so ist auch die Berechtigung zur innern Missionsthätigkeit gebunden an das Stehenbleiben in der Buße, an das Wachsthum im Glauben und in der Heiligung. Ohne Buße und Glaube ist sie Unwahrheit und Lüge. Hiemit ist schon ausgesprochen, daß die innere Mission nicht bloße sogenannte Philanthropie sein kann." Man wollte also der Menschheit helfen, aber nur um den Preis, daß sie im Sinne des Kirchentags christlich, das heißt pietistisch werde, und nur Pietisten sollten zur innern Mission die sittliche Berechtigung und die äußere Legitimation haben. Die Betheiligung Unbekehrter wird als Lüge und Unwahrheit zurückgewiesen. Ihr Geld nimmt man gern, aber das Recht mitzureden haben sie nicht. Die sogenannten Ungläubigen hatten also keine Ursache, sich dieser Organisation zu freuen. Gegen sie wurde ein unausgesetzter Krieg geführt. Wichern selbst traute ihnen das Uebelste zu. Mit unbeschreiblicher Leichtgläubigkeit läßt er sich aufreden, ein Candidat aus Merseburg habe über die Sündhaftigkeit Jesu gepredigt, ein anderer habe in Halle auf der Kanzel die Abschaffung aller Religion verlangt, in der rationalistischen Pfalz gebe es Dörfer, die nur von Diebstahl lebten. Bei dieser Bereitwilligkeit, den Ungläubigen alles Schlechte zuzutrauen, konnte er ein Buch wie das berüchtigte Eritis sicut deus in Verlag nehmen, das alle Führer der liberalen Theologie mit seinen Verläumdungen in den Schmutz zog. Rothe kannte die Wirkung dieses Systems längst aus eigener Erfahrung und empfand nicht die leiseste Versuchung, sich an dieser neusten Gründung des Pietismus zu betheiligen. Er ließ Ullmann und Hundeshagen allein zu den Vorverhandlungen in Frankfurt ziehen und seinem Schwager Heubner, dem in Wittenberg bei der Septemberversammlung eine Hauptrolle zugedacht war, schrieb er: „Ich habe wenig Vertrauen zu dem, was in kirchlichen Dingen auf diesem Wege angegriffen wird ... von den Herrlichkeiten der beabsichtigten Neubauten verspreche ich mir nichts. Treue Hirten und Lehrer,

die thäten uns vor allem Noth, bei ihnen würden wir ungeachtet der unvollkommensten Verfassungsformen wohl bestehen; aber auch in der Kirche wollen alle große Herren sein, jeder will regieren, keiner dienen." Auch nachdem er die ersten Entwicklungsstadien des Kirchentags bereits erlebt hatte, spricht er im September 1849 seinem Schwager Hahn die entschiedensten Bedenken gegen diese Conföderation aus, von der er mehr eine Vermehrung des Zwiespalts als eine Förderung des christlichen Lebens erwarte. „Innere Mission halte ich allerdings für eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit ... allein das viele Wesen, das man von ihrer Organisation macht, ehe man noch einen Stoff von Bemühungen dienender Christenliebe hat, den man organisieren könnte, scheint mir sehr vorzeitig; und das ganze laute Lärmmachen von einer Sache, die nur der jungfräulichsten Demuth gelingen kann, widersteht mir." „Es ist so viel geschäftiger Müßiggang mit dabei," schreibt er ein andermal, „bei diesen neben dem eigentlichen Beruf hergehenden außerordentlichen Geschäften für die an sich freilich sehr löblichen Zwecke. Mir kommt es wenigstens oft so vor, als kämen Manche, so wohl sie es auch meinen mögen, vor ihrer über ihren Beruf hinausgehenden Thätigkeit gar nicht mehr recht dazu, ihrem eigentlichen Beruf zu leben. Das kann doch auch dem Ganzen auf die Länge nicht förderlich werden." So erschien er auch trotz Heubners Einladung nicht in Wittenberg, und selbst dem in seiner Bonner Nähe 1851 zu Elberfeld gehaltenen Kirchentag ging er sorgfältig aus dem Wege. Mit ungewöhnlicher Schärfe schreibt er am 30. December 1851 an Heubner: „Dieser Kirchentag wird, wie so viele andere Experimente, in nicht gar langer Zeit seine Endschaft finden. Eine Versammlung von einer so ganz unbestimmten und unbegrenzten Zusammensetzung, die sich auf's Beschlußfassen nach der Majorität einläßt, ist ein Unding." Als ihn endlich 1854 Schenkel zum Besuch des Frankfurter Kirchentags überredete, hieß es: „Einmal und nicht wieder!" Sein arbeitsamer Sinn hatte nun einmal an diesem „Massenmüßiggang des Vereinswesens" keine Freude, und über das wirkliche Ziel dieser Mission, die Bekehrung Deutschlands zum Pietismus, urtheilt er so schroff wie möglich: „Ein christliches Volk als ein pietistisches ist überhaupt nicht denkbar. Ein pietistisches Volk, wenn es ein solches geben könnte, wäre als Volk zu Grunde gegangen*)." Diese Stellung festzuhalten wurde ihm um so schwieriger als er sich bald nach dem Beginne dieser Agitationen nach Preußen zurückversetzt sah, wo die Zugehörigkeit zum Kirchentag Parteisache aller Positiven geworden war.

Als die badischen Verhältnisse sich immer trüber gestalteten, erkannten

*) Allg. kirchl. Zeitschrift. 1862, S. 36—37.

die theologischen Freunde Rothe's in Preußen, daß es nunmehr nicht schwer sein könne, Rothe für die Heimkehr in seine preußische Heimath zu gewinnen, und ihr Ministerium stimmte dem bei. Im Mai 1847 erschien Bethmann-Hollweg in Heidelberg, um Rothe zu sondieren, ob er einen Ruf nach Bonn annehmen würde, und bald darauf traf ein Brief von Hahn ein, der ihn drängte, als Professor nach Breslau zurückzukehren. Ein Hauptmotiv, einen solchen Ruf nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, war für Rothe die Last der Seminarleitung, die ihm die gelehrte Thätigkeit erschwerte und die auch durch die politische Aufregung der Seminaristen zeitweise unerfreulich geworden war. Aber auch in Breslau bedrohte ihn ein pädagogisches Seminar, dessen Leitung man ihm zumuthete. Zunächst fragt er bei Hahn an, ob der Ruf von der Facultät ausgehe, denn oktroyiert wolle er nicht werden. „Von dem lieben Böhmer," schreibt er, „habe ich wenigstens nach den Liebkosungen in der Vorrede zu seiner Ethik wohl nicht gerade zu erwarten, daß er für mich stimme." Sonst hätte ja ein Ruf nach Breslau viel Verführerisches für ihn, denn gern würde er mit Hahn und der lieben Christel den letzten Abschnitt des Lebens zusammen sein. Bei seinem Besuche in Heidelberg während der Vorverhandlungen über den Kirchentag hatte auch Abt Lücke seinen Freund Rothe sondiert, ob er einen Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen annehmen würde. Aber in dem schriftlichen Bescheid, den Lücke sich erbat, schrieb Rothe: „Meine Neigung geht vielmehr entschieden dahin, ganz von der Kanzel herabzusteigen*)", eine Universitätspredigerstelle werde er darum nicht annehmen. Trotzdem verbreitete sich in Preußen die Nachricht, daß Rothe den Platz wechseln wolle, und nun meldete sich auch die theologische Facultät in Halle, aber ihre Anfrage, ob er den durch Wegscheiders Tod erledigten Lehrstuhl der Dogmatik übernehmen wolle, traf erst ein, als Rothe sich bereits in Bonn gebunden hatte. Der Ruf nach Breslau erfolgte; da Rothe aber von der badischen Regierung die Zusicherung erhielt, man werde ihn durch Betheiligung des Stadtpfarrers Holtzmann am Seminar in seinen Geschäften entlasten, lehnte Rothe ab. In Sachen Bonns hatte Bethmann-Hollweg auf Rothe's brieflich eingesendete Bedingungen nicht weiter geantwortet, und da er den Ruf nach Breslau abgelehnt hatte, hielt Rothe auch diese Sache für abgethan, zumal der Sturz des Ministeriums Auerswald bald danach eintrat. Den Bonner Kollegen empfahl er für ihre Stelle Liebner, Palmer, Lange, Schenkel, Ebrard, also Candidaten sehr verschiedener Art. Da kam, nachdem die Sache über ein Jahr geruht hatte, am 20. October kurzer Hand die Mittheilung des Ministers von Ladenberg, daß der König ihn zum Professor der praktischen Theologie

*) Concept bei Ahrendts.

in Bonn ernannt habe. Ein Schreiben Ladenbergs und Privatverhandlungen mit Bleek in Bonn waren allerdings vorangegangen, aber Rothe hatte in keiner Weise sich definitiv verpflichtet. Als sofort die Ernennung erfolgte, schrieb er, recht charakteristisch für die Art, wie er sich stets einem höheren Willen zu unterwerfen pflegte: „Ich läugne nicht, daß ich mir nicht vorgestellt hatte, die Sache werde sofort so völlig fix und fertig gemacht werden als es geschehen ist; indeß ist es mir doch ganz lieb, daß man es so gemacht hat, denn mein Loskommen von hier ist mir dadurch in etwas erleichtert worden." Auch so noch nennt er die Zeit der Bestürmung durch die Kollegen, die Freunde, das Ministerium und die Oberkirchenräthe eine Zeit des Fegfeuers. Manchmal kommt er sich recht undankbar vor, und die Vorwürfe der getäuschten Kollegen schneiden ihm tief in die Seele. Aber er machte dem allem ein Ende, indem er das Verzeichniß seiner Vorlesungen für das Bonner Sommersemester 1849 der dortigen Facultät einsendete. Das den Ausschlag gebende Element wird, wie in allem, so auch hier, der Wille der Frau gewesen sein, die aus dem Heidelberger Lärme herausverlangte. Wäre er in Heidelberg geblieben, so hätte er unfreiwillige Ferien gehabt, denn im Mai 1849 brach der badische Aufstand aus und gerade, daß so vieles unsicher geworden war, wie er glaubte auch die Stellung des Predigerseminars für den Fall der Trennung von Kirche und Staat, war ihm ein weiterer Grund, nach Preußen zurückzukehren.

Zum Thorschlusse mußte er nun noch bei der Neubesetzung der Heidelberger Facultät mitwirken. Mit dem Beginne des Jahres 1848 war Kirchenrath Lewald gestorben, und die Facultät trat in langwierige Verhandlungen über Wiederbesetzung seiner Stelle ein. Von dem Mitgliede der Kirchensection, Ministerialrath Bähr, von dem Badenser Professor Ehrenfeuchter in Göttingen und Pfarrer Schenkel in Schaffhausen ist die Rede, die Akten enden aber mit einem Schreiben des Professor Hundeshagen in Bern, daß er es sich zur Ehre rechne, in die Facultät einzutreten, obwohl in den letzten Verhandlungen sein Name nicht genannt worden war. Nur Ullmann war im Geheimniß. Die Facultät hatte als noch dringlicher als die Besetzung des Lewald'schen Lehrstuhls die Ernennung eines Professors der Philosophie bezeichnet und für dieses Amt an Rosenkranz, Trendelenburg und Erdmann erinnert. Für jetzt hatte das keinerlei praktische Wirkung, obwohl die Facultät die Berufung eines Philosophen im Auge behielt. Der Privatdocent aber, der in die Lücke eintrat und sie mit großem Erfolg ausfüllte, Kuno Fischer, sollte bald auch für die theologische Facultät von verhängnißvoller Bedeutung werden. Nachdem Rothe's Abgang fest stand, begannen die Sorgen um Ersatz auf's neue. Die Facultät nannte wiederum Bähr in Karlsruhe, obwohl sie nicht verhehlte, daß derselbe für die dogmatischen Fächer sich weniger eignen

würde als für die exegetischen, für die sie ihn früher vorschlug*). Stelle man die Interessen des Seminars in erste Reihe, so würden Kirchenrath Schwarz in Jena, Ehrenfeuchter in Göttingen und Schweizer in Zürich vor allem in Betracht kommen. Die Berufung erging an Schwarz, der aber lehnte ab, und bei Ehrenfeuchter glaubte die Regierung nach ihren Erkundigungen gleichfalls keine Geneigtheit zur Annahme der Stelle voraussetzen zu dürfen. So ging das Semester zu Ende, ohne daß über Rothe's Nachfolger ein Beschluß zu Stande gekommen war.

Am 11. März 1849 bestieg Rothe zum letzten Mal die Kanzel, um von der Gemeinde und der akademischen Jugend Abschied zu nehmen. Nur leise berührte er die politische Lage, indem er ausführte, daß gerade in dieser wirren Zeit der Rathlosigkeit das einzige Mittel der Rettung sei, Christi Hand fest zu ergreifen. „Leben heißt nicht uns selbst leben, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist." „Zu ihm flehe ich, daß er in dieser trüben Zeit euch sein Heil leuchten lassen möge, daß er erstatten möge, was ich versäumt. Er möge unter euch wohnen mit aller Erkenntniß und Weisheit, mit aller Liebe und Geduld, mit aller Hoffnung und Seligkeit! Amen**)." Ein Zeugniß der Liebe, die er sich erworben, rührte Rothe tief. Von den ungefähr hundert jungen Geistlichen, die in den zwölf Jahren seines Wirkens durch sein Seminar gegangen waren, erschienen ihrer achtzig, um ihm am 7. März 1849 eine Abschiedsfeier in Heidelberg zu veranstalten. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen war das ein ebenso starkes Zeugniß ihrer Anhänglichkeit, wie die Prachtbibel, die sie ihm zur Erinnerung an seine Heidelberger Schüler aus ihren schmalen Gehältern verehrten, ein Liebesopfer genannt werden durfte. Daß in dieser Versammlung die verschiedensten Standpunkte vertreten waren, gab ihm die befriedigende Gewißheit, daß er allen etwas gewesen war. In sofern war ihm der 7. März 1849 ein tief ergreifender und ihn zugleich freudig erhebender Tag. Am Osterdienstag pflegte der Prorectoratswechsel stattzufinden, und unmittelbar nachher wollte Rothe aufbrechen. Noch ein Mal fand sich das Rothe'sche Ehepaar in dem theologischen Samstagskränzchen ein. Es fehlte nicht an Abschiedsreden, in denen Umbreit Rothe's Entschluß als etwas Unnatürliches bezeichnete und Creuzer weissagte, wie er selbst einst nach Jahresfrist von Leyden nach Heidelberg zurückgekehrt sei, so werde auch Rothe bald genug wieder in Heidelberg eintreffen. Rothe selbst aber bekannte: „Die schönste Zeit meines Lebens ist vorüber, so gut wird es mir nie wieder werden wie in Heidelberg."

*) Facultätsbuch, Band 1845—48.

**) Das Concept in der Sammlung Ahrendts.

Nach der ganzen Lage in Baden war es, um einen früheren Ausdruck Rothe's zu gebrauchen, höchste Zeit, am Glöckchen zu ziehen. Indem er Heidelberg wenige Wochen vor Ausbruch der Militairmeuterei verließ, war er auch der rückläufigen Strömung entzogen, die nunmehr seinen Kollegen Ullmann, den jüngst aus Bern berufenen Hundeshagen und seinen Nachfolger, den aus Basel kommenden Schenkel, unwiderstehlich von der linken auf die rechte Seite hinüberzog. Rothe blieb auch in Bonn seiner freien Gesinnung und seiner alten Liebe zu Baden treu, wie namentlich seine Briefe an Umbreit beweisen. In der Zeit, in der die conservative Partei überall Baden als den nur ungenügend zugeschütteten unheimlichen Krater der Revolution ausschrie, schreibt Rothe: „Mein liebes Baden! Ich hänge ihm noch von ganzer Seele an, diesem schönen, jetzt so viel geschmähten Lande, dessen Charakter ein gewisses Etwas hat, was vielleicht nur einem kleineren Lande eigen sein kann, was aber nichts desto weniger menschlich schön ist, eine gewisse Traulichkeit aller Verhältnisse." „Ich kann Heidelberg gar nicht vergessen," heißt es ein andermal. „Die Menschen rücken dort einander viel leichter nahe und geben sich unbefangener." Mit mehr als einem Seufzer gedenkt er der schönen Zeit, „da er noch auf dem werthen Karlsplatz residierte". Wer den „liberalen Rothe" erst von seiner Verbindung mit Schenkel datiert, der durchblättre doch seine Bonner Briefe, er wird Rothe schon damals stets auf der liberalen Seite finden, und er wird sich darum den Mythus nicht aufreden lassen, als ob der Rothe der sechziger Jahre durch Heidelberger Einflüsse ein Anderer geworden sei als der er zuvor war. Im Gegentheil bezeugt der Freund, vor dem Rothe nie ein Geheimniß hatte, Bunsen, daß dem Bonner Professor die preußische Religion der Stahl, Hengstenberg, Gerlach ein Gräuel war, und daß er, „das preußische Landeskind zurück nach Heidelberg flüchtete vor dem allmächtigen Hengstenbergianismus".

In Heidelberg herrschte über Rothe's Abgang natürlich große Betrübniß. Man fürchtete, mit der Facultät, an deren Wachsthum man sich in den letzten Jahren erfreut hatte, werde es nun wieder rückwärts gehn. Curator von Dahmen berichtete an seine Regierung: „Dieser Verlust ist gleich groß für die Universität wie für das Predigerseminar, für den engeren Kreis seiner Freunde wie für das Publicum, denn wer ihn kennt, ist sein Freund. Sein Wirken war gleich gesegnet auf dem Katheder und auf der Kanzel. Eine Beruhigung finde ich in der Ueberzeugung, daß er von Seiten der Regierung nicht zu halten war. Der Zug nach der Heimath wirkt um so unwiderstehlicher, als die Constellation der kleinen Staaten immer zweifelhafter und die Lage ihrer Beamten von Tag zu Tag precärer wird*)." Der Schreiber

*) Bad. General-Landesarchiv. Personalakten von Prof. R. Rothe. Generalia. Fasc. 231.

sollte bald erleben, wie begründet seine Befürchtung war. Nur wenige Wochen nach Rothe's Abgang bildete die ganze Bevölkerung vom Bodensee bis zum Odenwald eine brandende See, und Rothe hatte alle Ursache sich um die zurückgebliebenen Freunde zu sorgen. Die Freude am Unfug richtete sich nicht zum wenigsten gegen die Pfarrhäuser. Aus den behaglichen Pfarrherrn, die in beschaulicher Ruhe ihre Tage hinbrachten, waren plötzlich geplagte Märtyrer geworden. An den meisten Orten beteten die Pfarrer trotz Revolution und Republik nach wie vor für den Großherzog und das ganze großherzogliche Haus. Als aber der Pfarrer von Munzingen sich den Text wählte, „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist", konnte er vor dem Stampfen, Pfeifen, Schreien seiner Herde die Predigt nicht beenden. Eine andere Gemeinde wartete nur, bis der Pfarrer wie üblich sprach: „Zur Fortsetzung unserer Andacht singen wir das Lied," worauf seine Pfarrkinder das Heckerlied anstimmten: „Hecker hoch, sein Name schalle durch das ganze deutsche Land; Hecker, der als deutscher Mann für die Freiheit sterben kann!" Namentlich das Gebet für den Großherzog rief oft ein solches Geschrei hervor, daß der Gottesdienst nicht zu Ende geführt werden konnte*). Einen verhafteten Oberländer Pfarrer banden die Freiheitsmänner an den Wagen und ließen ihn zwischen Vorderrad und Hinterrad einen stundenlangen Weg mitlaufen. In Heidelberg saßen, nach der von Häusser redigierten Deutschen Zeitung, im Juni sechs Geistliche im Gefängniß, das die Demokraten boshafter Weise „das Pfarrhaus" nannten. Einer derselben verfiel bei der großen Hitze, gegen welche ihm nicht der geringste Schutz gegeben wurde, in Geisteskrankheit**). Unter diesen Umständen fand selbst Ullmann es für besser, sich in aller Stille aus dem Wege zu machen, weil er wegen seiner militärflüchtigen Söhne fürchtete, gleichfalls in's „Pfarrhaus" gebracht zu werden. Ueberläufer zu den Rothen fehlten natürlich auch nicht. Evangelische und katholische Theologen sind später wegen Betheiligung an den Unruhen verurtheilt worden; die katholischen begnadigte man auf Verlangen ihres Bischofs zur Auswanderung, die evangelischen durften ihr Zuchthaus absitzen. Im Mai 1849 las man im Schwäbischen Mercur die freundnachbarliche Mittheilung, daß in einer Karlsruhe benachbarten Stadt nicht mehr über das Evangelium, sondern über die deutschen Grundrechte gepredigt werde; auch der Katechismus der Schulkinder sei wegen der Erklärung dieser einstweilen bei Seite gelegt worden***). Zum Glück waren solche Entgleisungen doch nur seltene Ausnahmen. Daß die badische Republik die kürzeste aller dagewesenen sein würde,

*) Allgem. Kirchenzeitung 1849, S. 1493.
**) Ebenda S. 792.
***) Ebenda S. 712.

die Rauſchenplat'ſche in Göttingen etwa ausgenommen, verhehlten ſich die Gründer ſelbſt nicht, und namentlich ihr Präſident Brentano glich von vorn herein dem Goethe'ſchen Apotheker, der ſich zum weislichen Sprunge bereit hält. Als die Preußen in Mannheim einrückten, kam zu den baieriſchen Pfälzern ein Bote gelaufen, im Badiſchen ſehe man nichts als Himmel und Pickelhauben, und das pfälziſche Freiheitsheer lief auseinander, ohne daß ein Schuß gefallen wäre. Die Badenſer lieferten wenigſtens einige Gefechte bei Heppenheim, Waghäuſel, Durmersheim, Gernsbach, aber auch hier verſchwanden die Führer als die erſten über die Schweizer Grenze. Der Verſuch der Herren Demokraten, Deutſchland mit der Republik zu beglücken, koſtete Baden, wie man ſpäter berechnete, 16 Millionen Mark*). Noch mehr aber ſchädigte er den moraliſchen Kredit des Landes, deſſen Bevölkerung doch weder ſchlechter noch beſſer war als andere und die Rothe in liebenswürdigem Optimismus faſt allzu nachſichtig beurtheilte. Daß die nun mit Nothwendigkeit folgende Reaction zugleich eine kirchliche ſein werde, war unſchwer voraus zu ſagen. Eine pietiſtiſche und ſtreng orthodoxe Kirche ſollte jetzt die Garantie ſein gegen die Wiederkehr ſolcher anarchiſcher Zuſtände. Um ſo mehr mußte Rothe ſich glücklich preiſen, daß ſein freundlicher Stern ihn dieſen wirren Verhältniſſen zu rechter Stunde entführt hatte.

*) Alf. Dove, Großherzog Friedrich von Baden, S. 45.

XI

Bonn

1849—1853

In Bonn hatte ein Vetter für Rothe eine Wohnung in der Fürstenstraße gemiethet, wenige Schritte vom Universitätsgebäude, doch mußten die Ankömmlinge noch die ersten Wochen im Trierer Hofe hausen, bis dieselbe frei wurde und für sie hergerichtet war. Die Schönheit des Rheins und des Siebengebirges tröſteten Rothe für vieles, was er mit Heidelberg hinter ſich gelaſſen hatte, und noch mehr empfanden die Gatten den Reiz der Lage, als ſie im Jahre 1851 ein neues Haus vor dem Coblenzer Thore bezogen, von deſſen Fenſtern ſie auf den herrlichen Strom herabſchauten, ſo daß Rothe ſeinen poetiſchen Freund Umbreit einlädt, ſich in ſeinem neuen ländlichen Aufenthalt mit ihm in den Garten zu ſetzen, das Siebengebirge im Angeſicht und den alten Vater Rhein zu ſeinen Füßen, dann möge er vergleichen, was ſchöner ſei, die mondbeglänzten Zaubernächte der Heidelberger Schloßruine oder die milden Sommerabende in Bonn, wenn der Vollmond ſich im dunkeln Strome ſpiegele.

Die erſten Wochen freilich waren ſehr getrübt durch die traurigen Nachrichten aus Baden. Mit Sorge dachte Rothe an das Loos ſeiner dortigen Freunde, die zumeiſt als Exulanten die Univerſitätsſtadt verlaſſen hatten. Ihn jammerte namentlich der menſchenfreundliche Großherzog Leopold, „der wohl zuletzt unter den kleineren deutſchen Fürſten ein ſolches Loos verdient hätte. Wie ſoll er wieder ein Herz faſſen und Vertrauen zu ſeinem Volke?“ Ganz überraſchend war ihm der unerwartete Abfall der Soldaten, den die Regierung weſentlich der vom Parlament verlangten und höchſt freiſinnigen Abſchaffung des Einſteherweſens verdankte, die den Unteroffizieren ihre Stellvertretungsgelder entzog und ſie dadurch unzufrieden gemacht hatte. Daß der Prinz von Preußen raſch Ordnung ſchaffen werde, bezweifelte Rothe aber keinen Augenblick.

Die neuen Kollegen in Bonn waren dem Angekommenen durchaus ſympathiſch. Die Phyſiognomie der theologiſchen Fakultät trug noch ſtark das

Gepräge der langen Herrschaft von Karl Immanuel Nitzsch, der sechsundzwanzig Jahre hindurch, von 1821—1847, auf sie und die rheinisch-westphälische Kirche überhaupt einen entscheidenden Einfluß geübt hatte. Zu den positiven und conservativen Theologen Bleek, Dorner, Hasse und Krafft kam als Stadtprediger der bald nach Rothe aus Baden nach Bonn berufene Theodor Plitt, damals noch durchaus in den Traditionen der Herrenhutergemeinde stehend, aus der er hervorgegangen war. Am nächsten stand dem neuen Ankömmling Dorner, der Neigung hatte, auch in das kirchenpolitische Erbe von Nitzsch einzutreten, und demnächst der sprüchwörtlich „besonnene Bleek", der Vertreter des alten Testaments. Merkwürdiger Weise concentrierte sich aber das Interesse der Stadt nicht um die Herrn Ordinarien, sondern um die beiden Licentiaten Albrecht Ritschl und Gottfried Kinkel, die politisch und persönlich Antipoden waren. Ritschl war aus der Tübinger Schule hervorgegangen und sagte sich erst später von Chr. F. Baur los. Politisch gehörte er unter die Redner des constitutionellen Vereins, der die gemäßigt liberalen Elemente umschloß. Kinkel war Privatdocent der theologischen Fakultät gewesen und war erst unlängst, auf Bethmann-Hollwegs Fürsprache, der sein großes Talent gern der Universität erhalten wollte, durch Eichhorn als Professor für Kunstgeschichte in die philosophische Fakultät versetzt worden. Er stammte aus einem Pfarrhause unweit Bonn*). Sein Vater war ein orthodox reformierter Pfarrer, die Mutter eine fromme Frau, die den Sohn mit größter Strenge im Banne des Conventikelchristenthums hielt. Selbst Wichern nennt sie rigoristisch streng, und so ist nicht zu verwundern, daß der Sohn gegen diese unliebenswürdige Frömmigkeit eine innere Abneigung empfand. Dennoch widmete er der Mutter sein schönes Lied: „Ein Augustinus bin ich nicht, du aber bist die Monica." Sein Erbe verwendete er zu einer Reise nach Italien, um christliche Kunst zu studieren. Seine Schwester heirathete einen Pastor Bögehold in Düsseldorf, der zu den Führern der innern Mission und zu Wicherns Intimen gehörte, und er selbst verlobte sich mit Bögeholds Schwester. Dieser ganze Kreis wurde nun alarmiert, als Kinkel plötzlich das Verlöbniß mit der frommen Braut löste, um die Tochter eines Musikverlegers, die unschöne, aber musikalisch und poetisch hochbegabte Johanna Mockel zu heirathen. Der junge Theologe hatte sie aus dem Rheine gerettet in einer Zeit, als sie in einem Scheidungsproceß von einem anerkannt unwürdigen Gatten begriffen war. Ob sie durch Ungeschick, oder, wie man herumerzählte, aus Verzweiflung in die Fluthen gerathen war, ist eben so wenig sicher zu stellen, wie ihr späteres Ende in London durch einen Sturz aus dem Fenster, den die Jury gleichfalls für einen unglücklichen Zufall er-

*) Vgl. Wichern, Ges. Werke II, 241.

klärte. Sie war eine excentrische, aber talentvolle Frau, und die poetischen Gestalten ihrer Novellen sind alle aus dem rechten Brunnen geholt. Daß die Bekanntschaft mit ihr Kinkeln die Verlobung mit einer unbedeutenden, pietistischen Braut entleidete, ist begreiflich, so tadelnswerth es gewesen sein mag. Jedenfalls ging das Alles niemanden an als die Betheiligten. Aber der Pietismus hat nun einmal das Bedürfniß, in zeitweiligen moralischen Entrüstungsstürmen sich seiner eigenen Vortrefflichkeit bewußt zu werden, und wie man später den erst hochverehrten Plitt wegen einer harmlosen Audienz bei Pius IX. nöthigte, sein Amt niederzulegen, so entbrannte damals gegen den bisher vergötterten Licentiaten Kinkel, der unter Anderem Willibald Beyschlag nicht nur unter seine Zuhörer, sondern auch unter seine intimsten Hausfreunde zählte, ein Wetteifer der Sittenrichterei, und eine Fluth von Klatschereien ergoß sich über die unglückliche Frau. Was es heiße, diesen Kreis zu beleidigen, sollte Kinkel alsbald erfahren. Das Kölner Presbyterium kündigte ihm seine Stelle als auswärtiger Hülfsprediger, von der er hauptsächlich lebte, die Vorsteherin des Instituts, an dem er Unterricht ertheilte, that, um ihre Pensionärinnen nicht zu verlieren, das Gleiche. Die Fakultät eröffnete dem Licentiaten, daß er auf Beförderung nicht zu rechnen habe. Kein Wunder, daß nach solchen Erfahrungen seine Johanna schreiben konnte: „Es giebt heutzutage doch nichts boshafteres, perfideres, unversöhnlicheres als die krassen Orthodoxen“ *). Kinkel hatte bis dahin mit poetischem Schwung und großem Beifall über Kirchengeschichte und christliche Kunst gelesen. Positiv gerichtet, war er bei der theologischen Fakultät und bei der Pastorenschaft hochbeliebt. Noch in seiner Korrespondenz mit Beyschlag erscheint er als der ernstgesinnte Lehrer, der gegen den jüngeren Mann den würdigen Ton des ältern Freundes und Berathers festhält. Der Ausbruch der Revolution aber entzündete sein leidenschaftliches Gemüth. Da der beliebte Dichter und feurige Redner der gefährlichste Feind der Ordnungsparteien war, concentrierte sich auf ihn ihr ganzer Haß. Ritschl selbst erzählt, wie er den Vorstand des constitutionellen Vereins, Professor Hälschner, dafür gewann, mit ihm nach Köln zu reisen, um den Oberpräsidenten Eichmann zur Verhaftung ihres Kollegen Kinkel zu bestimmen. Aber obwohl man den Licentiaten zu den Berathungen der Civil- und Militärbehörden beizog, kehrte Ritschl mit dem Bescheide nach Bonn zurück, ein Verhaftungsbefehl gegen seinen Kollegen Kinkel könne nur durch den Untersuchungsrichter in Bonn erlassen werden, und dieser fand dazu keinerlei Anlaß. Da lieferte Kinkel sich selbst den Gegnern aus. Gestachelt von seiner excentrischen Gattin, verlockt von dem Versprechen der Radicalen, ihn in das Parlament zu wählen, verlor

*) Preuß. Jahrbücher 1905, Oktoberheft Seite 90.

der so lang mißhandelte Dichter sein inneres Gleichgewicht, und am 10. Mai 1849 hat Rothe, gleich in einem seiner ersten Briefe aus Bonn, zu melden: „Auch hier gährt es in diesen Wochen heftig und erst gestern hat ein Häuflein von hier aus, Kinkel an der Spitze, einen Versuch gemacht in Siegburg sich des Landwehrzeughauses zu bemächtigen." Aber Kinkels ganzer Anhang lief auseinander, als zufällig vier Dragoner ihnen entgegengeritten kamen. Kinkel selbst entfloh in die Pfalz und arbeitete in der provisorischen Regierung, aber auch hier liefen die Freiheitshelden auseinander, als die Truppen einrückten. Nun schloß sich Kinkel den badischen Freischaren an, und mit der Waffe in der Hand gerieth er in preußische Gefangenschaft. Plitt, damals noch Prediger in Karlsruhe, besuchte ihn im Gefängniß, aber Kinkel blieb fest auf seinen Ueberzeugungen, so daß ihn Plitt mit dem Citat aus seinem Otto dem Schütz verließ: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann." Daß er von Friedrich Wilhelm IV. zu lebenslänglichem Wollspulen im Zuchthaus „begnadigt" wurde, ist wohl den Eingebungen der Kamarilla auf die Rechnung zu setzen. In Betreff des jungen Berliners Dortu, der begeisterte Freunde hatte, brannten die Gerlache auf ein Todesurtheil, und als es wirklich erfolgte, gereichte es dem Könige zur Beruhigung, zu hören, daß Dortu dem Geistlichen, der ihn besuchte, fast zur Thüre hinausgeworfen habe*), was nach dem, was die Badenser mit diesem preußischen Militärpfarrer erlebten, nicht sehr zu verwundern ist. Zum Glück hatte Kinkel unter den Studenten, die in Bonn zu seinen Füßen gesessen, einen thatkräftigen Freund. In finsterer Mitternacht, so erzählte man, deckte ein Wächter in Spandau die Dunggrube auf, aus der der durch den Kanal herabgestiegene Turner und Dichter zum Vorschein kam, um nun mit dem bestochenen Gefängnißwärter gemeinsam zu entfliehen. Der Veranstalter der Entführung war sein treuer Zuhörer Karl Schurz, der alles so umsichtig vorbereitet hatte, daß Kinkel glücklich nach England entkam. Die politischen Hoffnungen, die Kinkel bis zuletzt festgehalten hatte, erwiesen sich als Seifenblasen. Im freien England hatte er, wie der gleichfalls ausgewanderte Freiligrath, den Frohndienst des Broterwerbs zu leisten, an dem seine Johanna als Klavierlehrerin treulich Antheil nahm. Das Betrübendste aber war, obwohl leicht begreiflich, daß dem Poeten, dem mit Otto dem Schützen ein Meisterschuß gelungen war, erst in dem politischen Treiben, dann bei dem Wollspinnen in Spandau und schließlich in dem Kampfe um's Dasein in London die poetische Ader versiegte.

Blaue Blumen, rother Klee
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzuweh.

Er war jetzt ein Mann, der eine große Zukunft hinter sich hatte. Von seiner

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 65.

theologischen Laufbahn blieb ihm nichts als der Haß gegen einen Glauben, der solche Früchte zeitige. Später wollte Plitt in London Kinkels Bekanntschaft erneuern und mußte, ehe er vorgelassen wurde, eine Weile in der Kinderstube warten, während am Sonntagmorgen in der benachbarten Kirche bei dem Gebetsdienste einzelne Glockenschläge ertönten, worauf Kinkels Kinder den deutschen Pfarrer belehrten, „wenn sie so läuten, wird immer einer in der Kirche umgebracht". Das war die Gesinnung, die der ehemalige Bonner Licentiat der Kirche bewahrte. Nächst D. Fr. Strauß ist Gottfried Kinkel wohl das betrübendste Beispiel, wie eine von Haus aus conservativ angelegte Natur durch heuchlerische Mißhandlung aus ihren eigensten natürlichen Bahnen geworfen werden kann. Rothe hat diesen Verlauf stets tief bedauert, obwohl die wenigen Wochen, in denen er dem Namen nach Kinkels Kollege war, gerade der verworrensten Periode des begabten und liebenswürdigen Dichters angehören. Immerhin darf man den allgemeinen Taumel dem Verirrten als mildernden Umstand anrechnen. Schreibt doch auch Wichern, die Verbitterung zwischen Conservativen und Demokraten in Bonn sei so leidenschaftlich, daß, wenn man diese Zustände kennen lerne, man es als ein Glück empfinde, kein Preuße zu sein.

Albrecht Ritschl war den Antipoden los, aber die Herren und Meister, die jetzt das Regiment ergriffen, waren für Ritschls Richtung kaum günstiger gestimmt als für die seines Gegners Kinkel. Aus einem mir vorliegenden Briefconcept geht hervor, daß Bischof Ritschl in Stettin sich bei allen betheiligten Stellen dafür verwendet hatte, es möge sein Albrecht doch endlich mit einer Professur bedacht werden, aber Rothe muß sich begnügen, den Bischof zu versichern, wie schmerzlich es ihn berühre, daß die aufrichtigen Wünsche und Bemühungen der Fakultät zu keinem Ergebniß geführt hätten. In Bonn mußten die vorhandenen Mittel verwendet werden, um Krafft zu halten, der einen Ruf an Schenkels Stelle nach Basel erhielt, und die Bonner Empfehlung Ritschls für den durch Kahnis' Abgang nach Leipzig frei werdenden kirchengeschichtlichen Lehrstuhl in Breslau konnte bei einer Fakultät, die jüngst noch David Schulz gemaßregelt hatte und unter Hahns Einfluß stand, unmöglich viel Beachtung finden. Für Rothe aber war es eine peinliche Sache, dem bischöflichen Gönner diesen bittern Trank zu reichen.

Nach der Niederwerfung aller revolutionären Regungen in der Bürgerschaft kehrte Bonn bald zu seiner gewohnten still vornehmen Physiognomie zurück, die die aus Gelehrten, reichen Kaufleuten und Fremden, namentlich streng kirchlichen Engländern, bestehende Gesellschaft seit Gründung der Universität stets getragen hatte. In der Fakultät herrschte Friede und Freundschaft. Mit Dorner und dessen gelehrter Gattin Rosa, dem „Dornröschen", war leicht sich vertragen. Mit dem „besonnenen Bleek", der das meiste zu

seiner Berufung beigetragen hatte, war Rothe eng befreundet, und dessen Familie nahm sich auf das liebevollste der neuen Kollegin an. Mit Achtung redet Rothe von den Kollegen der katholischen theologischen Fakultät, Dieringer, Knoodt und Hilgers. Mit dem vornehmen und reichen Bethmann-Hollweg, dem Vertrauensmann des Königs, und dem wenig beliebten Reactionär Perthes war das Verhältniß nicht eben intim aber durchaus achtungsvoll. Am wenigsten beliebt war Hasse, dem Springer vorwirft, daß er sich zur politischen Ueberwachung der Kollegen habe brauchen lassen, während Ludwig von Gerlach erzählt, in einer Gesellschaft bei Hollweg habe ihm Hasse seine Verehrung für Franz von Assisi und Gregor VII. und seinen Glauben an das Fegfeuer vorgetragen*). Von den üblichen Parteiungen, Intriguen und Zwistigkeiten, die andere Universitäten verstörten, hörte man seit Wiederherstellung der Ordnung an der Hochschule wenig mehr; in dieser Beziehung wirkten noch die guten Vorsätze der Geburtsstunde der Bonner Universität fort, die sich dazu gestiftet wußte, das katholische Rheinland für Preußen zu gewinnen, und die darum alle Spaltungen verpönte. Aber der kühle und vornehme Ton, den Excellenz Niebuhr, A. W. von Schlegel, Perthes, der fürstlich reiche Bethmann-Hollweg und die andern Spitzen der Gesellschaft eingeführt hatten, war Rothe nicht sympathisch. „Bonn," schreibt Rothe an Umbreit, „mag vielleicht noch besser sein als Heidelberg, und (mit Gunst) die Bonner mögen noch besser sein als die Heidelberger; aber so lieb und meinem Herzen so nahe sind sie nicht. Heimisch kann ich mich hier noch lange nicht fühlen, so gut es mir hier übrigens auch geht, wofür ich von Herzen dankbar bin, und das Heimweh werde ich noch lange nicht loswerden. Der eigenthümliche Zug des süddeutschen Lebens, der so viel gescholten wird und ja gewiß auch seine Schattenseite hat, fehlt mir hier ganz, und das eigenthümlich Rheinische hat mich nie angesprochen." . . . „Dazu kommt dann die eigentliche Bevölkerung mit einem Katholicismus, der doch von ganz anderer Katholicität ist, als Ihr sie dort glücklicherweise kennt, so daß ich nach dieser Seite ungefähr ein ähnliches Gefühl der Fremdheit habe, wie es mich in Rom begleitete." Während aber das evangelische Gemeindeleben in Rom etwas von der Wärme einer gemeinsamen Familie hatte, ging Rothe in Bonn auch diese Empfindung ab. Schon Nitzsch hatte über die Kirchlichkeit in der evangelischen Rheinprovinz geschrieben: „Alles ist hier Kirche und Handel, Mission und Eisenbahn, Bibel und Dampfmaschine." Respectable Kaufleute und Fabrikanten saßen pünktlich im Gottesdienste, doch die Predigt auf sich anzuwenden war weniger ihre Sorge als aufzupassen, ob der Prediger nicht am Ende ein heimlicher Rationalist sei und die Grundlagen unterwühle, auf der „die Ordnung", das heißt

*) Aufzeichnungen I, 313.

die Sicherheit ihrer Kassenschränke, beruhe. „Es ist hier alles trefflich geordnet," schreibt Rothe, „man muß alles aufrichtig loben, Fleiß und theologische Richtung der Zuhörer, Kirchenbesuch, kirchlichen Sinn u. s. w. Aber weil Alles so vortrefflich ist, geht auch Alles so glatt ab, und kommt, wie es mich dünkt, nicht so unmittelbar von Herzen und thut nicht so wohl wie da, wo die Ordnung weniger vollkommen ist." Ueber den Charakter der kirchlichen Kreise, die ihm seine Zuhörer lieferten, konnten dem Neuberufenen die Erfahrungen seines Freundes Rudolf Stier Aufschluß geben, der kurz, ehe Rothe nach Bonn kam, seine Gemeinde Wichlinghausen bei Barmen in bitterem Unfrieden mit derselben verlassen hatte. Rothe hatte den alten Studiengenossen im Juni 1846 zuletzt gesehen, als er, wie Stier das gewöhnt war, mit der Unterstützung reicher Brüder von Barmen nach dem Rigi reiste und auf der Durchreise durch Heidelberg Rothe aufsuchte. „Ich schickte," schreibt er, „einen Meldezettel an Herrn Kirchenrath Rothe, der dann sogleich selber mich zu sich holte und mir beinahe zwei Tage alle ihm irgend übrige Zeit gewidmet hat, und ich hatte große Freude an seiner innigen und ehrlichen Herzlichkeit. Wir waren trotz unserer theologischen Streitigkeiten gleich ganz die alten Freunde. Es ist mir viel werth bei ihm gewesen zu sein." Auch auf Stier hatten die Jahre beruhigend und reifend gewirkt. Im Jahre 1838 war er auf Anregung des Missionsinspectors Richter in Barmen als Bewerber um die Pfarrei Wichlinghausen aufgetreten, da der dortige Prediger Sander nach Elberfeld übersiedelte, um dann bald Heubners Nachfolger in Wittenberg zu werden. Sander gehörte selbst der Partei Stiers an, und Stiers alter Freund E. Krummacher stand ganz in der Nachbarschaft. So war er gut empfohlen. Die Wahlherrn verhörten ihn zum Theil bei Diners in ihrem eigenen Hause, theils bei einem Missionsfest in Elberfeld. „Du hast keine Vorstellung," schrieb Stier an seine Ernestine, „wie dergleichen zugeht. Die gesellige Zusammenkunft nach dem Gottesdienst könne er nicht anders nennen als einen christlichen Kommers. Tabakrauchen, geistliche Verse singen, Gebete und Ansprachen, Weintrinken und Gespräch — alles durcheinander und zusammen in einem großen gefüllten Saal" *). Bei einem Abendessen wurde ein brennender Pudding herumgegeben. Stier sah, wie Freund Sander arglos davon nahm, und sagte darauf absichtlich überlaut zum Kellner: „Ich danke, ich bin Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, ich nehme Rum in keiner Gestalt", worauf Sander, der den ersten Enthaltsamkeitsverein gestiftet hatte, den bereits genommenen Pudding ebenfalls liegen ließ. Nach diesen Präliminarien wurde Stier im November 1838 eine der Zierden des Wupperthals. Nach einem höchst überschwänglichen Empfang, in dem sein

*) Rudolf Stiers Leben von E. Stier. Bd. 2, S. 201.

Vorgänger Sander und er selbst in Prosa und Poesie verherrlicht wurden, hat aber Stier sehr bald zu klagen, daß unter den Gläubigen seiner frommen Gemeinde die Uebereinstimmung und die wahre Eintracht fehle. Bald erhielt auch er selbst Zuschriften, in denen ihm zahlreiche Gemeindeglieder mittheilten, sie hätten sich nicht vorgestellt, daß er so bald nach seiner Vocation solche Predigten halten werde. Er habe von einem Zwischenorte vor dem Eingehen in die Seligkeit gepredigt, wofür er doch keine Schrift für sich habe, und so wollen sie ihm nicht verbergen, „daß es uns gar nicht weislich deucht, eine solche Lehre auf die Kanzel zu bringen, denn wir finden in einer solchen Lehre weder Segen, noch Erbauung, noch Förderung". Auch bei Krankenbesuchen kehren die Beichtkinder zuweilen den Stil um. „Ein sehr selbstzufriedener Frommer!" schreibt Stier einmal in sein Tagebuch. Das kranke Beichtkind hatte seinem Pastor nämlich geantwortet: „Was zu meiner Seligkeit dient, das weiß ich selbst." Andere dagegen ließen ihn mitten in der Nacht oder unmittelbar vor dem Gottesdienst an ihr Krankenbett holen, damit er über sie bete. Er war nun in einer in der ganzen gläubigen Welt hochbelobten christlichen Gemeinde, aber als ihn im August 1842 sein Freund Ludwig von Gerlach, mit dem er in Halle den ersten Missionsverein gestiftet hatte, besuchte, klagte Stier über die Anmaßung der sich gläubig nennenden Laien, daß sie das Amt nicht achteten, den Pfarrer als ihren Diener ansähen, ihn meisterten und ihm ihre bornierte Theologie aufdrängten. Sie hätten Anstoß genommen an dem Kruzifix auf seinem Tische und daran, daß er so bald nach dem Tode seiner Frau wieder geheirathet und seine Annoncekarten an einem Feiertage ihnen zugesendet habe*). Im April 1846 wurde ihm ein Brief in den Hof geworfen voll kränkender, von geistlichem Hochmuth zeugender Sprache. Schließlich machten ihm auch die Repräsentanten der Gemeinde beleidigende Vorwürfe über seinen Religionsunterricht. Er wisse nicht durch freundliches Lob und gehörige Anerkennung den Kindern Lust zu seinen Stunden zu machen. Ostern 1847 hatte sich das Verhältniß so verbittert, daß Stier seine Stelle niederlegte und nach Wittenberg zog. „Bei seiner zahlreichen Familie," schrieb Rothe an Heubner, „doch ein sehr gewagter Schritt." Auch Wichern klagt über das engherzige Elberfeld**), das ihm überall Schwierigkeiten mache, „und doch prätendieren die Elberfelder in allen Stücken als normal zu gelten". Nicht weniger als Stier weiß Emil Frommel davon zu erzählen, wie ihn der Unfug der anonymen Briefe in dem frommen Barmen belästigt habe, bis er sich entschloß, sie von der humoristischen Seite zu nehmen. Dem gegenüber war es noch respectabel, wenn ein Presbyter

*) Aufzeichnungen I, 314.
**) II, 263.

Frommeln persönlich zur Rede stellte, wo in der Schrift stehe: „Die Nacht ist keines Menschen Freund?“ wie er in der Predigt gesagt habe, und ihn erst in den Sprüchen Salomonis, dann in Jesus Sirach vergeblich suchen ließ, bis er ihm schließlich verrieth, daß der Spruch aus Seume's „Spaziergang nach Syracus“ entnommen sei. Einmal erhielt Frommel*) folgenden Brief: „Hochwürdiger Herr! Sie werden heute in der Familie N. taufen. Wir bitten Sie dort nichts trinken zu wollen, denn man wird Sie vergiften. So ist es schon in der Familie des Taufvaters geschehen an einem Ihrer Amtsbrüder, der gleich nach der Taufe sich plötzlich unwohl fühlte und von da an zu siechen begann und nach einem Vierteljahr starb. Aber in der Familie, in der Sie taufen, haßt man die Geistlichen. Darum nehmen Sie sich in Acht. Mehrere Gemeindeglieder.“ Frommel taufte, aß und trank und vor dem Weggehen reichte er dem Taufvater den Brief mit der Ermahnung, dafür zu sorgen, daß — die Menschen ihm nicht mehr solche Dinge zutrauten. Wurde er so den einen Tag gewarnt vor den bösen Ungläubigen, so warnten andere die Gläubigen wieder vor ihm. „Ach, wenn es mir nur jemand ordentlich in's Gesicht sagte, aber das thun die Wenigsten.“ Sogar nahe Kollegen hatten die Feigheit, von der Kanzel, wo ihnen niemand widersprechen konnte, Anspielungen auf seine weltliche Kunstliebe zu machen, die niemand mißverstand. Als er einen Vortrag über den Werth der Kunst für die Kirche gehalten hatte, fühlte sein nächster Amtsbruder sich gedrungen, gegen ihn Zeugniß abzulegen, während Frommel ihm gegenüber still im Kirchenstuhl sitzen mußte. Zunächst ließ er das Lied singen: „Prange, Welt, mit deinem Wissen . . mir soll Christi Tod und Pein meine Kunst und Weisheit sein,“ worauf dann eine anzügliche Predigt folgte gegen die sündhafte Kunst und ihre Propheten, die die Schmach des Kreuzes verschönern und den Weg zum Himmel breiter machen wollen**). Als Frommel nach seiner Rückkehr aus dem kurzen Urlaub, den er während der Choleraepidemie auf Zureden des Arztes genommen hatte, die Kanzel wieder betrat, lag ein aus der Bibel ausgeschnittener Spruch auf dem Kanzelpulte: „Ein Miethling, der den Wolf sieht kommen, flieht und verlässet die Schafe, denn er achtet ihrer nicht.“ Dazu 1. Tim. 1, 1—15 vom losen Geschwätz. Dann fand er zweimal auf seinem Schreibtische, anonym mit der Post gesendet, Luthers Traktätchen: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge?“ Wie hatte der Anonymus Zugang zur Kanzel, wie zu mehreren Exemplaren des Traktätchens und Bibeln zum Zerschneiden? Irgend ein Verwalter der geistlichen Speise mußte dabei die Hand im Spiele haben. Nach diesen Proben läßt sich er-

*) Frommel, Gedenkwerk II, S. 30.

**) Ebenda II, S. 45.

messen, welche Vorsicht nöthig war, um Conflicte mit den „christlichen Kreisen“ zu vermeiden, denen nicht einmal Stiers und Frommels Pietismus genügte und die den „Ungläubigen“ zutrauten, in den Künsten der acqua Toffana bewandert zu sein. Die Söhne solcher Erweckter hatte Rothe im Hörsaal vor sich und mußte stets gewärtig sein, daß sie seine Worte in ihrer Weise in die Conventikel trügen, wie das Kuno Fischer damals in Heidelberg geschah. Er aber fürchtete in seiner gewissenhaften Demuth, sein Wort könne wirklich Schaden stiften; er glaubte es, wenn diese Leute über Aergerniß klagten! In den letzten Wochen seines Bonner Aufenthaltes sprach er unumwunden aus, daß er in diese kirchliche Welt nicht passe. Die rheinisch-westphälische Kirche sei die einzige, die wirklich noch eine orthodoxe Gemeinde habe, aber darum belaste es sein Gewissen, ihre Söhne zu einer Theologie zu erziehen, die sie früher oder später in Conflict mit ihren Gemeinden bringen müsse. Dieses Bedenken lege es ihm nah, seinen Bündel zu schnüren, ja es ließ ihn von vorn herein seiner Arbeit nicht froh werden.

Wenn Rothe außerdem klagt, daß er in der neuen Heimath ein katholisches Leben vorfinde, das ungleich kampflustiger auftrete, als er es von Heidelberg gewohnt sei, so bezieht sich das wohl mit auf einen Proceß vom Jahre 1853, in welchem seine Fakultät sich eines Pastors Heinrich zu Lengerfeld annehmen mußte, der wegen einer Predigt am Reformationsfeste, die er drucken ließ, vom Kreisgericht zu Hagen zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, obwohl das von Rothe verfaßte Gutachten an derselben nichts Strafbares finden wollte*). Auch in seinem eigenen Hause wurde Rothe von der katholischen Propaganda aufgesucht. Die Mutter seines Pflegesohns Adolf Storch und dessen Stiefvater forderten den Knaben zurück, um ihn katholisch zu erziehen. Es mag sein, daß der Knabe sich bei der kranken Pflegemutter wenig behaglich fühlte, obwohl Rothe sagt, die Entziehung des Kindes habe sie tief aufgeregt und auf lange krank gemacht. Hauptgrund war doch, daß die Eltern von dem Priester in Geistingen, wo der Knabe zu Hause war, bearbeitet wurden, ihr Kind aus dem protestantischen Hause zu entfernen. Abschlagen konnte Rothe die Forderung natürlich nicht, aber der Undank, mit dem man seine besten Absichten und vieljährigen Opfer lohnte, that ihm wehe. „Den Schmerz,“ schreibt er, „den diese Erfahrung uns persönlich bereitet, wollten wir gern sehr niedrig in Anschlag bringen; aber der Gedanke an die Zukunft des Knaben, das Mitleid mit ihm, ohne doch etwas wirksames zu seinem Besten thun zu können, liegt uns schwer auf der Seele.“ Im folgenden Jahre, am 16. August 1851, heißt es von dem weiteren Verlaufe: „Gestern erst besuchte uns das arme Kind wieder. Er

*) Theile des Gutachtens unter den Papieren Ahrendts.

fühlt jetzt wohl sehr lebhaft den Unterschied zwischen seiner jetzigen Lage und seiner früheren, und sein Aussehen hat uns sehr erschreckt. Er muß im Felde und im Hause sehr angestrengt arbeiten, und da er daran nicht gewöhnt ist, über seine Kräfte." Für Rothe selbst war die Verödung des Hauses ein neues Unglück, da die Frau nunmehr durch nichts mehr abgezogen wurde von der Beschäftigung mit sich und ihren körperlichen Leiden, so daß ihr Gatte bald wieder um Beistand durch die Heubner'schen Töchter oder Besuch der Hahn'schen Söhne sich bewerben muß. Ueberhaupt ist von da an die Geschichte seiner Ehe nur noch eine herbe Leidensgeschichte. In Heidelberg hatte die Kranke herausverlangt aus der aufgeregten und lärmenden Stadt nach dem stillen norddeutschen Leben, jetzt war plötzlich Heidelberg der Himmel und Bonn die Hölle. Sie verbitterte sich immer mehr gegen ihre ganze Umgebung, und nur selten riß noch auf wenige Tage der Schleier der übeln Laune, die ihr Menschen und Dinge im trübsten Lichte zeigte. Am unwirschesten gebärdete sie sich, wenn Geschäfte oder Versammlungen ihren Mann nöthigten, sie einmal zu verlassen. Es muß weit gekommen sein, wenn eine Taubenseele wie Rothe die Bitte, ihn mit der Wahl zur Synode zu verschonen, mit den Worten begründen konnte: „Ich bin überzeugt, ihr wollt es selbst nicht, daß ich ein Märtyrerthum auf mich nehme, das mein nun endlich fast erschöpftes Vermögen übersteigt, und etwas thue, was mich die schlimmsten Folgen befürchten lassen müßte." „Ach!" schreibt er an Bleek, „Du kannst es kaum ahnen, was mich so einfache Dinge kosten, wie die Sache, von der hier die Rede ist. Nein! Theuerer Freund! Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, welch ein Kreuzträger ich bin, aber glaube mir auf mein Wort, daß ich meine Tage in den bittersten Schmerzen dahinlebe und sie sehnsuchtsvoll zähle, ob sie nicht bald ein Ende nehmen wollen." Ein alter rheinischer Pastor, der Rothe's Zuhörer in dieser Zeit gewesen war, erzählte mir, wie die Studenten oft gelächelt hätten, wenn sie sahen, wie die kranke Frau ihren Mann an Ladenauslagen ewig lang festhielt und wie er mit liebenswürdigster Geduld aushielt, während sie es nicht müde wurde, die Stoffe und Spielwaaren und Delikatessen zu betrachten und zu begutachten. Wäre auch eine ganz andere Art mit der Geisteskranken zu verfahren, für sie selbst sicher heilsamer gewesen, so ist es doch rührend zu sehen, wie er sich müht, ihr alles nach Wunsch zu machen. „Ihr könnt es gar nicht glauben," schreibt er einem Verwandten, „wie schwer es ist in ihrer jetzigen Stimmung auch nur zu ermitteln, wohin ihre Wünsche gehen oder nicht gehen. Ich befinde mich dann oft in der größten Rathlosigkeit, da ich doch so gern eben das thun möchte, was ihr genehm ist und es schlechterdings nicht treffen kann, was ich auch immer in Vorschlag bringen mag." Unter solcher Plage hatte er in Bonn seinen Pflichten zu leben und in den Ferien mußte er dann mit

ihr nach Schlangenbad, Baden-Baden, in die Schweiz, wo sie unter den neuen Eindrücken meist viel umgänglicher wurde, um dann, zu Hause angelangt, sofort wieder in die alten Klagelieder zu verfallen. „Ich mache mir oft Vorwürfe," schreibt er nach seiner Heimkehr aus Schlangenbad im September 1853 an Umbreit, „daß ich, wenn einmal die Wolken sich ein wenig verziehen, immer wieder eine kleine Hoffnung fasse, nach so unzähligen Erfahrungen, daß solche Hoffnungen Täuschungen sind. Aber wäre es nicht gegen die Liebe, wenn ich nicht doch immer wieder von neuem hoffen wollte, sobald nur eine Möglichkeit dazu aufdämmert. Aber jede neue Täuschung thut so wehe! Glaube mir, wohl wird mir nur bei dem Gedanken an die Stunde, da ich mein müdes Haupt zur letzten Ruhe auf das Schlummerkissen legen werde." Als ihm Heubner zu Weihnachten 1852 Losungen für jeden Tag des Jahres sendet, findet er es bezeichnend, daß bei seinem Geburtstage steht: „Ich bin dein, Herr, hilf mir." Mit solchen Aeußerungen der Rathlosigkeit und Todessehnsucht sind von nun an die meisten seiner intimeren Briefe durchzogen.

Trotz dieser häuslichen Misere ist unläugbar, daß die Bonner Zeit den Höhepunkt von Rothe's akademischer Lehrthätigkeit bildete. Nachdem seine Ethik auf die theologische Welt einen so starken Eindruck gemacht hatte, kam nach dem literärischen Erfolge, wie das zu gehen pflegt, auch der akademische. Die Gesammtzahl der in Bonn Theologie Studierenden war, seit Dorner an die Stelle von Nitzsch getreten war, stark gesunken, aber sie hob sich während Rothe's Wirksamkeit von 32 auf 77 Studenten, und diese wurden alle seine Hörer. Vor allem aber hat Rothe den Fleiß der Bonner Zuhörer im Gegensatz zu seinen früheren Erfahrungen zu loben. Hatte Nitzsch einst geklagt, daß er die westphälischen Studenten geistesträge und die rheinländischen leichtsinnig und oberflächlich finde, so war nicht zum wenigsten durch dessen eigenes Verdienst inzwischen ein regelmäßiger Zuzug von Hannoveranern, Hanseaten und Schleswig-Holsteinern eingetreten, an denen auch Rothe große Freude hatte. Auf der Kanzel bewegte Rothe sich nunmehr mit souveräner Freiheit, und da ihm das Wort mit nie versagender Sicherheit zu Gebot stand, konnte er sich darauf beschränken, die Dispositionen zu seinen Predigten niederzuschreiben, die Ausführung ergab sich auf der Kanzel dann von selbst, was der Innigkeit und Herzlichkeit seines Vortrags sehr zu statten kam. Er recitierte nicht, sondern er predigte. Als Universitätskirche war den Protestanten die alte kurfürstliche Hauskapelle im Universitätsgebäude zugewiesen, und da die Evangelischen kaum den zwölften Theil der Bevölkerung ausmachten, waren sie in dem Gefühl ihrer Diasporastellung eifrige Kirchgänger. Eigentlich war Rothe nur verpflichtet während des Semesters alle 14 Tage Gottesdienst zu halten, aber in seiner hülfsbereiten Großmuth versprach er

dem Pastor Wichelhaus einfach mit ihm abzuwechseln, wodurch er sich den Genuß seiner Ferien sehr beschränkte. Die Losung: morgen predigt Rothe, war in Bonn, wie vorher in Wittenberg und Heidelberg, eine Freudenbotschaft. So schrieb Wichern, der im Juli 1852 durch Bonn kam, nach Hause: „Zu meiner nicht geringen Freude predigte Rothe," und Wichern war glücklich, „den so fein gestalteten" auch persönlich kennen zu lernen*).

An der Universität erweiterte Rothe den Kreis seiner Vorlesungen um ein Publicum „über das Christenthum für Studierende aller Fakultäten", wie es auf Anregung der innern Mission damals an den meisten Universitäten eingeführt wurde, um auch Juristen und Medicinern religiöse Anregungen zu vermitteln. Unter den praktischen Vorlesungen, die Rothe selbst nicht völlig befriedigten, rühmt der spätere Tübinger Professor Dieftel namentlich seine Homiletik. „Ohne daß er dictierte," sagt Dieftel, „konnte man seinen Vortrag leicht und genau fixieren. Vorzüglich waren es zwei Stellen, an denen seine eigenste Erfahrung deutlich zu Tage trat, an der Entwicklung der wahren Meditation nach allen ihren Momenten und des Begriffs der Popularität einer Predigt." Für die Vorlesung über Ethik erschien seinem Schüler Dieftel als die beste Vorbereitung der Besuch seiner vierzehntägigen Predigten, die in die Gedankengänge populär einführten, die im Kolleg oft für Anfänger allzu abstract entwickelt wurden. Neben dieser Last von Kollegien hatte er aber als eigentliche und Hauptaufgabe die Leitung des Seminars zu besorgen, die ihm hier eben so viel Freude machte, wie sie ihm in Heidelberg nicht selten Verdruß bereitet hatte. Dieftel, eine Weile Senior seines Seminars, schildert Rothe's Verfahren mit ganz ähnlichen Worten, wie einst in Wittenberg Pastor Müller**). „Mit welcher Feinheit der Sprache suchte Rothe jedes verletzende Wort zu vermeiden, das den Neuling hätte niederschlagen können! Wie behutsam wurde Stück für Stück des Entwurfs vorgenommen, geändert, bis ein völlig Neues aus dieser kritischen Läuterung hervorging! Es war, wie wenn er den Entwurf als den ersten Ansatz einer Meditation betrachtete, der sofort bei jedem weiteren Schritte deutlichere Formen, reicheren Inhalt empfing. Von dieser erziehenden Geduld und Nachsicht, welche dem homiletischen Zwecke nicht das mindeste vergab, fühlten wir uns alle gehoben, und erst die rückblickende Reflexion nahm wahr, daß von dem Entwurfe zuletzt fast nichts Brauchbares übrig geblieben war. Mit der gleichen Feinheit wußte er vorwiegend rhetorische Talente zu überführen, daß ihr Text ganz anders aufgefaßt und viel reicher ausgeschöpft werden könne und daß die stilistische Leistung, die er mit lauterer Herzenstheilnahme anerkannte, sich durch eine

*) Ges. Werke II, 260 f.
**) Bd. I, 347.

viel gründlichere Gedankenarbeit noch ergänzen müsse. So hatten Begabte und Unbegabte von ihm den gleichen Gewinn, und gerade den Unbegabten wußte er die Ueberzeugung beizubringen, daß treuer Fleiß auch auf diesem Gebiete schließlich zu einem genügenden Resultate führe." Bei solcher Güte fühlte sich auch der Jüngste von ihm nicht gedrückt, sondern schloß sein Herz willig auf, weil er das Gefühl hatte, daß dieser freundliche Lehrer wirklich theilnehme auch an ihm und ihm ein Führer zum Guten sein wolle. Rothe's System freilich blieb der großen Mehrzahl etwas Fremdartiges und das war auch wohl der Grund, warum der an Geist und Tiefe mit ihm gar nicht zu vergleichende Dorner doch eine größere Zahl von Hörern um seinen Lehrstuhl versammelte, weil er sich an die den Theologen geläufigeren dogmatischen Kategorieen anschloß. „So bedeutend," sagt Dieſtel, „und tiefdringend auch Rothe's akademische Wirksamkeit war, so kann man sie in Bonn doch mehr als fermentierende, denn als schülerbildende bezeichnen. Nur wenige wählten ihn zu ihrem ausschließlichen Führer. Denn gerade diejenigen, welche am meisten speculatives Talent besaßen, die Holsteiner, schlossen sich an Dorner an. Die außerordentliche Bescheidenheit und Zurückhaltung, mit der Rothe seine eigenthümlichen Anschauungen vortrug, hätte die Bildung einer Schule weniger gehindert. Es frappierte aber die Studierenden in hohem Grade, wenn Rothe, nachdem er für eine überraschende These in haarscharf schlagender Deduction den Beweis geliefert hatte, die Zuhörer dringend bat, sie möchten das doch ja nicht annehmen, sondern lediglich prüfen. Jene starke Betonung der reinen Individualität contrastierte merkwürdig mit der strengen Beweisführung der Sätze, die sich aus allgemein anerkannten Prämissen folgerichtig zu ergeben schienen." Der persönlichen Verehrung der Zuhörer aber that das keinen Eintrag. In der Auslegung des Johannesevangeliums und der Ethik sah Rothe gefüllte Auditorien vor sich. Die wichtigste Erweiterung seines Cyklus waren aber seine Vorlesungen über das Leben Jesu, die er erst in Bonn begann. „Dieses Kolleg," schreibt einer seiner Bonner Zuhörer, Konsistorialrath Ehlers, „war ein ehrlicher, aufrichtiger Versuch, die geschichtliche Entwicklung Jesu, seine Menschheit als eine werdende, zum Verständniß zu bringen und doch jede Lebensstufe dieses einzigartigen Personlebens mit ihren verschiedenartigen Kundgebungen als eine Offenbarung der göttlichen, väterlichen Liebe zu begreifen. Es war das Leben des gotteinigen Menschen, der in allen Stücken uns gleich geworden, ausgenommen die Sünde; der auf Grund einer unvergleichlichen Begabung und Ausrüstung in sittlicher Arbeit, in sittlichem Kampf bis an das Ende die Einheit mit dem Vater behauptet, sie immer neu vollzieht, immer völliger erreicht und so sich vollendet zu dem einen Mittler zwischen Gott und den Menschen." Als historisch-kritische Aufgabe behandelte Rothe sein Thema weniger, denn als religiös-erbauliche.

So war sein Leben Jesu eine Erbauungsstunde, der die Studenten von weither zuzogen und mancher blieb noch ein Semester in Bonn, weil es hieß: „Im nächsten Semester liest Rothe Leben Jesu."

Rothe begann*) mit der Frage, die seit dem Buche von David Fr. Strauß nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt worden war, ob das Leben Jesu Geschichte oder Mythus sei? Er unterscheidet dabei zunächst zwischen religiösem und historischem Mythus. Dem ersteren liegt eine religiöse Idee zu Grunde, die sich in der Erzählung eine Vorstellung schuf, dem zweiten eine geschichtliche Erinnerung, die im Laufe der Tradition mit sagenhaften Zuthaten bereichert wurde. Offen und ehrlich giebt Rothe zu, daß beiderlei Mythen auch in die evangelische Tradition eingedrungen seien, aber er läugnet, daß durch diese Zusätze die Substanz des Bildes Jesu verändert wurde. Hätten die Jünger, die Juden waren, ein mythisches Bild ihres Meisters poetisch erzeugt, so würde es nach dem Typus des jüdischen Messiasbildes geformt worden sein, aber eben diesem Bilde widerspricht das überlieferte Leben Jesu und Matthäus läßt es sich viel Mühe kosten, dasselbe mit dem von den Propheten geweissagten messianischen Bilde in eine nothdürftige Uebereinstimmung zu bringen. Das Wunder der Erscheinung Jesu wird von Paulus genau so berichtet, wie die Evangelisten diese Erscheinung bezeugen, obwohl beide Theile völlig unabhängig voneinander geschrieben haben. Die Evangelisten aber sind „grundehrliche Leute", das geht aus dem ganzen Ton ihrer Sprache hervor und gerade ihre Abweichung untereinander beweist ihre Arglosigkeit. Johannes bekennt ganz offen, daß die Jünger die Reden Christi zuweilen nicht verstanden hätten und seine eigenen Spekulationen tragen ein ganz anderes Gepräge als die Reden Jesu, die er also nicht erfunden hat, wenn auch seine Redaction nothwendig einigen Einfluß auf sie üben mußte. In den Synoptikern hält Rothe die Spruchsammlung des Matthäus für das älteste Element, die Entstehung der geschichtlichen Theile erklärt er nach der Diegesentheorie Schleiermachers aus Verknüpfung einzelner Anekdotensammlungen zu einem Ganzen, wobei dem Lukasevangelium die Priorität zugeschrieben wird. Rothe betont aber nachdrücklich, daß die Evangelisten überhaupt keine Biographien geben wollten, sondern Zeugnisse für die Herrlichkeit ihres Erlösers. Bei dieser Sachlage ist auch für uns an eine Biographie Jesu im modernen Sinne nicht zu denken und Rothe theilt darum seinen Stoff in drei große Gruppen: Nachrichten, die sich auf das Leben Jesu vor seinem öffentlichen Leben beziehen, eine zweite Gruppe bilden die Nachrichten vom Auftreten Jesu in der Oeffentlichkeit bis zu seinem Leidensgange nach Jerusalem und schließlich folgt die Leidens- und Auferstehungsgeschichte.

*) Ich benütze ein Bonner Heft vom Jahre 1852, das ich der gütigen Mittheilung meines Kollegen Deißmann verdanke.

Die verschiedenen Versuche, das richtige Geburtsjahr Christi festzustellen, berichtet Rothe gewissenhaft, ohne sich doch für den einen oder andern zu entscheiden, er meint nur, die dionysische Chronologie, nach der wir zählen, sei noch immer besser begründet als die modernen Correcturen derselben. Die Vorgeschichten können wir bei dem Schweigen des Johannes und Paulus als Geschichte nicht übernehmen, aber ihr dogmatischer Inhalt, die wunderbare Abstammung, wird auch von Johannes und Paulus vorausgesetzt, sie ist also Ueberzeugung aller ersten Jünger gewesen. Mythisch sind die Erzählungen des Matthäus und Lukas von der Kindheit Jesu schon darum, weil sie sich gegenseitig ausschließen. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Erzählungen auch Thatsächliches enthalten, aber es ist unmöglich, dieses Thatsächliche aus dem Poetischen und Mythischen mit einiger Sicherheit herauszulösen. Mit großem, archäologischem Wissen und seltener Kenntniß der Literatur erörtert Rothe nun alle Aufstellungen über den Geburtsort, die Schatzung des Quirinus, die näheren Umstände der Geburt Jesu, die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, die Anbetung der Magier, den Bethlehemitischen Kindermord, die Flucht nach Aegypten und den Jesusknaben im Tempel; aber erst mit dieser letzten Erzählung glaubt er historischen Boden unter den Füßen zu haben. Daß diese Erzählung ihre geschichtliche Bürgschaft in sich selbst trage, wie Schleiermacher behaupte, vermag er freilich so wenig anzuerkennen, wie die entgegengesetzte Annahme von Strauß, daß sie aus dogmatischem Interesse erfunden worden sei. Nur das will er behaupten, daß keinerlei äußere oder innere Schwierigkeiten nöthigen, sie für ungeschichtlich zu halten. Wenn Rothe dann in einem weiteren Abschnitt von der geistigen Entwicklung Jesu handelt, so rechtfertigt er das damit, daß zur wahrhaftigen Menschheit Jesu auch das Zunehmen vor Gott und den Menschen gehöre. Den Gedanken einer auffallenden, oder wie er sich ausdrückt, brillanten Entwicklung des Jesusknaben müssen wir den Aeußerungen seiner Familie und seiner Volksgenossen gegenüber, wie sie auch durch Johannes bezeugt sind, fallen lassen. Die Möglichkeit eines Einflusses der Pharisäer, Sadducäer, Essäer, Philoniker oder der griechischen Philosophen auf die Bildung und Entwicklung des Erlösers wird erörtert, aber im Wesentlichen abgelehnt. Diese Ableitungen der Erscheinung sind schon im Princip verfehlt; der, der die Idee der ganzen Menschheit darstellt, konnte nicht von kleinen Bruchtheilen der Menschheit seine Bildung beziehen. Er verhält sich wie das gediegene Ganze zu seinen einzelnen Fragmenten. In sein Volk menschlich hineingestellt, lernte er auch die Bildung dieses Volkes beherrschen, aber er maß sie an seinem eigenen Maßstab und das war der einer sündlosen Seele. Ein zwingender historischer Beweis für Jesu Sündlosigkeit kann allerdings nicht geführt werden, aber für den, der an die Messianität Jesu glaubt, ist

sie eine Voraussetzung dieses Glaubens, wie sie auch Voraussetzung der schließlichen Verherrlichung Jesu ist. Durch seine Geburt von der Erbsünde frei, hineingeboren in einen Kreis von Heiligen und dadurch gegen sündige Verwicklungen geschützt, konnte er sich in voller Normalität entwickeln. Diese Entwicklung aber war eine immer vollständigere Einigung mit Gott. Bei dem Eintritt in das öffentliche Leben war diese Entwicklung bereits völlig abgeschlossen. Nur uneigentlich können wir von einer Individualität Jesu reden. Seine Eigenthümlichkeit ist nicht, wie bei uns, eine besondere Mischung von Eigenschaften, sondern die absolute Normalität der menschlichen Natur. Sein wesentliches Gepräge ist die absolute Vollendung. Das ist die Individualität, wie sie durch den Begriff des Erlösers gefordert wird. Der Erlöser muß gedacht werden als das schlechthin centrale Individuum in dem Kreise der Menschheit. Es muß in Christus die ganze Fülle der Elemente liegen, die die neue Menschheit constituiert. Das Princip, das ihn selbst, alles beseelend, durchdringt, ist die Frömmigkeit. Diese ist ihrem eigenen Begriffe zufolge die absolute, centrale menschliche Lebensfunction, die allein volle Harmonie in das menschliche Leben bringen kann. Die unbedingte Gemeinschaft mit Gott ist das Princip, welches alles in Christus zusammenschließt. Frömmigkeit ist die gediegene Substanz des gesammten Menschenlebens. Mit der Entwicklung von Jesu Einheit mit Gott ging Hand in Hand die Entwicklung seines Bewußtseins um seine Bestimmung. In demselben Maße, in dem sein Inneres sich entfaltete, mußte ihm zugleich das volle Bewußtsein aufgehn um den Zustand der ihn umgebenden sündigen Welt, um ihre Geschiedenheit von Gott; damit erkannte Jesus aber auch seine Aufgabe, vermöge seiner eigenen Gemeinschaft mit Gott Mittler zu werden zwischen Gott und den Menschen. Mit der immer klareren Einsicht in diese Aufgabe mußte gleichmäßig der Entschluß in ihm reifen, die Erlösung der Welt als seinen eigentlichen Beruf auf sich zu nehmen. Darin lag zugleich die Entwicklung seines Messiasbewußtseins, die durch das Studium des alten Testaments in ihm gefördert wurde, denn er sagt selbst seinen Jüngern: „Suchet in der Schrift, sie ist's, die von mir zeuget." Diese Aufgabe konnte er lösen einfach durch seine Selbstdarstellung, dadurch, daß er sich gab, wie er war und die Folgen davon auf sich nahm. Von einem Plane Jesu kann man also nicht reden, am wenigsten von einem politischen, wie die Rationalisten pflegen, denn in dieser Beziehung bezeugt die Schrift im Gegentheil, daß er allen Versuchungen, sein Messiasthum politisch zu wenden, aus dem Wege gegangen sei. Den Uebergang zur öffentlichen Thätigkeit leitet die Taufe des Johannes ein. Eigenthümlich groß ist an dem Täufer, daß er die Idee des messianischen Reiches mit voller Klarheit vom sittlichen Gesichtspunkt betrachtete. Er erkannte, daß nur eine rein sittliche Befähigung Theilnahme an diesem Reiche

gewähre. Ja er sprach ohne Scheu den Gedanken aus, daß Gott das verheißene Reich den Heiden zuwenden werde, wenn die Juden sich dieser Forderung der sittlichen Reinigung entzögen. Diejenigen, die zu einer solchen sich entschlossen, nahm er durch den Akt der Taufe in die Gemeinde der Bußfertigen auf, nach der Aufforderung des Jesaja: „Waschet euch, reinigt euch, thut euer sündig Wesen von euch.“ Dieses Auftreten des Täufers mußte auf Jesum wirken wie ein elektrischer Schlag. Aber ehe er nun selbst daran geht, als Messias das Volk um sich zu schaaren, zieht er sich billig in die Einsamkeit zurück, um mit seinem Gott zu Rath zu gehn. Daß ihn hier die Mächte der Finsterniß an seinem Berufe irre machen wollten, ist nicht minder naheliegend. Nur dann, wenn Christus dem unsichtbaren Feinde selbst widerstehen konnte, vermochte er die Aufhebung der Sünde in der Menschheit zu bewirken. Auch der Satan seinerseits konnte es nicht lassen, den Erlöser zum Ziel seiner bittersten Angriffe zu machen. Daß er Jesu Unanfechtbarkeit hätte kennen müssen, darf man nicht einwenden, denn für den Unreinen bleibt der Reine ewig unbegreiflich. So versucht er es, Christum gerade vermittelst seiner messianischen Gabe zum Fall zu bringen, indem er ihn verleiten will sie zu mißbrauchen. Aber Christus bleibt fest gegen die Versuchungen der Sinnlichkeit so gut, wie gegen die des Ehrgeizes.

Das öffentliche Auftreten Jesu ist eingeleitet durch die Stiftung seines Jüngerkreises. Sein nächstes Augenmerk mußte sein, geschichtlich festen Fuß zu fassen in seinem Volke. Es konnte das nur geschehen durch Gründung einer Gemeinschaft, die die Trägerin und Fortpflanzerin der von ihm ausgehenden Wirkungen war. Es galt also eine christliche Familie zu gründen, einen Kreis von Individuen zu stiften, die für seine erlösende Wirksamkeit vornehmlich empfänglich waren, aus denen dann das gemeindestiftende Reich der Erlösung hervorblühen konnte. So lassen die Evangelien Jesum beginnen mit der Sammlung eines Jüngerkreises. Er entnahm ihn den untern Ständen, denn er wollte solche Individuen, die nicht bereits ein festes Gepräge der Bildung hatten, sondern ein bildsames Material waren in seinen Händen. Seine Aufgabe, der Welt die vollendete Offenbarung Gottes zu bringen, wie sie bereits durch das alte Testament in Angriff genommen war, löste Jesus in der schlichtesten Form. Er ging auf die Weise der jüdischen Lehrer ein und wie jeder andere Rabbi zog er im Lande umher und lehrte in den Synagogen. Aber auch im Verkehr mit den Einzelnen benützte er jede Gelegenheit, religiöse Ermahnungen anzuknüpfen. Er fordert Liebe Gottes und des Nächsten, Gehorsam, Demuth, Gebet in einer Weise, daß es erscheint, als werde erst jetzt rein und deutlich von diesen Dingen geredet. Auch erklärt er selbst die frühere Auslegung dieser Pflichten für ungenügend und setzt eine innerlichere und gesteigerte Forderung an die Stelle. Für uns steht in erster

Reihe die Selbstverkündigung Christi, die doch mit der größten Demuth verbunden ist. Nicht als Messias bezeichnet er sich, sondern, was er von sich aussagt, ist schlechthin transscendent. In seinen Reden ist alles ineinander, Gefühl, Ahnung, Vorstellung, Gedanke. Bei ihm durchdringen sich Hoheit und erhabene Einfalt, Selbstgefühl und stille Demuth, Nüchternheit und hoher Enthusiasmus. Wenn man die Person ansieht, die so redet, muß man urtheilen, daß sie vollkommen zu ihrer Rede paßt und er nicht zu viel von sich gesagt hat. Die Rede dringt mit eigenthümlicher Kraft in's Herz, sie hat nichts Gekünsteltes. Es liegt in ihr ein ursprüngliches Wissen von diesen Dingen. Im engsten Zusammenhang mit seiner Lehrthätigkeit steht die Wunderthätigkeit Christi. Oft knüpft er seine Lehre an an seine Wunder, aber diese Wunder gehören auch mit zu der Vollständigkeit der Selbstdarstellung seiner Person, auf die es abgesehen war. Wie die Manifestation Gottes überhaupt durch Wunder bedingt ist, so auch Gottes Manifestation in Christo. Nur durch Wunder handelt Gott in schlechthin evidenter Weise in der Welt und so konnte auch sein Handeln in Christo nicht anders zu wirklicher Evidenz kommen als durch Wunderthätigkeit. Wir können uns Christum nicht anders denken denn als Wunderthäter und zwar im specifischen Sinne. Das alles folgt aus seiner Einheit mit Gott und seinem Charakter als Offenbarungsträger und Erlöser. Gerade die Wunderthätigkeit Jesu aber stellte die höchste Behörde des Judenthums vor die Wahl, entweder Jesum als Messias anzuerkennen, oder ihn aus dem Weg zu räumen, wie ja auch Johannes den letzten Entschluß der Hohenpriester, Jesum zu tödten, fest verknüpft hat mit dem größten Wunder Jesu, der Auferweckung des Lazarus. Die Anhänger, die Jesus gefunden hatte, waren, sobald sich Gefahr erhob, sehr zusammengeschmolzen und so war der Erfolg von Jesu Wirken äußerlich genommen ein geringer. Christus wußte das wohl, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. Er sah dieses Mißlingen als einen Rathschluß Gottes an. Wollte er nicht ein bloßer Lehrer, sondern ein Erlöser sein, so mußte er Thaten thun und nur *eine* That war noch übrig, zu sterben zur Beglaubigung seiner Wahrheit. Als er nach Jerusalem zog, wußte er das Ende zum voraus. Er suchte den Tod, aber er wußte auch, daß der scheinbare Untergang seiner Sache in Wahrheit ihr Sieg sein werde. Wenn der Erlöser das so klar erkannte und freiwillig in den Tod ging, wie erklärt sich dann aber sein Ruf der Verzweiflung am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Rothe wußte darauf nur die eine Antwort, daß die satanische Versuchung der Todesangst Jesu nicht erspart werden durfte. Die Gottverlassenheit am Kreuze war die höchste Spitze der teuflischen Anfechtungen, aber auch jetzt fand der Fürst der Finsterniß nichts an ihm. Christus bestand auch diese Probe siegreich. Er verlor den innern Zusammenhang mit dem

Vater nicht, obgleich das Gefühl desselben für einen Augenblick in ihm erloschen schien. Erst nachdem er auch diese Versuchung bestanden hatte, war er schlechthin reif zum seligen Ableben. An seiner Wiederkehr aus dem Grabe ist nach dem einstimmigen Zeugniß der Evangelien nicht zu zweifeln. Aber der Auferstandene gehörte nicht mehr dem irdischen Dasein an, sondern einem himmlischen. Darum zieht er nach kurzen Erscheinungen sich immer wieder in das Unsichtbare zurück. Da diese Erscheinungen lediglich den Zweck hatten, die Jünger zu überzeugen, daß er lebe und Sieger sei über Tod und Hölle, hörten sie auf, sobald dieser Zweck völlig erreicht war. Daß er in den Himmel erhöht wurde, ist die Voraussetzung aller Evangelisten. Darüber hinauszugehen und eine Aufnahme seines materiellen Leibes in den Himmel vor den Augen der Jünger anzunehmen, veranlaßt uns der älteste Zeuge, Johannes, nicht. Es gehört das zu den ausschmückenden Zügen der späteren Tradition. Die Auferstehung Christi hatte zur unmittelbaren Folge den Eintritt in den himmlischen Zustand, aus dem er durch zeitweise Wiederannahme seines wiederbelebten Leibes sich den Jüngern mehrmals offenbarte. Das irdische Leben Christi hatte in der That keinen wirklichen Schluß. Es zerfloß ohne bestimmte Grenzbezeichnung mit seinem himmlischen Leben in eins. Die Späteren verlangten nun aber nach einem solchen äußeren Abschluß und aus diesem Bedürfniß ist die Anschauung von einer sinnlichen Erhebung seines Leibes in den Himmel entstanden, die auch am besten dem Glauben, daß Christus wiederkehren werde auf den Wolken des Himmels, entsprach.

In groben Umrissen ist das der Inhalt der Rothe'schen Vorlesung. Seine fragwürdige Lösung der Widersprüche in den Berichten, die Entscheidung bald für Lukas, bald für Johannes, der Mangel einer klaren Einsicht in die Abhängigkeitsverhältnisse, das Alter und die Zwecke der einzelnen Schriftsteller ist die große wissenschaftliche Schwäche seines Lebens Jesu, die religiöse Wärme, das tiefe Eindringen in den Sinn der einzelnen Worte Jesu, die Begeisterung für das gefundene Bild ihr gewinnender Vorzug. Als Erbauungsstunde wurde von den Studierenden dieses Kolleg auch betrachtet und als solche hat es seinen Zweck in schönster Weise erfüllt. Die Vorlesung über das Leben Jesu in Bonn bezeichnet den Höhepunkt von Rothe's Lehrthätigkeit und die theologische Jugend lebte des festen Glaubens, daß in ihr die Einwürfe von David Strauß und die Ergebnisse der Tübinger Schule endlich überwunden seien. Er selbst freilich machte sich über den Werth solcher Kollegwirkungen keine Illusionen und als er im März 1852 — man schloß damals erst am 24. — vom Wintersemester ermüdet sich die Frage vorlegte, was bei dem allem herauskomme, gestand er seinem Umbreit, „ich finde keine andere Antwort als die: herzlich wenig. Wüßte ich nicht, daß es Gottes Art ist, aus dem Kleinen Großes hervorzubringen, so wäre ich längst fortgelaufen vom Katheder.

Aber wohin? Es ist ja alles winzig klein, was die Menschen producieren, aber darüber komme ich nicht hinaus, daß mir von allem das theologische Gemächte ganz besonders nichtsbedeutend vorkommt. Glücklich die Theologen, denen es nicht so erscheint!"

Während Rothe sich so in neue theologische Gebiete einlebte, erhob doch auch die kirchliche Praxis an den Bonner Prediger ihre Ansprüche, so gern er denselben aus dem Wege gegangen wäre. Daß das öffentliche Leben dieser Jahre zu den traurigsten Perioden der deutschen Geschichte zählte, wird heute von niemanden bestritten. Um so erfreulicher ist es, daß wo Rothe mit demselben in Berührung kam, er die allgemeinste Anerkennung fand und diese auch reichlich verdiente. Er selbst hätte vorgezogen, ruhig seinen Studien und der Pflege seiner geisteskranken Frau zu leben, aber er konnte es nicht vermeiden, daß im Oktober 1850 die Fakultät ihn zu ihrem Vertreter auf die in Duisburg abzuhaltende Provincialsynode abordnete. Mit Bethmann-Hollweg und Dorner hatte er dort zu erscheinen. Das Vertrauen, mit dem er von den geachtetsten Vertretern der rheinisch-westphälischen Kirche aufgenommen wurde, erfreute ihn sehr. Auch mit alten Freunden traf er in Duisburg zusammen, so mit seinem früheren pietistischen Bedränger und Einpeitscher Emil Krummacher, der als Pastor in Duisburg angestellt war. Vor allem aber freute er sich, seinen Wittenberger Stubenburschen Wiesmann, jetzt Pastor in Lennep, wiederzusehen. Beide bezogen eine gemeinsame Stube, ganz wie in alten Zeiten. Die Presbyterialverfassung der rheinisch-westphälischen Kirche auszubauen, war das Hauptinteresse der Synode, während die Cultusverwaltung in Berlin diese Arbeit hintanzuhalten wünschte, angeblich, um einer gemeinsamen Ordnung für alte und neue Provinzen nicht vorzugreifen. Der Minister Raumer berief sich dafür auf § 15 der preußischen Verfassung, die eine gemeinsame Kirchenverfassung für die preußische Landeskirche zugesagt habe. Nachmals freilich führte man diesen Artikel der vom König beschworenen Verfassung überhaupt nicht aus und über den darin liegenden Wortbruch half sich Raumer mit dem von Ludwig von Gerlach soufflierten Witz hinweg, der Artikel sei ausgeführt durch Einsetzung des Oberkirchenraths. Als Vertreter der Regierung bei der Synode war Nitzsch erschienen, der bei der Mittelpartei von seiner Bonner Wirksamkeit her in bestem Andenken stand. Er war ermächtigt, sich mit der Synode über alle Wünsche zu verständigen, die nicht einen Dualismus zwischen der rheinischen Kirche und der der alten Provinzen herbeiführen würden und die die Competenz des Berliner Oberkirchenraths auch über Rheinland und Westphalen nicht in Frage stellten. Dabei sprach der Minister bereits jetzt aus, daß die evangelische Kirche nicht bloß der Staatshoheit selbstverständlich unterstellt bleibe, sondern daß dieselbe auch forthin der königlichen Oberleitung nicht entbehren könne. Die

Synode war bereit, dem Könige als Landesbischof das Recht zuzugestehen, zu ihren Versammlungen einen Vertreter zu entsenden, ihre Gesetzesvorlagen zu bestätigen oder zu verwerfen und die kirchenregimentlichen Stellen auf Präsentation der kirchlichen Organe zu besetzen. Die Synode ihrerseits wünschte vor allem Aufrechterhaltung ihrer Presbyterialordnungen und Nitzsch glaubte damals noch, mit Erfüllung dieser Wünsche werde es keine Noth haben. Aber sie blieben alle in den Akten des Cultusministers begraben und wer an sie erinnerte wurde gemaßregelt, so Nitzsch selbst, den Raumer bald darauf aus der Examinationscommission entfernte. Rothe seinerseits fühlte sich in der ihm vollkommen fremden Synodalwelt „wie Saul unter den Propheten". Aber das Vertrauen, das man ihm entgegen brachte, that ihm wohl. Man wählte ihn zum Mitglied der Bekenntnißcommission und er wirkte dafür, daß die vorhandenen Gruppen der unierten Kirche und der confessionell reformiert oder lutherisch gebliebenen Gemeinden sich in ihrer Gleichberechtigung ausdrücklich anerkannten. Sein Referat im Namen der Commission war, wie ein Theilnehmer sich ausdrückt, „der eigentliche Silberblick der gesammten Verhandlungen". „Der Neuberufene machte den wohlthuendsten Eindruck, sowohl durch die Bestimmtheit und Schlagfertigkeit in allen seinen Erklärungen, als durch die Milde und Güte seines ganzen Wesens." Sein Referat brachte die verschiedenen Stufen der Unionsverwirklichung, wie sie in der Rheinprovinz bestanden, zu klarer Anschauung, von der wirklichen Verschmelzung bis zur bloßen Gemeinschaft der Sacramente und des Kirchenregiments, bei Festhaltung der Sonderbekenntnisse. Der Fortschritt, den diese Commissionsbeschlüsse befürworteten, war der, daß die Synode ausdrücklich die Gleichberechtigung aller dieser Gruppen aussprach, was sich auch die Confessionellen gefallen ließen. Rothe selbst war noch immer kein unbedingter Verehrer der Union und in einem Briefe an Heubner thut er sich etwas zu gute darauf, daß er dem in einem großen Theil der Versammlung sich regenden Unionseifer habe steuern helfen, womit er freilich den Sinn seiner Kollegen Dorner und Bleek nicht getroffen haben werde. „Sich über ihr Bekenntniß offen und unzweideutig auszusprechen," führte der Commissionsbericht Rothe's aus, „sei allezeit das der Würde einer Kirche allein Entsprechende. Bei der Lage der rheinischen Kirche genüge dazu aber, den thatsächlichen Bestand treu und genau darzustellen und seine Rechtsbeständigkeit unumwunden anzuerkennen." Die Provincialkirche umschließe einerseits eine Mehrheit von Confessionen und bilde anderseits dennoch eine durch ein gemeinsames Kirchenregiment und durch Gemeinsamkeit des Glaubens und evangelischen Geistes zusammengehaltene kirchliche Gemeinschaft. Dieselbe könne aber nur dann mit Segen aufrecht erhalten werden, wenn die vorhandenen confessionellen Gruppen sich gegenseitig in ihrer Gleichberechtigung anerkennten. Das Mißtrauen datiere von

der Art und Weise, wie die Union seit 1817 auch in dieser Provinz eingeführt wurde und deßhalb sei erforderlich, der Besorgniß, als könne dieselbe auch jetzt noch auf anderem Wege als dem der freiesten Ueberzeugung, sich zu verbreiten suchen, auf das entschiedenste entgegenzutreten. Wenn also die Synode auch die Union als ein an fruchtbaren Keimen des Segens reiches Werk der Kirche erhalten wolle, so müsse doch jeder Gemeinde die Freiheit gewahrt werden, sich zu unieren oder nicht, oder es auszusprechen, daß sie mit der seiner Zeit eingeführten Union nicht ihr Sonderbekenntniß, sondern nur die die andere Confession von der Gemeinschaft ausschließenden Bestimmungen aufgegeben habe. Wenn auch die aus der genauen Darstellung des vorhandenen confessionellen Thatbestands hervorleuchtende, vielfache Getheiltheit der Provincialkirche kein Bild gebe, das den Gegnern imponieren werde, so brauche sich diese ihrer Aufrichtigkeit nicht zu schämen, denn die in dieser Vielheit hervortretende Elasticität der Union sei nicht nur ihre Schwachheit, sondern auch ihre Stärke. Diese Anträge wurden angenommen und die Synode sprach Rothe ihren Dank für seinen Bericht aus, den dieser bescheiden auf die Commission selbst überleitete. Nitzsch, als Vertreter des Oberkirchenraths, erkannte gleichfalls rühmend die Unterstützung an, die der Oberkirchenrath in diesen Erklärungen der Synode finden werde und man schloß die Sitzung in einer außerordentlich gehobenen Stimmung. Alle Anwesenden hatten das Gefühl, daß Rothe's glückliche Vermittlung der Provincialkirche schlimme confessionelle Händel erspare. Am 9. November aber erklärte Rothe, er könne die Wiederaufnahme seiner Vorlesungen nun nicht länger aufschieben und wünsche der Synode zur Fortsetzung ihrer Berathungen reichen Segen. Der Präses dankte darauf dem Scheidenden für die wichtigen Dienste, die er der Synode geleistet habe, und wünschte ihm ein herzliches Lebewohl. Die Auszeichnung, mit der man ihn behandelt hatte, war ihm selbst erhebend und die Bekanntschaft mit den Führern der rheinisch-westphälischen Kirche mußte ihm werthvoll sein, wenn sie auch bald dazu führte, daß er in einem Umfang für ihre Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde, die sich weder mit seinen Neigungen noch mit seiner Berufsarbeit vertrug.

Die Welt draußen freilich kümmerte sich wenig um die Synodalverhandlungen in Duisburg. Während die Pastoren ihren Bekenntnißstand in drei Paragraphen definierten, wurde die gesammte waffenfähige Jugend Preußens durch die Mobilmachungsordre vom Herbst 1850 zu den Waffen einberufen. Der lang erwartete Entscheidungskampf zwischen Preußen und Oesterreich schien endlich zu beginnen. Eine gewaltige Begeisterung ging durch das preußische Volk, das Abrechnung mit Oesterreich verlangte. Für theologische Fragen war jetzt nirgend ein Interesse und selbst der Sekretär der Sandhof-

conferenz, Willibald Beyschlag, dem der poetische Maikäferbund seiner Freundin Johanna Kinkel noch in den Gliedern lag, setzte die Theologie bei Seite und verabredete mit seinem Bruder, in einem Bändchen noch zu dichtender Kriegslieder: „Leyer und Schwert" die preußische Kriegsführung ebenso poetisch zu accompagnieren wie einst Theodor Körner die Freiheitskriege. Aber die wilde verwegene Jagd Friedrich Wilhelms des Vierten kostete nur dem Schimmel von Bronzell das Leben nnd so kam auch Beyschlags „Leyer und Schwert" über die Einleitung nicht hinaus. Der neue Tyrtäus blieb ruhig in seiner Schule, der König aber gab die Schleswig-Holsteiner und die anfänglich unterstützten Kämpfer für die seit dreißig Jahren zu Recht bestehende kurhessische Verfassung gleich schmählich preis. Dann ordnete er die Feier des hundertundfünfzigjährigen Bestehens seiner preußischen Krone an, die sich soeben mit solchem Ruhme bedeckt hatte. Was gut preußisch war, ließ die Köpfe hängen. Rothe schreibt im Rückblick auf das Jahr 1850: „Es werden Gottes Wege und Gottes Gerichte sein ... Wenn ich je daran hätte zweifeln können, daß es ein göttliches Verhängniß giebt in dem Gang der menschlichen Dinge, so müßte ich es jetzt mit Händen greifen." Noch trüber lautet der Rückblick auf das Jahr 1852: „Soll unser theures deutsches Vaterland noch einmal einen Tag des Heils schauen, so kommt er ihm gewiß von Preußen *nicht*; der einzig absehbare Weg dazu wäre, wenn einer der kleinen Staaten und Fürsten sich ehrlich und entschieden auf den Geist des ganzen deutschen Volkes stützte, und das, was der wirkliche Geist der jetzigen Geschichte ist, auf eine recht hochgehaltene Fahne schriebe ... *Die öffentlichen Zustände sind trostloser als wir beide sie je erlebt haben.*" Die maßgebenden preußischen Junkerkreise wollten von einem deutschen Berufe Preußens überhaupt nichts hören. Als Below von einem solchen redete, erwiederte ihm Bismarck: „Also Sie sind auch von dem deutschen Hunde gebissen?" und General Gerlach sprach gern von dem *Laster* des Patriotismus*).

Dieser äußeren Politik Preußens war die innere vollkommen ebenbürtig, ja sie war noch um ein gut Theil verderblicher. Eine Hauptquelle der Revolution waren die kirchlichen Wirren gewesen. Der Pietismus hatte durch sein Obscurantenthum die lichtfreundliche Bewegung heraufbeschworen, die den halben Bürgerstand den Radicalen zuführte. „Das schlimmste Gift im Blute des preußischen Staats," nannte Bamberger, „das pfäffische Lutherthum, beinahe zu vergleichen der katholischen Pfaffenherrschaft, unter welcher Frankreich leidet" **). Der Haß auf den Bekenntnißzwang, auf die Heuchelei, auf die

*) Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen II, 314.

**) Ebenda II, 347.

Nöthigung zur Unwahrheit galt den pietistischen Führern, dann dem Hof und nicht zum wenigsten dem Könige. Seinem Bunde mit dem Pietismus verdankte Friedrich Wilhelm die tiefe Abneigung des Bürgerstandes, unter deren eisiger Kälte nichts mehr gedieh. Aber mit eiserner Stirne behauptete die fromme Clique jetzt, nach dem Siege der Reaction, nur sie könne das Königthum retten, das doch sie gerade zu Grunde gerichtet hatte und der König glaubte es, weil sie die Einzigen waren, die ihn nicht an seine Versprechungen von 1848 erinnerten. Mit ähnlichen Versicherungen nahten sich dem Throne die Ultramontanen, die in Radowitz, Ludwig von Gerlach und der Königin warme Fürsprecher hatten. Die Revolution in dem rein katholischen badischen Seekreis, die Unruhen in der Pfaffengasse am Rhein, die Wühlereien des polnischen Clerus waren noch in jedermanns Gedächtniß, trotzdem verkündeten die Bischöfe, nur ihre Kirche verstehe die Kunst der Völkerdressur und nur bei ihr seien die Kronen geborgen. Friedrich Wilhelm aber knüpfte alsbald die alten Verbindungen mit den Bischöfen wieder an und so sank das von Pietisten und Ultramontanen regierte Preußen von Stufe zu Stufe. Durch seinen Druck hatte Oesterreich den König zur Preisgebung der Schleswig-Holsteiner und Kurhessen bestimmt. Jetzt verlangte Fürst Schwarzenberg, Preußen solle, wie er selbst mit den Märzerrungenschaften in Oesterreich aufgeräumt habe, nun auch bei sich die Verfassung von 1850 aus der Welt schaffen, und der russische Kaiser unterstützte dieses Begehren. Die Wünsche der Hofpartei kamen dem Verlangen entgegen. „Nicht amtlicher Weise im Ministerium," sagt Sybel, „wohl aber in der persönlichen Umgebung des Königs hatten ähnliche Gedanken bereits feste Form gewonnen. An die Stelle einer vertragsmäßig vereinbarten Verfassung sollte ein königlicher Freibrief, an die Stelle der Volksvertreter sollten Stände treten." Aber es fehlte in dem zur Ordnung und Gehorsam zurückgekehrten Preußen jeder Anlaß zu einem Staatsstreiche. Vor zwei Jahren hatte Friedrich Wilhelm den Kammern feierlich für diese verbesserte Verfassung gedankt und dieselbe beschworen, jetzt rieth ihm eine „kleine aber mächtige Partei" seinen Eid zu brechen und der fromme Monarch trat darüber mit den verschiedensten Rathgebern in Unterhandlung. Da sollte sich denn zeigen, daß Rothe's Freund Bunsen, trotz seiner Schwächen, über die auch Rothe häufig lächelte, doch wenigstens ein ehrlicher Mann und dadurch ein Segen für das Land und seinen königlichen Freund war. Dringend rieth er in einem Briefe aus London dem Könige von einem Versuche ab, der mit einem Eidbruch beginnen und den Frieden des Landes auf's tiefste unterwühlen müsse. Aber die Advokaten des Staatsstreichs gaben darum ihren Plan noch lang nicht auf. Sie sprachen, wie Sybel zu berichten weiß, dem liberalen Schwätzer in London jede Urtheilsfähigkeit in der Sache ab; sie fanden, es sei tugendhafter einen sündhaften

Eid zu brechen als ihn zu halten; sie fragten, wenn König Herodes der Herodias den ihr zugeschworenen Kopf des Täufers nicht gegeben hätte, ob solcher Eidbruch eine Sünde gewesen wäre? Um der Sache ein Aussehen zu geben, stellte Victor Strauß, Minister in Bückeburg und Gesandter am deutschen Bund, ein intimer Freund Ludwigs von Gerlach, in „Briefen über die Staatskunst" gleich auch eine Liturgie auf, nach welcher ein Fürst im Bedürfnißfalle durch die frömmsten Geistlichen seines Landes von seinem Eid auf die Staatsverfassung freigesprochen werden solle. Der älteste der Geistlichen legt die Hand auf das Haupt des Monarchen und spricht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ihn los von dem sündhaften Eid und die übrigen sagen Amen. Die Agende der Zukunft hatte also durch Herrn Strauß gleich ein Formular für den Eidbruch vorbereitet, um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen. „War der Erlaß einer solchen Verfassung eine Sünde," meint Strauß, „so war der Eid auf sie eine noch größere Sünde, die größte Sünde aber würde sein, den sündigen Eid zu halten." Da fiel zwischen diese Flüstertöne der theologisierenden Sophisten, die da meinten: „Sollte Gott gesagt haben?" die feste Stimme eines ehrlichen Frommen, des Oberpräsidenten von Pommern, Senft-Pilsach. Er schrieb dem Könige: „Das preußische Volk ist ein ehrliches Volk und würde einen Eidbruch seinem Könige niemals verzeihn." Die Wahrheit hat einen eigenen Ton. Senfts schlichtes Wort weckte des Königs Gewissen und gab den Ausschlag. Aber wenn der König auf die Aufhebung der Verfassung verzichtete, so wußte sein Minister von Westphalen die Verfassung so auszulegen, daß sie bei nichts mehr im Wege war. Die Minister legten die Verfassung aus wie die Jesuiten das Edikt von Nantes. Die Polizeigewalt wurde den Grundbesitzern wieder zurückgegeben, die Provincialstände und Kreistage wieder hergestellt, die erste Kammer in ein Herrenhaus umgewandelt. Die katholischen Bischöfe, Klöster und Jesuitenkollegien erhielten Rechte, die sie nie gehabt; die Schulen wurden den Kirchen ausgeliefert. Wo ein Pfarrer sich einem Gesetze gegenüber auf einen Bibelspruch berief, erklärte der Minister ihn nicht zwingen zu können, da die Kirche selbständig sei. Auch die strengere Handhabung der Sonntagsfeier erbitterte in den großen Städten und die Berliner ließen sich sogar durch die Nachricht aufregen, der König wolle das Rasieren am Sonntag verbieten. Eine Kirchenzucht, bei der die Prediger seinesgleichen auf die Hofbälle nachgehen würden, „wie der Dorfpfarrer den Gemeinden in die Spinnstuben und auf die Gänseweide", war Ludwig von Gerlachs Ideal*). Die Dissidentengemeinden wurden als politische Klubs überwacht und alle polizeilichen Quälereien wurden angewendet, um sie zu sprengen. Der Magdeburger Ober-

*) Aufzeichnungen I, 337.

appellationsgerichtspräsident gab dem Justizminister den Rath, die Juristen nicht „nach absurden Examen und Anciennetätsgrundsätzen anzustellen, sondern nach ihrer sittlichen Führung“ *). „Jeder emporstrebende Beamte,“ sagt Sybel, „wußte, daß sein Vorwärtskommen von einem erbaulichen kirchlichen Lebenswandel, häufigem Besuch des Gottesdiensts, Theilnahme an frommen Vereinen, Beiträgen zu milden Stiftungen bedingt war. Die erziehlichen Wirkungen dieser Vorkehrungen wurden sehr bald augenfällig.“ Auch Rothe's Kollege Dahlmann schrieb mit bitterer Ironie: „Die Frömmigkeit ist heutzutage ein Nahrungszweig geworden“ und allbekannt ist die Antwort, die Humboldt dem Minister Raumer gab, der ihm seine Freude ausdrückte, ihn am Morgen auch einmal in der Kirche gesehen zu haben: „Na ja, Excellenz, man will doch auch Carriere machen.“

Nachdem man durch alle Mittel der Wahlbeeinflussung eine fügsame Kammer von Landräthen und Bürgermeistern zusammengebracht hatte, söhnten sich viele Conservative mit den constitutionellen Formen aus und der König war schließlich der Einzige, der an seinen mittelalterlichen ständischen Idealen festhielt. Selbst die Gerlache konnte er jetzt wegen ihres Constitutionalismus anschnauzen: „Sie und Ihr Bruder füttern dieses Mondkalb so lange, bis es Ihnen über den Kopf wächst“ **). Seit die Gefahr vorüber war, gebärdete sich Friedrich Wilhelm wieder außerordentlich heroisch. Mit bitterer Ironie klagte der Graf von Brandenburg ***): „Man vergißt, daß man unnöthig Reden an das Volk hielt, den Kopf verlor, sich vor dem Pöbel beugte und die Anarchie groß zog. Jetzt ist ‚man‘ im Siegestaumel, verlangt das Unmögliche, Pairs, Lords, Alt-England und was weiß ich sonst noch. Ich mache alle, die den König umgeben, hierfür verantwortlich.“ Gelernt hatte der pietistische Adel durch die Heimsuchung von 1848 und 1849 gar nichts. Vielmehr wiederholte der Hof mit großer Andacht die Weisheit des Juden Stahl: „Ich fürchte die akute Krankheit einer Revolution viel weniger als das chronische Uebel des Liberalismus.“ Nach diesem Recept bekämpfte man die lichtfreundlichen Bestrebungen des Bürgerthums und der Universitätswelt und förderte alles in Staat, Heer und Kirche, was conservative Gesinnungen heuchelte. Erste Talente wie Wilhelm Vatke in Berlin, Rudolf Haym, Max Duncker und Karl Schwarz in Halle und andere wurden zur Seite geschoben und dafür eine zum Glauben „umkehrende“ Wissenschaft begünstigt, wie sie Leo, Stahl und Hengstenberg verlangten. Widerlich war es, zu sehen, wie die theologische Jugend den ersten Odemzug der Freiheit, den das Leben ihr

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 128.

**) Denkwürdigkeiten II, 416.

***) Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen II, 29.

gönnte, dazu gebrauchte, sich auf's neue zu verknechten. Während Hengstenbergs absurde Vorlesungen Schaaren fromm gescheitelter Jünglinge versammelten, fand Vatke für seine epochemachenden Entdeckungen kaum ein Dutzend Zuhörer. Die Evangelische Kirchenzeitung aber brachte erbauliche Kalendergeschichten, wie ein Zuhörer Vatkes erklärt habe, er interessiere sich nur für einen der zwölf Apostel, für — Judas Ischariot. Vatke hatte aber über Judas Ischariot nie gelesen. Als Licentiat Simson in Königsberg 1853 für seine Arbeit am alten Testament von der Fakultät zum Professor vorgeschlagen wurde, legte Gerlachs Vetter K. von Raumer ihm vier Fragen vor, die er mit schlichtem Ja oder Nein zu beantworten habe: „Glaubst Du an zwei Naturen in Jesu, glaubst Du an die Wunder Jesu, glaubst Du an Jesu Himmelfahrt, glaubst Du, daß Lazarus wirklich todt war, als Jesus ihn auferweckte?" Simson erwiederte, solche Fragen seien noch nie einem von der Fakultät vorgeschlagenen Gelehrten vorgelegt worden und er verzichte lieber auf die Professur, als daß er seinen Nachfolgern eine solche Bürde vererbe. Der König regierte das protestantische Preußen mit Hülfe des Katholiken von Radowitz*), der die Reformation für den zweiten Sündenfall der Menschheit erklärte und der Gebrüder von Gerlach, von denen der Eine sich Jahre lang den Uebertritt zum Katholicismus überlegte und als Hospitant des Centrums geendet hat. Unter diesen Umständen war es fast ein Glück zu nennen, daß des Königs krankhaftes Abspringen von einem Projecte zum andern und seine Zerstreuung in völlig verschiedenartige Interessen es zu einem consequenten Handeln nicht kommen ließen. Wer, wie Rothe, die entscheidenden Persönlichkeiten am Hofe Friedrich Wilhelms IV. von Jugend auf kannte, gab auch die Hoffnung auf, daß aus diesem Kreise jemals etwas Gesundes erwachsen könnte. Von den Männern des allerhöchsten Vertrauens war ernsthaft zu nehmen der kleine General von Thile, ein Pietist, der in Heubners Correspondenz schon frühe eine Rolle spielt. Leopold von Gerlach nennt ihn „resigniert und christlich fatalistisch**)"; Thile seinerseits macht dem vielgeschäftigen Generaladjutanten kein Hehl daraus, daß er seine „Camarillathätigkeit" für Hochverrath halte***), hatte selbst aber seine Hand in allen theologischen Berufungsfragen. Katholisierende Anwandlungen hatte auch er. So sagte er zu Ludwig von Gerlach, Luther hätte nach Rom gehen und sich verbrennen lassen sollen, statt sich hinter den Kurfürsten von Sachsen zu stecken, denn die Kirche bedarf eines sichtbaren Oberhaupts†). Ein ähnlicher philosophierender General war Karl von der Gröben, der Schwiegersohn Dörnbergs, den

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 142. 201.

**) Denkwürdigkeiten I, 128.

***) Ebenda S. 282.

†) Aufzeichnungen I, 255.

Rothe von Breslau und Rom her kannte. Er war ein liebenswürdig weichmüthiger Herr, der alles zum Guten wendete, weßhalb die Königin Elisabeth einmal von ihm sagte: „Der gute Gröben wird uns nächstens von dem lieben, vortrefflichen Nero sprechen.“ Ludwig von Gerlach nennt ihn einen Gemüthsmenschen, der seine Freunde mit Zärtlichkeiten überschütte*). „Ich habe mich oft über ihn geärgert,“ schreibt Leopold von Gerlach von ihm, „aber er ist ein treuer, zuverlässiger und reiner Charakter.“ Die Hauptpersonen an diesem Hofe waren die drei Gerlache selbst. Alle drei waren hochbegabte und gesellschaftlich fein gebildete Edelleute, aber verkümmert im engherzigsten Junkergeiste. Für sie waren die Bauern Hörige und als auf ihrem Gute ein Taglöhner zum Wahlmann gewählt wurde, schrieb Ludwig von Gerlach**): „Es drängte sich mir auf, wie demoralisierend schon dieser bloße Wahlakt auf das Dorf wirken mußte.“ Die göttliche Rechtsordnung, für die die drei Brüder kämpften, verlangte Patrimonialgerichtsbarkeit und Patronatsrechte der Edelleute, Steuerfreiheit der Güter, Besitz der Jagdrechte auf ihrem Grund und Boden, Begünstigung des Rübenbaues und der Schnapsbrennerei, Vorbehalt aller hohen Stellen im Staate und der Armee für den Adel und Heilighaltung der Etiquette bei Hof. Das war „der christliche Staat“. Ihre Weltanschauung hatte nicht Fanatismus, sondern Feudalismus zum Hintergrund. Anzuerkennen ist, daß sie ihrem religiösen Standpunkt zu Ehren schließlich freiwillig das Branntweinbrennen aufgaben, allerdings auch aus ökonomischen Gründen. Leopold von Gerlach war als Hauptmann bekannt gewesen für seine Verehrung der Tänzerin Taglioni und der alte König stellte ihn seiner Schwiegertochter Elisabeth vor als colonel qui raffolle de la danse***). Trotzdem gehörte er mit von der Gröben und dem Hofprediger Strauß zu dem Conventikel im kronprinzlichen Palais, in dem man über das Verhältniß des Logos zu den individuellen Geistern, wie Strauß berichtet, und ähnliche Themata philosophierte. „Die kronprinzliche Clique,“ schreibt Leopold von Gerlach selbst, „zu der ich seit 1821 auch gehörte, wurde angefeindet und gefürchtet.“ „In der Stadt†) war allgemein verbreitet, daß wir drei Brüder die Kirche regierten, die drei Consistorialpräsidenten ernannt hätten und sie nach unserer Pfeife tanzen ließen.“ Als nach dem Huldigungstage in Königsberg Leopold seinem Schwager Grolmann sagte, der König sei doch ein sehr guter Mann, erwiederte dieser: „Das ist er auch, und Alles, was er Schlechtes an sich hat, verdankt er euch††)!“

*) Aufzeichnungen I, 293.
**) Ebenda I, 528.
***) Denkwürdigkeiten I, 106.
†) Ebenda I, 124.
††) Ebenda I, 82 f.

Unter dem Schlechten verstand Grolmann nach Gerlachs eigener Auslegung: Pietismus, Mittelalterthum, Aristokratismus, Feudalismus, Hallerianismus u. s. w. Von dem frommen General versichert Lagarde, im Grunde sei er „ein recht lustiges Kraut“ gewesen. Nach seinem Bilde muß er viel von einem freundlichen katholischen Bischofe oder einem wohlwollenden Landesvater gehabt haben, und dieses mildfreundliche Aussehen war ihm bei Friedrich Wilhelm, der für äußere Eindrücke so empfänglich war, sehr förderlich; der König redet selbst von seinem „Sirenengesichte“. Die militärischen Fragen treten in der Correspondenz des Generals mit dem Könige gegen die kirchlichen sehr zurück. Wo er sich über solche ausspricht, hat man meist Gelegenheit zu erstaunen. So erklärt er die Zündnadelgewehre noch 1853 für ein Unglück für die Armee, „sie wurden gedankenlos eingeführt und gedankenlos angewandt*). Die badischen Freischaaren hatten das nicht gefunden. Als Praktiker stand ihm Wrangel zur Seite, dem auf der Straße die Kinder nachliefen, und dessen Hauptoriginalität im Verwechseln von „mir“ und „mich“ bestand. Da er den König amüsierte, blieb er in seiner hohen Stellung, was im dänischen Feldzug mancher Preuße mit seinem Leben bezahlt hat. Sein Verbündeter, der General Gerlach, trug dem Unterhaltungsbedürfnisse des Königs durch tolle Paradoxieen Rechnung. Von ihm stammt die bekannte Behauptung, Napoleon sei ein gutmüthiger, übrigens etwas dummer Kerl gewesen. Ein ähnliches Dictum berichtet er selbst: „Die großen Seuchen schickt der Herr der Heerschaaren, aber für die Krätze ist der Kammermajor verantwortlich.“

Den Gerichtspräsidenten Ludwig von Gerlach kennen wir schon aus der perfiden Belauerung und Denunciation der Halle'schen Rationalisten. Seinen Standpunkt bezeichnet die Tagebuchbemerkung: „In Dresden wurde auf dem Theater das das Christenthum frech verläugnende Stück ‚Nathan der Weise‘ aufgeführt.“ Auch jetzt war er, wie einst in Halle, der eifrige Mitarbeiter und Zuträger Hengstenbergs und der gehässige Rundschauer der neugegründeten Kreuzzeitung. Auch von ihm sagt Treitschke: „Wie wenig stimmte doch die unzweifelhaft ernst gemeinte Salbung seiner mit Bibelsprüchen überladenen politischen Aufsätze mit dem sprudelnden Witze, der gewinnenden Munterkeit des liebenswürdigen Gesellschafters.“ Sein Humor stammte aus der Tieck'schen Schule und ein Freund sagte von ihm: „er badet sich im Gegensatze seiner selbst, und trocknet sich dann mit einem Paradoxon ab**).“ Das war der Humor Friedrich Schlegels, der mit ähnlichen Purzelbäumen schließlich im Beichtstuhl ankam, während Gerlach nur den halben

*) Gerlach, Denkwürdigkeiten II, 50.

**) Aufzeichnungen II, 172.

Weg zurücklegte. Sein Bruder Leopold schreibt von ihm: „Ludwig ist, wenn er mit sich im Reinen ist, sehr liebenswürdig und selbst seine Schulmeisterei ist dann zu ertragen*)." Dem Könige war er nicht immer sympathisch. Er selbst erzählt**) Polde's Sirenengesicht, habe der König gesagt, habe Ludwig nicht. „Meine scharfen Lippen und stechenden Augen seien schwer zu ertragen." „Otto ehrt er, Leopold liebt er, Ludwig fürchtet er," hieß es in Berlin. Ueber die Jesuitenfurcht der Protestanten machte Gerlach sich gern lustig. Als er gefragt wurde, was sein Bruder für einen unbekannten Orden trage, erwiderte er dem Frager, einem ländlichen Abgeordneten, das sei der Jesuitenorden und der Träger sei der Jesuitengeneral. Unter den drei Brüdern stand Ludwig dem Katholicismus am nächsten und als eine liberale Zeitung seinen Rundschauen in der Kreuzzeitung vorwarf, sie liebäugelten mit der katholischen Kirche, erwiderte der Redacteur Wagener unter Gerlachs lebhafter Zustimmung, wir liebäugeln nicht mit ihr, wir lieben sie. Auf einer Schweizerreise besuchte er alle Führer des Sonderbundes und das Luzerner Jesuitenkolleg und erklärt es für eine Albernheit, wenn so viele Protestanten meinten, man könne sich nicht mit den Jesuiten verbünden, von denen sie eine ganz falsche Vorstellung hätten***). „Revision unseres Verhältnisses zu Rom" ist schon 1845 ein Theil seines kirchenpolitischen Programms. Zur Camarilla des Königs zu gehören, war sein großer Stolz und wegen seiner ständigen Reisen zum Hof sprach die Magdeburger Zeitung den Wunsch aus, daß Herr von Gerlach künftighin weniger oft in Potsdam und seinen Umgebungen, aber desto fleißiger und regelmäßiger auf seinem Präsidentenstuhle hier in Magdeburg gesehen werde†). Auf die Gepflogenheiten des Mannes und seiner Freunde wirft die Tagebuchnotiz ein Streiflicht: „Bei dem König im Kabinet, nachdem Graf Anton Stolberg im Vorzimmer mir gesagt, ich solle betend eintreten"††). Er selbst schrieb in sein Tagebuch: „Ich bete jetzt manchmal, wie die Katholiken, drei Paternoster in meiner Herzensangst, worin ein großer Trost liegt†††)." Leopold von Gerlach mahnt den König unablässig, über jede Frage erst Ludwig zu hören, der König aber antwortet dann, Ludwigs Zweck sei doch nur, die Minister zu stürzen und dann zu fragen, wen der König nun im Auge habe?*†) Ludwig von Gerlach ist insbesondere der ständige Hetzer gegen Bunsen, dessen

*) Denkwürdigkeiten I, 217.
**) Aufzeichnungen I, 278.
***) Ernst Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 488.
†) Ebenda II, 520.
††) Ebenda 141.
†††) Aufzeichnungen II, 9.
*†) Denkwürdigkeiten II, 492.

Gastfreiheit in London er nichts desto weniger in Anspruch nimmt. Später meint er, noch immer nicht genug hätten er und seine Brüder vor Bunsen gewarnt, der in offenem Pantheismus geendet habe. Friedrich Wilhelm nahm sich aber seines Freundes tapfer an. „Rechtgläubig genug ist er," gab er dem Ohrenbläser einmal zur Antwort. „Dafür stehe ich Ihnen, nur freilich will er die Leute nicht fressen" *). Tagebuchergüsse beider Gerlache beweisen auch, daß sie Bunsens diplomatische Mißgriffe nur darum so ungeheuerlich übertrieben, weil sie ihren Concurrenten in des Königs Gunst stürzen wollten. Der natürliche Haß interessierter Frömmler gegen den ehrlichen Mann spielt dabei eine Hauptrolle. Wohl nicht ohne Grund durfte Ludwig von Gerlach von sich rühmen, daß er selbst der thatkräftigste der drei Brüder sei. „Leopold," sagte er, „legt das angebissene Butterbrot gern wieder auf die Schüssel **)," und alle Andern bieten dem Könige nicht Männer, aber Weisheit genug, um die Höfe von Lissabon bis Petersburg damit zu versorgen ***). Ihn aber nannten seine Untergebenen, nach Bismarcks Zeugniß, der in Magdeburg unter ihm diente, den „Nero" †). In Hengstenbergs Umgang hatte Gerlach den schlechten Geschmack angenommen, für seine Pikanterieen drastische Bibelstellen zu mißbrauchen. So rechtfertigt er seine Absicht, wieder zu einem Wahlkreis zu kommen, mit den Worten Elihu's: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauche ängstigt. Siehe mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist und die neuen Fässer zerreißt. Ich muß reden, daß ich Odem hole; ich muß meine Lippen aufthun und antworten" ††). Für die Politik war er viel zu sehr Theologe. Bismarck warf ihm vor, daß er stets die Dogmatik in die Politik menge und wie weit seine theologische Verbohrtheit ging, erfuhr die Welt nach seinem Sturze, als er den Krieg von 1866 für ein Verbrechen erklärte. Dem Siegesjubel von 1870 gegenüber fühlte er sich als Kassandra: „Die grundungerechte Bismarck'sche Politik, den düstern Blick in die Zukunft, den unheilvollen Sieg des revolutionären Liberalismus, den sah ich." Vollends den Culturkampf nannte er eine heidnische Christenverfolgung und stieß mit Windthorst und Ketteler in ein Horn. Mit Befriedigung constatiert er, daß sein Freund, der Prediger Knak, der auf Grund des untrüglichen Schriftworts die Sonne um die Erde laufen ließ, in der Kreuzzeitung Zeugniß abgelegt habe gegen die Todesanzeigen, die einfach voraussetzen, daß die für's Vaterland Gestorbenen zur Seligkeit eingegangen seien, da nur der lebendige Glaube an das Verdienst Christi die Seligkeit

*) Aufzeichnungen I, 434.
**) Ebenda I, 456.
***) Ebenda 447.
†) Ebenda I, 451.
††) Ebenda II, 336.

verbürge, nicht der Tod für's Vaterland. So will Gerlach auch nichts davon wissen, daß die gemeinsamen Siege die Erinnerungen an die Vergangenheit auslöschten. „So prahlt der Pseudonationalismus, so verleugnen die Bekenner." Als Hofprediger Hoffmann eine Siegespredigt hält, schreibt Gerlach in sein Tagebuch: „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?*)" Von da ab sahen wir den einstigen Beherrscher der evangelischen Kirche bei den Fractionsfesten des Centrums, zu denen Reichensperger ihn abholte und bei denen er den Ehrenplatz zwischen Windthorst und Mallinckrodt hatte und mit Beifall aufgenommene Toaste hielt. Janssen, Ketteler, Erzbischof Melchers, Alban Stolz sind jetzt die Leute, die er auf seinen Reisen aufsucht. Von Andern, wie Majunke, wird er besucht und aufgefordert, bei der Germania mitzuwirken. Er geht jetzt fleißig in die „heilige Messe"**), und Alban Stolz bezeugt ihm, daß er schon seit Jahren dem Katholicismus sehr nahe stehe***). Nachdem er der evangelischen Kirche den Halle'schen Rationalistenstreit, die Absetzung der Lichtfreunde, das freigemeindliche Schisma beschеert hatte, überlegt er sich, ob er nicht selbst katholisch werden wolle und als Hospitant des Centrums hat der ehemalige Regent der preußischen Kirche geendet. Seinen schließlichen religiösen Standpunkt faßt der langjährige Führer der Kreuzzeitungspartei in die Worte zusammen: „Wie reich ist das katholische Volk in seiner so mütterlichen, herablassenden Kirche! Vergegenwärtigt man sich den Bestand der Kirche durch achtzehn Jahrhunderte, so erscheint einem Preußen sammt seiner Kaiserkrone wie eine Eintagsfliege†)."

Der dritte der Brüder war der Prediger Otto von Gerlach, den Friedrich Wilhelm III. nach Rothe's Abgang von Rom dorthin schicken wollte; Gerlach aber konnte sich von Berlin nicht trennen††). Er trat in die theologische Fakultät ein, von Schleiermacher freundlich, von Marheineke grob behandelt. Frömmigkeit, sagte der Hegelianer, verstehe sich bei einem Pastor von selbst, zum Docenten aber gehöre Gelehrsamkeit, die Gerlach fehle. Bekannter wurde er dann durch sein Bibelwerk, dessen praktische Auslegung der Geistlichkeit ein gern gebrauchtes Hülfsmittel zur Herstellung schriftgemäßer Predigten bot. Friedrich Wilhelm IV. machte ihn zum Hofprediger und Consistorialrath. Populär war er nie. Eine seiner Grabreden auf einen Verwandten erregte mit ihren Anzüglichkeiten viel Aergerniß und die Leipziger Zeitung sagte von ihr, wenn Herr von Gerlach durchaus ein Pfauenrad schlagen mußte, brauchte er es doch nicht den Leuten in's Gesicht zu schlagen.

*) Aufzeichnungen II, 339.
**) Ebenda II, 368.
***) Alban Stolz, Dürre Kräuter. Freiburg 1875.
†) Aufzeichnungen II, 347.
††) Ebenda I, 162.

Auch Minister Bodelschwingh nannte ihn einen stolzen Priester*). Daß ihm die Eierschale der Romantik noch anklebe, zeigte sich, wenn er zum Entsetzen der Frommen lange Stellen aus Shakespeare in seine Predigten einflocht oder in Tieck'scher Ironie ähnliche Paradoxieen zum besten gab, wie sein Bruder Leopold. Den Ton, der zwischen diesem Hofprediger und seinem königlichen Beichtkinde herrschte, charakterisiert Ludwigs Bericht, der König habe nach der Predigt zu Otto gesagt, die Krone, die das Frankfurter Parlament ihm biete, sei eine „Hanswurstbretzel", dagegen Ludwigs erste Rede in der Kammer habe eingeschlagen, wie eine Bombe in einen Napf voll Milch**). Bald nach Rothe's Eintritt in Bonn, im Oktober 1849, starb Otto von Gerlach, zum Kummer des Königs, der große Stücke auf ihn gehalten hatte.

Der Einflußreichste und geistig Bedeutendste der Gerlache war der General, der in seinen Denkwürdigkeiten nicht wie Ludwig den amusanten Plauderer herauskehrt, sondern sich als ernster, harter Reactionär giebt. Wären nicht die bissigen Anmerkungen auf Radowitz und Bunsen, im Vergleich mit denen der König sie alle für Esel halte, so würde man in diesem Memoirenschreiber kaum den amusanten Gesellschafter erkennen, den der König nicht entbehren konnte. Leopold von Gerlach spricht es geradezu aus, daß der König das Haupt ihrer Partei sei***) und findet in einer solchen Parteistellung des Souveräns durchaus nichts Tadelnswerthes. Zuweilen spannte eine Gruppe der andern den König hinter dem Rücken ab. „Camarilla im Quadrat", nannte dann Ludwig dieses Verfahren seiner Alliierten. Auch die Königin suchte Leopold für die Partei zu verwenden. „Ich sagte der Königin," schreibt er†), „es wäre unrecht, daß sie sich nicht mehr in die Politik mische. Am andern Morgen fing die Königin auch wieder davon an." Da der König die Absicht hat, der Zügellosigkeit der Zeit mit Glauben entgegenzutreten, meinte der General, müssen ihm alle beistehn, „denen der Vorzug zu Theil geworden ist, in sein Herz schauen zu dürfen. Die dem Könige nahestehn, müssen darauf wirken, daß das Unzusammenhängende in den nächsten Umgebungen Seiner Majestät aufhöre, daß eine Einheit organisiert werde, deren einzelne Glieder sich einander unterstützen, ergänzen und helfen, aber immer in der Einheit bleiben." Diese Einheit nennt er selbst die Camarilla, die er als ein völlig legitimes Institut betrachtet. Amtliche Mittel, ungeeignete Elemente fern zu halten, haben die drei Brüder nicht, aber um so wirksamere stille. „Durch die Nachricht," schreibt der

*) E. Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben von Jakob von Gerlach. Schwerin bei Bahn. 1903. I, 442.

**) Ebenda II, 42.

***) Denkwürdigkeiten II, 691.

†) Ebenda II, 280.

General einmal, „daß Eichhorn (der Freund Schleiermachers) Cultusminister und Neander (der liberale Bischof) Präsident des Consistoriums werden solle, gerieth ich in eine unruhige Stimmung und nahm mir vor gegen Neander bei der ersten Gelegenheit zu sprechen ... Als der König cercle machte, sagte ich: „Eure Majestät, ich habe noch etwas auf dem Herzen," und dann ganz leise: „Wenn Sie diesen Mann anstellen, so nähren Sie den Separatismus und brechen mit den gläubigen Geistlichen*)." Nach solchen Ohrenbläsereien wurden die wichtigsten Fragen entschieden. Marheineke sagte schon unter dem alten Könige mit Recht, es sei doch schrecklich, daß in Preußen die Adjutanten die Kirche regierten**). Jetzt war das noch viel mehr der Fall. Der General steckt dem Könige die Klageschriften der Altlutheraner zu und daß die beiden Brüder die Union als Brücke zur Verlutherung der preußischen Kirche und zur Uebervortheilung der Reformierten betrachteten, bekennt Leopold von Gerlach***) sehr aufrichtig: „Ich würde den Lutheranern eine Concession nach der andern machen. Auf diese Weise würde der Sieg des Lutherthums in der unierten Kirche sicher sein, während eine separierte Luther'sche Kirche ein monstrum werden müßte" †). Dabei aber redete er dem Könige vor, die Union habe zum Resultat, Preußen den Reformierten auszuliefern. Aber nicht nur in den kirchlichen, auch in den wichtigsten Staatsfragen hetzten die Gerlache gegen die Minister und verdächtigten namentlich Bunsen unausgesetzt. In welcher Gedankenwelt sich der fromme General dabei bewegte, beweist ein Tagebucheintrag vom 25. Oktober 1851: „Die Dinge, welche jetzt mit der Kirche vor sind, bringen mich immer auf den Gedanken, ob nicht Hengstenberg doch am Ende recht hat, daß das tausendjährige Reich jetzt zu Ende gegangen und der Teufel wieder losgelassen ist††). Ein Leichengeruch geht durch alle Fürstenhäuser." Sein politisches Recept bleibt durch all die vierziger und fünfziger Jahre die Wiedererweckung der heiligen Allianz. Verwendungen für die Herzogthümer sind ihm unsympathisch, da sich daran immer „aller Unsinn von Schleswig-Holstein meerumschlungen anhängt" †††). Nur im Anschluß an Oesterreich und Rußland sucht er Preußens Heil. Dem König stand der General gemüthlich näher als der Magdeburger Oberappellationsgerichtspräsident. Den Grund sucht der General darin, daß Ludwig es nicht lassen könne, dem Könige zu widersprechen. „Statt sich ihm angenehm zu machen, sitzt er dem König stets wie eine geladene Pistole gegenüber." Wäh-

*) Denkwürdigkeiten I, 81.
**) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 169.
***) Denkwürdigkeiten I, 82. 116.
†) Ebenda I, 124.
††) Ebenda I, 683.
†††) Ebenda II, 481.

rend Friedrich Wilhelm „seinem lieben Polde“ die zärtlichsten Briefe schrieb, nannte er Ludwig Gerlach einen gefährlichen Menschen, dessen Rath er zwar immer wieder verlangte, den er aber nicht zum Minister machte, so oft es auch Polde ganz direct verlangt. Als Friedrich Wilhelm im Sommer 1858 in Marienbad war, sagte man ihm, Ludwig von Gerlach sei auch da. Er aber erwiederte: „Ach der, der redet immer von so ernsthaften Sachen — kommt denn Polde nicht?“ *)

Zu der „Camarilla“, mit der der König viel intimer verkehrte als mit seinen Ministern, gehörte auch Professor Leo aus Halle, der durch seine 1838 erschienene Streitschrift gegen „die Hegelinge“ den Feldzug gegen die Schule eröffnete, die einst von Altenstein protegiert worden war. Vom Könige wurde er häufig benützt, um bald anonyme Staatsschriften, bald fulminante Zeitungsartikel gegen das „skrophulöse Gesindel“ loszulassen. In den Briefen figuriert er als „der Lehrer Bähr“, da es für ihn in Halle gefährlich wäre, wenn seine Betheiligung an der Camarilla bekannt würde.

Bedeutend zurückgegangen war der früher so entscheidende Einfluß des Hofpredigers Strauß, zum Theil wohl wegen der schlechten Rathschläge, die er dem König 1848 gegeben hatte, die ihm die Gerlache niemals verziehen, zum Theil wohl auch, weil er alt und materiell geworden war. Bei dem ehemaligen Gönner des Candidaten Rothe hatten die „Glockentöne“ längst ausgeläutet. Selbst Wichern nennt ihn nur noch einen „theologischen Zierath“ des königlichen Hofs **). Der einst hochverehrte Seelsorger war jetzt gerade der, auf den sich der Witz des Königs gern entlud. Denn Friedrich Wilhelm IV. war nicht bloß ein frommer Romantiker, sondern auch ein ächtes Berliner Kind. Als Strauß ihn einst unterthänigst bat, von der Hoftafel aufstehen zu dürfen, da er kirchlich fungieren müsse, rief der König dem satten Herrn nach: „Beten Sie aber nur nicht ‚unser heutiges Brot gib uns täglich‘.“ Strauß selbst ging auf diesen Ton fröhlich ein. Eine Hofdame war von dem Hofmarschall belehrt worden, ihr Nachbar sei Strauß, „großer Mann“, worauf sie sofort ihre Freude aussprach, neben dem berühmten Verfasser des Lebens Jesu zu sitzen. „Nein, der bin ich nicht,“ war Straußens Antwort. „Also die schönen Walzer verdanken wir Ihnen?“ rief sie sofort mit noch höherem Entzücken. „Nein,“ sagte Strauß, „der bin ich auch nicht. Ich bin auch nicht der Strauß, der die großen Eier legt, ich bin der Hofprediger Strauß aus Potsdam.“ Trotzdem rühmt Gerlach, daß der Ton, namentlich bei den Damen des Hofs, durch den Einfluß der Königin ernster geworden sei. Von sehr zuständiger Seite ist mir erzählt worden, die Hof-

*) Aufzeichnungen I, 257.
**) Ges. W. II, 410.

damen der Königin hätten sich bei dieser beschwert, sie könnten nicht mehr bei der Tafel erscheinen, wenn der König so anstößige Reden führe und es darauf ablege sie roth zu machen. Auch Wichern scheint ähnlichen Scenen beigewohnt zu haben, drückt sich aber darüber sehr nachsichtig aus: „Bei Tisch war das Verhalten des Königs gegen die Königin und die Hofdamen über die Maßen ergötzlich. Es fehlte auch an einigen Derbheiten nicht*)." Zu diesem Hofe paßte denn auch die Pflege des königlichen Ballets, das in ganz Europa berühmt war und dem der König hinter der spanischen Wand seiner Parterreloge, vom Publicum ungesehen, beizuwohnen pflegte. Ebenso charakteristisch ist, daß die 1853 ausbrechende Manie des Tischrückens in dem Könige einen gläubigen Theilnehmer fand, er vermuthete aber, daß dabei dämonische Mächte mitwirkten. „Man setzt da Kräfte in Bewegung," sagte er bei der Tafel, „die man nicht kennt und die Dinge hervorbringen könnten, worüber man schaudern würde**)." „Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich davor***)," soll der König einmal gesagt haben, ein Wort, das für die ganze Romantik charakteristisch ist. Sie fürchtete sich vor gar vielen Dingen, an die sie nicht glaubte, weil das Gruseln eine so angenehme Empfindung ist. Wegen seiner Kurzsichtigkeit liebte der König die Jagd nicht. Er schoß auch stets nur einen unauffindbaren Rehbock. Auch durch diese Einseitigkeit der Beschäftigungen beschränkte er seinen Gesichtskreis. Statt der Förster, Pächter, Soldaten sah er fast ausschließlich Junker, Pastoren und Höflinge. Bei solcher Sachlage können auch wir das Schlußurtheil des Präsidenten von Gerlach unterschreiben: „Diese Mischung von Theater, Bibel, Sonntag, Merkenlassen und Desavouieren war nicht geeignet Eingang zu finden†)." Auch er war betrübt, daß dieser König nicht einmal zu einer consequenten Reaction zu brauchen sei.

Von Karl von Raumer, dem Cultusminister, weiß sein Vetter Ludwig von Gerlach zu berichten, daß er im Amte an Erleuchtung zunehme. „Er besucht seitdem mit den Seinigen viel die böhmische Kirche, wo viel gekniet wird††)." Bei seinen Soireen ertönten die Säle von dem Liede: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" und Prediger Knak theilte mit, viele Prediger hätten sich verbunden täglich auf ihren Knieen namentlich für Karl Raumer zu beten†††). Dafür schrieb Bunsen an den König: „Ew. Majestät Cultusminister ist ein Stier." Der König lachte und machte sich das boshafte

*) Wichern II, 427.
**) Gerlach, Denkwürdigkeiten II, 32. 48.
***) Ludwig v. Gerlach I, 301.
†) I, 282.
††) II, 133.
†††) II, 179.

Vergnügen, seinen Minister den Brief lesen zu lassen. Auch Humboldt nannte den Raumer „dumm und grob". Ueber Hengstenberg schreibt Bunsen, von seinem Studierzimmer gingen durch Vermittlung des Generaladjutanten von Gerlach alle Maßregeln der Verdummung und Verfinsterung aus. Daß Hengstenberg nicht noch näher herangezogen wurde, schreibt Gerlach Bunsens Warnungen zu*), der den König namentlich auf Hengstenbergs Commentar zum hohen Liede verwies, der die Bundesstaaten Deutschlands in den Rebsweibern Salomonis und die Demagogen von 1848 im Gog und Magog des Ezechiel geweissagt fand. Es war nicht nöthig, das allzu ernsthaft zu nehmen. Nach Kahnis war vielmehr das comfortable Leben eine Hauptsorge des Berliner Propheten und Wichern trifft ihn, nachdem er von den Linden in die Potsdamer Straße vor dem Thore sich verzogen hat, in einem wunderschönen, mehrere hundert Fuß langen Laubengang, wo er „als Peripatetiker" seine Leitartikel voll Donner und Schwefel über die sündige Welt sich ausdenkt. Die Studenten meinten, an der Art, wie er vom Katheder herabsteige, sehe man, daß er auf seinen kleinen Fuß sehr eitel sei, als aber sein Schuster ihm die Stiefel doch zu eng machte, drohte er ihn abzuschaffen. Der aber erwiderte: „Bedenken Sie, Herr Professor, wie die lieben Märtyrer noch ganz andere Qualen ausgehalten haben." So war hier alles erbaulich bis zum Schuhmacher. In Hengstenbergs Gesellschaften finden wir jetzt Radowitz, die frommen Generale, die Minister, denn sie alle müssen mit dem Manne rechnen, der hohe und niedre Wege zum Ohr des Königs kennt. Seit er sich fest im Sattel wußte, war von dem fügsamen, sanften Licentiaten, der einst Schleiermachers Schutz genoß, nichts übrig geblieben. „Hengstenberg," schreibt Wichern**), „ist ein kantiger Mensch, der sehr weiß, daß er obenauf ist. Diesen Augenblick ist man bemüht, ihn in das Cultusministerium zu bringen. Da er nun doch einmal den Minister gänzlich leitet, hält man es für besser, ihm auch eine entsprechende Stellung zu geben." Er selbst aber zog vor, aus dem Hintergrunde zu wirken. Auch so war er am Hofe eine Hauptperson, denn er war neben seiner großen Frömmigkeit ein pikanter Zuträger von allerlei Klatsch. Selbst F. W. Krummacher fand seinen Reichthum an Skandalgeschichten über liberale Prediger und über politische Gegner höchst tadelnswerth. Die jährliche Thronrede, in der der liebe Gott durch die Evangelische Kirchenzeitung sein Urtheil über die Ereignisse des abgelaufenen Jahres kund that, war „das Vorwort", das sich durch viele Nummern hinzog, ein Gemisch von pikant angewendeten Bibelsprüchen, salbungsvollen Betrachtungen und zelotischen Urtheilen, wie das dem verdorbenen Geschmack des

*) Denkwürdigkeiten II, 32. 50.
**) Ges. Werke II, 425.

Königs zusagte. Den „Hengstenberg'schen Häringssalat" pflegten die Berliner das in den größeren Kaffeehäusern aufliegende Elaborat des Propheten zu nennen. Der Generaladjutant sorgte dafür, daß der König davon Notiz nahm. „Gestern Vortrag beim König," notiert er zum 14. Februar 1855. „Vorlesen des vortrefflichen Vorworts der Kirchenzeitung, den politischen Abschnitt bis zu Ende*)." Hengstenberg aber klagt, daß der König eben nichts weiter lese als dieses Vorwort. Ein Concurrent entstand ihm in dem neuen Hofprediger Wilhelm Hoffmann, dessen Einfluß, wie Leopold von Gerlach anmerkt, mit jedem Jahre zunahm. Gerlach klagt: „Ich komme Hoffmann nicht bei. Er giebt mir stets nach und weicht mir aus" **), dabei hört er aber, Hoffmann wünsche, daß Hengstenberg aus der Kirche austrete und mit seinem Anhang von zweihundert Pastoren eine eigene Kirche mache***).

Mitten zwischen diesen pietistischen Heiligen bewegte sich Alexander von Humboldt, der durch seine Kenntnisse die Unterhaltung auf ein höheres Niveau zu heben verstand und dessen kaustische Bemerkungen der König gern hörte. Die Theologen warnten freilich in Wort und Schrift vor dem unheiligen Geiste seines Kosmos, aber dem Könige fehlte etwas, wenn der vornehme Greis mit den schönen weißen Haaren und dem Schatze von Erinnerungen aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht bei Hof erschien. Ob Humboldt oder Bunsen redseliger sei, wollte der König, um einen Streit seiner Intimen zu entscheiden, durch ein Tournier austragen, indem er beide einlud und sich einander gegenübersetzte. Die Frage blieb aber unausgetragen, da der König selbst so viel sprach, daß keiner von beiden zu Wort kam. Humboldt tadelte, daß die Missionare auf Otahaiti so rigoros seien, den bekehrten Frauen die Blumen, die sie nach Landessitte in den Haaren trügen, vom Kopfe zu reißen, worauf der König ihn berichtigte, sie trügen Katzenschwänzchen, was er den Damen an der Tafel sehr warm empfahl†). Ein andermal unterbrach Seine Majestät den Gelehrten, es handle sich in Petersburg nicht um den Minister der Aufklärung, sondern um den des Cultus, „also des Gegentheils," sagte Humboldt trocken und fuhr in seiner Erzählung fort. Sein Kampf gegen die Dunkelmänner währte bis in seine letzte Krankheit. Als er durch einen Schlagfluß auf seiner linken Seite gelähmt wurde, sagte er zu Schönlein, der ihn behandelte: „So, nun bin ich ganz rechts, nun muß selbst Herr von Gerlach mit mir zufrieden sein††)."

Wenn die Außenstehenden aber meinten, diese leitenden frommen Kreise

*) Denkwürdigkeiten II, 281.
**) II, 489.
***) II, 487 f.
†) Wichern II, 421.
††) Denkwürdigkeiten II, 481.

seien unter sich alle ein Herz und eine Seele, so haben wir seitdem aus den Memoiren des Polizeidirectors Stieber*) und des Generals von Gerlach erfahren, daß im Gegentheil ihre Cliquen sich untereinander belauerten und die einander gestohlenen Briefe zum König trugen. Ein verabschiedeter Lieutenant Tächen ließ im Auftrage von Manteuffel durch die Kammerdiener die Briefe des Generaladjutanten und des Kabinetraths Niebuhr abschreiben oder im Original entwenden, er machte Berichte über den Verkehr der Häupter der Kreuzzeitungspartei mit dem Palais in Potsdam und hatte Auszüge aus Gerlachs Tagebuch in Händen. Seit der General das wußte, schrieb er enthusiastische Hymnen auf den König und reuevolle Klagen über seine früheren leichtfertigen Urtheile in sein Tagebuch, ohne Zweifel, damit sie auch gestohlen werden möchten. Aber auch er selbst kam in die Lage, sich bei dem Prinzen von Preußen über einen Bericht des Spions Lindenberg zu entschuldigen, der ihm über den prinzlichen Hof erstattet wurde und der auf unbekannten Wegen in die Hände der Gerichte gekommen war**). Briefe, die den Polizeipräsidenten Hinkeldey schmähten, wurden auf Umwegen Hinkeldey in die Hände gespielt, um ihn gegen die Schreiber aufzubringen. Vor der Welt waren sie alle Brüder im Herrn, im Stillen aber suchte der Eine dem Andern das Bein zu stellen und dabei brauchten sie Mittel, die an die Mysterien von Paris erinnern, die von Stieber aber in vollem Ernste erzählt werden. Die Hauptschuldigen waren Seiffert, Präsident der Rechnungskammer, Stieber, der als preußischer Geheimrath starb, Hinkeldey, den der Junker Rochow erschoß, und, obwohl er es leugnete, der Minister Manteuffel selbst, der die ganze Gesellschaft deckte und wieder vom König gedeckt wurde, da Seine Majestät eine Geheimpolizei und Verletzung des Briefgeheimnisses für unentbehrlich hielt***). Der General schrieb ergrimmt in sein Tagebuch: „Man kann jetzt die dem Könige nahestehenden Personen in zwei Parteien theilen, in solche, denen Briefe gestohlen werden und solche, die gestohlene Briefe lesen." Der König aber spottete, auf die Bestecher seien die Gerlache bös, aber die bestochenen Diener beurtheilten sie so mild, daß nur noch fehle, daß sie für sie das allgemeine Ehrenzeichen beantragten†). Sie wollten eben den Veranstalter entlarven, nämlich Hinkeldey, der mit Lachen und Geschrei die Stimme seines Gewissens zu übertäuben suche††). Von der Gesamtlage giebt der General folgende Momentaufnahme: „Der französische Gesandte läßt Depeschen stehlen;

*) Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsraths Dr. Stieber. Aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet.

**) Denkwürdigkeiten II, 592.

***) Ebenda II, 317—365.

†) Ebenda II, 386.

††) Ebenda 390.

Seiffert profitiert davon aus alter Bekanntschaft mit dem Diebe Tächen, Manteuffel werden sie von Moustier mitgetheilt; er hält sich für verpflichtet, dem Könige davon zu sagen und auch mir. Er giebt sein Ehrenwort, den Diebstahl weder veranlaßt noch bezahlt zu haben. Hinkeldey wird in diese Geschichte eingemischt und erfährt sie vielleicht erst durch mich und Niebuhr. Statt zu helfen, stiehlt er mit und theilt die Briefe dem Könige und dem Prinzen von Preußen mit. Der Prinz macht gegen mich die Kenntniß des Lindenberg'schen Briefes geltend und noch heute bin ich deßhalb in Ungnade bei ihm" *). Eine neue Erscheinung war es auch, daß das Steigen und Weichen der Kurse verrieth, die Börse wisse gewisse Maßregeln, die die Finanzverwaltung beabsichtigte, zum voraus. Das also war Preußens fromme Periode.

Otto von Gerlach, der ernsteste der drei Brüder, ging kurz vor seinem frühen Tode mit dem Gedanken um, sich vom Hofe auf ein Landpastorat zurückzuziehen, da der König sich immer nur für Unwichtiges begeistere **), was Wichern fast wörtlich bestätigt. Dieser freilich machte für die übeln Zustände in erster Reihe die Bureaukratie verantwortlich. „Sie ist eigentlich der König, und der König ist ihr Laufbursche oder ein auf der Parforcejagd zu Tod gehetztes Wild. Am Hofe ist ein ewiger wilder Krieg. Alles widereinander und alles in Compagnie gegen den König. Nur keuchend halten sich etliche aufrecht. Minister von Manteuffel fragte neulich Hoffmann, ob es Sünde sei, sich den Tod zu wünschen. Er ersterbe bereits in diesem Verlangen, damit seine Seele endlich zur Ruhe komme . . . Habe er einen Augenblick alle Berge überstiegen und komme dann in's Schloß, da warten schon wieder zehn andere und alle Arbeit sei vergeblich gewesen. Ein unergründlicher Abgrund gebiert dort Noth und Verlegenheit aller Art und Rath- und Thatlosigkeit bei ungemessener Geschäftigkeit an allen Enden . . . Die jetzt am meisten gefürchtete Macht ist die Hinkeldey's, der fast für allmächtig gilt, den alle bekämpfen, die in der Nähe des Königs leben, aber dem keiner beikommen kann. Neulich ist ein Generalsturm auf ihn versucht worden, aber der König hat ihn abgewiesen" ***). Was Hinkeldey eine so feste Stellung gab, war gleichfalls eine Frivolität, nämlich des Königs tägliches Bedürfniß nach Neuigkeiten. Mittelst der Polizeiberichte hatte Hinkeldey, wie Westphalen klagte, „ein stets bereites Mittel dem König in's Ohr zu tuten" †). „Confusion ist das Element, in dem wir leben," klagen beide Gerlache und Ludwig schildert den Zustand mit den Worten: „Politische Phantasterei, Buhlen mit den Gegnern, Hinken bald rechts, bald links, zwei Pferde vor,

*) Denkwürdigkeiten II, 758. Ausführlicher 349 ff.

**) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 338.

***) Ges. Werke II, 431.

†) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 197.

zwei Pferde hinter den Wagen, nicht gehauen, nicht gestochen, nicht halb, nicht ganz, nicht ja, nicht nein, damit werden wir weder den innern Feinden, noch Frankreich die Spitze bieten können*)." Leute wie Manteuffel und Hinkeldey galten den Junkern jetzt bereits als Liberale. In Pommern wurde Ludwig von Gerlach von seinen Wählern die Frage vorgelegt: „Entsagest Du dem Manteuffel und allen seinen Werken**)?" und für Hinkeldey war die Kugel der Junkerpartei schon gegossen. Leopold von Gerlach, der wie kein Anderer für diese Zustände verantwortlich war, schreibt am 18. April 1856, nachdem die Gardelieutenants den Polizeipräsidenten insultiert und Rochow ihn im Duell erschossen hatte, in offenbarer Selbstironie: „Die Selbsthülfe nimmt überhand. Der Adel und die Offiziere haben ihre Stellung errungen. Die Schutzleute zittern vor den Offizieren und haben nicht den Muth, sich in einen Skandal zu mischen, wo diese dabei sind. Die Kirche verweigert die ihr anstößigen Trauungen und führt das Ehescheidungsgesetz, was die Regierung hat fallen lassen, als Norm für die Prediger ein. Das Berliner Consistorium ist selbst hiemit nicht zufrieden und straft auch die Prediger nicht, welche weiter gehn als dieses von dem Könige für zu extrem gehaltene Gesetz." So hatte nicht einmal der fromme Generaladjutant Freude an den Zuständen, die er selbst geschaffen hatte. Der Kampf um die biblischen Scheidungsgründe, den er erwähnt, beschäftigte viele Jahre den König, die Camarilla und die Kammern. Das preußische Landrecht mochte man für verbesserungsfähig halten, da es unstreitig allzu lax war, aber die Gerlache entschieden die Frage nicht nach den Grundbedingungen eines würdigen Familienlebens, sondern nach einigen willkürlich zusammengelesenen Bibelsprüchen, die für Juden und Nichtchristen keinerlei Autorität haben konnten. Daß der Staat sein Eherecht für Gläubige und Ungläubige festzustellen habe, kam für die Vertreter des christlichen Staats nicht in Betracht. Da die Gesetzgebung in den alten Provinzen bürgerliche Eheschließungen nicht kannte, wurde die Bevölkerung in einer der wichtigsten Fragen der Willkür der Pastoren ausgeliefert. Die Pastoren hinderte ihr Gewissen Geschiedene zu trauen, weil geschrieben stehe, wer eine Geschiedene freiet, der bricht die Ehe, die Gerlache aber hinderte ihr Gewissen, die Civilehe zuzulassen. Damit war das Pastorengewissen für souverän erklärt. Je mehr die Partei der Frommen den Ernst eines Geistlichen nach der Zahl seiner Trauungsverweigerungen beurtheilte, um so rascher mehrten sich die Fälle, in denen lediglich der Wille des Pastors die Entgleisten hinderte, einen sittlichen Lebensboden wiederzugewinnen. Die kleinen Päpste in der weißen Halsbinde fragten aber nicht,

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 136.
**) Ebenda II, 105.

ob der, der alles weiß, nicht zuweilen milder urtheile als der von der Frau Paſtorin informierte Herr Paſtor. Wenige Fragen haben ſo viel Erbitterung und Aergerniß geſät, das ſich immer erneute, wenn die Zeitungen berichteten, daß wieder ein preußiſches Brautpaar ſeine Trauung in Gotha, Schottland, Helgoland oder ſonſtwo habe ſuchen müſſen, weil der Herr Paſtor in der Heimath ſie verſagte. Aber auch paſtorale Gewiſſensbedenken haben ihre Zeit. In der neuen Aera ſagte Conſiſtorialpräſident Nöldechen zu Ludwig von Gerlach, Weigerungen von Geiſtlichen, Geſchiedene zu trauen, kämen gar nicht mehr vor*). Sie ſeien nicht mehr Mode, meint Gerlach, aber dieſe „Mode", die ſein Bruder Otto einſt aufbrachte, hatte Schuldigen und Unſchuldigen ſchweres Unglück bereitet und hatte ſich gebärdet als ſei ſie unwandelbar wie Gottes Wort.

Wie ſehr dieſe Verhältniſſe, die natürlich in Bonn ſo gut bekannt waren wie anderwärts, auf Rothe drückten, beweiſen ſeine Briefe. Mehr als einmal ſpricht er geradezu ſeine Verzweiflung an der Zukunft Deutſchlands aus. Auch er glaube, ſchreibt er an Umbreit, daß dem deutſchen Geiſte und der deutſchen Cultur noch eine große Zukunft vorbehalten ſei, aber — in Amerika. „Mein theuerer Freund, auf dem europäiſchen Continent wird nichts Kluges mehr mit der Geſchichte. Wir haben zu viel alten Sauerteig freiheitsfeindlicher Tendenzen aus unſerer vorangängigen Geſchichte, und an dem guten Nachbarn im Oſten ein abſolutes Hinderniß einer auf die Freiheit gegründeten politiſchen Ordnung der Dinge. Wo ſteht es doch im Goethe, Du wirſt es ja wiſſen:

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, der alte,
Haſt keine verfallenen Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

Das war die Stimmung der Beſten geworden, ſeit die Haſſenpflüge und Vilmare, die Gerlache und Hengſtenberge ihre Länder fromm und glücklich machten.

Auch der große Aufſchwung des kirchlichen Vereinslebens, den die Gründung des Kirchentags und die innere Miſſion bewirkten, verbeſſerte Rothe's Stimmung nicht. Man nahm ihn für alle Gründungen, die aus der Wichern'ſchen Anregung mit unendlicher Fruchtbarkeit hervorſproßten, in Anſpruch, er aber wurde des ewigen Geredes bald müde und ſehnte ſich

*) Aufzeichnungen II, 407.

heraus „aus der dicken Luft der Pastoralconferenzen“. Bei seiner Ueberzeugung, daß nicht die Kirche Trägerin der Frömmigkeit sei, sondern das bürgerliche Leben, war es ihm unsympathisch, immer enger in das Pastorentreiben der rheinischen Kirche verstrickt zu werden. „Man will nun einmal,“ schreibt er an Umbreit, „um jeden Preis alles auf die Kirche stellen; auf diese Bedingung hin kann ich aber nicht mitreden, und sehe auch gar nicht ein, wozu man mich zum Mitreden auffordert.“ Schon nach der ersten Pastorenversammlung, die er mitmachte, einer Conferenz für die Sache der innern Mission, urtheilt er, man habe viele Worte gemacht über Dinge, die sich von selbst verstehn, in der Sache aber sei wenig guter Rath zum Vorschein gekommen. Für den September 1851 stand in dem nahen Elberfeld der Kirchentag bevor, zu dem Rothe sich, wie er schreibt, da er in so großer Nähe von Bonn sei, schon einstellen müsse, wenn er nicht geradezu beleidigen wolle. Seiner Neigung nach, bekennt er freilich, bliebe er lieber weg, da er auch der einzelnen lieben Personen in dem unruhigen Geschwirre nicht froh werden könne. Nothgedrungen sagte er zu, aber schließlich entwich er dann doch nach Schlangenbad, von wo er sein Wegbleiben mit der Krankheit seiner Frau entschuldigte. Heubnern bekennt er sehr offenherzig, er sei doppelt getröstet, seit er die dortigen Beschlüsse gelesen habe und hoffe, daß das ganze Experiment in Bälde sein Ende finden werde, da die Beschlußfassung nach solchen zufällig zusammengelaufenen Majoritäten ein Unfug sei. Auch der rheinischen Provincialsynode, zu der ihn die Fakultät immer wieder abordnen wollte, entzog er sich jetzt unter Berufung auf seine kranke Frau. Freilich war das nicht der einzige Grund. „Nein,“ schreibt er 1853, im Rückblick auf die Bekenntnißverhandlungen der Duisburger Synode, „mein armes Christenthum weiß ich da nicht heimisch zu machen, wo man um lutherische und reformierte Unterscheidungslehren streitet, wo man dazu die Muße hat, und wo man die Wiederaufnahme der dogmatischen Formeln des 16. Jahrhunderts, versteht sich mit feierlichster Miene, für etwas Anderes hält, als eine drollige Fastnachtsmummerei, wenn die Enkelkinder in die altmodischen Kleider der Großeltern hineinschlüpfen.“ Die Fastnachtsmummerei zeigte sich indessen bald von ihrer sehr ernsten Seite. Der neue Cultusminister wurde ein willenloses Werkzeug in der Hand Hengstenbergs und der Gerlache, die ihn eingesetzt hatten. Bunsen klagt, daß man der Union jetzt eine Bedeutung gebe, die den Absichten ihres hochseligen Gründers schnurstracks widerspreche, nämlich die einer Eingliederung der Pastoren in confessionell lutherische, reformierte und Consensustheologen, während die Stahl'sche Partei offen auf ihre volle Sprengung hinarbeite. Selbst Nitzsch entsprach den Forderungen der gesteigerten Reaction nicht mehr. Nachdem man ihn aus der Examinationscommission entfernt hatte, war ein directes Eingreifen des Königs nöthig,

um dem brandenburgischen Consistorium die Bestätigung des großen Consensustheologen und berühmten Verfassers des „Nitzschenum“ zum Propste an der Nikolaikirche abzunöthigen. Rothe, der im Jahre 1853 durch Bunsens Widmung seines Hippolyt erfreut wurde, schüttet dem Londoner Freunde mehrmals sein Herz aus und das Echo dieser Klagen läßt sich in Bunsens eigenen Briefen an Friedrich Wilhelm IV. verfolgen. Mit geringschätziger Ironie spricht Rothe von der neuen Staatsweisheit der Raumer und Stiehl. „Auf die Art,“ schreibt Rothe, „wie man jetzt in Preußen die kirchlichen Verhältnisse zurechtzulegen sucht, hält es gewiß nicht lange. Und vielleicht ist es gut, daß man so ganz geschichtswidrig an ihnen herumhantiert, damit der Riß, wenn es über kurz oder lang dazu kommt, ein recht gründlicher werde. Es ist, wie wenn die Staatskünstler es systematisch darauf anlegten, meine ketzerische Ansicht von der Kirche durch die That zu bewähren; niemandem aber kommt das schmerzlicher als mir selbst.“ Bei solcher Sachlage konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß er in Preußen nicht an seinem Platze sei. „Du mein Himmel,“ ruft er in einem Briefe an Umbreit vom 21. Januar 1853 aus, „wie kann man, wenn man ein warmes, deutsches Herz hat, heute zu Tag ein eifriger Preuße sein! Nein das specifisch Preußische, das schnürt mir so recht die Seele zu. Ich habe in Baden immer so recht das wohlthuende Gefühl gehabt, einem wirklichen Ganzen anzugehören, und zwar einem solchen, das wirklich wieder ein Theil von einem größeren Ganzen sein will, von Deutschland . . . Daß aber jenes eigentliche Preußen ein Herz für Deutschland hat, das habe ich nie glauben können.“ So fehlte ihm kirchlich und politisch die Sympathie für die Zustände, ohne welche ihm Preußen unmöglich zur Heimath werden konnte. Seine Bescheidenheit freilich nöthigt ihn, einen Theil der Gründe dafür in seiner eigenen Natur zu suchen. Sein Pessimismus, meint er, verglichen mit dem Optimismus seines Freundes Bunsen rühre daher, daß er ein Stück Doctrinär sei, „doch mit dem Bewußtsein, daß ein Doctrinär nur für seine Studierstube Recht habe, da aber auch wirklich in seinem Rechte sein könne.“ „Ich bin,“ schreibt er, „immer so ein sinnender Mensch gewesen unter den rennenden, daß ich darüber staunen muß, daß diese mich denn doch noch nicht umgerannt haben. Aber es wird schon kommen, bald genug.“ Er rechnete sicher darauf, früher oder später von der confessionellen Partei wegen seiner Heterodoxieen angefallen zu werden und weil er sein eigenes System als ein rein individuelles betrachtete, war es ihm ein Trost, daß Dorner neben ihm stehe mit seiner angeblich Schleiermacher'schen Normaltheologie und seiner kirchlich correcten Haltung. Daß er die glücklichsten Tagesstunden auf dem Katheder verlebe, sprach er dankbar aus, aber nicht alle Erweise der dort erworbenen Verehrung waren ihm erfreulich. Immer wieder klagt er über die theologischen Heimsuchungen,

die ihm seine edle Arbeitszeit, die durch die Ansprüche der kranken Frau ohnehin eingeengt ist, noch mehr beschränken. „Da ist kein Tag, wo nicht die Besuche der Durchreisenden sich jagen . . . Es ist so viel Lärm um nichts, und so viel leere Geschäftigkeit in der Welt und die ohnehin kurze Zeit der Aussaat wird mit so viel Nichtigkeiten vollends vergeudet.“ Die Pastoren, denen er gern die Zeit abgekauft hätte, die sie verbummelten, ließen es sich nicht nehmen, dem theuern Lehrer immer wieder eine Stunde wegzusitzen, um ihm ihren neuesten „Standpunkt“ zu entwickeln. Zu diesen Stromern des Gottesreichs gehörte auch Tholuck, der sich in Bonn, wie früher in Wittenberg und Heidelberg, von Zeit zu Zeit Rothe in's Quartier legte, was die Frau, nicht eben erfreut, den Verwandten in Wittenberg meldet. Unter diesen Umständen kehrte bei Rothe bald Heimweh nach Heidelberg ein, wo „das kirchliche Leben“ ihn weniger zudringlich belästigt hatte. „Es ist sonderbar,“ schrieb er am 26. April 1853 an Hahn, „so gut es uns hier auch geht, eigentlich heimisch fühlen wir uns hier immer noch nicht nach vier vollen Jahren. Die Universität ist hier eine Insel, die inmitten der eigentlichen Bevölkerung der Stadt umherschwimmt ohne Verbindung mit ihr, wozu die Schärfe der confessionellen Spannung auch noch bedeutend mitwirkt. So bleibt man Bonn selbst im Grunde ganz fremd und lebt in einem Kreise von nichts weniger als rheinländischem Charakter mitten im Rheinland ganz norddeutsch, was einem so eingefleischten Süddeutschen wie ich bin hart vorkommt.“ Offener rückt er mit seiner Abneigung gegen Preußen in den Briefen an Umbreit heraus und wenn er ihm etwas „schwarz auf weiß“ giebt, so setzt er spöttisch hinzu: „meine jetzigen Landesfarben“. Sein Mißvergnügen steigerte sich, als die preußische Regierung die Uebersiedelung Dorners nach Göttingen geschehen ließ, ohne sich im mindesten zu bemühen, ihn zu halten. Er meinte, Dorner habe durch seine Vorlesungen ihn und seine Heterodoxieen gedeckt, jetzt würde sich nothwendig die Opposition der Orthodoxen gegen ihn wenden. In einem Briefe an Hahn vom 21. April 1853 klagt er bitterlich über diesen Verlust und wiederholt den Wunsch nach einem orthodoxen Dogmatiker zu seiner Gewissensberuhigung. „Ohne dieß stehe ich hier in einer Provinz, in der die Rechtgläubigkeit noch wirklich ein Wahrheit ist, in den Gemeinden wie bei den Geistlichen, auf die Dauer keine Freudigkeit zu meinem Tagewerk finden. Denn ich glaube wohl, daß es ganz gut ist, wenn auch meine theologischen Ueberzeugungen zu Wort kommen, aber nur so, daß sie dabei von andern überschrieen werden, nämlich innerhalb der theologischen Fakultät.“ Kam es zum Conflicte, so hatte Rothe in Berlin keinerlei Anhalt, denn der neue Cultusminister von Raumer entwickelte eine Energie, die mit seiner Urtheilsfähigkeit in umgekehrtem Verhältnisse stand. Da er seine Schwäche selbst fühlte, hielt er sich blindlings

an die Weisungen von Hengstenberg und von Ludwig von Gerlach, der meist bei ihm wohnte, wenn er in Berlin war und ihm seine Kammerreden, Erlasse und Verordnungen soufflierte. „Karl Raumer," bezeugt Gerlach, „hatte Bekennermuth, aber er mißtraute, gewissenhaft in hohem Grade, sich selbst bis zum Uebermaß." Bescheiden sagte er, er wirthschafte ganz leidlich fort; bis er einmal einen großen Fehler mache und gehen müsse. Gerlach aber lobt die christliche Demuth dieses Standpunkts: „Wie süß ist der Moschusduft eines wunden Herzens!" *) Die Folgen dieses Verhältnisses traten bald zu Tag. Mit heiterer Ironie bespricht Rothe die neuste rettende Idee ihres Cultusministers, auch die Professoren à la Darmstadt in Uniformen zu stecken. „Eine Besetzung der erledigten Professuren würde unserer Universität wahrscheinlich reellere Dienste leisten als diese Spielereien, die nur den Schneidern zu statten kommen. Ich werde mich wahrlich nicht damit beeilen, mich zu costümieren." Daß dem Durchschnitte der Professoren die Uniform eine Mahnung sein würde, auch ihre Vorträge möglichst ordonnanzmäßig zu gestalten, darin mochte Herr von Gerlach ganz recht haben, aber eben diese Einreihung der Gelehrten in die Welt der Tressen und Achselklappen war Rothe widerwärtig.

Bei Rothe's gedrückter Stimmung machte die im April 1853 eintreffende Nachricht vom plötzlichen Tode Heubners ihm tiefen Eindruck. Kein anderer Mensch hatte einen so bestimmenden Einfluß auf Rothe's innere und äußere Lage gehabt wie Heubner. Durch Heubner war er Pietist, Ehemann, Prediger in Rom und Professor in Wittenberg geworden. In Vielem hatte er sich von seinem Einfluß emancipiert, aber vor der Persönlichkeit des Entschlafenen beugt er sich noch immer und schreibt an Hahn, er werde auch jetzt fortfahren, sich vor ihm täglich zu prüfen und zu erheben, aber er hofft auch, bald selbst zum Frieden eingehen zu dürfen, denn sein eigenes Hauskreuz wurde täglich drückender und das stete Klagen und Murren der Kranken, so bekennt er Hahn, „dämpft begreiflicher Weise auch meinen Muth sehr. Gott wolle helfen". Einige Hoffnung auf einen gemüthlichen Anhalt schien ihm die Aussicht zu gewähren, an Plitts Stelle, der nach Heidelberg abging, seinen Jugendfreund Wiesmann als Prediger nach Bonn zu bekommen. Er nennt das „den Aufgang eines freundlichen Sternes an seinem Bonner nicht allzu sternhellen Himmel". Aber er sollte sich dieses Sterns nicht mehr erfreuen. Seine Bonner Verhältnisse waren ihm bereits tief verdunkelt, als im April 1853 ein Brief des badischen Ministerialpräsidenten Adolf von Marschall einlief, der ihn für Baden zu gewinnen suchte. Marschall, der ein Herzensinteresse an einer gesunden Entwicklung der Kirche nahm und noch im hohen Alter für seine Anschauungen in der Schrift: „Religiöse Welt-

*) Aufzeichnungen II, 167.

anſchauung“ einen ſchönen Ausdruck fand, legte den größten Werth darauf, den geiſtig freien und tief religiöſen Bonner Gelehrten nach Baden zurückzuführen. Anknüpfend an vorangegangene Andeutungen des badiſchen Oberkirchenrathspräſidenten von Wöllwarth theilte er mit, daß Oberkirchenrath Sonntag und Prälat Hüffel in Karlsruhe penſioniert werden ſollten und man für Hüffels Stelle Rothe in's Auge gefaßt habe. Frau Rothe war Feuer und Flamme für dieſe Ausſicht, aber hier blieb er feſt. Sollte er ſeinen großen perſönlichen Einfluß auf die Jugend und die Gemeinde, die mit ſolchem Erfolge eröffnete gelehrte Schriftſtellerei, die ihn zum Lehrer der geſammten Theologenwelt gemacht hatte, hingeben, um in Karlsruhe Kirchenviſitationsbeſcheide und Synodalreceſſe zu ſchreiben und zwei- bis dreimal in der Woche langen Sitzungen beizuwohnen, in denen über Aufbeſſerungen, Badgratiale, Stipendien, einmalige Unterſtützungen, Heuverſteigerungen und geplatzte Pfarrhausöfen referiert wurde? Mit ſolchen Opfern war die Prälatur denn doch zu theuer erkauft. „Wenn ich mich ſelbſt traveſtieren wollte,“ ſchrieb er an Umbreit, „dann würde ich Prälat werden.“ Ohne Zögern lehnte er den Antrag dankbar aber entſchieden ab. „Natürlich,“ ſchreibt er an Umbreit, „hielt ich damit die Sache für vollkommen abgethan. Zu meinem nicht geringen Erſchrecken geht mir aber ſchon in den nächſten Tagen darauf ein Schreiben des Regenten ſelbſt zu, worin er auf die gnädigſte Weiſe den Antrag perſönlich erneuert.“ Man glaubte in Karlsruhe, das Hinderniß nur in Rothe's übergroßer Beſcheidenheit ſehen zu müſſen und der Regent, der Rothe von ſeiner Studienzeit in Heidelberg her aufrichtig verehrte, verſuchte ſeine Bedenken zu zerſtreuen. Hatte Rothe ſich auf ſeine völlige Unerfahrenheit in Sachen der Verwaltung berufen, „da es ihn wenig ehrenvoll dünke in Dingen bloß befehlen zu ſollen, in denen alle Kunſt gerade in der Ausführung liegt“, ſo ſuchte ihn der Regent mit der Zuſicherung zu beruhigen, daß dieſe Geſchäfte von Andern beſorgt werden könnten. Viel wichtiger ſei, daß ſich der größere und beſſere Theil der Landesgeiſtlichkeit mit unbeſchränktem Vertrauen ihm anſchließen würde, weil er von ſeiner früheren Wirkſamkeit her bei ihr in beſtem Anſehen ſtehe. Dabei berief ſich der Regent in ſehr herzlicher Weiſe auf ſeine eigenen freundlichen Beziehungen zu Rothe in ſeiner Studienzeit und verſicherte ihn ſeines vollen Vertrauens und ſeiner Verehrung. Rothe antwortete in aufrichtiger Dankbarkeit, die ihn aber gerade erſt recht verpflichte, dem hohen Herrn nicht einen Diener zuzuführen, der ſich hintennach als wenig tauglich für ſeine Zwecke auswieſe. „Ich habe,“ ſchreibt er, „an meiner Befähigung für das mir zugedachte höchſt ehrenvolle Amt gezweifelt. Gnädigſter Herr, liegt denn ein ſolcher Zweifel einem Manne nicht nahe, der im 55. Lebensjahr ſtehend, bei nicht allzukräftiger Geſundheit, ſich nie in Verwaltungsgeſchäften verſucht hat und ſich dabei als einen wenig praktiſchen

Menſchen kennt? Doch Ew. Königliche Hoheit wollen ja nach dieſer Seite hin gnädige Nachſicht üben und mit dem Theologen vorlieb nehmen. Da darf ich es nun aber nicht verſchweigen, daß gerade auch von meiner Theologie her mir beſonders ernſte Anſtände entſtehen. Ich bin nicht kirchlich rechtgläubig, ungeachtet ich das gute Gewiſſen habe, ein aufrichtig an Chriſtum gläubiger Theologe zu ſein. Mein theologiſcher Standpunkt wird von äußerſt Wenigen getheilt, von Vielen mit ſehr ſorglichen Augen angeſehen, wenn man gleich ziemlich allgemein meine Theologie als eine perſönliche wiſſenſchaftliche Auffaſſung mit Achtung gelten läßt . . . Namentlich aber muß mir, wenn ich mich als Mitglied des evangeliſchen Oberkirchenraths denke, der Umſtand ſchwer auf die Seele fallen, daß meine Ueberzeugung von dem Verhältniß der Kirche zum Chriſtenthum ſeit ſechzehn Jahren der Gegenſtand eines faſt einſtimmigen Proteſtes iſt, hauptſächlich auch deßhalb, weil ich die Bedeutung der Kirche viel zu ſchwach betone." Für die Stellung in einer oberſten Kirchenbehörde halte er ſich eben darum für unmöglich, während er anderſeits auf den Beruf eines Lehrers und die unmittelbare Einwirkung auf die akademiſche Jugend nicht verzichten möchte. Auch dieſe Zweifel ſuchte der Regent in einem nochmaligen Schreiben zu beſeitigen. „Es war namentlich," ſchrieb er, „Ihre mit wahrer chriſtlicher Frömmigkeit verbundene freiere theologiſche Richtung, deren Vertretung im evangeliſchen Oberkirchenrath mir wünſchenswerth ſchien, welche meine Wahl vorzugsweiſe auf Ihre Perſon lenkte." Aber Rothe blieb bei ſeiner Ablehnung und hatte damit ohne Zweifel vollkommen richtig gehandelt. Eine Wirkung aber hatte dieſe Verhandlung, die in ſo höflicher und entgegenkommender Weiſe geführt wurde, allerdings, ſie verſtärkte Rothe's Heimweh nach Baden, wo ein Profeſſor ſehr viel anders behandelt werde, als Herr von Raumer ſoeben Dorner behandelt hatte. Entſcheidend für ſeine Wünſche war auch in dieſer Beziehung, wie in allem, die kranke Frau. „Sie hegt," ſchreibt er an Umbreit, „eine tiefe, meiner Meinung nach ſehr ungerechte Antipathie gegen Bonn." So hatte ſie ihn beſtürmt, die Prälatur in Karlsruhe anzunehmen und als nun Ullmann Prälat wurde, lebte ſie der Hoffnung, ihr Mann werde nun Ullmanns Nachfolger in Heidelberg werden können. Dazu kam ein inneres Moment. Man würde gar keinen Verſuch gemacht haben, Rothe für eine praktiſche Stellung zu gewinnen, hätte man ſeine Gemüthslage gekannt. Ueber ihn war wieder, wie in Rom einſt, die zage Scheu gekommen, zu beſtimmten Zeiten predigen zu müſſen, mochte er innerlich dazu aufgelegt ſein oder nicht. „Er würde Gott danken," ſchreibt er ſeinem Schwager Hahn*), „wenn es ihm geſtattet wäre, Gott im Laiengewande in aller Stille zu dienen, ſtatt im Kirchenrock, der ihm nun und

*) 21. April 1853. Sammlung des Profeſſor Hahn.

nimmer auf den Leib paſſen will.“ Wer ſo regelmäßig auf die Kanzel treten muß, wie er in Bonn, der kann nicht, nach der Schwäche der menſchlichen Natur, jedesmal innerlich warm und religiös geſtimmt ſein. Was aber Hunderte thun und ſich verzeihen, da ſie es nicht ändern können, das lag auf ihm wie ein ſchwerer Vorwurf und ſo empfand er wieder wie in Rom ſeinen Predigertalar als eine drückende Laſt. Dazu kam dann, daß ſein Kollege Bleek in beſter Meinung ihn ſtets auf die Pfarrſynoden, Paſtoralkränzchen und Verſammlungen ſchleppen wollte, um in dieſes „kirchliche Leben“ Geiſt und Inhalt zu bringen, während Rothe in ſolchen theologiſchen Zuſammenkünften eine heilloſe Zeitvergeudung ſah und ſich mit dieſen geiſtlichen Herren abſolut nichts zu ſagen hatte. Zuweilen mußte er freilich den Kollegen den Willen thun, aber er verfehlt nie zu bemerken: „Mich jammert dann nur meine arme Frau.“ Das war ſeine Stimmung, als die erſte Anfrage von Umbreit wegen Heidelberg kam. „Meine liebe Frau,“ ſchreibt er, „hat Dein Brief überaus glücklich gemacht. Du haſt an ihr einen ſehr lebhaften Advocaten.“ Daß ſie freilich in Heidelberg zufriedener ſein werde als in Bonn, wagt er ſelbſt nicht zu hoffen. „Die unſelige Kunſt, aus allem, auch dem Unbedeutendſten und Unſchuldigſten Bitterkeit zu ſaugen, hüllt ihr alles in ſchweren, trüben Nebel, auch die lachendſten Gefilde. Ich habe wirklich immer wenig dazu gebraucht, um mich meines Daſeins zu freuen, aber es wird mir nun ſeit ſo manchen Jahr oft unbeſchreiblich ſchwer es zu tragen.“ Trotzdem hoffte er von der Rückverſetzung der Kranken unter die alten Freunde auch Wiederkehr ihrer früheren verhältnißmäßig erträglicheren Stimmung. Sobald feſtſtand, daß Ullmann die badiſche Prälatur übernehmen werde, die Rothe ausgeſchlagen, fragte Umbreit direct an, ob er Ullmanns Profeſſur übernehmen möchte? Leſen könne er, was er wolle, wenn er nur „auf dem Papier ſich die Bezeichnung als Profeſſor für Kirchengeſchichte gefallen laſſe“. Rothe hatte bereits die Antwort geſchrieben, „auf dem Papiere will ich nichts ſein, was ich nicht in der Wirklichkeit wäre“, als ein Ereigniß eintrat, das der ganzen Sache eine neue Wendung gab. Aus welchen Gründen Rothe die Prälatur in Karlsruhe abgelehnt hatte, war natürlich in der amtlichen Welt bekannt, das hielt aber „die hochgebietenden Herrn in Berlin“ nicht ab, Rothe gegen ſeinen Willen zum Conſiſtorialrath in Koblenz zu ernennen. Das Verfahren war ſo auffallend, daß ſchon damals die Vermuthung auftauchte, es habe ſich um eine Hengſtenberg'ſche Intrigue gehandelt, um Rothe das Verbleiben in Bonn zu entleiden. Die Sache ging aber mehr von Bleek und dem Conſiſtorium aus, die an Rothe eine Stütze gegen die confeſſionellen Treibereien zu finden hofften, und überdieß konnte ein Bureaukrat wie Raumer wohl meinen, ſolche Antipathieen eines Profeſſors gegen Rangerhöhung und Beſoldungszulage ſeien nicht allzu ernſt zu nehmen. Rothe aber ſchrieb: „Dies

war mir denn doch etwas zu ſtark. Einen ſo aus blauer Luft den Blitz eines Conſiſtorialamtes treffen zu laſſen, wenn man mit ſeiner Profeſſur vollauf zufrieden iſt, das geht über meine Geduld. Man hatte vorher auch nicht auf die entfernteſte Weiſe gefragt oder doch gehorcht, ob ich ein ſolches Nebenamt mir würde gefallen laſſen; im Gegentheil, man wußte in Koblenz aus meinem eigenen Munde, daß mir eine ſolche Stellung höchſt widerwärtig erſcheine.“ Raumer aber zweifelte gar nicht, daß Rothe für eine Zulage von 250 Thalern und den Titel Conſiſtorialrath höchſt dankbar ſein werde. Dafür hätte nun aber der Ernannte in jedem Monate drei Tage und außerdem zu den Examinibus ganze Wochen in Koblenz zubringen müſſe. Von der Wirkung, die dieſe Nachricht auf Frau Rothe machte, daß ihr Mann forthin regelmäßig nach Koblenz und zu den Synoden reiſen müſſe, ſchreibt er: „Sie fuhr wie vom Blitze gerührt zuſammen, als ſie die Kunde vernahm, und brachte die ganze Nacht unter den heftigſten Krämpfen ſchlaflos zu, größtentheils außer dem Bett in dem wunderbar hellen Vollmondslicht.“ Zunächſt wendete ſich Rothe nun an den Miniſter, er möge die Ernennung rückgängig machen. Auf drei wiederholte Eingaben antwortete Raumer überhaupt nicht; vielmehr mußte Rothe zunächſt einmal für das Examen in Koblenz zuſagen, entſchuldigte ſich dann aber im letzten Moment mit plötzlicher, ſchwerer Erkrankung ſeiner Frau. Inzwiſchen hatte in Baden Ullmann die Prälatur angenommen, die Rothe ablehnte, und die Heidelberger Freunde beeilten ſich, an Ullmanns Stelle Rothe nach Heidelberg zurückzuführen. Er aber erklärte, mit vollem Vertrauen komme er dahin wieder, wo er denn doch ſeine liebſte Heimath habe. Das Erſtaunen in Berlin war groß, und da der König durch Bunſen ein ſehr günſtiges Vorurtheil für Rothe hatte, machte Raumer einen verſpäteten Verſuch ihn in Bonn zu halten, aber Rothe lehnte jetzt kühl und höflich ab, indem er erklärte, er habe ſich in Heidelberg bereits gebunden. Daß er in Baden einen erheblich geringeren Gehalt erhielt, war ihm kein Hinderniß. Er hatte ſich eben in Bonn nie heimiſch gefühlt. „Die in Bonn zugebrachten Jahre,“ ſo ſchreibt er ſelbſt, „betrachte ich als eine Epiſode, die für mich nicht ohne Frucht geweſen iſt, mich aber hauptſächlich darüber belehrt hat, was meines Berufes *nicht* iſt.“ Natürlich hatte er nun noch einen harten Kampf mit den Kollegen über ſeine Fahnenflucht durchzufechten. Selbſt die Studenten ſendeten ihm eine Deputation, er ſolle doch bleiben. Obgleich er ſie abſchlägig beſchied, brachten ſie ihm dann zu ſeinem Geburtstag ein Ständchen und er ſchreibt wehmüthig: „Es iſt doch ein gutes Völklein, die akademiſche Jugend, bei dem das ‚Liebe um Liebe‘ nie fehlt.“ Bleek, der ihm den Ruf nach Bonn vermittelt und deſſen Familie ſich ſeiner Frau ſtets treulich angenommen hatte, war natürlich durch Rothe's unerwarteten Entſchluß verſtimmt. Aber gerade ihn hatte Rothe im Verdacht, bei der Auf-

packung des Consistorialamts mitgewirkt zu haben und „seine unaufhörliche Quälerei wegen der Synode“ war auch ein Grund, warum Rothe ging. Dem Minister aber schenkte Rothe völlig reinen Wein ein. Er schrieb ihm*), daß er alle Anfragen wegen Baden abgelehnt habe, bis man ihn ungefragt zum Consistorialrath machte und auf seine Bitten, ihn damit zu verschonen, ihm nicht einmal eine Antwort gab. Um aber Raumer zu trösten, bekennt er ihm, sein Verhältniß zu der orthodoxen rheinischen Kirche sei bei seinen heterodoxen Ueberzeugungen von vornherein ein schiefes gewesen und ihm innerlich noch drückender geworden, seit man Dorner habe gehen lassen, auf den er sonst die Studierenden habe hinweisen können als einen hervorragenden Vertreter des orthodoxen Systems. Auch seine Predigtverpflichtung sei ihm eine Schwierigkeit. „Predigen zu sollen, ist mir innerlich ein harter Druck gewesen; ich darf es sagen in demselben Maße mehr, in dem mir durch Gottes Gnade mein bißchen Christenthum lebendiger wurde. Aus allen kirchlichen Functionen herauszutreten und ganz ein christlicher Laie zu sein, war mir lange schon ein sehnlicher Wunsch. Ew. Excellenz werden es natürlich finden, daß für mich in dieser Lage die mir in Heidelberg angebotene Stellung einen großen Reiz haben mußte**).“ Vor weiteren Bemühungen Raumers um sein Verbleiben war Rothe nach diesem Briefe sicher und der Minister wird nicht verfehlt haben zu berichten, ein Professor der praktischen Theologie, der ungern predige, eigne sich nicht für Preußen. Die Camarilla in Berlin fürchtete nun, man könne für Rothe Dorner zurückberufen, „den Agitator der Synode für Rheinland und Westphalen“, wie General von Gerlach den friedlichen Vermittlungstheologen nennt***). „Der König denkt an den Züricher Lange, und zwar auf Empfehlung Hoffmanns, der immer wichtiger wird.“ Das war denn auch wirklich das Ende. Bunsen macht für den ganzen Verlauf Raumer verantwortlich; das Entscheidende für Rothe war doch der innere Widerspruch, in dem er zu dem preußischen Betrieb der kirchlichen Dinge stand. Ein damaliger Zuhörer Rothe's schreibt darüber, in einer kleinen Ansprache an die Studierenden habe Rothe gesagt: Würde man wissen, welches seine eigentlichen Anschauungen von der heutigen Kirche seien, man würde ihn viel eher mit Gewalt forttreiben als zu halten suchen. Man entgegnete sofort, ob er denn nicht in seiner Ethik jene Anschauungen klar genug dargelegt habe? Man kenne sie ja und gleichwohl wünsche man ihn hier festzuhalten. Er erwiderte: Dann sei man blind gegen die praktische Tragweite jener Ideen, die weitere Entwicklung der Kirche werde diese freundliche und ehrende Ver-

*) Das Concept in den Papieren von Ahrendts.

**) Ebenda.

***) Denkwürdigkeiten II, 92.

blendung nur zu bald verscheuchen. Seine öffentliche Thätigkeit in Baden erfüllte diese Vorhersagung und öffnete diesen Jüngern dann nachträglich das Verständniß seiner Worte. Für ihn war es eine innere Befreiung, daß er nun, aller Zweideutigkeiten ledig, das wurde, was seiner Natur entsprach, unbehelligt von kirchenregimentlichen Fragen, Synoden, Examinibus und Akten und auch von einem amtlichen Predigerberuf, ein „purer christlicher Laie". Des oft nicht länger ertragbaren Drucks, der ihn in den letzten Jahren ordentlich „zusammengepreßt", war er ledig. Preußen war abgeschüttelt und Heidelberg bedeutete die Freiheit.

XII

Das Heidelberger Interim

1849—1853

In Baden hatte sich die Lage in den vier Jahren, die Rothe in Bonn zubrachte, von Grund aus umgestaltet. Die Wiederherstellung der staatlichen Ordnung wurde officiell nach der Capitulation von Rastatt in der Karlsruher Stadtkirche am Sonntag dem 5. August 1849 durch einen besonders solennen Gottesdienst gefeiert. Die Officiere der preußischen und nassauischen Occupationstruppen und zu ihrer besonderen Ehrung auch die Officiere der treugebliebenen Karlsruher Bürgerwehr, wohnten dem Gottesdienste bei, bei dem die preußische Militärmusik das Tedeum blies. Auch in Rastatt hielt der neue Gouverneur auf dem Marktplatz eine feierliche Kirchenparade als Dank- und Siegesfest. Die Bataillone bildeten ein großes Viereck, in dessen Mitte ein kleiner Altar stand. Der preußische Divisionsprediger verlas mehrere Gebete, zwischen denen Sängerchöre mit Regimentsmusik Choräle vortrugen. Ein Berichterstatter meinte: „So erhebend der Akt war, so sehr störte die Anbringung eines Tuschs an jedem Strophenende den Eindruck der schönen Kirchenmelodie“ *). Die Bedeutung dieses Tuschs konnte doch niemand verkennen. Die Ordnung war jetzt hergestellt, aber noch lange Wochen knallten die Schüsse, die die Todesurtheile der Standgerichte vollstreckten, und fielen die Gerichteten in die Sandgrube. Auch Rothe hatte ein Opfer zu beklagen. Ein Sohn seines Freundes Tiedemann, des Heidelberger Anatomen, den Rothe als Prorector gegen die Verdrängung durch den Juden Henle erfolgreich geschützt hatte, war am Ende eines abenteuernden Lebens Gouverneur der Aufständischen in Rastatt geworden. Bei der Uebergabe wollte er seinen Degen dem preußischen General überreichen, der aber ließ die Waffe durch den Profoß ihm abnehmen und zerbrechen. Mit dem württembergischen Theologen Elsenhans endete er im Festungsgraben. Im Ausland wurden die Todesurtheile wegen politischer Vergehen meist mißbilligt. Als Wichern im Dezember

*) Allg. K.-Ztg. 1849, S. 1024.

1849 in Berlin war, kam der König wiederholt auf Baden zu sprechen und erzählte, Lord Palmerston habe ihm eine impertinente Note wegen der in Baden stattgehabten Hinrichtungen geschickt. Er habe darauf eine Liste der Hingerichteten einverlangt. Es seien deren fünfzehn gewesen; thatsächlich waren es neunzehn. Als er den edlen Lord nun darauf hinweisen ließ, daß die Engländer in der gleichen Zeit in der Capcolonie fünfunddreißig Menschen hätten hängen lassen, habe Palmerston erwidert, das waren Straßenräuber. In Ungarn wurden nach Niederwerfung des Aufstands, zur Freude der Gerlache, sechzehn Generale gehängt, und der Name des entwischten Andrassy an den Galgen geschlagen unter demselben Kaiser, der Andrassy nachher zum österreichisch-ungarischen Staatskanzler machte, eine Thatsache, die doch mahnen müßte, mit dem Galgen etwas vorsichtiger umzugehn. Daß politische Verbrechen meist weniger auf gemeiner Gesinnung als auf Verirrungen des Gedankens beruhen, fiel weder für den König, noch Wichern, noch die Gerlache in's Gewicht. Dutzendweise wanderten die Compromittierten in das Zuchthaus, darunter Leute wie Corvin und Kinkel. Karl Hildebrand entging der Kugel nur durch kühne Flucht. Der nachmals als Excellenz gestorbene Pathologe Kußmaul, der während der Revolution Arzt bei dem badischen Bataillon in Holstein war, sollte entlassen werden, weil ein unberufener Freund ihm ungefragt ein Patent als Regimentsarzt der Freiheitsarmee ausgewirkt und zugesendet hatte*). „Tausende," sagte Kußmaul, „büßten den Rausch der Revolution mit dem Verluste von Freiheit, Hab und Gut, oder wanderten in die Verbannung." Das war denn das richtige schwüle Wetter, bei dem die Blindschleichen und Kreuzottern aus ihren Höhlen und Ritzen hervorkommen. Bureaukraten, die man nur als geistlose und unbedeutende Aktenschreiber gekannt hatte, glühten plötzlich von Verfolgungswuth und es war, als ob in dem einen Jahre alle Menschen schlechter geworden wären. Alles öffentliche Leben stockte. Nur von Pfarrerstagen hatten die Zeitungen zu erzählen, bei denen ein in Baden ganz neuer Geist zur Geltung kam. Vor und während der Revolution hatte man von besonderem Eifer der Pietisten, den Thron zu stützen, nicht das Mindeste wahrgenommen. Gerade die bekanntesten süddeutschen Pietistenfamilien in Stuttgart, Heidelberg, Freiburg waren röthlich angehaucht und zählten offene Radicale zu ihren Mitgliedern. Das anerkannte Haupt des badischen Pietismus, Seminardirector Stern in Karlsruhe, leistete unbedenklich der provisorischen Regierung des Advocaten Brentano den Eid der Treue und selbst in den nachmärzlichen Hirtenbriefen der erzbischöflichen Curie wehten Freiheitslüfte. In der Zille'schen Kirchenzeitung vom 4. Januar 1850 wurde darauf hingewiesen, daß Schüler des pietistischen

*) Kußmaul, Erinnerungen eines alten Arztes. 431.

Schullehrerseminars in Karlsruhe in auffallender Zahl das Feuer der Revolution geschürt hätten*), was in erster Reihe als sehr begreifliche Reaction gegen den dumpfen Druck dieser Anstalt aufzufassen sein wird. In Heidelberg wurde Ludwig Häusser während der Unruhen angehalten, warum er keine schwarz-roth-goldene Kokarde trage, und gab zur Antwort: „Seit mein Kollege Ullmann eine trägt so groß wie eine Kaffeetasse, habe ich die meine abgenommen." Bekannt war auch die schwarz-roth-goldene Schärpe mit dem Schleppsäbel, mit denen der ultramontane Zöpfl, der Vater so vieler reactionärer Gutachten, sich seinen Studenten präsentierte. Von Zeugnissen der Pietisten gegen die Revolution hatte niemand etwas vernommen. Erst als der Aufruhr niedergeworfen war und die Reaction ihren Einzug hielt, meldeten sie sich als berufene Retter der Gesellschaft. In Baden wußte jedermann, welche Rolle die Schullehrer, die sich in Sterns Anstalt mit Haß gegen Kirche und Staat erfüllt hatten, bei der Revolution gespielt haben. Die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung redet statt dessen von der Empörung, „an der so viele Paulus'sche Theologen Theil nahmen**)," während Paulus schon seit Jahrzehnten seine Vorlesungen eingestellt hatte und als Gegner des Umsturzes bekannt war. Für den preußischen Divisionsprediger in Karlsruhe galt auch die badische Kirche für eine preußische Eroberung und in engem Bunde mit Stern verlangte er die völlige Umgestaltung der bestehenden Ordnungen. Wilhelm Stern, 1792 geboren, war in Ifferten bei Pestalozzi ausgebildet worden. Als Vertreter dieser humanitären Schule wurde der durch Hebel Empfohlene 1823 erster Lehrer am Karlsruher Schullehrerseminar. Menschenwohl und Völkerglück waren damals seine Losungen und an der Agitation für Polens Befreiung nahm er hervorragenden Antheil. Aber seit 1832 hatte der pietistische Historiker Heinrich Dittmar und der Lehrer David Hermann auf ihn Einfluß gewonnen und Stern schloß sich nunmehr der seit der Julirevolution immer mächtiger werdenden reactionären Strömung an. Seine Freunde nannten ihn eine geborene Herrschernatur. Sie erwies sich darin, daß er nun auch im Seminar pietistische Gesinnung verlangte und selbst Anhänger wie Ferdinand Leutz, sein Amtsnachfolger, gaben zu, daß Heuchelei und Scheinheiligkeit nicht selten von minderwerthigen Zöglingen als Mittel gebraucht worden seien, um sich seiner Gnade zu versichern***). In Betstunden sammelte er, ähnlich wie Heubner in Wittenberg, die Erweckten um sich, organisierte in Karlsruhe und bald im ganzen Lande die Stundenleute zu einem mächtigen Verbande, den er der innern Mission Ullmanns und

*) Evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg. 1851, S. 512.
**) Ebenda 1867, S. 594.
***) Badische Biographieen von Weech. W. Stern.

Wicherns aber nicht anschloß, wohl zumeist, weil er eben selbst herrschen wollte. Stern hatte im Mai 1849 der provisorischen Regierung gehuldigt, trotzdem verlangte einer seiner Anhänger in Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung strenge Bestrafung aller Abgefallenen. „Es steht nun zu erwarten," hieß es da*), „ob das Edict des Großherzogs, welches neulich im Regierungsblatte erschienen ist, und in welchem die eidbrüchigen Diener als Dienstentlassene bezeichnet werden, wirklich gehandhabt, ob überhaupt jede Theilnahme am Aufruhr, der unser schönes Land auf Jahrzehnte niederdrücken wird, strenge bestraft wird? Nur unerbittliche Strenge kann dem verderbten Haufen, dem jedes sittliche Gefühl abhanden gekommen ist, zum Bewußtsein bringen, daß Eidbruch ein Verbrechen ist. Die Staats- und Kirchenämter dürfen nicht in den Händen zweideutiger oder gar empörungssüchtiger Leute bleiben." Obwohl der Verfasser Baden „unser schönes Land" nennt, sagte es ihm Plitt auf den Kopf zu, daß er kein Badenser sei, vielmehr hielt man in Karlsruhe den preußischen Divisionsprediger für den Verfasser. Hengstenberg bezeugte das Gegentheil, ohne aber großen Glauben zu finden. Die fortgesetzten Verleumdungen des Oberkirchenraths nöthigten zunächst den Ministerialrath (Oberkirchenrath) Bähr, der damals noch milder Supranaturalist war, gegen jene Mitarbeiter Hengstenbergs aufzutreten, die unermüdlich gegen ihre Behörde hetzten und unmögliche Gerichte verlangten. Während es die Aufgabe der Kirche sein sollte, Vergebung und Versöhnung zu predigen, forderte die geistliche Feder, die das Blatt des „geliebten Bruders" Hengstenberg bediente, blutige Strenge**). „Wenn nicht unnachsichtliche standrechtliche Bestrafung eintritt," schrieb der fromme Mann, „wenn nicht die entflohenen Gewalthaber und alle Theilnehmer am Aufruhr ernsthaft büßen müssen, wenn nicht das Land Baden alle militärische Selbständigkeit verliert und gänzlich der preußischen Kriegsoberleitung untergeben wird, wenn die Städte nicht mit starken nichtbadischen Besatzungen belegt bleiben, so haben wir in Kurzem die vierte Auflage des Aufruhrs zu erwarten, welche alle früheren an Gräueln und Schrecken überbieten und sämmtliche Treugebliebenen in blutigem Tode dahinraffen würde." Dem neuen Minister des Innern bleichte das Haar über den fortgehenden Schrecken der Standgerichte, der Kriegsminister von Roggenbach sagte unter Thränen der Frau Corvins, die ihn um das Leben ihres Mannes anflehte, hätte man die Folgen vorausgesehen, so würde der Landesherr nie auf sein Begnadigungsrecht verzichtet haben. Er sei ein alter Mann geworden aus Kummer über diesen Verlauf; die frommen Correspondenten der Evangelischen Kirchenzeitung

*) Evang. Kirchenzeitung 1849, S. 568.

**) Ebenda.

aber verlangten mehr Blut zu sehen, und stellten bei feiger Milde die gräulichsten Septembertage einer neuen Revolution in Aussicht. Da die Führer entflohen waren, so traf die Strenge meist die armen Teufel, die die entwischten Advocaten in der Rastatter Mäusefalle hatten sitzen lassen. Ob nun die Hetzartikel der Evangelischen Kirchenzeitung von dem Rastatter Feldprediger Cosak oder dem Karlsruher Divisionsprediger Ahner herrührten, jedenfalls erweckten sie großen Unwillen unter den Landeskindern. Dagegen schrieb der Hamburger Wichern am 22. September 1850: „Die preußischen Feldgeistlichen haben durch ihre gläubige und eingreifende Verkündigung ein großes, gesegnetes Arbeitsfeld in dem kirchlich noch in den Kinderschuhen einhergehenden Baden gewonnen. Ueberhaupt finde ich, daß die besser gesinnten Badenser mit der Anwesenheit der Preußen hier sehr zufrieden sind.“ Zufrieden waren freilich die Kreise, mit denen Wichern verkehrte, aber daß diese „die besseren“ seien, war durchaus nicht die Meinung des Landes. Rothe hatte seiner Zeit die Ernennung Böhme's zum Director des Oberkirchenraths seinem Schwager Hahn mit dem Zusatz gemeldet, jedermann wünsche der evangelischen Kirche Glück zu diesem obersten Leiter. Nicht so Hengstenberg. Böhme's Allocution vom 20. November 1849, die einen ernsten Rückblick auf die Ereignisse des Jahres warf, begleitete die Evangelische Kirchenzeitung mit der höhnischen Glosse, der Oberkirchenrath hätte ihr nicht die Form einer Ermahnung, sondern die einer Beichte geben sollen*), da er selbst die Sünden begangen habe, die er hier rüge. Die Aufforderung, im Religionsunterrichte die Heiligkeit des Eides zu betonen, beantwortete der in badischen Dingen offenbar wenig orientierte Correspondent Hengstenbergs mit der Unwahrheit, der Oberkirchenrath habe ja den seinen selbst gebrochen, während gerade sämmtliche Oberkirchenräthe sich dem Eide an die provisorische Regierung entzogen hatten**). Unter solchen Umständen begreift man die Klage des Heidelberger Journals***), in dem die Zittel-Dittenberger'sche Richtung allein noch zum Worte kam: „Wir wissen von einer Partei im Lande, welche sich für die alleinchristliche hält oder wenigstens ausgiebt, daß sie im Verdächtigen und Beschimpfen derer, welche sie nicht zu den Ihrigen zählt, die Mitglieder der obersten evangelischen Kirchenbehörde nicht ausgenommen, die Virtuosität der blutrothen Demokratie vollkommen erreicht hat, wie sich jedermann aus inländischen Blättern und besonders aus Artikeln, welche ihren Umweg über Berlin nehmen, überzeugen kann.“ Zu seinem Bedauern aber muß der Verfasser wahrnehmen, daß neustens auch Glieder des Ullmann'schen

*) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 160.

**) Ebenda S. 101.

***) Heidelberger Journal vom 4. Juni 1851, Nr. 130.

Landesvereins für innere Mission in diesen Ton gegen die freiere Richtung einstimmen. Im Missionsverein hatte sich der Pietismus organisiert zur Pflege von Liebeswerken. Das erste und dringendste Liebeswerk war jetzt, den freisinnigen Geistlichen und Universitätslehrern den Boden zu entziehen durch ständige Unterwühlung ihrer Stellung und, wo das nicht zum Ziele führte, durch Absetzung. Die Niederwerfung der Revolution sollte nach Hengstenberg benützt werden zu einer Neugestaltung aller kirchlichen Einrichtungen, wie sie dann auf der Generalsynode von 1855 durch Ullmann durchgeführt wurde*). Leute wie Zittel, Schellenberg, Dittenberger, Cnefelius wurden ständig als Lichtfreunde denunciert. Rothe wurde wegen seines freundlichen Zusammengehens mit den Liberalen**) noch nachträglich, als er bereits nach Bonn übergesiedelt war, in einer badischen Correspondenz der Evangelischen Kirchenzeitung der Achselträgerei bezichtigt. Pfarrer, die bald darauf der lutherischen Separation beitraten, wie Eichhorn, Wilhelmi, Haag u. A., oder durch pietistischen Sondergeist die Leute für dieselbe reif machten, wie Peter, Mann, Rein, Eberlin, Keerl, Hennhöfer wurden als das kleine treue Häuflein gepriesen, das allein seine Kniee nicht gebeugt habe vor dem Baal des Zeitgeists. Verlangt wurde Beschränkung der Volksbelustigungen, strengerer Polizeischutz für die Sonntagsstille, eine andere Agende, ein neuer Katechismus, ein anderes Gesangbuch, Unterstellung der Schule unter die kirchlichen Aufsichtsbehörden, Herstellung christlicher Gymnasien, strengere Controlle der Candidaten auch in Betreff ihrer Stellung zum Bekenntniß und vor allem Entfernung des Lichtfreunds Dittenberger vom theologischen Predigerseminar. Nach dem Hengstenberg'schen Blatte ist die badische Landeskirche nur noch eine Versorgungsanstalt für minderbegabte Beamten- und Bürgersöhne ohne Rücksicht auf Glauben, Bekenntniß und Lehre der Candidaten. Die badische Kirche begeht damit die Sünde Jerobeams, der nach 1. Könige 12, 31 die Geringsten im Volke zu Priestern machte. Seine eigene kleine Clique aber vergleicht der Correspondent den Makkabäern, „die ihre Kleider zerrissen und hatten eine große Klage, streueten Asche auf ihr Haupt, fielen nieder auf ihr Angesicht und bliesen Trommeten und schrieen gen Himmel". So hatten nun auch die Badenser die Freude, die Sprache Kanaans zu hören, die im Lande des Prälaten Hebel ganz aus der Mode gekommen war. Bei unfruchtbaren Klagen ließ es aber die reactionäre Partei, die sich aus orthodoxen Pfarrern und pietistischen Stundenleuten zusammensetzte, nicht bewenden, sondern sie schritt sofort zur That.

Die tief greifende Bedeutung des eingetretenen Umschwungs hatte zunächst

---

*) Vgl. Jahrgang 1850, S. 476 ff. 985 ff.

**) Ebenda S. 477.

die theologiſche Fakultät in Heidelberg zu erfahren und derſelbe machte ſich um ſo fühlbarer, als die Fakultät nicht mehr die feſt geſchloſſene Einheit beſaß, wie während Rothe's Mitgliedſchaft. Die Bedeutung hervorragender Perſönlichkeiten erkennt ſich nicht bloß an ihren unmittelbaren Leiſtungen, ſondern oft noch deutlicher an der Lücke, die ſie hinterlaſſen, wenn ſie geſchieden ſind. So gewann die Heidelberger Fakultät einen ganz andern Charakter nach Rothe's Abgang, obwohl es der Mehrheit nach dieſelben Männer waren, die ſie bildeten. Das ſie verbindende Element war mit Rothe ausgefallen und die Fakultät ging in zwei Gruppen auseinander, die durch die Namen Umbreit und Dittenberger einerſeits, Hundeshagen und Ullmann anderſeits bezeichnet ſind. Das Entſcheidende aber war, daß Ullmann unter dem Eindruck der Revolution ein Anderer geworden war. „Ullmann iſt gründlich kuriert," ſchrieb Decan Eberlin in einem Briefe, der auf der zweiten Conferenz der liberalen Durlacher durch Ludwig Häuſſer verleſen wurde. Wie kam das? Die Witzblätter des Jahres 1848 brachten die Abbildung zweier Vagabunden, die, nach ihrer Profeſſion vom Thorwart befragt, ſich als Barrikadenmacher und Katzenmuſikdirector eintrugen. Beide Profeſſioniſten hatte Ullmann in dem letzten Jahre ganz aus der Nähe kennen gelernt und ſie hatten ihm einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen. Der Mannheimer Buchhändler Baſſermann ſagte im Frankfurter Parlamente nach ſeiner Rückkehr aus Berlin: „Wenn ich über die Straße ging, ſah ich Geſtalten, ich ſage Ihnen, meine Herrn, Geſtalten!" Solche Geſtalten hatte auch Ullmann geſehen und ſie ſchwebten ihm noch lange vor, wenn man vom ſouveränen Volke redete. Als Hausbeſitzer hatte er Heidelberg während der Revolution nicht verlaſſen wollen und darum war ihm ſchlimmer als Andern mitgeſpielt worden. Seine beiden Söhne mußten flüchten, um nicht in die Freiheitsarmee eingereiht zu werden und nun wurde der Vater wegen Geſtellung derſelben bedroht, ſo daß er ſich nicht ohne Gefahren nach Stuttgart wegſtahl, da er nicht in das ſchon von andern treugebliebenen Geiſtlichen bewohnte Gefängniß gebracht werden wollte, das die Rothen ſpöttiſch das Pfarrhaus nannten. Bei ſeinem Freunde Guſtav Schwab wartete er das nahe Ende des Maiaufſtandes ab, denn bereits ſagten die Bauern, die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni. Am 25. Juni konnte er dann auch ſein unverſehrt gebliebenes Haus wieder beziehen. Von da an war er „gründlich kuriert". Er ſelbſt ſchreibt: „Es war mir ein Maſſenverderben entgegengetreten, von dem ich bis dahin keine Vorſtellung gehabt hatte und eine ſociale Zerrüttung, die nur denkbar war bei einer tiefgreifenden und weit verbreiteten Auflöſung der religiöſen und ſittlichen Grundlagen. Dies rief auch mich, wie ſo viele Andere, zu ernſter Beſinnung." Den Rothe'ſchen Optimismus hatte Ullmann niemals getheilt, jetzt ſchloß er ſich eng mit den Führern des Kirchentags

zusammen im Dienste der innern Mission, unter deren Aufrufen wir forthin stets Ullmanns und Hundeshagens Namen finden. Am 11. Juli 1849 kam Wichern auf seiner Organisationsreise zum ersten Male nach Heidelberg und stieg bei Ullmann ab. „Nach langer, herrlicher Fahrt," schrieb Wichern an seine Gattin*), „lag endlich Heidelberg vor uns. Ich stieg hier bei Kirchenrath Ullmann ab, der mir eine gar liebliche Herberge bereitet hatte. Als er gestern erfahren, daß ich kommen würde, hat er mich bei meinem Eintritt damit überrascht, daß er mir in seinem Zimmer außer seiner liebenswürdigen Frau die Professoren Hundeshagen, Umbreit, (Stadtpfarrer) Holtzmann und aus der Ferne herübergeholt Bender, Roller und Fink, meine so erwünschten Freunde, entgegenführte." Wie ein badischer Verein für innere Mission in's Leben zu führen sei, wurde hier in Erwägung gezogen. Das Ergebniß war der Beschluß, im Oktober eine Versammlung nach Durlach auszuschreiben, bei der Wichern über die Zwecke der innern Mission sprechen sollte. Was Wichern von den badischen Zuständen sonst erzählt, beruht auf Fabeln, die er sich von Stuttgarter Pietisten hat aufpacken lassen, zum Theil auch auf Verwechslungen seinerseits. „Hundeshagen," schreibt er seiner Frau, „erzählte ausführlich von seinem einzigen Sohne, der in Heidelberg im Gefängniß gesessen." Aber Hundeshagen war unverheirathet und hatte überhaupt keinen Sohn. „Baden," heißt es weiter, „ist ein innerlich zerrüttetes Land, wo alle Verkehrtheiten und Verirrungen zum äußersten Extrem gereift sind." „Preußen und Mucker gelten in Baden für gleichbedeutend." „Das Land ist in wahrhaft schrecklicher Weise von atheistischem und antichristlichem Geiste, der zuletzt alle Cultur und Sitte vernichten muß, unterminiert. Hier ist der socialistische Republikaner zu Hause." Die frommen Pfarrer seien „von der Regierung" (doch wohl der provisorischen) mit Wuth verfolgt worden. Als ein Lehrer nach dem Einrücken der Preußen in Heidelberg seine Schüler singen hieß: „Nun danket alle Gott!" hätten die Jungen vielmehr das Heckerlied angestimmt, eine Geschichte, von der in Heidelberg niemand jemals gehört hat, auch waren die Schulen damals alle geschlossen. „Wenn irgendwo," meint der Briefschreiber, „so wird es hier klar, daß das Ganze wesentlich ein Kampf gegen das Christenthum war." Daß der Haß auf den Pietismus in Heidelberg wie in Berlin bei den Radikalen eine große Rolle spielte, kann man Wichern zugeben, wenn er aber die Meuterei der in ihren Einnahmen geschädigten Unterofficiere auf „atheistische und antichristliche Umtriebe" zurückführt, so thut er diesen betrunkenen Feldwebeln zu viel Ehre an. Diese Helden waren dem Biere gefährlicher als der Religion. In Karlsruhe machte man für die Militärmeuterei die Officiere verantwortlich, die gegen

*) Ges. Werke II, 56.

den Juden Haber so tapfer aufgetreten waren, aber keine Autorität bei ihrer Truppe besaßen. Wenn Wichern anderseits den unchristlichen Geist des badischen Unterrichtswesens für den Zusammenbruch für haftbar erklärt, so mochte er dazu seine Gründe haben, aber Grund dazu hatte er nicht; die Volksschullehrer waren von dem Pietistenführer Stern erzogen, die Gymnasiallehrer hatten die Romantiker Creuzer, Bähr, Kayser und den ultramontanen Zell zu Lehrern gehabt, die Theologen waren Schüler von Daub, Ullmann, Umbreit und Rothe. Wo war da der unchristliche Geist des badischen Unterrichtswesens, von dem Wichern fabelt? Die ganze Verklägerei hatte eben nur den Zweck, die Unterrichtsleitung in pietistische Hände zu bringen, wozu man gleichzeitig durch Sturmpetitionen an den Großherzog einen kräftigen Vorstoß machte. Unter solchen Umständen begreift es sich, daß ein Diplomat, zu Wicherns Betrübniß, nach Stuttgart berichtete, alles Unglück sei im Gegentheil durch den Pietismus in's Land gekommen und auch in Stuttgart halte er zur Zeit jede ruhigere Gestaltung für unmöglich, da an fünfhundert Pietisten in der Stadt seien. Lediglich durch die Brille dieser Fünfhundert sieht Wichern die Verhältnisse, während diese aber in Stuttgart ein Element der Gährung bilden, das Württemberg nicht zur Ruhe kommen läßt, beklagt Wichern, daß die badischen Pietisten einer Art der Erbauung huldigen, die sich um die Welt nicht viel kümmere, oder nur kümmert, um sie zu bejammern. „Es ist schlimm, daß in diesen Kreisen meist der Gesichtspunkt verloren ist, von dem aus man größere Verhältnisse übersehen muß.“ . . . „Nie wäre es zu jenem Umsturz gekommen, hätten die wirklich christlich Gesinnten sich an der Sache des Vaterlands betheiligt; statt aber dies zu thun, haben sie meist ruhig zugesehen und scheinen im Grunde der Meinung zu sein, daß es christlich ist, sich um die Sache des Vaterlands gar nicht zu kümmern“ *). So stand sein Hauptbestreben darauf, den badischen Pietismus mobil zu machen, und wir werden sehen, wie sehr ihm das gelang. Die neue Richtung war von vornherein der Meinung, die in Berlin Propst Kolding unter Beifall des Generals Gerlach aussprach: „Daß man bei solchen Bemühungen nicht davon ausgehen müsse, die Schlechten zu bessern, sondern zunächst die Guten zu sammeln und zu organisieren“ **).

Von Heidelberg reiste Wichern nach Rheineck zu Bethmann-Hollweg, der die Bonner Professoren Perthes, Dorner und Rothe zu vertraulicher Besprechung auf sein Schloß geladen hatte. Aber Rothe blieb aus, sei es, daß die kranke Frau ihn hinderte, sei es aus Unlust an all diesen Treibereien, die sich in seinen Briefen an die beiden Schwäger deutlich ausspricht. Zu

*) Wichern, Ges. Werke II, 65.
**) Denkwürdigkeiten II, 432.

der projectierten Durlacher Versammlung finden wir Wichern wieder in Baden. Am 10. October 1849 schreibt er: „Gestern Nachmittag traf ich wohlbehalten in Heidelberg ein. Alle Freunde waren von dort bereits nach Durlach aufgebrochen; ich blieb aber bei Ullmann bis zum Abend, dann fuhr ich nach Karlsruhe, wo mich mehrere Freunde an der Eisenbahn erwarteten. Hier in Durlach mochten heute an hundert Pfarrer aus Baden gegenwärtig gewesen sein, meist gläubige, christliche, fest entschiedene Männer und ohne Ausnahme Freunde der innern Mission. Sehr lieb war es mir, hier auch den trefflichen Bähr, Mitglied des badischen Oberkirchenraths, kennen zu lernen, dem ich in seiner Symbolik des Alten Testaments so viel verdanke und dem ich alsbald auch nahe gekommen bin. Die Versammlungen begannen in der Stadtkirche und schlossen im Rathhaussaal." Ullmann eröffnete die Versammlung mit einem ergreifenden Rückblick auf das durchlebte Schreckensjahr und forderte die Anwesenden auf zum Bekenntnisse, daß alle gefehlt haben durch Thun oder Lassen, durch Reden oder Schweigen, durch Trotz oder Verzagtheit*). Um alle diese Unterlassungssünden wieder gut zu machen, soll die innere Mission, als freiwillig geübte Diakonie zur Pflege christlichen Lebens, organisiert werden. Sie will dem geordneten Dienste der Geistlichen und Kirchenältesten nichts entziehen, aber sie will der Kirche dienend, aushelfend, ergänzend zur Seite stehn. Doch verfolgt sie nicht bloß Zwecke der Wohlthätigkeit. Das Almosen für den Mangel, die Suppe für den Hunger, Heizung und Kleidung für Kälte und Blöße thun es nicht, sondern die Bevölkerung muß zu Christus zurückgeführt werden, der allein Leben und Genüge giebt. Daß die innere Mission bekenntnißlos sei, wie die Stern'sche Partei ihr vorwarf, läugnet der Redner. Wenn sie von den bestehenden Sonderbekenntnissen absieht, so will sie doch Christum den Auferstandenen und Erlöser, wie ihn die Schrift lehrt, in die Herzen pflanzen, seine Liebe wecken und die Ordnung seines Lebens herstellen. „Wer dazu die Hand reicht, ist willkommen." Ueber den weiteren Verlauf berichtet Wichern selbst: „Ich sprach anderthalb Stunden, und manches Wort fand die Herzen, wie mir die nachfolgende Zusammenkunft bezeugte. Im Rathhaussaale führte Ullmann das Präsidium und hielt eine Ansprache, ebenso Hundeshagen. Es ist wohl von Bedeutung, wie die Männer der Wissenschaft mit einem Male in's praktische Leben hineintreten. Von Wichtigkeit waren auch die Verhandlungen mit den Professoren Dittenberger und Zittel aus Heidelberg, den beiden berühmten Rationalisten, die ihre Bedenken gegen die innere Mission vorbrachten. Bis auf das Haar war dies dasselbe, was bei uns in Norddeutschland die strengen Lutheraner und Altlutheraner gegen die innere Mission vorgebracht haben und vorbringen — eine Be-

*) Allg. Kirchenzeitung, Jahrg. 1849, S. 1345 ff.

merkung, die nachher von aller Lippen tönte, ein gewiß merkwürdiges Factum, das offenbar machte, wie in dieser Opposition die extremsten Parteien zusammentreffen" *). Verwechslungen von Personen laufen freilich auch hier mit unter. Nach dem Referat der Allgemeinen Kirchenzeitung war Zittel nicht persönlich erschienen, sondern ließ durch Dittenberger die Erklärung abgeben, daß er nicht theilnehme, weil er fürchte, daß die sogenannte innere Mission auch in Baden wie anderwärts Parteizwecke verfolgen und eine besondere theologische Richtung zur Herrschaft bringen wolle. Ullmann erklärte darauf, bekenntnißlos sei der Verein allerdings nicht. „Wir bekennen uns zu Christus, dem Sohne Gottes, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Versöhner und Erlöser der Welt, so wie ihn die Schrift bezeugt. In ihm, mit ihm und für ihn wollen wir sammeln, und wer das in aufrichtiger Gesinnung mit uns thut, den erkennen wir freudig an als unsern Mitarbeiter. Wer dies für eine Sache der Partei erklären will, von dem müssen wir denken, daß er auch das Christenthum selbst für eine Partei, für eine Sekte hält, und dem können wir nicht helfen." Den Stern'schen freilich genügte ein solcher Christusglaube nicht und die Zittel'schen trugen Bedenken, eine Formel anzunehmen, die ihre Vorstellung von dem Erlöser und der Erlösung so wenig klar aussprach und sie dem Vorwurfe der Verschleierung ihrer rationalistischen Ueberzeugungen ausgesetzt hätte. „Ich wurde," sagt Wichern, „dadurch veranlaßt das Wort mehrmals zu ergreifen, dem Ullmann und die andern secundierten. Die Verhandlung nahm einen guten Verlauf. Es sprachen dann noch Hundeshagen, Fink, Domänenrath Helbing und Ullmann über Kinderrettung, Gefangenen-, Kranken-, Armenpflege, Volksschriften u. s. w. Nachher regnete es Einladungen nach Karlsruhe, Pforzheim, Mannheim, Speier, Saarbrücken und andern Orten, wohin ich zum Theil von den Gemeinden und Kirchenräthen zu kommen aufgefordert wurde. Ich kann mich aber auf nichts einlassen, da über die Zeit bereits überall verfügt ist." Mit dem Ergebniß der Versammlung wäre Wichern völlig zufrieden gewesen, hätte er das Schisma beilegen können, das zwischen den Stern'schen Confessionellen und den Ullmann'schen Vermittlungstheologen bestand. Stern hatte schon im Februar einen „Verein Augsburgischer Confession für innere Mission" aus den alten Pietistenfamilien gegründet und wollte nur auf diesem Grunde einschlagen und die Mitglieder des Ullmann'schen „Landesvereins" klagten, daß Stern von jedem Einzelnen ein formuliertes Bekenntniß fordere, sie hart anfeinde und zum Theil den Ungläubigen gleichstelle **). Wichern war darin politischer. Er mißbilligte, daß die Confessionellen überall das Dogma absichtlich so „auf den

*) Wichern II, 69.
**) Ebenda 57.

Präsentierteller legen, daß alle andern alsbald erkennen sollen, daß man mit ihnen nichts zu thun habe*)." Hätte er die Liberalen nur einmal im Verein, so würde sich das Weitere schon finden. Aber er machte hier dieselbe Erfahrung wie in Bayern: „Die sogenannten Bekenntnißtreuen scheinen diejenigen zu sein, welche von dem großen Elend der Zeit nichts wissen." Um beide Vereine zu gemeinsamem Arbeiten zu veranlassen, überredete er im October 1849 einen Freund in Bremen die reiche Gabe von fünfhundert Thalern an beide Vereine gemeinsam zu senden**). Aber der Zweck wurde nicht erreicht; sie vertheilten das Geld und blieben geschieden.

Auf der Rückreise sprach Wichern nochmals in Heidelberg vor. Seine Charakteristik des dortigen Kreises zeugt von seiner Beobachtungsgabe. Er scherzt darüber, daß Ullmann ihn bei jeder Gelegenheit auf sein Buch über „die Brüder vom gemeinsamen Leben" verweise, die Vorläufer des Rauhen Hauses gewesen seien, und er werde wohl dem Andrängen nachgeben und das Buch lesen müssen. Mit unbedingter Sympathie spricht er von Umbreit, der unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses die passendste Coulisse für die Auslegung der Propheten vor Augen habe. Auch den gemüthlichen und geistvollen Hundeshagen und den gelehrten Nationalökonomen Rau, dessen Bedenken durch Wicherns Predigt in der Providenzkirche gehoben wurden, erwähnt er in Ehren. Mittermaier und Dittenberger waren gleichfalls unter den Zuhörern seiner Predigt und „der bekannte lichtfreundliche Pfarrer Zittel" erklärte nach derselben, er begreife jetzt, was man wolle. Trotzdem schied Wichern noch immer mit getheilten Empfindungen „aus dieser geistentleerten geistreichen Stadt". Auch dieses Mal hatten ihm die pietistischen Freunde Märchen aufgebunden wie das, Schönau und zwei andere Dörfer in Heidelbergs nächster Nachbarschaft seien fast nur von Dieben und Bettlern bewohnt. Hier könnten nur Reiseprediger helfen.

Nachdem in Durlach die Directive gegeben worden war, schritt die Organisation der positiven Partei rasch vorwärts. Im Bunde mit dem pietistischen Pfarrer Fink, dem Schwager Ehrenfeuchters, erließ Ullmann einen Aufruf zu einer auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehenden Conferenz, die periodisch sich in Durlach versammeln sollte, um die kirchliche Lage zu berathen. Die Versammlungen wurden regelmäßig gehalten und von den positiven Geistlichen eifrig besucht. „Hier zuerst," sagt Beyschlag, „faßten der volksthümliche Pietismus und die vermittelnde Theologie das gegenseitige Vertrauen, von dem hernach das Ullmann'sche Kirchenregiment getragen ward; hier wurden die Reformen vorbereitet, welche nachher durch die Generalsynode

*) Ges. Werke II, 8.
**) Wichern II, 80.

von 1855 zur Verwirklichung kamen.“ Ein allgemeineres Interesse gewannen diese Zusammenkünfte, als Kuno Fischer der Welt mittheilte, daß hier in Durlach die Anregung gegeben worden sei zu dem Proceß, der ihm sein Katheder kostete. Als eine einwandfreie Sache wurde von da an Ullmanns Gründung nicht mehr betrachtet. Ueberhaupt war mit dem Aufschwung der gläubigen Richtung auch der Glaubenszank sofort wieder da. Ullmann selbst sah die Umtriebe der reactionären und confessionellen Partei mit Sorge und betonte in der Eingangsbetrachtung seiner Studien und Kritiken zu dem Jahrgang 1852 in sehr anerkennenswerther Weise, daß man die Quellen der Revolution nur durch Begründung eines festen Rechtszustands, durch Befriedigung aller gesunden und nationalen Bedürfnisse und durch Geltendmachung der christlichen Principien auch gegen die regierenden Kreise werde zuschütten können. Er verlangte eine Theologie, die sich rein und frei erhalte von allen weltlichen Absichten und „nicht Fleisch zu ihrem Arme machen will“. Alle Buhlerei mit politischen Zwecken und Bündelei mit politischen Parteien solle ausgeschlossen bleiben. Solche Mahnungen hatten aber bei Stern und seinem Verein Augsburgischer Confession nur die Wirkung, sich von der Ullmann'schen Gefolgschaft um so schärfer zu scheiden und sie in der Evangelischen Kirchenzeitung in dem dort üblichen Tone zu bekämpfen. Der Grund ihrer Absonderung, so gaben sie kund, sei der, daß Ullmann seinen Verein nicht von ungläubigen Elementen säubere und Zion im Bunde mit den Samaritern bauen wolle. So hatte man zwei gläubige Heerlager, den Landesverein für innere Mission und den Verein Augsburger Bekenntnisses. Der Durlacher Verein stützte sich auf die kirchlich gesinnten Beamten und positiven Pfarrer, der Stern'sche auf die Stundenleute und pietistischen Lehrer und Geistlichen. In der Mitte zwischen beiden stand Hundeshagen, der kurz vor Rothe's Abgang in die theologische Fakultät eingetreten war und bald einen großen Einfluß auf Ullmann gewann.

Bernhard Hundeshagen war als Sohn eines Forstmanns 1810 im Forsthaus zu Friedenwald bei Hersfeld geboren. Eine hohe, stattliche Erscheinung mit freundlichen blauen Augen und wohlwollenden Zügen hatte er als Student eine große Rolle in der Burschenschaft gespielt. Als Burschenschafter war er 1828 von der Universität Gießen relegiert worden, doch durfte er in Folge eines Gnadenaktes des Großherzogs sich 1831 in Gießen als Privatdocent für Kirchengeschichte habilitieren. Die verfolgten Burschenschafter waren damals der Schweiz willkommene Gäste und so wurde er im Herbst 1834 als außerordentlicher Professor nach Bern berufen. Er hatte sich gerade noch im rechten Momente über die Grenze gemacht, denn in Folge des thörichten Attentats auf die Frankfurter Hauptwache, am 3. April 1833, lebte die Demagogenverfolgung in Hessen wieder auf und die Mainzer Com-

mission streckte auch nach ihm ihre Fangarme aus. Ein Steckbrief wurde gegen ihn erlassen, der das Aeußere des jungen Gelehrten folgendermaßen beschreibt: „Schlanke, sieben Fuß zwei Zoll hohe Gestalt, frisches Angesicht, blauäugig, blondhaarig, auf dem Scheitel eine starke Narbe, die von einem Hiebe stammt.“ Von andern Exulanten der Freiheit unterschied sich nun aber Hundeshagen darin, daß seine große Herzensgüte sich durch die Polizeiverfolgung nicht verbittern und in einen ungesunden Radicalismus drängen ließ. Er schloß sich an das conservative Berner Patriciat an, das ohne pietistische Weichlichkeit, die den Schweizern eine fremde Sache war, ein thatkräftiges, rechtschaffenes Christenthum vertrat. Der junge Professor wurde Mitglied des Pfarrministeriums und war mehrmals dessen Vertreter auf der Berner Synode. Seine Studien bezogen sich auf die merkwürdigen Kämpfe, die Zwinglianer, Calvinisten und Lutheraner in den Jahren 1532 bis 1558 im Canton Bern miteinander führten. Anonym ließ er 1847 seine bekannteste Schrift erscheinen: „Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen von einem deutschen Theologen.“ Die hier zu Tag tretende Verbindung der Gedanken des Liberalismus mit dem wärmsten Interesse für die Aufgaben der Kirche, war der Zeit neu und daß man den Verfasser nicht kannte, vermehrte die Nachfrage, so daß das Buch des deutschen Theologen in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Dem Liberalismus hielt das Buch seine Befangenheit in abstracten Theorien vor, seine Verachtung des historisch Gewordenen, seinen lasterhaften Kosmopolitismus und seine Verkennung der ethischen Mächte, die in letzter Reihe das Wohl und Wehe eines Volkes bestimmen. Vor allem aber suchte der Verfasser den Liberalen klar zu machen, daß ohne eine richtige Lösung der religiös kirchlichen Fragen auch die Frage der politischen Freiheit nicht gelöst werden könne. In der hochmüthigen Mißachtung der Kirche sah der Verfasser die Hauptsünde des Liberalismus und nicht wenige Leser ließen sich überzeugen, daß nur im Zusammengehen mit einer volksthümlichen Kirche das Ziel der staatlichen Freiheit zu erreichen sei. Auf der andern Seite mahnte der Anonymus die kirchlich Conservativen, daß sie in ihrem Dogmatismus nicht minder doctrinär seien als die Liberalen und sich den lebendigen Kräften des geschichtlichen Lebens völlig entfremdeten. Die Interessen der Nation und des Staats seien ihnen in ihrem engherzigen Conventikelgeiste fremd geworden. Ihr Versuch, im Bunde mit der politischen Reaction der Kirche aufzuhelfen, mache die Kirche nur verächtlich. Indem die Kirche ein Stück des Polizeistaats geworden sei, theile sie das Erbe von Haß und Geringschätzung, das dieser sich verdient habe. Sei es darum hohe Zeit, durch Schaffung der längst verheißenen freien Institutionen das staatliche Leben zu heilen, so thue auch der Kirche eine weitherzige Reform noth, wie

der Anonymus bei Beleuchtung der Bekenntnißfrage, der Verfassungsfrage und des Verhältnisses von Kirche und Staat näher ausführte. Das Buch zeigt, daß Hundeshagen in der Republik gelernt hatte. Im Umgang mit den Bernern wurde ihm klar, daß das Christenthum keine Doctrin sei, sondern daß die Erfüllung seiner praktischen Aufgaben in erster Reihe stehe. Jedermann fragte, wer der deutsche Theologe sei und weil man auf die hervorragendsten Staatsmänner rieth, wurde das Buch ernster genommen als wenn der Name eines Professors und alten Burschenschafters auf dem Titelblatte gestanden hätte. Bei einem gemeinsamen Aufenthalte in Montreux las Hundeshagen dem einflußreichen Leiter der Heidelberger Fakultät, dem Kirchenrathe Ullmann, mehrere Abschnitte seines Buches vor und dieser sorgte dafür, daß der Verfasser sofort nach Heidelberg berufen wurde. Die Kollegen scheint Ullmann weiter nicht mit der Sache bemüht zu haben. „Es ist sonderbar genug dabei zugegangen," schrieb Rothe am 15. Juli 1847 seinem Vetter Mänß, „und niemand weiß eigentlich recht, wie es sich damit geschickt hat." Hundeshagen verstärkte in Heidelberg die positive Seite und trat bald auch in die Redaction der Studien und Kritiken ein und da die Redacteure Ullmann, Hundeshagen, Umbreit ihre Artikel mit ihren Anfangsbuchstaben U. H. U. zu unterzeichnen pflegten, kam für ihr Organ bei den Rationalisten der Name Uhu in Aufnahme. Genau so wie Ullmann, schoben die Erfahrungen des Revolutionsjahrs und die engere Verbindung mit Wichern und den Männern der innern Mission Hundeshagen weiter nach rechts, so daß man auch ihn jetzt zum Eulengeschlechte rechnete. Eigentlich reactionär wurde Hundeshagen doch erst, als die Jahre den alten Hagestolz trüb und übellaunig gestimmt hatten; im Gemüth aber ist er stets der alte brave Burschenschafter geblieben.

Eine entgegengesetzte Wendung nahm Rothes alter Gehülfe und Freund Dittenberger. Die Positiven, die fürchteten, es könne Dittenberger die Leitung des Predigerseminars übertragen werden, suchten ihn möglichst zur Seite zu schieben. Hundeshagen nannte ihn „eine in theologische Maculatur eingewickelte Philisterseele" und auch sein früherer Gönner Ullmann gab ihn preis. Natürlich trieben sie ihn so um so mehr auf die liberale Seite, die in den andern Fakultäten noch immer die Vorhand hatte. Die provisorische Leitung des Seminars mußte ihm bei Rothe's Austritt übertragen werden. Nach seiner langjährigen Arbeit an der Anstalt hatte er auch die gerechtesten Ansprüche auf definitive Ernennung zum Director, da er diese Stelle völlig auszufüllen im Stande war, aber noch ehe die Fakultät mit dem neuen Minister, Freiherrn Adolf von Marschall, in Beziehung getreten war, erschien die nunmehr fest organisierte pietistische Partei sofort auf dem Platze und verlangte einen gläubigen Seminardirector. Die Furcht, der in kirchlichen Dingen freisinnige Minister könne Dittenberger ernennen, war ein Hauptgrund

dieſer prompten Mobilmachung. Profeſſor Stern, Pfarrer Rein zu Nonnenweier und Heintz, Hausgeiſtlicher der Irrenanſtalt Illenau, wendeten ſich in einer Eingabe vom 12. September 1849*) direct an den zurückgekehrten Großherzog Leopold, er möge den Vorſtand des Basler Miſſionshauſes W. Hoffmann, den ſpätern Berliner Hofprediger, zum Director des Heidelberger Predigerſeminars ernennen und ſo die Bildung der künftigen Diener am Worte in die Hand eines entſchiedenen Pietiſten legen. Nicht weniger als 111 Pfarrer und Vicare hatten dieſe Bitte unterzeichnet mit der Begründung, daß nur eine gläubig erzogene Geiſtlichkeit im Stande ſein werde, dem in der Revolution offenbar gewordenen Verderben wirkſam entgegenzutreten. Es war bezeichnend für die Lage, daß die Fakultät, ſtatt eine ſolche Einmengung der Pfarrer in ihre Berufungsfragen einfach von der Hand zu weiſen, nun wirklich Hoffmann in ihre Vorſchlagsliſte aufnahm. Nur Dittenberger wollte den Miniſter erſuchen, bei Profeſſor Hitzig in Zürich, dem Badenſer und Studienfreunde Marſchalls, über die kirchenpolitiſche Thätigkeit Hoffmanns in der Schweiz Erkundigungen einzuziehen. Es kam dazu nicht, denn Hundeshagen beeilte ſich, dieſem Antrage Dittenbergers eine Erklärung entgegenzuſtellen, die Fakultät würde es als eine Anzweifelung ihrer Gewiſſenhaftigkeit, Unbefangenheit und Urtheilsfähigkeit anſehen müſſen, wenn das Miniſterium einer ſolchen Anmuthung Folge geben ſollte. Aber dem Hereinreden der badiſchen Pietiſten gab dieſe Fakultät gehorſam Folge, obgleich Dittenberger mit Recht darauf hinwies, daß die bis auf den jüngſten Vicar mobil gemachte Sturmkolonne der pietiſtiſchen Partei noch nicht einmal ein Drittel der badiſchen Geiſtlichen bilde. Anderſeits verſagte es ſich Hundeshagen nicht, darauf hinzuweiſen, daß der von Dittenberger als Auskunftsperſon empfohlene Hitzig in ſeinen Begutachtungen bisher nicht ſehr glücklich geweſen ſei, da er 1839 zum Profeſſor der Dogmatik für die Univerſität Zürich David Strauß vorgeſchlagen habe, alſo mitſchuldig ſei an der Züricher Revolution. Mit Beziehung auf Ullmanns Wünſche ließ nun Dittenberger dieſen Theil ſeines Separatvotums fallen, votierte aber ſelbſt gegen Hoffmann. Am 10. Februar 1850 kam endlich der Fakultätsvorſchlag zu Stande, der ſich der Forderung der pietiſtiſchen Petition unterwarf. Der von Hundeshagen verfaßte Bericht rühmte Hoffmanns vielſeitige wiſſenſchaftliche Leiſtungen. Selbſt ſeine wahrhaft ungeheuerliche Schrift gegen das Leben Jeſu von Strauß**) erſcheint ihm — ſo geduldig iſt das Aktenpapier — als gelehrte Arbeit von bleibender Bedeutung. Außer Hoffmann wurde einſtimmig Liebner in Kiel genannt. Die Action für Hoffmann war alſo ſiegreich durchgeführt,

*) Theol. Fakultätsbuch. Jahrgänge 1849—51.

**) Vgl. die Auszüge in meiner Biographie von Strauß, Bd. I, 237 ff.

aber Hoffmann, der damals leidend war, fühlte sich einer so arbeitsvollen Stellung nicht gewachsen und auch Liebner lehnte ab. In dieser Verlegenheit schlug die Fakultät zu einstweiliger Versehung der systematischen Fächer Dr. Schöberlein in Erlangen als Extraordinarius vor, der nun auch am 13. September 1850 als solcher berufen wurde. Für die Seminardirection wußte die Fakultät noch immer keinen Rath. Nachdem die erste pietistische Petition so willig erhört worden war, wendete sich wieder ein Häuflein von zwölf Pfarrern und Kirchenältesten an das Staatsministerium, dem sie nunmehr Schmieder in Wittenberg oder Palmer in Tübingen als höchst geeignete Persönlichkeiten bezeichneten. Auch mit dieser Petition wurde die Fakultät befaßt, lehnte sie aber ab, da die beiden Vorgeschlagenen keine Garantie böten, daß sie sich für die schwierige Stellung eines Seminardirectors eigneten. Als die Fakultät aber auch jetzt zu keinen bestimmten Vorschlägen kam, mischte sich der Oberkirchenrath ein und lenkte die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf Dr. Schenkel, der unlängst vom Pfarrer in Schaffhausen zum Professor in Basel vorgerückt war. Hinter dem Oberkirchenrathe stand Ullmann, der in Verbindung mit dem Oberkirchenrath Bähr auf dem Kirchentag in Stuttgart Schenkel geworben hatte, worauf der Oberkirchenrath die Sache von sich aus in Gang brachte. Der neue Präsident des Oberkirchenraths, von Wöllwarth, bezeichnet diesen Candidaten als einen Mann in seinen besten Jahren, von festem Charakter und entschieden conservativer Gesinnung. Auch hat er Schenkels Versprechen, nicht abzulehnen, bereits in der Tasche. Die Fakultät ihrerseits erwiderte, sie habe früher schon Schenkel vorgeschlagen, und sei auch jetzt mit der Berufung einverstanden, da sie aber inzwischen bei dem Meininger Hofprediger Ackermann angefragt habe, ob er wohl den Ruf annehmen würde, und dieser bejahend geantwortet habe, so müsse sie ihn auch in Vorschlag bringen. Dittenberger sprach sich in einem Separatvotum gegen Schenkel und für Ackermann aus, indem er Ullmann direct vorwarf, er habe im Einverständniß mit Ministerialrath Bähr bei der Versammlung in Stuttgart Schenkel für Heidelberg geworben, ohne dazu von der Fakultät beauftragt gewesen zu sein. Das Ministerium Bekk habe seiner Zeit die Berufung Schenkels abgelehnt, wegen seiner Schrift gegen Gervinus, es würde als Symptom einer beginnenden Reaction betrachtet werden, wenn man ihn jetzt herbeiziehe. Das Fakultätsbuch zeigt, wie rasch seit Rothe's Abgang und seit der Mobilmachung des Pietismus der kollegialische Sinn und Ton verfiel. Ullmann liest mit Bedauern Dittenbergers Votum und findet, es richte sich selbst. Dittenberger bedauert Ullmanns Votum, das seine Rechtfertigung nicht in sich trage, sondern aus Motiven abzuleiten sei, die nicht in der Sache liegen. Das Ende war doch, daß am 11. Februar 1851 Schenkel anzeigt, er habe den Ruf nach Heidelberg dankbar angenommen, der nicht von

der Fakultät, sondern von Ullmann und Bähr ausgegangen war. Für Dittenberger entstand dadurch eine sehr mißliche Lage. Er war ordentlicher Professor der praktischen Theologie und Schenkel wurde an seiner Stelle Seminardirector. Aus diesen widerwärtigen Verhältnissen erlöste ihn 1852 ein Ruf nach Weimar. Eine Predigt, die er bei dem Gustav Adolfs-Feste in Eisenach hielt, hatte die Aufmerksamkeit der dort maßgebenden Persönlichkeiten auf ihn gelenkt und an Stelle des gestorbenen Röhr bezog Dittenberger das unscheinbare Weimarer Pfarrhaus hinter der Hauptkirche, in dem einst Herder gewohnt hatte. Rothe hatte trotz der feindseligen Berichte, die er aus Heidelberg erhielt, sich nicht an Dittenberger irre machen lassen. Er zweifelt nicht, „daß unser Freund Dittenberger, denn so nenne ich ihn nach wie vor, was auch immer geschehen sein mag", den Ruf nach Weimar annehmen, aber auch, daß dem mit Heidelberg so eng Verwachsenen das Herz dabei bluten werde. „Wie aber auch sein Entschluß ausfallen mag, ich freue mich der Genugthuung, die er durch einen solchen Ruf für die Unbilligkeiten erhält, die er in den letzten Jahren erfahren hat." So verloren die Heidelberger ihren beliebtesten Geistlichen, der sich in seiner neuen Heimath bald die allgemeinste Anerkennung erwarb. Die weimarischen Rivalitäten waren durch Ernennung des „Ausländers" zur Ruhe gebracht. An Stelle der Röhr'schen Protection der Rationalisten trat eine billige Berücksichtigung der verschiedenen Richtungen. Mit großer Lebensklugheit vermied der geborne Diplomat alle Klippen der kleinen Residenz und bewegte sich mit der vollsten Sicherheit eines erfahrenen Weltmanns bei Hof und in den amtlichen Kreisen. Bei dem großen Interesse, das er an dem Heimathlande nahm, in dem schon seine Vorfahren als Pfarrer gewirkt hatten, war er den jungen Badensern, die in Jena studierten, ein treuer Berather und manches liebe Mal mußte ich ihm ausführlichste Auskunft geben, wie es in der Heimath stehe, von der er sich innerlich noch immer nicht losgemacht hatte. In Heidelberg, wo er weitaus der populärste Geistliche gewesen war, grollte man Ullmann, dem man seine Vertreibung zur Last legte und der Unmuth wuchs, als der wunderliche Nachfolger auf Rothe's dogmatischem Lehrstuhl, Schöberlein, in Heidelberg einzog, der freilich schon äußerlich den denkbar größten Contrast zu Rothe bildete. Das Museum trat in Berathung, ob nicht der neue Professor ein Kopfhänger sei. „So ein Kopf, wann ich hätt', den ließ ich auch hängen", war die kaustische Antwort des Mediciners Pfeufer, der mit Gervinus und Häusser das liberale Triumvirat der Universität bildete.

Ganz anders als Schöberlein gewann Schenkel Boden. Daniel Schenkel hatte schon ein bewegtes Parteileben hinter sich, als er 1851 von Basel nach Heidelberg übersiedelte. Den Streit zwischen Baselstadt und Baselland hatte der Zwanzigjährige durchfechten helfen; in der Fehde über

die Berufung von David Friedrich Strauß nach Zürich, 1839, hatte er das Wort ergriffen. Ueber Hurter in Schaffhausen, den insgeheim katholisch gewordenen Antistes der Kirche Schaffhausens, hatte er in der Presse und vor dem Richter nach einem heißen Kampfe obgesiegt. Dann war er selbst 1842 an Hurters Stelle auf die Münsterkanzel in Schaffhausen berufen worden. Von dort führte er 1846 seine literärische Fehde gegen Gervinus über die Bedeutung der deutsch-katholischen Bewegung und zog dadurch die Aufmerksamkeit der Heidelberger Gegner des berühmten Historikers auf sich. In der Sonderbundsfehde 1847 widersprach er als conservativer Politiker den Liberalen, die actives Einschreiten gegen die Jesuitenwirthschaft in den Urkantonen verlangten, unterlag aber mit seiner Meinung und kehrte nun 1849 nach Basel zurück, wo er de Wette's Lehrstuhl einnahm. Wie rasch er hier durch seine glänzende Rednergabe und sein praktisches Geschick sich unentbehrlich zu machen wußte, beweist ein Ersuchen der Basler theologischen Fakultät (Müller, Hagenbach, Stähelin), die Heidelberger Kollegen möchten doch darauf verzichten ihr Schenkel zu entziehen*). Ein Antrag im großen Rath auf Aufhebung der Universität in Basel, sei noch eben erst mit Mühe zu Fall gebracht worden, verliere in diesem Augenblick die Universität eine ihrer glänzendsten Lehrkräfte, so würden sich deren Verlegenheiten alsbald erneuern. In gleichem Sinne wendete sich der Basler Erziehungsrath an das badische Ministerium, was natürlich nur die Folge hatte, daß beide auf Schenkels Berufung um so eifriger beharrten. Die Begabung des Neuberufenen stand mithin außer aller Frage und ebenso war es sicher, daß er Leben in die Kreise bringen werde, in die er eintrat. Schwieriger war vorherzusagen, zu welcher Seite der Ankläger Hurters und Beschützer der Jesuitenkantone, der Schüler de Wette's und Freund des Hoffmann'schen Missionshauses, der Mitarbeiter Ruge's und Mitarbeiter Ullmanns sich schlagen werde? Alle theologischen Richtungen hatten Hypotheken auf seine Seele und an seiner seitherigen Thätigkeit Anhaltspunkte, ihn zu den Ihren zu zählen. Es dauerte auch noch eine Weile, bis er auf der pietistischen Seite feste Stellung nahm.

Nur wenige Menschen haben die Wandelbarkeit der aura popularis so gründlich erfahren, wie Daniel Schenkel, aber ungewöhnliche Eigenschaften muß der doch gehabt haben, der eine so schwierige Gemeinde wie die pfälzische durch lange Jahre als theologischer Dictator zu leiten verstand. Er hatte viele Feinde, aber so tadellose Ehrenmänner wie der Nationalökonom Rau, der Germanist Holtzmann, der Historiker Wattenbach und Rothe selbst sind seine unwandelbaren Freunde geblieben, auch wenn sie seine publicistischen Leistungen nicht alle gut hießen. Sie wußten eben, daß er viel gutmüthiger

*) Theolog. Fakultätsbuch der Universität Heidelberg. Jahrg. 1849—51.

war, als das Publicum nach seinen ständigen literärischen Fehden und der Art seiner Polemik ihm zutraute. Schenkels Entwicklungsgang war ein eigenthümlicher gewesen und erklärt manche Widersprüche seines öffentlichen Wirkens. Sohn eines herrenhutisch gesinnten Pfarrers und einer Basler Pfarrerstochter war er in völlig pietistischen Traditionen aufgewachsen, hatte sich dann aber als Schüler de Wette's in wissenschaftlichen Fragen auf einen freieren Standpunkt emporgearbeitet. Zuerst begegnen wir dem Basler Licentiaten als Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Arnold Ruge*), also in dem radicalsten Organ der junghegelschen Schule. Zwei Jahre später hat er sich den Ullmann'schen Studien und Kritiken zugewendet, in denen er 1840, im dritten Heft, die neuesten Bearbeitungen des Lebens Jesu bespricht. Er erscheint hier als treuer Schüler de Wette's, der sich zwar entschieden gegen Strauß ausspricht, aber in der Kritik der evangelischen Quellen, auch des Johannesevangeliums, sich einer löblichen Unbefangenheit befleißigt. In politischen Dingen conservativ, wie sein Widerspruch gegen den Krieg mit dem katholischen Sonderbund beweist, ist er in theologischen Fragen noch immer freisinnig. Aber seit seiner Betheiligung an den Bestrebungen der innern Mission kehrte er wieder stärker die ursprüngliche pietistische Farbe heraus. Auf dem Kirchentage in Stuttgart im Jahre 1850 trat er mit Ullmann und Bähr in Verbindung**), die ihn zu einem Vortrag auf den neu begründeten Durlacher Conferenzen anwarben. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Ullmann sich in einer Fakultätssitzung vom 30. October 1850 von den bereits angeknüpften Verhandlungen mit Ackermann in Meiningen lossagte, und Schenkels Berufung vorschlug, die durch Bähr in Karlsruhe bereits eingeleitet war. Durch diese Art seiner Vocation kam Schenkel noch einen weiteren Schritt nach rechts. „Ich ging natürlich mit denen, die mich berufen hatten," sagte er mir selbst, „nicht mit denen, die gegen mich waren." Der Landesgeistlichkeit stellte der Neuberufene sich zum ersten Mal am 20. August 1851 als Festredner des Missionsvereins in Mannheim vor. Von der Kanzel, auf der unlängst Schellenberg die Gedächtnißrede auf Robert Blum gehalten hatte, wurden jetzt ganz andere Bilder den Mannheimern vorgeführt. „Arme Heiden," rief Daniel Schenkel, „da liegt einer auf einem Stachelbrett, daß sein Blut aus vielen Wunden strömt, da stellt sich einer auf eine Säule und wenn der Sonne Mittagsgluth herniederbrennt und er dem Verschmachten nahe ist, spricht er: ‚Jetzt ist der Friede da'. Da dreht ein Anderer den ganzen Tag ein Gebetsrad. Da zieht mancher an dem

*) Jahrgang 1838, S. 2169. Nr. 272 ff.

**) Heidelberger Fakultätsbuch von 1851, wo Dittenberger diese Abmachungen hinter dem Rücken der Fakultät rügt.

scheußlichen Götzenwagen des Dschaggernath und legt sich darunter, um den Frieden zu finden. Da zieht sich einer in die Wüsten, in die Höhlen zurück und sagt: ‚Jetzt bin ich heilig‘. Da fastet einer, bis er zum Knochengerippe abgemagert ist und wenn die letzte Stunde naht, fleht er: ‚Ach gebt mir ein paar Tropfen Gangeswasser aus der Flasche zu trinken‘ und meint dann heilig zu sein. Die armen Heiden, gleichen sie nicht dem Lahmen von Bethesda in unserem Texte? Strecken sie nicht die Hände nach uns und flehen: ‚Ihr Leute aus Baden, Deutschland, kommt, helft uns!‘ ... Ja ihr habt nicht umsonst gerufen dem deutschen Volke, ihr armen Heiden, wir kommen, wir helfen, wir senden euch Boten des Heils.“ Nach Schenkel sprach dann Dr. Barth aus Calw*). Er erzählte, wie ein Indier einen ungeheuern Schenkelknochen umhergeschleppt habe, dem er gewaltige Töne entlockte; das sei die Teufelstrompete gewesen, mit der er die Dämonen in die Flucht schlug. Die Missionäre aber haben eine viel wirksamere Posaune, das ist das Wort Gottes. Diese Wirkung schilderte dann ein Candidat Ostertag aus Basel, indem er aus dem Schatze seiner Erinnerungen aus Kalkutta ähnliche Mittheilungen hervorholte. In einer andern Kirche hielten inzwischen Pfarrer Mann, Judenmissionar Sutter und Seminardirector Stern Vorträge, denn wie in der inneren, so waren auch in der äußeren Mission verschiedene Gruppen und ein Correspondent der Evangelischen Kirchenzeitung beklagte, daß man einen Halbgläubigen wie Schenkel überhaupt als Redner zugelassen habe. Doch betheiligten sich alle an der folgenden Generalversammlung. Der guten Stadt Mannheim freilich war wunderlich zu Muth, als sie nach dem Liede vom großen Hecker und dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein sich von der Teufelstrompete und dem scheußlichen Götzen Dschaggernath mußte erzählen lassen und für die Mohrenkinder im glühenden Afrika wollene Jacken stricken sollte. Den Ruhm, am feurigsten für die gelben, schwarzen und braunen Heiden gepredigt zu haben, trug der neu berufene Schenkel davon und in Heidelberg beglückwünschte man sich, einen Redner gewonnen zu haben, der auf der Kanzel dasselbe leiste, was Ludwig Häusser auf dem Katheder. Der kleine, etwas kropfige Schweizer, mit einem wenig angenehmen Organ, predigte genau so, wie sich die Leute ihren Luther vorstellten und wie später Rietschel den Reformator auf das Postament in Worms stellte, wie aber Luther in Wirklichkeit nicht gepredigt hat. Luther hatte nach allen Zeugnissen keine starke Stimme und Spalatin sagt von ihm: „Er schrie nicht sehr, noch heftig, sondern er redete fein sittig und bescheiden, doch mit großer, christlicher Freudigkeit und Beständigkeit.“ Bei Schenkel war das feurige Temperament durchschlagend und niemand war stolzer auf

* Allg. Kirchenzeitung 1851, S. 1102.

die gewaltigen Erfolge des Neuberufenen als Ullmann, der gegen Dittenbergers Widerspruch und manche Bedenken Umbreits diese Berufung durchgesetzt hatte. Für Schenkel war es nun ein Unglück, daß gleich die erste bedeutendere Frage, die seine Fakultät beschäftigte, der Ketzerproceß gegen den Bremer Pastor Dulon war, wobei die Kollegen das Referat gern dem Neueingetretenen überließen, der gegen den zu erwartenden Gegenstoß als Prellbock dienen mochte. Ein kälterer Diplomat hätte eine solche Premiere abgelehnt, Schenkel stürzte sich mit Feuereifer auf diese ehrenvolle Aufgabe. Der Senat der freien Stadt Bremen hatte durch seinen Gesandten am Bundestag, Dr. Smidt, die Fakultät am 10. Juli 1851, bald nach Schenkels Eintritt, um ein Gutachten ersucht, ob Pastor Rudolf Dulon nach einer am 24. August 1850 gehaltenen Predigt und seinen in Zeitungsartikeln, sowie bei amtlicher Vernehmung abgegebenen Erklärungen noch als christlicher Prediger auf die Kanzel zugelassen werden könne? Nach einer bei den Akten liegenden Klageschrift von dreiundzwanzig Gemeindegliedern wurde Dulon beschuldigt, daß er dem Christenthum nicht angehöre, sondern demselben feindlich gegenüberstehe, daß er das Evangelium bestreite und verhöhne, den Glauben der reformierten Kirche verläugnet habe und noch immer verläugne. Da Dulon dem Senate erklärte, dem Urtheil einer weltlichen Behörde werde er sich in dieser kirchlichen Sache überhaupt nicht unterwerfen, verlangte der Senat das Gutachten eines unparteiischen Gerichts, als welches er vor allem die Heidelberger Fakultät betrachtete, in der die verschiedensten Standpunkte vertreten waren. Zu wissen wünscht der Senat, ob die Fakultät die eingereichte Klage begründet finde und welche Maßregeln dieselbe als den Grundsätzen der reformierten Kirche entsprechend betrachte? Nach den Akten hat sich Schenkel auf Wunsch der Fakultät dieser Mühe „freundlichst unterzogen und mit größtem Fleiße und bewundernswerther Ausdauer" die Aufgabe gelöst, wie Decan Umbreit bezeugt. Das Material für sein Urtheil über Dulon fand Schenkel weniger in dessen Predigten und amtlichen Vorträgen, auf die es doch ankam, als in Dulons Sonntagsblatt „Der Wecker" und dessen Flugblatt „Vom Kampfe der Völkerfreiheit". Anderseits lag eine Erklärung von dreiundneunzig Anhängern Dulons in der Gemeinde „Zu unserer lieben Frauen" vor, die bezeugte, daß Dulon ihr volles Vertrauen besitze und daß sie in seiner Predigt die Grundsätze des wahren Christenthums fänden. Auch Schenkel war nicht der Meinung, daß Abweichungen von einzelnen Sätzen der alten Bekenntnißschriften einen Pastor unfähig machten, sein Amt mit Erfolg zu versehen, aber mit den Grundlehren des Evangeliums dürfe er nicht zerfallen sein. Nun hatte Dulon aber ausdrücklich gegen die Lehre von der Erbsünde und die Rechtfertigung aus dem Glauben polemisiert und darauf stellte Schenkel sein Urtheil, daß er der evangelischen Kirche nicht

mehr angehöre, also auch ein evangelisches Pfarramt nicht bekleiden könne. Das Gutachten macht mit dem geflissentlichen Zusammentragen aller belastenden Stellen und dem Uebergehen der erbaulichen Momente der Dulon'schen Schriften, an denen es doch auch nicht fehlte, mehr den Eindruck einer vernichtenden Recension als den einer amtlichen Denkschrift. Sein Leben lang hatte Schenkel die Gewohnheit, aus dem theologischen Gegner ein mythologisches Ungeheuer zu machen, das er dann nach Herzenslust zerzauste und zerpflückte, aber diese für den Herausgeber einer Kirchenzeitung außerordentlich schätzbare Gabe war in einem Gutachten, von dem die Existenz eines bedrängten Familienvaters abhing, wenig am Platze und ihre Bethätigung zog ihm in Bremen selbst große Mißbilligung zu. Trotzdem wurde das Gutachten von Umbreit, Ullmann und Hundeshagen unterzeichnet, während Dittenberger ein Gegenvotum zu den Akten gab. Er wies darauf hin, wie seit dem Streit Friedrich Wilhelm Krummachers mit Pastor Paniel*) die Verhältnisse in Bremen durchaus zerklüftete und vergiftete seien und zählte alle die leidenschaftlichen Uebertreibungen auf, deren die dreiundzwanzig Verkläger sich schuldig machten. Auch er bedauert die Rohheiten und Extravaganzen Dulons, meint aber, Zeitungsartikel seien nach anderem Maßstab zu beurtheilen als amtliche Vorträge und bestreitet, daß die sofortige Absetzung eines durch die Unruhen der beiden letzten Jahre aufgeregten jungen Pastors den Grundsätzen der reformierten Kirche entsprechen würde. Statt seine Absetzung zu empfehlen, solle die Fakultät den Senat an die geordneten kirchlichen Organe des Freistaats Bremen verweisen. Unmöglich könne das Votum einer beliebig ausgewählten theologischen Fakultät an die Stelle der in Bremen vorhandenen kirchlichen Instanzen treten. Rothe, dem Umbreit das Gutachten der Fakultät zusendete, vermied es, ein Urtheil zu geben. Es wird ihn nur freuen, wieder ein Mal einen Blick in Heidelberger Akten zu thun; mit dieser liebenswürdigen Wendung entzieht er sich der unbequemen Sache. Die Protestantische Kirchenzeitung von H. Krause nannte später das Gutachten Schenkels ein Denkmal der Schande, was doch auch eine starke Uebertreibung war. Dulon selbst hatte sich inzwischen als lichtfreundlicher Reiseprediger aufgethan und war in Hannover wegen angeblicher Aufreizung zum Hochverrath verhaftet worden, womit man unter seinen Anhängern die Begeisterung für den Märtyrer der Wahrheit noch steigerte. Von Helgoland aus antwortete er, unter dem Schutze der englischen Flagge, auf Schenkels inzwischen veröffentlichtes Gutachten: „Diese Heidelberger Professoren sind romantische Barbaren, die sich um Gegengründe nicht kümmern. Wir glaubten bisher das höchste Maß von Blödsinn bei unsern Bremer Pastoren gefunden zu haben, wir

*) Vgl. Bd. I, S. 169.

waren im Irrthum, die Herren Heidelberger können sich getrost mit den Bremer Pietisten messen". Als der Bremer Senat das Votum der Heidelberger Fakultät zu seiner Rechtfertigung drucken ließ, gab auch Dittenberger sein Separatvotum in Druck*) und er fand jetzt, im März 1852, den Schwerpunkt in der Frage: „Kann auf die Klage einer beliebigen Anzahl von Gemeindegliedern, allein nach dem Gutachten einer vom Senat beliebig ausgewählten Fakultät, ein Pastor in erster und letzter Instanz verurtheilt werden?" Da der Senat nicht einmal verpflichtet war, ein solches Gutachten zu erheben, so ist die Frage wohl zu bejahen, aber daß ein solcher Rechtszustand ein löblicher sei, wird niemand behaupten. Die Sache endete damit, daß Dulon 1854 mit Weib und Kind nach Amerika auswanderte, da für seinesgleichen im alten Europa nirgend Raum war. Aber auch Amerika enttäuschte ihn. Bei den Deutschen drüben stand Theologie nieder im Preise und 1866 ließ Dulon ein Buch erscheinen: „Aus Amerika", in dem er klagt, für die Landsleute sei die Bierhalle zur Kirche geworden. „Sie arbeiten hart, um das Geld zum Lagerbier zu gewinnen. Im Lagerbier concentriert sich ihr Streben, erschöpft sich ihr Denken, erfüllt sich ihr Lebensgenuß."

Daß Rothe die Frage, die Schenkel so viel Verdruß bereitete, ganz anders gelöst hätte, zeigt ein Nachspiel zu den Bremer Kirchenstreitigkeiten, in die nachmals die Heidelberger Fakultät auf's Neue hereingezogen wurde. In Bremerhaven war im Jahre 1856 durch Einfluß des Bürgermeisters Smidt die Wahl eines rationalistischen Pastors Wolf für eine von der Gemeinde mit großen Opfern errichtete neue Kirche durchgesetzt worden. Die orthodoxe Minderheit legte gegen die Wahl Wolfs Protest ein, indem sie unter Bezugnahme auf eine gedruckte Osterpredigt des Archidiakonus Wolf behauptete, durch Läugnung der wunderbaren Auferweckung Jesu habe sich Wolf zur Bekleidung eines Pfarramtes unfähig gemacht. Als sie bei dem Bremer Senat, der von der Dulon'schen Absetzung Verdruß genug gehabt hatte, damit nicht durchdrang, erbat auch sie sich von der theologischen Fakultät in Heidelberg ein Gutachten. Rothe, als Decan, erwiderte im Auftrag seiner Kollegen, für Privatpersonen stelle die Fakultät überhaupt keine Gutachten aus. Eine private Meinungsäußerung, die jedoch durchaus nicht den Charakter eines Fakultätsgutachtens haben könne, wolle man aber den Petenten gern ertheilen. Rothe gesteht zu, daß die von Pastor Wolf gehaltene Osterpredigt, die die Auferstehung Jesu aus einem Scheintod erkläre, durchaus zu mißbilligen sei. „Aber indem wir das Ihnen unumwunden zugeben, dürfen wir Ihnen doch auch nicht verhehlen, daß Sie auf diese Predigt hin unseres Erachtens ein zu weit greifendes, viel zu hartes Urtheil sich gebildet haben.

*) Heidelberg bei Winter 1852.

Zunächst ist es schon nicht thunlich, auf Grund dieser einzelnen Predigt allein sich von der theologischen Ueberzeugung und von der Predigtweise des Pastor Wolf eine deutliche Vorstellung mit Sicherheit zu bilden." *) Die Predigt scheine auf individuelle Vorgänge Bezug zu nehmen und schließe nicht aus, daß Pastor Wolf neben den negativen Gesichtspunkten doch auch positivere Anschauungen nicht völlig ablehne. Wenn Pastor Wolf in diesem einen Punkte auf dem Standpunkte des alten Rationalismus stehen geblieben sei, dürfe man nicht sofort behaupten, er sei vom Glauben der Väter abgefallen und verläugne die Lehre der Schrift. „Die Billigkeit erfordert, nicht außer Acht zu lassen, daß Pastor Wolf in seiner Ueberzeugung zur Bibel eine andere Stellung einnimmt als Sie und sich darum auch in einer anderen Weise durch sie gebunden findet als Sie." Die Kläger bezeichnen es als eine Gewissenlosigkeit, wenn ein Pastor sich in Widerspruch mit der Schrift setze, aber da würde doch erst die Frage zu entscheiden sein, was die Schrift uns sein soll und was sie uns nicht sein kann und ob es geboten ist, auch in Fragen des sinnlichen Lebens auf eigenes Meinen zu verzichten. „Was Pastor Wolf verlangt, ist doch nur dieses, daß in dem Körper des Herrn Jesu auch nach seiner Abnahme vom Kreuz, derjenige Auflösungsproceß in keiner Weise eingetreten sei, der dem natürlichen Verlaufe zu Folge sich mit dem Verscheiden in's Werk setzt. Dies behaupten aber natürlich Sie so gut wie Herr Wolf, wenn gleich Sie und wir die Ursächlichkeit dabei uns anders denken als er. Gewiß bleiben auch noch andere Differenzen zurück, allein bei dem allem halten wir es doch nicht für gerechtfertigt, Herrn Wolf als einen Mann zu bezeichnen, der vom Glauben der Väter völlig abgefallen sei." Das gewünschte Fakultätsgutachten, auf das hin die Protestler vom Bremer Senat die Nichtbestätigung der Wahl hätten verlangen können, schlägt Rothe ihnen also aus formellen und materiellen Gründen ab und erspart damit seinen Kollegen und sich eine moralische Niederlage, wie sich die Fakultät eine solche im Falle Dulon zugezogen hatte. Bei diesem billigen, der eigenthümlichen theologischen Lage Rechnung tragenden Urtheil ist Rothe bis zuletzt geblieben.

Für Schenkel war jenes erste Debut in der deutschen Kirchenfrage verhängnißvoll. Von den liberalen Zeitungen gröblich beleidigt, von den Pietisten mit Beglückwünschungen und Zustimmungen überschüttet, schien er bis auf Weiteres der reactionären Partei verfallen. Die ursprüngliche Farbe des Basler Pietistenhauses kam jetzt wieder deutlich zum Vorschein. In Heidelberg aber stand die Basler Frömmigkeit nicht gerade im besten Rufe. „Klein-

*) Das Concept bei den Papieren des Pastor Ahrendts. Die Correspondenz in den Fakultätsakten 1856.

leutegeruch," mit Theobald Ziegler zu reden, schweizerische Unart, in's Gesicht zu loben, ewige Ohrenbläsereien, die fatale, allen Wahrheitssinn zerrüttende Gabe, alles so zu sehen, wie die Partei es braucht, dazu, wie Karl Hase sich ausdrückt, „ein stetes herrnhutisches sich Behorchen und sich Beklatschen" wurde den Basler Frommen ganz allgemein nachgesagt. Schenkel aber hatte von Kindesbeinen an dieser Welt angehört, zu lange, als daß er nicht etwas von ihrer Art hätte annehmen müssen. Wie Luther den streitsüchtigen Bettelmönch, so ist Schenkel den Basler Pietisten nie ganz los geworden und das machte die Liberalen gegen ihn mißtrauischer als gerecht war. Schließlich haben doch sein rastloser Fleiß, seine uneigennützige Aufopferung für die ergriffene Sache, die wahrhaft glänzende Beredtsamkeit auf der Kanzel, die Schlagfertigkeit in der Debatte und auf der Tribüne, die rasche Entschlossenheit, wo es galt, eine Entscheidung herbeizuführen, ihm auch im liberalen Lager die Stellung gesichert, die seiner ungewöhnlichen Begabung entsprach. Selbst seine geheimen Gegner gaben zu, daß er einfach unentbehrlich sei. Auch war er, wenn sein Temperament ihm nicht Streiche spielte, wohlwollend, und allzeit hülfreich und gefällig, wer sich auch an ihn wenden mochte. Noch heute empfinde ich den größten Respect vor seiner Arbeitskraft, seiner Arbeitsfreudigkeit und der liebenswürdigen Bereitwilligkeit, Andern ihre Arbeit abzunehmen. Dazu gehörte doch eine ungewöhnliche sittliche Spannkraft, in Betracht deren man auch manche weniger löbliche Eigenheit übersehen durfte. Seinen Gegnern gerecht zu werden, hielt er nicht für nöthig, aber seinen Freunden ist er stets ein treuer Freund gewesen. Damals war er, selbst nach dem Zeugnisse der Evangelischen Kirchenzeitung, der Mann des Tages, den die badischen Pfarrer bewunderten, und am wenigsten neideten die minder kriegerisch veranlagten Mitglieder der Fakultät ihm die gefährliche Ehre, bei kirchlichen Conflicten der Knopf auf dem Kirchthurm zu sein. Es dauerte freilich nur kurze Zeit, so stellte sich heraus, daß die Pietisten, wie man die Positiven damals ohne weitere Abstufungen nannte, in Schenkel doch nur eine unsichere Erwerbung gemacht hatten. Ein großer Redner kann ohne den Beifall der Majoritäten nicht leben. So lange es Volksredner giebt, wird die Beifallsliebe nicht aussterben und Schenkel war ein ungewöhnlich begabter Jupiter tonans, der für seine Donner ein großes Publicum brauchte. Wenn er auf der Rednerbühne stand, hatte er auch stets die Fühlung des Schweizer Volksmanns, was heute Beifall finden werde und welcher Ton hier am Platze sei. So konnte es kommen, daß schon wenige Wochen nach dem Dulon'schen Gutachten eine Grabrede Schenkels im Kreise der Frommen starkes Kopfschütteln erregte. Im August 1851 hatte der Tod den neunzigjährigen Paulus abgeholt, den er ganz vergessen zu haben schien. Für Heidelberg war das ein Ereigniß und der Bürgerschaft war es, als ob eines der alten

Wahrzeichen der Stadt und Universität über Nacht abgenommen worden sei. Bei der Beisetzung des Patriarchen des Rationalismus hatte Schenkel im Namen der Universität, Zittel, der im Revolutionsjahre von seiner Landpfarre am Kaiserstuhl an die Providenzkirche in Heidelberg versetzt worden war, als Geistlicher zu sprechen. Schenkel stand in Folge seines Gutachtens gegen Dulon eben jetzt in großer Gunst bei den Positiven, aber hier, an eines Kollegen Grab, zu dem halb Heidelberg zusammengeströmt war, betonte er all die großen Eigenschaften, die Paulus besaß, mit oratorischem Nachdruck. Die Evangelische Kirchenzeitung brachte denn sofort eine Correspondenz, die beklagte, daß Schenkel der Wahrheit nicht die Ehre gegeben habe*). „Im Anfang August," hieß es da, „starb der geheime Kirchenrath Paulus und ward begraben" (leider nicht verbrannt!). „Er hatte ein feierliches und glänzendes Leichenbegängniß. Der neu berufene Professor Schenkel, Vorstand des Predigerseminars, hielt ihm die Lobrede, die mit allgemeiner Rührung und Anerkennung aufgenommen wurde. Schenkel ist überhaupt der Mann des Tags unter der badischen Geistlichkeit." Dem gegenüber zählt nun der Berichterstatter auf, daß Paulus den Deutschkatholiken 5000 Gulden vermacht habe, obwohl die Deutschkatholiken die Lehre von der Erbsünde für eine Gotteslästerung erklärten, und daß Paulus die Gottheit Christi läugnete, wobei es dem Correspondenten nicht darauf ankommt, Geschmacklosigkeiten, die Venturini vorgetragen hatte, Paulus auf die Rechnung zu schreiben. „Diesen Paulus," setzt er dann hinzu, „belobte Schenkel, und diesen Schenkel berief das Comité des Vereins für äußere Mission bei der Jahresversammlung in Mannheim zu seinem Festredner." Damit berührt die Correspondenz eine zweite Streitfrage. Schenkel und seine Freunde waren dem Verein für äußere Mission beigetreten in der einfältigen Meinung, es handle sich um die Bekehrung der Heiden. Die Evangelische Kirchenzeitung belehrte ihn nun, daß es sich vor allem um die Sammlung der Gläubigen handle und so zweifelhafte Gläubige wie er hier nichts zu suchen hätten. Nur eine falsche Klugheit habe einige Pfarrer veranlaßt, die für die Aufnahme maßgebenden Bedingungen so lax wie möglich zu fassen. Alle Anträge auf Läuterung der Statuten und Reinigung der Mitglieder seien als unklug auch neuerdings abgewiesen worden. Darauf eben beruhe das Recht des Separatvereins Augsburger Bekenntnisses. So begann sofort der innere Krieg der Gläubigen widereinander. Schenkel selbst wußte zu erzählen, wie die Brüder sogar bei den öffentlichen Versammlungen ihm mehr als ein Mal ein Bein zu stellen versuchten. So habe bei einem Missionsfeste an der Bergstraße, zu dem er durch das Comité als Festprediger angeworben worden war, der damit un-

*) Jahrgang 1851, S. 900 f.

zufriedene Decan das Eingangsgebet benützt, um ein Zeugniß des Himmels gegen Daniel Schenkel zu erflehen. Draußen schien es sich zum Regen zu neigen und der mit den Wetterzeichen wohl vertraute Decan betete deßhalb: „Herr, thue ein Zeichen! Hast du ein Wohlgefallen an unserm Thun, so lasse deine Sonne über uns leuchten im Strahlenglanz, ist aber unsere Gesinnung nicht lauter und unser Gebet nicht angenehm vor dir, der Nieren und Herzen prüft, so schütte deine Wolken aus, auf daß wir Buße thun." Eines, erzählte uns Schenkel, habe der fromme Mann so allerdings erreicht, daß er selbst seine Predigt mit einer gewissen Befangenheit begonnen habe und es ihm Mühe machte, sich zu sammeln. Doch sei es ihm gelungen und als nun plötzlich helle Sonnenstrahlen auf die Kanzel gefallen seien, da habe ihn eine solche Freudigkeit ergriffen, daß er besser geredet habe als je und als er dann herabstieg, habe ihm der würdige Decan mit sauersüßem Lächeln die Hand gereicht. Aehnliche kleine Scherze, wie sie Frommel aus dem Wupperthal erzählt, erlaubten sich also auch seine Brüder in Baden. Ob sie sich untereinander sehr liebten, können wir nicht beurtheilen, aber andere Leute gingen ihnen sorgfältig aus dem Wege.

Eine zweite Versuchung, sich aus der Puritaner dumpfen Predigtstuben in's Freie zu retten, kam dem kampflustigen Schweizer durch die Jesuitenmissionen, die seit dem Jahre 1851 Baden heimsuchten. Die Missionare traten sehr stark auf und einer der Patres erklärte, nach seiner Hypothese sei die Hölle im Mittelpunkte der Erde, denn wie jedermann wisse, werde es um so wärmer je tiefer man grabe. Der alte Paulus, dem man diese Hypothese erzählte, erwiderte aus seinem Krankenbette: „So ist's recht. Was eine Hypothese ist, wissen die Bauern freilich nicht, aber daß man nach dem Tod im Mittelpunkt der Erde gebraten wird, das verstehen sie." Ihm selbst war es nicht erspart geblieben selbst noch mit katholischen Bekehrungsversuchen behelligt zu werden. Unmittelbar vor Beginn der Jesuitenmissionen hatte der sterbende Lichtfreund einen Brief mit dem Poststempel Miltenberg und der Unterschrift: L. J. Chr. (Lobet Jesum Christum?) erhalten, der ihm zu Gemüthe führte: „Protestantisch ist gut leben, katholisch ist gut sterben." Noch kurz zuvor hätte man sich auf eine kräftige Antwort des Alten auf eine solche Zudringlichkeit gefaßt machen dürfen, jetzt war er dazu nicht mehr im Stande und nahm den Brief zu seinen Akten. Bald darauf rief Zittel an seinem Sarge: „Sie sind da, die von Paulus Geweissagten, sie sind da, die Mächte der Finsterniß." Ein Sturm protestantischer Entrüstung gegen die Mission brauste durch die Neckarstadt und von allen Kanzeln hallte das wieder. Wie hätte da der größte Redner der Protestanten schweigen können! Nach Schenkels eigener Erzählung rieth Ullmann ihm ab, sich auf diese Agitation einzulassen. „Man wird es oben nicht gern sehn," mahnte er. Natürlich antwortete der

Gewarnte pathetisch: „Wenn man es nur ganz oben gern sieht. Ich frage nichts nach den hohen Herrn, sondern nur nach dem Höchsten.“ Der Zudrang zu seinen Controverspredigten war ungeheuer. Häusser, der bereits jetzt erkannte, daß die katholisierende Richtung der Reaction die Stelle sei, an der man sie fassen müsse, warb für den Besuch von Schenkels Predigten. Er wollte selbst Gervinus dafür gewinnen, seinen alten Gegner doch auch einmal zu hören. Der lehnte ab, aber Kuno Fischer begleitete ihn in die überfüllte Universitätskirche. Später erzählte Fischer, Schenkel habe bei seiner Predigt auf die vor ihm liegende Bibel geschlagen und gerufen: „Dieses Buch, wie schön ist es doch! Es kommt mir vor wie ein Rosengarten, je mehr Rosen ich pflücke, um so mehr wachsen nach.“ Dann ein neuer Schlag: „Dieses Buch, wie schön ist es doch! Es kommt mir vor wie der Sternhimmel, je länger ich hineinschaue, um so mehr Sterne entdecke ich.“ Ein neuer Schlag: „Dieses Buch, wie schön ist es doch! Es kommt mir vor, wie der Ozean, je tiefer ich die Netze senke, um so mehr Perlen finde ich.“ Bald genug verwendete Fischer diese einzige Predigt, die er von seinem Widersacher gehört hatte, in seiner Polemik gegen ihn, indem er ihn versicherte, in seiner Rhetorik, die Schenkel bespöttelte, hätten allerdings die Perlen des Ozeans, der Sternhimmel und die Rosengärten ausgespielt. Wenn er in grimmigem Humor seinen theologischen Verkläger wieder von einer neuen Seite beleuchtete, fehlte auch nie das: „Es kommt mir vor.“

Während der Jesuitenschrecken vorüberging, dauerte die Herrschaft der christlichen Kreise um so länger. Am lästigsten trat sie in der badischen Haupt- und Residenzstadt auf, wo die Beamten officiell zum Kirchenbesuch ermahnt wurden. In dem gleichen Jahre, in dem Dulon jene Predigt gehalten hatte, die den Heidelberger Theologen zum Gutachten vorgelegt wurde, hatte die Karlsruher Schloßkirche eine Kanzelrede erlebt, die, so unschuldig sie war, doch ähnliche Zwistigkeiten in der badischen Residenz hervorrief wie jene Dulons in Bremen. Einen Läugner der Gottheit Christi oder der Erbsünde, wie sehr auch die pietistischen Colporteure die Ohren spitzten, konnte man in allen vier badischen Landeskreisen nicht auftreiben; so mußte eine harmlose Toleranzpredigt in der Karlsruher Schloßkirche den gewünschten Dienst leisten. Als Hof- und Stadtdiakonus war an Hausraths Stelle Karl Wilhelm Cnefelius berufen worden, den sein Studienfreund Ferdinand Hitzig den bravsten Mann im Großherzogthum nannte. Er war ein ruhiger, zuverlässiger Landpfarrer, mild im Urtheil, weichen Gemüths, von aufreibender Hingebung an seinen Beruf und ganz besonders aufopfernd in unermüdlicher Sorge für seine Armen*). Niemand glaubte, daß eine so weiche und be-

*) Vergl. sein Lebensbild von Prälat Doll in den Weech'schen badischen Biographieen.

scheidene Persönlichkeit jemals Gegenstand leidenschaftlicher Angriffe werden könne. Aber Cnefelius war von Marschall ausdrücklich berufen worden, um die freiere Richtung seines Vorgängers im Hofdiakonat aufrecht zu erhalten und an dieser Stelle wollte Stern am wenigsten einen Liberalen. Die rationalistische Grundlage der aus Halle stammenden Theologie des neuen Hofdiakonus fand pietistischer Spürsinn sofort heraus und da derselbe auf die überall aufkommenden Betstunden und Vereinstreibereien wenig hielt, suchte man ihm nach Kräften das Leben sauer zu machen. Da ließ Cnefelius auf Verlangen vieler Zuhörer im Jahre 1850 eine Predigt drucken: „Der Christ im Umgang mit Andersglaubenden" und nun hatte Stern was er brauchte. In seiner Toleranzpredigt hatte Cnefelius sich der Behauptung unterfangen, Gott sehe auf das Herz des Betenden und erhöre das Flehen einer Mutter um ihr Kind, auch wenn ihr Gebet sich an Maria statt an Jesus richte. Hardenberg, Rothe, Ludwig von Gerlach hatten freilich noch ganz anders der Himmelskönigin gehuldigt, aber bei einem Rationalisten war das etwas Anderes. Sofort nannte ein Correspondent der Evangelischen Kirchenzeitung Cnefelius einen notorisch Abgefallenen. Dann schlug der preußische Divisionsprediger Ahner Lärm und Stern selbst ließ eine Streitschrift vom Stapel, in der er den Karlsruhern zurief: „Siehe Israel, das sind Deine Götter!" Auch der Stadtvicar Rink nannte in einem Zeitungsinserat die Predigt seines Vorgesetzten „Irrlehre". Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß, Indifferentismus, laxe Toleranz waren noch die gelindesten Vorwürfe, die den friedfertigen Prediger trafen. Das Karlsruher Tagblatt, aus dem sich sonst die Hausfrauen Raths erholten, wurde zum Organ der Glaubenscontroversen. Schöchlin, der nachmalige Redacteur des Karlsruher (damals noch nicht ultramontanen) Beobachters, der den aus dem Exil wiederkehrenden Großherzog mit einem viel bewunderten poetischen Gruße empfangen hatte, schrieb eine Broschüre mit dem Citat: „Nacht muß es sein, wo solche Sterne leuchten." Eine Erklärung, die fünfhundert Familienväter unterzeichneten, führte der pietistischen Clique zu Gemüth, daß sie auch jetzt nur „ein Häuflein klein" bilde und wurde dem gekränkten Prediger feierlich überreicht. In derselben hieß es: „Wir weisen die durch die Stern'sche Flugschrift über unsern Geistlichen ausgegossenen Schmähungen mit aller Entschiedenheit zurück, wir heben den Stein der Zwietracht, den des finstern Mannes blinder Eifer mitten unter uns geworfen hat, nicht auf: wir lassen uns nicht beirren durch das Verdammungsurtheil der Stern'schen Glaubenswuth, wir bekennen uns frei und offen zu der Lehre christlicher Duldsamkeit, die Ew. Hochwürden uns predigen, gestützt auf Gottes heiliges Wort." Die Erregung war so groß, daß Ministerium und Oberkirchenrath genötigt waren, der großen Mehrheit der Gemeinde eine Genugthuung für diese vom Zaun gebrochene

Beleidigung zu geben. Dem Stadtvicar Rink wurde aufgegeben, sich um eine andere Stelle zu bewerben, den preußischen Divisionsprediger aber ersuchte der Director des Oberkirchenraths, sich nicht in Dinge zu mengen, die dem Oberkirchenrath befohlen seien und nicht dem preußischen Militärpfarrer. Als derselbe darauf eine hochmüthige Antwort gab, wendete sich der Oberkirchenrath an das Generalcommando des Armeecorps, worauf Ahner von dem commandierenden General, einem Katholiken, einen scharfen Verweis erhielt*). Auch Stern wurde vom Minister Marschall mit einem solchen bedacht und zugleich, um die Disciplinierung auch nach außen kenntlich zu machen, vierzehn Tage vom Dienste suspendiert. Die reactionäre Partei sah nunmehr ein, daß sie sich zunächst Marschalls entledigen müsse, wenn sie das Heft in die Hand bekommen solle, wozu der von den Bischöfen angezettelte katholische Kirchenstreit den Vorwand geben mußte.

Es dauerte indessen nicht lang, so war die Partei der Orthodoxen nach ihrer Weise in verschiedene Heerlager auseinandergegangen, von denen jedes das andere in unmöglichen Forderungen zu übertreffen suchte. Wenn man das sich Ueberbieten der gläubigen Gruppen betrachtet, so fühlt man sich an das Wettrennen der letzten Hegelianer erinnert, von denen immer einer den andern für einen überwundenen Standpunkt oder ein aufgehobenes Moment erklärte, und von denen ein geistvoller Zuschauer gesagt hatte: „Die Todten reiten schnell.“ Aehnlich schauten die Vermittlungstheologen auf die Rationalisten, die Bekenntnißtreuen auf die Vermittlungstheologen, die separierten Lutheraner auf die in der Landeskirche Verbliebenen als auf arme Rückständige herunter, und Pfäfflein über Pfäfflein kletternd kamen die Hurtigsten schließlich bei der Stiftung eigener, engster Kirchlein und Kapellen an, die sich selbst vom separierten Lutherthum wieder separierten. Von der Engherzigkeit und dem geistigen Hochmuth, der in diesen Conventikeln gepflegt wurde, zeugt ein Erlebniß, das Frommels Biograph erzählt**). In der „Stunde“ wurde bei der großen Wassersnoth von 1854 eine Collecte erhoben zu Gunsten der Ueberschwemmten. Eines Abends brachte Emil Frommel freudestrahlend eine größere Summe, die er von Leuten erhalten hatte, denen er solche Willigkeit niemals zugetraut hatte. Das Geld — es werden wohl Spielgelder gewesen sein — wurde aber im Conventikel zurückgewiesen, weil es von Weltkindern komme, die mit ihnen nichts zu schaffen hätten. Darauf könne kein Segen ruhen. „Gut, so schick' ich's auf eigene Faust,“ sagte Frommel, „oder behalt's für meine eigenen Armen,“ und setzte sich auf seinen Platz. Zu seinem Erstaunen aber begann der Stundenhalter: „Geliebte, lasset uns zuerst für

*) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 736.

**) Otto Frommel, Frommels Lebensbild I, 247.

einen verirrten Bruder beten, der unter uns sitzt und der glaubt, daß Gott sein Sündengeld brauche, um seinen Kindern zu helfen." Solche Brüder konnte man ruhig dem Genusse ihrer eigenen Vortrefflichkeit überlassen, hätte nicht die mit ihren Wühlereien Hand in Hand gehende altlutherische Bewegung in die wohlmeinendsten und frömmsten Familien bittere Zerwürfnisse getragen*) und zu den bestehenden Spaltungen eine gefährliche neue gefügt. Während die Ullmann'sche Vermittlungstheologie von Dittenberger und Zittel abrückte, mußte sie es erleben, daß „die eigentlich gläubigen Kreise" dennoch nichts mit ihr zu thun haben wollten. Ihnen erschien die badische Kirche, wie ein Correspondent der Evangelischen Kirchenzeitung sich ausdrückte**), als „ein Sumpf", in den die badische Christenheit durch die Union geführt worden sei. „Die Union ist längst gerichtet als Machwerk des klapperdürrsten Rationalismus, der Kirchen zersetzend und zerstörend wirkt und ohne das Bewußtsein dessen ist, was eine Kirche ausmacht. Was von Kirche noch übrig ist, ist wie ein Häuslein im Weinberg, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten". Von dem Ullmann'schen Verein für innere Mission hatten sich die „eigentlich christlichen Kreise", wie wir sahen, schon auf der Oktoberversammlung 1849 in Durlach geschieden***). Ullmanns Statut besagte: „Der Verein stellt sich auf den Grund der evangelischen Kirche, auf das Bekenntniß zu Christo, dem Gottes- und Menschensohne†)." Stern aber wollte das Bekenntniß von Augsburg genannt haben als Correctiv für die eigenen Mitglieder und zur Abwehr falscher Kräfte. Von den Landleuten (d. h. Stundenhaltern) sprach sich die Mehrzahl für das Augsburger Bekenntniß aus, das sie schwerlich jemals gesehen hatten; von den erschienenen Geistlichen war die Mehrzahl mit Ullmanns Fassung zufrieden. So blieb es bei der Trennung in zwei geschiedene Vereine für innere Mission, des „Landesvereins" und des „Vereins Augsburger Confession". Der letztere sendete Reiseprediger und Evangelisten aus und verbreitete durch Colporteure Bibeln, Tractätchen und christliche Kalender. Der Oberkirchenrath sah in diesen Colporteuren und Agenten Sectierer und Unruhstifter und war ihnen wenig gewogen. Selbst die Evangelische Kirchenzeitung wirft dem Stern'schen Vereine vor, daß er sich nur an die Conventikel und Stundenhalter wende, nicht an die Pfarrer, dabei aber dennoch die kirchlichen Gebäude für seine Zwecke in Anspruch nehme††). In einzelnen Diöcesen warnten die Decane durch Rundschreiben davor, diesen Reisepredigern und Colporteuren Vorschub zu thun,

*) Otto Frommel, Frommels Lebensbild I, 153 f.
**) Jahrgang 1850, S. 974 f.
***) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 990.
†) Allg. Kirchenzeitung 1849, S. 1382.
††) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 991.

da sie nur den kirchlichen Frieden zerrütteten. Aber ihre paar Führer waren sehr thätig in der Presse und schonten dabei den Oberkirchenrath so wenig wie die Heidelberger Fakultät. Ministerialrath Bähr, einer der Vorkämpfer der kirchlichen Reaction, aber im Sinne des Kirchenthums, bezichtigte in einer Erklärung, die Hengstenberg aufnehmen mußte, die Correspondenten aus Baden der Fälschung, der Verleumdung, der Entstellung der Thatsachen und versicherte, daß viele gläubige Geistliche es mit ihm bedauerten, „daß diese Partei es nicht verschmähe, eine Sprache gegen ihre Obrigkeit zu führen, wie es die Lichtfreunde kaum je gethan haben, so daß oft junge Leute, die kaum vor sechs oder acht Jahren das Examen gemacht, Männer, die seit dreißig Jahren der Kirche treu gedient haben, zurechtweisen und meistern wollen". Nicht minder scharf trat Plitt, nachmals Rothe's Kollege in Bonn und Heidelberg, gegen diese Correspondenten auf, die „mit Herzen voll natürlichen Hochmuths Leute richten wollten, die zum Theil als gläubige Theologen bekannt seien" *). Die Ullmann'schen Freunde waren tief gekränkt, aber wie die Vermittlungstheologie das schon längst gewohnt war, vertheidigten sie sich, indem sie auf's neue zurückwichen. Der Vorwurf, daß ihre Kirche bekenntnißlos sei, schmerzte sie tief und sie beschlossen, sich von demselben gründlich zu reinigen. Am 23. April 1851 wurde in Durlach unter Ullmanns Vorsitz die vierte badische Pfarrconferenz gehalten. Das Referat hatte Hundeshagen übernommen, der in einem mehr als zweistündigen Vortrag zu erweisen suchte, daß die Union von 1821 die Geltung der lutherischen und reformierten Bekenntnißschriften keineswegs aufgehoben habe. Die Unionsurkunde besagt, daß die unierte badische Kirche der Augsburger Confession und den beiden reformatorischen Katechismen das ihnen bisher zuerkannte normative Ansehen auch fernerhin beilege, in so fern und in so weit sie das Recht der freien Forschung in der heiligen Schrift wieder laut gefordert und behauptet und factisch angewendet haben. Welches war nun die bisherige Geltung, die diesen Bekenntnißschriften auch fernerhin zukommen sollte? Karl Friedrich hatte schon 1788 die Beeidigung auf die Bekenntnisse untersagt, weil das ein bedenklicher Zwang der Gewissen sei und 1797 hatte er in seiner Kirchenrathsinstruction ausdrücklich verboten, die Ausdrucksformen der Bekenntnisse den Geistlichen als Glaubensnorm aufzudrängen, da diese stets den Veränderungen unterworfen bleiben müssen, denen die wissenschaftliche Cultur selbst unterliegt. In Betreff der literärischen Production der Geistlichen soll die Druckerlaubniß nur solchen Schriften verweigert werden, die sich des Religionsspotts oder des Anreizes zu sittenwidrigen Handlungen schuldig machen. Im

*) Evang. Kirchenzeitung 1850, S. 471.

Uebrigen bleibt es dem Publicum selbst überlassen, Alles zu prüfen und das Gute zu behalten. In Betreff der amtlichen Vorträge der Geistlichen soll die Untersuchung wesentlich darauf abheben, ob der Angeklagte die Lehre von der Regierungsgewalt Christi in der Kirche des neuen Bundes, die er durch Leiden und Tod sich erworben und von der er durch Auferstehung und Hingang zum Vater Besitz genommen hat, anerkenne oder sie zu schwächen und zu zernichten versucht habe. Daß diese Festsetzungen eine gesetzliche Geltung der alten Bekenntnisse nicht bedeuteten, war bisher die allgemeine Annahme gewesen und Hengstenberg hatte unermüdlich gegen die bekenntnißlose Union in Baden geeifert, aus der er noch jetzt die ganze badische Revolution ableitete. Nun aber wußte Hundeshagen zu erweisen, daß die Unionsurkunde die Geltung der Bekenntnisse im Gegentheil voraussetze und nur die Behörden sie falsch auslegten. Dem Hinweis darauf, daß die Rationalisten der Generalsynode von 1821 unmöglich eine Bestimmung treffen konnten, die sie selbst aus der Kirche ausgeschlossen hätte, setzte Hundeshagen die normative Geltung der Kirchenrathsinstruction entgegen, deren Väter, Karl Friedrich und Geh. Rath Brauer, gläubige Christen gewesen seien, wobei er nur verschwieg, daß der Glaube dieser Verehrer Klopstocks und Jung Stillings mit dem Bekenntnißglauben des sechzehnten Jahrhunderts nichts zu thun hatte. Aber den Einverstandenen ist gut predigen. Der Berichterstatter der Allgemeinen Kirchenzeitung*) konnte feststellen: „Die Conferenz, nach einer lebhaften Verhandlung über Einzelnes, gab dem Gefühle ihrer Ergriffenheit von der Macht der geschichtlichen Wahrheiten und der Fülle christlicher Weisheit, die ihr aus den gemachten Mittheilungen entgegentraten, dadurch einen würdigen und ergreifenden Ausdruck, daß sie auf den Antrag des Vorsitzenden (Ullmanns) sich wie ein Mann (es waren gegen hundert Anwesende) zu der Erklärung vereinigte, daß sie zu den Bekenntnissen der Väter gleichfalls stehen und das Ihrige thun wolle, ihnen die gebührende Geltung zu verschaffen.“ Seinerseits setzt dann der Correspondent hinzu, daß danach die reformatorischen Bekenntnisse „trotz der bisher entgegengesetzten Ansicht der Parteien und abweichenden Praxis der Behörden“ in der unierten Kirche gesetzliche Geltung haben und daß die zu erwartende Generalsynode verpflichtet sei, diese Thatsache durch eine autoritäre Erklärung festzustellen. Damit war die Vermittlungstheologie zur confessionellen Partei übergetreten und hatte sich von der seither geltenden freisinnigen Deutung des Bekenntnißstandes losgesagt. Manche Führer der Confessionellen, die bisher die badische Kirche eine „Abfallskirche“ genannt hatten, wurden durch diese Beschlüsse zufrieden gestellt. Pfarrer Rein, der noch zu Anfang des Jahres in dem

*) Vergl. Allg. Kirchenzeitung Nr. 180, S. 648.

„Reiche Gottes“ des Pfarrers Mann die badische Kirche überhaupt nicht unter die christlichen gerechnet wissen wollte, so lang der unselige § 2 der Unionskirche bestehe und ihr rationalistischer Verläugnungskatechismus kein Bekenntniß zur Gottheit Christi enthalte, ließ sich jetzt von Hundeshagen überzeugen, daß er sich geirrt habe und jener „unselige“ Paragraph die Geltung der Bekenntnisse voraussetze. Auch Stern machte nunmehr seinen Frieden und erklärte: „Wir sind von der Bekenntnißfrage abgekommen, weil sie nur Streit gebiert ... Alle Kirchen sind ja ohnehin nur etwas Provisorisches bis das tausendjährige Reich kommt*).“ Das Blättlein „Gideon“ — jede kirchliche Gruppe besaß jetzt auch ihr separates „Organ“ — resolvierte kurz und gut: „Die Bekenntnißschriften *gelten* in der Kirche, auch wenn sie mit zehntausend ‚insofern‘ als Mauern umgeben werden,“ was die Herren Haag, Reinmuth und Lebeau mit ihrer Unterschrift bekräftigten.

Während so die Hundeshagen-Ullmann'sche Partei die Wiederherstellung der Autorität der Bekenntnisse von der nächsten Generalsynode verlangte, hatte die Stern'sche schon den Sturm auf den im Schulgebrauche befindlichen Unionskatechismus begonnen. Petitionen der Bauern verlangten die Freigebung des Luther'schen Katechismus. In Karlsruhe selbst wurde von den Stern'schen Freunden eine lithographierte Adresse, nach Bährs Ausdruck eine Art von „Sturmpetition in gebieterischem Märzton“, hergestellt und in Orte versendet, wo man auf Anklang rechnen konnte. Die Evangelische Kirchenzeitung flunkerte, fünfzehntausend Personen hätten diese Bittschrift an den Oberkirchenrath unterzeichnet und seien von diesem mit einem schnöden Verweise zurückgewiesen worden. Bähr berichtigt nach den Oberkirchenrathsakten, es seien achtzehnhundertundneunundfünfzig Namen gewesen aus achtundzwanzig Orten. Auch wo nur sieben oder acht Personen sich unterzeichneten, sei, nach den gemachten amtlichen Erhebungen, die Petition im Namen der *ganzen Gemeinde* an den Oberkirchenrath gesendet worden und indem die Veranstalter die Seelenzahl sämmtlicher Evangelischer dieser Orte berechneten, gewann man die Gesammtzahl von fünfzehntausend Unterzeichnern, von denen freilich über dreizehntausend nicht unterzeichnet hatten. Vom Pfarrer zur Rede gestellte Bauern gaben an, die Unterschrift sei ihnen abgedrungen worden. Andere Unterschriften waren einfach gefälscht. Auch die Namen von Knaben, Kindern, Dienstboten, Katholiken hatte man nach Bährs Erhebungen nicht verschmäht. Die einzige Rüge, die der Oberkirchenrath gegen diesen Unfug aussprach, war ein Rundschreiben an die Decane, das darauf hinwies, daß die Behörde zur Einführung anderer Lehrbücher gar nicht befugt sei, weßhalb die Sache an die Generalsynode verwiesen werden müsse. Die Evangelische

*) Evang. Kirchenzeitung 1851, S. 518 ff.

Kirchenzeitung aber berichtete getrost, der Oberkirchenrath habe für gut befunden, zehn- bis fünfzehntausend evangelischen Bürgern für ihr Verlangen nach dem Luther'schen Katechismus einen Verweis zu geben. Neben dem Religionsunterricht in den Volksschulen wurde auch der in den Gymnasien Gegenstand einer fortgesetzten Polemik. Im Oberstudienrathe stellte der ultramontane Zell, als auswärtiges Mitglied, den Antrag, dem Unterricht in den alten Sprachen die lateinischen und griechischen Kirchenväter zu Grunde zu legen und die heidnischen Dichter auszuweisen. Die Stern'schen Freunde aber verlangten die Gründung wahrhaft christlicher Gymnasien. Sie warfen den Professoren des Karlsruher Lyceums vor, sie hätten der provisorischen Regierung den Eid der Treue geleistet, was doch Stern selbst gethan hatte*), und erklärten es für eine allgemein bekannte Thatsache, daß auf dem Gymnasium dem herrschenden Geiste des Unglaubens niemals entgegengearbeitet worden sei. Und doch hatte in Karlsruhe Vierordt, der fromme Verfasser der badischen Kirchengeschichte, den die theologische Fakultät in Heidelberg zum Doctor der Theologie ernannte und den Ullmann als badischen Eusebius begrüßte, den Religionsunterricht in sehr würdiger Weise ertheilt, wie Eltern und Schüler bezeugten.

Daß aber selbst der Verein Augsburger Confession Glieder verschiedenen Geistes in sich schloß, wurde offenbar, als einer der Ihren, Pfarrer Keerl, gegen die Verbreitung von Bibeln mit Apokryphen auftrat, da dadurch der Unterschied zwischen Gotteswort und Menschenwort im Volksbewußtsein verwischt werde. Im Auftrag seines Vereins erließ darum Stern einen Aufruf, diese Frage wissenschaftlich zu bearbeiten**). Den ausgesetzten Preis erhielt Keerl, aber Hengstenberg vertheidigte die entgegengesetzte lutherische Ueberlieferung und Stier wies auf den sittlich religiösen Inhalt der Apokryphen und auf die Gewöhnung des christlichen Volkes hin. So war auch hier reichlich Gelegenheit sich wichtig zu machen und den wahren Glauben zu retten.

In Preußen hatte inzwischen das Altlutherthum, unter stiller Begünstigung des Hofs, große Fortschritte gemacht. Friedrich Wilhelm IV. befahl, den Altlutheranern volle Toleranz zu gewähren. Sogar eine Synode könnten sie seinetwegen in Köpenick halten; „und wenn sie sich mit Stuhlbeinen tractieren“***). Natürlich wirkte dieses System sofort auf Baden zurück. Auch hier kam es zu einer lutherischen Separation. Es trennte sich von der Stern'schen Partei eine völlig intransigente Gruppe, die in der unierten Kirche *nicht* meinte bleiben zu dürfen, *die Altlutheraner*. Geführt wurden dieselben von

*) Evang. Kirchenzeitung, 1850, S. 757 f.

**) Ebenda 1851, S. 644 ff.

***) Ludwig von Gerlach I, 283.

dem lutherisch gesinnten Pfarrer Eichhorn, der über seine Erfolge in Bildung lutherischer Gemeinden in Baden an das in Rothe's Vaterstadt entstandene altlutherische Breslauer Oberkirchencollegium regelmäßige Berichte erstattete. In einem solchen Berichte vom 3. April 1851 giebt Eichhorn eine interessante Schilderung des Kriegs, den seine ehemaligen Freunde vom Verein Augsburger Confession gegen die Altlutheraner führten. „Hier," schreibt er, „muß ich bemerken, daß meine früheren Freunde, die sogenannten Pietisten, Seminardirector Stern an der Spitze, dieselben, die vor zwei Jahren dem Austritte aus der Union ebenfalls sehr nahe standen, mir am meisten entgegenwirkten. Kaum brachten sie in Erfahrung, daß ich an einem Orte gewesen, so sandten sie ihre Emissäre und Reiseprediger, die nach meiner Entfernung von dort auftraten, um die Sache der lutherischen Kirche, mich und mein geringes Wirken auf's äußerste zu verdächtigen." In Ihringen, einem großen Dorfe am Kaiserstuhl, war Eichhorn einigemal gewesen und hatte vor größeren Versammlungen gesprochen. Er schätzt die Zahl der für die Trennung von der Landeskirche Gewonnenen auf 60 Seelen. Dieselben erklärten dem unierten Ortspfarrer ihren Austritt aus seiner Kirche. Einer brachte Tinte und Feder in's Pfarrhaus mit, um seinen Namen der dem Pfarrer bereits übergebenen Liste beizusetzen. Als aber Eichhorn selbst in einem Privatlocal Gottesdienst hielt, wurde er verhaftet und polizeilich abgeschoben. Seinen Anhängern wurden die Fenster eingeworfen, die Führer wurden als Unruhstifter in's Gefängniß gebracht. Eichhorn ließ sich von einem katholischen Rechtsanwalt eine Denkschrift über die Berechtigung des lutherischen Bekenntnisses in einem von altersher lutherischen Lande aufsetzen, die er in Karlsruhe überreichte, jedoch nur mit dem Erfolge, daß Minister von Marschall die Bezirksbeamten anwies, gegen alle Versuche einzuschreiten, die Störung des gesetzlichen Zustands beabsichtigten. Gleichzeitig warnte der evangelische Oberkirchenrath die Pfarrer in einem Erlasse, sich mit Eichhorn einzulassen. Der Minister verwies den Agitator in seine Heimathgemeinde bei Wertheim am andern Ende des Landes*), doch erklärte Eichhorn, er bleibe im Oberlande. Die früheren Bundesgenossen, Stern, Rein, Keerl, Mann u. s. w. zogen sich jetzt von ihm zurück. Von den ihm treu bleibenden Pfarrern standen Max Frommel, Bruder von Emil Frommel, Ludwig und Wilhelmi in großem, Haag und Lebeau in geringem persönlichem Ansehen. Schließlich gelang es ihnen, trotz aller Maßregelungen, etliche altlutherische Gemeinden zu stiften und aufrecht zu erhalten, so daß schließlich drei derselben, unter Ullmanns Zustimmung, staatlich anerkannt wurden. Aber bald entzweite sich die lutherische Gemeinde in Ispringen mit dem lutherischen Kirchenregiment

*) Allg. Kirchenzeitung 1851, S. 1087.

in Breslau. Die Ispringer Lutheraner erklärten sich für independent und die wahre Kirche war nun nur noch in Ispringen zu finden. Nachdem Haag nach Preußen berufen worden war, wurde Max Frommel Pastor in Ispringen, aber nach einigen Jahren kam Haag, dem es weder in Stolpe, noch in Berlin gefallen hatte, zurück und versuchte nun Frommel zu verdrängen. Da ihm das nicht gelang, veranlaßte er eine neue Spaltung und versammelte im Geburtshaus Melanchthons zu Bretten eine kleine Gemeinde doppeltseparierter Lutheraner. Diese doppeltkohlensauern Lutheraner, wie die Pfarrer sie scherzweise nannten, hielten sich für das wahre Salz der Erde und eröffneten gegen die drei andern Pastoren eine heftige literärische Fehde, die aller Welt offenbarte, welche Bruderliebe unter den Auserwählten herrsche*). Rothe taxierte in einem Briefe nach seiner Rückkehr aus Bonn das ganze Häuflein badischer Altlutheraner auf 80 Köpfe, während man auswärts in Folge der ewigen Allarmartikel, namentlich der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, von einer großen lutherischen Volksbewegung in Baden träumte. Von dem innern Gehalte der badischen Sectierer hielt Rothe nicht viel und trug kein Bedenken, ein Gesuch des altlutherischen Pfarrers Lebeau, sich an der theologischen Fakultät habilitieren zu dürfen, als Decan bestimmt zurückzuweisen, da die badische theologische Fakultät zur Pflege der Unionsgesinnung bestimmt sei, nicht zu ihrer Bekämpfung**). Durch diese vier- und fünffache Spaltung wurde das „kirchliche Leben" die Welt, in der man sich zankte und sich gegenseitig die Ehre abschnitt. Die Pfarrer nannten das „das Reich Gottes" oder wie Ludwig von Gerlach lieber gesagt wissen wollte, „das verheißene Königreich". Jedenfalls hatte das einst so friedliche Baden nunmehr alle die Segnungen zu erfahren, die die Erneuerung des Glaubenslebens im Sinne der Pietisten im Gefolge zu haben pflegt. Selbst Stern war jetzt mit Baden zufrieden. Auf Hengstenbergs fortwährendes Nörgeln an den badischen Zuständen erklärte sein alter Correspondent***): „Unter den Missionaren, die draußen in den Heidenländern und unter den Juden wirken, sind nicht wenige aus Baden. Unsere Missionsfeste sind wahre Volksfeste. Ja es ist außer Würtemberg kein anderes Land in Deutschland, welchem der Herr so große Gnade zugewendet hätte als Baden, kein anderes wird verhältnißmäßig so viele gläubige Geistliche und ein so großes Volk von wahrhaft bekehrten Laien zählen als unser vielfach gesegnetes Land." Allerdings schrieb Stern so erst, nachdem die Synode von 1855 seiner Richtung den Willen gethan hatte.

*) „Offene Erwiederung der freien lutherischen Gemeinde in Baden auf die an sie gerichtete Ansprache des O.-K.-Collegiums in Breslau. Bretten 1862." „Wider Haag, Antwort von Max Frommel, ev.-luth. Pfarrer in Ispringen. Stuttgart bei Liesching 1862."

**) Fakultätsakten 21. Mai 1860.

***) Evang. Kirchenzeitung vom 8. Mai 1856.

Schon sofort nach der Wiederherstellung der Ordnung hatte die Allgemeine Kirchenzeitung stürmisch die Einberufung einer Generalsynode*) verlangt, aber Marschall fand es in seiner besonnenen Weise mit Recht bedenklich, in der Zeit einer so ungewöhnlichen Erregung der Gemüther eine gesetzgebende Versammlung abzuhalten, die ohne Zweifel die extremsten Beschlüsse gefaßt, oder wenn sie den Sturmlauf der Orthodoxen abschlug, vielleicht ein Schisma eingeleitet hätte. Europa brauchte Ruhe und vor allem das kaum wieder geheilte Großherzogthum Baden; so gab der Minister dem Begehren keine Folge und so lang er am Ruder blieb wurde keine Generalsynode gehalten. Auch als sie in stillerer Zeit zusammenberufen wurde, waren ihre Beschlüsse noch verderblich genug.

Der Wettkampf um die extremste Gläubigkeit hat etwas Ueberraschendes in einem Lande, in dem vor zwei Jahren der tollste Radicalismus gewirthschaftet hatte, aber man würde auch irren, wollte man glauben, daß die Bevölkerung, zumal in ihren mittleren und oberen Schichten, an der pietistischen Bewegung großes Interesse gezeigt hätte. Selbst die Landbevölkerung nahm von diesen Vorgängen nur so weit Kenntniß, als ihre Pfarrer sie damit beunruhigten. Auch in der Stadt Karlsruhe, die doch für die kirchlichste in ganz Baden galt, standen ganz andere Fragen auf der Tagesordnung als die Geltung der Augustana. Das politische Leben war allerdings erstorben, aber am Polytechnicum begann der geniale Oesterreicher Redtenbacher seine glänzende Wirksamkeit, die seine Anstalt zur ersten in Deutschland erhob und sie für die Bürgerschaft zu einem wichtigen Factor ihres Erwerbslebens machte. Eduard Devrient gab der badischen Residenz in ihrem Hoftheater eine Kunstanstalt ersten Rangs, an der erste Kräfte wirkten. Zumal die heranwachsende Jugend empfing dort ihre stärksten idealen Anregungen. Durch Lessing und Schirmer wurde Karlsruhe zum Mittelpunkte eines Kunstlebens, das Kräfte wie Schröder, Schwind, Gude, Decoudres, Kachel, Kotsch, Fahrbach, Steinhausen, Thoma und andere bedeutende Künstler um sich schaarte. Um Anselm Feuerbachs neue Malweise drehte sich ein heftiger Kampf und in Scheffels Trompeter von Säckingen und Ekkehard fand die Welt Genesung von den Süßigkeiten einer Amaranth und dem frommen Gifte von eritis sicut deus. Noch einen letzten Silberblick erlebte die deutsche Poesie in Geibel, Heyse, Bodenstedt, Stifter, Höfer, Stieler, Lingg u. A., die auch in Baden ihre Gemeinden fanden. Außerhalb des Kirchenschattens erblühte ein Geistesleben, wie es erfreulicher seit Anfang des Jahrhunderts sich nicht geregt hatte. Aber gerade dadurch, daß die Gebildeten sich um die Kirche nicht kümmerten, verfiel diese immer unbedingter der Tyrannei des Pietismus. Denn eine

*) Jahrgang 1851, S. 296.

ungläubige Zeit hat meist eine orthodoxe Kirche, während ein lebendiges religiöses Leben die starre Orthodoxie zu sprengen pflegt. Unter den Gebildeten wäre von kirchlichen Fragen überhaupt nicht viel die Rede gewesen, hätte nicht der mit jedem Jahre sich verschärfende Streit mit dem katholischen Erzbischof in Freiburg der Welt ein Stück Mittelalter vor Augen geführt, das sie sonst wohl unter die Gespenster der Vergangenheit würde gezählt haben.

Dieser Streit mit Rom war im Grunde die einzige Frage, die die obern Kreise in Fühlung mit dem kirchlichen Leben erhielt und die auch von ihnen mit wachsender Leidenschaft verfolgt wurde, während die Erfurter Versuche, Deutschland doch noch zu constituieren wohl nirgend ungläubiger und gleichgültiger aufgenommen wurden als in dem politisch ermüdeten Baden. Der deutsche Kaisertraum war ausgeträumt. Einen Zipfel seines Krönungsmantels hatte man zu sehen geglaubt, dann war der Kaiser wieder im Kyffhäuser verschwunden, in dunkeln Schaaren aber bedeckten nun die Raben seine Lande. Wie die confessionell gerichteten Pfarrer die Geltung der Bekenntnisse für selbstverständlich erklärten, trotz aller „in so fern und in so weit" der Kirchenordnungen, so redeten die Bischöfe von unveräußerlichen Rechten der katholischen Kirche, die sie sich nicht länger würden vorenthalten lassen. Während des Revolutionsjahrs war von einer besondern Fürsorge der Bischöfe für die Throne nichts zu spüren gewesen. Im November 1848 traten die hochwürdigen Herren in Würzburg zu einer Versammlung zusammen, fünf Erzbischöfe, Kardinal von Schwarzenberg an der Spitze, und dreizehn Bischöfe. Ihr Hirtenbrief an die Gemeinden verkündete, in den Stürmen des Bewegungsjahrs habe Gott zu seinem Volke gesprochen. Die Meinung Hengstenbergs, die Weissagung Ezechiels von Gog und Mogog sei in dem Treiben der Demagogen erfüllt, lag dem Episkopat somit völlig fern. Nie, so heißt es in dem Hirtenbriefe, habe die katholische Kirche das Edle im Streben der Völker nach bürgerlicher und nationaler Freiheit verkannt, so werde sie, im lebendigen Verband mit dem heiligen Vater (Pio nono), der die italienische Tricolore segnete, sich der Wiedergeburt des Vaterlands nicht entziehen. Von der Zusage der Gewissensfreiheit nehmen die Bischöfe Akt und leiten daraus die Selbständigkeit der Kirche als nothwendige Folge ab. Zu dieser gehört natürlich auch ihr Recht der Volkserziehung von der Volksschule bis zur Hochschule, das nur der Hebung der Wissenschaft, der Kirchenzucht und dem wahren Fortschritte dienen wird. Vertrauen zu den Ergebnissen der Bewegung ist das erste und letzte Wort des Episkopats, wie er anderseits für sich dasselbe Vertrauen fordert. Ein ähnlicher Hauch des Völkerfrühlings ging durch die Hirtenbriefe des Freiburger Erzbischofs. Zumal als der österreichische Erzherzog Johann zum Reichsverweser ernannt wurde, hielt der spätere Erzbischof Orbin am 18. Juli 1848 im Freiburger Münster eine

begeisterte Festpredigt: „Das ist der Tag des Herrn“*). Im Mai 1849 befahl der Civilcommissär Heunisch die Behörden Freiburgs nach dem Bahnhofe, um die provisorische Regierung zu begrüßen und in der That war das Domcapitel bei diesem Akte der Huldigung für die revolutionäre Regierung durch den Domdecan und einen Domherrn vertreten, was man nachher als privaten Entschluß der betreffenden Herrn zu deuten suchte, die doch gewiß kein privates Verlangen trugen, Herrn Brentano kennen zu lernen. Kaum aber war der Aufstand niedergeschlagen, so beeilte sich die Curie in das kampfesmüde und nach Frieden und Ordnung sich sehnende Land alsbald wieder die Fackel der Zwietracht zu werfen. Die geheime Leitung der ultramontanen Bewegung wurde aber nicht von Freiburg, sondern von Mainz aus besorgt. Dort war der Gießener Professor Leopold Schmid vom Capitel zum Bischof erwählt und von der Darmstädter Regierung bestätigt worden. Aber der Papst forderte Schmid zu freiwilligem Verzicht auf die Stelle auf, da die strenge Partei seine Wahl mißbilligte. Als er sich dessen weigerte, wurde ihm eröffnet, er ermangele jener Gaben, die zur Führung eines so schwierigen Amtes gehörten. Schmid verlangte eine rechtliche Motivierung dieses Urtheils, aber die Darmstädter Regierung ließ ihn fallen und der Papst wählte im Juni 1850 aus einer neuen Vorschlagsliste des Capitels Freiherrn Emmanuel von Ketteler, Propst an der Hedwigskirche zu Berlin. Damit hatte nun die ultramontane Partei am Oberrhein ihr streitbares Haupt. Die glückliche Durchführung der geistlichen Erhebung in Baden war eine seiner ersten Sorgen. Sofort nach Niederschlagung des Aufstands, am 29. Juli 1849, kündete ein Hirtenbrief des Erzbischofs Hermann von Vicari dem Lande an, daß nur die katholische Kirche die Gabe habe, alle Schäden der Zeit zu heilen, falls man ihr nämlich volle Freiheit lasse, ihre erhabene Mission zu erfüllen. Der bis dahin wegen seiner staatsfreundlichen Gesinnung allgemein verehrte Geh. Rath und Domcapitular Hirscher, Vertreter der Universität Freiburg in der ersten Kammer, interpellierte die Regierung am 5. November 1850, wann sie das Verhältniß zwischen Staat und Kirche neu zu ordnen gedenke? Der Minister des Innern, von Marschall, erwiderte ausweichend, man werde mit einer Neuordnung besser erst ruhigere Zeiten abwarten, doch seien die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz bereit, die Wünsche des Episkopats in Erwägung zu ziehen; er freue sich aber, daß die Freiheit, die die Interpellation in Aussicht nehme, keine solche sei, die auf Trennung von Staat und Kirche hinauslaufen solle. Allein Hirscher erklärte, die Frage dürfe nicht auf die lange Bank geschoben werden und beantragte eine Adresse an Großherzog Leopold. Zöpfl, der Vertreter der Universität Heidelberg, den Heidelberg und

*) Vgl. Orbins Leben in den badischen Biographieen von Weech IV, 301.

Frankfurt noch im vorigen Jahre in schwarzrothgoldener Binde mit Schleppsäbel geschaut hatten, trat dem Antrage Hirschers bei. Derselbe ging auf Erfüllung der Forderungen der oberrheinischen Bischöfe, das heißt auf Aufhebung des staatlichen Placet, auf völlig freien Verkehr mit Rom, auf selbständige Verwaltung des Kirchenvermögens, auf Einführung einer missio canonica für die Religionslehrer aller Stufen von der Volksschule bis zur Hochschule, auf Errichtung bischöflicher Seminarien, Umbildung des akademischen Unterrichts, Neuorganisation der Domcapitel nach Maßgabe des canonischen Rechts, Prüfungen durch den Bischof unter Wegfall der staatlichen Examina, unbeschränkte Pfarrernennungen durch den Bischof, wo nicht ausdrückliche Patronatsrechte zu berücksichtigen sind, auf Vollmacht des Bischofs zur Anordnung von Priesterexercitien und Volksmissionen und bischöfliche Strafgewalt über alle Kirchengenossen unter Ausschluß der Appellation an die Staatsgewalt. So wußte die Hierarchie die Schrecken der Revolution in ihrem Interesse zu verwerthen. Eine bischöfliche Souveränetät, wie sie höchstens in geistlichen Staaten dereinst bestanden hatte, wurde jetzt als unveräußerliches Recht der katholischen Kirche geltend gemacht und sollte nach Hirscher und dem Staatsrechtslehrer Zöpfl die unerläßliche Vorbedingung des Friedens zwischen Staat und Kirche bilden. Vor allem aber erklärte Hirscher die Errichtung tridentinischer Knabenseminarien für unentbehrlich zur Erziehung einer brauchbaren Geistlichkeit. Daß die Freiburger Curie unter Wiederherstellung der Ordnung Aufrichtung der Herrschaft der Kirche verstehe, war danach klar. Dessen ungeachtet kam am 14. Dezember 1850 eine Adresse der ersten Kammer zu Stande, in welcher dem Landesherrn die Bitte unterbreitet wurde, höchstseine Staatsregierung zu beauftragen, ohne Verzug mit dem erzbischöflichen Ordinariate eine Commission niederzusetzen, um diejenigen Gesetze oder Verordnungen vorzubereiten, durch welche der katholischen Kirche die gebührende Selbständigkeit und eine für den Staat ersprießliche, volle Wirksamkeit eingeräumt werde, vor allem aber die Mittel zu Convicten und Priesterseminarien sofort anzuweisen. Die zweite Kammer war aber nicht geneigt, sich in gleicher Weise vor den Wagen des Erzbischofs spannen zu lassen. Es war einer der weisesten Schritte gewesen, an dem man den wirklichen Staatsmann erkennt, daß Marschall die Auflösung der Kammern, die nach der Rückkehr des Großherzogs von den Meisten als eine selbstverständliche Sache betrachtet worden war, nicht verfügt hatte, um dem ruhebedürftigen Lande die Aufregung allgemeiner Wahlen zu ersparen. Die meisten Radicalen waren schon unter Bekk ausgetreten und hatten „der Gesellschaft am Landgraben“ verächtlich den Rücken gewendet. Die durch Betheiligung an der Revolution unmöglich gewordenen Mitglieder wurden durch die gegen sie obschwebenden Processe fern gehalten oder legten ihr Mandat freiwillig nieder. Leichter Compromittierte waren beflissen, ihre

seitherige Haltung durch doppelte Loyalität in Vergessenheit zu bringen. Die liberale Majorität aber, die von der Revolution stets angefeindet worden war, stand mit Ueberzeugung auf Marschalls Seite. So erklärte die Kammer, sie sei bereit, der Curie eine freiere Bewegung als bisher zu gestatten, sie halte aber an dem bestehenden Staatskirchenrechte fest, das besagte, daß die Kirche im Staat und nicht der Staat in der Kirche sei. In ähnlichem Sinne erklärte von Marschall, die Regierung werde keiner Confession verweigern, was Gerechtigkeit, Billigkeit und die Würde ihrer Stellung verlangen, aber sie werde auch ihre Pflicht nicht außer Augen lassen, die Hoheitsrechte des Staates aufrecht zu erhalten. Die Kammer war geneigt, aus dem katholischen Kirchenvermögen Mittel für Gymnasialconvicte zu bewilligen, um dem Priestermangel abzuhelfen, aber in der Pfarrbesetzung und Beaufsichtigung der Kirche wünschte sie an dem bisherigen Zustande ohne wesentliche Aenderung festzuhalten. Die Abschaffung des Placet erklärte sie geradezu für unthunlich. Das, was die Curie begehre, meinte der Abgeordnete Trefurt, sei nicht die Freiheit, sondern die Macht. Aber auch die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz hatten in einer von dem neuen Bischof Ketteler von Mainz inspirierten Denkschrift ihre Forderungen formuliert. Um sich über diese schlüssig zu machen, hielten die betheiligten Regierungen im Februar 1852 vertrauliche Berathungen zu Karlsruhe, wie weit sie glaubten die Ansprüche ihrer Bischöfe erfüllen zu können. Vertreten waren: Würtemberg für Rottenburg, Kurhessen für Fulda, Darmstadt für Mainz, Nassau und Frankfurt für Limburg. Allein die Bischöfe warteten die Zugeständnisse der Regierungen nicht ab. Am 12. April 1852 erfolgte eine förmliche Kriegserklärung des Freiburger Erzbischofs, zugleich im Namen seiner Suffraganbischöfe, er werde von nun an den Staatsgesetzen, sofern sie die Kirche beengten und ihren Dogmen widersprächen, via facti entgegentreten. Marschall antwortete auf diesen Fehdebrief mit der ernsten Warnung, sollte der Erzbischof wirklich den Weg der Selbsthülfe versuchen, so werde der Regent die Gesetze und die Verfassung des Staates zu handhaben wissen. Für die Folgen mache er diejenigen verantwortlich, die, unter Berufung auf angebliche Rechte der katholischen Kirche, in anerkannter Wirksamkeit stehende Gesetze übertreten wollten. So standen die Dinge, als am 24. April 1852 Großherzog Leopold starb und sich über die kirchliche Gedächtnißfeier für den geschiedenen Herrn ein neuer Streit entzündete. Der katholische Oberkirchenrath, die staatliche Behörde, ordnete auf den 10. Mai ein Seelenamt zum Gedächtniß des Hingegangenen an, das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg wollte sich nur zu einer Predigtfeier am Abende des 9. verstehen, weil es nicht am gleichen Tage mit den Evangelischen die Feier begehen mochte und für einen Protestanten keine Messe zulassen durfte. Marschall verbot darauf den Beamten die Theilnahme an dieser vom Ordinariat

anberaumten Predigt, aber nur sechzig Pfarrer hielten das vom katholischen Oberkirchenrath befohlene Seelenamt, das aufgewiegelte Bauern mancher Orten gröblich störten. Ueber die Leichenfeier für den friedlichsten Fürsten stürzte man die Bevölkerung in einen gehässigen Krieg. Das war die Mitwirkung des Clerus bei der Wiederaufrichtung der Ordnung in einem kaum der Revolution entrissenen Lande. Zu der Frage nach dem Seelenamte ergriff Ullmann in Heidelberg das Wort und wies in einer Druckschrift darauf hin, wie der wahre Grund des Verbots in einer Bulle Gregors XVI. zu suchen sei, daß für einen Ketzer, und wäre er auch ein souveräner Fürst, kein Meßopfer dargebracht werden solle. Daß das Freiburger Ordinariat den wahren Grund seines Verfahrens verstecke, füge nur zur Unduldsamkeit auch noch die Lüge. Die öffentliche Meinung in Baden unterstützte Marschall, aber in Karlsruhe belagerten der österreichische Gesandte, der aus Straßburg herbeigeeilte Nachbarbischof Räß und der ultramontane Adel die Ohren des jungen Regenten. Sie behaupteten, Marschall wiegele die Priester gegen ihren Bischof auf, er habe durch seine einseitige Verfügung, die er mit dem Bischof hätte vereinbaren sollen, den ganzen Wirrwarr verschuldet. Alle Gegner des maßvollen und jedem Gewaltschritte abgeneigten Staatsmanns waren plötzlich auf dem Plan. Scheinbar bekämpften sie seine Nachgiebigkeit gegen den Clerus, thatsächlich war er ihnen nicht genug Reactionär. Der Erzbischof berief die sechzig Priester, die das Hochamt für Großherzog Leopold gehalten hatten, nach dem Kloster S. Peter, um sie geistlichen Exercitien zu unterwerfen, die der Jesuitenpater Roh leitete. Volentibus non fit injuria. Wenn sie kamen, hatte die Regierung kein Mittel sie gegen sich selbst zu schützen. Der Erzbischof aber hing seinen Sieg an die große Glocke, indem er in einem Circular an alle Pfarrämter mittheilte, mit wie inniger Freude sein Herz erfüllt worden sei durch den demüthigen Gehorsam, in welchem die betreffenden Priester dem väterlichen Rufe ihres Bischofs gefolgt seien.

Auf den 13. Juni 1853 hatte der Erzbischof ein Provinzialconcil einberufen. Aber noch ehe dieser Termin heranrückte, wurde am 2. Juni 1853 Marschall entlassen. Seine Ministerkollegen waren mit ihrer Beschwerde durchgedrungen, daß Marschall nicht die Energie besitze, um die kirchlichen Schwierigkeiten zu bewältigen. Herr von Wechmar, den Robert von Mohl in seinen Memoiren „den stupidesten von allen möglichen Ministern“ nennt, hielt sich für den berufenen Mann, die Bischöfe zu Paaren zu treiben. Mit den Polizeiverordnungen, die gegen tumultuierende Handwerksburschen gemeint waren, glaubte er auch die katholischen Priester sich unterwerfen zu können. Am 16. Juli 1853 erklärte der Erzbischof, er werde künftig an die bestehenden Ordnungen in Sachen der Vorbildung der Geistlichen, der Besetzung der Pfründen, der Verwaltung des Kirchenvermögens, der Gutheißung kirchlicher

Verfügungen, der Errichtung kirchlicher Lehranstalten sich nicht mehr binden, sondern die Forderungen der oberrheinischen Bischöfe durchführen. Wer gegen ein kirchliches Urtheil an die Staatsgewalt Berufung einlege, habe die große Excommunication zu erwarten. Der Drohung folgte die That. Der Erzbischof besetzte Pfarreien, deren Collatur unzweifelhaft bei der Regierung stand, so zunächst die Stadtpfarrei Konstanz. Zu den Prüfungen der Candidaten ließ er die Regierungscommissäre nicht mehr zu. Die Mitglieder des katholischen Oberkirchenraths wurden aufgefordert, sich in Sachen der Pfarrbesetzungen ihrem Bischof zu unterwerfen. Als der Oberkirchenrath erwiderte, der Erzbischof sei den Staatsgesetzen wie jeder Unterthan Gehorsam schuldig, wie auch der Oberkirchenrath nach denselben verfahren werde, ließ der Erzbischof am 20. October 1853 jedes einzelne Mitglied der Behörde auffordern, binnen 14 Tagen seine Unterwerfung unter die bischöflichen Anordnungen und die Beschlüsse der oberrheinischen Bischöfe zu erklären und als die Oberkirchenräthe eine solche Erklärung verweigerten, wurde über sie am 15. November 1853 die große Excommunication ausgesprochen, wie über alle Laien und Staatsbeamte, die bei der Ausführung der bezüglichen staatlichen Anordnungen mitwirken würden. Die Mitglieder des Oberkirchenraths waren strenge Katholiken, aber als sie wählen sollten zwischen ihrer Pension und der großen Excommunication, wählten sie die Pension und ließen es auf die Höllenstrafen ankommen. Die Regierung ihrerseits ernannte in Person des Stadtdirectors Burger in Freiburg einen Bevollmächtigten, ohne dessen Mitunterzeichnung alle erzbischöflichen Erlasse ungültig sein sollten. Die Geistlichen, die sie dennoch befolgten, wurden mit Polizeistrafen bedroht und die der Regierung Gehorsamen wurden ihres Schutzes versichert. Der Erzbischof antwortete damit, daß er über den Commissar den großen Kirchenbann aussprach. Nicht zufrieden mit den bereits angestifteten Wirren erließ er am 11. November 1853 einen Hirtenbrief, in dem er in völlig mittelalterlichem Stile Klage erhob über die Gewaltthaten, die er von Seiten der weltlichen Macht alle Tage erdulde, doch erklärte er vorsichtig, daß er nicht mit der Krone, sondern nur mit ihren verantwortlichen Räthen streite. Nachdem er befohlen, die Excommunication über die katholischen Oberkirchenräthe auf allen Kanzeln zu verlesen, ordnete er weiter an, daß in allen Pfarrkirchen an vier Sonntagen auf Grund der bischöflichen Denkschrift und des Hirtenbriefs dem Volke die Bedeutung des Streits auseinandergesetzt werde. Tägliche Andachten und Gebete für die bedrängte Kirche schürten die Erregung. Die Regierung antwortete nicht durch Sperrung der Einkünfte des Erzbischofs, was leicht durchzuführen war, sondern Wechmar ließ sich auf den spaßhaften Versuch ein, durch die Bezirksämter in den katholischen Kirchen die Verlesung des Hirtenbriefs zu verhindern. Dutzende von Caplänen wurden, nachdem sie denselben

doch verlesen hatten, von Gensdarmen in Empfang genommen und ins Amtsgefängniß abgeführt. Anderseits stieß der Erzbischof den ihm der staatsfreundlichen Gesinnung verdächtigen Domcapitular Haiz aus dem Capitel und verbot ihm das Betreten des Kirchenchors. Zugleich rief das Ordinariat die katholischen Gemeinden auf, jeden ihr vom Erzbischof bestellten Pfarrer „durch zweckdienliche Mittel zu beschützen und in seiner Pfarrei zu sichern", das heißt auf den Versuch, ihn zu entfernen, mit Aufruhr und Gewalt zu antworten, damit für den Bundestag eine Gelegenheit zur Einmischung gegeben sei. Die imposante katholische Volkserhebung, auf die Ketteler und seine Complicen gerechnet hatten, blieb freilich aus. In Bayern wären die Excommunicierten vielleicht ihres Lebens nicht sicher gewesen, der Freiburger Stadtrath verlieh dem excommunicierten Stadtdirector das Ehrenbürgerrecht. Gemeinden und Geistliche baten hier und dort von den auferlegten Predigten über den Kirchenzank dispensiert zu werden, da sie nur Unfrieden und Aergerniß wirken könnten und der Erzbischof sah sich sogar genöthigt, einige Decane wegen ihrer Renitenz abzusetzen. Hätte der Bureaukrat Wechmar sich entschlossen, mit der Bevölkerung Fühlung zu nehmen, so konnte er die Ultramontanen auch jetzt noch auf das Trockne setzen. Aber das Ordinariat verstand sein Handwerk besser als er. Die Priester mußten ihre Streitpredigten im Manuscript in Freiburg vorlegen, um danach Lohn oder Strafe zu empfangen. Der Hofcaplan Strehle warf eine Hetzschrift unter das katholische Volk: „Katholiken, paßt auf!" Im Odenwald und Taubergrund kam es in der That zu einigen Revolten, die die Regierung nöthigten, ein Bataillon Infanterie in die Gegend von Tauberbischofsheim zu legen. Von außen liefen zahllose Zustimmungserklärungen an den Erzbischof ein. Der Papst belobte in einer Allocution vom 19. December 1853 Bischof Hermanns Standhaftigkeit und ermahnte ihn noch in einem besondern Breve zum Ausharren im Kampfe gegen eine Regierung, die nicht aufhöre, die Kirche zu quälen. Deutsche, belgische, französische und sogar ein australischer Bischof sendeten Vicari ihre Zustimmungserklärungen. Die Gesandten der katholischen Mächte aber, vor allem der österreichische, erhoben Vorstellungen bei dem Regenten, während der Gesandte des neuen französischen Kaisers dem befreundeten Rheinbundstaate, „der Schöpfung seines großen Oheims", seine Vermittlung anbot. Im Dezember 1853 ließ Kaiser Franz Joseph geradezu seinen Wunsch nach Beilegung des Kirchenstreits dem Regenten aussprechen. Sein Gesandter von Philippsburg bezahlte die den katholischen Priestern auferlegten Strafgelder aus seiner Tasche und sorgte dafür, daß die Zeitungen sein Eintreten für die Sache des Erzbischofs meldeten und besprachen. Die peinlichste Ueberraschung aber bereitete dem bedrängten badischen Hofe die Haltung der preußischen Camarilla. Ludwig von Gerlach, der durch Raumer die preußische

evangelische Kirche regierte, schrieb in der Kreuzzeitung, der Erzbischof von Freiburg vertheidige die wohlerworbenen Rechte der katholischen Kirche, sein Hirtenbrief rede die begeisterte Sprache innigster Glaubensüberzeugung, die Sprache der alten Bischöfe und der Apostel selbst, unter dem Panier des apostolischen Worts, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, ja der greise Hirte bitte um die Gnade des Märtyrerthums für die Zierde seines Hauses und die Wohnstätte seiner Herrlichkeit. „Schon diese Sprache," sagt Gerlach, „ergießt Segen und Geist und weckt auf, weit hinaus über die Grenzen der römischen Kirche." Auch darüber sprach das preußische Blatt seine Freude aus, daß das Zeugniß Vicaris getragen werde von dem freudigen und leidenswilligen Gehorsam des kräftigsten Theils, besonders der jüngern Geistlichkeit und der Zustimmung der Bischöfe und Christen der ganzen Welt. Der preußische Cultusminister aber, Raumer, sagte von dieser Rundschau, Gerlach habe noch nie etwas so gutes geschrieben*). Auch der Minister von Westphalen war einverstanden und der General von der Gröben „posaunte am Theetische des Königs das Lob der Rundschau". Hinkeldey aber, der Gegner der Gerlache, ließ die Kreuzzeitung confiscieren. Dem Könige gegenüber rechtfertigte er das damit, es schade dem Könige, wenn man ihn und die Königin neuerdings in den Verdacht des Katholisierens bringe. Der Staatsanwalt stützte seine Anklage auf Gerlachs Spott, die Bischöfe verdienten in ihrer Sphäre mindestens eben so viel Vertrauen als die Regierungs- und Geheimeräthe, denen das preußische Landrecht und so viele Verfassungsurkunden das unveräußerliche Menschenrecht, gar nichts zu glauben, so feierlich gewährleistet habe, ein Menschenrecht, von welchem manche derselben einen nicht eben sehr sparsamen Gebrauch machten. Natürlich gerieth Hinkeldey, den sie wie den Dey von Tunis den Hinkel-Dey nannten, mit der Camarilla über diese Confiscation wieder einmal in eine wüthende Fehde. Als aber Gerlach drohte, er werde eine Vorladung vor Gericht mit Niederlegung aller seiner Aemter beantworten, hob der Oberstaatsanwalt die Beschlagnahme auf und schlug die Untersuchung nieder. Immerhin wußte man jetzt, was von dem Protestantismus der preußischen Staatslenker zu halten sei. Bismarck war von dem Succurs, den seine Partei „den Römern" stellte, wenig erbaut und ließ Gerlach durch Eberhard Stolberg sagen, wenn er wieder Protestant werde, solle er es ihn wissen lassen. Die Gerlache ihrerseits zürnten, daß Bismarck die Kreuzzeitung, die ihn erfunden habe, im Stiche lasse. Ohne sie, schalt Ludwig von Gerlach, sei er nichts gewesen als ein „verdorbener Referendar", jetzt aber, nachdem er seine Ziele erreicht habe, kümmere er sich um das Blatt nur, wenn er Berichte über seine Frankfurter Gesellschaften und Gesandtschafts-

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 182 f.

bälle wünſche. Manteuffel dagegen war mit Bismarck darin einverſtanden, daß Preußen nicht zugeben dürfe, daß in Baden die öſterreichiſche Politik das Feld behaupte. So erſchien der Frankfurter Bundestagsgeſandte in Karlsruhe, um der Regierung den Nacken zu ſteifen. Daß aber irgend ein Miniſterium Friedrich Wilhelms IV. ein zuverläſſiger Rückhalt im Kampfe mit Rom ſei, ſchien den badiſchen Staatsleitern mit Recht wenig wahrſcheinlich. Es blieb auch bei Bismarck'ſchen guten Rathſchlägen. Ein ähnlich übles Symptom wie die Haltung der Kreuzzeitung war es, daß der Proteſtant Cotta ſich dem Biſchof Ketteler für ſeine Manifeſte zur Verfügung ſtellte. Die in Cotta's Verlag erſcheinende Vierteljahrsſchrift brachte einen Aufſatz, der berichtete, 240 Biſchöfe, darunter 85 franzöſiſche, hätten dem Erzbiſchof ihre Theilnahme und volle Zuſtimmung ausgeſprochen. „Alle dieſe Biſchöfe erkannten alſo die Anſprüche des Episcopats als kanoniſch begründet an. Der Papſt als oberſter Richter des Metropoliten hat für ihn entſchieden. Der Spruch iſt wirklich ein ökumeniſcher geworden. Für die Mitpaciscenten oder Garanten des weſtphäliſchen Friedens und des Reichsdeputationshauptſchluſſes liegt dadurch eine Verletzung der Verträge vor, die ſie zu wahren verpflichtet ſind. Was könnte dieſe Mächte abhalten, ihr Recht zu gebrauchen, den Frieden herbeizuführen*)?“ Es war das ein Appell an das Ausland, der an Hochverrath grenzte. Bei ſolcher Sachlage hätte allerdings in Karlsruhe große Entſchloſſenheit dazu gehört, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Am 19. Mai 1854 hatte die Regierung einen Criminalproceß gegen den Erzbiſchof eröffnet, der ſich den liberalen, proteſtantiſchen Advocaten Lamey zum Vertheidiger erwählte. Die Verhaftung des Prälaten während der Vorunterſuchung beſtand in einem mit großer Courtoiſie gehandhabten achttägigen Hausarreſt in ſeinem Palais, wohin nun alle Frommen Freiburgs zuſammenſtrömten, um ſich von den Gensdarmen wegweiſen zu laſſen und dann die Welt mit ihrem Jammer über den eingekerkerten Märtyrer zu erfüllen. Nach Beendigung der Vorerhebungen wurde die Haft ſofort wieder aufgehoben. Die Anklage lautete auf Mißbrauch des geiſtlichen Amtes zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe und der Ordnung, aber es kam nicht zum Proceß. Statt den Erzbiſchof vor die Geſchworenen zu ſtellen, nahm die Regierung der Energie und des Durchgreifens ein am 25. Auguſt 1854 von Rom gemachtes vermittelndes Anerbieten an und der Erzbiſchof verkündigte das getroffene Abkommen am 18. November ſeiner Geiſtlichkeit. Von beiden Seiten trat man den Rückzug an. Schon die Thronrede, mit der der Regent am 12. Januar 1854 ſeinen erſten Landtag eröffnet hatte, ſprach den Wunſch

*) Der Aufſatz erſchien erſt im Jahrgang 1854, iſt aber offenbar früher geſchrieben.

nach Frieden sehr nachdrücklich aus. Sie versicherte, daß dem Regenten der Glaube seiner katholischen Unterthanen so heilig sei wie sein eigener. „Vertrauen Sie mir, edle Herrn und liebe Freunde," so ließ das Ministerium des Kampfs, das Marschall gestürzt hatte, nunmehr seinen Fürsten sprechen, „daß ich unter Wahrung der Würde und der Rechte der Krone fortwährend bemüht sein werde, auf dem Wege freundlicher Verständigung die obwaltenden Mißverhältnisse zu beseitigen und den Trägern der Kirchengewalt auch diejenige äußere Stellung zu sichern, welche geeignet sein wird, ihre segensreiche Aufgabe zu sichern." Nachdem man mit Rom über ein Provisorium einig geworden war, wurde das Verfahren gegen den Erzbischof eingestellt, die eingesperrten Capläne wurden ihrer Haft entlassen, noch anhängige Untersuchungen wurden niedergeschlagen. Für die zu besetzenden Pfarreien ernannte der Erzbischof Pfarrverweser, die die übliche Tagesgebühr von anderthalb Gulden angewiesen erhielten, denen aber bei Abschluß des Concordats der Ertrag ihrer Pfründen pünktlich nachgezahlt wurde. Nur in einem Punkte mußte die Curie nachgeben, da die Regierung das Object fest in der Hand hielt; die Vermögensverwaltung blieb dem katholischen Oberkirchenrath und der Erzbischof nahm sein Verbot, mit dieser Behörde in Stiftungssachen zu correspondieren, zurück, erneuerte aber die Weisung, in andern Fragen nicht mit der excommunicierten Behörde zu verkehren. Nur in Geldsachen hörte die Excommunication auf. Mit dieser Vereinbarung vom Februar 1855 trat nun eine Pause ein, die über fünf Jahre dauerte. Da die Verhandlungen mit Bischof Ketteler, der von dem Erzbischof Procura erhalten hatte, zu nichts führten, sendete die Regierung den Reitergeneral von Leiningen, wie die Karlsruher Zeitung sich ausdrückte, „in Begleitung eines Sachverständigen", nach Rom, um mit der Curie direct zu verhandeln. Indem sie sich auf diesen Weg begab, war die Partie von vorn herein für sie verloren. Zunächst mußte sie, um nur vom Vatican zugelassen zu werden, ihre Erlasse gegen den Erzbischof zurücknehmen, während der Bann gegen den Stadtdirector Burger und die Oberkirchenräthe bestehen blieb. Der badische Bundestagsgesandte in Frankfurt gab ganz offen zu, daß seine Regierung die Partie verloren habe, und Bunsen schalt auf die ungeschickten Maßregeln der Karlsruher Staatsmänner. Der fromme General von Gerlach fand dagegen den Umschlag in Baden sehr erfreulich. „Vor 1848," schreibt er*), „prahlte die badische Kammer, daß die Glieder von einander nicht wüßten, welcher Confession sie angehörten." Diesem Scandal war nunmehr abgeholfen. Katholiken und Protestanten feierten dieselben Feste zu verschiedener Stunde, gingen in verschiedene Wirthshäuser, standen sich bei den Wahlen als geschlossene Feinde gegenüber und die neuen

*) Denkwürdigkeiten II, 203.

Evangeliſten predigten Katholiken und Ketzern: „Ihr Kindlein, haſſet euch untereinander.“ Der Clerus brachte dem Lande, das nach Ruhe ſeufzte, ſeinen ganzen Segen und die Bevölkerung konnte es nun erproben, in wie fern Ordnung und Frieden nur in den Händen der katholiſchen Kirche wohl aufgehoben ſeien.

Rothe in Bonn hatte dieſen Verlauf des Kirchenſtreits mit großem, innerem Antheil verfolgt. „Dem Freiburger Kriege,“ ſchrieb er am 24. November 1853 an Umbreit, „ſehen wir hier alle mit dem geſpannteſten Intereſſe zu. Du kannſt denken, wie die Katholiken, wenigſtens die ultramontanen, und das ſind die Katholiken hier mehr oder minder alle, entrüſtet ſind. Sie ſcheinen aber nicht ohne Aengſtlichkeit dem weiteren Fortgange entgegenzuſehen, und das nehme ich für ein gutes Zeichen. Die Möglichkeit einer Ausgleichung ſehe ich deshalb nicht wohl ab, weil der Erzbiſchof vollſtändig alle Brücken hinter ſich abgebrochen hat, die ihm auch nur einen theilweiſen Rückzug offen ließen. Mit den von ihm aufgeſtellten Grundſätzen aber kann keine Regierung der Welt, ſei ſie eine katholiſche oder proteſtantiſche, Frieden ſchließen. Seit Bonifacius VIII. iſt wohl kaum eine ſolche Sprache geführt worden, wie in dem Freiburger Hirtenbriefe. Ich begreife wohl, daß eine ſolche Anſprache die Katholiken fanatiſieren kann; aber daß in dieſer ganzen Mundart die chriſtliche Frömmigkeit, wie ſie in unſerem Geſchlechte wirklich lebt, auch die katholiſche, ihre eigene Zunge wiedererkennen kann, das muß ich bezweifeln. Das iſt leerer, eitler, hohler Roccocco und nichts weiter; dieſen Eindruck hat die Sache auf mich von A bis Z gemacht. Nun gegen ſolche Principien ſtärke Gott den Arm des Regenten, ſo herzlich ich auch ſonſt der katholiſchen Kirche jede billige Freiheit gönne und wünſche.“

Mit dieſen Geſichtspunkten Rothe's hatte das Auftreten des Herrn von Wechmar gegen die ultramontanen Uebergriffe allerdings nicht das Geringſte gemein. Im Gegentheil hielt er dafür, durch ebenſo kräftige Schläge gegen die Liberalen müſſe er das Gleichgewicht herſtellen. Die Maßregelung der Privatdocenten Knapp, Fiſcher und Moleſchott, der Proceß gegen Gervinus, die Parteinahme für die Corps gegen die farbentragenden Wingolfiten, zeigten namentlich der Univerſität Heidelberg, daß das ſtramme Regiment ebenſo den Liberalen, wie den unbotmäßigen Ultramontanen gelte. Von dem Tage, daß Marſchall geſtürzt war und von Wechmar zum Juſtizminiſterium auch das Innere übernahm, begann in Baden die eigentliche Reaction. Bis jetzt waren die Liberalen über ihr eigenes Erwarten glimpflich davongekommen, jetzt wurde das Verſäumte mit Macht nachgeholt.

Hätte unmittelbar nach Niederwerfung der Revolution eine ſcharfe Reaction eingeſetzt, ſo wäre das nach dem vorausgegangenen Taumel als Gegenſchlag wohl zu verſtehen. Aber vier Jahre waren bereits verſtrichen, das

Land war zu vollkommener Ordnung und unbedingtem Gehorsam zurückgekehrt, so hat das nunmehr von Wechmar in Scene gesetzte Gewaltregiment den Charakter des Junkerübermuths, der an dem niedergeworfenen Gegner sein Müthchen kühlen will und daß der Minister sich gerade gegen die ungläubigen Professoren wendete, zeigt, wie auch hier der Pietismus die treibende Kraft der Reaction war. Zu einer richtigen Reaction gehörte zunächst eine strenge Überwachung der studierenden Jugend und wo möglich auch Wiederaufnahme der Demagogenjagd und der Verfolgung der Burschenschafter. Es entbehrt nun freilich nicht einer gewissen Komik, daß der Minister die auszurottenden Demagogen in den Wingolfiten entdeckte. Im Dezember 1851 hatte sich ein „Wingolf" in Heidelberg aufgethan. Derselbe war aus einem Erbauungskränzchen für Theologiestudierende hervorgegangen, das der pietistische Decan Sabel wöchentlich einmal um sich versammelte. Die Wingolfiten wollten nach ihrem Statut das ganze Gebiet des Studentenlebens pflegen, so weit es im Christenthum berechtigt sei*). Nachdem das Universitätsamt von den Behörden in Erlangen die Versicherung erhalten hatte, daß der dortige Wingolf sich der Einmischung in öffentliche Angelegenheiten durchaus enthalte, stellte der Amtmann den Antrag auf Genehmigung, „da es in unserer aufgeklärten Zeit etwas wahrhaft Wohlthuendes und Erfreuliches hat, wenn eine Verbindung von jungen Leuten wieder den Muth hat, das Christenthum öffentlich als ihr Panier zu erheben". Der ultramontane Prorector Zell verlangte zunächst Auskunft darüber, ob die Heidelberger Verbindung beabsichtige mit andern gleichnamigen Vereinen an den andern Universitäten in ein näheres Verhältniß zu treten, worauf der stellvertretende Präses der Wingolfiten, stud. Guth, die Erklärung abgab: „Es besteht unter den Vereinen des Namens Wingolf in Deutschland in keiner Weise eine Centralleitung, ebenso keine gemeinschaftliche Organisation, sondern alle Vereine stehen für sich selbständig. Das Band, das sie zusammenhält, ist nur das Band gemeinsamen christlichen Glaubens und christlicher Liebe. Der christliche Student, der noch nicht in's öffentliche Leben eingetreten ist, hat keinen andern Zweck, als sich auf die künftige Lebensstellung vorzubereiten und nach Römer 13 der Obrigkeit gehorsam zu sein." Darauf hin wurde der Verbindung am 16. Januar 1852 die Genehmigung ertheilt. Das Farbentragen einer theologischen Verbindung erregte aber sofort, da außer den Corps farbentragende Studentenvereine nicht mehr existierten, auf verschiedenen Seiten Aerger. Der Erste, der mit der christlichen Verbindung in Streit gerieth, war Schenkel. Er verbat es sich,

*) Universitätsakten. Polizei. Verbindungen und Maßregeln gegen dieselben. Fach 39. Fasc. 11.

daß die theologischen Seminaristen in bunten Mützen und Corpsbändern in seinen Uebungen erschienen, die Wingolfiten aber weigerten sich, ihre Farben abzulegen. Da Schenkel solche Conflicte immer laut und temperamentvoll behandelte, wurde diese Couleurfrage sofort zu einer öffentlichen Angelegenheit. Der Sabel'sche Kreis sah in seinem Vorgehen eine Verfolgung der frommen Richtung; Schenkel läugnete, daß der christliche Standpunkt eine forsch auf den Hinterkopf geschobene Corpsmütze, einen christlichen Verbindungshund und christliche Frühschoppen verlange. Wer sich vom Kolleggeld befreien lasse, brauche auch keine Ausfahrten mit Spitzenreitern und Musikkneipen zu veranstalten. Auch klagte er, daß die Wingolfiten sich in seinem Seminar eine Censorrolle über die andern Candidaten anmaßten und bei seiner Reizbarkeit gerieth er immer in große Aufregung, wenn er, seinem Verbote zum Trotz, das weiß-blau-gelbe Band dennoch hinter dem Rocke oder aus der Uhrtasche hervorglänzen sah. Von der Universität pflanzte sich der Streit in die Presse fort und warf viel Staub auf. Einzelne Professoren, wie Schöberlein, standen auf Seite des Wingolf, andere fürchteten von Schenkels Streit Schaden für die Frequenz der theologischen Fakultät, die gerade eben angefangen hatte sich zu bessern. Umbreit war die Sache wichtig genug, um darüber ausführlich an Rothe in Bonn zu berichten. „Ihr armen Leute," schrieb Rothe am 9. April 1852 zurück, „daß Euch nun auch noch der Wingolf Noth macht. Namentlich im Seminar ist derselbe gewiß sehr am unrechten Platze, und ich würde es Schenkel wohl verdenken, wenn er dort studentische Farben und wenn auch noch so christliche dulden wollte. Nein, Gott Lob, von derartigen Allotriis sind wir hier völlig frei geblieben. Unter unseren Studierenden waren zwar auch in diesem Winter wieder mehrere, die früher in Halle, Berlin oder Erlangen dem Wingolf angehört hatten, eine Abtheilung des Wingolf besteht aber hier nicht und jene ehemaligen Wingolfiten haben auch gar nicht daran gedacht, eine solche in's Leben zu rufen. ... In der That müssen wir den vortrefflichen Geist, der unter unsern evangelischen Theologen herrscht, ohne alles Parteiwesen und religiöses Formelwesen mit Dank gegen Gott freudigst rühmen." Das Verhältniß Schenkels zu der christlichen Verbindung verschärfte sich durch allerlei Zwischenträgereien. Ein angeblich österreichischer Convertit, der vorgab evangelische Theologie studieren zu wollen, hatte in Schenkels Haus und an seinem Tische gastfreundliche Aufnahme gefunden und suchte Schenkels Gnade zu gewinnen, indem er ihm allerlei Geschichten über den Wingolf zutrug. Vor dem Universitätsrichter verklagt, führte er anfänglich seine Vertheidigung mit großer Schlauheit, wurde aber schließlich der Unwahrheit überwiesen, wodurch auch sein österreichisches Martyrium in ein fragwürdiges Licht rückte. Wie er gekommen war, so verschwand er plötzlich und die Heidelberger wußten zu erzählen, er sei nach

Feldkirch zurück, von wo er als Kundschafter in das ketzerische Lager entsendet worden sei. Schenkel aber bekannte offen, daß er sich habe täuschen lassen, und im Gefühl zu weit gegangen zu sein, schloß er mit dem Wingolf nunmehr eine warme Freundschaft. Als er in der „Zeitschrift für die unierte Kirche" beschuldigt wurde, daß er die Wingolfiten verfolge, erwiderte die ihm nahestehende Darmstädter Kirchenzeitung*), daß Schenkel und Hundeshagen anfänglich „die etwas Aufsehen erregende Art des Auftretens der Wingolfiten nicht billigten," wie freundlich aber jetzt das Verhältniß geworden sei, gehe daraus hervor, daß ungefähr die Hälfte seines theologischen Kränzchens aus Wingolfiten bestehe. Auch hier wurde Schenkel, wie in der Fischer'schen Sache, grundlos als Veranlasser des nachmals erfolgenden Verbots der Wingolfiten ausgeschrieen, während ihm eher vorzuwerfen war, daß er den Berichten des „theologischen Kränzchens" über die Vorlesungen der Kollegen allzu gläubig Gehör gab, wenigstens war das Kuno Fischers Meinung. Der wahre Grund des Verbots des Wingolfs war vielmehr der feste Entschluß der Corps, keine andern als ihre Farben in Heidelberg zu dulden, was ihre alten Corpsbrüder im Ministerium völlig berechtigt fanden. Die Zahl der Wingolfiten war allmählich auf fünfundzwanzig gestiegen und hatte damit jede andere farbentragende Corporation geschlagen. Das specifisch badische Corps, die Schwaben, meinte darum, sie könnten überhaupt nicht dulden, daß „die Büxiers" Farben trügen und alle Gebräuche der Corps nachahmten, während sie doch jede Forderung ablehnten. Mit Beginn des Wintersemesters 1852 klagte der Wingolfitensenior Heinrich Holtzmann in einer Eingabe an den Prorector Hundeshagen, sobald seine Leute am Abend nach Hause gingen, würden sie von den Schwaben durch Schimpfworte oder Anrempeln belästigt. Am 10. November, Nachts 11 Uhr, seien am „Einhorn", wo der Wingolf sein Vereinslocal hatte, durch Schwaben Steine gegen die Fenster geworfen und versucht worden, die Thüren zu erbrechen. Dabei habe man gerufen: „Wingolfswirthschaft heraus!" Vier ruhig in ihre Wohnung heimkehrende Wingolfiten, Nüßle, Borchart, Hagemeier und Reinmuth, seien von den Schwaben umringt und verhöhnt worden; dem stud. Reinmuth hätten sie seine Cerevismütze entrissen und von der Brücke in den Neckar geworfen. Auf ihre Klage bei dem Universitätsamt, das noch jüngst das Aufpflanzen des christlichen Paniers als muthige, erfreuliche That gefeiert hatte, erhielten die Verfolgten jetzt den Rath, ihre Fahne in der Tasche zu tragen. Sie sollten früher nach Hause gehn und nach Sonnenuntergang keine Farben mehr zeigen, um Conflicte zu vermeiden. Obgleich die Wingolfiten schon aus eigenem Antrieb demgemäß verfahren hatten, wurde

*) 1853, S. 309.

Nacht für Nacht der Versuch gemacht, die Wingolfkneipe zu erstürmen; sie sollte durch die Pedelle bewacht werden, die aber bald versagten, weil sich die Corps mit ihnen zu stellen wußten. Schließlich sah sich der Wirth genöthigt, bei dem Bezirksamt Schutz für sein Haus zu erbitten. Am 26. Januar 1853 erfolgte nun ein Erlaß des Ministeriums, der das Universitätsamt beauftragte, zu erheben, ob der Verein des Wingolf die Tendenzen der früheren Burschenschaft verfolge und ob die Wingolfiten mit der früher aufgehobenen Verbindung Germania irgendwie zusammenhingen? So suchte man geflissentlich nach einem Grunde, den Corps den Willen zu thun. In Folge des daraus entstehenden Ausfragens sah sich der Wingolfitensenior Heinrich Holtzmann zu der Einsendung der Erklärung veranlaßt, es bestehe mit den früheren Mitgliedern der Verbindung nur der Zusammenhang, daß dieselben den Studierenden bei wichtigeren Angelegenheiten mit Rath und That an die Hand gingen; Seminaristen betheiligten sich an dem studentischen Vereinsleben nicht mehr. In demselben Verhältnisse stehe der Verein zu den Bruderverbindungen in Preußen, Bayern und Hessen, zu deren Ehrenmitgliedern übrigens die Consistorialräthe Tholuck, Müller, Ebrard, Scheffer u. A. zählten. Der Universitätsamtmann erhob das Verzeichniß sämmtlicher badischer Mitglieder und bestätigte, daß keiner derselben jemals polizeilich bestraft worden sei. Auch burschenschaftliche Tendenzen hätten nicht ermittelt werden können. Auffällig ist es dem Amtmann nur, daß unter den Mitgliedern neuerdings nicht mehr bloß Theologen aufgeführt würden, sondern auch ein Jurist und ein Cameralist im Verzeichniß der ordentlichen Mitglieder erscheine. Auch die organisierte Verbindung mit gleichartigen Vereinen an auswärtigen Universitäten und mit in's Amt übergetretenen früheren Wingolfiten werde zugegeben, mit welcher Meldung dem Ministerium wohl ein, freilich sehr fadenscheiniger Vorwand zur Unterdrückung der angeblichen Burschenschaft an die Hand gegeben werden sollte. Der Prorector Hundeshagen, selbst alter Burschenschafter, nahm nunmehr in seiner Vorlage an den Senat sich der Wingolfiten an. Daß der Verein keine burschenschaftlichen Zwecke in dem vom Ministerium geargwohnten Sinne verfolge, zeige schon die Thatsache, daß in Berlin Stahl, in Marburg Vilmar die Patrone der Verbindung seien. Daß nicht nur Theologen, sondern auch Juristen und Cameralisten sich an einem Vereine mit kirchlichen Tendenzen betheiligten, sei nicht nur zulässig, sondern sehr zu wünschen. Weniger geneigt zeigte sich Vangerow, der das Verhältniß eines Studentenvereins zu bürgerlichen Kreisen und andern Universitäten nicht unbedenklich fand. Schenkel stellte jetzt (Februar 1853) den Wingolfiten das Zeugniß aus, daß sie zu den fleißigsten Kollegbesuchern gehörten und daß die Provocation zu Händeln nie von ihnen ausgegangen sei. Unter diesen Umständen konnte der Prorector Hundeshagen an das Ministerium berichten,

daß burschenschaftliche Tendenzen bei dem Heidelberger Wingolf nicht ermittelt worden seien und daß der Senat auch die andern Bedenken des Universitätsamtmanns unbegründet finde. Die vorgelegten Akten erhielt der Senat am 7. März ohne jede weitere Bemerkung zurück. So lang der alte Burschenschafter Hundeshagen Prorector war, konnte Wechmar den „Büxiers" nicht beikommen, aber er hütete sich die Sache zu entscheiden. Mit Beginn des Sommersemesters begannen die Reibereien in alter lärmender Weise auf's Neue. Das Prorectorat war inzwischen von dem Theologen Hundeshagen an den Juristen von Mohl übergegangen, der, wie alle Juristen, mehr zu den Corps neigte. Auf sein Betreiben verlangte der Senat von den Wingolfiten, sie sollten freiwillig die Farben ablegen, dann wolle der Senat sie gegen jede weitere Beleidigung schützen. Mohl verhandelte darüber mehrmals persönlich mit den jungen Leuten, aber schließlich erwiderte ihr Präses Heinrich Holtzmann schriftlich im Namen seiner Verbindung, daß die Wingolfiten allen Gelegenheiten zu Reibereien nach Vermögen aus dem Wege gehen würden, daß sie aber nicht gesonnen seien durch Selbstauflösung einer von ihnen gemißbilligten Richtung im Studententhum völlig Raum zu geben. Auf diese Erklärung erfolgte dann ein nicht weiter motivierter Senatsbeschluß vom 6. Juni, daß die Genehmigung des Vereines Wingolf hiemit zurückgenommen werde, was den Mitgliedern zur Nachachtung zu eröffnen sei. Für Auflösung hatten gestimmt: Mohl, Roßhirt, Bähr, Chelius und der Universitätsrichter, die beiden Theologen Hundeshagen und Schenkel dagegen kündigten ein Separatvotum zu Gunsten des Wingolf an. Die Studenten ihrerseits zeigten sofort am 12. Juni durch den Präses H. Holtzmann und den Propräses H. Helbing an, daß sie Recurs bei dem großherzoglichen Ministerium eingereicht hätten. In seinem Beiberichte zu dieser Recursschrift führte Mohl nun aus, daß durch das Auftreten den Wingolfiten als Corps, während sie doch die übliche studentische Satisfaction verweigerten, lärmende Zusammenstöße und selbst Schlägereien veranlaßt worden seien. Die Behörden hätten in Folge dessen wiederholt strenge Strafen erkennen müssen. Der Anlaß sei stets von den Corps ausgegangen, die auch allein gestraft worden seien, aber das Tragen von Farben, während sie sonst auf studentische Bräuche nicht eingingen, sei eine unläugbare Provocation, die den Wingolfiten zur Last falle. Die strenge Bestrafung der Corps habe nur vorübergehende Ruhe gestiftet. Im Lauf des Semesters seien wiederholt häßliche Scenen, Schlägereien auf offener Straße und auf dem Schlosse vorgekommen; der Senat habe darum neuerdings eine Relegation aussprechen müssen, aber er könne sich nun nicht mehr verhehlen, daß die Repressivmaßregeln zu nichts führten, sondern eine Präventivmaßregel allein die Ruhe wieder herstellen könne. Diese sei die Unterdrückung der Wingolfiten, die in den Rahmen des akademischen Lebens

nicht paßten. Nach der gemachten Erfahrung könnten beide Arten von farbentragenden Vereinen an der Universität nicht friedlich zusammenleben. Eine Klasse müsse also weichen, da sonst die Universität schwer geschädigt werde. „Da nun," sagt Mohl, „der Wingolf die jüngere Verbindung war, da er eine verhältnißmäßig kleine Minderzahl bildete, da, zur Erreichung des von ihm aufgestellten Zwecks, die streitigen studentischen Formen in keinem nothwendigen Zusammenhange stehn, da zudem die Ausdehnung des Wingolf über mehrere Universitäten, seine jährlichen Zusammenkünfte mit auswärtigen Vereinen, sein Verhältniß zu älteren Männern mehr und mehr Bedenken erregten, beschloß der Senat durch Beseitigung der gegenwärtigen Form des Wingolf den fortwährenden Ruhestörungen ein Ende zu machen." Daß in Erlangen und Halle beide Parteien sich vertragen, entbinde den Senat nicht von der Pflicht in Heidelberg zu thun, was Heidelberg zuträglich sei. Um Schuld und Strafe handle es sich bei der Maßregel überhaupt nicht, sondern um eine Zweckmäßigkeitsfrage. Im Uebrigen seien an den Mißhelligkeiten auch die Wingolfiten schuld durch die ganze Form ihres Auftretens. Der Senat habe zunächst zu vermitteln gesucht, indem er sie aufforderte, freiwillig auf das Farbentragen zu verzichten. Da sie diesen Vorschlag abgelehnt hätten, bleibe nur noch das Mittel der Unterdrückung. Dieselbe empfehle sich aber auch aus Gründen höherer Ordnung. Dahin rechnet Mohl die Verbreitung des Wingolf über eine große Anzahl deutscher Universitäten. „Daß sich auf diese Weise eine förmliche Macht bildet, wird niemand läugnen, der die Jugend kennt. Wenn die große Mehrzahl einer einzigen Fakultät angehört, so wird eben in diesem engeren Kreise die Macht um so größer. Nicht nur für die Freiheit der Studierenden, sondern auch für die der Lehrer der Theologie liegt in einer solchen über alle Universitäten organisierten Allianz eine Gefahr. Ebenso aber ist der organisierte Verkehr mit älteren Mitgliedern, die außerhalb des akademischen Lebens stehn, ein Hinderniß für die Wirksamkeit der Lehrer, da solche Rathgeber die Jugend zu ihren sonderartigen Interessen, die mit dem Studium vielleicht gar nichts zu thun haben, heranziehn und werben. Auch einem Tholuck, Müller und Ebrard wünscht Mohl keinen derartigen Einfluß auf die Studenten in Heidelberg, da ein solches Großmeisterthum über eine weitverzweigte Verbindung zu allen möglichen Zwecken mißbraucht werden kann und erfahrungsgemäß dazu führt, die Lehrer einer Partei zu fördern, die der andern zu schädigen." Hundeshagen und Schenkel spielten in ihrem Separatvotum die Sache auf das kirchliche Gebiet hinüber und warfen dem Senat vor, daß er die Studenten vor einer bestimmten theologischen Richtung bewahren wolle, indem er den Wingolf unterdrücke. Mohl sah sich dadurch zu einer ziemlich scharfen Erläuterung veranlaßt, in der er sagte, wenn die Wingolfiten nach Ablegung der Farben

die Pflege ihres religiösen Lebens fortsetzen wollten, so habe der Senat weder den Willen noch ein Mittel sie daran zu hindern und werde sich vielmehr dieses religiösen Lebens, wenn es lauter und demüthig sei und nicht pharisäisch und sectiererisch, von Herzen freuen. Auf die Bedenklichkeit einer über alle Universitäten ausgebreiteten Studentenverbindung habe der Senat allerdings aufmerksam gemacht, aber von Kirche und Richtung, wie die beiden Theologen unterstellten, sei dabei gar keine Rede gewesen. Ein solcher Bund bleibe bedenklich, ob er nun kirchliche oder sociale oder politische Zwecke verfolge. Das Ministerium wies darauf den Recurs zurück, wovon den Chargierten H. Holtzmann und H. Helbing ohne weitere Erläuterung Nachricht gegeben wurde. Die beiden Präsides der Wingolfiten begaben sich nun in Person nach Karlsruhe, um ihre Bitte um Toleranz dem Minister mündlich vorzutragen. Für die urbanen Formen, in denen dieser Staatsmann mit Untergebenen zu verkehren pflegte, ist die Audienz höchst charakteristisch, die er den zwei Abgesandten, nachmals hoch angesehenen Persönlichkeiten, in einer stillen Abendstunde gewährte. Die beiden Deputierten baten um Aufhebung der Verfügung, da doch der Senat ihnen selbst bezeuge, daß sie die Conflicte nicht gesucht hätten. Als Antwort erzählte Wechmar den jungen Leuten, wie auch zu seiner Zeit etliche „Büxiers", die keine Satisfaction gaben, sich hätten einfallen lassen bunte Mützen zu tragen, das habe aber stets nur zu „Holzereien" geführt. Auch sein Corps habe einmal einem solchen Büxier seine Kappe in den Neckar geworfen. Darum habe schon damals der Senat mit Recht die gleiche Verfügung erlassen. Der Sprecher des Wingolf erwiderte darauf, ein solches Urtheil habe aber in den bestehenden Verordnungen gar keine Unterlage. Wechmar schaute den kühnen Redner zornig an, nahm die Lampe vom Tisch und ging in's Nebenzimmer, die beiden Studenten in der dunkeln Stube zurücklassend. Diese meinten erst, der Minister wolle das Universitätsstatut herbeiholen, als er aber nicht wiederkehrte, erinnerten sie sich, was sie auch sonst von diesem Herrn und seiner Sitten Freundlichkeit gehört hatten, tappten im Dunkeln nach der Thüre und kamen unverrichteter Dinge nach Heidelberg zurück. Zunächst entbrannte nun eine anonyme Zeitungsfehde; da in derselben die Stichworte der Senatsverhandlungen ganz direct wiederkehren, ist leicht zu erkennen, daß in der Allgemeinen Kirchenzeitung Schenkel und Hundeshagen, in der Augsburger Allgemeinen Prorector von Mohl die Unterhaltung fortsetzten. Die theologischen Blätter sahen in dem Verbote eine Verfolgung der kirchlich gläubigen Richtung, die liberalen wiesen darauf hin, daß es selten zum Segen gereiche, wenn schon die Jugendfreundschaften und Studentenverbindungen auf Grund einer politischen oder religiösen Richtung geschlossen würden. Herr von Wechmars Sorge beruhigte sich aber auch jetzt noch nicht. Am 11. Juli 1854 erfolgte ein neuer Ministerialerlaß: „Wir

sind auf's Neue auf die Studentenverbindung der ‚Wingolfiten' oder ‚Wingolfianer' aufmerksam gemacht und es ist uns mitgetheilt worden, daß diese Verbindung unter einem aufgesteckten theologischen Panier burschenschaftliche Tendenzen mit der Idee eines deutschen Kaiserthums verfolge und durch Propaganda unter den ‚Germanen' und ‚Markomannen' auch schon Anschluß gefunden habe. Wir empfehlen darum dem Senat darüber zu wachen, daß die aufgelöste Verbindung Wingolf nicht fortbestehe oder auf's Neue begründet werde." Auch darüber soll der Senat Erhebungen anstellen, ob die im Juni zu Göttingen veranstaltete Generalversammlung des Wingolf von Heidelberg aus beschickt worden sei. Der neue Prorector, der Mediciner Arnold, mußte erst an eine Antwort gemahnt werden und versicherte dann, er werde die Sache im Auge behalten. Eine neue „theologische Gesellschaft", die bei ihrer Abschiedsfeier Wingolffarben hervorholte, wurde mit Unterdrückung bedroht, falls sich dieser Unfug wiederhole und die Träger der verbotenen Farben wurden mit zwei Tagen Karzer bestraft. Auch in Leipzig, wo sich eine „Wittenbergia" aufgethan hatte, und mit Gießen wurden wegen dieser Vereine Verhandlungen gepflogen. Noch bis in das Jahr 1857 dauert die Ueberwachung fort, bis mit der neuen Aera diese Sorge schwindet. Uebersieht man heute die Namen der Mitglieder der gefährlichen Verbindung, so kann man ein Lächeln über die Furcht der Regierung vor diesen Verschwörern schwer unterdrücken. Die Meisten sind die festesten Stützen des Throns und wahre Säulen der Kirche geworden.

Ein noch unliebsameres Aufsehen als diese Verfolgung einer angeblichen Burschenschaft erregte der neue Minister der Justiz und des Innern durch seine Anklage gegen den aus dem politischen Leben längst ausgeschiedenen Hofrath G. G. Gervinus „wegen Aufforderung zum Hochverrath und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe". Wie der geruhsame Gelehrte, der als Lehrer sich selbst zur Ruhe gesetzt hatte, dazu komme, die öffentliche Ruhe zu gefährden, war der Welt unverständlich und Rothe schrieb an Umbreit: „Wie in aller Welt kommt man bei Euch dazu, die tolle Geschichte contra Gervinus zum Besten zu geben? Mir thut es allemal wehe, wenn man auch in Baden nicht verständiger ist als bei uns im ‚intelligenten' Preußen. Ich habe hier von den verschiedensten Leuten auf die Vorlage solcher Stellen aus dem Buche, welche die Beschlagnahme veranlaßt haben, immer, als wenn sie sich darüber verabredet gehabt, einstimmig die Antwort gehört: ‚Aber das ist ja buchstäblich wahr und weltkundig'." Die, die diesen lächerlichen Proceß anhängig machten, wollten mit ihm eben den alten Führer der Liberalen treffen, die jetzt unbequemer waren als die zu Boden geschlagenen Demokraten. Leo hatte 1847 in dem Rheinischen Beobachter geschrieben: „Preußen, von ständischen Majoritäten regiert, wäre nicht

mehr Preußen, sondern Hansemannien oder Gervinien“*). Es war zwar ein Anachronismus, wenn Herr von Uria, der Heidelberger Stadtdirector, dem stillen Gelehrten auch jetzt noch diese Bedeutung zumaß, aber die Reaction wollte an dem einstigen Herausgeber der „Deutschen Zeitung“ noch nachträglich ihr Müthchen kühlen. Freilich war es die Jurisprudenz der Sternkammer, mit der der Staatsanwalt von Seyfried bei dem Mannheimer Hofgericht seine Anklage begründete. Im Herbst 1852 erschien Gervinus' „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, die die Aufmerksamkeit auf das bei Engelmann in Leipzig vorbereitete Geschichtswerk des Verfassers lenken sollte. Die Darstellung der neusten Geschichte durch einen liberalen Historiker war natürlich den Ultramontanen unbequem und Herr von Uria traute sich zu, mit polizeilichen Mitteln das Unternehmen verhindern zu können, obgleich die höchst doctrinäre Einleitung dazu kaum eine Handhabe bot. Der Grundgedanke des Buchs, daß auch das geschichtliche Leben einem gesetzmäßigen Wandel unterworfen sei, den niemand aufhalten könne, erschien Herrn von Wechmar und seinen Beamten revolutionär, denn, so gut wie der König von Hannover, verlangten sie von ihren Beamten die Ueberzeugung, daß die neu aufgerichtete Ordnung unwandelbar bestehen werde bis zum Ende aller Tage. Dagegen hatte Aristoteles an der Geschichte der griechischen Republiken eine gewisse Periodicität des Werdens und Vergehens beobachtet. Er hatte nachgewiesen, daß die Gründung der Staaten von einzelnen Tyrannen ausgehe; der Tyrann muß bald seine Herrschaft mit den Optimaten theilen, so wird aus der Monarchie die Oligarchie, die schließlich der Demokratie zu weichen pflegt. Hat dann das gewohnte Loos der Massenherrschaft, in Bürgerkrieg auszuarten, sich erfüllt, so kommt man wieder bei dem Anfang an; der furchtbaren Verwirklichung der Freiheit in der Anarchie macht wiederum ein Tyrann ein Ende. In ähnlicher Weise wollte Gervinus die Entwicklungsphasen der modernen Staaten beobachten und das war für den Staatsanwalt von Seyfried — „Aufreizung zum Hochverrath und Gefährdung der öffentlichen Ruhe“! Das belastende Moment in den Ausführungen des Heidelberger Historikers fand der Staatsanwalt in Gervinus' Beobachtung, daß die Fristen zwischen den Revolutionen sich nach Ausweis der Geschichte zwar jedesmal verlängerten, diese aber mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrten. „Verschöbe sich ein neuer Anstoß nach dem gleichen Gesetze, so träfe er in das achte und neunte Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts und dies sind auffallender Weise die Zeitpunkte, die in jedem Jahrhundert der neueren Zeit irgend einem Volke die Freiheit eingetragen haben.“ Just zum Hochverrath aufreizend konnte diese Rechnung,

*) Gerlach, Aufzeichnungen I, 474.

auch wenn man sie ernst nahm, unmöglich wirken, da sie besagte, daß vor mindestens dreißig Jahren eine neue Revolution nicht zu erwarten stehe. Der juristische Privatdocent Julius Jolly sagte in einer Vertheidigungsschrift darum mit Recht, Gervinus' Berechnung der Revolutionen könne höchstens einschläfernd, sicher aber nicht aufreizend wirken. Doch von Uria, von Wechmar und von Seyfried huldigten dieser bürgerlichen Logik nicht. Seyfrieds Anklageschrift besagte: „Es ist der Zweck der Schrift auszuführen, daß, einem bestimmten Gesetze der Entwicklung folgend, die demokratischen Grundsätze trotz aller Hindernisse und Hemmungen in einem stetigen Fortschreiten begriffen seien; es wird die Ueberzeugung zu verbreiten gesucht, daß sie in den europäischen Staaten naturgemäß und nothwendig den Sieg erringen müssen mit Hülfe der gewaltsamen Bewegungen der Massen (durch neue zerstörende Revolutionen) oder auch — in noch wirksamerer Weise — auf dem stillen Wege der untergrabenden Gewalt der Ideen." Das könne nur aufreizend auf die Partei des Umsturzes wirken und der Staatsanwalt beantragte darum gegen den Verfasser der Schrift „eine in einem abgesonderten Raume zu erstehende Kreisgefängnißstrafe von vier Monaten und Ersatz der Proceßkosten". Am 28. Januar 1853 erschien demgemäß vor dem großherzoglichen Amtmann von Kraft in Heidelberg „Georg Gottfried Gervinus, achtundvierzig Jahre alt, Professor honorarius an der hiesigen Universität, evangelisch, vermöglich" und bestätigte auf Befragen, daß ihm die Seyfried'sche Anklageschrift eröffnet worden sei. Seinerseits hat Gervinus zu erklären, daß die Anklage auf einem vollständigen Mißverständniß seines Buches beruhe und in ihren Citaten den Sinn seiner Worte fälsche. Satz für Satz wies das der Privatdocent Julius Jolly in einer klar und ruhig geschriebenen Vertheidigungsschrift nach, die der Schwiegervater des Verfassers, Geh. Rath Fallenstein, ein alter Lützower, mit Nennung seines Namens veröffentlichte*). Der Verfasser, der natürlich trotz der Anonymität sofort bekannt wurde, bezahlte dieses Plaidoyer nicht nur damit, daß er in Heidelberg nicht befördert wurde und Privatdocent blieb, sondern noch bitterer damit, daß alle Vorschläge auf auswärtige Stellen am Widerstande der Regierungen scheiterten. Das jedenfalls hatte Herr von Wechmar erreicht. Jolly's Schrift führte aus, daß die Absicht zum Hochverrath aufzureizen, Gervinus nicht zuzutrauen sei, da er während der Revolution auf Seite der constitutionellen Monarchie gestanden habe und darum von den Radicalen stets gröblich angefeindet wurde. Die gelehrte Schrift sei für die Massen nicht nur völlig reizlos, sondern geradezu ungenießbar, weil unverständlich. Der Vorsatz, durch eine solche Schrift Revolutionen veranlassen

*) Zur Vertheidigung des Professors Gervinus, mitgetheilt von Fr. Fallenstein. Frankfurt bei Brönner. 1853.

zu wollen, sei so blödsinnig, daß man ihn nicht einmal dem beschränktesten Fanatiker, geschweige einem Manne wie Gervinus zutrauen könne. Der dolus sei also unerweislich. Die Absicht des Verfassers sei, in der scheinbar regellosen Erscheinung der wechselnden Dinge das unabänderliche Gesetz zu entdecken. Diese Absicht könne nicht strafbar sein, auch wenn der Forscher zu einem Resultate komme, das nicht jedem genehm sei. Dieses Resultat lasse sich so formulieren: In der Völker- und Staatsentwicklung geht die zuerst begründete Herrschaft des Einzelnen in fortschreitender Bewegung zuerst auf Mehrere und von diesen, gemeinhin durch Vermittlung eines die Vorrechte dieser Mehreren beseitigenden Despotismus auf die Vielen über, bis, bei Vollendung des ganzen Lebenslaufs eines Volks, Freiheit und Macht wieder ein Besitzthum der Wenigen und Einzelnen werden. Dieses Gesetz versuchte Gervinus an den Völkern Europas nachzuweisen, wie es Aristoteles an der Geschichte der griechischen Staaten nachgewiesen hat. Daß solche schwer zu verstehenden geschichtlichen Reflexionen die Absicht verfolgten, die öffentliche Ruhe zu stören und zu hochverrätherischen Unternehmungen anzureizen, werde der Vertreter der Regierung sicher nicht erweisen können, auf die Absicht des Angeklagten komme es aber an, nicht auf die Consequenzen, die irgend ein Wirrkopf möglicher Weise aus diesen Sätzen ziehen könnte. Die Verhandlung fand in Mannheim vor der Strafkammer des Hofgerichtes statt und Gervinus, geleitet von Fallenstein, vertheidigte sich selbst. Die Badische Landeszeitung, damals eine Windfahne der jeweiligen Strömung, fand, daß der berühmte Professor sich geistvoll, aber nicht ohne gelehrten Hochmuth vertheidigt habe, indem er den Richtern erklärte, seit Aristoteles sei er der Erste, der so forsche, daß er auch das historische Werden als ein gesetzmäßiges nachweise. Das Hofgericht aber, als ob die Parteiwuth jeder Scham den Kopf abgebissen hätte, entschied nach Antrag des Staatsanwalts. Durch ganz Deutschland ging ein Schrei der Entrüstung, gemischt mit dem wiehernden Gelächter der Radicalen, die im Jahre 1849 Gervinus die Fenster eingeworfen und ihn wie Welcker persönlich bedroht hatten. Gervinus appellierte, und das Oberhofgericht sprach ihn frei und verurtheilte die Staatskasse in die Kosten. Den Staatsanwalt aber ernannte Wechmar zum Rath im Justizministerium und in diesem hat er später unter Stabel und Jolly die liberalen Gesetze der neuen Aera bearbeitet. Daß Herr von Wechmar dem Freigesprochenen durch Ministerialrescript die venia docendi entzog, traf diesen nicht schwer, da Gervinus schon seit Jahren keinen Gebrauch mehr von derselben gemacht hatte; so bezahlte im Grunde nur Jolly die Kosten. Ein harter Schlag war dagegen die gleiche Verfügung für den glänzendsten Lehrer der Hochschule, für Kuno Fischer. Rothe schrieb über diese Vorgänge am 16. August 1853: „Der letzte Akt des Gervinus'schen Dramas ist eine Lächerlichkeit, die schon als solche nur zum Nachtheil derer ausschlagen kann,

die sie angestiftet haben. Die Fischer'sche Sache aber ist mehr als das und ich bedauere auf das Schmerzlichste, daß Personen in sie verwickelt sind, von denen ich angenommen haben würde, daß sie jedem Angriffe auf die akademische Lehrfreiheit in vorderster Reihe entgegentreten würden. Wohl dem, der mit ihr nichts zu thun gehabt hat."

Kuno Fischer hatte, als die Entfernung vom Lehrstuhl durch Wechmar über ihn verhängt wurde, sein dreißigstes Lebensjahr noch nicht zurückgelegt. Von Geburt ein Schlesier, Sohn des Pastors von Sandewald, Bruder des als Kanzelredner hervorragenden Licentiaten und späteren Consistorialraths Fischer, hatte er auf dem Gymnasium zu Posen, das der Vater seines Freundes Gustav Wendt leitete, eine gründliche philologische Bildung erhalten. In Leipzig wurde er Schüler Herrmanns, während er in Halle sich der Philosophie bei Hinrichs, Erdmann und Schaller zuwendete. Nach abgelegtem Doctorexamen nahm er in Pforzheim eine Hauslehrerstelle an, durch die er sich die Mittel erwarb, um im October 1850 sich in Heidelberg für Encyklopädie und Geschichte der Philosophie und Metaphysik zu habilitieren. Der Empfang bei dem tauben Creuzer war wenig freundlich und Röth, der Ordinarius für Geschichte der Philosophie, der in Creuzers Weise aus der ägyptischen Cultur alle späteren Culturentwicklungen ableitete, bedauerte, daß der junge Mann sich verfrüht für Hegel entschieden habe, da in wenigen Jahren seine, die Röth'sche Philosophie, alle andern werde verdrängt haben und es mit der Hegelei sichtlich zu Ende gehe. Im Grunde nahm Fischer zur Hegel'schen Schule eine durchaus freie Stellung ein, denn wie Rosenkranz und Fr. Vischer war er in erster Reihe Aesthetiker. Nach seiner Erstlingsschrift konnte man ihn eher einen Platoniker als einen Hegelianer nennen. „Diotima, die Idee des Schönen, in philosophischen Briefen," war ein Nachtrieb der Romantik und der Schleiermacher'schen Reden über Religion. Das Wahre zu erkennen, das Schöne zu schauen, das Gute zu thun nannte der junge Idealist das Ziel der wahren Humanität. Wissenschaftlich von bleibendem Werthe waren die in den Briefen gegebenen Untersuchungen über das Tragische, Häßliche und Komische, die er nachmals in seinen Vorlesungen über Aesthetik weiter entwickelt hat. Der Eindruck des Buchs beruhte auf der hohen Begeisterung des jungen Enthusiasten, der hier noch durchaus die platonisch-schleiermacher'sche Sprache redete, während seine Schrift über Parmenides seine gründliche Kenntniß der griechischen Philosophie erhärtete. Durch Diotima erwarb Fischer sich die Verehrung der reichen und geistvollen Frau eines aus Frankreich nach Heidelberg verzogenen Franzosen, deren liebenswürdige Tochter Marie Lemire kurz vor seiner akademischen Katastrophe Fischers Gattin ward. Sobald die Wogen der Revolution sich geglättet hatten, begann Fischer seine Lehrthätigkeit. Selten hat ein Docent

von der ersten Stunde an eine solche Wirkung auf die Studierenden geübt. Mit dem elastischen Schritte des vornehmen Mannes, eine hochelegante Erscheinung, betrat er das Katheder. Ohne jede Spur von Befangenheit, klar redend und doch begeistert, stand der junge Redner vor den Zuhörern, die an seinen Lippen hingen und von seinem fesselnden Auge gebannt waren. Sein Vortrag war von nie versagendem Flusse und von einer immer auf's Neue überraschenden Treffsicherheit des Ausdrucks. Er war tiefsinnig, ohne Wolken zu schieben oder mit der Stange im Nebel herumzurühren. Sein Gedankengerüste baute sich mit innerer Nothwendigkeit auf und der Gereifte wie der Anfänger fand bei ihm die gleiche Förderung, da er nichts unerörtert voraussetzte. Und nicht nur absolut didaktisch waren seine Vorlesungen, sondern auch ein hoher ästhetischer Genuß. Die Art, wie er platonische Dialoge reproducierte, ließ den ganzen Zauber der Antike mit hineinspielen in die philosophischen Probleme. War er so der geistige Wohlthäter der an die trockenste Kost gewiesenen Heidelberger Jugend, so gewann er diese auch durch die liebenswürdige Zugänglichkeit seiner Person, da er nicht verschmähte mit begabteren Zuhörern stundenlang durch die Berge zu streifen und sie dabei in den ganzen Reichthum seiner Gedankenarbeit und in die innersten Falten seines Herzens einzuweihen. So hatte er alle Gaben, um die Jugend zu begeistern, aber in das Milieu der badischen Reactionsperiode paßte er nicht. Das Feldgeschrei war jetzt: „Autorität" hier und „Devotion" dort. Er aber ließ mit der Sorglosigkeit eines überlegenen Satirikers seiner Neigung zu Epigrammen ihren Lauf, die dann in der Stadt umhergetragen wurden, und die Menge verstaubter Gelehrtenperücken aus der guten alten Zeit bot ihm Zielscheiben auf allen Wegen. Da er in diesem Gebahren mit Häusser und Mohl wetteiferte, hatte er bald Feinde ringsum und diese munkelten dann, der junge Hegelianer sei ein Pantheist, weil er an ihre Gottähnlichkeit nicht glaubte. Bosse, damals Student in Heidelberg, berichtet über Fischers Anfänge: „Ich hatte seiner Antrittsvorlesung, zu der am schwarzen Brett eingeladen war, beigewohnt und mit Entzücken der Beredsamkeit des jungen Docenten gelauscht. Er hatte ein Publicum angekündigt, Geschichte der Philosophie von Descartes bis Spinoza. Natürlich ging ich hin. Anfangs fesselten mich, auch über den Zauber der phänomenalen Beredsamkeit hinaus, der Cartesianische Gottesbegriff und die Consequenzen des cogito ergo sum. Aber bei der Substanz und dem Pantheismus Spinoza's schwand mehr und mehr mein Interesse und ich kam zu der Erkenntniß oder doch zu der Annahme, daß dieser Gott des formalen Denkens meiner dürstenden Seele nicht das bieten könne, wonach ich lechzte, den sittlichen Halt für mein Wollen und den Schlüssel für die Geheimnisse des Seins. Immer mehr flaute die Begeisterung ab, und endlich fand ich mich leer und angeödet." Bosse, der

bekanntlich zu den kirchlich Conservativen zählte, hat damit in dankenswerther Weise die Gedankengänge aufgedeckt, die die frommen Studenten zu der Meinung brachten, Kuno Fischer sei Spinozist. Der Docent identificierte sich stets mit dem Philosophen, dessen System er vortrug, und auf dieser begeisterten Reproduction beruhte vor allem der große Eindruck, den seine Vorträge machten. Erst ganz zuletzt berührte er dann die Punkte, welche ungelöste Widersprüche oder weitertreibende Probleme enthielten und bahnte so den Weg zu den philosophischen Nachfolgern. Gegen Ende der Darstellung eines Systems hatte man stets den Eindruck, die Füße derer, die den bisher Verherrlichten hinaustragen werden, sind schon vor der Thür. Wenn aber ein Hörer, wie der Corpsstudent Bosse, das Kolleg aufgab, ehe der Lehrer dieses Schlußwort gesprochen hatte, konnte er freilich bona fide den frommen Verwandten erzählen, dieser vielbesuchte Docent sei Spinozist und mache die Leute unglücklich. Es klingt wie eine nachträgliche Entschuldigung, wenn Bosse es selbst jugendlichen Unverstand nennt, daß er damals von einer Vorlesung über Philosophie Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse erwartet habe. Immerhin geht aus diesen Mittheilungen hervor, daß nicht, wie Kuno Fischer annahm, die theologischen Zuhörer allein seine Verkläger waren, sondern daß auch conservative Corpsburschen in das gleiche Horn stießen. Als das Interdict seiner Vorlesungen vom nächsten Semester ab erfolgt war, verbot Fischer für den Rest des Semesters jedes Hospitieren und wies einen Zudringlichen, der sich über das Verbot wegsetzen wollte, vor versammeltem Auditorium hinaus. Sein Verbot aber begründete er mit einem Vorwurf für alle seine Zuhörer: „Sie, meine Herrn, machen den Ruf eines Docenten. An dem Schicksal, das mich betroffen hat, ist dieser Ruf schuldig, den Sie mir gemacht haben. Als ich das Katheder bestieg, sagte ich mir: ‚Du hast dein Talent und dies Brett‘; auch dieses ist mir nun entzogen.“ Daß die frommen Studenten, die den jungen Docenten bei Schenkel verklagten, Fischers Meinung mißdeutet hatten, geht aus Fischers damaligen Publicationen mit voller Klarheit hervor. Seine Diotima zeigt, daß er in keinem andern Sinne Pantheist war als Schleiermacher. Gerade der religiöse Grundaccord dieses Buches hatte ihm in vornehmen weiblichen Kreisen große Verehrung eingetragen, wie es denn auch seiner Schwiegermutter, Rothe's Freundin Lemire, gewidmet ist. Schon aus Diotima hätte man schließen dürfen, daß von destructiven Tendenzen oder ätzender Kritik bei dem auf Enthusiasmus gestimmten jugendlichen Thyrsusschwinger nicht die Rede sein könne. Er gehörte unter die dithyrambischen, nicht unter die sokratischen oder skeptischen Naturen, und eben dadurch wirkte er so stark auf die Jugend. Auch Rothe schrieb an Umbreit, er könne die Anklage einfach nicht begreifen, nach dem, was er von Fischers inniger Befreundung mit der seligen Frau Lemire wisse und nach den Mittheilungen,

die der Licentiat Fiſcher ihm über den Standpunkt ſeines Bruders gemacht habe. Die Verkläger rechneten Fiſcher unter die von Leo proſcribierten „Hegelinge“. Der Hegel'ſchen Schule gehörte aber unter Fiſchers Schriften nur ſein Leitfaden der „Logik und Metaphyſik“ an, den er einer ſeiner Vorleſungen zu Grunde legte. Der Partei, die von Schellings Philoſophie der Offenbarung das Heil erwartete, war dieſes lebensfriſche Wiederaufwachen der Schule des abſoluten Begriffs ein Aergerniß und Leute wie Bähr, Zell und Creuzer wollten den Hegel'ſchen Unfug, der an allen andern Univerſitäten bereits im Abſterben ſei, nicht in Heidelberg erneuert haben. Daß der junge Docent ſich eines ganz ungewöhnlichen Zulaufs erfreute, machte für ſie die Sache nur um ſo ſchlimmer. Nach Fiſchers Meinung theilte er den Anlaß zur Ungunſt der mächtigen Hierarchen mit der Philoſophin Hypatia, die den Groll des Biſchofs Cyrill erregte, als er in das Gedränge vor ihrem Hörſaale gerieth und mit ſeinem Wagen eine andere Straße ſuchen mußte. Wenn die alten Herrn die Treppe des Univerſitätsgebäudes nehmen wollten, in dem ſie ein halbes Dutzend Zuhörer erwartete, ſahen ſie ſich von einem Haufen junger Leute zur Seite gedrängt und mußten abwarten bis die Studenten ein Ende nahmen, die aus Fiſchers Hörſaal abſtrömten. Natürlich ſtand denſelben ſofort feſt, daß die Anziehungskraft dieſes „Circus“ auf allerlei zweifelhaften Künſten des jungen Mannes beruhe. Man ſtellte ihn in eine Reihe mit dem Ordinarius für Philoſophie, mit Reichlin Meldegg, der ſich einer ähnlichen Frequenz in ſeiner Fauſtvorleſung berühmte, in der er das kannibaliſche Wohlſein der 100 000 Säue anſchaulich machte, indem er ſeine Zuhörer aufforderte: „Meine Herrn, ſtellen Sie ſich vor, wie wohl es einer Sau iſt,“ und mit dieſer Berechnung des Wohlſeins in arithmetiſcher Progreſſion fortfuhr bis zu 100 000. Der andere Ordinarius, Röth, betrachtete alle philoſophiſchen Ideen als Abwandlung ägyptiſcher und zoroaſtriſcher Vorſtellungen und zog auch das Chriſtenthum in ſeinen philoſophiſchen Synkretismus hinein. Daß eine ſolche Vertretung der Philoſophie den Theologen nicht paßte, iſt begreiflich genug, zumal auch Moleſchott zuweilen ſtatt Naturwiſſenſchaft Materialismus docierte. Aus ſolchen Gründen hatte die theologiſche Fakultät ſchon vor Rothe's Abgang amtlich darauf hingewieſen, daß die Berufung eines Philoſophen dringendes Bedürfniß ſei, da weder Reichlin Meldegg noch Röth dasſelbe befriedigten. Auch von der Wiedereinführung des philoſophiſchen Curſes für alle Fakultäten war einmal ernſtlich die Rede. Wenn Schenkel alſo die Berufung eines chriſtlichen Philoſophen betrieb, ſo unterſtützte er damit nur Wünſche, die auch Rothe geltend gemacht hatte. Fiſcher ſuchte den Grund von Schenkels Mißwollen in den einſeitigen Referaten, die dem Seminardirector in ſeinem theologiſchen Kränzchen von den frommen Studenten erſtattet worden ſeien. Auch Pfarrer, die ſehr viel beſſer gethan

hätten, ihre Aufmerksamkeit ihren eigenen Predigten und Geschäften zuzuwenden, beunruhigten sich sehr wegen Kuno Fischers Pantheismus. Eine theologische Agitation gegen den jungen Hegelianer war also bereits im Gang, als im Juni 1852 die erste Lieferung von Fischers „Geschichte der neuern Philosophie in Vorlesungen" erschien. Der Verfasser hatte die Herausgabe derselben beschleunigt, weil er hörte, daß die abenteuerlichsten Geschichten über seine Vorlesungen herumgetragen würden und daß die Gegner in der Stille ein Einschreiten gegen ihn betrieben. Auf das Gerede der Studenten, die wie Studiosus Bosse sich durch Fischers Vorlesungen angeödet fühlten, konnten sich die Verkläger nicht stützen, mit einem Buche über Cartesius und Spinoza aber gab Fischer ihnen eine Waffe in die Hand, denn nun machte man ihn für Sätze verantwortlich, die diese Philosophen vertreten hatten. Er selbst erzählt in der Vorrede zu dem vollendeten Bande vom 1. Dezember 1853: „Die erste Abtheilung dieses Werks erschien im Juni des vorigen Jahres. Dieses Bruchstück wurde im November zu einer geheimen Anklage benutzt, die von einem der hiesigen Universitätsprediger privatim insinuiert, von dem Landesconsistorium aufgenommen und bei dem damaligen Ministerium des Innern eingereicht wurde." Im Wesentlichen übereinstimmend berichtet Schenkel selbst den Verlauf der Angelegenheit. Auf der Durlacher Conferenz im October 1852, die gerade zum Austausch kirchlicher Erfahrungen und Wünsche gegründet worden sei, habe er dem Ministerialrath Dr. Bähr das Bedürfniß der Berufung eines entschieden christlichen Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen und dieses Bedürfniß auch „durch die pantheistische Färbung der Fischer'schen Vorlesung motiviert". Im Gespräch mit Bähr hat er vielleicht auch mehr gesagt, als eigentlich seiner Meinung entsprach. Jedenfalls erfuhr er zu seinem eigenen Mißfallen, daß sein Karlsruher Freund diese Anregung benützt habe, um den Oberkirchenrath zu amtlichem Vorgehen gegen „den pantheistischen Philosophen" zu veranlassen. So groß als die Heidelberger Kollegen meinten, war Schenkels Schuld mithin nicht. Er hatte, wie das in frommen Gesellschaften üblich ist, einiges Lamento gemacht über dieses neue negative Element, das der Universität da in den Garten gewachsen sei, aber den jungen Mann wegzujagen hatte er nicht beabsichtigt. Der Vorgang ist weniger charakteristisch für Schenkel als für die Art, wie regiert wird, wenn die Frommen das Heft in die Hand bekommen. Erst verklatschten die Studenten die Vorlesung bei dem Seminardirector, um ihren Glauben in's rechte Licht zu setzen, dann verklatschte der Seminardirector den Docenten bei dem Ministerialrath, dann verklatschte der Ministerialrath den Seminardirector im Oberkirchenrathe und dort verdichtete sich dann der Klatsch zu einer officiellen Anklage, als aber der Verfolgte die Ankläger zur Rede stellte, wollte es keiner gewesen sein.

Auf diese Weise also kam die Kugel in's Rollen. Der Oberkirchenrath richtete am 30. November 1852 an das Ministerium des Innern eine Mittheilung, in der er von der angeblichen Klage des Seminardirectors Kenntniß gab und die Berufung eines christlichen Philosophen in Erinnerung brachte, zugleich aber verlangte er, daß entweder dem Doctor Fischer seine Vorlesungen oder den Theologiestudierenden der Besuch derselben verboten werde. Bähr theilte diesen schönen Erfolg auch sofort brieflich nach Heidelberg mit. Solche Wirkung seiner harmlosen Klagen über der Zeiten Verderbniß hatte Schenkel nun keineswegs beabsichtigt und er beschwerte sich bei Bähr, daß er ein zwangloses Gespräch beim Kaffee zur Unterlage für eine amtliche Anklage gemacht habe. Bähr antwortete natürlich, ein Christ müsse allezeit zu seinen Worten stehen, auch zu dem, was er beim Kaffee gesagt habe. Schenkel hat später diese Briefe Bährs zu seiner Rechtfertigung seinem Kollegen Hitzig vorgelegt und dieser bezeugte, sie bewiesen, daß Schenkel ein amtliches Einschreiten gegen Fischer nicht gewünscht habe, sondern davon abrieth. Natürlich erfuhr auch Fischer, daß etwas gegen ihn im Gang sei und wendete sich persönlich an Schenkel, der sich später berühmte, daß er Fischer gegenüber seine Meinung nicht verläugnet habe. „Es ist wahr," schreibt Fischer*), „daß Herr Schenkel meine peinliche Situation zu einigen Redeweisen benutzt hat, die ein anderer Mann an seiner Stelle nicht gethan hätte." Anderseits konnte Schenkel es nicht unterlassen, sich über das Verständniß, das „die Herrn in Karlsruhe" von Philosophie hätten, lustig zu machen, so daß Fischer ihn nachmals bedrohte, er werde seine damaligen Aeußerungen bekannt geben, wenn er noch einmal in seinen Erwiderungen diese Unterredung, für die er selbst Discretion erbeten habe, in die Verhandlungen hereinziehe, was Schenkel schweigend hinnahm, da er selbst unsicher war, was er denn damals gesagt habe. Die Anklage, die Bähr geschmiedet hatte, wurde Fischer niemals zur Aeußerung zugestellt; nur außeramtlich erfuhr er, daß der Oberkirchenrath neben andern aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen auch die gerügt habe, daß die Philosophie mit dem Zweifel beginne. „Ich bekenne," schreibt Fischer in seiner Vorrede, „daß ich diesen bekannten Satz des Cartesius, der die neuere Philosophie eröffnete, als ein Zeichen des philosophierenden Protestantismus angesehen habe und daß ich eher diesen Satz bezweifelt, als den Einfall gehabt hätte, er könne heutzutage als Ketzerei geächtet werden von einem protestantischen Consistorium." Fischers Aeußerungen über den Pantheismus hatte Bähr gleichfalls zu Anklagen verwendet und in Betreff ihrer sagt Fischer: „Ich habe nie eine Silbe mehr behauptet, als daß nothwendig eine göttliche Ordnung der Dinge existieren müsse und daß diese Ordnung nothwendig nur

*) Die Apologie meiner Lehre. S. 31.

eine sein könne." Auch der verständig urtheilende Minister Marschall war der Ansicht, daß die in der Schrift vorgetragenen Meinungen keinen Anlaß böten einen begabten jungen Mann aus seiner Laufbahn zu werfen, um aber sich selbst zu decken und zugleich Fischer vor Unvorsichtigkeiten zu warnen, gab er den Antrag des Oberkirchenraths zur Aeußerung an den engeren Senat der Universität. Indem der Prorector, der Theologe Hundeshagen, das Bähr'sche Opus bei dem Senate in Umlauf setzte, fügte er sofort die Erklärung hinzu, er werde dagegen stimmen, daß man den Theologen die Vorlesungen eines Lehrers verbiete, die allen andern Studierenden erlaubt seien, wolle aber im Uebrigen nicht untersuchen, ob der Oberkirchenrath für seine Beschwerden und Anträge den passendsten Weg betreten habe. Nach seiner Meinung sei die Sache an die philosophische Fakultät zu verweisen, wie jüngst eine ähnliche Klage gegen den Rechtsphilosophen Knapp der juristischen Fakultät zugewiesen worden sei. Schenkel, als theologischer Dekan, trat dem Antrage seiner Magnificenz bei, „die unangenehme Angelegenheit" der philosophischen Fakultät zu gutachtlichem Berichte zu überlassen. In der theologischen Fakultät kam die Sache gleichfalls zur Besprechung und Ullmann wünschte zunächst das corpus delicti zu sehen, das heißt die ersten Lieferungen des Fischer'schen Buchs, die den Vorwand zu der Anklage gegeben hatten. Im Allgemeinen waren die Theologen der Meinung, man solle an Fischer eine Admonition richten, um den jungen Menschen noch rechtzeitig auf bessere Wege zu bringen. In der philosophischen Fakultät sprach eine Majorität von 8 gegen 4 Stimmen sich dahin aus, daß ein Grund gegen Doctor Fischer einzuschreiten nicht vorliege, das Ministerium solle darum die Klage des Oberkirchenraths einfach abweisen. Bähr und Zell stimmten dem Antrage des Oberkirchenraths bei*). Die beiden Ordinarien Reichlin Meldegg und Röth gaben eigene Vota zu den Akten. Als Kuno Fischer, nach Heidelberg zurückgerufen, Geheimrath, Prorector und bei jeder Gelegenheit vom Hofe ausgezeichnet, Reichlin Meldegg über sein damaliges Votum zur Rede stellte, gab derselbe reuevoll zur Antwort: „Wenn ich mein ganzes Leben überdenke, so ist das die Handlung, deren ich mich am meisten schäme." Der ultramontane Zell warf Fischer Geschichtsfälschung vor, weil er die Entdeckung des Columbus eine protestantische genannt habe, worauf Fischer versicherte, er habe bei diesem Satze wirklich nichts Böses gedacht und unter dem Worte Entdeckung die Seefahrt des Columbus gemeint, nicht sein Glaubensbekenntniß. Gerade durch Zell aber wurde nunmehr der ganze Lärmapparat der ultramontanen Presse gegen den pantheistischen Irrlehrer in Action gesetzt und charakteristischer Weise

*) Fischer war, als er seine Vorrede schrieb, der irrthümlichen Meinung, nur Zell habe gegen ihn gestimmt, man hatte ihn also falsch berichtet.

unterstützten die demokratischen Blätter dieses Kesseltreiben, weil Fischer durch seine Ausfälle auf den Materialismus ihre Ungnade auf sich gezogen hatte, indem er Moleschott ziemlich herrisch anließ: „Die Naturwissenschaft, als reine Empirie, hat das Recht der Principien nicht."

Anders als in den Fakultäten lief die Sache im Senat. Zwei Mitglieder traten der Meinung der philosophischen Fakultätsmehrheit bei, man solle Fischer in Frieden lassen, nämlich der Jurist Vangerow und der Mediziner Lange. Zwei waren für Absetzung, die Philologen Bähr und Zell, zwei waren für „Gewissensschärfung", die Theologen Hundeshagen und Schenkel, indem sie durch eine ernste „Admonition" den jungen Mann auf bessere Wege leiten wollten. In seinem Berichte stellte Hundeshagen als Prorector fest, daß die Majorität des Senats dem Ministerium nicht rathen könne, dem Dr. Fischer die venia docendi zu entziehen oder den Theologiestudierenden den Besuch seiner Vorlesungen zu verbieten. Einer Abstimmung, ob die beiden theologischen Stimmen der einen oder andern Gruppe zuzuzählen seien, entzog der Prorector sich, indem er statt einer Abstimmung darüber einfache Aktenvorlage an das Ministerium vorschlug, was Zell und Bähr natürlich bestens acceptierten. Minister Marschall hätte gern eine Vermittlung eintreten lassen. Auch er entschied sich darum für „Gewissensschärfung" durch eine Admonition, weil er dem Oberkirchenrathe und dessen Vorsitzenden, seinem Freunde Wöllwarth, eine Niederlage ersparen wollte. Sein Entwurf forderte Doctor Fischer auf, entgegengesetzte Ansichten künftighin nicht in einer Weise zu besprechen, die geeignet sei, dieselben verächtlich zu machen und sich bei Behandlung religiöser Probleme größerer Besonnenheit zu befleißigen, um die jugendlichen Gemüther nicht irre zu leiten. Aber in diesen Moment fiel, am 2. Juni 1853, der Wechsel im Präsidium des Innern, da in Folge des Streits mit dem Erzbischof Marschall durch den Justizminister von Wechmar ersetzt wurde, der dem Regenten versprochen hatte, mit dem Widerstand der Freiburger Curie kurzen Proceß zu machen. Er hatte schon im Staatsministerium für Entfernung Fischers gestimmt und seine erste Frage bei Antritt seines Amts war nun, ob der Erlaß in der Fischer'schen Sache schon hinausgegangen sei? Das war unglücklicher Weise nicht der Fall und nun erklärte der neue Präsident seinen Räthen: „Wir müssen Farbe bekennen" *). Die Akten wanderten an das Staatsministerium zurück und statt der väterlichen Ermahnung erfolgte am 1. Juli 1853 auf den Bericht des Senats vom 29. März lediglich das bureaukratische Rescript: die venia docendi, als eine auf Widerruf ertheilte Erlaubniß, werde mit Ablauf dieses Semesters

*) Ich erzähle, wie mir die Betheiligten, Marschall, Fischer und Schenkel, die Sache übereinstimmend berichtet haben.

für Dr. Fiſcher zurückgenommen. An der Univerſität machte dieſe Entſcheidung, daß die venia docendi ohne Angabe von Gründen jederzeit zurückgenommen werden könne, einen ſehr niederſchlagenden Eindruck, aber wo hätten die gelehrten Herrn, die ſeiner Zeit vor dem Juden Hirſch und ſeinem demokratiſchen Vereine die Flagge ſtrichen, den Muth hernehmen ſollen, einem Miniſter wie Wechmar entgegenzutreten! Im engern Senat wurde ein Antrag eingebracht, ſich für Fiſcher zu verwenden, aber Schenkel erklärte, es ſei das eine leere Demonſtration, die keine Ausſicht auf Erfolg habe und ſeine Stimme entſchied gegen den Antrag. Einige Mitglieder wollten die Sache an den großen Senat bringen, aber die für einen ſolchen Antrag nöthige Stimmenzahl war nicht zuſammen zu bringen. Als 1856, während Schenkels Prorectorats, Vangerow dem relegierten Privatdocenten ſagte, „jetzt, wegen Schenkels Händeln mit den Corps, iſt es uns gelungen, den großen Senat zuſammenzubringen, was uns damals in Ihrer Sache nicht glückte," erwiederte Fiſcher bitter: „Natürlich, jetzt handelt es ſich um die Couleurs, damals aber handelte es ſich nur um die Lehrfreiheit." Sehr wacker benahm ſich der neue Prorector Robert von Mohl; als die Heidelberger Behörden verſagten, ging er in Perſon nach Karlsruhe, um die Rücknahme der Verfügung zu erbitten. Er ſelbſt erzählt in ſeinen Lebenserinnerungen, alle ſeine Vorſtellungen ſeien vergeblich geweſen. „Die Belohnung iſt mir jedoch geworden, von möglichen Miniſtern ohne alle Frage den ſtupideſten geſehen zu haben." Man ſagte, Wechmar habe außer den pietiſtiſchen Motiven, die man bei ihm vorausſetzte, auch das politiſche Moment geltend gemacht, daß eine Regierung, die den Erzbiſchof einſperre, anderſeits deutlich zeigen müſſe, daß ſie trotz ihrer Strenge gegen klerikale Uebergriffe es dennoch als ihre Pflicht erkenne, den chriſtlichen Glauben gegen alle Verunglimpfung zu ſchützen. Um das zu erweiſen, mußte der junge Mann als Ketzer geſtraft werden, auch wenn er keiner war.

Auf die Remotion von Kuno Fiſcher folgte eine Verwarnung an Jakob Moleſchott, der als Docent der Phyſiologie in Wort und Schrift materialiſtiſche Doctrinen vortrug und gleichzeitig wurde der juriſtiſche Privatdocent Knapp für ſeine naturaliſtiſche Rechtsphiloſophie mit dem Interdict bedroht, denn auch dieſer modernen Richtung glaubte Herr von Wechmar mit dem Polizeiſtock beikommen zu können. Moleſchott gab darauf freiwillig ſeine Lehrthätigkeit auf, Knapp verunglückte bald nachher durch einen Sturz vom Pferde, ſo daß weitere Proceduren gegen ihn unterblieben. Nur als Knappe des Rodenſteiners lebt er in Scheffels Liedern heute noch fort. Fiſcher enthielt ſich jeder Gegenvorſtellung, deren Erfolgloſigkeit ihm von vornherein klar war, und erſt als er am 1. Dezember 1853 die Fortſetzung ſeiner Geſchichte der Philoſophie erſcheinen ließ, gab er in der Vorrede einen durchaus ſachlich gehaltenen Bericht über den Verlauf der für ihn ſo verhängnißvoll gewordenen

Angelegenheit. In einer für einen jungen Mann geradezu einzig dastehenden Selbstbeherrschung vermied er jeden Vorwurf, ja er enthielt sich jedes Urtheils über das Verfahren der Behörden und bat nur, der verständige Leser wolle die Ansichten der Philosophen, die er darstelle (Cartesius und Spinoza), nicht ohne Weiteres als *seine* Ansicht nehmen, denn die lebendige Nachahmung sei ein ästhetisches, nicht ein moralisches Verhältniß des Darstellers zu seinem Stoffe. Einen um so unangenehmeren Eindruck mußte es machen, als die allgemeine Darmstädter Kirchenzeitung einen Artikel brachte, in dem Schenkel aus allen Fenstern schaute, der aber, anonym, dennoch vom Standpunkte eines Unbetheiligten geschrieben sein wollte und den er auch in seiner „Abfertigung" immer als den „Artikel der Darmstäder Kirchenzeitung" citiert. Der Berichterstatter warf sich zum Vertheidiger der badischen Regierung auf, die Fischer gar nicht angegriffen hatte. Daß ein Universitätsprediger die Sache veranlaßt habe, nannte der Anonymus eine Verdächtigung, die sich niemals entschuldigen lasse, die aber in diesem Falle sittlich um so verwerflicher sei, als Herr Dr. Fischer wissen müsse, daß er damit eine Unwahrheit aussage. Auch die andern Heidelberger Theologen hätten die vom Ministerium verfügte Maßregel nicht gewünscht, denn „sie waren überzeugt, daß der bereits sinkende Beifall der Studenten in kurzer Zeit völlig versiegen werde, und daß es eines ziemlich wohlfeilen Märtyrerthums gar nicht bedürfe, um einer philosophischen Richtung entgegenzutreten, die jetzt nur noch für den Fall einigen Effect hervorzubringen im Stande sei, wenn man sie mit der Phraseologie unseres modernen Literatenthums aufputzt". „Zu dieser ersten bewußten Unwahrheit," fährt der Anonymus fort, „fügt Herr Fischer aber *leider* eine zweite hinzu. Er sucht nämlich den evangelischen Oberkirchenrath dadurch in das Licht der Lächerlichkeit zu stellen, daß er als Anklagepunkt gegen seine Schrift namentlich den Satz des Cartesius hervorhebt, die Philosophie beginne mit dem Zweifel." Die Anklage gründe sich vielmehr auf Fischers Erklärung auf S. 216: „Ich muß verneinen, daß der Pantheismus bloß eine *Ansicht* der Philosophie sei. Er ist die nothwendige und durch den Begriff gerechtfertigte Weltbetrachtung. Die Welt vernünftig betrachten heißt doch wohl die Vernunft in der Welt betrachten, wenn man die Vernunft in der Welt findet, so weiß ich nicht, was man noch außerdem sucht. Die vernünftige Welt ist die Weltordnung und diese allein will die Vernunft darstellen." Von solchen Sätzen urtheilt der Anonymus: „Uns ist keine Stelle eines neueren philosophischen Schriftstellers bekannt, in welcher der den lebendigen Gott des Christenthums verläugnende Pantheismus nackter, krasser, hochfahrender und absprechender zu Markt getragen würde." „Mit der Behauptung, daß alle Philosophie pantheistisch sei, wird jedes theistische System verhöhnt und unter die vernunftlosen Geschöpfe gezählt, die man gar nicht zu bemerken habe, jede göttliche

Weltregierung wird verspottet, als unvernünftig bezeichnet" u. s. w. Jene Consequenzmacherei, die in Schenkels Gutachten über Dulon getadelt worden war, entfaltet sich so in dem neuen Lehrprocesse noch viel rücksichtsloser, während doch der mißhandelte Gegner schon ausdrücklich gegen solche Consequenzen protestiert hatte. Fischer hatte in seiner Vorrede aufgefordert, ihm auch nur einen einzigen Satz zu zeigen, der ein religiöses Gefühl verletze, ein Wort, welches dem Ernste der Wissenschaft und ihrer sittlichen Würde nicht gemäß wäre, aber auf das alles ließ sich die anonyme Besprechung des Buches nicht ein. Sie begnügte sich mit der Behauptung, der junge Mann verleumde die Regierung, gebe den Oberkirchenrath dem Gelächter preis und verhöhne das Christenthum, ja der Kritiker muß „leider" nur immer tiefere Blicke thun in den schweren Irrthum, in dem der Verstand und wohl auch das Gemüth des jungen Mannes befangen ist. Sein Buch will er nicht darauf untersuchen, in wiefern Fischer die behandelten Systeme richtig dargestellt habe, sondern den Eindruck will der Recensent wiedergeben, den ihm das Buch als Ganzes mache. Dieser Eindruck aber ist, „es werde uns hier eine Geschichte der neueren Philosophie in modernem, etwas oberflächlichem, geistreich seinwollendem Literatentone geboten und es bestrebe sich der Herr Verfasser weit mehr piquant als streng und quellenmäßig gründlich zu sein". Wir brauchen wohl kaum daran zu erinnern, welche Stellung dieses oberflächliche, geistreich seinwollende Buch in der philosophischen Literatur seit fünfzig Jahren einnimmt und wo die tiefgelehrten Bücher des Recensenten heute zu finden sind. Wie viel auf die Recensionen unserer Kirchen- und Literaturzeitungen zu geben ist, lehrt dieses Beispiel mit hinlänglicher Klarheit. Wenn der anonyme Schenkel schließlich die Hoffnung aussprach, die gemachte Erfahrung möge bei dem jungen Manne eine heilsame Gewissenserschütterung wirken, so entsprach das zwar dem Programm, das er in seinem Senatsvotum entwickelt hatte, aber er hatte es sich nun selbst zuzuschreiben, wenn Strauß ihm nachmals erwiderte: „Da hören wir die ächte Pfaffensprache, welche den, der sie einmal geführt hat, für alle Zeiten zum Pfaffen stempelt, selbst wenn er später für gut finden sollte, seinen Kirchenrock roth färben zu lassen" *). Der mit Geschäften überhäufte Seminardirector hatte diesen eilfertigen Artikel „zu unglückhaftiger Stunde", um einen Ausdruck der Flersheimer Chronik zu brauchen, geschrieben, denn damit nahm er die ganze Schuld von Bähr und Wechmar auf seine Schultern. Er selbst sagt in seiner „Abfertigung", er wolle einen Schleier werfen über die Behandlung, die ihm von jetzt an widerfuhr und „wie die Vertreter einer gewissen Partei, die sich für den Hort deutscher Freiheit ausgiebt, von diesem

*) Die Halben und die Ganzen S. 25.

Augenblicke an eine Art moralischer Excommunication über mich verhängten und von nun an die gewöhnlichsten Anstands- und Höflichkeitsrücksichten gegen mich außer Acht ließen“ *). Gemeint war damit, daß die Kollegen, wenn Schenkel sich im Senate neben sie setzen wollte, die Plätze wechselten, was dieser als Ausbruch eines sinnlosen Hasses bezeichnete. In dem ersten Entwurf seiner Gegenschrift erwiderte Fischer darauf: „Schiller läßt den stolzesten seiner Könige sagen, ‚ich seh' es gerne, wenn man meine Diener haßt, doch ungern seh' ich's, wenn man sie verachtet', wir können Herrn Schenkel versichern, daß wir ihn nicht hassen.“ Schließlich ließ er die Stelle, die ihm einen Preßproceß zuziehen konnte, doch lieber weg und begnügte sich, sie seinen Besuchern vorzulesen. Auch Rothe, wie wir sehen werden, entging dem nicht. Er bedauerte diesen Ton, aber er mißbilligte rund und ohne Vorbehalt das Verfahren des Theologen, dessen Kollegenschaft ihn in Heidelberg erwartete; ja er erklärte, die Lust nach Heidelberg zurückzukehren, verliere sich nach diesen neusten Erfahrungen **). Die erste Abtheilung des angefochtenen Werks war ihm vom Bruder Kuno Fischers zugestellt worden und mit großer Freude über das wahrhaft eminente Lehrtalent seines Verfassers hatte er sie durchgelesen. Den pantheistischen Zug Fischers billigt er nicht, aber er bezweifelt, daß ein Docent mit dieser Lehre viel Schaden stiften könne. „Ich gebe blutwenig auf das angeblich Gute, was durch solche Schädlichkeiten zu Grunde gerichtet wird, und halte einen solchen Mann für eine viel edlere Natur als diejenigen, die man vor seinem Gifthauche bewahren will.“ Noch anerkennender lautete Rothe's Urtheil, als der Schluß des Bandes in seine Hände kam. Jetzt versicherte er, daß die Stellung des Verfassers zur christlichen Religion völlig correct sei. „Theologischerseits kann nicht nur nichts mehr gefordert werden, sondern auch gar keine ungefährlichere Position gewünscht werden.“ Ueber die Anwendung, die Fischer von diesem Standpunkte in der Lehrpraxis gemacht habe, könne er nicht urtheilen, aber davon abgesehen, schreibt er, „muß ich den Mann für einen edlen, reichbegabten und in seltener Weise schon früh gediegenen Geist halten und den Verlust seiner Wirksamkeit für die Heidelberger Universität schmerzlich beklagen, jetzt doppelt schmerzlich, wo ich unmittelbar dabei betheiligt bin. Ich freue mich darauf, mit dem hochbegabten Manne in persönliche Berührung zu kommen.“ Schenkels Kollege und Fischers Bewunderer — danach konnte man gespannt sein, wie Rothe seine Stellung in Heidelberg zwischen den beiden Todfeinden nehmen werde.

*) Abfertigung für Herrn Kuno Fischer. Heidelberg 1854, S. 10.

**) Brief vom 16. August 1853.

XIII

Rückkehr nach Heidelberg

1854

„Wenn jetzt die Sonne wieder mit erneuter Kraft zu wirken und der Himmel wieder den eigenthümlichen jugendlichen Glanz der Frühlingsatmosphäre anzunehmen anfängt, so wird mein altes Herz wieder ganz lebendig vor Freude darüber, daß ich mit dem Frühjahr gleich den Zugvögeln wieder der Heimath zuziehen soll," so schrieb Rothe am 3. März 1854 seinem Umbreit und in dieser Stimmung hielt er zum dritten Mal seinen fröhlichen Einzug in der Neckarstadt. Zunächst mußten die Neuberufenen alle Einladungen zu Mittagessen und Abendgesellschaften annehmen, die auf sie einstürmten, und Rothe hatte genug zu thun, all die feierlichen Toaste zu erwidern, die auf ihn und seine Gattin ausgebracht wurden. „Unsre Freuden sind von Leiden oftmals kaum zu unterscheiden", hieß es im alten Gesangbuch und Rothe sowohl, wie seine kranke Frau hatten Ursache, diesen Choral täglich anzustimmen. Dazu kam die Menge der zu machenden Besuche. „Du kannst Dir vorstellen," schreibt er an Bleek, „in welches Gedränge wir sogleich von den ersten Tagen an hineinkamen. Die vielen alten Freunde und Bekannten wollten alle mit einem Male von uns gesehen werden und uns sehen, was doch nicht möglich war, und als es mit dem Besuche machen ein Stück vorwärts gekommen war, nahm wieder das Besuche erhalten nicht weniger Zeit in Anspruch. Dazu kamen die zur Einrichtung unserer neuen Häuslichkeit unumgänglichen zeitraubenden Geschäfte, die mühselige Wiederaufstellung meiner Bücher, eine mehrtägige Abwesenheit in Karlsruhe, der Beginn der akademischen Thätigkeit und die Nothwendigkeit, durch so viele gesellige und gastronomische Bethätigungen der freundlichen Gesinnung uns glücklich hindurch zu arbeiten . . . Wir haben uns hier, so wie nur der erste Trubel sich ein wenig gelegt hatte, sehr bald wieder heimisch gefühlt bei so viel treuer Anhänglichkeit."

Zunächst hatte Rothe sich in Karlsruhe vorzustellen, wo er gleichfalls mit offenen Armen aufgenommen wurde. „Der Regent hat auf mich einen sehr

angenehmen Eindruck gemacht. Er steht nach wie vor in voller Frische und Fülle der Jugendblüthe, hat dabei eine sichere männliche Haltung gewonnen und verbindet mit aller Natürlichkeit und unbefangenen Leutseligkeit eine schöne adelige Würde. Leider scheint er keine Rathgeber zu besitzen, die ihm rechtes Vertrauen einflößen." Sollte diese Bemerkung auf Wechmar zielen, über den der Schreiber mit einem beredten Schweigen hinweggeht, so war das durchaus nicht zu beklagen. Auch vom Kirchenstreite redete Rothe mit dem jungen Fürsten. „Wenn ich mich an dasjenige halten darf, was der Regent im Gespräche mit mir sehr eingehend auf die Sache äußerte, so würde, wenn alle gangbaren Wege zu einer gütlichen Verständigung (der letzte darunter wäre eben die Sendung des Grafen Leiningen nach Rom, von der auch er sich wenig Erfolg versprach) erfolglos versucht sein würden, ‚in desto entschiedenerer Weise' vorgegangen werden. Und damit stimmt allerdings auch, was ich auf einem zuverlässigen Wege über die Intentionen des Staatsraths von Wechmar vernommen habe." Von der Absicht selbständig vorzugehen fürchtet Rothe aber schlimme Verwicklungen für den jungen Fürsten. „Interessant," meint er, „waren mir seine Bonner Erinnerungen, sie eignen sich aber nicht zu einer schriftlichen Mittheilung."

Gelegentlich dieses Karlsruher Besuches war nun Rothe auch zum ersten Male wieder länger mit Ullmann zusammen. Er beurtheilte die neue Lage des alten Kollegen von vorn herein viel richtiger als dieser selbst und erkannte klar, daß sich Ullmann auf die Dauer zwischen den Akten nicht wohl fühlen werde. Als er in Bonn die Nachricht erhielt, Ullmann habe die Prälatur angenommen, die er selbst abgelehnt hatte, freute er sich, daß seinem Freunde ein Wunsch erfüllt werde, aber ob die Geschäfte, die er in Karlsruhe vorfinde, gerade seine Sache sein würden, bezweifelt er mit gutem Grunde. Einen geeigneteren Mann wüßte er nicht, schreibt er am 30. August 1853 an Umbreit, aber „ob auch die Stelle in gleichem Maße ihm gegenüber ihre Schuldigkeit thun wird, das ist mir weniger gewiß und darum weiß ich nicht, ob ich ihm unbedingt Glück wünschen soll." In Heidelberg empfanden die Kollegen Ullmanns Wegzug als Entlastung der Situation. „Unsern alten Freund Ullmann," schreibt Rothe an Bleek, „habe ich seither zwei Mal gesehen, zuerst bei meiner Anwesenheit in Karlsruhe, wo ich einige Tage großen Theils mit ihm sehr vergnügt zusammen war, und etwas später hier, wo er bei dem Tentamen der in das Predigerseminar aufzunehmenden Studierenden als Commissarius fungierte. Er ist sehr vergnüglich und bis jetzt höchlich zufriedengestellt durch seine neuen amtlichen Verhältnisse. Gebe nur Gott, daß es von langem Bestand sei! Darüber aber herrscht hier nur Eine Meinung, daß es in seinem Interesse lag, seine hiesige Stellung mit einer andern zu vertauschen, nicht nur, weil er sich mit einem Theil der Kollegen von der

Fakultät gänzlich verhäkelt hatte, sondern besonders auch, weil das Lesen ihn in den letzten Jahren körperlich stark angriff."

Rothe's eigene Lage war von vorn herein eine bedrängte. In Folge des Umzugs war seine Frau erkrankt. Noch im Juli ist sie noch immer „auf keinem grünen Zweig". Nächtliche Krämpfe und tägliche Schwächezustände wechseln mit krankhaften Aufregungen und ewiger Unzufriedenheit. Die Heidelberger fanden sie seit ihrem Bonner Aufenthalt bedeutend schlimmer geworden. So schreibt Mohl in seinen Erinnerungen*), die mehr als halb verrückte Frau sei es gewesen, die Rothe nach Bonn trieb, von wo sie nach kurzer Zeit nach Heidelberg zurückverlangte. So sei Rothe der Märtyrer einer Geisteskranken geworden, der er sich mit der unbegreiflichsten Hingebung opferte. Und welche Opfer sie ihm auferlegte, beweist jeder seiner Briefe an die Verwandten. „Louise," schreibt er am 9. April 1855 an ihre Schwester Heubner, „ist über alle Begriffe trübe gestimmt. Von Tag zu Tag sieht sie alles immer schwärzer und sieht nichts um sich als Liebloſigkeit und bösen Willen. Ach der Herr helfe ihr doch aus dieser immer mehr überhandnehmenden Gemüthsstellung! So mit der ganzen Welt zerfallen zu sein, an keines Menschen Wohlwollen mehr zu glauben, auch gegenüber von täglichen Beweisen des Gegentheils, ach das ist doch gewiß nicht das Rechte! Der Herr helfe, denn alle menschlichen Mittel und Wege, die ich nun seit so vielen Jahren versucht habe, sind zu Schanden geworden." Auch in den folgenden Jahren wurde ihre Stimmung nur bösartiger und seine Stimmung gedrückter. Wenn man ihn besuchte, bot er mit gewinnender Güte dem Besucher Platz, aber kaum war die Unterhaltung im Gang, so öffnete die Kranke einen Spalt der Thür und rief: „Richard!" „Gleich, gleich, Louise", antwortete er dann und hielt den Besucher fest, aber nach wenigen Minuten ertönte das „Richard!" in bedeutend schärferem Tone und sie behielt die Thür in der Hand. Im Verabschieden wurde dann noch ein Weniges auf dem Flur verhandelt, aber den Muth wiederzukommen hatte man nicht. Bei den seltenen Einladungen von Studenten zu Tisch hatte der Gatte stets einzuspringen, wenn sie mit scharfen Bemerkungen über die Leute auspackte und man wunderte sich nur, wie sie trotz ihrer Zurückgezogenheit von den sie besuchenden Pfarrfrauen und Kirchenräthinnen so gründlich über alle Heidelberger Vorkommnisse unterrichtet war, um sich solche Verse auf dieselben zu machen. Auch das sehr mittelmäßige Heidelberger Theater, das noch wenig Anstalten dazu machte nach Rothe's Theorie Cultusanstalt zu werden, mußte der geheime Kirchenrath zur Verwunderung der Studenten besuchen, da Chelius Zerstreuung verordnet hatte. Nachdem es im eigenen Hause völlig einsam geworden war, wendete die

*) I, 235. II, 152.

Kranke ihre ganze üble Laune gegen den armen Gatten, der aber dennoch weder bei Tag noch bei Nacht von ihrer Seite weichen durfte, aber trotzdem oft nur durch Dritte erfuhr, warum sie jetzt wieder grolle und was sie eigentlich wolle. Die beständige Krankenpflege, der Mangel an Bewegung, da sie nicht duldete, daß er ohne sie das Haus verließ, der Kummer machen ihn oft selbst krank und nehmen ihm die Kraft zur amtlichen Arbeit.

Fand Rothe die Zustände an der Fakultät nur wenig geändert, so war doch die Physiognomie Heidelbergs jetzt eine andere als im Frühling 1849, da er es verließ. Als er von seinem Prorectorat und der Neckarstadt Abschied nahm, herrschte dort eine bier- und siegestrunkene Demokratie, die alle gemäßigten Elemente niederbrüllte und die Bürgerschaft terrorisierte. Um so stiller fand Rothe jetzt die Stadt, in welcher Herr von Uria als Stadtdirector ein unerhörtes Pascharegiment führte, vor dem die Bürger zitterten. Die Helfer, mit denen er sich umgeben hatte, waren zum Teil dieselben, die unter dem radicalen Bürgermeister Winter gesinnungstüchtige Demokraten gewesen waren, wie sie jetzt die gesinnungstüchtigen Monarchisten spielten. „Man halte jetzt Umfrage," schrieb Häusser schon 1850, „und man wird nicht selten finden, daß die servilsten Fanatiker der Ordnung vor zwölf Monaten die wildesten Fanatiker der Anarchie gewesen sind." Das galt auch von der Universität, die jetzt der schwarzrothgoldene Zöpfl in der ersten Kammer vertrat. An ihn gliederte sich ein engerer Kreis von Gutgesinnten an, die allein das Ohr des Ministers hatten. Zu dieser kleinen aber mächtigen Partei zählte der Philologe Bähr, der Bruder des Oberkirchenraths, der bei Frau Schlosser auf dem Stift Neuburg Stammgast war, wo vornehmlich katholische Prälaten verkehrten, weßhalb Bähr selbst als geheimer Convertit galt. Dazu kamen die beiden Chelius, Roßhirt, Vater und Sohn, der pensionierte Curator von Dahmen, alle Rothe's persönliche Gönner, aber seinen Idealen so fremd wie er den ihren. Auch die Physiognomie der Gesellschaft hatte sich bedeutend geändert. War Heidelberg bei Rothe's Abgang einer der Mittelpunkte des süddeutschen politischen Lebens gewesen, so war es jetzt die Stadt der gefallenen Größen, denn es war zum stillen Asyl zahlreicher aus dem politischen Leben verdrängter Berühmtheiten geworden und gewann als Fremdenstadt immer mehr Aehnlichkeit mit Bonn. Heinrich von Gagern, den Bismarck eine „Phrasengießkanne" nannte, lebte schweigsam und würdig in unserer Mitte und noch zehn Jahre später, in einer Versammlung für die Schleswig-Holstein'sche Sache, der er präsidierte, erhielten wir ein Bild von der olympischen Ruhe, mit der er durch das tadelnde Emporziehen seiner buschigen Augenbrauen einst die Debatten der Paulskirche regiert hatte. Der frühere Statthalter von Schleswig-Holstein, Beseler, war Gegenstand der allgemeinsten Verehrung wegen der Stärke, mit der er seine geradezu ärmliche Lage

trug. Da beide die Erziehung ihrer Töchter Stadtpfarrer Zittel anvertraut hatten, traten sie auch den theologischen liberalen Kreisen näher. Noch enger hatte sich an diese Welcker angeschlossen, der als fleißiger Besucher der theologischen Donnerstagsgesellschaft, wie später des Protestantenvereins, ganz regelmäßig mit Rothe zusammentraf. Schöberlein ging schon Michaeli 1855 nach Göttingen ab; dafür war Plitt mit Rothe von Bonn nach Heidelberg übergesiedelt, wo er am Karlsthor sich vier Häuser in der Nähe von Umbreit zusammenkaufte und einen idealen Garten, überragt von der Schloßruine, anlegte. Das wichtigste gesellschaftliche Ereigniß aber war für Rothe, daß er zwei Monate nach seinem Einzug in Heidelberg seine dauernde Wiedervereinigung mit Bunsen feiern durfte, der schon damals, beim Eintritt in sein vierundsechzigstes Lebensjahr, aus dem diplomatischen Dienste ausscheiden mußte. Des „Ritters" neue Residenz wurde der waldgrüne Charlottenberg, die schöne Villa gegenüber dem Heidelberger Schlosse. „Dort war Bunsen täglich zu sehen," um die Worte seiner Gattin zu gebrauchen, „wie er über die Brüstung der Terrasse gelehnt, in die Gegend hinausschaute. Der volle Sonnenschein vergoldete die reich entwickelte Pflanzenwelt, der Duft der blühenden Orangen und Rosen im Garten erfüllte die Luft — das Bild wird in der Erinnerung dauern." „Bunsen," so erzählt Frances weiter, „fand zu Heidelberg einige vertraute Freunde und wurde von vielen herzlich begrüßt; außerdem bot ihm während des Sommers und Herbstes ein nie versiegender Strom Reisender aus allen Nationen die Gelegenheit zu beständigem anregendem Verkehr." Der Vertrauteste der Vertrauten war natürlich Rothe, mit dem er seit dreißig Jahren in niemals getrübter Freundschaft lebte. Mit dem ganzen Ungestüm seiner impulsiven Natur zog er Rothe in seine neuesten Studien hinein. „Rothe und ich sind glücklich im *συμφιλολογεῖν καὶ συμφιλοσοφεῖν*." „So schloß," fügt die Gattin hinzu, „ein Verhältniß, dem an Herzlichkeit und Innigkeit keines gleich kam von denen, die für Bunsen noch übrig geblieben." Seinem Freunde Abeken bekannte Bunsen*), er empfinde in Heidelberg das Gefühl einer endlich befriedigten lang genährten Sehnsucht nach der Lebensluft des deutschen Vaterlandes und der Freiheit einer Muße, die er nun ganz dem freien Worte widmen dürfe.

Daß Rothe's Beziehungen zum theologischen Kränzchen wieder auflebten, wo an Ullmanns Stelle jetzt Schenkel das Wort führte, ist selbstverständlich. Auch mit den Pfarrern, die demselben nicht angehörten, verkehrte Rothe auf's herzlichste. „Die Gottesdienste," schreibt er an Bleek, „sind zahlreich besucht, und wir sind jetzt auch mit den Predigern sehr auf einem grünen Zweige. Plitt wird ganz allgemein sehr hoch gehalten und geliebt. Holtzmann

*) Abekens Biographie S. 227.

hat sich ganz vortrefflich herausgemacht als Prediger. Ich höre seine in ihrer Einfachheit höchst inhaltreichen, sinnvollen und frischen Vorträge mit wahrer Freude. Auch von Zittel habe ich am letzten Sonntage eine recht tüchtige, bei aller Ruhe die Gemeinde nachdrücklich anfassende Predigt gehört, an der auch nicht eine Probe von lichtfreundlichem Geruch zu spüren war." Nur Sabel übergeht er. Das frühere Verhältniß stellte sich nicht wieder her, da beide Theile sich nach entgegengesetzten Richtungen weiter entwickelt hatten. Dazu hatte der schwäbische Pietismus soeben im Frühjahr 1854 in die ohnehin gründlich verfeindete kirchliche Welt Süddeutschlands eine Bombe geschleudert, die in Tübingen und Heidelberg eine unglaubliche Erbitterung und Aufregung hervorrief.

Von Ohr zu Ohr wurde es in Heidelberg umhergetragen, daß in einem neuen Romane, „Eritis sicut deus", der durch die Agentur des Rauhen Hauses, also unter Wicherns Flagge, auf den Markt gebracht wurde, Stadtpfarrer Zittel mit seiner gemüthskranken Frau als Pfarrer Titel vorkomme und der ganze Kuno Fischer'sche Freundeskreis der „Pantheisten" mit dem Brandeisen so gezeichnet sei, daß sie sich vor niemanden mehr sehen lassen könnten. Zittel, langjähriges Mitglied der badischen Kammer und dann des deutschen Parlaments, einer der geachtetsten Geistlichen des Landes, aber Rationalist, trug in seiner Ehe mit einer liebevollen, aber gemüthskranken Gattin ein ähnlich schweres Loos wie Rothe mit der gleichen Ergebenheit, nur daß er bei seiner amtlichen Thätigkeit nicht stets zur Stelle sein konnte, so daß dann schließlich auch die unglückliche Frau tragisch endete. Der Roman aber nahm die traurige Lage des schwer heimgesuchten Mannes zum Anlaß für die allerschlimmsten Verunglimpfungen. In dem „anonymen Roman", wie er sich selbst bezeichnet, wird Zittel als Pfarrer Titel, „Landtagsmitglied eines andern deutschen Ländchens", für jedermann deutlich gezeichnet, und auch sein Aussehen steckbrieflich genau beschrieben. Dieser Pfarrer Titel besucht den Tübinger Doctor Schärtel, als dessen Frau in Geisteskrankheit gefallen ist, und erzählt diesem, ihm selbst sei es nicht anders ergangen. Er bekennt, weibliche Eifersucht spiele bei solchen Erkrankungen häufig eine Rolle. Die christliche Anschauung gebe den Weibern oft eine übertriebene Vorstellung von ihrem Recht den Mann zu beschränken. „Wenn die türkischen Frauen das so genau nehmen wollten," meint der liberale Pfarrer, „so sähe es schlimm aus in den Häusern der Türken." Im weiteren Verlauf beschreibt Herr Titel die melancholischen Anwandlungen seiner geisteskranken Frau genau so, wie man sie in den badischen Pfarrhäusern von Frau Zittel herumerzählte. Den Doctor Schärtel tröstet er, so lang die Kranke ihre häuslichen Verrichtungen pünktlich besorge, sei die Sache nicht schlimm, „und was das Uebrige betrifft," setzte Pfarrer Titel mit einem Lächeln hinzu, „so giebt es ja noch Mittel sich zu

helfen. Die Sitte des Alten Testaments, das wir sonst eben nicht so hoch anzuschlagen pflegen, könnte hierin Fingerzeige geben." Auf die moralischen Bedenken Schärtels zuckt Pfarrer Titel die Achseln. „Ein solcher Zustand ist auf die Länge unhaltbar. Entweder man läßt die Gattin in ihrem äußerlichen Rechte und hilft sich so gut man kann, während man aus Rücksicht oder Anstand unter einem Dache mit ihr fortlebt — oder man löst das Band und bringt die verkommene Frau in eine Anstalt." Aber die bösen Erfahrungen, die Schärtel in dem Hause eines andern Volksmanns gemacht hatte, der sich ein Nebenweib hielt, waren der Grund, „warum er sich vor Conflicten der Art entsetzte, wie sie der freisinnige Pfarrer ihm angerathen hatte". Die Infamie, einem tadellosen Geistlichen, der ein geradezu musterhaftes Familienleben führte, so frivole Rathschläge in den Mund zu legen, erregte natürlich in Heidelberg die tiefste Entrüstung. Vollkommen Unschuldige kamen in den Verdacht, Verfasser des Schandbuchs zu sein. In Jena antwortete ein Beschuldigter mit einer Pistolenforderung, vor allem aber hetzte in Heidelberg die anonyme Schrift Leute hintereinander, die bisher in bestem Frieden miteinander ausgekommen waren. Erst im Jahre 1860 gefiel es der Verfasserin, zwar nicht ihren Namen zu nennen (der ist erst durch das Meyer'sche Conversationslexikon viel später bekannt geworden*), aber doch durch einige näheren Angaben die mit Unrecht Beschuldigten zu entlasten**). Der Roman stammte von einer württembergischen Lehrerin, die später Vorsteherin eines Mädcheninstitutes wurde, und war mit Hülfe ihres Bruders, der Theologe war und in Tübingen studiert hatte, verfaßt worden. Er spielt in Tübingen und überhäuft die dortigen Anhänger der Hegel'schen Schule mit nicht minder gewissenlosen Verleumdungen wie den Heidelberger Stadtpfarrer, ja er giebt ein wahrhaft entsetzliches Bild von der Art, wie in diesen pietistischen Kreisen mit dem guten Namen der kirchlichen Gegner umgegangen wurde. Vorgedruckt war dem Buche das Motto: „Wenn dich dein Bruder überreden würde und sagen: Laß uns gehn und andern Göttern dienen, so bewillige nicht und gehorche ihnen nicht. Auch soll dein Auge seiner nicht schonen und sollst dich seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen." Mit dieser alttestamentarischen Weisung rechtfertigte die anonyme Verfasserin, die alle Geheimnisse ausplauderte mit Ausnahme ihres eigenen werthen Namens, die Verleumdungen, die sie aus sicherem Versteck heraus verbreitet hatte. Wie sie Zittel als Pfarrer Titel auftreten ließ, so den Tübinger Docenten Friedrich Vischer, der sich auf seinen Leierkastenliedern Schartenmaier nannte, als Doctor Schärtel. Vischers unglückliche Ehe,

*) Artikel: Eritis sicut deus. 1898.

**) Aufschlüsse über Eritis sicut deus. Bremen und Leipzig bei C. Ed. Müller. 1860.

die schließlich geschieden wurde, ist das Thema des Buchs und seine Suspendierung, unmittelbar nach gehaltener Antrittsvorlesung, wird dem Romane einverleibt, so daß niemand im Zweifel sein konnte, daß Doctor Schärtel der in Württemberg viel berufene Schartenmaier sein sollte, was die „Aufschlüsse" auch ungeniert bestätigten. Der Pantheismus sollte in dieser Geschichte in drei Bänden sich selbst richten durch seine Früchte. Der „anonyme Roman" will zeigen, wie die Ungläubigen an ihrem Unglauben zu Grunde gehn und ihre Lebensgefährten mit in's Verderben reißen. Zu diesem Zwecke verwendete die Verfasserin keineswegs frei erfundene Gestalten, sondern bekannte Persönlichkeiten der freisinnigen Theologie und Hegel'schen Philosophie. Das Haupt der Tübinger Schule, Chr. Ferdinand Baur, wird als Senior der Hegelianer geschildert, der nicht alle Consequenzen der Jungen mitmachen will und höchst ehrbar den Schülern einschärft, sie sollten das gemeine Volk, das stets auf der Stufe der Vorstellung verharren müsse, nicht mit den negativen Momenten des Begriffs oder dem ihm unverständlichen Sinne der Idee verwirren. Trotzdem wird die Heldin des Buchs mit der sie verwirrenden Weisheit nicht verschont, daß Paulus höher stehe als Jesus. In dem berühmten Literaten, der die weltberühmte Sängerin geheirathet hatte, aber im Begriffe ist, sich wieder von ihr zu scheiden, konnte niemand David Friedrich Strauß verkennen, dem die Verfasserin in einigen drastischen Scenen die bekannte schwäbische Nachrede kleinlichen Geizes anhängte. Schwegler tritt unter dem Spottnamen „die Substanz" auf, Köstlin, mit seinem berühmten schwäbischen Dialekt als Doctor Schwäberlein. Nicht minder kannte man in Tübingen den ganzen Theaterzettel für die weiblichen Rollen, was sehr traurige Folgen bei einigen Betroffenen nach sich zog. Giftige Ausfälle gegen Straußens Jugendfreund Märklin und sein Buch über den Pietismus, gegen Pfarrer Rapp, der zu seinem Kummer den Kirchenrock nicht los wird, gegen den Dichter Mörike, der im gleichen Spitale krank liegt, überhaupt gegen den ganzen Strauß-Vischer'schen Freundeskreis, bewiesen, welch liebevolles Interesse die christlichen Kreise dem Privatleben ihrer Gegner zuwendeten. Auch bei den übrigen Gestalten, die wir Auswärtigen heute nicht mehr identificieren können, hat man doch deutlich den Eindruck, daß sie nicht Schöpfungen der Phantasie sind, sondern daß „die Dichterin" irgend welche Wirklichkeit abschreibe oder fromme Zuträgereien verwende. Nachdem sie so dafür gesorgt hat, daß niemand im Zweifel bleibe, wen sie meine, ließ sie diese verkleideten Tübinger und ihre Gäste „aus dem Nachbarlande" alle Schande vollbringen, die vor Augen stellen kann, was der Pantheismus aus den Menschen mache. Die Losung der Ungläubigen ist: „Wir wollen unsre Weiber tauschen, wir wollen uns in Schnaps berauschen, wir wollen uns mit Talg beschmieren und nackt im Sonnenschein spazieren,

wir wollen" — Hegelianer sein. Da scheidet sich Einer von seinem treuen Weibe, weil er die Seele will, die ihn begreift, und die begreifende Andere erklärt: „Nein, die Sache macht mir nicht den geringsten Skrupel, diese Susanne ist nichts als ein Einzelding, ein Exemplar der Gattung Schweizer; hat ein solches Geschöpf ein Recht, einen Mann wie ihn zu besitzen?" Es findet sich dann auch „ein moderner Theologe", der die schwangere Philosophin mit dem durchgegangenen Ehemann traut — und das alles kommt vom Pantheismus. In diesem Barockstil philosophieren Hegelinge und Feuerbachantinnen miteinander bis einer nach dem andern endet wie ein Bovist. Wenn die Presse der Verfasserin mit Entrüstung entgegenhielt, daß sie deutlich bezeichneten Leuten Dinge nachrede, die diese nie begangen hätten, so erwidert sie: „Man vergesse nicht, daß mein Programm mich nöthigte, einen Spiegel vorzuhalten, wohin diese Grundsätze führen ... Ich bin auch bereit, auf etwaige weitere Anschuldigungen das ganz specielle Recht zu solcher Consequenzmacherei, das heißt nur leiser Weiterführung der vom jenseitigen Lager aus selbst notierten Lieblingsspielereien darzuthun." Es bezieht sich das darauf, daß Vischer in seinem Aufsatze: „Strauß und die Württemberger" die zärtlichen Freundschaften älterer Seminaristen mit Knaben der jüngern Kurse mit ähnlichen griechischen Verhältnissen verglichen hatte. Die „nur leise Weiterführung" bestand nun darin, daß die Verfasserin Doctor Schärtel zum Päderasten macht. Auch kirchliche Blätter haben der frommen Jungfrau diese Schmutzgeschichte verdacht, sie aber macht den lieben Gott selbst für diese Episode ihres Buchs verantwortlich. Schärtel ist in einen jungen Maler verliebt. „Ich konnte," sagt die Verfasserin*), „nicht recht klug werden, wo es mit dem Maler hinauswolle? Sein Verhältniß zum Philosophen war mir noch ganz unklar, es mußte einer Spitze zulaufen und doch hatte und kannte ich dieselbe nicht." Wie sie gewöhnt war, griff sie also zur Bibel und der Spruch, auf den ihr Auge fiel, war die Beschreibung, die Römer 1, 26 ff. von der widernatürlichen Unzucht giebt. „Ich hatte die Stelle nie gelesen," (sie, die tägliche Bibelleserin!), „sie war mir ganz fremd ... Wie ich sie aber zum zweiten Mal las, blitzte mir der Zusammenhang mit der Geschichte auf und dadurch bekam ich ein solches Entsetzen, daß ich das Buch (die Bibel!) wegwarf und in tiefer Erschütterung dem Herrn den Gehorsam kündete: ‚nein das schreibe ich nicht, das darfst du mir nicht zumuthen!' Aber mit eisernem Griffel stand über mir geschrieben: ‚du sollst, du mußt!'. Endlich nach mehreren Kampfestagen brachte ich die Sache schriftlich vor meinen Bruder, indem ich auf die Stelle wies, mein Widerstreben kund that, aber auch der Stimme, die mir immer befehlen wollte, gedenken mußte. Er entschied wieder: ‚es ist

*) Aufschlüsse S. 56.

vom Herrn, da darfst du nicht widerstreben'." Ueber das Urtheil der Welt tröstete sie sich mit dem Worte: „der Christ richtet alles und wird von niemand gerichtet." Vom Herrn ist also die Schmutzgeschichte*), daß Schärtel dem Maler erlaubt, seine Gattin zu küssen, falls er mit ihm Jupiter und Ganymed spielen wolle. Und so geschah „der Tauschhandel", in dem Elisabeth von Schärtel hingegeben wurde, um mit dem Maler vollbringen zu können, was Römer 1, 27 geschrieben steht. Der Hegelianer aber rechtfertigt sich in dem Buche: „Das Leben hat viele Geheimnisse. Wir müssen alles erforschen, um alles begreifen zu können."

Man wird nun sagen, für die schmutzigen Phantasieen einer hysterischen Betschwester kann man unmöglich ihre Partei verantwortlich machen. Aber so liegt die Sache nicht. Nicht nur ihr theologischer Bruder, sondern auch ein Mitarbeiter der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung hat sich, nach Aussage der Verfasserin**), bei der Ueberarbeitung des Manuscripts sehr erheblich betheiligt und sie dadurch zu bleibendem Danke verpflichtet. Das Buch ist dann noch durch viele Hände gegangen, bis die sich aufthürmende Schwierigkeit, einen Verleger zu finden, bewältigt war. „Die ersten Urtheile der lieben Männer, die der Herr zum Werke herzurief, waren auch gleich so voll Verständniß der großen Sache, daß es mir sehr zum Danke wurde, und alles Schwere überwinden half." Eine ziemliche Anzahl von Führern der Frommen war also an der Veröffentlichung des nichtswürdigen Buchs betheiligt. Um einen Vorstoß der christlichen Kreise gegen die Heidelberger und Tübinger Gegner handelte es sich und wenn kein Geringerer als Wichern das Buch, gewiß nicht ungeprüft, für den Verlag des Rauhen Hauses übernahm, so war das eine neue Probe, was Wichern alles zur innern Mission rechnete und welche Mittel er den Ungläubigen gegenüber für erlaubt hielt. „Dein Auge soll ihrer nicht schonen, du sollst dich ihrer nicht erbarmen noch sie verbergen", lautete ja schon das Motto auf dem Titel.

Nach einer sehr probabeln Meinung ist der gehässige Charakter sogar erst nachträglich durch die Berather der Verfasserin dem Buche aufgedrückt worden, das in seinen Anfängen eine durchaus sympathische Schilderung der Tübinger Universitätskreise gab. Um so mehr sind jene pietistischen Berather für diesen Charakter verantwortlich. Der Entwurf, wie sich aus dem ersten Band erkennen läßt, scheint einen mehr oder weniger harmlosen Gesellschaftsroman beabsichtigt zu haben. Derselbe blieb dann nach Erzählung der Verfasserin sieben Jahre liegen***). Aus dem alternden Mädchen, das mit der Schrift-

*) Eritis sicut deus II, 288 f.
**) Aufschlüsse S. 74 ff.
***) Ebenda S. 45.

stellerei ein leeres Leben ausfüllen wollte, war inzwischen eine fromme alte Jungfer geworden und unter dem Einfluß ihres theologischen Umgangs und mitgerissen durch die pietistische Hochfluth, wohl auch gereizt durch die Excesse der deutsch-katholischen Bewegung und der junghegel'schen Schule, arbeitete sie ihr Buch zu einer Streitschrift um, so wie Wilhelm Hauff seine hübsche Erzählung, „Der Mann im Mond", auf Menzels schlechten Rath in eine Satire auf Klauren verwandelt hat. Pietistisch verbildet und verdreht wollte die fromme Dame jetzt sich und andern vorgaukeln, ihre Inspirationen seien höhere Offenbarungen und selbst den Verleger hat ihr der liebe Gott ganz direkt besorgt. „Am Tage," schreibt sie, „da ich die Kunde erhielt, daß das Rauhe Haus den Druck besorgen wolle, war die Tageslosung: ‚Mein Anschlag bestehet und ich thue alles, was mir gefällt'." Auf die Anfrage, ob sie anonym bleiben solle, war die Antwort ihrer Bibel: „Er verbirgt mich heimlich in seinem Gezelt und erhöhet mich auf einem Felsen." So kann sie ihre „Aufschlüsse" mit der Versicherung schließen: „Gott wollte es, Gott hat es gethan." Jedenfalls hatte sie bei dem Suchen von „Losungen" eine erstaunlich glückliche Hand, wenn sie nicht eine erstaunliche Fertigkeit — im Lügen hat. Als ihr mitgetheilt wurde, was sie durch ihr Buch bei den armen Frauen angerichtet habe, die sie in ihre Schmutzgeschichte hereingezogen hatte, erwidert sie mit der vollkommenen Herzenshärtigkeit einer Erwählten, die weiß, daß die Heiligen alle richten, aber von niemanden gerichtet werden: „Wenn, wie ich gehört, gewisse Damen in Wirklichkeit sich als Madeleine und Elisabeth herausgefunden haben und deßhalb in zeitweisen Wahnsinn verfallen sind, so bin ich jedenfalls daran unschuldig, da mir dieselben ganz fremd sind." ... „Auch sind die vielen Thränen, die das Schlangenbuch aus vorher gar sichern Augen gepreßt haben soll, eitel Gnade, wenn die Ruthen, mit denen sie gezüchtigt werden, sie noch bei Zeiten zum Aufmerken bringen, daß sie Ihn fürchten lernen, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle." „Unser Buch ist eben nichts anderes als eine Kelter des grimmigen Zorns des lebendigen Gottes und ein Beweis von der Wahrhaftigkeit seiner wirklichen Existenz." In Betreff des Erfolgs ihres Pamphlets triumphiert die Verfasserin noch 1860, ihr Buch habe dem Cultus des Genius einen so starken Stoß versetzt, daß er sich noch heute nicht von demselben erholt habe*).

Traurig genug ist es, daß die frommen Kreise für ein solches Buch Reklame machten, so daß eine Auflage nach der andern erschien und vor allem bleibt es räthselhaft, wie Wichern sich an einem solchen Geschäfte betheiligen konnte. Er hielt es für eine genügende Entschuldigung, wenn er erklärte, die Agentur des Rauhen Hauses sei ein Buchhändlergeschäft wie ein anderes und

*) Aufschlüsse S. 11.

habe für den Inhalt ihrer Verlagsartikel keine andere Verantwortlichkeit als jede andere Firma für die ihren. Verleugnet hat Wichern das Buch nie und auch die weiteren Auflagen der Schandschrift erschienen bei ihm, obwohl er nun doch über den verleumderischen Charakter derselben aufgeklärt sein mußte. Der Grund dieses Verfahrens lag in seiner Entrüstung über die Tübinger Schule, aber wie gründlich muß er sich mit deren Arbeiten beschäftigt haben, wenn er schreiben kann: „Hinsichtlich Württembergs, wo in Tübingen ein Bruno Bauer (!) den einflußreichsten Lehrstuhl inne hat, wird jeder meine Besorgnisse theilen*)." Er meint also, der Junghegelianer Bruno Bauer sei das Tübinger Schulhaupt Christian Ferdinand Baur. Gegner, die er nur dem Namen nach, und diese nicht einmal richtig kennt, läßt er kühlen Herzens moralisch vernichten, aus keinem andern Grunde als weil sie Gegner sind. Hengstenberg, dessen Mitarbeiter die Drucklegung vermittelt hatte, zog sich bald von der Sache zurück, als sie bedenklich wurde. Er meinte, wenn ein Ungläubiger seine Gelüste vielleicht nach pantheistischen Principien rechtfertige, so stammten sie doch nicht aus dem Pantheismus. Sie würden da sein, auch bei jeder andern Philosophie. Darum verdiene das Buch das Aufheben nicht, das man von ihm mache. Der kluge Mann fand es doch nicht rathsam, den Sturm der Entrüstung auf sein Haupt zu lenken, den das Buch entfesselt hatte. Nur ein namhafter Theologe nahm sich der Schrift an und dieser Eine war Schenkel. Während der Streit mit Kuno Fischer ihm Ungunst genug zugezogen hatte, that er das Thörichtste was er thun konnte und pries das dreibändige Werk mit vollen Backen. „Der Verfasser," sagte Schenkel in seiner Allgemeinen Kirchenzeitung, „welchen wir wohl in einem jüngeren Gliede der württembergischen Geistlichkeit zu suchen haben, der an Ort und Stelle in Tübingen Studien, und vielleicht auch Erfahrungen über den Pantheismus gemacht hat, steht auf der Höhe, von welcher allein solche Zeiterscheinungen verstanden werden können, auf dem Boden der christlichen Offenbarung. Aber sein christlicher Standpunkt macht sich nicht in zudringlicher Weise geltend." An Goethe's Wilhelm Meister fühlt Schenkel sich erinnert! „Wer den Pantheismus gründlich kennen lernen will, seine Höhen und Tiefen, was er ist und was er will, was er aus dem Menschen macht und wie weit er ihn bringt, der findet hier vollkommen, was er sucht." Schenkel jedenfalls hat hier gefunden, was er suchte: die Rechtfertigung seines Verfahrens gegen Kuno Fischer.

Schon sein freundschaftliches Verhältniß zu Zittel brachte es mit sich, daß Rothe den verleumderischen Roman auf's schärfste verurtheilte. An Schenkels Empfehlung desselben wird er darum geringe Freude gehabt haben.

*) Wicherns gesammelte Schriften I, 267.

Er schrieb später, ihm sei völlig unbegreiflich, wie leichtfertig die Gläubigen den Stab brächen über Leute und Verhältnisse, die sie absolut nicht kennten und selbst der ehrliche Thadden, Gerlachs Schwager, macht die nachdenkliche Bemerkung: „Medisance und Geiz sind tolerable Sünden nach der pietistischen Tradition“ *).

Der tägliche Verkehr mit Schenkel war für Rothe durch die Kollegenschaft gegeben und in seiner liebenswürdigen Weise hatte er bald die guten Seiten des neuen Kollegen herausgefunden. „Die Persönlichkeit Schenkels,“ schreibt er an Bleek, „hatte ich mir ganz anders vorgestellt als ich sie in natura gefunden habe. Die Täuschung war sehr zu seinem Vortheil. Bis jetzt wenigstens habe ich Schenkel nur immer lieber gewinnen können. Der persönliche Verkehr mit ihm ist sehr angenehm und seine ganze Erscheinung macht so sehr den Eindruck eines eben so geraden und gutmüthigen wie tüchtigen und energischen Charakters, daß ich manches von seinem Thun und Lassen, namentlich sein Verhalten gegen Dr. Fischer jetzt gar nicht recht zu begreifen vermag.“ Um so mehr ließ er es sich angelegen sein, die häßliche Fischer'sche Sache aus der Welt zu schaffen. Seinen Besuch bei Fischer hatte er gemacht; die persönliche Bekanntschaft mit dem verfolgten Philosophen brachte aber die beiden, von Natur so verschieden Gearteten, sich nicht näher. Rothe vermißte, wie an andern Gelehrten, an dem jungen Philosophen „das von sich Losgekommensein“, das er vor allem von einem Philosophen verlangte. Auch Fischers Intimität mit Gervinus und D. Fr. Strauß war einem näheren Verkehre wenig günstig. Von seinem Besuche schreibt Rothe an Bleek: „Der Eindruck, den die Person Fischers auf mich gemacht hat, ist ein mäßig günstiger; etwas gar viel Eingenommenheit für sich selbst fühlt man doch bald ab. Das ändert aber nichts daran, daß ihm ein nicht zu beschönigendes Unrecht geschehen ist.“ Es geschah auf Rothe's Anregung, daß nun auch Bunsen sich Fischers annahm, und wenn der allzeit Hülfsbereite nicht direkt mit seinen Vorschlägen zum Ziel kam, so war doch schon sein Betreiben der Sache für Fischer ein Vortheil. Rothe's Theilnahme und Güte hat Fischer stets mit aufrichtigem Danke anerkannt. „Das inkarnierte Christenthum“ nannte er ihn und gestand, als er, nach langer, bewegter Verhandlung über seine Sache, Rothe's Stube verließ, habe er zu sich selbst gesagt: „Es wäre doch gut, wenn du auch so wärest.“ Der literärische Streit war inzwischen weiter gegangen und hatte sich keineswegs zu Schenkels Gunsten gewendet. Auf den Artikel in Nr. 12 der Allgemeinen Kirchenzeitung von 1854 antwortete Fischer sofort mit der Schrift: „Das Interdict meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 130.

Schenkel". Es ist der überlegene Ton der Lessing'schen Streitschriften gegen den Hauptpastor Götze, den Fischer gegen den Heidelberger Seminardirector anschlägt, dem er auch nicht die kleinste Inconsequenz, nicht einen einzigen Selbstwiderspruch erläßt. Wenn Schenkel erklärt, seine Besprechung habe er bis zur Vollendung des Fischer'schen Buchs aufgeschoben, da nur so ein gerechtes Urtheil möglich sei, so spottet der Gegner natürlich über diesen gerechten Richter, der ihn denuncierte, absetzte, um seinen Lebensberuf brachte, obwohl nach seiner eigenen Aussage auf Grund der unvollendeten Schrift ein abschließendes Urtheil gar nicht möglich war. Schenkel erklärt, er untersuche nicht, wie weit Fischer die philosophischen Systeme richtig dargestellt habe, er unterlasse also gerade diejenige Untersuchung, auf die es bei Beurtheilung einer Geschichte der Philosophie allein ankomme. Dafür rede er von dem Eindrucke, den das Buch ihm mache, aber Eindrücke hingen von dem Subjecte ab, das sie empfange. Schenkel versichere, was zudem, wie jedermann in Heidelberg wisse, eine Unwahrheit sei, daß der Beifall der Studenten bereits im Abnehmen gewesen sei und bald von selbst aufgehört haben würde und gestehe doch zu, daß er ein Gegengewicht für nöthig gehalten habe. Er interpretiere Fischers Buch mit der unglaublichsten Verdrehung der Worte, um die Anklage auf Ketzerei aufrecht zu erhalten und erdichte Beleidigungen des Oberkirchenraths und Ministeriums, deren seine Vorrede sich mit keiner Silbe schuldig gemacht habe, um ihm diese Behörden auf den Hals zu hetzen. Die Ueberlegenheit des jüngeren Mannes über den Aeltern erweckte natürlich den größten Applaus der Studenten, die den brillanten Lehrer schmerzlich vermißten. Auf eine stille Ergebung Schenkels in diese Anklage hatte Fischer wohl selbst nicht gerechnet. So begann der Streit jetzt erst recht. Schenkel antwortete mit einer „Abfertigung für Herrn Kuno Fischer in Heidelberg". Schon wegen dieses anmaßenden Titels erregte die Schrift Aergerniß. „In diesem einen Worte ‚Abfertigung'," schrieb Fischer in einer zweiten Streitschrift, „Apologie meiner Lehre", „sehe ich ihn vor mir, wie er leibt und lebt, den Mann, der sich immer die übermüthigste, seinem Gegner immer die schmählichste Rolle zudenkt . . . Ja, ja, er ist ein für allemal der mächtige Fels und sein Gegner ist immer das arme Sandhäufchen, und dann ist er wieder der Sturm, der mit vollen Backen das arme Sandhäufchen umbläst und in alle Winde verjagt." Die vornehm gehaltene Vertheidigung Fischers bezeichnet Schenkel in seiner Abfertigung als eine von plumpen Injurien strotzende Schmähschrift, die doch fast alles Salz des Piquanten entbehre. Mit Recht konnte Fischer darauf hinweisen, daß er im Gegentheil dort, wie überall, die maßvollen Ausdrücke den volltönenden vorziehe. „Ich möchte rufen: ‚wie bäuerisch', so schreibe ich: ‚wie wenig geschickt'. Ich denke: ‚wie albern', so schreibe ich ‚wie seltsam'." Nach diesem

Lexikon mochte Schenkel sich nun die Interjectionen übersetzen, an denen Fischers Erwiderung es nicht fehlen ließ. Hatte Schenkel schon durch Lectüre des Buchs noch tiefere Blicke in Fischers verkehrtes Gemüth thun können, so sind ihm jetzt vollends die Schuppen von den Augen gefallen. „Ich hielt Doctor Fischer," sagt er in seiner Abfertigung, „für einen irregeleiteten jungen Mann, der den rechten Weg vielleicht noch finden könne, wenn eine ernste Gewissenserschütterung über ihn komme." Er glaubte damals noch einen philosophischen Schwärmer oder pantheistischen Fanatiker vor sich zu haben. Die rechtgläubige Interpretation, die Fischer im zweiten Theile seines Buchs den Aeußerungen der ersten Lieferung gebe, zeigt ihm nun aber, daß er nicht einmal das ist, sondern einfach ein Mann, der Carriere machen will. „Ich bin," schreibt der Schweizer Streittheologe, „in meinem Leben schon manchem Gegner Rede gestanden, aber noch niemals Einem, der mir übermüthiger in Worten, und nichtiger in der That erschienen wäre, niemals Einem, der auf dem Kampfplatze das Schwert seiner Ueberzeugung selbst so jämmerlich zerbrochen und so feig weggeworfen hätte, wie dieser Herr Fischer*)." Zwanzig Artikel in der Kirchenzeitung hätten ihm nicht so viel schaden können, als diese Revocation, die jedem anständigen Manne als Feigheit erscheinen müsse. „Wäre Herr Fischer gegen mich aufgetreten als gegen einen Mann, der seine Philosophie verderblich genannt, aber seine Person geschont hat, hätte er seines mit Ostentation einst von ihm proclamierten pantheistischen Systems, sich gegen mich angenommen; hätte er mich selbst einen orthodoxen Finsterling genannt; hätte er für sich das Recht in Anspruch genommen, gleich wie ich zu lehren, dann hätte er wie ein Charakter gehandelt und fürwahr, ich hätte ihm meine Achtung nicht versagt." Fischer erwiderte in seiner „Apologie": „Ich bedauere, daß ich mit den vorgeschlagenen Ausdrücken nicht dienen kann. Erstens passen sie nicht auf meinen Ankläger, denn Herr Schenkel ist weder orthodox noch ein Finsterling, sondern, wenn ich nicht irre, verbindet er eine gewisse Orthodoxie mit einer gewissen Aufklärung." Um so entschiedener wendet Fischer sich gegen Schenkels Vorwurf, daß er in dem zweiten Theile seines incriminierten Buchs Sätze verleugne, die er im ersten bejaht habe. Beide Theile verhielten sich, nach Schenkel, wie ja und nein. Während er in dem ersten Theile mit Ostentation seinen Pantheismus aufdränge, verkriecht er sich im zweiten „unter dem Spritzenleder der Orthodoxie", wie der moderne Winkelried (Herwegh) und handle nach dem Grundsatze: si fecisti nega. Damit habe er sich auch um die Achtung derer gebracht, die seinem Pantheismus zustimmen. Als er so schrieb, hatte der eilige Theologe nur vergessen, daß er in der Allgemeinen Kirchenzeitung in seiner Recension des ganzen Buchs

*) Abfertigung S. 21.

noch eben hatte drucken lassen: „Wir bleiben dabei, der Verfasser lehrt auch im zweiten Theile seiner Schrift, nur weniger nackt und roh, die pure Weltvergötterung, und steht nicht auf christlichem, sondern auf paganistischem Boden.“ Hatte er damals „das Spritzenleder der Orthodoxie“ noch nicht entdeckt, so mußte man füglich fragen, wer hat nun Recht, der Recensent Schenkel in der Kirchenzeitung oder der Abfertiger Schenkel in der Streitschrift? Und wem sollte es gefallen, wenn der wohl bepfründete Theologe einen jungen Mann, den er um seinen heiß geliebten Lehrberuf, vielleicht für immer gebracht hatte, auch noch in dieser Weise verhöhnte? Daß er sich eine Lehrstelle wünsche, gab Fischer ruhig zu. „Ich bin ein Mann, dessen beste Kräfte berufen sind zu lehren, der nichts anderes will als lehren und bis jetzt nichts anderes gethan hat als gelehrt ohne jede fremde Beimischung, ohne jedes anderweitige Interesse . . . Diese mühevolle Laufbahn, welche meines Lebens innerstes Glück ausmachte, ist mir genommen vor der Zeit, vielleicht für immer.“ Zur Sache verweist er mit Recht auf den Irrthum der Unbewanderten, zu meinen, daß jede pantheistische Theorie irreligiös, jede theistische religiös sei. Schleiermacher war Pantheist, Reimarus war Theist, aber wer von beiden die religiöse Natur gewesen, wissen alle, die sich mit Religionsphilosophie befaßt haben. Rothe lernte von der Schrift schon vor ihrem Erscheinen durch Fischer selbst einige Proben kennen, und hatte geringe Freude an dieser Fortsetzung der literärischen Fehde. Nach Bonn schreibt er darüber: „Es wird hier in wenigen Tagen ein neuer Akt (ich weiß nicht, der wie vielte es ist) der Fischer'schen Tragödie in Scene gesetzt werden. Eine Antwort des Dr. Fischer, und zwar eine sehr corpulente, auf die Schenkel'sche Abfertigung ist im Begriffe aus der Presse hervorzuspringen. Leider, leider! Ich sehe gar nicht ab, woher in dieser leidigen Sache das Ende kommen soll? Nach den Proben, die mir der Autor vorläufig mitgetheilt hat, wird die neue Replik ziemlich bitter ausfallen, und ich glaube kaum, daß Schenkel sie unbeantwortet lassen wird oder auch nur wird lassen können.“ Bitter war die Antwort freilich, aber doch nicht in dem Tone Schenkels gehalten, da dazu, wie Fischer in seiner Erwiderung sagt, „ein Temperament gehört, das mir die Natur wohlwollend genug versagt hat“. Wie an der Universität Schenkels „Abfertigung“ aufgenommen wurde, das zeigt ein Schreiben des alten Schlosser an seinen Buchhändler vom 20. März 1854: „Schicken Sie mir doch gefälligst den Wisch, den Schenkel unter dem Titel: ‚Abfertigung für Herrn Kuno Fischer‘ geschrieben und zu seiner eigenen Schande hat drucken lassen.“ Schenkel mußte fühlen, wie das allgemeine Urtheil sich gegen ihn wende, und daneben ist es wohl Rothe's Einfluß zuzuschreiben, daß er nunmehr das Gefecht abbrach, das ihm ohnehin keine Lorbeeren eingetragen hatte. Er begnügte sich mit einer Schlußerklärung, Dr. Fischer beharre in seiner unwahren Darstellung des

Sachverhalts und er seinerseits könne seine Zeit besser brauchen als zu einem philosophischen Klatsch. So werde er nicht weiter antworten. Jetzt erst war für Rothe die Zeit gekommen, den Schaden zu heilen. Er bat seinen Freund Bunsen, in Karlsruhe seine Vermittlung eintreten zu lassen. Bunsen that es, indem er unmittelbar an den Regenten schrieb, daß nach seiner und Rothe's Ueberzeugung dem jungen Philosophen ein großes Unrecht geschehen sei, das man wieder gut machen sollte. Der junge Fürst antwortete freundlich, seinerseits werde er gern Fischer wieder zur Lehrthätigkeit zulassen, aber es könne in der Sache nichts geschehen ohne volles Einverständniß mit der theologischen Fakultät. Dazu stellte sich jetzt heraus, daß nicht nur die Mitglieder des Oberkirchenraths widerstrebten, die durch ihre frühere Anregung des Processes natürlich gebunden waren, sondern auch der neue Prälat. Ullmann erklärte, er habe anfänglich den jungen Docenten nicht so sehr streng beurtheilt, erst durch seine Streitschriften gegen Schenkel sei er über dessen, dem Christenthum innerlich feindliche Stellung belehrt worden. Bunsens gut gemeinte Vermittlung scheiterte aber auch daran, daß Fischer zu stolz war ein Gnadengesuch einzureichen, das seines Erfolgs nicht einmal sicher gewesen wäre. So beruhte die Sache und nur durch Empfehlung des gemaßregelten Privatdocenten in Berlin und eine höchst ehrenvolle Erwähnung des proscribierten Buchs im ersten Bande seines Werks: „Gott in der Geschichte", konnte Bunsen auch weiterhin seinen guten Willen beweisen. Inzwischen hatte Rothe den Verkehr Schenkels mit Bunsen vermittelt, was Fischer sehr erbitterte. „Der Mensch," sagte er zu Bunsen, „ist am Ertrinken und Sie sind das große Schiff, das vorbeikommt, und das er nun besteigen möchte." Aber Bunsen hatte kirchenpolitische Feldzüge in Vorbereitung, zu denen er die Beihülfe Schenkels, des Mitredacteurs der Allgemeinen Kirchenzeitung, nicht entbehren konnte; überhaupt brauchte er eine theologische Partei. Um aber auch Fischer gerecht zu werden, suchte er in Berlin Böckh und Alexander von Humboldt dafür zu interessieren, daß Fischer sich in Berlin habilitieren dürfe. Wie gewöhnlich wurden durch Raumer sofort Hengstenberg und die Gerlache in dieser wichtigen Sache zu Rath gezogen. Die Gerlache waren gegen Fischers Zulassung, schon weil der Plan von Bunsen ausging, aber sich näher über Kuno Fischer zu erkundigen, fand der fromme General nicht für nöthig. Wie seinem Freunde Wichern Bruno Bauer und Christian Ferdinand Baur in *einen* mythischen Häresiarchen zusammenflossen, so hält Gerlach den Tübinger Friedrich Vischer und Kuno Fischer für ein und denselben Ketzer und aus diesem Mißverständniß heraus schrieb er am 28. Juli 1856 über Bunsens Plan: „Vischer soll *wegen der Lehrfreiheit* Pantheismus und Atheismus predigen dürfen." Danach durfte man auf einen harten Strauß gefaßt sein. Den Verlauf der Angelegenheit meldete die Protestantische Kirchenzeitung nach

Fischers eigenen Mittheilungen*). Als Hengstenberg von Fischers Gesuch hörte, habe er seinen Studenten gesagt, so weit sei es denn doch noch nicht, dafür sei er auch noch da. In der That wurde er von dem Cultusminister von Raumer zu einem Gutachten in der Sache aufgefordert. Von der königlichen Bibliothek wurden aber auf seine Bitte, ihm die philosophischen Schriften Fischers zu schicken, die Werke des Erlanger Philosophen Fischer ihm zugestellt, in denen die Weisheit eines anerkannt christlichen Philosophen niedergelegt war. „Thut nichts, der Jude wird verbrannt." Erst nach drei Wochen wurde Hengstenberg gewahr, daß er einen falschen Fischer erwischt habe. Nun konnte er sein vernichtendes Gutachten mit noch größerem Abscheu erstatten, auf das hin Raumer Fischers Gesuch abwies. Bunsens, Böckhs und Humboldts Vermittelung bewirkten aber, daß Raumer vom König zum Berichte über die Angelegenheit aufgefordert wurde und fürchten mußte, der König werde sich für Fischer entscheiden. Da fand sich ein Ausweg. Der Jenaer Senat hatte die Berufung Fischers zum Honorarprofessor in Anregung gebracht. Die Regierungen von Altenburg und Meiningen erhoben aber Bedenken. Da soll Raumer selbst in Meiningen zu Gunsten Fischers auf Privatwegen interveniert haben, um den Conflict mit der Berliner Universität und dem unberechenbaren Friedrich Wilhelm IV. zu vermeiden. So erhielt im November 1856 Fischer den Ruf, auf den er drei Jahre hatte warten müssen. Am 10. December hielt er in Jena seine Antrittsvorlesung, in der er seine seitherigen Schicksale vornehm bei Seite ließ: „Vor mir der Tag und hinter mir die Schatten." Die Zuhörer standen dicht gedrängt bis in den Gang und bis unmittelbar vor dem Katheder, so daß er bald in das auditorium maximum umzog, wo einst Fichte und Schiller gelesen hatten. Ich hatte schon einige Tage vorher bei ihm belegt. „Aus Baden," sagte er mir, „hat man mich vertrieben und der Erste, der sich bei mir meldet, ist ein Badenser." Er nehme das als ein gutes Omen und ich hatte ihm in Folge dessen vielfältige persönliche Förderung und viel Freundlichkeit zu danken.

Von diesen wenig erfreulichen Händeln abgesehen war Rothe's zweiter Aufenthalt in Heidelberg nicht weniger gesegnet und beglückend als der erste. Der gemüthliche Rapport mit der Heidelberger Gemeinde hatte sich bald wieder hergestellt. Bei der großartigen Offenheit seines reinen Gemüths wurde der Gedankenkreis, in dem er sich neuerdings bewegte, in seinen Universitätspredigten sofort ohne Rückhalt offenbar. Sein Lieblingsthema wird, daß wir an die Person Christi glauben sollen, nicht an die Lehren von der Person, an Christus nicht an die Christologie. Unseren Glauben und unser Gewissen könnten wir nach ausgelebten Begriffen nur modeln auf Kosten unserer Ge-

*) Protestantische Kirchenzeitung, Jahrgang 1856, S. 1250.

wissenhaftigkeit und unseres Wahrheitssinnes. „Aber wehe uns, wenn wir einmal dem innern Wahrheitssinn in uns Gewalt angethan, dieses Keimblatt alles menschlich Edeln in uns, vor allem unseres religiösen Lebens, zerknickt haben. Davon ist dann die unausbleibliche Folge eine immer weiter überhandnehmende Unlauterkeit unseres Christenthums, und insbesondere führt es ganz naturgemäß auch dazu, daß man, wie wir es in unsern Tagen so oft mit tiefem Schmerze sehen müssen, einer wahrhaft heidnischen Klugheit gemäß, den Glauben an Christus als bloßes Mittel für Zwecke benutzt, die ihm völlig fremd sind." — In einer Predigt am fünften Sonntag nach Trinitatis 1857 charakterisiert Rothe den Kampf zwischen Glauben und Unglauben in den Herzen der Kinder unserer Zeit. Ganz im Gegensatz zu den üblichen pietistischen Klagen über die gottlose Welt spricht er es fröhlich aus, daß er von einer völligen Entfremdung der Zeitgenossen vom wahren Christenthum nichts wisse und daß eine solche nur von denen behauptet werde, die einen willkürlichen Maßstab bei der Vergleichung der früheren Epochen mit der jetzigen anwenden. Halte man an dem Grundsatze: „die der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder", sehe man auf das Wesentliche, die werkthätige Liebe, so sei unsere Zeit nicht schlechter als die vorangegangenen Epochen. „Denken wir uns nur einmal, der Herr Jesus erschiene jetzt wieder unter uns inmitten seiner Christenheit, aber ganz so wie damals in Knechtsgestalt, in völligem Incognito, ohne Titel und Würden, ohne Amtskleid und ohne die Ordenssterne seines himmlischen Vaters, so daß er uns von sich nichts weiter sehen ließe, in Wort und That, als sein heiliges, ganz von seinem himmlischen Vater erfülltes Herz voll erbarmender Liebe und leuchtender Wahrheit. Was meint ihr wohl? Wer von unsern Christen würde ihn erkennen und sich zu ihm halten und wer nicht? Wie so ganz anders würden sich nicht die menschlichen Herzen in ihrem Verhältniß zu Jesu gruppieren, als man nach der Art erwarten sollte, wie sie sich selbst und einander die Namen Gläubige und Ungläubige beilegen." In einer Periode, in der das Christenthum mehr als je zum Mittel für politische Zwecke gemacht wurde und der Siegesübermuth der selbstgerechten Gläubigen keine Grenzen kannte, waren solche Worte ein erquickender Thau und es war kein Wunder, daß ihm diese Predigt sofort zum Druck abgefordert wurde.

In akademischer Hinsicht war diese letzte Heidelberger Periode Rothe's die Zeit der Ernte. Er galt nun längst als der erste speculative Theologe Deutschlands und zugleich als der Lehrer, der auf die gemüthliche Entwicklung der Jugend den heilsamsten Einfluß übe, weßhalb gerade zu ihm die Eltern ein besonderes Vertrauen hegten. Als Nachwirkung seiner Bonner Thätigkeit fanden sich zahlreiche Rheinländer in Heidelberg ein und die Zahl der

Theologen stieg allmählich über hundert, während Rothe bei der ersten Berufung nur vierzehn Studenten vorgefunden hatte. Die besuchtesten Kollegien waren sein Leben Jesu und seine Ethik. In der Ethik ließ er in einer besondern Stunde durch einen Studenten einen Leitfaden dictieren und in der Vorlesung selbst sprach er völlig frei mit einer bewundernswerthen Sicherheit des Ausdrucks und in so beweglicher und herzlicher Weise, daß ich wenigstens, der ich in reiferen Semestern nur Hospitant war, die Vorlesung jedesmal mit dem Gedanken verließ, ich würde dem lieben, kleinen Mann ja so gern den Gefallen thun, das Alles zu glauben, wenn ich nur könnte. Im Seminar las Rothe mit uns Pastoralbriefe und Johanneische Briefe und ließ sich auf das liebenswürdigste in die ausführlichsten Disputationen mit uns ein. Er selbst fühlte sich in dieser Thätigkeit vollkommen glücklich. Am 10. August 1856 schrieb er an Mänß, den Gatten seiner Nichte, daß die Anhänglichkeit der akademischen Jugend es vor allem sei, was ihm das Leben verschönere. Der Eindruck, den er auf uns machte, beruhte auf der innern Harmonie seines Wesens. Er selbst sagt: „Gott hat mir eines geschenkt*), was vielleicht in dieser Zeit nur wenigen Theologen gegönnt gewesen ist, daß ich mit meinem Verstande nie einen Kampf um den Glauben gehabt habe, daß in mir persönlich niemals Glauben und Denken feindselig an einander gerathen sind und sich gegen einander verstimmt gefühlt haben, daß alle Nöthigungen von früheren Glaubensüberzeugungen abzugehn, die ich auf wissenschaftlichem Wege erfahren, nur immer zugleich das eigentliche Object meines Glaubens, den gnadenvollen Heiland der Sünder, nur heller, leuchtender, herrlicher, vertrauensvoller und anbetungswürdiger mir haben erscheinen lassen, daß ich von dem angeblichen Gegensatze zwischen einfältigem Kinderglauben und furchtloser Theilnahme an der Bildung der Zeit nie eine persönliche Erfahrung gemacht habe.“ Um stark auf andere zu wirken, muß man vor allem mit sich selbst eins sein, und diese innere Einheit besaß Rothe. Den Seminaristen, obwohl er jetzt nur noch eine Stunde am Seminar lehrte, war er ein väterlicher Freund, dem sie auch ihre Gewissensskrupel gelegentlich vortrugen. So wurde bei der Säcularfeier von Rothe's Geburtstag von einem alten Zuhörer erzählt, einer der Ihren habe Rothe die Frage vorgelegt, ob Kartenspielen eine Sünde sei? Rothe erwiderte, so wie die Studenten es betrieben, als einen Zeittodtschlag, sei es gewiß ein Unrecht, wenn sie aber als Vicar zu einem alten Herrn kämen, der gewohnt sei, vor dem Schlafengehn sich mit einer Kartenpartie die Sorgen und aufregenden Gedanken aus dem Kopfe zu verjagen, so würden sie unrecht thun, ihm nicht auch in dieser Weise dienlich zu sein. Aehnlich liberal berieth er die Jugend auch in ihren eigenen Angelegenheiten, wie er

*) Brief an Mänß vom 10. Mai 1856.

z. B. seinen Neffen Heubner mahnte, Fechtstunden zu nehmen, um rohen Angriffen die rechte Antwort ertheilen zu können. In der Erfüllung seiner Lehrpflichten war Rothe so gewissenhaft wie immer und sah es ungern, wenn die Kollegen säumten. Noch als Sechzigjähriger schrieb er: „So faul sind wir nicht wie die Berliner, die ihre Vorlesungen erst am 7. Januar wieder angefangen haben. Wir unseres Orts standen am 3. wieder richtig auf unsern Kathedern, einige Juristen sogar schon am 2ten. In Bonn haben sie auch erst am 6. wieder angefangen. Das nenne ich mir faule Leute*)."

Zu den Vorlesungen, die seit der Bonner Gastfahrt sich um das Leben Jesu vermehrt hatten, trat als eine erhebliche neue Last die gesammte Kirchengeschichte. Rothe hatte die kirchenhistorischen Studien seit Vollendung der „Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" (1837) liegen lassen, aber, so schrieb er während der Berufungsverhandlungen an Umbreit: „nicht als ob wir geschiedene Leute wären, die historische Theologie und ich; sie ist meine erste wissenschaftliche Liebe, der ich auch gewiß für immer treu geblieben wäre, wenn nicht die äußern Verhältnisse uns mehr auseinandergebracht hätten." Als er zuerst die akademische Laufbahn in's Auge faßte, habe er sofort sich als Kirchenhistoriker gedacht. Sollte er nach Heidelberg kommen, so werde er „den Muth haben, auf seine alten Tage sich nagelneue Hefte anzulegen und Kirchen- und Dogmengeschichte zu docieren, was Lust und Liebe zur Sache angeht, trotz Einem". Nachdem er die beiden ersten Semester das Fach Hundeshagen noch allein überlassen hatte, war von da ab Kirchengeschichte regelmäßig das eine seiner beiden Hauptkollegien, während er die Dogmengeschichte ganz an Hundeshagen abtrat. Seine Absicht ging auf die Darstellung der treibenden Lebenskräfte der Kirche. Den Genius des Christenthums und seine Selbstentfaltung in den verschiedenen Jahrhunderten wollte er schildern, die Factoren und Gesetze dieser Entwicklung und ihr Verhältniß zu der ursprünglichen Idee Christi wollte er aufweisen. Diese Entwicklungen sollten gemessen werden am Zweck der Kirche und der allmählichen Approximation an die Idee des Reiches Gottes. Eine solche Fassung der Aufgabe verband, wie sein Leben Jesu, mit dem historischen Zweck den religiös erbaulichen. Von diesem Standpunkte konnte er eine Masse des üblichen Stoffs, der mehr der Welt- als der Kirchengeschichte angehörte, bei Seite lassen, und, wie es Schleiermacher als Aufgabe der Kirchengeschichte bezeichnet hatte, die Beschreibung der Realisierung des Lebens Christi in der Kirche im Auge behalten. Wie er das schon bei der Arbeit an den „Anfängen" ausgesprochen hatte, handelte es sich ihm um die puncta viventia in der Geschichte des Reiches Gottes, um das principium vivum, um die

*) An Mänß, 9. Januar 1862.

innern Brennpunkte des Lichtes bis zur Gegenwart. Dadurch wurde er der Historiker des religiösen Geistes und Lebens. Die Kirchengeschichte sollte die Geschichte der christlichen Frömmigkeit sein. Man konnte dem gegenüber einwenden, daß das Verhältniß der Seele zu Gott etwas Zeitloses ist, daß es darum eine Geschichte der Frömmigkeit nicht gebe, da für Rothe's Standpunkt der Ursprung der Frömmigkeit lediglich in Gott liegt, der heute derselbe ist wie gestern. Wenn nur die äußern Verhältnisse sich wandeln, kann die Frömmigkeit Abrahams in ihrem Wesen keine andere gewesen sein als die Luthers und Speners. Dann würde also diese Geschichte der Frömmigkeit nur in ermüdenden Wiederholungen bestehn. Rothe wußte aber zu zeigen, daß diese in sich einige Empfindung durch den Wandel der Zeiten doch verschieden gefärbt und auf verschiedene Ziele gerichtet wurde und innere und äußere Entwicklungen erlebte. Während Baur die Selbstentfaltung der christlichen Idee erzählt und so die Kirchengeschichte zur Dogmengeschichte macht, verfolgt Rothe die Fortschritte der religiösen Interessen und Stimmungen. Aeußere Verhältnisse nöthigten die christliche Gemeinschaft sich als Kirche zu constituieren. Daß man ein Christ wird, ist eine rein göttliche Gnadenwirkung, aber wie man es wird und welche Aufgaben der Fromme vorfindet oder sich selbst stellt, und welche Mittel er ergreift, um sein Christenthum zu bethätigen, das hängt von den Verhältnissen ab. Dieser Theil der Offenbarung ist eine irdische Geschichte, die ihre Phasen und Entwicklungen hat, und diese zu erzählen ist Rothe's Absicht. Dazu freilich fehlt viel, daß Rothe die geschichtlichen Situationen mit der Lebendigkeit unserer modernen Historiker ergriffen hätte wie etwa Karl Hase. Dafür fehlte ihm die genauere Kenntniß des Details und seine constructiven Neigungen machten ihn dazu weniger geeignet. Für die Geschichte circa sacra war sein Auge am wenigsten weit geöffnet. Gegenüber Vorgängern wie Neander, dessen einzige historische Kategorieen Action und Reaction sind, oder Chr. F. Baur, der die Geschichte der größten Idee erzählt, die je durch die Welt gegangen ist und so die Geschichte zur Geschichtsphilosophie macht, hat Rothe doch immerhin den Vorzug, die nationale Bedingtheit der kirchlichen Entwicklung nicht ganz zu übersehen. Er weiß, daß die geschichtliche Erscheinung sich nicht bloß durch die Sonnenbahn der Idee bewegt, wie Spörri sagt, sondern sich zugleich um die eigene Achse dreht. Er hat wenigstens die Absicht, auch die irdischen Factoren zur Geltung zu bringen. Seine Lieblingsidee, daß die Kirche nur eine Uebergangsform zum christlichen Staate sei, beherrscht auch seine geschichtliche Speculation. Sie ist geleitet von dem Gedanken, daß die charakteristische Form des Christenthums vor der Reformation die kirchliche, nach der Reformation die politische war. Diesen Grundgedanken seines Systems sollte auch die Kirchengeschichte erhärten. Das Christenthum trat als Ge-

schichte in die Welt, nicht als Dogma und wurde als Geschichte in der christlichen Welt deponiert. Als solche kann sie nicht losgelöst werden von der Geschichte der Völker, innerhalb deren sie sich entwickelte und so ist es Rothe's Bestreben, die Bedeutung der Nationalität auch in der Geschichte der Kirch überall nachzuweisen. Seine in den „Anfängen" und der Ethik im Prin.ip entwickelte Anschauung vom Uebergehen des christlichen Lebens aus der k.r.lichen Form in die staatliche konnte er hier im Einzelnen näher begrün.... Zunächst stellt Rothe fest, daß Jesus nicht eine Gotteskirche, sondern einen Gottesstaat gründen wollte, der auch das Ende der Kirchengeschichte sein wird. Die alte Christenheit freilich war der Meinung, daß die Kirche als Corporation der Ort sei, wo die christliche Frömmigkeit ihre Hütten zu bauen habe. Die Kirche erschien als das specifische Medium der göttlichen, uns das Heil der Erlösung mittheilenden Gnadenwirksamkeit; die Aufgabe der Frömmigkeit war also die kirchliche Arbeit. Auf diesem Standpunkte erwuchs das Werkwesen und die Gesetzlichkeit, die Paulus bekämpfte, die aber dennoch die folgende Periode beherrschte, weil eben der Bau der Kirche das wesentliche Interesse der Frommen blieb. Dieses Interesse der Selbstbehauptung ist auch in den Lehrkämpfen der Kirche das entscheidende Moment. Der Gnosticismus ist der Versuch, das Christenthum in den Tiegel der allgemeinen Religionsmengerei einzuschmelzen, es zu gräcisieren und zu ethnisieren; die entgegenstehende Richtung, die auf einen derb realistischen und rigorosen Glauben gerichtet ist, ist der Montanismus. Der Montanismus, als die vollkommen consequente Ausführung der ursprünglichen Idee des kirchlichen Christenthums, hielt der Kirche ihr eigenes Ideal vor Augen, das die Gnosis verloren hatte. Gegenüber beiden Extremen behauptete sich die Kirche durch festere Ausbildung ihrer Verfassung, die ihre Glieder verband und festhielt. So diente der innere Zwiespalt so gut wie die heidnische Verfolgung dazu, das Christenthum zu verkirchlichen. Ganz dieselbe Wirkung hatten die großen Lehrstreitigkeiten nach Konstantin. Die Secten hatten den Frieden der Kirche gestört, indem sie sich von ihrem Bischof lossagten, so erschien der Episkopat als das eigentlich Constitutive in der katholischen Kirche und folgeweise auch im Christenthum selbst. Was die Kirche zur Kirche macht und die Wirksamkeit des heiligen Geistes vermittelt, ist der Episkopat. Nur durch die Verbindung mit der katholischen Kirche ist dem Einzelnen der heilige Geist gegeben. Somit erscheinen die Bischöfe und im Zusammenhange mit ihnen auch die übrigen Kleriker als die specifischen und ausschließenden Organe, durch welche der heilige Geist sich mittheilt. Der urchristliche Gedanke, daß der heilige Geist in der Gemeinde Christi wohne, modificiert sich jetzt dahin, daß der Geist in den Bischöfen wohne und durch ihren Zusammenhang mit diesen auch in den übrigen Klerikern. Die ununterbrochene Suc-

ceſſion der Biſchöfe galt mithin jetzt für die ſpecifiſche Weiſe, mittelſt deren ſich der heilige Geiſt in der Kirche fortpflanzt. Erſt von dieſen Biſchöfen, als den nothwendigen Medien, ſtrömt der Geiſt, nach der nunmehrigen Vorſtellung, mittelſt der heiligen Handlungen, vorab der Taufe und der Confirmation, auf die übrigen Glieder der Kirche aus, das allgemeine chriſtliche Prieſterthum des neuen Teſtaments iſt jetzt völlig vergeſſen. Daß eine ſolche Hierarchie ſich zur geiſtlichen Monarchie entwickeln mußte, lag im Keime in ihr und daß dieſes oberſte Haupt nur der Biſchof der alten Hauptſtadt der Welt ſein konnte, iſt gleichfalls einleuchtend. Die großen chriſtologiſchen Streitigkeiten machten dieſes Haupt der Kirche, vermöge des Bedürfniſſes einer entſcheidenden oberſten Inſtanz in der Lehre, auch zur höchſten Lehrautorität. Der große Lehrſtreit ging aus von dem Intereſſe, die Perſon des Gottmenſchen ſich verſtändlich zu machen. Um die Gottheit des Sohns zu erweiſen, richtete ſich das ganze Intereſſe darauf, eine Mehrfachheit in dem Sein Gottes zu entdecken, mit der doch die Einheit Gottes beſtehen könne. Je tiefer aber ſich die Chriſtenheit in dieſen Streit über die Dreiheit in der Einheit und die Einheit in der Dreiheit verwickelte, um ſo mehr verlor ſie das wahre Ziel, den Bau des Reiches Gottes, aus dem Auge und Buchſtabenorthodoxie trat an die Stelle der Frömmigkeit. Das Geſammtreſultat dieſer Periode war darum unverkennbar eine merkliche Depravation des Chriſtenthums, ein Rückſchritt. Dennoch kam in dieſem Zeitraum eines zu Stande: es ſchuf ſich der Geiſt des Chriſtenthums aus dem Stoffe der morſchen, alten römiſchen Welt heraus eine beſtimmte äußere weltliche Form ſeines empiriſchen Daſeins in einer Kirche von kirchlich-politiſchen Inſtitutionen und von religiöſen Glaubens- und Lebensſatzungen, und ſchloß ſich zu einem großen, wohlgegliederten Organismus zuſammen, zu einem großen, äußern Kirchenſtaat. In ihm erhielt das Chriſtenthum ein äußeres, weltliches Daſein. Eine auch für den ſinnlichen Menſchen unmittelbar greifbare Exiſtenz und objective Realität in der Welt gewann das Chriſtenthum erſt als kirchliches Inſtitut, und zwar in bewunderungswürdiger Vollendung. Nur freilich für den chriſtlichen Geiſt konnten dieſe Formen nicht angemeſſene Trägerinnen ſein, weil ſie unlebendige, nicht von ihm beſeelte waren; und wenn er gleichwohl in ihnen hauſen und in ihnen ſich bewegen mußte, ſo konnte die Folge davon nur ſein, daß auch er immer mehr verweltlichte, und eben damit zugleich immer mehr in ſich erloſch. Ein Gegengewicht gegen dieſen Zug zur Materialiſierung bildete der germaniſche Geiſt mit ſeiner Richtung auf das Innerliche und Ideale. Es entſteht innerhalb des kirchlichen Lebens ein ſittlich-chriſtliches Leben, das gegen das kirchliche reagiert, weil die Kirche die Selbſtberechtigung des Sittlichen nicht anerkennt. So entfremdet ſich das ſittliche, politiſche, nationale Leben der Kirche und es bildet ſich der bürgerlich moraliſche Boden, auf den das religiöſe

Leben sich hinüberſiedeln konnte, als die immer mehr degenerierte und veräußerlichte Kirche das Chriſtenthum nicht mehr zu tragen vermochte. Durch dieſen Proceß geſchah es, daß ſchon bei Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts ſich die kirchliche Form des chriſtlichen Lebens erſchöpft hatte. Das chriſtliche Leben erkrankte in der Kirche, weil es ſich in eine Form eingezwängt fand, die ihm nicht mehr auf den Leib paßte, die ihm zu eng geworden war und als ſeinem innerſten Weſen fremd und widerſprechend empfunden wurde und die es deßhalb abſtoßen wollte. Die entwicklungsfähigen Schößlinge, die es noch trieb, gediehen nicht auf dem kirchlichen, ſondern auf dem weltlichen, das heißt ſittlichen Boden. Auf dieſen will das Chriſtenthum nunmehr auswandern. Darauf wieſen mit dem ſechzehnten Jahrhundert alle Zeichen der Zeit hin. Bis dahin hatte die Chriſtenheit nicht anders gewußt, als daß das Chriſtenthum weſentlich Kirche ſei und ſonſt nichts. Es kam alſo darauf an, daß das Chriſtenthum aus der verkümmernden Haft der damaligen Kirche ſich befreie, und darauf, daß es auf dem ſittlichen Boden, auf den es überſiedeln will, ein ſolides Fundament lege, nämlich die chriſtliche Frömmigkeit. Nur auf der rechten Frömmigkeit ließ ſich der neue chriſtliche Bau aufführen. Dieſe aber war nicht mehr da, in Folge der Verkümmerung, welche das Chriſtenthum in der es bedrückenden und verderbenden kirchlichen Exiſtenzform erlitten hatte. Die ächte chriſtliche und urſprüngliche Frömmigkeit wurde erſt auf's Neue möglich durch das Wiederbekanntwerden der urſprünglichen Geſtalt des Evangeliums, die das ſechzehnte Jahrhundert wieder zugänglich machte. Zu dieſem einen Factor des Wiederbekanntwerdens der heiligen Schrift, kam als zweiter die göttliche Gnadenwirkung Gottes in der Seele Luthers. Die Seele Luthers war der geweihte Ort, in welchem Gott durch ſeinen Geiſt das heilige Feuer der urſprünglichen chriſtlichen Frömmigkeit wieder entzündete, das in der Kirche im Erlöſchen begriffen war. In ſo fern iſt Luther ein Paulus, und bei gleicher Berufungsgeſchichte und gleichem Entwicklungsgang, ein gottgeſendeter Prophet, durch den die neue Frömmigkeit der Welt geſchenkt wurde, die in unkirchlicher, freier Form die Welt umgeſtalten ſollte. Auch die evangeliſche Kirche iſt nicht weniger als die apoſtoliſche ein directes Werk Gottes.

Schon dieſer kurze Abriß wird erkennen laſſen, daß Rothe noch immer, nach Weiſe ſeines Lehrers Hegel, das geſchichtliche Material unter Geſichtspunkte ſtellte, die er durch philoſophiſche Reflexion ſchon zuvor gefunden hatte. Seine Conceptionen ſtammen nicht aus Quellenforſchung, ſondern er conſtruiert. Mit Hegel giebt er zu, daß an der Spitze der geſchichtlichen Entwicklungen ſtets Perſonen ſtehn, aber ſie ſind nur Träger der Idee, die ſich ihrer bemächtigt und ſie gebraucht; das Entſcheidende iſt die innere Dialektik des abſoluten Geiſtes. Der Zauber, den Haſe und Ranke der Kirchengeſchichte durch

liebevolles Eingehen in die Eigenart der religiösen Persönlichkeiten verleihen, fehlt bei Rothe. Wenn das Denken in Thatsachen den Historiker macht, so ist Rothe ein solcher gewesen, aber in der Darstellung zeigt er doch, daß die begriffliche Entwicklung ihm geläufiger ist als die Kunst der Erzählung. Die Charakteristik der Personen ist schattenhaft, sie kommen neben der Reflexion des Geschichtsphilosophen nicht zu gebührender Geltung. Die Abschnitte, in denen Rothe die Ergebnisse einer Periode zusammenfaßte, bildeten darum den Reiz der Vorlesung. Den positiven Stoff hatte er vielfach Schröckh oder Gieseler wörtlich entnommen und die Hörer klagten über den weniger freien Vortrag und das häufige sich Versprechen. So blieben die eigentlich gesuchten und beliebten Vorlesungen doch das Leben Jesu und die Ethik. Johannesevangelium und Pastoralbriefe standen erst in zweiter Reihe, mit der Kirchengeschichte aber hatte es die gleiche Bewandtniß wie einst in Rom und Wittenberg.

XIV

Rothe und die Reaction

Die Physiognomie des kirchlichen Lebens in Baden war wie überall in den fünfziger Jahren bestimmt durch die Agitationen der innern Mission. „Es wächst unter dem Namen innerer Mission," schrieb Gutzkow 1851, „etwas unter uns auf, was sich jetzt noch bescheiden wie ein Veilchen am Bache giebt, es aber mit Macht darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine gestiftet, Sendschreiben gehen hin und her; die Netze, die fast nur wie in der Nacht ausgeworfen scheinen, werden immer größer und die Maschen immer kleiner; starke, kräftige Fischerhände leisten Aposteldienste, und schon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für sich gewonnen. Die innere Mission ist seit den Kirchentagen von Wittenberg und Stuttgart keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick geboten auf das große, erstaunlich angewachsene Feld ihrer Thätigkeit, sie veröffentlicht fortdauernd eine Statistik ihrer scheinbaren oder wirklichen Erfolge und ist so großartig organisiert, daß wir von einem in Berlin residierenden Centralausschuß über alle Gegenden deutscher Zunge bereits gegen 120 Agenturen ausgegangen erblicken." Wie der Communismus, meint Gutzkow, habe auch die innere Mission die Losung ausgegeben, daß das Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nichts mehr helfe, sondern daß eine Umgestaltung des Staates und der Gesellschaft an Haupt und Gliedern noth thue. „Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakonissenanstalten, den Bibelgesellschaften, den geistlichen Buchhandlungen, den Besserungsanstalten verwahrloster Kinder u. s. w. allein ist der innern Mission nicht mehr gedient. Sie strebt danach ein organisches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was am alten Staate und an der alten Kirche ihr widerspricht, nach ihrem Bedürfnisse umzumodeln und in ihrer Art und Weise zu verjüngen." Wenn nun aber Wichern als Aufgabe der innern Mission bezeichnete, die Ungläubigen zu überwinden, sie zu bekämpfen, wenn sie störrisch sind, sie aufzusuchen, wenn sie nicht von selbst kommen, so erhob sich ganz von selbst die Frage, ob der Drang der Liebe oder Bekehrungseifer und

Herrschergelüste es waren, die diese Mission veranlaßten? Die Antwort der Welt war, die innere Mission komme nicht um der Leidenden willen, sondern um die Welt dem Pietismus zu unterwerfen; sie wolle durch ihren Tractaten-, Bücher- und Zeitschriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Westphalen, Württemberg und der Schweiz im blühendsten Flor stand, für ihren Glauben werben. Ihre Sendboten, die sich Colporteure nannten, waren angewiesen, überall auch als Agitatoren, Organisatoren, Berichterstatter zu wirken. Sie breiteten mit ihren Jünglingsvereinen, christlichen Verbindungen, Arbeiterabenden ein Netz aus, das eine reelle Macht bedeutete. „Egoisten sind sie nicht," schrieb Heine 1854 in seinen „Geständnissen" von den Frommen. „Sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen, aber leider etwas zu viel." Je mehr Agenturen, Anstalten, Volksheime aufgethan wurden, um so mehr wuchs auch das Heer der Bediensteten, die materiell von der innern Mission abhängig waren. Wie der Adel in der Armee, so fand der Pietismus in der Mission die Versorgung seiner Kinder. „Die eigentlichen Agitatoren des reactionären Zwecks," sagte Gutzkow in seinem damals viel besprochenen Aufsatze des Prutz'schen Museums, „stehen im Hintergrunde. Im Vordergrunde steht für das Publicum das menschliche Elend. Wer könnte die, die an Krankenbetten warten und pflegen, die Jammerhöhlen der Entbehrung besuchen und nicht bloß vorübergehend Wohlthaten spenden, hinwegscheuchen wollen? Der Tellschuß der Kritik ist hier so schwierig, da sie mit dem Apfel des Landvogts auch das Auge des Kindes treffen könnte." Daß die Rettungsanstalten nach Wichern'schem Muster, die Fröbelgärten, die Gesellenvereine und Diakonissenhäuser viel Gutes wirkten, wurde von niemanden bestritten. Wenn dennoch die ganze Agitation der zunehmenden Abneigung des Bürgerthums verfiel, so war es, weil man den Eindruck hatte, sie wolle der Welt doch nur um den Preis helfen, daß sie pietistisch werde, das heißt ihre Wahrhaftigkeit auf dem Altar der Wichern'schen Kapellen opfere. Auch traten als Begleiterscheinung dieser Mission überall, wo sie mächtig wurde, religiöse Streitigkeiten und Gehässigkeiten auf, die nicht minder schädlich für das Volksleben waren als die Schäden, die sie bekämpfte. Man konnte den liberalen Geistlichen wahrlich nicht zumuthen, daß sie einer Agitation Vorschub thun sollten, die sie behandelte, wie in Baden Cnefelius, Zittel, Stolz, Schellenberg und viele andere rationalistische Geistliche thatsächlich behandelt worden sind, und Preßerzeugnisse gleich dem im Rauhen Hause erschienenen Eritis sicut deus waren durch frömmelnde Tractate und salbungsvolle Missionsfeste nicht aufgewogen. Von dem Geiste, der insbesondere in der Wichern'schen Brüderschaft lebte, sagte Holtzendorff: „Alle Leute außer ihnen sind ‚die Welt', welche bekämpft und überwunden werden muß. Das Bundeslied dieser Brüderschaft ist demgemäß ein Kriegslied für eine neue theologisch-militärische Organisation:

‚Schreib mich in der Brüder Zahl,
Die von Gott geboren,
Die des Vaters Gnadenwahl
Zu dem Reich erkoren.

Wecke mich in Fried und Streit
Zum Gebet und Flehen!
Sprich auch, wenn der Glaube schreit,
Ja es soll geschehen.'"

„Mit solchen Empfindungen ausgerüstet, und jeder Zeit bereit, den Glauben schreien zu lassen, zieht jährlich eine bestimmte Anzahl von Sendbrüdern in die Welt zum Kampfe und der Arge, den es zu bekämpfen gilt, ist der unconfessionelle Staat." Die Macht der Brüderschaft wuchs, seit Wichern vortragender Rat für Gefängnißwesen im Ministerium Westphalen geworden war und immer mehr Brüder in dem Subalterndienste des preußischen Gefängniß- und Armenwesens unterbrachte. Im Abgeordnetenhause erhob sich dagegen eine scharfe Opposition und der Criminalist Franz von Holtzendorff stellte in der erwähnten Flugschrift*) die Frage zur Besprechung, ob nicht die Billigkeit erfordere, auch die katholischen Orden im preußischen Gefängnißwesen zu verwenden, was mit der Zeit eine Theilung der Gefängnisse nach der Confession herbeiführen müßte. „Die uns vorliegende Liste der Brüder," schreibt Holtzendorff, „umfaßt Geistliche, Colonistenprediger, Hausverwalter in Armen- und Krankenhäusern, Vorsteher von Rettungshäusern, Aufseher in Waisenhäusern, Schullehrer, Inspectoren, Werkmeister, Aufseher in Strafanstalten, Stadtmissionare, welche vorzugsweise in Preußen wirken." Welchen Druck Wichern auf die Verwaltung zu Gunsten seiner Brüder ausübte, ersieht sich aus einem Briefe vom 4. März 1853 an seine Gattin. „Mir lag daran, daß einem Postsecretär, der sich zum Eintritt in unsere Brüderanstalt gemeldet hatte, die Möglichkeit eines Wiedereintritts in den Postdienst offengehalten werde. Minister von der Heydt erwiderte mir, er würde die Motive dieses Menschen durch seine Beamten prüfen lassen, dergleichen Leute seien gewöhnlich darauf aus, sich möglichst zu verbessern u. s. w. Da war es am Ort, dem Elberfelder Fabrikanten einen Spiegel vorzuhalten. Ich erwiderte ihm, daß ich zwei Tage zuvor leider versäumt habe, Sr. Majestät dem Könige Mittheilung von der Absicht jenes Mannes zu machen, der sich würde gefreut haben, da Männer so edler Gesinnung wie jener Aspirant sich selten fänden; ich zweifelte nicht, sondern wüßte gewiß, Se. Majestät, die mit der größten Theilnahme und Zustimmung unsere Bestrebungen verfolge, würde bei dem Herrn

*) Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer Orden im Staatsdienst. Berlin 1861 bei Lüderitz. S. 41.

Minister mein Gesuch unterstützt haben, das heißt Se. Majestät würde, was ich jetzt bäte, dem Herrn Minister befohlen haben, ich sei ferner überzeugt, Herr von der Heydt würde Sr. Majestät mit Gewährung meines Gesuchs, in welchem ich ja nichts für mich bäte, eine Freude bereiten. Da hättest Du die Verwandlung der Scene sehen sollen. Ich erhielt, was ich wünschte." Ein „Spiegel" ist das freilich, aber wir sehen in demselben vor allem Wichern selbst von seiner unvortheilhaftesten Seite. An Wicherns Kritik der preußischen Gefängnißverwaltung, so pessimistisch sie ist, mag manches Zutreffende sein. „Wenn nur die Knöpfe richtig geknöpft und die Gamaschen stramm aufgezogen sind," meint er, „kann der Teufel sein Regiment im Hintergrund üben" *). Daß aber die Ersetzung der alten Soldaten durch Brüder des Rauhen Hauses keine Verbesserung war, lehrte die Erfahrung. Der Kriegsminister wehrte sich für seine Militäranwärter, die gerade für diesen Dienst besonders zahlreich verwendet worden waren. Die Beamten aber machten geltend, daß die Versuchung für die Gefangenen zu groß sei, durch eine erheuchelte Bekehrung die strengen Aufseher in nachsichtige Brüder zu verwandeln. Dazu kam, daß grobe Delicte der von Wichern Gesendeten, darunter sogar ein Todschlag in Moabit, sie discreditierten. Es stellte sich heraus, daß Wichern den aus seinem Rauhen Hause hervorgegangenen Leuten eben so blindlings vertraute, wie er den Ungläubigen alles Schlimmste zutraute. Bemerkenswerth ist auch, daß er bei aller Verachtung des ungläubigen Baden, nach jahrelangen Kämpfen, für die Gefängnißreform in Preußen schließlich doch nichts Besseres vorzuschlagen wußte, als das „Bruchsaler Reglement", für dessen Annahme er Hinkeldey bearbeitete **). Im Jahre 1861 betrug die Zahl der im preußischen Staatsdienste verwendeten Brüder dreihundert. Die Zahl der frei Affiliierten war unbestimmt groß, und man gewahrte, wie sie mit der Geschäftigkeit von Seidenwürmern das Land mit ihren festen Fäden zu überspinnen wußten. Aus Stralsund schreibt Wichern schon am 7. Juni 1850: „In hiesiger Gegend giebt es schon eine ganze Kette von Brüdern des Rauhen Hauses, die sich leicht die Hand reichen können, immer nur durch zwei, höchstens drei Meilen getrennt, von Rostock an nach Böhlendorf, Triebsees, Diwitz, Stralsund und Garz auf Rügen" ***). Nach gleichem Muster organisierte sich nun der Pietismus Land für Land. Ein Moderamen, ein Ausschuß für innere Mission, die Vorsteher der Rettungsanstalten, Stadtmissionare, Reiseprediger, Diakone und Diakonissen, Colporteure und sonstige dienende Brüder bildeten eine wohldisciplinierte

*) Ges. Werke II, 431.
**) Ebenda S. 430.
***) Ebenda S. 139.

Armee und die liberalen Geistlichen sollten bald erfahren, wie geschickt dieses Heer es verstand, den Gegnern Luft und Licht zu entziehen. Daß durch diese trefflich erwogene Organisation die badische Bevölkerung aus ihrer kirchlichen Indifferenz aufgerüttelt wurde, ist gewiß, aber es liegen Aeußerungen von Rothe genug vor, in denen er die Art, wie jetzt „das kirchliche Leben" geweckt werde, für gefährlicher erklärte als den früheren Zustand. Selbst Emil Frommel giebt zu, die frühere Harmlosigkeit, die freilich zum guten Theil auch Gleichgültigkeit gewesen sei, habe mit dieser Entwicklung des kirchlichen Lebens aufgehört. Die Schwieger war wider die Schnur und des Menschen Feinde waren seine Hausgenossen. Das Sectenwesen griff um sich mit all seinen Gehässigkeiten und selbst die frömmsten und harmlosesten Leute waren „verärgert". Frommels eigener Bruder Max ward Altlutheraner und zog die Mutter nach. Während halb Karlsruhe zu Emil Frommel in die Kirche ging, hat die Mutter, wie Beyschlag berichtet, „kaum einmal seine Predigt besucht". Der Minister des Innern, Marschall, betrachtete diese innere Entwicklung des badischen Protestantismus mit Sorge und sprach es in seiner Abschiedsaudienz, wie er mir erzählte, dem Regenten geradezu aus, er halte diese innere Spaltung der evangelischen Kirche für noch bedenklicher als die Uebergriffe der Bischöfe. Durch Berufung Rothe's hatte er den Versuch gemacht, die badische Kirchenverwaltung in den seitherigen liberalen Bahnen zu erhalten. An Rothe's Ablehnung war diese Absicht gescheitert. Selbst die Evangelische Kirchenzeitung Hengstenbergs sprach jetzt ihre Zufriedenheit aus, daß nunmehr die gläubige Richtung auch in Baden den Sieg zu erringen, auf bestem Wege sei. Aber wo Hengstenberg sich freute, hatten andere Leute alle Ursache sich zu sorgen. Wenn an Hüffels Stelle Ullmann, an die von Sonntag und Fuchs, Heintz und Fröhlich traten und der einzige entschiedene Reactionär, Bähr, im Oberkirchenrath verblieb, so konnte freilich Hengstenberg dazu seinen Segen geben*), zumal bald auch die Hofpredigerstelle nicht Sterns Gegner Cnefelius, sondern dem als gläubig geltenden Beyschlag zufiel. Nur der Pietistenvater Hennhöfer predigte auch jetzt: „Der Nikodemus war bei den Juden so was bei uns ein Oberkirchenrath ist — der kam auch zum Herrn Jesus aber bei der Nacht." Der Gruppe, die er vertrat, genügte auch die positive Union Ullmanns nicht, sie wollten ein pietistisches Lutherthum. Die Liberalen bedauerten natürlich, daß Rothe die Prälatur abgelehnt hatte, daß aber auch er der confessionellen Strömung schwerlich gewachsen gewesen wäre, zeigte das Schicksal, das seinem Kollegen und Freunde Ullmann in dieser Würde beschieden war, bei deren Aufgaben gerade Ullmanns beste Seiten, seine feine ästhetische Bildung und seine pa-

*) Jahrgang 1854, S. 72.

triſtiſche Gelehrſamkeit, ein Schatz im Schweißtuch blieben. Am 20. October 1853 erſchien der erſte Hirtenbrief des neuen Prälaten, in dem er ſeine Grundſätze der evangeliſchen Landesgeiſtlichkeit darlegte. Ullmann bekannte ſich darin zur Union, verlangte aber einen klareren Ausdruck ihres Bekenntnißſtandes, damit das Schwankende des § 2 der Unionsurkunde beſeitigt und die Geltung der Bekenntniſſe entſchieden ausgeſprochen werde. Er erklärte, daß eine „gründliche Umgeſtaltung in's Beſſere“ der Landeskirche noth thue, wobei Katechismus, bibliſche Geſchichte, Geſangbuch und Liturgie, alſo ziemlich der ganze gegenwärtige Lehr- und Cultusapparat, als mangelhaft und reformbedürftig bezeichnet wurde. Die Mahnung, daß die perſönliche Haltung des Geiſtlichen mit ſeinem Amte in Einklang gebracht werden müſſe, wurde vielfach als eine Ermunterung zu pietiſtiſchen Aeußerlichkeiten aufgefaßt, wie ſie zum Verdruß der Pfälzer jetzt überall aufkamen. Daß Ullmann die unverkürzte Verkündigung des Evangeliums verlangte, wurde als Spitze gegen die im Schwange gehende rationaliſtiſche Predigtweiſe gedeutet, und die Aufforderung, ſich an der kirchlichen Vereinsthätigkeit zu betheiligen, konnte nur als ein amtliches Werben für den Miſſionsverein verſtanden werden. Dennoch machte das Actenſtück durch ſeine milde und urbane Ausdrucksweiſe einen günſtigen Eindruck, denn im Gegenſatz zu den Weherufen der pietiſtiſchen Blätter und Blättchen erkannte der Hirtenbrief des neuen Prälaten an, daß bereits ein Umſchwung zum Beſſeren eingetreten ſei. „Die Gotteshäuſer füllen ſich an manchen Orten auf erfreuliche Weiſe; das Wort Gottes und das Sacrament wird wieder mehr geſucht; auch die Theilnahme an chriſtlichen Liebeswerken hat ſich gemehrt.“ Daß daneben auch auf die großen Schäden im Gemeinde- und Pfarrersleben hingewieſen wurde, war nur in der Ordnung. Ob freilich der neue Prälat dieſe Grundſätze in's Leben werde einführen können, war ſchließlich eine Frage der Macht und gerade hier hatte er ſich von Wechmar den Rang ablaufen laſſen. Das ganze theologiſche Programm des Heidelberger Profeſſors mit aller „geiſtigen Erneuerung, Stärkung und Lebenskräftigung“ nahm der Miniſter bereitwillig an, durch die Forderung Ullmanns aber, als Prälat direct dem Regenten Vortrag erſtatten zu dürfen, machte er einen dicken Strich. Ullmann wurde mit dem Titel „Prälat“ erſter geiſtlicher Rath in dem von einem Juriſten präſidierten Kollegium, in dem er wie jeder andere Rath überſtimmt werden konnte; directen Vortrag bei dem Regenten erhielt er nicht. Damit war der neue Prälat zu der gleichen nichtsſagenden, einflußloſen Rolle verurteilt, wie alle ſeine Vorgänger. Ullmanns zäher Ausdauer gelang es dann unter dem nachfolgenden katholiſchen Miniſter ſich wenigſtens zum Präſidenten ſeines Kollegiums emporzuarbeiten, aber der unmittelbare Vortrag bei dem Landesherrn blieb ihm auch dann verſagt.

Am meisten Bedenken erregte an seinem Hirtenbrief die in Aussicht gestellte bestimmtere Formulierung des Bekenntnißstandes. Zittel hielt in der Protestantischen Kirchenzeitung mit seiner Opposition nicht zurück und Rothe schrieb über die zunehmende Agitation für das Bekenntniß der Väter an Mänß: „Solche Erscheinungen*), die ich so gar nicht zu verstehen vermag, sind mir besonders peinlich. Ich habe nichts gegen den Streit der Parteien, wenn ich mir nur deutlich machen kann, wie man naturgemäß zu den verschiedenen Ueberzeugungen gelangen kann, die miteinander in Streit liegen, aber wie es möglich ist, daß einem angesichts des heutzutage gegebenen Gesichtskreises und auf dem Boden des jetzigen Bildungsstandes eine Theologie des siebzehnten Jahrhunderts als Ueberzeugung erwächst und das bei so vielen über Nacht, oder wenn sie kaum erst die Schwelle der akademischen Studien überschritten haben, das ist mir ein psychologisches Räthsel. Wenn unsere Kirche es darauf absieht meine sie betreffenden Thesen (über ihre Auflösung im Staat) in aller Eile durch den geschichtlichen Erfolg bewahrheiten zu wollen, dann hat sie dazu den kürzesten Weg eingeschlagen." Welche Stellung Rothe selbst zu der so schwierigen Bekenntnißfrage einnehme, hat er an anderem Orte**) ausgesprochen. „Die Bekenntnisse," sagt er, „sind Versuche, die Lehre richtig zu formulieren und wir sollen diese Versuche gewissenhaft fortsetzen. Wir dürfen die Bekenntnisse also nicht als fertige Gesetze juristisch anwenden, aber ebensowenig dürfen wir sie wegwerfen. Die Kirche hat sie als ein Heiligthum aufzubewahren, nicht als ein Gesetz. Einen erheblichen praktischen Gebrauch — das muß gerade herausgesagt werden — kann die Kirche von ihnen nicht machen, wie das immer der Fall ist mit altererbten ehrwürdigen Familienheiligthümern, aber sie wird auch die Pietät gegen sie nie außer Augen setzen." Wie nun aber Ullmann genaturt war, wollte er der subjectiven Freiheit einen so weiten Spielraum nicht gewähren und wie immer bestärkte ihn der Widerspruch nur in der Verfolgung des betretenen Weges.

Das Jahr 1854 brachte den Süddeutschen den Besuch des Kirchentags, der dieses Mal in Frankfurt gehalten wurde. „Morgen," schreibt Rothe am 21. September 1854 an den in der Schweiz rastenden Umbreit, „reist alles nach Frankfurt. Auch ich reise, so Gott will. Es wird mit schwerem Herzen geschehen, da ich meine Frau allein zurücklasse. Um den Kirchentag ist es mir nicht zu thun, aber um manche alte Freunde, die ich dort wiederzusehen hoffe. Freilich wird es sehr flüchtig geschehen in der Unruhe einer solchen Versammlung; aber es ist doch auch schon etwas, sich wieder einmal

*) Brief vom 14. Juli 1854.

**) Collection Ahrendts. Einzelnes Blatt.

die Hand zu drücken." Hundeshagen, Schenkel, Tholuck, der wieder um die Wege war, waren alle von der Partie und ebenso wurden Ullmann und Lücke erwartet. Schon die Räumlichkeit, in der die Versammlung gehalten wurde, mußte eigene Gedanken erwecken. Es war die Paulskirche, in der vor fünf Jahren das Parlament getagt hatte. Die Theilnehmer mußten auf denselben Bänken Platz nehmen, auf denen Karl Vogt, Robert Blum und andere Kirchenfeinde gesessen, wie Hengstenberg schaudernd berichtet*). Auch die neumodische Kirche, meint er, konnte nicht versöhnend wirken und den Eindruck einer geschehenen „Expurgation" nicht geben, denn die grüne Tafel des Vorstands erinnerte „in nicht angenehmer Weise an die reichsparlamentarischen Sitzungen unseligen Andenkens". Mit ganz entgegengesetzten Gefühlen erfüllten diese Erinnerungen Wichern, der an seine Frau schrieb: „Wo damals Gagern stand, an derselben Stelle steht jetzt unser Bethmann-Hollweg als ein mächtiger, tief ergreifender Zeuge für den Herrn. Wo in jenen Tagen ein Vogt, ein Hecker und wie sie alle hießen, das Wohl und den Beruf unseres Volkes verkündeten, war es jetzt ein Kapff, Müller, Hoffmann, Krummacher, Hundeshagen, in deren Herz und Mund der Name Christi lebt. Der Herr hat ein neues Siegel gegeben, sein Name sei gelobet!" Auch die neusten Nachrichten über den Krimkrieg und Sebastopol bildeten einen ernsten Hintergrund der Verhandlungen. Die Theilnehmer verhehlten sich nicht, daß trotz der sieben Kirchentage und der Generalvisitationen, trotz der Gemeindekirchenräthe, rhythmischen Choräle und liturgischen Gottesdienste die Welt ihre Wege weiter gehe und noch immer wenig oder nichts erreicht sei. Einen eigenthümlichen Willkomm bereitete der Versammlung der „Frankfurter Volksbote", der in drei Extrablättern den Kirchentag gastfreundlich willkommen hieß, falls er nicht wie seine sechs Vorgänger die Repristination, den Bekenntnißzwang und das Staatskirchenthum auf seine Fahne schreibe. Das Blatt warnte vor einer Bekenntnißtheologie, die zu lehren man die Pfarrer zwingen könne, an die aber von den Gemeindegliedern nicht geglaubt zu werden brauche. In einem Nachworte versicherte auch die Redaction, die Gesinnung dieses Mitarbeiters sei die Ueberzeugung der allermeisten Frankfurter und wenn diese gewußt hätten, daß der Kirchentag das Gegentheil wolle, hätten sich für ein Comitee zu seiner gastfreundlichen Unterbringung keine zwölf Frankfurter gefunden. Seit sie ihn sich aus der Nähe besehen, erschien den Frankfurter Demokraten der Kirchentag als „ein unter dem Schutze der Hofgunst und eines seine Steuerfreiheit vertheidigenden Landadels bestehendes Parteiinstitut, das keine andere Ansicht neben sich wolle aufkommen lassen" und darum hätte er sich einen andern Ort für seine Verhandlungen wählen sollen als die freie Stadt

*) Evangelische Kirchenzeitung 1854, S. 883 ff.

Frankfurt. In der Beurtheilung der gebotenen Reden geht das Urtheil Beyschlags und das der Heidelberger Gäste nicht allzuweit auseinander. Auch Beyschlag fand, in denselben sei „jener Zug von Einseitigkeit und Uebertreibung hervorgetreten, der die Kirchentagsströmung überhaupt kennzeichnete, wie wenn Generalsuperintendent Hoffmann den Gebrauch der Bibel zur Hausandacht auf das unterschiedslos zu lesende Alte Testament, also auch auf den Leviticus u. s. w. ausgedehnt wissen wollte, oder Julius Müller ein Zurückgreifen des kirchlichen Eherechts auf die beiden kirchlichen Scheidungsgründe forderte, noch mehr, wenn Steinmeyer mit seinem verbohrten Scharfsinn zwischen der symbolischen und magischen Auffassung der Kindertaufe einen halbmagischen, erst recht undenkbaren Mittelweg suchte". Einige Baptisten, die ihren Standpunkt zur Taufe darlegen wollten, wurden nicht zum Worte zugelassen, so daß der zu ihnen übergetretene Prediger Ribbeck, der Sohn des Berliner Consistorialraths und Bruder des bekannten Philologen, in einem Privatlocal die Grundsätze ihrer Secte erläutern mußte. F. W. Krummacher erschien bei dieser Verhandlung und man erwartete von ihm eine Replik, aber er begnügte sich, noch ehe Ribbeck geschlossen hatte, zu rufen: „Schwach, schwach!" und das Local zu verlassen. Steinmeyers Vortrag in der allgemeinen Sitzung enttäuschte gleichfalls, weil er keinen Anlaß zu irgend einer Beschlußfassung bot. Wichern schreibt: „Mißglückt ist vor allem die Verhandlung über die Kindertaufe und zwar durch Verschuldung des Professor Steinmeyer" *). „Eine That" dagegen nennt Wichern Hundeshagens Vorschlag einer innern Mission unter den Universitätsprofessoren. Die Kollegen in Heidelberg lächelten über diese Aussicht und meinten, der deutsche Theologe „bekomme Ansichten", wie der Pfälzer aparte Gemüthszustände zu bezeichnen liebt. Im Uebrigen giebt Wichern zu, daß selbst die Mitglieder des Frankfurter Comitees größtentheils Gegner seiner Richtung gewesen seien, denen es sich nur um den Ruf Frankfurts gehandelt habe, eine gastfreie Stadt zu sein. Von den Rednern steht ihm der Berliner Hoffmann am höchsten, nach welchem nur „der Flügelschlag mattgewordener Vögel sich vernehmen ließ, die sich unter dem Himmelsflug des Adlers vergeblich mühten, seine Höhe zu erreichen". Auch die Debatte war nach Wichern lahm, doch Müller, Kapff und Schaff waren „die Träger von Fackeln, die weithin leuchteten". Die wahre Meinung muß man hier zwischen den Zeilen lesen. Da war Hengstenberg ein anderer Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm. Er erklärte offen, daß der Stern des Kirchentags im Sinken sei und daß viele meinten, er habe seine Mission erfüllt, „seitdem die deutschen Staats- und Kirchenregimente wieder die Zügel ergriffen und die Initiative in der Reform übernommen

*) Ges. Werke II, 416.

haben“ *). Man hatte den König und den Cultusminister jetzt fest in der Hand und so brauchte man keinen Kirchentag, wo Professoren wie Dorner, Müller, Schenkel u. A. mit ihren Quertreibereien nur die Partie verwirrten. Verführerisch war unter diesen Umständen der erste Kirchentag für Rothe nicht. Schenkel erzählt, Rothe habe sich von dem Zungenreden der frommen Brüder angewidert gefühlt und auch Dorners und Steinmeyers Vorträge hätten ihn nicht befriedigt. Jedenfalls schrieb er am 1. November 1854 an Frau Heubner, die fest zur orthodoxen Partei hielt, zwar mild aber doch unverkennbar ablehnend: „Daß ich den Kirchentag besucht, habe ich vorhin schon bemerkt. Es war mir eine Freude, gar manche alte Bekannte und Freunde wieder zu sehen, aber man kann das Durcheinanderrennen im Gewirr einer solchen Versammlung kaum ein Wiedersehen nennen. So ist es mir auch unmöglich gewesen, nur ein Wort mit Steinmeyer zu wechseln. Er kam eine Stunde vor dem Augenblicke, wo er sein Referat zu halten hatte, in Frankfurt an und reiste unmittelbar nach dem Schlusse der Versammlung, in welcher er seinen Vortrag gehalten, wieder ab. Ich hätte um so lieber mit ihm gesprochen, weil ich annehmen muß, daß seine Situation in der Versammlung einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht haben wird. Wenn dies geschehen ist, so muß er die Schuld davon freilich zum großen Theil auch sich selbst zuschreiben, denn bei seinem an und für sich glänzenden Vortrage hat er doch gar zu wenig den bestimmten Zweck, den es dabei galt, mit in Rechnung gebracht. Daß er ein ganzer Mann ist, hat übrigens jeder auch aus seiner flüchtigen Erscheinung auf dem Kirchentage annehmen müssen. Im Ganzen habe ich an dem Kirchentage selbst wenig Freude haben können. Das Ganze ist doch eine gar zu wenig solide Waare.“ Auch in einem Briefe**) an seinen Frankfurter Gastfreund (Steitz?), dem er für die Nachsendung seines vergessenen Ueberziehers und vielfache Hülfe bei dem Gewirre der Versammlung zu danken hat, schreibt er: „Ich kann nicht gerade sagen, daß der Kirchentag selbst meine Hoffnung für die Zukunft sonderlich belebt hat. Von Ueberschwänglichkeiten und frommen Redensarten lebt die Kirche nicht und mit dieser abstracten Waare bringt man das Christenthum an die Zeitgenossen nicht wirklich heran. Ihr offenes Auge für das, was unsere Theologie aus demselben gemacht hat, kann man mit allen hochtönenden Reden nicht in den Schlummer einlullen, wohl aber kann man sie dadurch leicht scheu machen an dem, was wir ihnen gern nahe bringen möchten. Indessen ein Herz für das wirkliche Christenthum in seiner erhabenen Einfalt, wenn es von allem conventionellen Putz gesäubert

*) Evangel. Kirchenzeitung, 1854, S. 889.

**) Das Concept in der Sammlung Ahrendts.

ist, hat auch unsere Zeit, vielleicht mehr als irgend eine frühere, und nichts ermuthigt mich freudiger in meinen Hoffnungen, als wenn ich wieder einen Mann mehr kennen lerne unter den Theologen, der mit wahrer Wärme für das Evangelium die helle Nüchternheit verbindet, die das wirkliche Christenthum auch erkennt und anerkennt, wo es kein besonders zugeschnittenes Kleid trägt, und durch keine Uniform und kein Schibboleth sich über die innere Leere täuschen läßt, die damit verdeckt wird. Einen solchen Mann mehr an Ihnen, verehrter Freund, gewonnen zu haben, ist mir ein großer Gewinn des Kirchentags, der mir, wie es sich auch sonst mit den Erträgnissen desselben verhalten möge, mit Gottes Hülfe gesichert bleiben soll." Manche anregenden Abende verdankten die Freunde dem gastfreien Hause des Dr. Varrentrapp, der Rothe, Wichern, Ullmann, Hundeshagen, Hoffmann u. A. bei sich vereinigte*). Selbst einmal auf dem Kirchentage ein Referat zu übernehmen oder literärisch gegen Stahl und Hengstenberg in die Schranken zu treten, wie Bunsen von ihm verlangte, lehnte Rothe ab. Er gehöre den Studien nicht der Praxis. In dieser Hinsicht mußte Bunsen sich an Schenkel halten.

Ein näheres Verhältniß zum Kirchentage hatte Rothe nie gehabt und mit der Zeit lösten sich auch seine sehr lockern Beziehungen zur innern Mission. Als er sich Jahre lang an keiner ihrer Machenschaften betheiligte, fragte der Vorstand des badischen Missionsvereins schließlich bei ihm an, ob er wünsche, daß sein Name noch weiter in der Reihe des weiteren Vorstands geführt werde und ob er bereit sei, an der Universität regelmäßige Vorlesungen über die innere Mission zu veranlassen. Rothe sagte in seiner Weise nicht geradezu nein**), aber noch weniger ja, indem er sich auf seinen besonderen Standpunkt zurückzog. „Daß," so schrieb er den Fragestellern, „dem Werke der innern Mission, wenn es nur in lauterer Meinung geschieht, sein Segen nicht ausbleibt, das ist mir eine heilige Gewißheit, so wie ich Gott dafür danke, daß ich mit einer herzlichen Liebe und Fürbitte bei jedem solchen Werke sein kann, auch wenn ich seine Weise zu der meinigen zu machen nicht vermag. Sie sehen also wohl, daß die Gemeinschaft des Geistes, in die Sie bisher mich wohlwollend mit eingeschlossen haben, mir nach wie vor heilig ist, und daß eine Auflösung derselben meinerseits gewiß nicht zu befürchten steht, so wie ich Ihrerseits die Zurücknahme derselben auch nicht besorge, wohl wissend, daß Sie den fremden Knecht seinem Herrn stehen und fallen lassen. Mich selbst werde ich, wenn Gott Gnade giebt, immer zu den Freunden der innern Mission zählen, ob Sie es nun forthin officiell thun werden, das

*) Wichern II, 417.

**) Das Concept in der Collection Ahrendts, leider ohne Datum. Der in dem Briefe erwähnte Dr. Laspeyres gehörte 1860—64 der Universität an, der Brief fällt also schon in die Zeit der neuen Aera.

könnte mir deßhalb zweifelhaft erscheinen, weil ich in geschäftlicher Weise für dieselbe bisher nichts geleistet habe und auch künftighin nichts für dieselbe leisten werde und zwar nicht bloß wegen mangelnder Zeit und des in meiner Individualität begründeten besondern Ungeschicks für eine derartige Thätigkeit, sondern auch — die Aufrichtigkeit fordert es, daß ich dies Geständniß nicht zurückhalte — weil mir zu ihr in der von Ihrem Verein eingehaltenen Form die innere Freudigkeit gebrechen würde. Doch haben Sie mir ja in dieser Beziehung selbst Ihre Nachsicht im voraus zugesagt. Für mich wird es also nicht nur eine Ehre, sondern auch eine Freude sein, wenn Sie mich auch fernerhin unter den Freunden Ihrer Sache aufführen wollen, nur bitte ich Sie zugleich davon fest versichert zu sein, daß wofern Sie es angemessen finden sollten, meinen Namen wegzulassen, ich dies nicht von ferne als eine Verletzung empfinden würde und daß dadurch an meiner persönlichen Stellung zu Ihrem Verein nicht das Geringste sich ändern würde. Ihrer Frage gegenüber, wie meines Erachtens an der Universität besonders den jungen Theologen die Sache der innern Mission erfolgreich empfohlen werden könne, bin ich in der ungünstigen Lage Ihnen meinen Sinn nur in einer Weise aussprechen zu können, die Ihnen wird tadelhaft erscheinen müssen. Ich kann nur wünschen, daß diese Empfehlung eine möglichst wenig absichtliche und systematische sein möge. Die Vorlesung über die Pastorallehre hat sich von Rechts- und Berufswegen auch mit der innern Mission zu beschäftigen, und sie soll es mit eben der Wärme und allem dem Anliegen thun, welche die Sache in Anspruch nimmt; aber ich möchte nicht, daß auch nur der Schein entstünde, daß hier hinter dem Lehrer ein Verein stehe, der ihn veranlaßte für diesen zu werben. Ich weiß sehr wohl, wie unzutreffend dieser letztere Ausdruck ist, was die Sache selbst angeht; aber den Eindruck, den ein guter Theil unserer Jugend davon erhalten würde, drückt er, wie mich dünkt, richtig aus. Wir akademischen Lehrer haben auch Ursache, ein Hineinziehen unserer Studierenden, namentlich der Theologen, in die praktischen Interessen während ihrer Universitätsjahre abzulehnen, gerade wenn wir jene Interessen nach ihrer ganzen Bedeutung würdigen. Um sie recht zu vertreten, dazu werden Vorbedingungen vorausgesetzt, für deren Erwerbung das akademische Leben eine schon an und für sich unverhältnißmäßig kurze Zeit ist. Man verliert gar leicht den Sinn hierfür, wenn man von vornherein auf das Gebiet der praktischen Aufgaben eingeführt wird, wovon wir vielfach gerade bei unseren besten Leuten vielfache Erfahrungen machen. Ich könnte also nicht dazu rathen, auf unseren Universitäten besondere Vorlesungen über die innere Mission und ihre Geschichte einzuführen. Dagegen halte ich es für höchst dankenswerth, wenn Lehrer anderer Fakultäten diejenigen gesellschaftlichen Aufgaben, denen Ihr Verein seine Sorge widmet, zum Gegenstand

ihrer Vorträge machen und zwar — Sie wollen ja, daß ich ehrlich sein soll — außer einer bestimmten Beziehung zu der förmlich constituierten innern Mission und ohne Angehörigkeit zu dem Verein für diese. So hat hier Dr. Laspeyres publice über Armenwesen gelesen unter dankbarer Betheiligung auch theologischer Zuhörer und er wird damit auch fortfahren. Ich wünsche aber nicht, daß er durch Beziehungen, die Ihr Verein etwa mit ihm anknüpfen wollte, wie dies nicht ausbleiben dürfte, in der Unbefangenheit seiner Herzenstheilnahme an dem Gegenstande gestört würde. Sie veranschaulichen sich an einem einzelnen Falle, in welcher praktisch schwierigen Lage ich mich befinden würde als thätiges Organ Ihres Vereins, sehen aber gerade dabei auch, wie aufrichtig ich mich in dem Zwecke Ihnen verbunden fühle, für den Sie bereits eine aufopferungsvolle Thätigkeit bewährt haben." Von weiteren Beziehungen zu dem Landesverein für innere Mission oder auch nur zu dem Heidelberger Localverein war von da ab nicht mehr die Rede. Auch Schenkel wurde immer mehr unter den alten Brüdern ein seltener Gast. Der Betheiligung an der praktischen Kirchenpolitik konnte sich Rothe aber in seiner Stellung doch nicht so völlig entziehen wie er wohl gewünscht hätte.

Die badische Generalsynode, die allgemein schon für das Jahr 1854 erwartet worden war, wurde für das Jahr 1855 wirklich anberaumt und Rothe wußte, daß er zum Vertreter der Fakultät werde ernannt werden. Die Ordnung ist nämlich die, daß die Regierung diesen Vertreter bestimmt, statt daß ihn, verständiger Weise, die Fakultät selbst wählen müßte. Er selbst freilich war von der ganzen Einrichtung wenig erbaut. „Es ist das verkehrteste Ding von der Welt," schreibt er, „daß sämmtliche hiesige theologische Docenten, mit Ausnahme von Umbreit, also Hundeshagen, Schenkel, Schöberlein, Plitt und meine Wenigkeit, mitten im Semester ihre ganze Lehrthätigkeit sollen stehen und liegen lassen, um auf einer Synode, die vielleicht sechs Wochen dauern wird, ihr Licht leuchten zu lassen." Zunächst hatte er auch hier wieder mit derjenigen Macht abzurechnen, die für ihn die Mutter aller Hindernisse war. Seine Frau war wieder, wie er an ihre Schwester Heubner schreibt*), „verzweiflungsvoll". Sie wollte weder Wochen lang in Heidelberg allein sitzen, noch ihren Gatten nach Karlsruhe unter die fremden Leute begleiten. „Ich kann ja doch," klagt er, „wenn der Regent mich berufen sollte, nicht rundweg sagen, nein, ich will nicht! Louise aber sieht die liebloseste Rücksichtslosigkeit gegen sie darin, wenn ich gehen würde. Nun, Gott kann das alles auch ganz anders fügen." Schließlich mußte doch Louise sich fügen, und Rothe durfte zu der am

*) Am 9. April 1855.

13. Juni 1855 eröffneten Generalsynode abgehn. Vermuthlich daß Frau Heubner auf den rührenden Hülferuf ihres Schwagers hin ernstlich intervenierte, denn ihren Verwandten war die Frau immer gehorsam.

Die Vorarbeiten für die Generalsynode waren zwischen den Mitgliedern des Oberkirchenraths so vertheilt worden, daß Ullmann die Bearbeitung eines neuen Katechismus, Bähr die einer neuen Agende, Heintz die einer neuen biblischen Geschichte übernahm. Die gefährlichste Aufgabe war Bähr zugefallen, da eine neue Gottesdienstordnung nicht in ähnlicher Weise, ohne Zustimmung der Bevölkerung, eingeführt werden konnte wie ein neues Schulbuch oder eine Bekenntnißformel. Gegen Bähr bestand aber von vornherein das Vorurtheil, er verfolge katholisierende Tendenzen. Der Karlsruher Ministerialrath war im Leben ein umgänglicher Herr, in pietistischen Formen fast überfreundlich. Sein gewaltthätiges Verfahren gegen Kuno Fischer hatte aber gezeigt, daß unter den Sammthandschuhen die eiserne Hand nicht fehle. Ausgegangen war Bähr von Neander und Tholuck und bestimmend hatte Creuzer durch seine Symbolik auf ihn eingewirkt. Bährs „Symbolik des mosaischen Cultus“ in zwei Bänden war ein geistvolles Buch, das eine respectable Vertrautheit mit Philo und den Neuplatonikern beweist; heute ist es veraltet, theils durch die völlig neue Bestimmung der Altersverhältnisse der Quellen, theils durch die Arbeiten von Max Müller und Ernst Renan, die die Erklärung der orientalischen Religionssysteme auf die fruchtbarere Sprachvergleichung gestellt haben. Im Zusammenhang seiner Symbolik war Bähr auch auf die Entwicklung des christlichen Cultus geführt worden und war einer der besten Kenner seiner Geschichte. Aber gerade dadurch war er dem tragischen Loose der Fachgelehrten verfallen, die übrige Welt aus dem Auge zu verlieren, das er so nah und aufmerksam auf einen Gegenstand richtete. Er träumte wie Bunsen von einer liturgischen Strömung, die doch keine andere Spuren aufzuweisen hatte als die Schriften und Schriftchen auf seinem Schreibtische, der Bevölkerung dagegen vollkommen fremd war. So hatte er nur mit den alten Liturgieen und Agenden gerechnet, nicht aber mit den lebendigen Kräften der Gegenwart. Im Uebrigen war Bährs Lebensinteresse Gesang und Musik. Daß ein solcher Schüler Creuzers und der Romantik an dem nüchternen rationalistischen Cultus der badischen Kirche keine Freude haben konnte, ist selbstverständlich. Er hatte längst gegen das Vorwiegen der Predigt im Gottesdienste in einer Weise geeifert, die der Geistlichkeit halb katholisch erschien. Die moralisierende Agende von 1834, meinte er, predige, das moralisierende Kirchenlied predige, und schließlich predige dann auch noch der Pfarrer. Statt dessen verlangte er Cultushandlungen. So war er darauf gekommen, die süddeutschen Gottesdienste durch den Reiz einer Liturgie heben zu wollen, durch die in Norddeutschland die Kirchen viel leerer geworden waren als bei uns. Spottete

doch selbst Ludwig von Gerlach über den Berliner Gottesdienst: „Der Prediger spricht: ‚Lasset uns knieen und niederfallen‘ — und alles bleibt stehn. Wir begeistern uns für Liturgie und alles kommt, wenn sie vorbei ist“ *). Durch solche Erfahrungen wurden die Cultusschwärmer in Karlsruhe nicht gewarnt. Widerstand gegen ihren Fanatismus war aussichtslos. Selbst die Badische Landeszeitung redete damals in Zungen. Als eine leise abmahnende Stimme in ihren Spalten vor Ueberstürzungen warnte, erinnerte sofort eine lange Psalmodie an die Vornehmen, die dem Propheten Haggai sagten: „Es ist nicht Zeit, daß man des Herrn Haus baue.“ Mit Gründen war dieser Verschrobenheit nicht beizukommen, sie kam am sichersten zu Fall, wenn man sie gewähren ließ. Die Evangelische Kirchenzeitung schilderte die Lage ganz richtig, wenn sie erklärte, die Confessionellen sähen der Synode ohne Hoffnung, die Liberalen mit Furcht, die Vermittlungstheologen mit stolzem Selbstgefühl entgegen, in dem Bewußtsein die Situation zu beherrschen. Am 13. Juni 1855 wurde die Versammlung zu Karlsruhe mit einer Predigt des Prälaten Ullmann in der Stadtkirche eröffnet. Zum Texte hatte er sich Ps. 102, 14 f. gewählt: „Du wollest Dich aufmachen, Herr, und über Zion erbarmen; denn es ist Zeit, daß Du ihr gnädig seist, und die Stunde ist gekommen. Denn Deine Knechte wollten gern, daß sie gebaut würde.“ Daß die Stadt Gottes wüst und durch die Rationalisten ausgeraubt und geschändet sei und der Redner gleich Serubabel einen neuen Tempel zu bauen beabsichtige, schien bei der Wahl dieses Textes Ullmanns Voraussetzung; die Heidelberger Theologen aber fanden die Meinung beleidigend, daß unter den Vätern der Union, die zum Theil Professoren in Heidelberg gewesen waren, in der Kirche Hebels, Daubs, Abeggs, Schwarzens die Chaldäer geherrscht hätten und der Tempel in Schutt und Asche gelegen wäre, so daß ihn Ullmann erst wieder aufbauen müsse. Diesem Gefühle der Kränkung gab Hundeshagen sogar in den Verhandlungen Ausdruck. Die Sitzungen fanden im Saale der ersten Kammer statt und Minister von Wechmar präsidierte sie persönlich. Die Generalsynode von 1855 sollte die Maßregeln gesetzlich formulieren, die auf den Durlacher Conferenzen seit Jahren verlangt und erwogen worden waren. Eine Vorconferenz, der die Mitglieder der theologischen Fakultät, mit Ausnahme des am Typhus erkrankten Schenkel, und fünf Dekane angehörten, hatten die Vorlagen gebilligt und so war ihre Annahme zum voraus sicher. Der in Gebrauch stehende, etwas umfängliche Katechismus vom Jahre 1834 war ein gutes Schulbuch und zeichnete sich namentlich durch eine vortreffliche Spruchsammlung aus, aber für die herrschende Partei war er zu rationalistisch und

*) Aufzeichnungen I, 337.

moralisierend. Sie verlangte nicht ein Schulbuch, sondern ein Bekenntnißbuch. Der positiven Union entsprach nur ein Buch, das den Luther'schen und Heidelberger Katechismus zugleich enthielt und Ullmann hatte ein solches hergestellt. Die beigefügten Motive waren stark hierarchisch gefärbt. „Die christliche Unterweisung," so begann die Vorlage, „ist nicht Sache der Einzelnen, sondern wesentlich Sache der Kirche, welche die Kinder schon durch die Taufe zu Gliedern angenommen hat." Also wie nach katholischem Dogma jeder Getaufte dem Papste gehört, so nach der Meinung der Ullmann'schen Motive jeder evangelisch Getaufte dem Bekenntnisse, nicht der Eltern, sondern der Kirche, die ihn taufte. Der Inhalt des Katechismus kann darum nie etwas anderes sein als die Hauptstücke des Glaubens, auf den die Kirche sich gründet. Ein Katechismus muß schriftmäßig sein und muß das Bekenntniß der Kirche enthalten, auch ist er nicht bloß auf die Jugend zu berechnen, da er bestimmt ist ein Buch für's Leben zu werden. Er soll als Leitfaden für den Unterricht, aber auch als Bekenntniß für die Erwachsenen dienen. Um diesen Zweck zu erfüllen, muß der Katechismus die Sprache der Schrift, der Kirche und des Volks reden. Für einen Unionskatechismus tritt dann das weitere Erforderniß hinzu, daß er keines der beiden Sonderbekenntnisse begünstigen darf, sondern die gemeinsam bezeugten Heilslehren in ihrer Uebereinstimmung zum Bewußtsein zu bringen hat. Daß ein unter so vielen Rücksichten kunstvoll präpariertes Werk sich durch Leben, Unmittelbarkeit, Originalität auszeichnen werde, war nicht zu erwarten. Man war aber berechtigt hohe Anforderungen an dasselbe zu stellen, da die vorausgeschickten Motive der Vorlage über den Katechismus, nach dem seit 1834 die Jugend unterrichtet worden war, die schärfste Verurtheilung aussprachen. Der alte Katechismus ist nicht schrift- und bekenntnißmäßig, „namentlich in der Lehre von der Dreieinigkeit, von der wahren Gottheit Christi, von dem natürlichen sündlichen Verderben, von der Versöhnung durch Christum, der Rechtfertigung allein durch den Glauben und dem Verhältnisse zwischen Rechtfertigung und Heiligung". Daß die Väter des alten Katechismus diese theologischen Speculationen nicht als einen passenden Unterrichtsstoff für Kinder von fünf bis vierzehn Jahren angesehen hatten, ist richtig, was aber das Verlangen nach größerer Schriftmäßigkeit betrifft, so wurde von den Freunden des alten Buchs noch lang darüber geklagt, daß durch Ullmann ihnen die vortreffliche Spruchsammlung entzogen worden sei, die die beste Grundlage für einen schriftmäßigen Unterricht gebildet habe und eine außerordentlich magere an die Stelle getreten sei, die wesentlich als Belegstellen für die orthodoxe Dogmatik ausgesucht worden war. Die einfachen Definitionen: „Sünde ist alles, wodurch Gottes Gebot übertreten wird", oder „Dein Nächster ist jeder Mensch", waren

für das Kind jedenfalls fruchtbarer als Speculationen über Erbsünde, Trinität, Zweinaturenlehre, von den Satisfactionstheorieen gar nicht zu reden. Die Begründung der Dreieinigkeit namentlich brachte von da an manchen Pfarrer zu verzweifelten Analogieen, wie denn einer in Heidelberg den Kindern die Trinität an einem dicken Herrn exemplificierte, der zugleich Lehrer, Rector und Kreisschulrath sei, was noch obendrein ein höchst verwerflicher Sabellianismus ist. Waren solche Spitzfindigkeiten nun wirklich religiös werthvoller als wenn der alte Rationalist die Jugend lernen ließ: „Ich glaube, daß mit Liebe ein Gott mich trägt und hält ... Ich glaube, daß von oben ein Heiland freundlich kam.“ „Ich glaube, daß in's Helle ein klarer Stern mich weist, daß frisch aus reiner Quelle mich tränkt der heil'ge Geist?“ Ullmann freilich fand, daß das alte Buch theologisch nicht gerechtfertigt werden könne, daß es der Sittenlehre zu breiten Raum verstatte und diese von der Glaubensgrundlage losreiße, also zum Bekenntnißbuche sich nicht eigne. Aber Daub und Schwarz, die in der Katechismuscommission von 1821 hauptsächlich das Wort geführt hatten, und die Mitglieder der Generalsynode von 1834, die das vorgelegte Buch genehmigten, waren doch auch gute Christen gewesen und fromme Geistliche hatten seit dreißig Jahren das Buch gebraucht. Unter den auf den Diöcesansynoden aufgetauchten Vorschlägen zur Besserung zählt Ullmann auch den der Freigebung des Luther'schen und Heidelberger Katechismus auf. „Aber diese Maßregel,“ meinte er, „würde die Auflösung der Union zur unvermeidlichen Folge haben.“ Den Luther'schen Katechismus allgemein einzuführen, wäre eine Vergewaltigung der Reformierten. So bleibt nur die Verschmelzung beider Katechismen übrig, die Ullmann versucht hat. Sein Katechismus legt die Eintheilung des Heidelberger Katechismus zu Grunde. In der bekannten Folge handelt er von des Menschen Sünde, von der Erlösung und vom neuen Leben (ursprünglich der Dankbarkeit). Unter der Lehre von der Sünde ist Luthers Erklärung des Dekalogs untergebracht. Im zweiten Theile werden bei der Erlösung die Sacramente eingestellt, dazu auch, wogegen Rothe in der Commission Einsprache erhob, das Amt der Schlüssel. Im Leben des Erlösten ist die Luther'sche Haustafel zu finden. Mit einziger Ausnahme der Abendmahlslehre war der ganze Luther'sche Katechismus in dem Fachwerk des reformierten Grundrisses aufbewahrt, während nicht unwichtige Theile des Heidelberger Katechismus fehlten. Die Zählung der zehn Gebote und die Lehre von der Schlüsselgewalt waren lutherisch, nicht reformiert. Den Löwenantheil also verlangten die Lutheraner. Hengstenberg*) nannte das Ullmann'sche Buch „ein Erzeugniß der berechnenden Klügelei“. „Eine stückweise Zusammensetzung des Luther'schen und Heidelberger Katechismus, wie

*) Evang. Kirchenzeitung 1855, S. 63.

moralisierend. Sie verlangte nicht ein Schulbuch, sondern ein Bekenntnißbuch. Der positiven Union entsprach nur ein Buch, das den Luther'schen und Heidelberger Katechismus zugleich enthielt und Ullmann hatte ein solches hergestellt. Die beigefügten Motive waren stark hierarchisch gefärbt. „Die christliche Unterweisung," so begann die Vorlage, „ist nicht Sache der Einzelnen, sondern wesentlich Sache der Kirche, welche die Kinder schon durch die Taufe zu Gliedern angenommen hat." Also wie nach katholischem Dogma jeder Getaufte dem Papste gehört, so nach der Meinung der Ullmann'schen Motive jeder evangelisch Getaufte dem Bekenntnisse, nicht der Eltern, sondern der Kirche, die ihn taufte. Der Inhalt des Katechismus kann darum nie etwas anderes sein als die Hauptstücke des Glaubens, auf den die Kirche sich gründet. Ein Katechismus muß schriftmäßig sein und muß das Bekenntniß der Kirche enthalten, auch ist er nicht bloß auf die Jugend zu berechnen, da er bestimmt ist ein Buch für's Leben zu werden. Er soll als Leitfaden für den Unterricht, aber auch als Bekenntniß für die Erwachsenen dienen. Um diesen Zweck zu erfüllen, muß der Katechismus die Sprache der Schrift, der Kirche und des Volks reden. Für einen Unionskatechismus tritt dann das weitere Erforderniß hinzu, daß er keines der beiden Sonderbekenntnisse begünstigen darf, sondern die gemeinsam bezeugten Heilslehren in ihrer Uebereinstimmung zum Bewußtsein zu bringen hat. Daß ein unter so vielen Rücksichten kunstvoll präpariertes Werk sich durch Leben, Unmittelbarkeit, Originalität auszeichnen werde, war nicht zu erwarten. Man war aber berechtigt hohe Anforderungen an dasselbe zu stellen, da die vorausgeschickten Motive der Vorlage über den Katechismus, nach dem seit 1834 die Jugend unterrichtet worden war, die schärfste Verurtheilung aussprachen. Der alte Katechismus ist nicht schrift- und bekenntnißmäßig, „namentlich in der Lehre von der Dreieinigkeit, von der wahren Gottheit Christi, von dem natürlichen sündlichen Verderben, von der Versöhnung durch Christum, der Rechtfertigung allein durch den Glauben und dem Verhältnisse zwischen Rechtfertigung und Heiligung". Daß die Väter des alten Katechismus diese theologischen Speculationen nicht als einen passenden Unterrichtsstoff für Kinder von fünf bis vierzehn Jahren angesehen hatten, ist richtig, was aber das Verlangen nach größerer Schriftmäßigkeit betrifft, so wurde von den Freunden des alten Buchs noch lang darüber geklagt, daß durch Ullmann ihnen die vortreffliche Spruchsammlung entzogen worden sei, die die beste Grundlage für einen schriftmäßigen Unterricht gebildet habe und eine außerordentlich magere an die Stelle getreten sei, die wesentlich als Belegstellen für die orthodoxe Dogmatik ausgesucht worden war. Die einfachen Definitionen: „Sünde ist alles, wodurch Gottes Gebot übertreten wird", oder „Dein Nächster ist jeder Mensch", waren

für das Kind jedenfalls fruchtbarer als Speculationen über Erbsünde, Trinität, Zweinaturenlehre, von den Satisfactionstheorieen gar nicht zu reden. Die Begründung der Dreieinigkeit namentlich brachte von da an manchen Pfarrer zu verzweifelten Analogieen, wie denn einer in Heidelberg den Kindern die Trinität an einem dicken Herrn exemplificierte, der zugleich Lehrer, Rector und Kreisschulrath sei, was noch obendrein ein höchst verwerflicher Sabellianismus ist. Waren solche Spitzfindigkeiten nun wirklich religiös werthvoller als wenn der alte Rationalist die Jugend lernen ließ: „Ich glaube, daß mit Liebe ein Gott mich trägt und hält ... Ich glaube, daß von oben ein Heiland freundlich kam.“ „Ich glaube, daß in's Helle ein klarer Stern mich weist, daß frisch aus reiner Quelle mich tränkt der heil'ge Geist?“ Ullmann freilich fand, daß das alte Buch theologisch nicht gerechtfertigt werden könne, daß es der Sittenlehre zu breiten Raum verstatte und diese von der Glaubensgrundlage losreiße, also zum Bekenntnißbuche sich nicht eigne. Aber Daub und Schwarz, die in der Katechismuscommission von 1821 hauptsächlich das Wort geführt hatten, und die Mitglieder der Generalsynode von 1834, die das vorgelegte Buch genehmigten, waren doch auch gute Christen gewesen und fromme Geistliche hatten seit dreißig Jahren das Buch gebraucht. Unter den auf den Diöcesansynoden aufgetauchten Vorschlägen zur Besserung zählt Ullmann auch den der Freigebung des Luther'schen und Heidelberger Katechismus auf. „Aber diese Maßregel,“ meinte er, „würde die Auflösung der Union zur unvermeidlichen Folge haben.“ Den Luther'schen Katechismus allgemein einzuführen, wäre eine Vergewaltigung der Reformierten. So bleibt nur die Verschmelzung beider Katechismen übrig, die Ullmann versucht hat. Sein Katechismus legt die Eintheilung des Heidelberger Katechismus zu Grunde. In der bekannten Folge handelt er von des Menschen Sünde, von der Erlösung und vom neuen Leben (ursprünglich der Dankbarkeit). Unter der Lehre von der Sünde ist Luthers Erklärung des Dekalogs untergebracht. Im zweiten Theile werden bei der Erlösung die Sacramente eingestellt, dazu auch, wogegen Rothe in der Commission Einsprache erhob, das Amt der Schlüssel. Im Leben des Erlösten ist die Luther'sche Haustafel zu finden. Mit einziger Ausnahme der Abendmahlslehre war der ganze Luther'sche Katechismus in dem Fachwerk des reformierten Grundrisses aufbewahrt, während nicht unwichtige Theile des Heidelberger Katechismus fehlten. Die Zählung der zehn Gebote und die Lehre von der Schlüsselgewalt waren lutherisch, nicht reformiert. Den Löwenantheil also verlangten die Lutheraner. Hengstenberg*) nannte das Ullmann'sche Buch „ein Erzeugniß der berechnenden Klügelei“. „Eine stückweise Zusammensetzung des Luther'schen und Heidelberger Katechismus, wie

*) Evang. Kirchenzeitung 1855, S. 63.

sie hier vorliegt, ist gegen die Natur, da beide im Grundton verschieden sind." Hengstenberg würde einfach in den reformierten Gemeinden den reformierten, in den lutherischen den kleinen lutherischen Katechismus wieder herstellen, das heißt die Union sprengen. In den Verhandlungen ergriff Rothe das Wort, um seinen in der Commission erhobenen Widerspruch gegen den Vortrag der Lehre vom Schlüsselamt zu vertheidigen. Er habe sich gefragt, „kann diese Lehre etwas beitragen die christliche Einsicht der Kinder aufzuklären, für die doch der Katechismus bestimmt ist?" Freilich ließ diese Frage sich auch andern Stücken gegenüber erheben, und es war unrecht, daß es niemand that. Ferner bestritt Rothe, daß die Lehre vom Schlüsselamt in der Form, wie die lutherischen Theologen sie vortragen, biblisch sei, was er durch Besprechung der einzelnen dafür angeführten Schriftstellen nachwies. Eine Vorstellung, die er für eine apokryphe halte, könne er auch im Katechismusunterricht nicht vortragen. Daß eine Versammlung von Dekanen sich die Lehre vom Schlüsselamt nicht werde rauben lassen, wußte er freilich zum voraus und es hat dann auch nur ein einziger Abgeordneter außer ihm gegen diesen Passus gestimmt. Unverändert trat das Buch an die Oeffentlichkeit und wurde von allen Federn der Vermittlungstheologie hoch gepriesen. Auch der Vater der Consensustheologie, Immanuel Nitzsch, gab dem Consensuskatechismus seinen feierlichen Segen. Er bezeugte, Ullmanns Katechismus sei ein theologisches Kunstwerk. Aber die Kinder? Ihre Thränen trugen dem Buche bald den Namen der Ullmann'schen Kindermarter ein. Von allen Katechismen, die Baden seit der Union von 1821 besessen und wieder abgeschafft hat, war der Ullmann'sche der unbrauchbarste, der von 1834, den er verdrängte, bei manchen Mängeln dennoch der beste. Eine „Thränenquelle" nannte der Oberschulrath 1864 in einer amtlichen Schrift die seitdem herrschende Methode des Religionsunterrichts. Die Verfasser dachten auch nicht an die Kinder, sondern an die Lehrer und Pfarrer. Nicht ein Schulbuch wollten sie machen, sondern ein Bekenntnißbuch. Nicht die Unmündigen wollte man lehren, sondern die „Ungläubigen" peinigen, damit sie ihr Lehramt aufgäben und den Gläubigen nicht mehr im Wege seien.

Zunächst stand nun die biblische Geschichte auf der Tagesordnung. Die badische Landeskirche besaß an der Hebel'schen biblischen Geschichte einen Schatz, denn durch Hebels treuherzige Erzählungsweise prägten sich die Geschichten den Kindern für immer ein und das Buch war mit Recht ein Lieblingsbuch jedes Hauses. Aber gewisse rationalistische Wendungen machten das Buch den orthodoxen Pfarrern verhaßt. Wenn Hebel die Geschichte Henochs mit den Worten erzählt: „Eines Tages ging Henoch von den Seinigen hinweg und kam nicht mehr zurück; weil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott zu sich," so konnte das den Orthodoxen nicht genügen. Sie selbst

glaubten zwar weder an die Himmelfahrt Henochs, noch an den feurigen Wagen des Elias, aber die Kinder sollten daran glauben. Zu der Geschichte von Sodoms Ende machte Hebel die verdächtige Bemerkung: „Im Thale Sittim waren viele Adern von Erdharz.“ Moses Wasserwunder wird mit den Worten erzählt: „Zu rechter Zeit kamen sie auch zu frischen lebendigen Wasserquellen,“ und bei dem Krüglein der Wittwe haben vielleicht auch gute Nachbarn geholfen, daß es nicht leer ward. Die Orthodoxen nannten das nicht Religionsunterricht, sondern Erziehung zum Unglauben und Hengstenberg meinte*), schon der Anstand hätte davon abhalten sollen, den Erzähler der Geschichten: „Haust Du meinen Juden“ oder „Halber Vieri“ mit der Abfassung einer biblischen Geschichte zu betrauen. Der Name Hebel gereiche dem Buche nicht zur Empfehlung. Bei dem großen Reize, den das Buch für die Kinder hatte, würde es genügt haben, anstößige Stellen zu tilgen und hier und dort die allzupersönlichen Wendungen des Rheinischen Hausfreunds zu dämpfen. Die Pedanterei, mit der die Vorlage jede gemüthliche Redeweise des trefflichen Erzählers in ihr Sündenregister aufnahm, zeigte nur, daß die neuen Gesetzgeber dafür hielten, der Religionsunterricht müsse salbungsvoll sein, wodurch er zwar langweiliger wird, aber nicht pädagogischer. Die Motive merken an, daß Hebel sein Werk so viele Jahre unter der Feile behielt, daß es erst drei Jahre nach der Synode fertig wurde, dagegen war die neue von Heintz verfaßte biblische Geschichte prompt geliefert worden, aber sie war auch das erste der neuen Religionsbücher, das der allgemeinen Geringschätzung wieder weichen mußte. Hengstenberg freilich hatte ihr bezeugt, daß sie nach den gesundesten Grundsätzen gearbeitet sei. Dem Bedürfniß nach einer biblischen Erzählungsweise hatte man genügen können, indem man für die obern Kurse eine Schulbibel einführte, jene Abschaffung aber bedeutete nach der Empfindung der Eltern die Verschleuderung eines religiösen Guts. Der Mißstimmung der Freunde Hebels über diesen Beschluß war sich Ullmann wohl bewußt und man erkannte seine alte feinsinnige Weise wieder an der Art, mit der er ihr zu begegnen suchte. Wie der alte Heidelberger wußte, war Hebels Grab in Schwetzingen in argem Verfalle. So veranstaltete Ullmann bei den Synodalen eine Sammlung zur Errichtung eines würdigen Grabdenkmals des in Schwetzingen gestorbenen Dichters, das nun von derselben Synode aufgerichtet wurde, die seine biblische Geschichte begrub.

Die größte Schwierigkeit mußte nothwendig die Umgestaltung des Gottesdienstes machen, da hier auch die Gemeinden ein Wort mitzusprechen hatten. Eine Correspondenz der Evangelischen Kirchenzeitung**) zeigt, daß die luthe-

*) Evang. Kirchenzeitung 1856, S. 59.

**) Ebenda S. 656.

rische Partei ein volles Bewußtsein davon hatte, in welche Kämpfe sie mit ihrem Plane die badische Kirche stürzen werde, und daß sie keineswegs in voller Harmlosigkeit, wie manche meinten, ihr Abenteuer wagte. Ganz öffentlich sprach Bährs Schwiegersohn Held bei einem Besuche badischen Pfarrern gegenüber aus, es sei ein Triumph Luthers, daß in der reformierten Pfalz fortan die lutherische Messe werde gehalten werden. Aber der Correspondent Hengstenbergs warnte mit Recht, man möge sich nicht vor dem Siege bekränzen. „Die Einführung wird keine leichte Sache sein und dürfte der Behörde viel Mühe und Unliebe bereiten. Es bedarf Pfarrer, die mit freundlichem Sinne auf die Cultuserweiterung eingehn, deren möchten es nicht viele sein. Das Volk hat im Allgemeinen keinen besondern Zug zur Sache. Der Rationalismus wittert in jedem Amen der Gemeinde sogleich Katholicismus. In der Pfalz dürfte die Einführung beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören." Trotzdem sollte der Versuch gewagt werden, denn Bähr träumte von einer liturgischen Strömung, die durch die evangelische Welt gehe. Zwar die Einführung des Eisenacher Gesangbuchs mit seinen „Kernliedern" wurde der nächsten Synode vorbehalten, aber in der vorgelegten Agende war es bereits benützt. In ihr lag überhaupt die Entscheidung. Das Programm der Partei hatte schon 1850, sofort nach Beendigung der Revolution, Ministerialrath Bähr entwickelt in seiner Schrift: „Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkt der Gemeinde aus betrachtet." Daß der evangelische Gottesdienst wesentlich Predigtgottesdienst ist, wozu ihn doch die geistigen Väter der pfälzischen reformierten Kirche, Zwingli und Calvin, gemacht hatten, war nach Bähr der Ruin des Cultus. Wenn man auf katholischer Seite sagte: „Des Herrn Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt ein Schulhaus daraus gemacht," so stimmte Bähr dem völlig bei. Statt des lehrhaften Gottesdienstes wünschte er für den Gottesdienst zunächst ein Kirchengebet, das von dem Geistlichen am besten mit recitierendem Singen vorgetragen werden sollte, und sodann Responsorien, durch die die Gemeinde den Worten des Priesters beitritt und sie bestätigt. Sein Ideal war es, auch den reformierten Landestheilen die lutherische Messe aufzujochen, die nicht einmal in den lutherischen vor der Union im Gebrauch gewesen war. Im Februar 1854, sobald Ullmann seine Prälatur angetreten hatte, erhielt Bähr den Auftrag, den Entwurf einer neuen Agende nach diesen Grundsätzen zu fertigen. Da er recht wohl wußte, auf welchen Widerstand seine Pläne in der reformierten Pfalz stoßen würden, schlug er vor, nur einen Anhang zu der alten Agende auszuarbeiten, der auch die lutherische Messe in reicherer und einfacherer Form enthalten sollte, so daß der individuellen Gesinnung des Pfarrers und der Gemeinde dreierlei Formen zur Wahl gestellt würden. Dadurch gedachte er Conflicte zu ver-

meiden und doch die Gemeinde allmählich an eine reichere Liturgie zu gewöhnen. Aber die siegestrunkenen Dekane waren durchaus nicht gemeint, den Gemeinden in solchem Umfang freie Wahl zu lassen. Die am 21. März 1855 berufene Commission von drei Heidelberger Theologen, Rothe, Hundeshagen und Schöberlein und fünf Dekanen, beschloß, die alte rationalistische Agende sofort abzuschaffen und nur eine reichere und eine einfachere Liturgie, das sogenannte Maximum und Minimum, zur Wahl zu stellen. Das Minimum sollte obligatorisch, das Maximum fakultativ sein. Der von Bähr verfaßte Oberkirchenrathsvortrag an den Regenten gab selbst zu, daß diese Liturgie mehr an den altchristlichen und lutherischen, als an den reformierten Typus sich anschließe. In der Begründung sagt Bähr, daß jetzt, nachdem ein neues Glaubensleben erwacht sei, der Gemeinde die liturgischen Schätze zurückgegeben werden müßten, die der Rationalismus verschleudert habe. Der seitherigen Agende wird vorgeworfen, daß ihre bald moderne, bald sentimentale, bald lehrhafte Sprache und ihr Bestreben zwischen den verschiedenen Richtungen zu vermitteln, das Bekenntniß der Kirche nicht zum Ausdruck kommen lasse. Namentlich aber darum sei dieser seitherige Cultus kein evangelischer, weil er die Gemeinde zu absoluter Passivität verurtheile. Die Mitwirkung der Gemeinde sollte nun darin bestehen, daß sie an vorgeschriebenen Stellen auswendig gelernte Worte mitsingen oder nachsprechen durfte, das aber war es eben, was die Pfälzer Protestanten katholisch nannten. Ihre seitherige Betheiligung bestand in dem Kirchengesang, in den sie allezeit voll und freudig einstimmten, jetzt sollten sie am Schlusse des Introitus mit dem kleinen Gloria einfallen, nach dem Sündenbekenntniß sollten sie dreimal sprechen: „Herr erbarme Dich unser, Christe erbarme Dich unser.“ Die Gnadenversicherung beantwortet die Gemeinde mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ u. s. w. Das aber galt bisher als das Merkmal des katholischen Cultus, daß die Katholiken vorschriftsmäßig einzufallen hatten: „Gelobet seist Du Maria“ oder „Unser täglich Brot gieb uns heute.“ Die Führer der Rationalisten, die ihre Pfalz kannten, sahen mit stiller Schadenfreude zu, wie ihre Gegner hier in doctrinärer Blindheit geradewegs in den Spieß rannten. Rothe hatte mit Bunsen zusammen in Rom eine ähnliche Agende aus altchristlichen, altprotestantischen, katholischen und anglicanischen Bruchstücken zusammengestellt, aber privatim versicherte er, Bunsens Meinung, auf diese Weise eine gläubige Gemeinde zu erziehen, sei ihm fremd. Er unterwarf sich dem Feuereifer seines Freundes, wie er jetzt, vermöge seines „Lasters der Bescheidenheit“, wie Karl Blind solche Nachgiebigkeit zu nennen pflegte, sich dem herrischen Willen der orthodoxen Majorität unterwarf. Aber bei dem früheren Versuche in Rom handelte es sich um eine aus allen Nationen zusammengekommene Gemeinde, deren Glieder aus der preußischen Agende, dem common prayer book und der

lutherischen Messe der Balten und Skandinavier an solche Formen gewöhnt waren. Hier handelte es sich um eine Gemeinde, für die eine solche Liturgie etwas durchaus Neues und Fremdes war, das mit dem väterlichen Brauche in schreiendem Widerspruche stand. Rothe gestand auch ganz unbefangen ein, er glaube nicht an den Erfolg des Experiments, aber er meine, andern Leuten den Versuch nicht verbieten zu dürfen. Erleichtert wurde ihm seine Zustimmung dadurch, daß die Formulare der neuen Agende, die sich an die besten liturgischen Leistungen der alten Zeit anlehnten, einen viel ernsteren Gebetsgeist athmeten als die zur Zeit in Gebrauch stehenden rationalistischen Gebete mit ihrer „tiefen Rührung". Ein Abgeordneter fand auffällig, daß Rothe einen Versuch mit dem Gemeindegottesdienst gemacht wissen wolle, während er doch dem Versuche keine günstige Aussicht eröffnen könne. Rothe antwortete darauf: „Abgeordneter Schember hat mich gefragt, wie ich ein Experimentieren mit einer Gottesdienstordnung beantragen könne, der ich selbst Mangel an Lebenskraft prognosticiere und worauf sich diese meine Prognose gründe? Ich antworte: Die Einführung des Minimums betrachte ich nicht bloß als ein Experiment. Dieses ist die unsern Bedürfnissen wahrhaft entsprechende Gottesdienstordnung, von deren Lebensfähigkeit ich zuversichtlich überzeugt bin. Nur in dem Versuch, das Maximum einzuführen, sehe ich eben einen bloßen Versuch, *dessen Mißlingen ich bestimmt erwarte*. Warum dies letztere? Deßhalb, weil ich dafür halte, daß er *außerhalb* derjenigen Richtung liegt, welcher die geschichtliche Entwicklung unserer evangelischen Christenheit folgt. Dafür halte ich aber auf Grund einer allgemeinen Anschauung von dem Verhältniß der Kirche zum Christenthum. Ich bin der Ueberzeugung, daß mit der Reformation die Periode der Entwicklung des Christenthums unter der kirchlichen Form im Princip durchbrochen ist und von da also die *Kirche*, nicht etwa das Christenthum, im abnehmenden Monde steht. Deßhalb kann ich auf dem Boden des Protestantismus keine wirklichen Fortbildungen der kirchlichen Institutionen erwarten, folgeweise auch nicht ein lebenskräftiges Wachsthum neuer liturgischer Bildungen. Aber so gewiß *mir* diese Ueberzeugung ist, ebenso gewiß ist es mir doch auch, daß die ihr gegenüberstehende ganz ebenso berechtigt ist, sich geltend zu machen, und zwar auch praktisch. Ich muß es also einfach für eine Sache der Gerechtigkeit halten, daß diejenigen, welche an eine Fortentwicklungsfähigkeit der protestantischen Liturgie glauben, freien Spielraum erhalten, um eine Fortbildung derselben zu versuchen, und — das prognosticiere ich ihnen allerdings — durch die Erfolglosigkeit dieses Versuchs sich von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungsweise zu überzeugen." Man konnte diesem Standpunkte entgegenhalten — und man hat es gethan — daß die Landeskirche kein corpus vile sei, um daran Experimente zu veranstalten, denen Rothe selbst das

Mißlingen in Aussicht stelle. Seine liebenswürdige Nachgiebigkeit rächte sich auch bitter an ihm, indem er durch dieses Votum für den Beschluß der Synode haftbar wurde, und dann gehalten war zu vertheidigen, was er doch selbst nicht für des Streites werth hielt. Aber man darf zu seiner Entschuldigung hinzufügen, daß der in Schlesien erzogene Ostpreuße an den lutherisch-norddeutschen Typus des Gottesdienstes gewöhnt war und ihm das Minimum darum als etwas durchaus Harmloses erscheinen mußte, und namentlich, daß er als Norddeutscher gar keine Ahnung davon haben konnte, wie groß in der durch Jahrhunderte von den Katholiken geplagten Pfalz der Abscheu gegen alles war, was nach Katholisierung ihrer Kirchen schmeckte. Später gab er offen zu, daß er sich in dieser Beziehung in harmlosester Unwissenheit befunden und erst die Erfahrung ihn gelehrt habe, wie tief die reformierten Traditionen in der Pfalz noch eingewurzelt seien. Wie sehr selbst die bescheidensten Einwände die siegestrunkene Majorität erzürnten, davon erzählt Hundeshagen*) einige Proben: „Unsere Stellung ward uns mißdeutet und recht übel genommen. Besonders Rothe und ich fühlten uns sehr isoliert, hatten auch zu allem Uebrigen noch eine moderne Species von Schmach, die Schmach des Professorennamens, zu tragen. Wir mußten z. B. Stimmen vernehmen, welche flüsterten, wenn doch die theologische Fakultät in Heidelberg sich an die Spitze einer ... Ich habe solche Stimmen nicht ausreden lassen, sondern über den tieferen Ursprung und letztes Ziel sogleich im Klaren, eine Antwort ertheilt, welche keine Aufmunterung enthielt, sich zum zweiten Male vor mir hören zu lassen.“ Principielle Opposition machten nur die Geistlichen Rieger und Plitt, und die Weltlichen von Stösser und Haaß, die es der geistlichen Bank auf den Kopf zusagten, ihre sogenannte liturgische Strömung sei ein theologisches Hirngespinnst; in der Gemeinde merkten sie von dieser Strömung nicht das mindeste. Auch Rothe betonte, daß die Vorlage ihre Vorbilder nicht in der Zeit der Reformation, sondern vor derselben suche und in so fern vorprotestantisch, das heiße eben katholisch genannt werden müsse. Er gab nur nach um des lieben Friedens willen. Wenn der Widerspruch in der aus zwei Dritteln Pfarrer und einem Drittel Beamter bestehenden Synode sich nicht lauter äußerte, so spielte dabei unverkennbar die den Pfarrern anerzogene Subordination und die Furcht, in den Geruch der Lichtfreundlichkeit zu kommen, die Hauptrolle. Auch eine aus Heidelberg jetzt bereits einlaufende Petition gegen die Aenderungen der gewohnten Ordnung brachte die Synode nicht zur Besinnung. Als Gegendemonstration überreichte Pfarrer Keerl sofort eine Petition, die für die neue Ordnung eintrat, und eine noch vollere Liturgie begehrte. Sie stammte von

*) Der badische Agendenstreit. Frankfurt bei Brönner 1859, S. 9.

dem pietistischen Buchhändler Karl Winter und weiteren acht Heidelbergern, die bisher nur als Conventikel-Häupter bekannt gewesen waren. Als es zur Abstimmung kam, stimmten Geheimrath von Stösser und Oberhofgerichtsrath Haaß und von der geistlichen Bank Plitt und Dekan Rieger von Maulburg, der beste Kenner des badischen Kirchenrechts, gegen die Vorlage; die Andern unterwarfen sich dem Willen des Oberkirchenraths. So wurde der Entwurf mit 22 gegen 4 Stimmen angenommen und die Synode verlangte nur eine Reihe von Ergänzungen, deren Ausarbeitung die sofortige Einführung des Buchs hinauszögerte, wodurch den reformierten Gemeinden allmählich bekannt ward, was ihnen bevorstehe.

Wie um den Cultus der badischen Kirche, entbrannten auf der Synode heiße Kämpfe über die Handhabung der Bekenntnisse, die in Baden kaum mehr dem Namen nach bekannt waren. Ullmann selbst hatte in seiner Halle'schen Periode 1830 in einem „theologischen Bedenken" die Unmöglichkeit erwiesen, heute noch die symbolischen Schriften des sechzehnten Jahrhunderts zum Lehrgesetze der evangelischen Kirche zu machen. Entweder, hatte er damals geschrieben, müßten sie wörtlich Gesetz sein, oder sie seien überhaupt nicht Gesetz, und da das Erstere undurchführbar erscheine, so hätten sie eben überhaupt keine gesetzliche Geltung. Jetzt stand er anders. Die Unionsurkunde hatte den Bekenntnissen der beiden evangelischen Kirchen ihre seitherige Geltung belassen, „in so fern und so weit in denselben das Princip und Recht freier Forschung in der h. Schrift angewendet worden und demnach in ihnen die reine Grundlage des evangelischen Protestantismus zu suchen und zu finden ist". Klar ist an dieser Formulierung im Grunde nur, daß sie den Bekenntnissen nicht schlechtweg normative, sondern nur die ihnen bisher zuerkannte Geltung zusprach und diese nur in so weit, als sie dem Princip des Protestantismus entspricht. Welches diese seitherige Geltung sei, besagte die Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs von 1797, die den Theologen für ihre außeramtlichen Schriften volle Freiheit gab, so lang diese nicht einen sittenwidrigen oder zur Verspottung der Religion bestimmten Inhalt hätten, für ihre amtlichen Vorträge aber verlangte die Instruction nur, daß dieselben den Glauben an Christi Regierungsgewalt und seinen durch die Auferstehung erlangten Hingang zum Vater nicht schwächen oder zernichten dürften. Ullmann war diese Verpflichtung zu vag, denn für die norddeutschen Theologen war wegen dieser laxen Lehrbestimmungen Baden stets der abschreckende Typus einer bekenntnißlosen Union gewesen. Ihre Geisteslage erlaubte ihnen sogar, die ganze badische Revolution in letzter Reihe aus dem Mangel an Lehrzucht, d. h. also aus § 2 der Unionsurkunde herzuleiten. „Es wird zwar von den Unionsmännern hartnäckig in Abrede gestellt," schrieb Hengstenberg, „es ist aber dennoch so,

daß die Kirchenunionen vorbereitend waren auf die traurigen Ereignisse der letzten Jahre" *). Die badische Generalsynode wollte den Confessionellen jetzt entgegenkommen soweit es die Lage erlaubte. Die Unionsurkunde abzuändern wagte man nicht, da die Reformierten das als Kündigung der Union ansehen mußten. So fingierte man Zweifel an dem Sinne des § 2. Diese zu beschwichtigen, sollte die Generalsynode, die beide Theile zu vertreten habe, den Sinn des Bekenntnißparagraphen authentisch interpretieren. Die Motive erklärten zum Ueberfluß ausdrücklich, daß diese Interpretation auch wirklich die Wiederaufrichtung des Bekenntnißzwangs beabsichtige. „Wenn die Kirche ein Bekenntniß aufstellt, so muß sie mit demselben auch ernst machen. Sie muß ihre eigenen Cultus- und Lehrbücher mit diesen Bekenntnissen in Einklang bringen und alle Kirchendiener entfernen, die nicht im Einklang mit den Bekenntnissen lehren und predigen." Den einfachen Kirchenmitgliedern aber sollte eine ausdrückliche Zustimmung zu den Bekenntnissen nicht abverlangt werden. Ihnen gegenüber sollen diese Bestimmungen nur die Bedeutung einer vertrauensvollen Voraussetzung haben. Ein solches Vertrauen, daß die Laien auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts ständen, hatte freilich Ullmann selbst nicht und auch darüber machte er sich sicher keine Illusion, daß die Candidaten diese Verpflichtung zwar übernehmen würden, aber wie Gibbon von den englischen Reverends sagt: „Die Einen mit Seufzen, die Andern mit Lächeln." In seinem „theologischen Bedenken" über Hengstenbergs Angriff auf Gesenius und Wegscheider hatte Ullmann einst sehr richtig geschrieben: „Man kann wohl erzwingen, daß in einer streng begrenzten Gemeinschaft gewisse Lehren in einer bestimmten Form vorgetragen werden, aber damit bereitet man keine Geisteseinheit, man bringt eine gewisse formale Ordnung in die Kirche, aber daneben unfehlbar auch ein gutes Theil Heuchelei und Beschränktheit...: Wer sich mit einem Grundprincip der protestantischen Gemeinschaft, dem der freien Forschung, unter keiner Bedingung befreunden kann, dem stände es, statt der Kirche eine Verletzung ihres Wesens zuzumuthen, besser an, selbst die Kirche zu verlassen." Jetzt wies er umgekehrt denen die Thür, die mit seiner damaligen Erklärung meinten: „Da die Bekenntnisse für niemanden mehr wörtlich Lehrnorm sind, sind sie es überhaupt nicht, denn an ihrem Wortlaute gemessen sind wir allzumal Sünder." Daß seine Umkehr von diesem Standpunkte seine Autorität bei den Liberalen gemehrt hätte, wird niemand erwarten, aber eine radicale war sie. „Ullmann ist gründlich curiert," schrieb einer der orthodoxen Heißsporne, der auf der Synode Ullmanns Reden mit seinem Beifall begleitet hatte. Von den drei in der Unions-

*) Evang. Kirchenzeitung 1855, Nr. 63, S. 656.

urkunde erwähnten Schriften der Reformatoren sollte ein Zusatz nunmehr erklären, die unierte Kirche halte fest „an den Bekenntnissen, welche sie ihrer Vereinigung zu Grunde gelegt hat. Diese in Geltung stehenden Bekenntnisse sind die noch vor der wirklichen Trennung in der evangelischen Kirche erschienenen, und unter diesen namentlich und ausdrücklich die augsburgische Confession, als das gemeinsame Grundbekenntniß der evangelischen Kirche Deutschlands, sowie die besondern Bekenntnißschriften der beiden früher getrennten evangelischen Confessionen des Großherzogthums, der Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus in ihrer übereinstimmenden Bezeugung der Grundlehren heiliger Schrift und des in den allgemeinen Bekenntnissen der ganzen Christenheit ausgesprochenen Glaubens." Damit waren also die Augustana und die beiden Katechismen in ihren sich nicht widersprechenden Theilen und die ökumenischen trinitarischen Bekenntnisse für Bekenntnisse der badischen Kirche erklärt. Hengstenberg bezeugte in seinem Vorworte von 1856, die Ullmann'sche Vorlage leiste ziemlich, was unter so schwierigen Verhältnissen auf dem schlüpfrigen Boden einer unvorsichtigen Union geleistet werden konnte. Nun aber trat Rothe dazwischen und verwandelte des Propheten Freude in tiefe Entrüstung. Rothe weigerte sich in eine Verpflichtung zu willigen, welche die Pfarrer an die Theologie des sechzehnten Jahrhunderts binde, die er schon längst für ein ausgewachsenes, abgelegtes Kleid unserer Urahnen oder auch für einen Großvaterstuhl, ein ehrwürdiges Familienstück erklärt hatte, das nicht mehr dem praktischen Gebrauche diene. In den Studien und Kritiken Ullmanns wies er in seinen Aufsätzen „zur Dogmatik" namentlich auf das Bedürfniß einer gründlichen Revision des trinitarischen Dogma hin, mit dem wir nichts mehr anzufangen wüßten. Hundeshagen vermißte mit ihm in der vorgeschlagenen Fassung der Bekenntnißverpflichtung die Verbürgung der in dem § 2 der Unionsurkunde gewährten freien Schriftforschung, die eine nothwendige Schranke für die Geltung der Bekenntnisse darstelle. Ullmann fand die freie Schriftforschung in der Anerkennung der heiligen Schrift als alleiniger Quelle und oberster Richtschnur des Glaubens selbstverständlich gesetzt, ihre geflissentliche Erwähnung aber, als anscheinende Dispensation der Theologen von der bekenntnißmäßigen Lehre, bedenklich und bestand mit großer Zähigkeit auf seiner Vorlage. Rothe, Hundeshagen und der Jurist Stempf dagegen begehrten zu dem von dem Oberkirchenrathe vorgeschlagenen Zusatz einen zweiten Zusatz, den sich der Oberkirchenrath schließlich in folgender Fassung gefallen lassen mußte: „Indem bei dieser Bestimmung des Bekenntnißstandes der evangelischen Landeskirche die heilige Schrift als alleinige Quelle und oberste Richtschnur des Glaubens, der Lehre und des Lebens vorangestellt ist, wird eben dadurch zugleich, im Einklang mit der ganzen evangelischen Kirche, das

Recht des freien Gebrauchs der heiligen Schrift, sowie der im heiligen Geist gewissenhaft zu übenden Erforschung derselben anerkannt, und für alle Glieder der Kirche, insbesondere aber für ihre mit dem Lehramt betrauten Diener die Pflicht ausgesprochen, sich solcher Schriftforschung unausgesetzt zu befleißigen." War dieser Zusatz, nach Hundeshagens Gewohnheit, etwas breitspurig gerathen, so besagte er doch unzweideutig, daß die gewissenhafte Schriftauslegung frei, also nicht an die Norm der zuerst erwähnten Bekenntnisse gebunden sein solle. In den Verhandlungen meinte Hundeshagen ziemlich spitz, der Herr Prälat sei von Verstimmung gegen dieses Wörtlein frei nicht frei, aber dieses Wörtlein frei stehe deutlich in der Unionsurkunde und habe seinen guten Sinn. Rothe machte sogar die gesunde Entwicklung der badischen Kirche geradezu von der Erhaltung dieser Freiheit abhängig. Sein weiterer Antrag, die Verpflichtung zu freier und gewissenhafter Schriftforschung mit Anwendung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel im Bekenntnißparagraphen ausdrücklich auszusprechen, wurde freilich mit allen gegen fünf Stimmen in der Commission abgelehnt, aber schon die Fassung, der der Oberkirchenrath schließlich zustimmen mußte, machte den Versuch, einen wirklichen Symbolzwang in der unierten Landeskirche einzuführen, zu nichte. Der von Hundeshagen verfaßte Minoritätsbericht besagte, daß der Grundsatz der obersten richterlichen Autorität der heiligen Schrift in dem vom Oberkirchenrath vorgeschlagenen erläuternden Zusatz „gelinde gesagt etwas kleinlaut" vorgetragen werde. Princip und Recht der freien Schriftforschung finde in demselben keine genügende Aussprache. Würde dieser Vorschlag Gesetz, so fürchtet Hundeshagen, es könne eine neue Periode der „Symboltreiberei" hereinbrechen und erinnert an eine frühere Periode voll verantwortungsvoller Schriftvernachlässigung und schweren Symboldrucks, ja eigentlicher Symbololatrie. Nach den Jahren, die unter dem flatternden Panier der freien Forschung in das heiligste Gebiet des Glaubens Einbrüche verübt haben, seien jetzt andere gekommen voll Verstimmung gegen das Princip und Recht der freien Forschung. Er warnt vor einer Richtung, die „eine regellose klerikale Gefühligkeit und ein überreiztes geistliches Amtspathos" in den Protestantismus einführe. Unter die Väter des § 2 der Unionsurkunde gehörten zwei gesegnete Glieder der Heidelberger Fakultät und ihre Amtsnachfolger seien berufen, ihr Andenken zu schützen. Aufgabe derer, die die Geschichte der Kirche auf dem Lehrstuhl vertreten, sei es, Tagesströmungen gegenüber das Recht Aller zu vertreten und ausgleichend zu wirken. In diesem Sinne habe die Minorität ihren Antrag gestellt. Hat schon dieser wackere Bericht etwas von der Temperatur der Commissionsverhandlungen, so entbrannte auch im Plenum ein heißer Streit, in dem sich Rothe mit Ullmann herumschlug, daß die Funken stoben. Ganz gegen seine Gewohnheit ergriff er in dieser

rische Partei ein volles Bewußtsein davon hatte, in welche Kämpfe sie mit ihrem Plane die badische Kirche stürzen werde, und daß sie keineswegs in voller Harmlosigkeit, wie manche meinten, ihr Abenteuer wagte. Ganz öffentlich sprach Bährs Schwiegersohn Held bei einem Besuche badischen Pfarrern gegenüber aus, es sei ein Triumph Luthers, daß in der reformierten Pfalz fortan die lutherische Messe werde gehalten werden. Aber der Correspondent Hengstenbergs warnte mit Recht, man möge sich nicht vor dem Siege bekränzen. „Die Einführung wird keine leichte Sache sein und dürfte der Behörde viel Mühe und Unliebe bereiten. Es bedarf Pfarrer, die mit freundlichem Sinne auf die Cultuserweiterung eingehn, deren möchten es nicht viele sein. Das Volk hat im Allgemeinen keinen besondern Zug zur Sache. Der Rationalismus wittert in jedem Amen der Gemeinde sogleich Katholicismus. In der Pfalz dürfte die Einführung beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören." Trotzdem sollte der Versuch gewagt werden, denn Bähr träumte von einer liturgischen Strömung, die durch die evangelische Welt gehe. Zwar die Einführung des Eisenacher Gesangbuchs mit seinen „Kernliedern" wurde der nächsten Synode vorbehalten, aber in der vorgelegten Agende war es bereits benützt. In ihr lag überhaupt die Entscheidung. Das Programm der Partei hatte schon 1850, sofort nach Beendigung der Revolution, Ministerialrath Bähr entwickelt in seiner Schrift: „Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkt der Gemeinde aus betrachtet." Daß der evangelische Gottesdienst wesentlich Predigtgottesdienst ist, wozu ihn doch die geistigen Väter der pfälzischen reformierten Kirche, Zwingli und Calvin, gemacht hatten, war nach Bähr der Ruin des Cultus. Wenn man auf katholischer Seite sagte: „Des Herrn Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt ein Schulhaus daraus gemacht," so stimmte Bähr dem völlig bei. Statt des lehrhaften Gottesdienstes wünschte er für den Gottesdienst zunächst ein Kirchengebet, das von dem Geistlichen am besten mit recitierendem Singen vorgetragen werden sollte, und sodann Responsorien, durch die die Gemeinde den Worten des Priesters beitritt und sie bestätigt. Sein Ideal war es, auch den reformierten Landestheilen die lutherische Messe aufzujochen, die nicht einmal in den lutherischen vor der Union im Gebrauch gewesen war. Im Februar 1854, sobald Ullmann seine Prälatur angetreten hatte, erhielt Bähr den Auftrag, den Entwurf einer neuen Agende nach diesen Grundsätzen zu fertigen. Da er recht wohl wußte, auf welchen Widerstand seine Pläne in der reformierten Pfalz stoßen würden, schlug er vor, nur einen Anhang zu der alten Agende auszuarbeiten, der auch die lutherische Messe in reicherer und einfacherer Form enthalten sollte, so daß der individuellen Gesinnung des Pfarrers und der Gemeinde dreierlei Formen zur Wahl gestellt würden. Dadurch gedachte er Conflicte zu ver-

meiden und doch die Gemeinde allmählich an eine reichere Liturgie zu gewöhnen. Aber die siegestrunkenen Dekane waren durchaus nicht gemeint, den Gemeinden in solchem Umfang freie Wahl zu lassen. Die am 21. März 1855 berufene Commission von drei Heidelberger Theologen, Rothe, Hundeshagen und Schöberlein und fünf Dekanen, beschloß, die alte rationalistische Agende sofort abzuschaffen und nur eine reichere und eine einfachere Liturgie, das sogenannte Maximum und Minimum, zur Wahl zu stellen. Das Minimum sollte obligatorisch, das Maximum fakultativ sein. Der von Bähr verfaßte Oberkirchenrathsvortrag an den Regenten gab selbst zu, daß diese Liturgie mehr an den altchristlichen und lutherischen, als an den reformierten Typus sich anschließe. In der Begründung sagt Bähr, daß jetzt, nachdem ein neues Glaubensleben erwacht sei, der Gemeinde die liturgischen Schätze zurückgegeben werden müßten, die der Rationalismus verschleudert habe. Der seitherigen Agende wird vorgeworfen, daß ihre bald moderne, bald sentimentale, bald lehrhafte Sprache und ihr Bestreben zwischen den verschiedenen Richtungen zu vermitteln, das Bekenntniß der Kirche nicht zum Ausdruck kommen lasse. Namentlich aber darum sei dieser seitherige Cultus kein evangelischer, weil er die Gemeinde zu absoluter Passivität verurtheile. Die Mitwirkung der Gemeinde sollte nun darin bestehen, daß sie an vorgeschriebenen Stellen auswendig gelernte Worte mitsingen oder nachsprechen durfte, das aber war es eben, was die Pfälzer Protestanten katholisch nannten. Ihre seitherige Betheiligung bestand in dem Kirchengesang, in den sie allezeit voll und freudig einstimmten, jetzt sollten sie am Schlusse des Introitus mit dem kleinen Gloria einfallen, nach dem Sündenbekenntniß sollten sie dreimal sprechen: „Herr erbarme Dich unser, Christe erbarme Dich unser.“ Die Gnadenversicherung beantwortet die Gemeinde mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ u. s. w. Das aber galt bisher als das Merkmal des katholischen Cultus, daß die Katholiken vorschriftsmäßig einzufallen hatten: „Gelobet seist Du Maria“ oder „Unser täglich Brot gieb uns heute.“ Die Führer der Rationalisten, die ihre Pfalz kannten, sahen mit stiller Schadenfreude zu, wie ihre Gegner hier in doctrinärer Blindheit geradewegs in den Spieß rannten. Rothe hatte mit Bunsen zusammen in Rom eine ähnliche Agende aus altchristlichen, altprotestantischen, katholischen und anglicanischen Bruchstücken zusammengestellt, aber privatim versicherte er, Bunsens Meinung, auf diese Weise eine gläubige Gemeinde zu erziehen, sei ihm fremd. Er unterwarf sich dem Feuereifer seines Freundes, wie er jetzt, vermöge seines „Lasters der Bescheidenheit“, wie Karl Blind solche Nachgiebigkeit zu nennen pflegte, sich dem herrischen Willen der orthodoxen Majorität unterwarf. Aber bei dem früheren Versuche in Rom handelte es sich um eine aus allen Nationen zusammengekommene Gemeinde, deren Glieder aus der preußischen Agende, dem common prayer book und der

lutherischen Messe der Balten und Skandinavier an solche Formen gewöhnt waren. Hier handelte es sich um eine Gemeinde, für die eine solche Liturgie etwas durchaus Neues und Fremdes war, das mit dem väterlichen Brauche in schreiendem Widerspruche stand. Rothe gestand auch ganz unbefangen ein, er glaube nicht an den Erfolg des Experiments, aber er meine, andern Leuten den Versuch nicht verbieten zu dürfen. Erleichtert wurde ihm seine Zustimmung dadurch, daß die Formulare der neuen Agende, die sich an die besten liturgischen Leistungen der alten Zeit anlehnten, einen viel ernsteren Gebetsgeist athmeten als die zur Zeit in Gebrauch stehenden rationalistischen Gebete mit ihrer „tiefen Rührung". Ein Abgeordneter fand auffällig, daß Rothe einen Versuch mit dem Gemeindegottesdienst gemacht wissen wolle, während er doch dem Versuche keine günstige Aussicht eröffnen könne. Rothe antwortete darauf: „Abgeordneter Schember hat mich gefragt, wie ich ein Experimentieren mit einer Gottesdienstordnung beantragen könne, der ich selbst Mangel an Lebenskraft prognosticiere und worauf sich diese meine Prognose gründe? Ich antworte: Die Einführung des Minimums betrachte ich nicht bloß als ein Experiment. Dieses ist die unsern Bedürfnissen wahrhaft entsprechende Gottesdienstordnung, von deren Lebensfähigkeit ich zuversichtlich überzeugt bin. Nur in dem Versuch, das Maximum einzuführen, sehe ich eben einen bloßen Versuch, dessen Mißlingen ich bestimmt erwarte. Warum dies letztere? Deßhalb, weil ich dafür halte, daß er außerhalb derjenigen Richtung liegt, welcher die geschichtliche Entwicklung unserer evangelischen Christenheit folgt. Dafür halte ich aber auf Grund einer allgemeinen Anschauung von dem Verhältniß der Kirche zum Christenthum. Ich bin der Ueberzeugung, daß mit der Reformation die Periode der Entwicklung des Christenthums unter der kirchlichen Form im Princip durchbrochen ist und von da also die Kirche, nicht etwa das Christenthum, im abnehmenden Monde steht. Deßhalb kann ich auf dem Boden des Protestantismus keine wirklichen Fortbildungen der kirchlichen Institutionen erwarten, folgeweise auch nicht ein lebenskräftiges Wachsthum neuer liturgischer Bildungen. Aber so gewiß mir diese Ueberzeugung ist, ebenso gewiß ist es mir doch auch, daß die ihr gegenüberstehende ganz ebenso berechtigt ist, sich geltend zu machen, und zwar auch praktisch. Ich muß es also einfach für eine Sache der Gerechtigkeit halten, daß diejenigen, welche an eine Fortentwicklungsfähigkeit der protestantischen Liturgie glauben, freien Spielraum erhalten, um eine Fortbildung derselben zu versuchen, und — das prognosticiere ich ihnen allerdings — durch die Erfolglosigkeit dieses Versuchs sich von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungsweise zu überzeugen." Man konnte diesem Standpunkte entgegenhalten — und man hat es gethan — daß die Landeskirche kein corpus vile sei, um daran Experimente zu veranstalten, denen Rothe selbst das

Mißlingen in Aussicht stelle. Seine liebenswürdige Nachgiebigkeit rächte sich auch bitter an ihm, indem er durch dieses Votum für den Beschluß der Synode haftbar wurde, und dann gehalten war zu vertheidigen, was er doch selbst nicht für des Streites werth hielt. Aber man darf zu seiner Entschuldigung hinzufügen, daß der in Schlesien erzogene Ostpreuße an den lutherisch-norddeutschen Typus des Gottesdienstes gewöhnt war und ihm das Minimum darum als etwas durchaus Harmloses erscheinen mußte, und namentlich, daß er als Norddeutscher gar keine Ahnung davon haben konnte, wie groß in der durch Jahrhunderte von den Katholiken geplagten Pfalz der Abscheu gegen alles war, was nach Katholisierung ihrer Kirchen schmeckte. Später gab er offen zu, daß er sich in dieser Beziehung in harmlosester Unwissenheit befunden und erst die Erfahrung ihn gelehrt habe, wie tief die reformierten Traditionen in der Pfalz noch eingewurzelt seien. Wie sehr selbst die bescheidensten Einwände die siegestrunkene Majorität erzürnten, davon erzählt Hundeshagen*) einige Proben: „Unsere Stellung ward uns mißdeutet und recht übel genommen. Besonders Rothe und ich fühlten uns sehr isoliert, hatten auch zu allem Uebrigen noch eine moderne Species von Schmach, die Schmach des Professorennamens, zu tragen. Wir mußten z. B. Stimmen vernehmen, welche flüsterten, wenn doch die theologische Fakultät in Heidelberg sich an die Spitze einer ... Ich habe solche Stimmen nicht ausreden lassen, sondern über den tieferen Ursprung und letztes Ziel sogleich im Klaren, eine Antwort ertheilt, welche keine Aufmunterung enthielt, sich zum zweiten Male vor mir hören zu lassen." Principielle Opposition machten nur die Geistlichen Rieger und Plitt, und die Weltlichen von Stösser und Haaß, die es der geistlichen Bank auf den Kopf zusagten, ihre sogenannte liturgische Strömung sei ein theologisches Hirngespinnst; in der Gemeinde merkten sie von dieser Strömung nicht das mindeste. Auch Rothe betonte, daß die Vorlage ihre Vorbilder nicht in der Zeit der Reformation, sondern vor derselben suche und in so fern vorprotestantisch, das heiße eben katholisch genannt werden müsse. Er gab nur nach um des lieben Friedens willen. Wenn der Widerspruch in der aus zwei Dritteln Pfarrer und einem Drittel Beamter bestehenden Synode sich nicht lauter äußerte, so spielte dabei unverkennbar die den Pfarrern anerzogene Subordination und die Furcht, in den Geruch der Lichtfreundlichkeit zu kommen, die Hauptrolle. Auch eine aus Heidelberg jetzt bereits einlaufende Petition gegen die Aenderungen der gewohnten Ordnung brachte die Synode nicht zur Besinnung. Als Gegendemonstration überreichte Pfarrer Keerl sofort eine Petition, die für die neue Ordnung eintrat, und eine noch vollere Liturgie begehrte. Sie stammte von

*) Der badische Agendenstreit. Frankfurt bei Brönner 1859, S. 9.

dem pietistischen Buchhändler Karl Winter und weiteren acht Heidelbergern, die bisher nur als Conventikel-Häupter bekannt gewesen waren. Als es zur Abstimmung kam, stimmten Geheimrath von Stösser und Oberhofgerichtsrath Haaß und von der geistlichen Bank Plitt und Dekan Rieger von Maulburg, der beste Kenner des badischen Kirchenrechts, gegen die Vorlage; die Andern unterwarfen sich dem Willen des Oberkirchenraths. So wurde der Entwurf mit 22 gegen 4 Stimmen angenommen und die Synode verlangte nur eine Reihe von Ergänzungen, deren Ausarbeitung die sofortige Einführung des Buchs hinauszögerte, wodurch den reformierten Gemeinden allmählich bekannt ward, was ihnen bevorstehe.

Wie um den Cultus der badischen Kirche, entbrannten auf der Synode heiße Kämpfe über die Handhabung der Bekenntnisse, die in Baden kaum mehr dem Namen nach bekannt waren. Ullmann selbst hatte in seiner Halle'schen Periode 1830 in einem „theologischen Bedenken" die Unmöglichkeit erwiesen, heute noch die symbolischen Schriften des sechzehnten Jahrhunderts zum Lehrgesetze der evangelischen Kirche zu machen. Entweder, hatte er damals geschrieben, müßten sie wörtlich Gesetz sein, oder sie seien überhaupt nicht Gesetz, und da das Erstere undurchführbar erscheine, so hätten sie eben überhaupt keine gesetzliche Geltung. Jetzt stand er anders. Die Unionsurkunde hatte den Bekenntnissen der beiden evangelischen Kirchen ihre seitherige Geltung belassen, „in so fern und so weit in denselben das Princip und Recht freier Forschung in der h. Schrift angewendet worden und demnach in ihnen die reine Grundlage des evangelischen Protestantismus zu suchen und zu finden ist". Klar ist an dieser Formulierung im Grunde nur, daß sie den Bekenntnissen nicht schlechtweg normative, sondern nur die ihnen bisher zuerkannte Geltung zusprach und diese nur in so weit, als sie dem Princip des Protestantismus entspricht. Welches diese seitherige Geltung sei, besagte die Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs von 1797, die den Theologen für ihre außeramtlichen Schriften volle Freiheit gab, so lang diese nicht einen sittenwidrigen oder zur Verspottung der Religion bestimmten Inhalt hätten, für ihre amtlichen Vorträge aber verlangte die Instruction nur, daß dieselben den Glauben an Christi Regierungsgewalt und seinen durch die Auferstehung erlangten Hingang zum Vater nicht schwächen oder zernichten dürften. Ullmann war diese Verpflichtung zu vag, denn für die norddeutschen Theologen war wegen dieser laxen Lehrbestimmungen Baden stets der abschreckende Typus einer bekenntnißlosen Union gewesen. Ihre Geisteslage erlaubte ihnen sogar, die ganze badische Revolution in letzter Reihe aus dem Mangel an Lehrzucht, d. h. also aus § 2 der Unionsurkunde herzuleiten. „Es wird zwar von den Unionsmännern hartnäckig in Abrede gestellt," schrieb Hengstenberg, „es ist aber dennoch so,

daß die Kirchenunionen vorbereitend waren auf die traurigen Ereignisse der letzten Jahre" *). Die badische Generalsynode wollte den Confessionellen jetzt entgegenkommen soweit es die Lage erlaubte. Die Unionsurkunde abzuändern wagte man nicht, da die Reformierten das als Kündigung der Union ansehen mußten. So fingierte man Zweifel an dem Sinne des § 2. Diese zu beschwichtigen, sollte die Generalsynode, die beide Theile zu vertreten habe, den Sinn des Bekenntnißparagraphen authentisch interpretieren. Die Motive erklärten zum Ueberfluß ausdrücklich, daß diese Interpretation auch wirklich die Wiederaufrichtung des Bekenntnißzwangs beabsichtige. „Wenn die Kirche ein Bekenntniß aufstellt, so muß sie mit demselben auch ernst machen. Sie muß ihre eigenen Cultus- und Lehrbücher mit diesen Bekenntnissen in Einklang bringen und alle Kirchendiener entfernen, die nicht im Einklang mit den Bekenntnissen lehren und predigen." Den einfachen Kirchenmitgliedern aber sollte eine ausdrückliche Zustimmung zu den Bekenntnissen nicht abverlangt werden. Ihnen gegenüber sollen diese Bestimmungen nur die Bedeutung einer vertrauensvollen Voraussetzung haben. Ein solches Vertrauen, daß die Laien auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts ständen, hatte freilich Ullmann selbst nicht und auch darüber machte er sich sicher keine Illusion, daß die Candidaten diese Verpflichtung zwar übernehmen würden, aber wie Gibbon von den englischen Reverends sagt: „Die Einen mit Seufzen, die Andern mit Lächeln." In seinem „theologischen Bedenken" über Hengstenbergs Angriff auf Gesenius und Wegscheider hatte Ullmann einst sehr richtig geschrieben: „Man kann wohl erzwingen, daß in einer streng begrenzten Gemeinschaft gewisse Lehren in einer bestimmten Form vorgetragen werden, aber damit bereitet man keine Geisteseinheit, man bringt eine gewisse formale Ordnung in die Kirche, aber daneben unfehlbar auch ein gutes Theil Heuchelei und Beschränktheit...: Wer sich mit einem Grundprincip der protestantischen Gemeinschaft, dem der freien Forschung, unter keiner Bedingung befreunden kann, dem stände es, statt der Kirche eine Verletzung ihres Wesens zuzumuthen, besser an, selbst die Kirche zu verlassen." Jetzt wies er umgekehrt denen die Thür, die mit seiner damaligen Erklärung meinten: „Da die Bekenntnisse für niemanden mehr wörtlich Lehrnorm sind, sind sie es überhaupt nicht, denn an ihrem Wortlaute gemessen sind wir allzumal Sünder." Daß seine Umkehr von diesem Standpunkte seine Autorität bei den Liberalen gemehrt hätte, wird niemand erwarten, aber eine radicale war sie. „Ullmann ist gründlich curiert," schrieb einer der orthodoxen Heißsporne, der auf der Synode Ullmanns Reden mit seinem Beifall begleitet hatte. Von den drei in der Unions-

*) Evang. Kirchenzeitung 1855, Nr. 63, S. 656.

urkunde erwähnten Schriften der Reformatoren sollte ein Zusatz nunmehr erklären, die unierte Kirche halte fest „an den Bekenntnissen, welche sie ihrer Vereinigung zu Grunde gelegt hat. Diese in Geltung stehenden Bekenntnisse sind die noch vor der wirklichen Trennung in der evangelischen Kirche erschienenen, und unter diesen namentlich und ausdrücklich die augsburgische Confession, als das gemeinsame Grundbekenntniß der evangelischen Kirche Deutschlands, sowie die besondern Bekenntnißschriften der beiden früher getrennten evangelischen Confessionen des Großherzogthums, der Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus in ihrer übereinstimmenden Bezeugung der Grundlehren heiliger Schrift und des in den allgemeinen Bekenntnissen der ganzen Christenheit ausgesprochenen Glaubens." Damit waren also die Augustana und die beiden Katechismen in ihren sich nicht widersprechenden Theilen und die ökumenischen trinitarischen Bekenntnisse für Bekenntnisse der badischen Kirche erklärt. Hengstenberg bezeugte in seinem Vorworte von 1856, die Ullmann'sche Vorlage leiste ziemlich, was unter so schwierigen Verhältnissen auf dem schlüpfrigen Boden einer unvorsichtigen Union geleistet werden konnte. Nun aber trat Rothe dazwischen und verwandelte des Propheten Freude in tiefe Entrüstung. Rothe weigerte sich in eine Verpflichtung zu willigen, welche die Pfarrer an die Theologie des sechzehnten Jahrhunderts binde, die er schon längst für ein ausgewachsenes, abgelegtes Kleid unserer Urahnen oder auch für einen Großvaterstuhl, ein ehrwürdiges Familienstück erklärt hatte, das nicht mehr dem praktischen Gebrauche diene. In den Studien und Kritiken Ullmanns wies er in seinen Aufsätzen „zur Dogmatik" namentlich auf das Bedürfniß einer gründlichen Revision des trinitarischen Dogma hin, mit dem wir nichts mehr anzufangen wüßten. Hundeshagen vermißte mit ihm in der vorgeschlagenen Fassung der Bekenntnißverpflichtung die Verbürgung der in dem § 2 der Unionsurkunde gewährten freien Schriftforschung, die eine nothwendige Schranke für die Geltung der Bekenntnisse darstelle. Ullmann fand die freie Schriftforschung in der Anerkennung der heiligen Schrift als alleiniger Quelle und oberster Richtschnur des Glaubens selbstverständlich gesetzt, ihre geflissentliche Erwähnung aber, als anscheinende Dispensation der Theologen von der bekenntnißmäßigen Lehre, bedenklich und bestand mit großer Zähigkeit auf seiner Vorlage. Rothe, Hundeshagen und der Jurist Stempf dagegen begehrten zu dem von dem Oberkirchenrathe vorgeschlagenen Zusatz einen zweiten Zusatz, den sich der Oberkirchenrath schließlich in folgender Fassung gefallen lassen mußte: „Indem bei dieser Bestimmung des Bekenntnißstandes der evangelischen Landeskirche die heilige Schrift als alleinige Quelle und oberste Richtschnur des Glaubens, der Lehre und des Lebens vorangestellt ist, wird eben dadurch zugleich, im Einklang mit der ganzen evangelischen Kirche, das

Recht des freien Gebrauchs der heiligen Schrift, sowie der im heiligen Geist gewissenhaft zu übenden Erforschung derselben anerkannt, und für alle Glieder der Kirche, insbesondere aber für ihre mit dem Lehramt betrauten Diener die Pflicht ausgesprochen, sich solcher Schriftforschung unausgesetzt zu befleißigen." War dieser Zusatz, nach Hundeshagens Gewohnheit, etwas breitspurig gerathen, so besagte er doch unzweideutig, daß die gewissenhafte Schriftauslegung frei, also nicht an die Norm der zuerst erwähnten Bekenntnisse gebunden sein solle. In den Verhandlungen meinte Hundeshagen ziemlich spitz, der Herr Prälat sei von Verstimmung gegen dieses Wörtlein frei nicht frei, aber dieses Wörtlein frei stehe deutlich in der Unionsurkunde und habe seinen guten Sinn. Rothe machte sogar die gesunde Entwicklung der badischen Kirche geradezu von der Erhaltung dieser Freiheit abhängig. Sein weiterer Antrag, die Verpflichtung zu freier und gewissenhafter Schriftforschung mit Anwendung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel im Bekenntnißparagraphen ausdrücklich auszusprechen, wurde freilich mit allen gegen fünf Stimmen in der Commission abgelehnt, aber schon die Fassung, der der Oberkirchenrath schließlich zustimmen mußte, machte den Versuch, einen wirklichen Symbolzwang in der unierten Landeskirche einzuführen, zu nichte. Der von Hundeshagen verfaßte Minoritätsbericht besagte, daß der Grundsatz der obersten richterlichen Autorität der heiligen Schrift in dem vom Oberkirchenrath vorgeschlagenen erläuternden Zusatz „gelinde gesagt etwas kleinlaut" vorgetragen werde. Princip und Recht der freien Schriftforschung finde in demselben keine genügende Aussprache. Würde dieser Vorschlag Gesetz, so fürchtet Hundeshagen, es könne eine neue Periode der „Symboltreiberei" hereinbrechen und erinnert an eine frühere Periode voll verantwortungsvoller Schriftvernachlässigung und schweren Symboldrucks, ja eigentlicher Symbololatrie. Nach den Jahren, die unter dem flatternden Panier der freien Forschung in das heiligste Gebiet des Glaubens Einbrüche verübt haben, seien jetzt andere gekommen voll Verstimmung gegen das Princip und Recht der freien Forschung. Er warnt vor einer Richtung, die „eine regellose klerikale Gefühligkeit und ein überreiztes geistliches Amtspathos" in den Protestantismus einführe. Unter die Väter des § 2 der Unionsurkunde gehörten zwei gesegnete Glieder der Heidelberger Fakultät und ihre Amtsnachfolger seien berufen, ihr Andenken zu schützen. Aufgabe derer, die die Geschichte der Kirche auf dem Lehrstuhl vertreten, sei es, Tagesströmungen gegenüber das Recht Aller zu vertreten und ausgleichend zu wirken. In diesem Sinne habe die Minorität ihren Antrag gestellt. Hat schon dieser wackere Bericht etwas von der Temperatur der Commissionsverhandlungen, so entbrannte auch im Plenum ein heißer Streit, in dem sich Rothe mit Ullmann herumschlug, daß die Funken stoben. Ganz gegen seine Gewohnheit ergriff er in dieser

Verhandlung immer wieder das Wort und richtete seine Entgegnung meist direct an die Adresse Ullmanns. Er leugnete nicht, daß der evangelische Christ sich zu den Symbolen seiner Kirche bekennen müsse, aber er leugnet, daß man ohne die freie und gewissenhafte Erforschung, wie weit sie mit der Schrift übereinstimmten, ein evangelischer Theologe sei. Dem ewig betonten Bekennen! Bekennen! setzt er die scharfe Bemerkung entgegen: „Bei allem Bekennen lege ich das größte Gewicht auf unbedingteste Offenheit und Klarheit.“ Daß die Verpflichtung auf die Symbole die freie, gewissenhafte Schriftforschung einschließe, leugnet er, denn gerade in der Zeit, in der man um das Bekenntniß am heftigsten stritt, sei die Exegese auf's schmählichste verachtet gewesen. „Die Schriftforschung schmachtete auf's unwürdigste unter dem Joch einer rein traditionellen Dogmatik.“ „Wir können uns nicht auf den Standpunkt stellen, welcher das Vorurtheil hegt, daß schon mittelst der Bekenntnisse für sich allein der jetzige evangelische Glaube sich auf unmißverständliche, ihm selbst genügende Weise auszusprechen vermöge.“ Darum solle der beantragte Zusatz ausdrücklich erklären, daß zur Aussprache unseres Glaubens die Bekenntnisse nicht genügten, sondern der freien Forschung ihr Recht gewahrt werden müsse. Ullmann fand alle Wünsche Rothe's ja in seiner Vorlage bereits erfüllt. Dekan Eberlin bestritt, daß die Bekenntnisse für das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr die rechte Sprache redeten. „Ihre Sprache ist die ächte, noch immer kräftige und markige Muttersprache für alle Zeiten“ und ebenso legte Dekan Keerl Protest dagegen ein, daß die Sprache der Bekenntnisse nicht die des neunzehnten Jahrhunderts sei. Rothe fragte die Herrn darauf, wenn die Bekenntnisse wirklich noch unsere Sprache reden, „woher dann die Erscheinung, daß im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unser Volk in Masse bekenntnißgläubig dachte und jetzt in Masse dem kirchlichen Bekenntnißglauben entfremdet ist?“ Der wahre und ächte Glaube war allezeit eine seltene Sache, aber auch die Lauen nahmen damals an den Vorstellungen und Begriffen der Kirche keinen Anstoß. Heute aber liegt die Sache so: „Unter den dem kirchlichen Bekenntnisse Entfremdeten sind gottlob viele, sehr viele, die Christo nicht entfremdet sind, die, wenn der Herr Jesus sichtbar unter uns träte, sich in innerster Seele von ihm würden angezogen fühlen, und die Er, als ihm Zugehörige, liebevoll an sich heranziehen würde.“ Die Meinung, daß die Zugehörigkeit zu Christo von der unbedingten Zustimmung zu den Symbolen abhänge, ist also ausgeschlossen. Am schärfsten wendete sich der Oberhofgerichtsrath Haaß gegen die oberkirchenräthliche Vorlage. Er erklärte, die Unionsurkunde für einen Vertrag der Reformierten mit den Lutheranern, den nur eine zu diesem Zwecke eigens berufene Versammlung beider Contrahenten durch einstimmig gefaßten Beschluß abändern könnte, wie er durch einstimmiges Votum geschlossen wurde. Er hat dann auch in

der Schlußabstimmung gegen die ganze Vorlage gestimmt, in der er einen Vertragsbruch der Lutheraner sah. Den wahren Grund der Vorlage sprach am offensten Bähr aus: „Wie oft," rief er, „müssen wir hören, unsere badische Kirche habe kein festes, sicheres Bekenntniß! Ja selbst, sie sei bekenntnißlos! Gerade darum sieht man jetzt in ganz Deutschland auf uns. Das scheint mir — ich gestehe es — die Hauptsache." Aber Rothe meinte: „Auf das Urtheil derer, die unsere Kirche verdächtigen, gebe ich nicht viel." Gegen Rothe's Stimme wollte nun aber der Oberkirchenrath den neuen Bekenntnißparagraphen nicht durchdrücken. Es hätte die Stellung jedes Renitenten verstärkt, wenn er sagen konnte: auch Rothe hat diese Bestimmung abgelehnt. Dazu war Ullmann zu sehr Diplomat, um mit dem Theologen zu brechen, den der Regent höher stellte als alle seine anderen kirchlichen Rathgeber. Aus solchen Gründen ließ sich Ullmann, doch nicht ohne einen, den gedruckten Verhandlungen beigefügten Seufzer, den Zusatz gefallen, der im Grunde alles beim alten ließ. Wenn man den Pfarrern trotz der Bekenntnisse freie Forschung zur Pflicht machte, so war eben damit den Bekenntnissen ihre normative Geltung aberkannt. Es war eines der größten Verdienste, die sich Rothe um die unierte Kirche erwarb, daß er die Pläne der Confessionellen so gründlich durchkreuzte und wie die strengen Lutheraner dem Magister Philippus zu Regensburg, so bezeugten die liberalen Verehrer dem badischen Melanchthon, daß er sich diesmal „stracklich steif" gehalten habe. Wie gründlich seine Partei geschlagen sei, sprach, zur Freude der Liberalen, Hengstenberg selbst in seinem Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1855 unumwunden aus. „Auf der einen Seite," schrieb er, „wird die Autorität des Bekenntnisses anerkannt, als habe die badische Landeskirche die Wahrheit bereits gefunden, auf der anderen Seite wird das unbegrenzte Recht der freien Schriftforschung ausgesprochen, als hätte sie das, was Trost im Leben und Sterben gewähren soll, erst zu suchen, als sei sie eine Gesellschaft solcher, die immerdar lernen und nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wie es zu halten sei, wenn die Gemeinden und der Prediger oder der Oberkirchenrath und der Prediger in der Schrifterforschung nicht übereinkommen können, wird nicht gesagt." Gar keine Erwähnung der Bekenntnisse, meint Hengstenberg, wäre besser als eine so limitierte, denn dann hätte die Behörde doch wenigstens freie Hand. So war kein Zweifel, dieser Anlauf der kirchlichen Reaction war durch die Autorität der Heidelberger Theologen abgewiesen und Hengstenberg getröstete sich nur noch, der Regent werde den Beschluß der Synode nicht bestätigen, wogegen die Liberalen natürlich am wenigsten etwas eingewendet hätten. Hengstenberg aber ersieht aus diesem Verlaufe, daß es viel leichter ist gute kirchliche Behörden zu gewinnen als gute Majoritäten auf den Synoden, vor denen

man also Preußen nach Kräften behüten müsse. Bei den Höflingen und frommen Generalen war seine Sache natürlich besser aufgehoben als bei einer freien Vertretung der Gesammtkirche.

Vollständig war dagegen der Sieg der Orthodoxen auf dem Gebiete der Verfassungsrevision. Nicht genug damit, bereits zwei Drittel der Stimmen auf der Synode für die Geistlichen in Besitz zu haben, purificierte man nun auch die Gemeindevertretung, indem dieselbe sich fortan nicht mehr durch Wahl, sondern durch Cooptation ergänzen sollte. Damit entzog man der Gemeinde das einzige Recht, das sie dermalen noch besaß, das Recht, ihre Kirchenältesten selbst zu wählen. Während die Cultusvorlage beklagte, daß die Gemeinde im Gottesdienste zu voller Passivität verurtheilt sei, nahm man ihr nun ihr Wahlrecht, verlieh ihr aber das Recht bei vorgeschriebenen Stellen der Liturgie zu sprechen: „Herr, erbarme dich unser", oder: „Amen, es geschehe, Amen." Der Antrag wurde von einem weltlichen Mitgliede begründet, das damit die lebenslängliche Dauer des Aeltestenmandats beseitigen wollte, dafür aber der jeweils im Kirchengemeinderathe herrschenden Partei die Wahl unbeschränkt in die Hand legte. Daß der Wille der Gemeinde nichts, die Clique alles sei, das bedeutete die Cooptation. Sie war das Eingeständniß, daß man die Majorität der Gemeinden gegen sich habe und sie durch eine Scheinvertretung unschädlich machen müsse. Die Wünsche des Pietismus waren aber auch damit noch lange nicht erschöpft. Die Partei verlangte die Einführung der Eisenacher Kernlieder, eine strenge Kirchenzucht, Glaubenserforschung vor Gewährung der kirchlichen Trauung durch ein Brautexamen und Anderes, aber der Oberkirchenrath fand, man dürfe den Haufen der Neuerungen nicht auf einmal allzu groß machen, sondern müsse der nächsten Generalsynode auch noch einige Reformen vorbehalten. Doch was man vom Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück; alle diese nur projectierten Reformen erblickten nie das Licht der Welt.

Rothe hatte sich an den Verhandlungen lebhaft betheiligt. In der Debatte über das Gesangbuch, für das die Majorität die Eisenacher Kernlieder in's Auge gefaßt hatte, erinnerte er, daß es nöthig sein werde, das Gesangbuch und die noch nicht festgestellte Liturgie in Einklang zu bringen, womit die Vertagung der Sache sich von selbst ergab. Bei der Besprechung der Examinationsordnung für die Seminaristen bat er, was dem alten Professor Ullmann gegenüber nicht überflüssig war, mehr auf den guten theologischen Grund im Allgemeinen als auf die Menge der Detailkenntnisse zu achten. Ebenso betheiligte er sich lebhaft an der Discussion über die Gründung einer Repetentenstelle am Seminar und des vom Oberkirchenrathe gewünschten Convicts. Dem Zuge nach rechts hatte auch er nicht widerstehen können, aber ein Geist der Besonnenheit und des Maßhaltens charakterisiert doch alle

seine Aeußerungen und in welcher Stimmung er so mancher Verhandlung folgte, darüber hat er sich seinem Freunde Tholuck gegenüber, der auch bedenklich geworden war über das confessionelle Wettrennen in allen Landeskirchen, mit gewohnter Offenheit ausgesprochen. „Ich habe mein akademisches Tagewerk*) stehen und liegen und meine arme leidende Frau allein daheim lassen müssen, ohne hier zu etwas Wesentlichem nütze zu sein. Höchstens kann ich den Wagen ein bischen mit anhalten helfen, daß er nicht allzu überstürzend die abschüssige Bahn hinabrolle, die jetzt an der Tagesordnung ist.“ Auch das kennzeichnete seine Stimmung, daß er Tholucks Einladung zum Kirchentag von 1855 rundweg abschlug. Verloren war für die liberale Partei zunächst noch nichts. Den neuen Bekenntnißparagraphen nannte Zittel, so wie Rothe und Hundeshagen ihn zugerichtet hatten, einen todten Hund. Von dem Katechismus und der biblischen Geschichte weissagte derselbe genaue Kenner der Bevölkerung, sie würden die nächste Synode nicht überleben. Mit Widerwillen aber erfüllte die Reformierten allgemein die Aussicht auf Einführung der lutherischen Messe, die die Ueberzeugung der Prediger vergewaltigte und allen Traditionen der reformierten Landestheile in's Angesicht schlug. Ganz allgemein war die Stimmung eine ernste geworden und man betrachtete in liberalen Kreisen den Sieg Ullmanns auf der Generalsynode als Anfang einer schweren Prüfungszeit. Er war vielmehr der Anfang vom Ende. Rothe, nach seiner beneidenswerthen Gabe überall das Gute zu sehen, erscheint in seinen Briefen außerordentlich optimistisch gestimmt. Trotz der Verfolgung von Gervinus, Fischer u. A., die er schmerzlich beklagt, findet er begreiflicher Weise die Zustände befriedigender als damals, da er Baden verließ. Statt des tollen Radicalismus, der ihm im Jahre 1849 das Seminar entleidet hatte, hat er die Befriedigung, daß jetzt doch überall das Evangelium gepredigt werde. Zumal in seiner Nähe ist er mit Zittel ebenso zufrieden wie mit Plitt. Ueber die Synode äußert er sich kühl, aber ohne weitere Kritik. In einem Briefe an Schenkel läßt er die Frage offen, ob der Sieg des Oberkirchenraths ein Sieg seiner Sache sein werde. Rothe hat später stets versichert, daß er Ullmann im persönlichen Verkehr seine Bedenken mehrmals offen und dringend an's Herz gelegt habe. Oeffentlich damit hervorzutreten, lag nicht in seiner Art. Daß er, abgesehen von einigen Anträ[illegible] im Plenum, von denen er wußte, er werde mit ihnen in verschwinder Minorität bleiben, nicht energischer widersprach, lag in seiner bescheid[illegible] Meinung, seine ganze Theologie sei durchaus individuell und darum habe [illegible] kein Recht, Andere mit ihr zu belästigen. Er hielt sich für einen Sonderling und unterwarf sich darum um so unbedenklicher der Majorität, bis ihn

*) An Tholuck aus Karlsruhe vom 11. Juli 1855 aus der Generalsynode. Im Besitz des Tholuckstifts zu Halle.

der Erfolg belehrte, daß diese eigentlich eine Minorität war und nur gesiegt hatte, weil fünfzig Leute, die predigen, schreiben, zeugen und psalmodieren, mehr Lärm machen als ein ganzes Land, das schweigt.

Die Zustände in der Landeskirche wurden durch den Sieg der Reaction auf der Synode sehr unerfreulich. „Es kam die Zeit," erzählt Holtzmann, dessen eigene Anfänge in diese Jahre fallen*), „wo die Brüderschaft der vom Pietismus organisierten frommen Schulmeister auf der einen und ein von Zeit zu Zeit im Karlsruher ‚Grünen Hof' sichtbarer Congreß von Pfarrern der extremsten und unleidlichsten Sorte auf der andern Seite die Kirche regierte und für jeden einzelnen Geistlichen das Maß seines Glaubens, seiner Bekenntnißfreudigkeit und Brauchbarkeit sachverständigst festsetzte. Der Prälat, dem diese Leute maßlos den Hof machten, war fest überzeugt, daß auf ihnen das Wohl der Kirche und die Zukunft der Menschheit beruhe. Wer dies nicht finden konnte, überhaupt mit der Sorte von geistlichen Handlangern, wie sie nunmehr herangezogen wurde, nichts zu schaffen haben mochte, der konnte bald auch mit Ullmann nicht mehr fahren." Eine Gelegenheit, die badische Geistlichkeit mit etlichen im Lutherthum von Jugend auf stramm gedrillten norddeutschen Pastoren zu durchsetzen, gab die Vertreibung zahlreicher schleswigscher Geistlicher. Zuvor hatte sich die pietistische Partei um die Herzogthümer wenig gekümmert. Auf dem Stuttgarter Kirchentag riß Bethmann-Hollweg, „in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther", wie das „Museum" von Prutz schrieb, einen Anschlag an der Kirchenthüre, der an Schleswig-Holstein mahnte, eigenhändig ab. Die Gerlache verhöhnten den „meerumschlungenen Unsinn" und ihre Pastoren entzweiten sich ernstlich über die Frage, ob der Ungehorsam deutscher Unterthanen gegen die dänische Krone nicht wider Gottes Gebot sei. Trotzdem mußte mancher wackere liberale Pfarrer jetzt den schleswig-holsteinschen Schmerzenskindern weichen, die nun in der unierten Kirche die Fahne des strengsten Lutherthums aufpflanzten. In Baden-Baden trugen die christlichen Kreise kein Bedenken, ihren Pfarrer mit völlig unbegründeten Anklagen zu verfolgen, um für einen ihnen empfohlenen Exulanten Raum zu schaffen. Ullmann sah sich genötigt, dem Verlästerten eine vollständige Ehrenerklärung auszustellen und zuzugestehen, die Anklagen hätten sich als Verleumdungen herausgestellt, aber auf dem Stellenwechsel selbst beharrte er, so daß die pietistische Clique ihren Zweck dennoch erreichte. Nicht selten aber holte sich der Oberkirchenrath in Folge des Denuncianten-wesens, das nicht Ullmann, aber seine Handlanger organisierten, recht empfindliche Schlappen. Als die Behörde über einen jungen Pfarrer im Wiesenthal Erkundigungen einzog, da ihr zu Ohren gekommen sei, er trinke, erwiderte

*) Protestantische Kirchenzeitung 1865, S. 512.

der befragte Dekan ärgerlich: „Er trinkt den ganzen Tag, aber nur Wasser.“ Die ganze Physiognomie des kirchlichen Lebens wurde unfroh, und diejenigen, die durch Familientradition oder durch einen persönlichen Zug zu einem idealen Beruf sich der Theologie zu widmen gewillt waren, wurden schon auf dem Gymnasium von allen Seiten gewarnt, sich nicht in Verhältnisse zu begeben, in denen auf Dank nicht zu rechnen sei. Bei dieser Sachlage blieb es nicht aus, daß alle jene „abenteuerlichen Gestaltungen des religiösen Lebens“, über die Rothe einst in Wittenberg geklagt hatte, nun auch in Baden zu schauen waren. Einer unserer geistlichen Nachbarn meinte, wenn an seinem Wege nach Heidelberg die Obstbäume gegen die Windseite verkrüppelt waren, das sei auch eine der Folgen des Sündenfalls. Auch versicherte er, er sitze oft stundenlang über seiner Bibel und starre die Worte an „und er aß“, denn in diesen drei Silben liege unser aller Elend. Den Jüngsten der Schellenberge, der damals Pietist war, fragte er: „Machst du deine Predigten auch auf den Knieen?“ Ein Oberkirchenrath aber, der nicht im mindesten zu unserer Richtung gehörte, war der Meinung, wenn der Mann lieber eine Cigarre dabei rauchte, würde die Predigt vielleicht besser ausfallen. Rothe suchte den Grund solcher Verirrungen in dem Mangel an geordneter disciplinierter Arbeit. „Eine reelle Wirksamkeit,“ schrieb er an Johannes Mänß, „ist, ehrlich gestanden, im Pfarramt eine im Ganzen ziemlich seltene Sache“; sein junger Freund möge sich darum eine klare und deutliche Idee von den Pflichten des geistlichen Berufes machen und einen bestimmten Arbeitsplan aufstellen, um nicht der üblichen pastoralen Bummelei zu verfallen.

Ullmann seinerseits durfte das Ergebniß der Synode von 1855 als einen großen Erfolg betrachten und bald erfocht er einen zweiten Sieg, indem Freiherr von Wöllwarth um Enthebung von dem Präsidium des Oberkirchenraths bat, das nun Ullmann übertragen wurde. Der Anlaß zu diesem auffallenden Vorgang war die Berufung des jungen Frankfurters Willibald Beyschlag, damals Predigers in Trier, an Stelle des greisen, in Ruhestand tretenden Hofpredigers Deimling, dessen Sohn Hauslehrer bei Bunsen war. Ullmann, der wohl wußte, daß der Präsident und die Beamten seines Collegiums eine solche Zurücksetzung der Prediger in Karlsruhe nicht gern zugeben würden, hatte sich unbequeme Kämpfe erspart, indem er die Frage direct mit dem Regenten zur Entscheidung brachte. Beyschlag predigte in Baden-Baden vor den Herrschaften und wurde dann angestellt. Natürlich dankte der Präsident des Oberkirchenraths für die ihm dabei zugewiesene Figurantenrolle und bat um seinen Abschied. Kurz zuvor war der Minister des Innern, von Wechmar, der die Synode präsidiert hatte, wegen des Scheiterns seiner Kirchenpolitik durch den katholischen Staatsminister von Stengel ersetzt worden, und dieser trug Bedenken, sich in religiöse Angelegen-

heiten des evangelischen Hofes einzumischen. Er ernannte Ullmann selbst zum Vorsitzenden des Oberkirchenraths, sorgte aber dafür, daß der neue theologische Präsident unter juristische Aufsicht gestellt werde. Ein Vicedirector und vortragender Rath wurde in Person des Ministerialraths Stephani dem Prälaten beigeordnet. In allen wichtigen Fragen, sowie in solchen, in denen Ullmann und Stephani sich nicht geeinigt hatten, wurde die Entscheidung in's Ministerium verlegt, wo Beide regelmäßig erschienen und sich meistens widersprachen. Die Beamten bedauerten nicht den Prälaten, wie Beyschlag meint, in diesem Verhältniß, sondern Stephani, den sie den Kirchenrath Stephanus zu nennen pflegten. „Ist morgen Sitzung?" hörte ich einen Ministerialrath den andern fragen. „Ja wohl," lautete die Antwort. „Bringe nur den Hausschlüssel mit, der Prälat kommt." So war, wie Rothe das schon bei Ullmanns Ernennung zum Prälaten vorausgesagt hatte, auch das Präsidium für ihn nur ein Dornenlager. Beherrscht von bei weitem geschäftskundigeren jüngeren Kollegen und gedrängt von polternden orthodoxen Dekanen, verlor er immer mehr den Zusammenhang mit seiner eigenen theologischen Vergangenheit. „Zwar haben," sagt Holtzmann, „weitaus die wenigsten der Maßregeln, welche eine so weitgehende Erbitterung gegen die Herrschaft der Heiligen im Lande Baden hervorriefen, in Ullmanns Gedanken ihren Ursprung gehabt, aber er war stets in der Lage, auch das, was andere erfunden hatten, im Ministerium des Innern zu vertheidigen und dem Auslande gegenüber mit dem Glanze seines Namens zu decken. Und mit welchem Eifer war er bei solchen Gelegenheiten auf seine Sache erpicht! Was ihn einmal erfaßt hatte, das hielt er fest, das machte er, wenn es zwölf Mal nicht verfangen hatte, unverdrossen zum dreizehnten Mal geltend, darauf grub und bohrte er von allen Seiten los." Bei seiner gelehrten Natur, die sich in Wichtigem und Unwichtigem gleich spröde erwies, kam er weder mit dem Ministerium, noch den selbstständigen Pfarrern zurecht. Da er alles selbst entscheiden wollte und sich bei jedem Widerspruch immer sofort in den Mittelpunkt seines landesbischöflichen Bewußtseins versetzte, hörten die Verdrießlichkeiten nie auf, und dem Professor, der e cathedra zu sprechen gewohnt war, war es tief kränkend, wenn der Minister seine schriftlich ausgearbeiteten Vota schroff unterbrach, indem er ungeduldig mit dem Bleistift klopfend den Theologen anherrschte: „Antrag, Antrag!" Aber auch so unwirsch behandelt kam er immer wieder auf seine längst abgethanen Vorschläge zurück.

Noch weniger als der Prälat war der durch ihn besorgte Hofprediger auf Rosen gebettet. Die Stadt hing an dem Hofdiaconus Cnefelius und empfand es als Kränkung desselben, daß man ihm einen so viel jüngeren Fremden vorzog. Beyschlag hat in seiner Biographie einen umfassenden christlichen Stammbaum mitgetheilt. Dennoch hieß es überall, Ullmann habe einen

Frankfurter Juden berufen und deßhalb habe der persönlich sehr beliebte Präsident von Wöllwarth abgedankt. „Als ich mich dem Hofmarschall vorstellte," erzählt Beyschlag selbst, „fuhr dieser förmlich zurück: ‚Sie sind der neue Hofprediger?' rief er aus, ‚ich habe einen Mann mit grauen Haaren erwartet.'" Als er auf Grund der von Ullmann beliebten Zutheilung eines Hofbezirks sich in den betreffenden Familien als Seelsorger vorstellte, sagte man ihm in einem Hause, er sei doch wohl der Sohn des neuen Hofpredigers. Anderwärts theilte ihm der seitherige Seelsorger im Namen der betroffenen Familien brieflich mit, daß sie seine geistlichen Besuche nicht wünschten. Beyschlag selbst entwirft von seiner Lage in Karlsruhe folgendes Bild*): „Im Großen und Ganzen bin ich ein unwillkommener Fremdling und Eindringling, der sich älteren Kollegen in's Licht gestellt hat, ein Preuße, der die Vortrefflichkeiten des badischen Schlendrians, der auf dem Papier stehenden aber im Leben fehlenden Freiheit, der reichlichen Bureaukratensuffisance und Philistercharakterlosigkeit nicht gebührend zu schätzen weiß und sogar zu verschiedenen Malen bitter verletzt hat." Was sein Schwiegersohn und Biograph berichtet**), daß Beyschlag von Gegnern und Unkundigen vielfach für einen eiteln Menschen gehalten wurde und bei flüchtiger Beobachtung auch diesen Eindruck machen konnte, trifft für Karlsruhe vollauf zu. Im Maikäferbunde zu Bonn hatte ihm Johanna Kinkel seinen Namen Willibald in Baldur umgewandelt. Sieghaft genug trat er auf, aber er fand nur einen kleinen Kreis von Anbetern.

Mehr Boden als Beyschlag fand der liebenswürdige Emil Frommel, den sein Schwiegervater Bähr als Stadtvicar nach Karlsruhe gezogen hatte, wo er als Sohn des Karlsruher Galeriedirectors zahlreiche alte Freunde vorfand. Eine weiche, dichterisch veranlagte Natur, ein wenig sentimental, war er gerade der rechte Prediger für die Jugend. Seine poetisch angehauchten Predigten klangen wie Glockentöne oft den ganzen Morgen nach. Wie man Geibel den Dichter für Backfische genannt hat, so konnte man Frommel ihren Prediger nennen. Den Knaben war er gelegentlich zu geziert. Sie spotteten über die norddeutsche Sprechweise des Karlsruher Kinds und ein unnützer Junge erzählte in der Klasse, der Stadtvicar habe gepredigt: „Sie s—ließen S—tephanum zur S—tadt hinaus. Sie s—tupften ihn mit S—tangen und s—teinigten ihn." Dessenungeachtet war er von allen Geistlichen der beliebteste, weil er eine wirklich religiöse Natur war und kein dogmatischer Doctrinär. In der Galerie aufgewachsen, war er einer der besten Kunstkenner Karlsruhes und besaß eine allgemeine Bildung, wie sie unter den Pfarrern selten zu finden war. Sein Abgang nach Barmen, 1864, wurde auch von solchen bedauert, die er seinerseits als Gegner ansah.

*) An Director Viehoff in Trier, vom 23. März 1859.

**) Pahncke, W. Beyschlag. Tübingen 1905.

Hatte Beyschlags Berufung Ullmann geschadet, so that er dagegen 1857 einen sehr folgereichen Griff in der Ernennung des jungen Pfarrers Mühlhäußer zum Assessor bei dem Oberkirchenrath, wo der aus einer pietistischen Pfarrfamilie stammende, arbeitsame junge Beamte, dank seiner ausgedehnten Personalkenntniß und seiner großen Begabung für Verwaltungsgeschäfte, bald die geistliche Bank völlig beherrschte und die eigentliche Seele der kirchlichen Reaction ward. Damit vertiefte sich ganz von selbst der Gegensatz zu der Heidelberger Fakultät, die unter Bunsens Einfluß sich immer mehr dem liberalen Ideenkreise näherte. Da Ullmann über seine Ziele ein diplomatisches Schweigen beobachtete, erfuhr die Oeffentlichkeit wenig von dem Streite, der unter der Decke geführt ward. Er drehte sich jetzt um eine Frage, die in Schenkels private Existenz tief eingriff, nämlich um Bährs Plan, das Seminar in Heidelberg in ein Convict zu verwandeln. Die Absicht, ein Convict zu errichten, war auf der Generalsynode zur Besprechung gekommen und Rothe hatte sich nicht völlig ablehnend verhalten können, da er seiner Zeit selbst die Errichtung eines Convicts betrieben hatte. Aus Anlaß des Begehrens, einen oder etliche Repetenten am Seminar anzustellen, ergriff auf der Synode Bähr das Wort und erklärte, bei dem Institute der Repetenten im Sinne des Commissionsberichtes werde es sich nicht blos um die wissenschaftliche Fortbildung der Seminaristen, sondern auch um Ueberwachung ihres Fleißes und ihrer Lebensführung handeln. Die Gründung des Seminars sei zunächst in der Absicht geschehen, um den allzu großen Sprung von der Universität in die geistliche Praxis hinein einigermaßen zu vermitteln, und es sollte deßhalb vorzugsweise Erziehungsanstalt für künftige Geistliche sein. Um diesen Zweck vollständig zu erreichen, gebe es aber nur ein Mittel: das Convict. Das sei schon bei Errichtung des Seminars von dem ersten Director Rothe schlagend nachgewiesen worden. Erst durch Zusammenwohnen der Seminaristen sei die volle Möglichkeit geboten, nicht nur die nöthige Disciplin unter denselben aufrecht zu erhalten, sondern auch ihren Fleiß fort und fort zu beleben und sie an eine Lebensweise zu gewöhnen, die, wenn sie auch jedem Menschen gut anstehe, doch vor Allem bei dem Geistlichen gefunden werden müsse, der für seine Gemeinde ein Vorbild sein solle. Plitt bemerkt hierauf, in Betreff eines Convicts komme alles auf die leitende Persönlichkeit an. Nach seiner Ueberzeugung könne eine solche Anstalt ebenso zu einer Pönitenzanstalt, wie zu einer Wohlthat für's ganze Leben werden. Auch Rothe und andere Abgeordnete verhielten sich vorwiegend ablehnend, indem sie darauf hinwiesen, wie schwer ein Mann werde zu finden sein, der eine solche Stellung wirklich mit Segen bekleiden könne und wie bald er seine Kraft werde verbraucht haben. Ohne die geringste Rücksicht darauf, daß das Seminar in Schenkel bereits einen Vorstand

beſaß, betonte Ullmann, daß man für eine ſolche Stelle einen praktiſchen Geiſtlichen werde ſuchen müſſen, und dieſem werde man keine Vorleſungen an der Univerſität zumuthen dürfen, damit er ſeine ganze Kraft auf ſein Convict verwende. In dieſer Combination liege die Schwierigkeit, dieſe laſſe ſich aber beſeitigen (wenn man nämlich Schenkel beſeitigte). Nach dieſem ſehr entſchiedenen Eingreifen der beiden Oberkirchenräthe wurde der Antrag, die Regierung um thunlichſt baldige Errichtung eines Convicts anzugehen, einſtimmig angenommen. Der, deſſen Fell hier vertheilt wurde, war auf der Synode nicht anweſend, aber der Prälat wußte recht wohl, daß der Plan nur durchzuführen ſei, wenn man Schenkel darangebe. Für Bähr und den Prälaten war die Erziehung der Geiſtlichen im Convict ein nothwendiges Glied in dem Syſteme der rettenden Maßregeln, die ſie von der Synode beſchließen ließen. So wenig wie der Erzbiſchof glaubten ſie, einen brauchbaren Clerus in akademiſcher Freiheit erziehen zu können und war nur erſt die Oberklaſſe als Internat organiſiert, ſo konnten ſich mit der Zeit auch die Unterklaſſen anſchließen. Bei dieſen Plänen ſtieß aber der Oberkirchenrath mit den Privatintereſſen Schenkels zuſammen. Schenkel ſtand in den glücklichſten Familienverhältniſſen und es fiel ihm gar nicht ein, mit einem Hochzeitscarmen zu reden,

Mit den Kindern
Mit den Enkeln
Mit 'ner ganzen Schaar
Von Schenkeln

ſein Leben im Convict zu beſchließen. Er war aber auch aus principiellen Gründen gegen jede Convictserziehung, da er als Schweizer eine Geiſtlichkeit wollte, die dazu erzogen ſei, in der Oeffentlichkeit ihren Mann zu ſtellen. Damit gewann er Fühlung mit den liberalen Pfarrern, die gleichfalls keinen Nachwuchs von Stiftlern wünſchten. Namentlich Zittel war es, der, alten Zank vergeſſend, die günſtige Wendung benützte, um Schenkel, der unter Bunſens und Rothe's Einfluß auch ſeine theologiſche Stellung bereits ſtark modificiert hatte, für die liberale Sache zu gewinnen. Schenkels Verhältniß zu Ullmann war ſchon in Heidelberg ein kühles geworden. Zur Generalſynode hatte Schenkel, da er von einem ſchweren Typhus ſich nur langſam erholte, nicht erſcheinen können, aber Jedermann wußte, daß er Rothe's und Hundeshagens Oppoſition billige, was das Verhältniß zum Oberkirchenrathe nicht beſſerte. Als nun Ullmann ſeine Projecte in Betreff der Errichtung eines Convicts mit gewohnter Zähigkeit weiter verfolgte, gehörte Schenkel zur Oppoſition. Durch die Beſchlüſſe der Synode, an denen er keinen Antheil genommen hatte, nicht gebunden, ſtand er auch nicht für ſie ein. Zugleich erklärte er, wenn der Oberkirchenrath mit ſeinen Abſichten

durchdringe, werde er sich lieber um eine andere Stelle umthun. Da fand er Gelegenheit, gegen etwaige Vergewaltigungen vom Ministerium Garantieen zu verlangen. Am 4. October 1856 starb zu Bremen der freisinnige Prediger Paniel*), den einst F. W. Krummacher so leidenschaftlich angegriffen hatte und die Kreuzzeitung meldete alsbald, die Wahlherren der Ansgargemeinde hätten für die Wiederbesetzung der Stelle ihre Absichten auf Daniel Schenkel gerichtet. Nach einer vertraulichen Correspondenz über diese Frage**), richtete Rothe im Namen der andern Fakultätsmitglieder die dringende schriftliche Bitte an Schenkel, er möge sie nicht verlassen und ohne Zweifel nach genommener Rücksprache mit diesem schrieb Rothe an den Minister in Karlsruhe, man möge Schenkel die Zusicherung geben, daß die Regierung die Convictspläne nicht weiter verfolgen werde, so lang er Seminardirector sei. Dringend sei das Project ja nicht. „Dank der unermüdlichen und gesegneten Thätigkeit Schenkels befindet sich das Seminar in der letzteren Zeit in so befriedigendem Zustande und in einem so Glück verheißenden Gange, daß tiefgreifende Reformversuche durch nichts indiciert scheinen. Sie möchten nur das alte Wort von dem Besseren als dem Feinde des Guten von neuem bewähren. Wir wollen uns gar kein Urtheil darüber erlauben, ob lediglich objectiv angesehen die Convicteinrichtung zur Vollkommenheit eines Predigerseminars erfordert werde; wie dem auch sein möge, so viel steht uns fest, daß jedenfalls mehr als durch diese Form das Gedeihen einer solchen Anstalt durch die Persönlichkeit der leitenden Lehrer bedingt ist. Ein vielleicht unvollkommener organisiertes Seminarium wie das jetzige unter der Direction eines Mannes von der so ungewöhnlichen Begabung und Bedeutung Schenkels wird ohne Frage weit mehr Frucht bringen als die noch so regelrecht eingerichtete Anstalt unter einem Vorsteher, der die Vergleichung mit ihm nicht aushielte.“ Auch in einem Briefe an den Universitätsreferenten, den Geh. Referendär Fröhlich, setzte Rothe sehr entschieden auseinander, wenn man Schenkel, der für eine Universitätsstelle berufen worden sei, nun zum Director eines Convicts mache, so sei das ein Bruch seiner Berufungsbedingungen***). „Die Absicht des großherzoglichen Oberkirchenraths geht ausgesprochener Maßen dahin, die Umgestaltung des Predigerseminars in ein Convict in möglichst naher Zukunft zur Ausführung zu bringen. Die Aussicht auf diese veränderte Einrichtung, welche in seine persönlichen Verhältnisse tief eingreifen würde, hat für Schenkel etwas überaus Beunruhigendes. Er würde ihr sein Familienleben theilweise zum Opfer bringen müssen und seine ganze individuelle Organisation widerstrebt der Stellung, in welche eine solche Veränderung ihn versetzen würde. Wie bei

*) Protestantische Kirchenzeitung 1856, S. 996. Vgl. Bd. I, 169.

**) Die Concepte unter den Papieren des Pastor Ahrendts.

***) Das Concept in der Collection Ahrendts.

seiner Hierherberufung die Einrichtung eines Convicts mit keinem Worte in Aussicht gestellt worden ist, so steht es ihm fest, daß er bei der Voraussicht einer solchen einem Rufe hierher nicht gefolgt sein würde". Schenkel wünsche darum Garantieen, daß man ihn gegen das Verlangen des Oberkirchenraths schützen werde, sonst wolle er lieber den Ruf nach Bremen annehmen. Der katholische Minister von Stengel hatte nun seinerseits nicht das geringste Verlangen, mit der großen Forderung für ein evangelisches Convict vor die Stände zu treten, die schwerlich viel Sympathie für eine solche Einrichtung haben dürften und so siegte Schenkel über Bährs und Ullmanns Pläne. Dieser Sieg war aber ominös, denn er zeigte, wie leicht selbst ein einstimmiger Beschluß der Generalsynode in Baden beseitigt werden könne. Seitdem bestand zwischen dem officiellen theologischen Heidelberg und dem officiellen theologischen Karlsruhe ein diplomatischer Kriegszustand und bei aller Courtoisie herrschte zwischen dem Prälaten der Landeskirche und dem Director des Predigerseminars eine Art von Monsignorenfeindschaft. Auf der Synode hatte Ullmann einen glänzenden Erfolg gehabt, aber noch waren die Beschlüsse derselben nicht durchgeführt, noch standen die Vollzugsverordnungen aus und wenn hier Schwierigkeiten entstanden, war Schenkel, der sich durch die Synodalbeschlüsse nicht gebunden fühlte, ein gefährlicher Gegner. Im synodalen Stadium waren die meisten Fragen glatt abgewickelt worden, aber beim Vollzug den Director des Predigerseminars gegen sich zu haben, war eine Gefahr, die Ullmann und Bähr, wie sich zeigen sollte, stark unterschätzt hatten.

XV

Der Heidelberger Dreibund, Bunsen, Rothe, Schenkel

„Noch die Freiheit war es nicht, dunkeln Ruf, verworrne Kunde, brachte nur von ihrem Licht die vorausgeeilte Stunde", so kann man von dem Heidelberger Vorfrühling seit 1857 sagen. Noch war man weit vom Ziele, aber das Eis der Reaction krachte doch an allen Enden und die Ahnung, daß es Frühling werden wolle, ging durch unsre jungen Herzen. Der Ruhm, die Liberalen zuerst wieder aufgerichtet und ermuthigt zu haben, gebührt Rothe's altem Freunde Karl Josias Bunsen. Es war die beste That seines Lebens. Durch all die Jahre seit der Revolution hatte Bunsen den vielen kirchlichen Projecten Friedrich Wilhelms IV. eifrige Theilnahme entgegengebracht und so war es ihm gelungen, sich das Vertrauen des Königs zu erhalten. Für sein Bisthum Jerusalem und den verunglückten Schwanenorden hatte Friedrich Wilhelm keinen willigeren Mitarbeiter gefunden als Bunsen. Im Jahre 1850 hatte der König den Freund auch in seine Sorgen für die chinesische Mission eingeweiht. Gützlaff, der Sohn eines Schmieds in Pommern und Schüler des Pastors Jänicke, der einst die Franzosen von Berlin wegbetete, war durch des Königs Unterstützung dazu gekommen, sich zum Missionär auszubilden. Reich geworden durch drei Heirathen mit reichen Engländerinnen erzielte er von Makao aus längs der chinesischen Küste blendende Scheinerfolge, die sich wenig solid erwiesen, aber Friedrich Wilhelm IV., dem er sich als costumegetreuer chinesischer Zopfträger vorstellte, gewaltig imponierten. Wichern erklärte ihn für einen Schwindler, der König aber speculierte, die besten Landkarten in der Hand, sofort eine chinesische Kirchenverfassung mit Metropolitansitzen, Suffragan- und Missionsbischöfen auf das Papier, handle es sich doch um den dritten Theil des Menschengeschlechts! „Bei dem kopf- und schwanzlosen Zustand der deutsch-evangelischen Kirche" könne er wenig thun, aber Bunsen sollte in England für die Sache wirken. Bunsen nannte den Brief eine rechte Sonntagslabung. Dabei aber blieb es. Als die Seifenblase ihre Lebensbestimmung, eine Weile zu schim-

mern, am Hofe mit offenem Munde bewundert zu werden und zu platzen, erfüllt hatte, ist nicht weiter von dem dritten Theile des Menschengeschlechts die Rede. Wie Gützlaff den König für eine chinesische Kirche gewonnen hatte, so interessierte ihn der ehemalige Basler Missionsinspector W. Hoffmann durch einen Vortrag für die Organisation einer national-indischen Kirche, der der König sofort die aus Bunsens Hippolyt ihm bekannt gewordene Consecration des Sacraments durch das gemeinsame Gebet der gesammten Gemeinde zudachte*). Die preußische Kirche beschäftigt ihn auch immer wieder, aber „in seiner Weise", meint Wichern. „Es interessiert ihn minder das Wirkliche als das Ideale und Formelle." So kam er auf seine Idee der Bildung kleiner Bisthümer zurück, nach der allein die Stadt Berlin drei Bischöfe erhalten sollte**). Daß er dann mit der preußischen Kirche nicht weiter kam als mit der chinesischen und indischen, schrieb er dem bösen Willen seines Oberkirchenraths zu. Der Gerlach'schen Camarilla war der Oberkirchenrath der unierten Kirche viel zu unionsfreundlich und von den Hofpredigern schrieb der fromme General am 24. September 1853: „Der König wird in Kirchensachen nur berathen von Geistlichen, die stumme Hunde oder Schmeichler sind. Heute sagte mir der König, Strauß habe ihm bei Gelegenheit des Heidelberger Professors Schenkel gesagt, die (Hengstenberg'sche) Kirchenzeitung sei jetzt nur noch ein heftiges Parteiblatt." Rathlos in Berlin zog der König schon im September 1854 den eben nach Heidelberg übergesiedelten Freund wieder in seine Sorgen herein, als Pius IX. sich zur Definition der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau anschickte. Der König war gewaltig aufgeregt, daß der Papst für sich neue Dogmen mache. Sein ganzer geistlicher Hofstaat gerieth in Bewegung. Man sagte, durch das Mariendogma trete die katholische Kirche heraus aus der Continuität der trinitarischen Orthodoxie, sie stehe nicht mehr auf dem Boden der ökumenischen Bekenntnisse. In Heidelberg nahm man die Sache gelassener und der ultramontane Zöpfl meinte gemüthlich, seine Kirche glaube schon so viel, da könne sie auch das noch glauben. Der König verlangte nun von Bunsen, er möge mit seinem Freunde, dem Erzbischof von Canterbury, eine Erklärung gegen das Vorhaben des Papstes vereinbaren. Bunsen paßte das nicht. Statt sich einer Abweisung durch die hochnasigen Anglikaner auszusetzen (fürchtete doch der König selbst, der Primas werde sprechen: „Die Hand dir zu reichen, schauert's den Reinen"), schlug Bunsen einen Preßfeldzug vor, den sein Heidelberger Freund Hundeshagen eröffnen könnte. Aber Hundeshagen hatte in dem Streite über das Bisthum Jerusalem den König gewarnt, seinen Bauch

*) Wichern, Ges. Werke II, 337 f.

**) Ebenda 340.

nicht mit Ostwind zu füllen, und Friedrich Wilhelm scheint das nicht vergessen zu haben. Er wollte von einer Preßfehde nichts wissen, denn er fürchte „die protestantische Taktlosigkeit, die gewöhnlich mit einem Element der Klotzigkeit verbunden ist". Die gewaltige Stimme des Glaubens müsse die Antwort auf das katholische Aergerniß sein und dazu diene am besten eine gemeinsame Erklärung aller nichtrömischen orthodoxen Kirchen. Etwas der Art in's Werk zu setzen, sei Bunsen der rechte, ja der einzige Mann. Er möge den Entwurf liefern, „mit oder ohne Hundeshagen". Sei eine officielle Erklärung der evangelischen Kirchen erfolgt, so mögen „die Kläffer in ihnen sich 'mal tüchtig beißen. Das reicht nicht an die Macht des Glockentons, der vom Gipfel des Baus die Welt erfüllt". Aber auch diese Seifenblase platzte, ohne eine andere Spur zu hinterlassen als eine kleine Trübung der königlichen Freundschaft. Für das Letztere hatte der fromme Generaladjutant gesorgt, den das erneute Anknüpfen des Königs mit Bunsen erschreckte. Dieser hatte Bunsen untersagt, ihn persönlich in den Verhandlungen zu erwähnen. Gerlach aber meldete*), mit Recht oder Unrecht, Bunsen habe diesen neuen Beweis vom Vertrauen des Königs gehörig ausgebeutet und dadurch die Meinung in England erweckt, die Bunsen'sche Politik sei eigentlich die persönliche Politik des Königs, die ministerielle ihm fremd. Die Denunciation erfüllte ihren Zweck. „Der König wurde sehr aufgebracht, weil er Bunsen auf das strengste verboten hatte ihn zu nennen." Viel verloren war mit dem Scheitern des Projects nicht. Man spottete über die Concilväter, wenn der Papst ihnen sage, die heilige Trinität bestehe aus vier Personen, so würden sie auch das beschließen, wie hätten sie da auf Einreden der Protestanten achten sollen! Als am 24. November 1854 das Concil in Rom zum letzten Mal zusammentrat, begrüßten die Bischöfe den Papst mit dem einmüthigen Zuruf: „Heiliger Petrus, lehre uns, stärke deine Brüder." Pius IX. aber verlas das Decret: „Zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, zur Zierde der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachsthum der christlichen Religion, aus Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen, erklären wir und entscheiden: Die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängniß vermöge einer besondern Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf das Verdienst Christi Jesu, des Erlösers der Menschheit, vor jeglichem Makel der Erbsünde frei bewahrt worden sei, ist von Gott geoffenbart, und muß daher von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden." Am Berliner Hofe nannte man Pius einen „Dogmenfabrikanten"**) und auf Hoffmanns Rath faßte der König als

*) Denkwürdigkeiten II, 235 f.

**) Leopold von Gerlach II, 68.

Antwort eine Versammlung der evangelischen Allianz in Berlin in's Auge, aber ein officieller Protest erfolgte nicht.

Während diese kirchlichen Machenschaften Bunsens den Beifall der Liberalen unmöglich finden konnten, hatte er durch seine politische Haltung in England seinen Sturz bereits herbeigeführt. In den Anfangsstadien des Krimkrieges trat er durchweg als Advocat Englands auf und nach Bismarcks Darstellung sendete er in einer Denkschrift einen förmlichen Theilungsvertrag ein, um Rußland für immer unschädlich zu machen. „Es handelt sich darum," schrieb er, „das zu thun, was Friedrich der Große, ja selbst Napoleon nicht fertig brachte, Rußlands Uebermacht zu brechen." Bei des Königs Verehrung für seinen russischen Schwager mußte Bunsen in diesem Streite den Kürzeren ziehen und es ist nur zu verwundern, daß er sich darüber auch nur einen Augenblick täuschen konnte. Die Tapferkeit aber, wie er seine ganze Existenz einsetzte für seine Ueberzeugung, ohne Demüthigung Rußlands sei auch für Preußen kein Heil zu hoffen, gereicht ihm in unsern Augen nur zur Ehre. Seine Abberufung führte er, wie einst in Italien, dadurch herbei, daß er Anerbietungen machte, zu denen er nicht ermächtigt war. Nach General Gerlachs Bericht*) erklärte er dem Lord Clarendon, Preußen könne sich an dem Krieg gegen Rußland nur betheiligen, wenn man ihm eine bessere Grenze gegen Oesterreich und die Vernichtung der russischen Uebermacht in der Ostsee verspräche. Bunsen selbst will nur die Unmöglichkeit für Preußen, activ gegen Rußland aufzutreten mit dem Hinweis auf seine offenen Grenzen begründet haben. Aber seine Berliner Gegner sagten dem König, daß wenn Kaiser Nikolaus von diesen Anerbietungen Bunsens Kenntniß erhalte, derselbe berechtigt wäre, sofort die Feindseligkeiten gegen Preußen zu beginnen. Der König glaubte Gerlach, weil er Bunsens Haß auf den Zaaren kannte. Als Nikolaus starb, schrieb der König an Bunsen: „Alle Ihre Briefe haben es unumwunden ausgesprochen, daß Sie ihn gehaßt. Wenn Sie einst (wie er) durch den einfachen Glauben an Christi Blut begnadigt, ihn im ewigen Frieden sehen, so denken Sie daran, was ich Ihnen heute schreibe: ‚Sie werden ihm abbitten'." So wurde Bunsen durch eine Sendung von Gröben und Rostitz erst desavouiert und dann durch Bernstorff abgelöst. „Es ist immer viel, daß Bunsens Entlassung zu Stande gekommen ist", schreibt General von Gerlach befriedigt in sein Tagebuch. Der alte Reactionär Graf Dohna, den Friedrich Wilhelm als einen der Männer von 1813 ehrte, habe durch seine Unterstützung das Beste gethan, Bunsen den Hals zu brechen und Gerlach lag ihm an, sein Werk durch Bekehrung des Königs von diesem Freunde zu vollenden. Unter Dohna's Mitwirkung setzte

*) II, 118.

der König ein Sündenregister Bunsens auf, das drei Bogen umfaßte, und das an die Königin Victoria geschickt ward, die Bunsen ungern verlor. Die Mittheilung von Bunsens Sturz an das Publicum überließ Gerlach seinem Gegner Hinkeldey, da in diesem Falle einige Taktlosigkeit nichts schaden könne. Mißfiel sie dem Könige, so traf die Schuld Hinkeldey und Gerlach schlug dann zwei Fliegen mit einer Klappe. Von den Zündnadelgewehren verstand der fromme General nichts, aber in solchen Künsten war er Meister. Damit war denn Bunsens Schicksal besiegelt. Der König wollte ihm zwar zunächst nur einen Urlaub geben, um ihn nicht ganz zu verlieren, Bunsen bestand aber jetzt selbst auf seinem Abschied*). „Bei Eintritt in's vierundsechzigste Lebensjahr," schreibt Bunsen im August 1854, „finde ich mich von den Ufern der Themse an den Neckar versetzt, vom öffentlichen Leben in die Stille häuslicher und wissenschaftlicher Zurückgezogenheit." Das Gerede, man wolle ihn, den wirklichen Geheimrath, als Collegialmitglied in den Oberkirchenrath setzen, hatte ihn nur geärgert. Er hatte mit dem amtlichen Leben abgeschlossen, nicht aber mit der Politik. Mit gerechtem Stolze erzählt Frau Bunsen von ihrem Manne: „Er steht den ganzen Tag an seinem Schreibpulte, arbeitet mit Kopf und Hand und ist nie gelangweilt, obschon er selten jemanden zur Unterhaltung hat, denn bei Schnee und Eis ist es nicht zu verwundern, wenn die Leute nicht über Land gehen mögen, und da er selbst keine Besuche macht, noch machen will, so erhält er auch nur ausnahmsweise solche. Oft trieb ihn die Lust an seiner Arbeit schon vor vier Uhr im Winter aus dem Bette, so daß er sich selbst das Feuer anzünden mußte." Das Weihnachtsfest feierte die Bunsen'sche Familie gemeinsam mit Rothe's, wie sie das von Rom her gewohnt waren.

Seine römische romantische Periode hatte Bunsen hinter sich; aus England aber brachte er etwas von der freien Luft der Insel mit nach der verdumpften Heimath. Es war schon eine Freude, den alten Herrn mit dem vollen, freundlichen Gesichte auf dem Schlosse zu begegnen oder ihn auf der mit Aloetöpfen gekrönten Zinne seines Charlottenbergs stehen zu sehen, in der Tracht eines englischen Landedelmanns, im blauen Frack mit blanken Stahlknöpfen und hellen Beinkleidern, immer laut sprechend, immer lebhaft gesticulierend und voll Gastfreundschaft und liebenswürdigster Zugänglichkeit. Trotz der Vertiefung in die literärische Arbeit, verlor er auch die Tagespolitik nicht aus dem Auge. Hatte er in der praktischen Politik keine glückliche Hand gehabt, so übte er jetzt als persönlicher Rathgeber auf den König einen sehr heilsamen Einfluß, und schon der Haß, mit dem die Camarilla ihn auch jetzt noch beehrte, und die Aufmerksamkeit, mit der der Frankfurter Bundestags-

*) Abekens Leben S. 227.

gesandte von Bismarck seinen Verkehr überwachte, spricht zu seinen Gunsten. Sehr bald nach seiner Niederlassung in Heidelberg übersendete Bunsen seinem königlichen Freunde eine Denkschrift gegen die Intriguen Stahls, der im Schoße des Oberkirchenraths selbst die Auflösung der Union betrieb. Durch eine Cabinetsordre vom 6. März 1852, die Stahl dem Könige abgewonnen hatte, war aus einem Oberkirchenrathe der unierten Landeskirche die Vertretung einer Conföderation geworden, indem der Oberkirchenrath sich in eine lutherische und eine reformierte Section spaltete, nebst einem Vertreter für den Consensus. Wie es bei solchen Handstreichen zuging, berichtet Ludwig von Gerlach: „In einer Conferenz am 20. Januar 1852 bei Raumer, der beiwohnten: Leopold, ich, Bindewald, Schade, Göschel, Hengstenberg, Stahl, wurde eine Cabinetsordre vorbereitet, die nachher am 6. März 1852 erging, welche die Confessionen *als solche*, Lutheraner, Reformierte, Unierte, im Oberkirchenrath künftig zu Wort kommen lassen und die confessionelle Behandlung confessioneller Sachen sicher stellen sollte. Ich führe das an als eine Probe, wie damals wichtige Entschließungen eingeleitet wurden." Der General fand trotzdem diese Einleitung confus und widerspruchsvoll. „Der Oberkirchenrath"*), schreibt er, „hat sich überzeugt, daß es auf dem bisherigen Weg nicht geht nnd ist nun endlich mit dieser Sache vorgetreten. Höchst charakteristisch führt das begleitende Promemoria die Unmöglichkeit der Realisierung dieser Maßregel aus und endet damit, daß sie realisiert werden muß. Ludwig war mit mir darin einig, daß die Unbestimmtheit z. B. über die Ordination, Examen u. s. w. kein Nachtheil, sondern ein Vortheil sei. Es ist seit der Union der wichtigste Schritt restaurierender Art, der auf diesem Gebiete geschehen ist" (d. h. der Anfang zur Auflösung der Union). „Ueberall reactionäre Politik und doch wie weit ab von der Restauration!" ruft Gerlach aus. Wie die Herrn das meinten, beweist seine Bemerkung, der Hinweis des Cultusministers auf den Willen des hochseligen Königs, der eine Abendmahlsgemeinschaft für Lutheraner und Reformierte gewollt habe, könne alles wieder ruinieren**). Selbst Raumer genügte also der Camarilla nicht mehr, die fest entschlossen war, auch die Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der Union zu sprengen. Das war der Punkt, an dem Bunsen einsetzte. Man hatte Bunsen für beseitigt gehalten und nun schrieb Gerlach in sein Tagebuch: „*Vorlesen eines langen, unverschämten und frechen Briefes von Bunsen*"***)." Der General klagt, daß man der Hydra vergeblich ihr Haupt, Bunsen, abgehauen habe; in Usedom und seinen Freunden seien ein Dutzend

*) L. von Gerlach, Denkwürdigkeiten I, 713. 26. Dez. 1851.

**) I, 735.

***) Am 24. April 1856.

neuer Bunsen nachgewachsen. In seiner Denkschrift warnte Bunsen den König vor den neuen Puseyiten, die einen papistischen Amtsbegriff verträten. Er wies hin auf die „beliebte aber unverschämte Formel: Die lutherische Kirche macht keine Union, sie ist die Union", wodurch man die Union als Uebergang zum Lutherthum interpretiere, oder auf die ebenso verkehrte: „Es giebt in Preußen nur zwei Kirchen, die lutherische und reformierte, und diese sind uniert, aber es giebt keine unierte Kirche." Aus der unierten Kirche waren durch die Cabinetsordre vom 6. März 1852 über Nacht zwei verbündete Kirchen geworden. Am 12. Mai wurden nun auch die Consistorien aufgefordert, sich als Lutheraner, Reformierte und Evangelische zu sondern, welche letztere Kategorie die Anhänger der Consensustheologie umfaßte. In einer öffentlichen Rede constatierte Stahl mit Freude, daß die Union als Consensus die Ausnahme bilde. Nun war nur noch ein Schritt nöthig, daß man auch in den Einzelgemeinden eine solche Dreitheilung vollzog, dann hatte Preußen nicht nur zwei evangelische Confessionen, wie vor der Union, sondern drei. Selbst Wichern berichtet aus Bielefeld von der „wirklich maßlosen Verlegenheit des Consistoriums*), welche durch die neuste Kirchenordre aus Berlin in Betreff der Union hervorgerufen ist". „Was bis dahin auf Veranlassung des Oberkirchenraths gefördert worden ist, wird jetzt als nicht vorhanden angesehen und für nicht mehr berechtigt erklärt. Diese Widersprüche mit sich selbst in der obersten Kirchenbehörde theilen sich natürlich allen Provinzen mit und müssen die Gewissen in Verwaltung der heiligsten Güter der Gemeinden stumpf machen. Summa: unsere evangelische Kirche wird einem schweren, vielleicht dem schwersten Kampf seit 1817 entgegengehn und in innern Kämpfen erlahmen, während die römische Kirche von innen und außen wächst." Zu Bunsens Freude erfolgte ein allseitiger Protest gegen dieses Attentat der Raumer-Stahl-Gerlach'schen Partei und selbst Leo und Tholuck gingen unter die „Unionsphilister", wie Ludwig von Gerlach die Opponenten nannte**). Die Warnungen, die dem König von allen Seiten, und namentlich von Bunsen, zukamen, führten am 12. Juli 1853 nunmehr eine neue Cabinetsordre herbei, daß jener erste Erlaß keineswegs beabsichtigt habe, die Union aufzulösen. Ludwig von Gerlach aber schrieb wehmüthig in sein Tagebuch, daß diese Cabinetsordre die mit Jubel begrüßte frühere „wieder zu Wasser mache"***). Man mußte sich mit der Feststellung begnügen, daß nicht die absorptive, sondern die positive Union in Preußen die gesetzliche Ordnung sei. Daß der König momentan einlenkte, hängt nicht mit seinem In-

*) Wichern, Ges. Werke II, 279. Brief vom 15. August 1852.
**) Aufzeichnungen II, 178.
***) Ebenda 178.

tereſſe an der Einheit des Proteſtantismus zuſammen, er hatte ja mehrfach ſeine „Sehnſucht nach kleinen Kirchen“ zu erkennen gegeben, ſondern mit ſeiner Pietät gegen die Schöpfung ſeines Vaters. Nicht ohne Abſicht nannte Bunſen darum die Union ſtets das ruhmvolle Werk des hochſeligen Königs, das heilige Vermächtniß Friedrich Wilhelms III. An dieſer Klippe ſcheiterte auch ein ſo geſchickter Pilot wie Stahl. Fragen wir aber, warum die Conſervativen überhaupt dieſe Action gegen die Union unternahmen, ſo liegt in der Frage ſchon die Antwort. Dem preußiſchen Junker war die Union als Neuerung immer verhaßt geweſen und er wollte von den Reformierten, die er für eine minderwerthige Klaſſe von Leuten hielt, nichts wiſſen. Proteſtierten doch lutheriſche Patrone ſelbſt gegen das von Friedrich Wilhelm III. vorgeſchlagene Zuſammenbinden der alten lutheriſchen Gebetsformulare mit denen der neuen Agende, als gegen eine Verunreinigung ihrer Heiligthümer. Die Theologen vom Schlage Hengſtenbergs aber konnten die ſtramme Bekenntnißzucht, die ſie begehrten, nicht durchführen, ſo lange die Candidaten in der einen Lehre ſich für lutheriſch, in der andern für reformiert bekennen oder erwidern konnten, das gehöre nicht zum Conſenſus. Für dieſe conſervativen Intereſſen trat Stahl mit der gewandten Rabuliſtik ſeiner Raſſe ein, nicht aus perſönlicher Beſchränktheit, ſondern als der gewandte Advocat der Kreuzzeitung und des preußiſchen Junkerthums, weßhalb ihn die Berliner mit Recht Sanct Aal zu nennen pflegten.

Wenn die Hengſtenberg-Stahl'ſche Partei Bunſen, als Verfaſſer ſolcher „unverſchämter“ Denkſchriften, mit doppeltem Haſſe verfolgte und Manteuffel ſogar Bunſens brieflichen Verkehr unter Aufſicht ſtellte, ſo hatten ſie dazu allen Grund, denn während Bunſen die Fäden mit dem Prinzen von Preußen, der im Revolutionsjahr ſein Gaſt in London geweſen war, feſthielt, knüpfte ſich jetzt auch ein Band Bunſens mit dem badiſchen Hofe, das Bismarck ungern ſah. Die Verlobung von Bunſens Tochter Theodora mit Freiherrn von Ungern-Sternberg, der bald darauf Cabinetsvorſtand des badiſchen Regenten wurde und deſſen Schweſter als Hofdame bei dem jungen Hofe in Karlsruhe eintrat, zog Bunſen enger in die badiſchen Hofkreiſe. Die Prinzeſſin Braut Louiſe lud bei der Durchreiſe die Bunſens zur Begrüßung an den Bahnhof und dieſes Ereigniß verfehlte nicht das Mißbehagen des preußiſchen Bundestagsgeſandten von Bismarck zu erregen. Daß Bismarck in dieſer Zeit noch ganz auf der Seite der Camarilla ſtand, hing mit der Art ſeines Emporkommens zuſammen. Im Frühjahr 1851 war er als Gehülfe des Geſandten von Rochow in Frankfurt eingetreten, und hatte dann bald ſelbſt deſſen Stelle eingenommen. Die Ernennung war durch Leopold von Gerlach gemacht worden, Ludwig aber ſchreibt: „Ich äußerte Bedenken gegen die violente Beförderung Bismarcks, deſſen amtliche Lebensſtellung bis dahin nur die eines

verdorbenen Regierungsreferendars war“ *). Nach einem freundschaftlichen Besuche Bismarcks aber lenkt der fromme Jurist ein und getröstet sich, daß Ehrgeiz der rechte Weg zur Demuth sei. Die Abneigung der Gerlache gegen Bunsen theilte Bismarck und berichtete an den Generaladjutanten am 7. October 1855 in einem Privatbriefe, aber natürlich zu weiterer Bestellung an den König: „Usedom und Bunsen correspondieren fortwährend lebhaft ... Bunsens Tochter heirathet einen badischen Beamten von Ungern-Sternberg, und dessen Schwester ist wieder Hofdame und Gouvernante der Prinzessin Louise, der Braut des Prinz-Regenten von Baden. Durch diesen Canal soll viel Unheil zwischen Bunsen und Coblenz laufen ... Es ist komisch, mit welchem Eifer in den Zeitungen die Conventikel der Gothaer in Heidelberg bestritten werden; nach meinen in Heidelberg selbst eingezogenen Nachrichten finden sie regelmäßig am ersten Sonntag jedes Monats statt, wenn auch vorzugsweise zweckessend.“ Der Frankfurter Bundestagsgesandte rechnete also die Ueberwachung des Verkehrs und der Correspondenz des Prinzen von Preußen unter seine Aufgaben und die Meldung der Beziehungen des Prinzen zu Bunsen an den General, der täglich des Königs Ohr hatte, war schwerlich darauf berechnet, die beiden hohen Herrn sich näher zu bringen. Am 8. Juni 1853 hat Gerlach zu verzeichnen **): „Gestern Abend war Bismarck bei mir und enthüllte mir ein Bild der Intriguen, die von der Partei ausgehen, die sich um den Hof des Prinzen und der Prinzessin von Preußen geschaart hat.“ Gemeint ist damit, daß Bunsen eine nähere Verbindung der Männer betrieb, die nachher das Ministerium der neuen Aera bildeten, und für die Schaffung einer gemäßigten, liberalen Partei sich lebhaft interessierte. Am eifrigsten ging der spätere Minister Auerswald auf diese Pläne ein, den Gerlach darum „die zugleich positivste und schlechteste personnage“ des ganzen Kreises nennt***). Diese schlechte Personnage, den späteren liberalen Minister und Bruder des in Frankfurt ermordeten Generals, finden wir im August 1855 als Gast bei Bunsen, der zu dieser „zweckessenden“ Vereinigung Häusser, Gervinus, Gagern und Mohl nach seinem Charlottenberg eingeladen hatte. Daß Bismarck sich diesem Kreise gegenüber noch immer auf Gerlachs und Manteuffels Seite stellte, beweist, bei dem politischen Augenmaß, das der große Diplomat besaß, daß das Regiment der Camarilla noch fest stand und auf lang hinaus von liberalen Bahnen in Berlin keine Rede sein konnte. Um so wichtiger war es, daß Bunsen mit seiner liebenswürdigen Betriebsamkeit und seinem eifrigen

*) Aufzeichnungen II, 124 f.
**) Denkwürdigkeiten II, 46.
***) Ebenda 635.

Werbesystem in Süddeutschland einen Mittelpunkt schuf, um den die liberalen Elemente sich gruppieren konnten. Namentlich aber gab er dem theologischen Liberalismus eine oberste Leitung, der Rothe seinen großen Namen, Schenkel seine weit verbreitete Allgemeine Kirchenzeitung zur Verfügung stellte. Selbst Zittel finden wir jetzt unter den Männern, mit denen Bunsen die badische kirchliche Lage berath, wobei er Zittel ermächtigt, Bunsens Stellung in dem badischen Agendenstreit in der Presse klar zu stellen. Auch vom Besuche von Schenkels Predigten ist mehrfach die Rede. In den Akten der theologischen Fakultät macht sich Bunsens Verkehr mit deren Mitgliedern in einigen Promotionen von Engländern bemerkbar, die Bunsen namentlich durch Schenkel befürworten läßt, wobei seine Gutmüthigkeit zuweilen auch zur Empfehlung ungeeigneter Persönlichkeiten mißbraucht wurde. Unter Bunsens Beifall tritt Schenkel in der Allgemeinen Kirchenzeitung gegen die Tyrannei der Lutheraner und die Absetzung Baumgartens in Rostock durch Kliefoth auf, wobei ihm Bunsen mit scharfen Worten noch nachträglich in seinen „Zeichen der Zeit" secundierte. Als am 26. Juni 1859 Herr Julius Wiggers anzeigte, daß sein Vater, der Rostocker Consistorialrath Wiggers, demnächst sein Dienstjubiläum festlich begehen werde, bedauerte die theologische Fakultät, unter Rothe's Zustimmung, daß die Mitwirkung von Wiggers bei der Absetzung von D. Baumgarten es ihr unmöglich mache, bei der Feier jenes Tages durch ein Beglückwünschungsschreiben sich zu betheiligen*). Der Sohn behauptete nun, er habe auch ein solches gar nicht erbitten wollen, aber wozu hatte er sie dann der Fakultät gemeldet? Der persönliche Verkehr Rothe's mit Bunsen beschränkte sich durch Rothe's häusliche Lage, aber die Arbeiten des Freundes begleitete er mit seiner Theilnahme und seinem Rath. Bei der Intimität Rothe's mit dem neuen Kollegen Schenkel bildete sich nun ein theologischer Dreibund, in dem Rothe dem Freunde bei der Ausarbeitung seiner Schriften behülflich war, während nach ihrem Erscheinen Schenkel sie in seiner Allgemeinen Kirchenzeitung dem Publicum nachdrücklich empfahl. Rothe wirkte vertiefend, Schenkel steigernd und anspornend auf Bunsen und es ist nicht schwer in Bunsens Schriftstellerei seit 1856 sowohl die Anregungen zu erkennen, die ihm von Rothe, wie die, die ihm von Schenkel zugekommen waren. Wenn Fischer und Gervinus den Ritter vor Schenkel warnten, so war dagegen Rothe, wie überall, dessen Eidhelfer. Sein Urtheil über Schenkel war nunmehr ein überaus anerkennendes. „Mit Schenkel," schreibt Rothe im Februar 1856 an Hahn, „habe ich mich vom ersten Augenblicke an vortrefflich zusammengefunden, wie er denn in der That, trotz manches Ueberlebhaften, ein ganz seltener und herzensguter Mann ist." Daß

*) Fakultätsakten 1859.

die neue theologische Constellation, die durch Bunsens Niederlassung in Heidelberg herbeigeführt war, sich bald auch in den Verhältnissen der badischen Landeskirche geltend machen mußte, ist leicht verständlich. Der zurückgesetzte und an die Wand gedrängte Liberalismus fand in der Haltung der Heidelberger Fakultät wieder einiges Vertrauen auf seine Zukunft. Schenkel besuchte zwar nach wie vor Missionsfeste und andere fromme Versammlungen, aber die Art wie er in seinen Schriften die Bekenntnisse nicht als Buchstabe sondern als Geist, nicht als Gesetze sondern als Panier, nicht als todte Reliquien sondern als lebendiges Princip des Protestantismus verherrlichte, war der Stahl'schen Partei ein Greuel. Da stellte der tapfere alte Bunsen eine neue Situation her, die für Schenkel und Rothe entscheidend wurde. Lange konnte der erregbare und productive Staatsmann nicht als stummer Zuschauer bei dem kirchlichen Parteikampfe sitzen, der Baden besonders tief erregte, sondern mit beiden Füßen sprang er in die Arena, wo er alsbald mit den zwei gewandtesten Kämpfern, mit Ketteler und Stahl, die Klinge kreuzte.

Während die Synode von 1855 in Karlsruhe ihr placet, placet votierte zu allen Anträgen der kirchlichen Reaction, schrieb Bunsen unter den blühenden Kastanien seines Charlottenbergs beim Schlag der Nachtigallen seine „Zeichen der Zeit", in Briefen an Ernst Moritz Arndt, in deren erstem Bändchen er sich gegen Ketteler, in deren zweitem er sich gegen Stahl wendete. Das Buch war das erste Anzeichen einer kommenden besseren Zeit. Es war rhetorisch, überpathetisch, theilweise unklar, aber es war die Stimme eines ehrlichen Mannes und darum wirkte es wie ein Signalschuß, der ein gewaltiges Echo weckte. Nicht zum wenigsten zeigte Schenkels Allgemeine Kirchenzeitung durch ihren Beifall, daß die Wetterzeichen umsetzten und eine neue kirchlich-liberale Partei in Bildung begriffen war, die ernsthaft für die Union eintrat und Stahls Theorieen für das erklärte, was sie waren, für Papismus. Ganz aus Rothe's Seele gesprochen war Bunsens Schlagwort, daß Intoleranz Auflehnung gegen Gott sei, während Schenkel mehr das andere Leitmotiv Bunsens variierte: „Gewissensfreiheit, Gemeinde, Persönlichkeit, diese drei bleiben uns übrig als Gottes Boten an uns für unser geistiges und geselliges Leben."

„Die Zeichen der Zeit, Briefe über die Gewissensfreiheit und das Recht der Gemeinde", das war der Titel der folgenreichen Schrift, die am 25. Sept. 1855 hinausging. Wenn die kritische Schule und die Aufgeklärten über das Buch und dessen Halbheiten und Illusionen spotteten, so machte eben das seine Stärke, daß der Verfasser in der Kirche stand und die Wege zu einer Volkskirche suchte, während sie selbst von außen her die Kirchenfenster einwarfen und dann noch verlangten, die guten Christen sollten sie dafür bewundern. Als

Vorbild schwebte dem Verfasser Arndts „Geist der Zeit“ vor und in Briefen an Ernst Moritz Arndt legt Bunsen die Eindrücke nieder, die ihm das deutsche Volk macht, nachdem er nach langen Fahrten in der Fremde in die Heimath zurückgekehrt ist. Bunsen war nach seiner Gemüthsanlage und seiner religiösen Ueberzeugung ein unverwüstlicher Optimist. Aber wie erschien ihm nun das Deutschland der Reaction? „Die Alten sind kampfesmüde und die Jungen rauchen Cigarren,“ das ist nach Bunsen die signatura temporis, „die Hände in den Schooß legen, gilt für Weisheit und ist vielleicht Entsagung. Die großen Massen schweigen.“ Da will denn der aus der Ferne heimgekehrte Patriot, der Jüngling mit weißem Haare, dazwischen fahren und reveille schlagen, denn jeder Tag bringt Anlässe genug, die Nation zu alarmieren. Während er die neuen Erscheinungen an sich vorübergehen ließ, drang an sein Ohr die Ankündigung der für den 5. Juni 1855 in Aussicht genommenen elfhundertjährigen Jubelfeier des heiligen Bonifacius und die Art, wie Ketteler, der Bischof von Mainz, zu dieser Feier auffordert, ist für Bunsen der Anlaß auf die römischen Kothwürfe mit deutschen Ohrfeigen zu antworten. Alle Geister Schleiermachers, Fichte's und Arndts versammelt er in seiner Brust, um der Herausforderung der Römlinge den Heerruf des deutschen Protestantismus entgegenzusetzen. Freiherr von Ketteler, der eigentliche Urheber des badischen Kirchenstreits, dem die Freiburger Curie schließlich in aller Form Procura ertheilte, für sie zu verhandeln und Erklärungen für sie abzugeben, hatte als Inhaber, wie er sich nennt, „des heiligen Stuhles von Mainz“ an die Gläubigen seiner Diöcese einen Hirtenbrief erlassen, in dem er seinen Vorgänger Bonifacius unter die Apostel einreihte, doch nicht ohne den Vermerk, daß Bonifacius nicht direct durch göttliche Offenbarung, sondern durch das sichtbare Oberhaupt der Kirche seinen Beruf angezeigt erhielt. Alles Heil kam den Deutschen von Mainz. Ohne den Mainzer Bischof Bonifacius würden die Karolinger sich nicht zu der Idee einer christlichen Staats- und Weltordnung erhoben haben, ohne die es überhaupt kein deutsches Volk, vielleicht nicht einmal eine gemeinsame deutsche Sprache geben würde. „Als daher,“ so meint Bischof Wilhelm Emanuel, „später (d. h. im Jahre 1517) diese geistige Grundlage wieder gestört und das geistige Band zerrissen wurde, durch welches der heilige Bonifacius die deutschen Völker verbunden hatte, da war es aus mit der deutschen Einheit und der Größe des deutschen Volks. Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifacius gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur noch dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und

eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Controlen und Polizeien vermögen nicht das Gewissen zu ersetzen." Von seinem Standpunkte aus sieht der Bischof sogar voraus, daß die Glaubensspaltung auch die Spaltung der Nation in verschiedene Völker herbeiführen wird, da sie eine Mauer aufführt, die eben so fest ist wie jene, die uns schon von anderen germanischen Stämmen trennt. Das war das Predigtthema, das Ketteler in seinem Hirtenbriefe ausgegeben hatte und auf allen Kanzeln hallte sein Wort wieder. Ein päpstlicher Legat erschien als Vertreter des römischen Stuhles bei dem Bonifaciusfest; mehrere fremde Bischöfe und Schaaren von Geistlichen versammelten sich zu Fulda und in Mainz; kirchliche Umgänge und eine vierzehntägige Feier wurden angesagt, denn wie vor 15 Jahren bei Ausstellung des heiligen Rocks in Trier, so sollte jetzt in Mainz der protestantischen Obrigkeit vor Augen geführt werden, wer die Volksmassen in der Hand habe. Als Nachfeier predigte dann im Juni Bischof Räß von Straßburg, nachdem er zuvor von dem protestantischen Minister Dalwigk in Darmstadt mit Besuchen und Einladungen gefeiert worden war, im Mainzer Dom, und forderte zum Schlusse die Gemeinde auf, mit ihm für die baldige Bekehrung der Engländer zu beten, von denen Bonifacius ausgegangen sei, denn diese tränken seit drei Jahrhunderten aus einer Quelle, die *nicht* in's ewige Leben fließt. „Dann," so berichtete die Kreuzzeitung, „wandte der Redner sich in feierlicher Apostrophe an die Königin von England selbst und forderte sie auf, die „Tiara", welche mit Unrecht auf ihrem Haupte sitze, demjenigen zurückzugeben, dem sie rechtmäßig gebühre, dem Papste in Rom." Für diese Geschichtsbetrachtung, die er mit bäuerlicher Naivetät zum Ausdrucke brachte, konnte Räß sich allerdings nicht nur auf den Halle'schen Professor Leo, sondern auch auf Hengstenberg in Berlin berufen, der dem Redacteur der Rigaer Zeitung anvertraute, England habe keine Zukunft, denn es stehe unter dem Fluche, den Stuarts meineidig geworden zu sein und diesen Bann müsse es vor allem lösen. Hatte die Trierer Rockfahrt noch den Charakter eines Bittgangs gehabt, so herrschten jetzt die Sieges- und Jubelhymnen vor und dieses Mal fand sich kein Ronge noch Dowiat, um Protest einzulegen in einem offenen Briefe an die Nation. Die liberalen Kapläne hatten es erfahren, welchen Schutz ihre protestantischen Regierungen den aufgeklärten Katholiken gewährten. In erster Reihe war es Schenkels Amt, jetzt Ketteler entgegenzutreten, wie unlängst dem Jesuitenpater Roh, auch hat er in seiner Darmstädter Kirchenzeitung mit löblichem Eifer desselben gewaltet. Größeren Eindruck aber mußte es machen, wenn der frühere preußische Gesandte bei dem heiligen Stuhle gegenüber der Verdächtigung der sittlichen Wirkungen

des Protestantismus darauf hinwies, wie die neusten amtlichen Veröffentlichungen über den Kirchenstaat ganz Europa mit Entsetzen erfüllten ob der gräßlichen und scheußlichen Verbrecher, die die römischen Kerker füllten und unter denen sich unter anderm 21 Vatermörder befanden als Resultate römischer Pädagogik. „Ist auch das eine Folge der Arbeit Luthers?" fragte Bunsen, „oder ist Spanien im Jahre 1855 christlicher, gesitteter, glücklicher als Deutschland, in dem nach dem Ausdruck der Curie die Ketzereien ungestraft wüthen?" „Die Ehre unseres Volkes," schreibt er, „ist ein Heiligthum, um welches zu kämpfen, so weit es die Wahrheit zuläßt, als heilige Pflicht erscheint." „Wenn der Mainzer Prälat gerade herausſagt, das deutsche Volk habe das Gewissen verloren, so zwingt uns das eigene Gewissen, welches vor allen Dingen gebietet wahr zu sein, ihm mit christlicher Freiheit zu antworten." Aber auch als Patrioten müssen wir daran erinnern, daß dieser gleiche Bischof in einer juristisch-politischen Schrift Frankreich und Rußland als Garanten des Reichsdeputationsschlusses von 1803 geradezu aufforderte, sich in den Kirchenstreit der oberrheinischen Bischöfe einzumengen. „Es wird aber von allen Völkern dem deutschen am wenigsten die Ansicht aufgedrängt werden können, daß eines einzelnen Menschen oder eines Landes religiöse Ueberzeugung mit Gewalt umgewandelt werden dürfe, noch auch mit wahrem Segen könne. Das ist ein Glaubenssatz, wo irgend ein deutsches Herz schlägt."

Doch ganz methodisch, als eine Frage der Kirchengeschichte, will der auf diesem Gebiete längst bewanderte Staatsmann die Frage behandeln und so bestreitet er zunächst, daß der Angelsachse Winfried der erste Apostel der Deutschen gewesen sei. „Bonifacius war nicht sowohl Prediger des Evangeliums als Begründer der römischen Herrschaft über diese Prediger. Er wirkte vorzugsweise, wo das Christenthum bereits bestand. Er ist nicht sowohl der Apostel der Deutschen als der Sendbote Roms." Kilian, Fridolin, Columban, Gallus, Clemens, Emmeran haben gearbeitet und Winfried ist nachmals in ihre Arbeit gekommen. Er besetzte als päpstlicher Legat die Stellen, was sich König Karlmann nicht gefallen lassen wollte. Vor ihm war einträchtig gearbeitet worden, sobald die römische Curie auf der Scene erschien, war alsbald der Streit mit der Staatsgewalt da.

Auf seinem Kriegspfade gegen Rom begegnet nun aber Ritter Josias auch dem Halle'schen Professor Leo, nach dessen Orakelspruch auf dem Stuhle zu Mainz durch Bonifacius ein solcher Segen erblicher Weisheit ruhte, daß seinen Nachfolgern ganz besonders Deutschlands Herrlichkeit im Mittelalter zu danken ist. In vollem Einverständnis mit Ketteler versichert Leo, Bonifacius habe die deutsche Nation gezeugt, und die beschränkten protestantischen Theologen, die Bonifacius von dem Vorwurfe, er sei ein Hierarch gewesen, reinwaschen wollen, vergessen, daß im Namen Christi sich beugen sollen alle

Kniee, daß also die Hierarchie von Gott selbst gewollt war. „So lehrt der erleuchtete Politiker und Professor der Geschichte an einer protestantischen Universität, welche ganz besonders von protestantischen Theologen besucht wird!“ Ihm beginnt die Geschichte Deutschlands mit Bonifacius, aber die geschichtliche Kritik kann von solchen Phantasieen nur eine pathologische Kenntniß nehmen, wie von ähnlichen Romanen desselben Gelehrten in der alten Geschichte. Bonifacius ist nicht der Apostel des Christenthums, sondern des Kirchenthums unter den Deutschen gewesen. Er hat die germanische Kirche unter Rom gebeugt und er schwor zuerst dem Papste den Vasalleneid, den die Suffraganbischöfe alsdann wieder ihm schwören mußten.

Um die Grundsätze zu beleuchten, die die deutschen Bischöfe zur Feier ihres Heiligen wieder in Erinnerung gebracht haben, erläutert Bunsen zunächst die Geschichte des badischen Kirchenstreits. Zum Versuchsfeld für die Ultramontanen eignete sich kein Land so gut wie Baden, wo eine evangelische Dynastie mit zwei Dritteln Katholiken fertig werden soll, und Bunsen findet darum die Geschichte des badischen Kirchenstreits außerordentlich lehrreich. Manches in diesem Abschnitte erinnert an die Meinungen Rothe's, so die starke Betonung, daß eine Bevormundung der katholischen Kirche durch die Bureaukratie nicht mehr in dieses Jahrhundert passe. Marschalls Weisung vom Jahre 1852, der Erzbischof habe für Großherzog Leopold ein Seelenamt zu halten, will Bunsen darum nicht loben. In der Hauptsache schlägt Bunsen den Weg vor, den die Liberalen in Baden längst gehen wollten: gesetzliche und liberale Neuregelung der Stellung der katholischen Kirche, dann aber auch strenge Durchführung dieser Gesetze. Was bei der Nachgiebigkeit gegen die Ultramontanen herauskomme, zeigte Bunsen in einem kurzen Rundblick über die katholischen Länder an Fällen, die zum Theil noch nicht erledigt oder noch in frischer Erinnerung waren. Bei der Choleraepidemie im vorigen Jahre mußte die Obrigkeit in einer bekannten Stadt des Burgunderlands den protestantischen Familien den Rath geben, sich auf das Land zu begeben, weil der Pöbel aufgereizt worden sei, ihre Häuser zu verbrennen als ein angenehmes Opfer für die heilige Jungfrau, die die Stadt mit der Seuche heimsuche wegen der Zulassung von Protestanten. „Ist denn Religion Verfolgung? Ist Verfolgung denn Religion?“ fragt Bunsen. Freilich ohne Napoleons III. Connivenz würden die Priester es nicht wagen, so zu wühlen. In Florenz wird das Ehepaar Madiai eingekerkert wegen des Verbrechens die Bibel gelesen zu haben. Domenico Cecchetti in Florenz wird in Ketten zu einem Jahre Zuchthaus abgeführt, weil er seine Hausgenossen zu gleichem Verbrechen verleitet hat. Das Gleiche geschah 1854 dem Bäckermeister Massei aus einem Dorfe bei Pisa. Von den „barmherzigen Brüdern“ in Prag trat der Laienbruder Borczynski jenseits der Grenze zum Protestantismus über.

Mit dem amtlichen Zeugnisse, daß er Protestant sei, kehrte er nach Böhmen in das Haus seines Vaters zurück. Sobald „die Barmherzigen“ ihn ausfindig gemacht hatten, requirierten sie ihn durch die Polizei und setzten ihn in den Klosterkerker, wo wegen des gleichen Verbrechens Pater Joachim Zazula bereits im zwanzigsten Jahre gefangen sitzt. Sein Gesuch, an Ostern das evangelische Abendmahl zu erhalten, wird mit dem Hohne beantwortet, man freue sich, daß er Buße thun wolle, man werde ihm also nur Brod und Wasser verabreichen und ihm ein dunkles Zimmer geben, wo er dann nichts hörte als das Geschrei der nebenan tobenden Wahnsinnigen und vor dem Gestank der offenen Kloake vor seinem Fenster fast erstickte. Als er bei dem Primas von Ungarn eine Appellationsschrift einreichte, lautete der Bescheid: „Strenge Haft, geschärft durch Buße und Fasten an drei Wochentagen. Die Aufsicht ist dem Pönitenzenmeister zu übertragen.“ Die östreichische oktroyierte Verfassung besagte, „*der Uebertritt zu einer andern Kirche steht jedermann frei*“, aber Borczynski sitzt noch immer, während Bunsen schreibt, und zwar in einem Kerker zwischen den Irrenzellen und der offenen Klosterkloake der barmherzigen Brüder zu Prag*). Die evangelische Erzherzogin Palatin schenkte *ihren Glaubensgenossen* in Pest eine Partie Bibeln. Die Polizei confisciert sie und läßt sie einstampfen. Als Ertrag des Papierbreis aber sendet sie dem Pfarrer 54 Kreuzer, die er quittieren muß, zum Beweis, daß er das Geschenk der Erzherzogin erhalten hat. Bunsen wendet sich in seiner Ansprache direct an das gute Herz Franz Josephs, er weist aber auch warnend darauf hin, wie ein solcher Glaubensdruck früher oder später einen Rückschlag herbeiführen müsse. Die Erfüllung dieser Vorhersagung blieb nicht aus. Auf den Schlachtfeldern Oberitaliens brach im Sommer 1859 die ganze Herrlichkeit des östreichischen Priesterstaates zusammen, Italien wurde seine Erzherzöge und Bourbonen los und nun war Cardinal Antonelli sofort bereit, das Concordat abzuschließen, um das die badische Regierung fünf Jahre vergeblich sich beworben hatte. Wie aber die klerikale Leitung jesuitischer Pädagogen dem Erzhause bekommen ist, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Aber auch an *Preußen* hatte Josias ein Wort vom Herrn. Ja das ist das Tapferste an dem tapferen Buche, daß Bunsen hier mit den Götzen, vor denen sein königlicher Freund in Sanssouci seine Kniee beugt, unerbittlich in's Gericht geht und zeigt, daß ihre Zeit vorbei sei und sie keine Wunder mehr wirken. Ganz direct wendet er sich hier gegen den Romantiker auf dem Throne Friedrichs des Zweiten. Was, so fragt er, verdarb und stürzte die Romantik? „Daß sie die Zukunft in der Vergangenheit suchte, daß sie der

*) Vgl. die von Bunsen abgedruckten Aktenstücke.

Gemeinde vergaß, ihrer Mutter, und des freien Geistes, ihres Vaters; sie ging unter, weil sie die Wirklichkeit gering achtete und in ihren Träumen schwelgte, wo nicht persönlichem Eigennutz fröhnte.“ „Die europäische Menschheit sehnt sich nach dem Evangelium und seinem Frieden, aber auch nach seinem Lichte und seiner Freiheit. ‚Mehr Licht,‘ war Goethes letztes Wort, ‚mehr Finsterniß,‘ war das erste Wort der hergestellten Geistlichkeit. Die Romantik versprach eine goldene Zukunft; edle Gemüther schwelgten in der Poesie einer untergegangenen Zeit und vergötterten deren Mängel und Thorheiten, während sie mit Verachtung auf den nüchternen Verstand und auch wohl auf die gemeine Sittlichkeit herabsahen. Sophistische Geschichtsschreiber wuschen alle blutigen Männer der Gewalt und Verfolgung rein, und verdächtigten die Helden der freien Menschheit. Sophistische Staatskünstler lehrten, daß Tyrannei Freiheit sei, Selbstsucht die wahre Staatsweisheit der Fürsten und der Staat nur ein Bündel von persönlichen und Sonderbelängen. Andere wollten uns glauben machen, und machten wirklich an höheren und höchsten Stellen glauben, die neue Volkswirthschaft führe zur Auflösung des Staats und sei ebenso falsch als gottlos; geschlossene Zünfte, Bevorzugungen und ausschließende Verbote seien die Grundsäulen des Wohlstandes und würden die zerrüttete Staatswirtschaft wieder herstellen. Adam Müller stützte die Dreifelderwirthschaft auf die Dreieinigkeit. Mystagogen bewiesen, daß die wahre Geschichte aller Wissenschaft und Kunst, eben wie der Religion, mystisch sei, ein Geheimniß für die Vernunft, und wahr durch den Widerspruch mit ihr. Nach dieser Ansicht wäre nichts so unvernünftig als die Vernunft, aber es gäbe eine Wissenschaft des Unbegreiflichen und diese würde, von den Flügeln des Mittelalters getragen, in wenigen Jahren alle stolze Weisheit der letzten Jahrhunderte Lügen strafen und frevelnden Irrthums überführen. Die Geschichte wurde Legende. Nichts mehr war gewiß als das Unvernünftige. Daß die Erde um die Sonne wandle, hieß bei protestantischen Heuchlern oder Schwachköpfen höchst zweifelhaft, während in Frankreich leuchtende Kreuze am Himmel und vom Himmel gefallene Briefe der Jungfrau Maria Glauben forderten — und fanden.“ Aber man kann wohl sagen: „Die Wissenschaft muß umkehren,“ nur erlebt man es nicht. Wo sind die geblieben, die diese Losung ausgaben? „Wer sind die Geschichtsforscher, welche noch deutsche Geschichte nach Friedrich Schlegel schreiben? oder Staatswissenschaft nach Adam Müller? oder Staatsrecht nach Haller? oder alte Religionsgeschichte nach Görres? oder christliche nach Stolberg? oder biblische Kritik nach Hengstenberg? Es giebt ihrer wohl, aber keinen einzigen, der Sitz und Stimme hätte in der freien Wissenschaft.“ Ganz direct wirft der Redner der jüngeren Pastorenschaft vor, daß sie im Bunde mit Absolutismus und Feudalismus den Jesuiten in die Hand arbeite, wenn sie dem Protestantismus aufhelfen wollen

durch Gewalt, den Glauben herstellen wollen durch Symbolzwang und das Verlangen nach Duldung und Freiheit als Revolution und Anarchie schmähen. Nicht von der rohen und knabenhaften Art, wie jetzt in Mecklenburg und Hessen Confessionstheologie erzwungen werden will, möchte er reden, auch nicht von den ohnmächtigen Pfarrconferenzen, die unter Kahnis Vorsitz alles als Rotten und Secten verachten, was der lutherischen Kirche nicht angehört. „Hinter all diesen rückläufigen Tendenzen steht keine Gemeinde, kein Volk." Ernsthafter ist es zu nehmen, wenn ein Mitglied der obersten preußischen Kirchenbehörde selbst die unierte Kirche unterwühlt, deren Schutz ihm befohlen ist. Dieser Mann ist der Jude Stahl. In optimistischem Leichtsinn hatte Bunsen einst selbst den jüdischen Convertiten nach Berlin empfohlen, was sogar Schelling als Mißgriff bezeichnete. Aber Friedrich Wilhelm IV. hatte großes Gefallen an Stahls Kirchenrecht der Protestanten. Zum Oberkirchenrath ernannt, arbeitete Stahl, wie jedermann bekannt war, zusammen mit Hengstenberg und Gerlach an der Auflösung der Union und seine Gegner im Kollegium waren ohnmächtig, weil gegen Stahls jüdische Dialektik kein Widerspruch aufkam. In Gegenwart des Königs und aller „Spitzen" Berlins hatte derselbe am 29. März dieses Jahres 1855 im evangelischen Vereine eine Rede „über christliche Toleranz" gehalten, in der er die Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts als ein Kind des Unglaubens bezeichnete und dafür eine christliche Toleranz empfahl, die der Intoleranz gleicht wie ein Ei dem andern. Vom Bartholomäustage datiert Bunsen seine Erwiderung. „Es ist das Höllenfest der religiösen Verfolgung, es sind die Orgien der Dämonen, an die dieser Tag erinnert, aber solche Religionsverfolgung ist das nothwendige Ergebniß jenes Glaubenseifers, dem Herr Stahl das Wort redet." „Die Toleranz," sagt Stahl, „ist ein Kind des Unglaubens, die Forderung der Gewissensfreiheit als Recht gesetzlicher Staaten und verfassungsmäßig regierter Völker ist ein Theil des Werkes der Zerstörung, die die Ruhe Europas bedroht." „Das Christenthum," versichert er, „ist als Intoleranz in die Welt eingetreten. Sein Keim ist Exclusivität, seine Wirkungsart ist die Aggression gegen alle andern Religionen, die Propaganda unter allen andern Völkern. Und wie könnte das auch anders sein? Seiner eigenen göttlichen Wahrheit gewiß, wie könnte es duldsam sein gegen den Irrthum, der Gott die Ehre und den Menschen das Heil entzieht?" So hat auch heute die christliche Toleranz die Wahrheit zu ihrer Schranke. „Keine Toleranz darf die Kirche bewegen, ihre reine Lehre auf der Kanzel oder am Altar fälschen zu lassen, oder den Staat bewegen seine christlichen Institutionen aufzugeben." „Da kommt schon der Staat hinein," erwidert Bunsen, „nämlich der christliche, das heißt der im Namen Christi und zu Gottes Ehre verfolgende, welchen eine gewisse Partei deßhalb den christlichen nennt." Er citiert wört-

lich den Paragraphen der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 über Religionsfreiheit und zeigt dann, wie Stahl und mit ihm die Conservativen ihn auslegen. Die persönliche Freiheit seiner religiösen Ueberzeugung, sagt Stahl, ist jedem garantiert. „Etwas ganz anderes aber als diese persönliche Religionsfreiheit ist die Freiheit der religiösen Vereinigung. Diese überschreitet bereits die Grenzen der innern persönlichen Entwicklung und tritt in das Gebiet der öffentlichen Lebensordnung. Das aber ist die Aufgabe und Verantwortung der Obrigkeit. Hier besteht zugleich die Rücksicht auf öffentliches Aergerniß und öffentliche Verführung, und hat darum die Obrigkeit im bestimmten Fall die richtige Ausgleichung je nach dem Inhalt der betreffenden Religion und je nach den Verhältnissen des Landes zu treffen, und ist keineswegs unbedingte und unbegrenzte Freiheit solcher Vereinigung eine Forderung der christlichen Toleranz." Die Religionsfreiheit tritt auch nur da ein, wo wirklich Religion ist. Diese Thatfrage entscheidet natürlich die christliche Obrigkeit. Bloß um der Freiheit willen kann keiner Toleranz verlangen. „Es ist keine Forderung der christlichen Toleranz entschieden atheistisches, materialistisches Bekenntniß und vollends Erziehung der Kinder in demselben freizugeben, denn es hat niemand ein religiöses Gewissen, für den Atheismus Zeugniß abzulegen und ihm seine Kinder zu widmen." Der Staat braucht darum wegen der Religionsfreiheit keine deistischen Religionsvereinigungen zu gestatten, denn diese sind keine Religion. Auch positiv gläubige Secten haben eine rechtliche Verbürgung ihrer Religionsübung nicht anzusprechen. „Solche höhere Gewährungen beruhen auf einer besondern Anerkennung ihres innern Werthes nach christlichem Maßstabe oder ihrer geschichtlichen Berechtigung oder endlich ihrer providentiellen Bedeutung." Nach solchen Grundsätzen konnte es sich zutragen, daß mystische Secten wie die Irvingianer von dem Oberkirchenrath, dessen Seele Stahl war, zur Zulassung empfohlen, die protestantischen Freunde dagegen verboten wurden, denn was Religion sei, entscheidet die christliche Obrigkeit. Erkennt sie eine Ueberzeugung als Philosophie und nicht als Religion, so verstößt deren Unterdrückung nicht gegen die Religionsfreiheit, denn von Religion ist hier überhaupt nicht die Rede. Würde der Staat Religionsübung und Religionsunterricht durch andere als die historisch überlieferten Kirchen zulassen, so wäre ja die Gemeinde der Willkür jedes Neuerers preisgegeben und die christliche Obrigkeit würde sich mit schwerer Verantwortung belasten, wenn sie nicht Lehrzucht übte. „Die Toleranz besteht also nicht darin, daß wir den Menschen dafür erziehen, sich zwischen den zwanzig evangelischen Kirchengemeinschaften beliebig zu entscheiden. Vielmehr streben wir, den Menschen an die Kirche, die wir als die wahrhaftige erkannt haben, zu binden, ihn von Kindheit an durch die Kirche zu tragen durch Taufe, Jugendunterricht und Confirmation, durch den Einfluß

und das Ansehen von Eltern und Lehrern, durch den ganzen einigen öffentlichen Cultus. Unsere Schriftforschung selbst geht auf die Einheit der Kirche, denn das evangelische Princip der freien Forschung üben wir nicht anders als in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte und vor dem Zeugniß der besonders erleuchteten Männer und Zeiten." Allerdings weiß der Redner wohl, daß man diesen Standpunkt halbkatholisch nenne. „Ich weiß nicht, wer das gethan hat," erwidert ihm Bunsen, „aber wer es auch sei, er hat Unrecht. Herrn Stahls Ansicht ist nicht halbkatholisch, sondern ganz katholisch." Anders kann man es doch auch nicht nennen, wenn Stahl schreibt: „Unsere Lehre ist, daß der Seele nur in der Kirche die göttlichen Gnadenertheilungen verheißen sind. Sie umschließt das Verständniß des Wortes Gottes, wie es der Glaube der Christenheit und eine tiefe gläubige theologische Wissenschaft in der Kette der Jahrhunderte herausgebildet hat." „Die Gemeinschaft der Gläubigen innerhalb dieser Einrichtungen und Bande, nicht außerhalb derselben ist die Kirche." Der deutsche Protestantismus kann darum unmöglich die Secten anerkennen, sondern er spricht mit Luther: „Es sollen nicht Rotten sein." „Er gönnt den Secten gern die freie Uebung ihrer Religion, aber er kann sich nicht gedrungen fühlen, wie man ihm ansinnt, ihnen die eigene Kirche als Missionsgebiet zu sichern. Auch folgt aus der Gestattung der freien Religionsübung noch keineswegs die Ertheilung einer rechtlich verbürgten und obrigkeitlich autorisierten kirchlichen Existenz." So also interpretierte das membrum praecipuum des preußischen Oberkirchenraths den Artikel XII der preußischen Verfassungsurkunde: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet." Wenn der jüdische Dialektiker nun mit aller Energie als die wahre Kirche die Luther'sche proclamiert und Secten nicht dulden will, so erhebt sich natürlich die Frage, wie steht dieses Mitglied des unierten Oberkirchenraths zur Union? Bunsen wirft ihm vor, daß er der Union eine Bedeutung beilege, die ihre Urkunden und die bekannte Ueberzeugung ihres Begründers ausdrücklich ausschließen. Nach Stahl ist die Union nicht die Begründung einer geeinigten evangelischen Kirche, sondern die Conföderation zweier verschiedener Kirchen. Daß wirklich Gläubige sich in fundamentalen Lehren eins fühlen und Nebensächliches dem Ermessen des Einzelnen überlassen könnten, leugnet Stahl. „Es ist alles fundamental in einem gut zusammenhängenden Lehrsystem, und anathema sit, wer nur ein Titelchen davon mit Bewußtsein aufgiebt." Eine solche Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten, meint Bunsen, sei unverdautes Papstthum. Auf solchem Wege können wir aus Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte dahin kommen, daß wir mit den römischen Inquisitoren und mit Professor Hengstenberg

Galilei verfolgen, die göttlichen Thatsachen und Gesetze der Weltordnung verleugnen und dabei gerade die Bibel erst recht verkehrt auslegen, ja daß wir in Gefahr gerathen, Schiffbruch zu leiden am Gewissen, das heißt Gottes Stimme in uns zu tödten, und so viel an uns ist, in den Gemüthern der Jugend und der Gemeinde zu morden. Wer in der Schriftauslegung etwas anderes sucht als die Wahrheit, ist ein Heuchler und es ist ein schweres und tiefes Wort Luthers: ‚Die Heuchler sind im Gewissen verrückt.‘“ „Wir kennen ja die lutherischen Namen und Thaten auf dem Felde der Exegese, von Hengstenberg und seiner ärgerlichen Erklärung des Hohen Lieds bis auf Dietlein und Otto und die jüngeren Eiferer für den reinen aramäischen Accent von Bileams Eselin.“ Das Alles ist ja empfohlen „durch den Glauben der Jahrhunderte“. Von diesem Standpunkte aus ist es nur consequent, wenn Stahl einen Hymnus auf den Katholicismus anstimmt: „Es hat die römisch-katholische Kirche ihre besondere Mission im Reiche Gottes. Trotz der Verdunkelung im Mittelpunkte der Heilslehre, trotz des Zugs von Gesetzlichkeit und Scholastik, der durch Dogma und Einrichtung geht, und was wir sonst auch an ihr rügen, vertritt sie die erhabene Seite der geschichtlichen Continuität, des ununterbrochenen Entwicklungsganges von der apostolischen Zeit her und es ist nicht zu ermessen, welchen schon sichtbaren Segen und welchen noch verborgenen Samen das in sich schließt.“ Bunsen aber findet diesen Pantoffelkuß des Berliner Oberkirchenraths für die Kirche des Papsts wenig am Platze „angesichts des badischen Kirchenstreits an unserer westlichen Seite, und des östreichischen Concordats an der östlichen, und der Jesuitennoviciate in Preußen selbst, und der Verfolgung der Protestanten seitens dieser Kirche.“ Er dankt für diesen offenen und verborgenen Segen, trotz der Continuität des apostolischen Bewußtseins. Wichtiger als diese katholischen Anwandlungen des Judenchristen in Berlin und als seine Erwartung einer Annäherung auch der evangelischen Kirche an diese so hoch begnadigte Schwesterkirche ist dem Gegner die Behauptung, daß die Union eine Conföderation der alten lutherischen und reformierten Kirche mit einer dritten Gruppe darstelle, die sich zu denjenigen Lehren bekenne, die beiden Kirchen gemeinsam sind. „Haben wir eine Kirche oder drei?“ fragt Bunsen und er verweist zur Beantwortung dieser Frage auf das soeben erschienene „vortreffliche Buch von Daniel Schenkel: über den Unionsberuf des evangelischen Protestantismus“. Die Stahl'sche Parole ist: Schutz der lutherischen und reformierten Sonderbekenntnisse innerhalb der Union, Bunsen aber erklärt, dieses Programm sei nichts anderes als die Zerstörung der Union von innen heraus. Wer so, wie Stahl, den Widerstreit der Lehrsysteme des Cultus und der Verfassung zwischen Lutheranern und Reformierten betont, der kann redlicherweise in der unierten Kirche nicht bleiben, er verneint sie. Er kann

nur in ihr bleiben, um sie nach Kräften zu zerstören. Und nun verfolgt Bunsen mit scharfem Blick all die Schlangenwindungen der Stahl'schen Politik, die es bereits dahin gebracht hat, den Oberkirchenrath zu einer Art von Bundestag von drei conföderierten Kirchen zu gestalten. Die Einsetzung des Oberkirchenraths datiert vom 29. Juni 1850. Die neue Behörde publicierte bereits im Juli eine Gemeindeordnung, die ohne irgend welchen Auftrag der Gemeinde neben der heiligen Schrift auch dem Apostolicum, Nicänum und Athanasianum normative Geltung zuschrieb. Es sind Rothe's Gedanken, wie er sie soeben in den Studien und Kritiken gegen die ökumenische Trinitätslehre vorgetragen hatte, die Bunsen gegen diese Bestimmung einwendet. „Was weiß," fragt Bunsen, „der einfache evangelische Christ von den drei Hauptsymbolen? Und wer etwas davon weiß, wird der sein Gemeinderecht erkaufen wollen und dürfen mit diesen Bekenntnissen?" Er sowohl wie Arndt, an den Bunsen schreibt, würde erwidern: „Wer giebt euch oder irgend Jemandem das Recht, von mir als einfachem Christen und Mitglied der evangelischen Landeskirche zu fordern, daß ich bekenne daran zu glauben?" Das Nicänum ist im Abendland interpoliert worden, das Athanasianum ist überhaupt eine Fälschung und eine unapostolische, unbiblische Spitzfindigkeit. Aber die conservative Partei in Preußen schätzt solche alte Documente, auch wenn sie sich nie darum gekümmert hat, was sie enthalten. Genug, daß sie weit über ein Jahrtausend alt sind. So war die Theologie des Athanasius über Nacht für die Pastoren des neunzehnten Jahrhunderts obligatorisch geworden. Die Lage, die Stahl, Raumer und Hengstenberg mit ihren Machinationen herbeigeführt haben, ist nach dem Schlußworte von Bunsens Buch eine verhängnißvolle. „Mißtrauen ist geboren, Bangigkeit erfüllt treue Gemüther und besonnene Geister, die Behörden sind getheilt und verwirrt, die Fakultäten sind gelähmt, betroffen und die theologischen Studenten und Candidaten sinken auf eine immer tiefere Stufe der Bildung herab, *selbst den katholischen gegenüber*" ... „Das Ziel des Stahl'schen Programms kann nicht zweifelhaft sein: Knechtschaft unter dem lügenhaften Scheine der Freiheit." Die Kirche soll nichts sein als eine „permanent gedachte Regiegierungsmaschine, an welcher alle evangelischen Christen wie an einem Triumphwagen ziehen sollen. Nachdem das bekannteste und einflußreichste Glied des Kirchenregiments solche Ziele proclamiert hat, ist es höchste Zeit, daß höhere Instanzen sie verleugnen. „Man wird glaubhaft und unmißverständlich sagen müssen, daß man der Gemeinde keine Glaubensregel und höhere Norm auflegen wolle als das Wort Gottes, wie es in dem Bewußtsein der Gemeinde lebt." Wem das Ziel der Union „die Vermischung beider Confessionen" ein Greuel ist, der möge ausscheiden in Frieden. Er hat es mit der Union nie ehrlich gemeint, gehört also auch nicht in die oberste Behörde einer unierten

Kirche. Der Schlüssel der Weltgeschichte ist die Erkenntniß der Verwirklichung Gottes in der Entwicklung der Menschheit. In dieser Erkenntniß allein kann auch der Schlüssel liegen zur Deutung der Hieroglyphen der Ewigkeit, die wir die Zeichen der Zeit nennen."

Die Documente darüber, wie Friedrich Wilhelm IV. das Buch seines Freundes aufnahm, hat uns Ranke leider vorenthalten. Er schreibt nur: „An den theologischen Arbeiten, mit welchen Bunsen, seitdem er nach Deutschland gegangen und am Rhein seinen Wohnsitz genommen, hervortrat, konnte der König kein Gefallen finden." Schon am 6. October 1854*) hatte der König in einem Briefe an Bunsen seinem Bedauern Ausdruck gegeben, wie ihr theologisches Urtheil nicht mehr zusammenstimme. Er hatte sich Stahls angenommen und redet dabei von der „Aufgeregtheit Bunsens gegen Alles, was unter seiner Herrschaft keimt und wird und werden will". „Ich habe Ihre Seele lieb," schreibt er am 4. März 1855, „und möchte Sie mit Ihren Gaben und Ihrem Wissen und Glauben als ein glorreiches Werkzeug in den Händen des Herrn sich über die böse Zeit wie ein Banner entfalten sehen." Auch Leopold von Gerlach berichtet, daß der König sich über Bunsens Schriftstellerei betrübt habe**). Wicherns frühere Freundschaft aber machte von da an einer wachsenden Feindseligkeit Platz. Noch einmal befahl der König, als er Marburg passierte, Bunsen nach dem dortigen Bahnhofe. „Der König," schrieb am 3. November 1855 Frau Bunsen, „war in seinem Wesen so freundschaftlich wie immer, allein die körperliche und geistige Veränderung an ihm war eine schmerzliche." War die Camarilla entrüstet über Bunsens Buch, so wurde es von der liberalen Welt mit um so größerem Jubel aufgenommen. Die erste Auflage von 2500 Exemplaren war im Laufe von zehn Tagen vergriffen***). Karl Hase schrieb an Bunsen: „Es kommt mir vor dieses Buch wie der Morgenstern, der aus einer schwülen, nebelhaften Nacht heraussteigt und ich begrüße es als Zeichen, daß die bösen Nebel bald fallen werden." Begreiflicher Weise triumphierten die Gerlache, daß der Mann, vor dem sie den König stets gewarnt hatten, nun vor dem gläubigen Kerne aller Confessionen offen dastehe als Feind der christlichen Kirche und ihrer Grundlehren†). Hengstenberg meinte spöttisch††): „Die Briefe sind an Freunde gerichtet und wir haben durchaus keine Lust uns zu diesen zu zählen." Von Bunsens Buch gelte das Wort: „Judas, du verräthst des Menschen Sohn

*) Briefwechsel mit Bunsen S. 350 f.
**) Leopold von Gerlach II, 386.
***) Hare, Freifrau von Bunsen S. 145.
†) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen I, 262.
††) Evangelische Kirchenzeitung 1855, Nr. 95 ff.

mit einem Kuß“*). Bunsens theologischen Entwicklungsgang findet Hengstenberg in dem Spruch der Schrift gezeichnet: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandert er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht. So gehet er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind denn er selbst.“ Zu diesen unsaubern Geistern gehörte vor Allem Daniel Schenkel mit seiner Allgemeinen Kirchenzeitung und selbst den Beifall von Heinrich Krause, dem Herausgeber der Protestantischen, stellt Hengstenberg Bunsen in Aussicht, um ihm zu zeigen, in welche Gesellschaft er gerathen sei. Die mit General von Gerlach vorher berathene**) Gegenschrift Stahls wirft dem gläubigen Bunsen vor, seine Absicht sei, das Christenthum mit allen Wurzeln auszureuten; Bunsen ist gar kein Christ, er ist ein Genosse von Ronge, Bruno Bauer, David Strauß, seine Kirche ist die freie Gemeinde, sein Evangelium ist die Rousseau'sche Freiheit und der junghegel'sche Glaube; er erkennt weder in Kirche noch im Staat göttliche Autoritäten an. Für ihn beruht der Staat auf dem contrat social und der Volkssouveränetät. Bunsens Principien sind die demokratischen, die die Märzrevolution hervorgerufen haben. Von dem allen hatte zwar Bunsen gar nicht geredet, aber jedes Wort ist hier auf die Vorurtheile des Königs berechnet und von Gerlach souffliert, der Nachweis aber, ein solcher Mann könne unmöglich Cultusminister in Preußen werden, zeigt, was Stahl eigentlich fürchtete. Aber die Uebertreibung schadete ihm bei Friedrich Wilhelm, der über Bunsens Ueberzeugungen besser Bescheid wußte. Daß der König bald darauf die evangelische Allianz, zu der man auch die Secten zuließ, und bei der Bunsen und seine Freunde eine Hauptrolle spielten, nach Berlin einlud, wurde Stahl zum Anlaß, seine Entlassung aus dem Oberkirchenrath zu verlangen, wo er gegen Nitzsch und Hoffmann nicht mehr aufkam***). Der kluge Mann wollte nicht erst abwarten bis der Abschied als ein bitteres Muß an ihn herantreten würde.

Unter den theologischen Blättern nahm die Schenkel'sche Allgemeine Kirchenzeitung am Tapfersten für Bunsen Partei. Sie erkannte Bunsens Buch das große Verdienst zu, in die stagnierende Kirchenluft eine wohlthuende Bewegung gebracht zu haben†). Heinrich Krause dagegen verspottete Hengstenberg, der ein falscher Prophet gewesen sei, als er Bunsen den Beifall der Protestantischen Kirchenzeitung in Aussicht stellte††). Seinen Beifall habe

---

*) Evangelische Kirchenzeitung 1856, S. 30.

**) Denkwürdigkeiten II, 374.

***) Ebenda II, 520.

†) Darmstädter Allg. Kirchenzeitung 1855, Nr. 200. 1856, Nr. 52.

††) Prot. Kirchenzeitung 1856, Nr. 7 f.

das Buch gar nicht. Sowohl Bunsens wie Stahls Schrift erklärt Krause für gründlich unbedeutend. Was an Bunsens Buch richtig sei, haben Andere schon lange und besser ausgesprochen und der allgemeine Beifall, den das Buch gefunden, imponiert dem Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung keineswegs, er hat schon viele solche Sensationsschriften erlebt, die nach kurzem Lärm spurlos verschollen sind. Mancherlei Lobsprüche fehlen natürlich nicht, aber auch diese sind sehr herablassend von oben herunter. Bei den Heidelberger Mitarbeitern erregte diese Berliner Quertreiberei großen Aerger. Häusser, Rothe, Schenkel, Zittel, Schellenberg mühten sich, eine Verbindung aller liberalen Elemente zu Stande zu bringen, und nun erklärte der Redacteur ihres Blattes, mit Bunsen, dem alten Pietisten und Mitarbeiter Friedrich Wilhelms, hätte die Kirchenzeitung nichts gemein. Noch härtere Vorwürfe hatte Bunsen natürlich von seinen früheren pietistischen Freunden entgegenzunehmen und der weiland römische Gesandtschaftsprediger Schmieder, jetzt Seminardirector in Wittenberg, machte seinem einstigen Vorgesetzten einen strengen Vorhalt. Er forderte Bunsen auf, sich zu prüfen, ob die Absicht, in der er dieses Buch geschrieben habe, vor dem Herrn bestehen könne? Rothe, der damals gerade mit seiner Gattin zu Meilen am Zürichersee Erholung suchte, tröstete den darüber aufgebrachten Bunsen, daß nicht alle, gleich Schmieder, den nothwendigen Zusammenhang der neuen Schrift mit Bunsens früheren Grundsätzen verkennen würden. „Wer Deinem öffentlichen und schriftstellerischen Leben gefolgt ist, dem kannst Du in den ‚Zeichen der Zeit' nicht verändert erscheinen." Daß eine Schrift wie diese den Beifall auch derer finde, mit denen man kirchlich sonst nicht zusammengehen könne, werde Bunsen den Anklägern Schmieder und Göschel selbst zugeben. „Aber ich glaube nicht, daß Du die Gemeinschaft, und zwar die christliche Gemeinschaft mit einem so weiten Kreise Deiner Leser wirst abweisen wollen, wie unser Schmieder und seine Freunde Dir zumuthen. Es ist ein schweres Kreuz in unsern Tagen, daß so viele Christen die Wirkungen Christi und seines heiligen Geistes da, wo sie offen zu Tage liegen, in der von ihm gelenkten Geschichte seiner Christenheit, nicht sehen, weil sie gewöhnt worden sind, sie nicht da zu suchen, sondern an einer ganz andern Stelle, an der dann freilich gar wenig davon zu sehen ist. Diesen Freunden gegenüber sind wir übel daran, die wir in der Geschichte der letzten hundert Jahre nicht lauter Revolution, Freigeisterei und Antichristenthum sehen können. Wir, theuerer Bunsen, sind tief durchdrungen, daß die Christenheit (nicht pure die Welt) unserer Tage nur an einen undogmatischen Christus mit voller Wahrheit glauben kann. Der Christus der Theologen wird nie wieder in der Christenheit im Großen ein Gegenstand des Glaubens werden, dem undogmatischen Christus aber, wie ihn das mit aller Strenge gewissenhafter Geschichtsforschung be-

handelte Neue Testament uns zeigt, dem schlagen auch jetzt noch tausend Herzen in demüthig freudigem Vertrauen und anbetender Verehrung entgegen unter denen, welche sich von dem Christus der Theologen entrüstet abwenden. Diesen unbewußten Christen zum Bewußtsein um ihr thatsächliches Christenthum zu helfen, das wäre die schöne Aufgabe derer, die den Herrn Jesum lieb haben und auf ihn allein ihr Vertrauen setzen. Bleiben wir getrost bei unserer Ueberzeugung, daß die innere Wahrheit des Christenmenschen schlechterdings die Freiheit zu ihrer Bedingung hat, und schauen wir vertrauensvoll nach vorwärts hin, nicht zurück in das für immer verlorene Paradies des siebzehnten Jahrhunderts." Welchen Dienst Bunsen der protestantischen Sache mit seinem Buche geleistet habe, dafür fehlte der deutschen Pietistenschaar, wie den Krummacher, Schmieder, Göschel und andern alten Genossen völlig das Verständniß und auch die englischen und französischen Freunde schüttelten vielfach das Haupt. Hengstenberg aber wußte klar, was seiner Herrschaft nützlich und schädlich sei und beobachtete mit steigendem Unmuth, wie Humboldt Bunsens Buch in Berlin verbreitete und empfahl und wie die Prinzessin von Preußen den Autor auszeichnete. Bunsens ältester Sohn, Georg, wurde in Coblenz vom Prinzen von Preußen mit besonderer Herzlichkeit empfangen, wie die Mutter berichtet. Bunsen ließ durch ihn dem Prinzen seine Denkschrift an den König gegen die Umtriebe Stahls mittheilen. „Der Prinz nannte das Manuscript in Georgs Händen nicht nur ein Document, sondern ein Heiligthum und sagte, es solle doch ja sorgfältig aufbewahrt werden, als ein Beweis, daß es einen Mann gegeben, der seinem Souverän die Wahrheit sagte, auch dann, da der Eine, der ein Recht hatte zum Sprechen, das heißt ich selbst, es nöthig fand zu schweigen." So hatte Bismarck ganz richtig geargwöhnt, daß zwischen Heidelberg und Coblenz viel Unheil laufe und dieser Verkehr für das Regiment Manteuffels nichts Gutes bedeute. Als dann der Prinz selbst zum Regiment gelangte, sollte sich erst recht herausstellen, welche Bedeutung dieser Verkehr des Heidelberger Kreises mit dem prinzlichen Hofe gehabt hatte.

Auf die „Zeichen der Zeit" ließ Bunsen im October 1856 den ersten Band des großen religionsphilosophischen Werkes „Gott in der Geschichte" folgen, seinen „theologischen Kosmos". Klangen die „Zeichen der Zeit" an den Umgang mit Schenkel an, so begegnen wir in dem „Gott in der Geschichte" den Gedanken, über die Rothe in Rom mit Bunsen und Schnorr häufig verhandelt hatte. Das Buch beschreibt die Selbstoffenbarung Gottes im Gang der Weltgeschichte, um den Glauben an eine sittliche Weltordnung und ein göttliches Ziel der menschlichen Entwicklung ganz in Rothe's Sinn zu verkünden. Auch sagt Bunsen selbst, daß die Conception dieser Gedanken in jene Zeit zurückreiche, in der er in Rom mit Rothe theologisierte. Daß die

Offenbarung Geschichte sei, das war die tiefsinnige Idee, die Rothe in seinen römischen Vorträgen entwickelt hatte, und so ist für Bunsen die ganze Weltgeschichte Verwirklichung eines göttlichen Liebesgedankens. Der Verfasser will die Entwicklung des Gottesbewußtseins bei allen arischen und semitischen Völkern geschichtlich darstellen. Nicht sowohl um eine Philosophie als um die Theologie der Geschichte ist es ihm zu thun. Er stellt sich dabei, wie Rothe, auf den Standpunkt Hegels. „Das Gute ist die Offenbarung Gottes als des ewigen Subjects, das Wahre die des ewigen Objects, das Schöne die vollzogene Einheit des Denkens und Seins.“ Das Subject-Object ist das Absolute, ist Gott selbst. Auch Wendungen aus Kuno Fischers Diotima klingen hier wieder. Nach Bunsen ist Gott der ewige, vollkommene, in sich ruhende Wille und Gedanke der Schöpfung. Die Welt mit dem Menschengeiste als Ziel der Schöpfung ist die Entfaltung des ewig von Gott Gedachten. Die weltgeschichtliche Entwicklung, von der individuellen Stufe zur volksthümlichen fortschreitend und in der Wechselwirkung von Persönlichkeit und Gemeinschaft sich vollziehend, gipfelt in Christus, als in welchem der ewige Liebesgedanke Gottes vollkommen erschien und von dem daher der Geist Gottes in die Menschheit ausströmt. Die vorchristliche Geschichte ist in allen alten Culturvölkern ein stetes, wenn auch verschieden gestaltetes Hinstreben nach ihm, in dem die volle Offenbarung erst gegeben ist. Ein unmittelbares Verhältniß hat Gott nur zur Menschheit als Ganzem, die einzelne Seele wird seiner durch das Medium der Welt inne. Die Religion ist Gotteserkenntniß und Gottesdienst, die als Theile der allgemeinen Culturentfaltung betrachtet werden. Das Hinderniß derselben, das Böse, ist eine Unvollkommenheit, die zur Ueberwindung bestimmt ist und diese Ueberwindung selbst hervorruft, indem sie die siegreichen Kräfte der Vernunft und des Gewissens herausfordert. Die Welt kommt also vermöge der in ihr immanent wirkenden Gotteskräfte und der ihr anerschaffenen Anlage fortwährend dem von Gott ihr bestimmten Ziele näher. Der orthodoxe Standpunkt lehrt dagegen einen Eingriff in die Weltentwicklung, eine Aufhebung des Wesens der Geschichte, eine Correctur, durch die Gott seine eigene Schöpfung als ungöttlich verleugnen würde. Die abstracte Fassung des Gedankens und der Hegel'sche Ausgangspunkt erschwerte das Verständniß des Buchs, wie ja auch die Selbstentfaltung des Gottesbewußtseins im Laufe der Weltgeschichte ein zwar tiefsinniges, aber zu wenig begränztes Thema ist. So hatte der theologische Kosmos nicht den Erfolg des Humboldt'schen und auch nicht den der „Zeichen der Zeit“. Dem Versuche, die Gedanken Gottes mit seiner Menschheit zu entschleiern, lag die Hegel'sche Voraussetzung einer Gleichartigkeit des göttlichen und menschlichen Denkens zu Grunde. Aber die Zeit der aprioristischen Systeme war vorüber. Vor dreißig Jahren hätte diese Construction großen

Eindruck gemacht, nunmehr wußten auch Bunsens Verehrer mit diesem Buche nichts anzufangen, und die Gegner freuten sich des Mißerfolgs. „Gott! daß ich in der Geschichte bin," sollte nach ihnen Brockhaus gesagt haben.

Wenn Friedrich Wilhelm IV. mit dem Buche, in dem Hengstenberg und Gerlach das offenste Bekenntniß zum Pantheismus fanden, schwerlich zufriedener war als mit den „Zeichen der Zeit", so konnte er doch den alten Rathgeber und Freund jetzt weniger als je entbehren. Gegenüber dem römischen Concil, das der Welt neue Dogmen bescheeren wollte, war der König, zur Zeit von Hoffmann berathen, darauf gekommen, als Gegendemonstration die Versammlung der evangelischen Allianz auf September 1857 nach seiner Hauptstadt einzuladen. Er war nun aber von Jugend auf gewohnt, alle solche Fragen mit seinem Freunde Bunsen zu besprechen, denn seine preußischen Theologen, meinte er, führten ihn nur an der Nase herum. „Ueberall sieht unter Rosen und Lilien und honigsüßem Lobe nichts als das Nein hervor." Darum griff er immer wieder auf Bunsen zurück, der ihm wenigstens eine ehrliche Antwort gab. Da für die Allianzversammlung im September 1857 vor allem auf den Besuch der Engländer gerechnet war, schien dem König Bunsens Betheiligung ganz unerläßlich. Während der Kirchentag gleichzeitig die deutschen Gläubigen nach Stuttgart berief, war die Evangelical Alliance international. Der König wollte den preußischen Pastoren zeigen, daß hinter den Bergen auch Christen wohnen und den Römern, daß der Protestantismus so gut wie sie eine Weltmacht sei. Der Veranstalter war der Generalsuperintendent Wilhelm Hoffmann, der in Potsdam die einzelnen Gruppen dem Könige vorstellte. Da das englische Element unter den Fremden vorwog, hatte der kranke König seinen Freund Bunsen dringend eingeladen, an der Versammlung theilzunehmen. Um so erboster war Hengstenberg auf das ganze Unternehmen. „Hengstenberg, bei dem ich gestern war," schreibt Leopold von Gerlach*), „sucht die größte Gefahr der Kirche in der von Bunsen ausgehenden Richtung, in der Anerkennung jedweder Ketzerei, in der übertriebenen Toleranz der Evangelical Alliance, in der alles Platz findet." Die Angelegentlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm auf Bunsens Besuch bestand, hatte aber auch einen ganz persönlichen Grund. Er wollte den noch immer geliebten Freund aus der schlechten Gesellschaft der Heidelberger Theologen und Heidelberger Gothaer herausreißen, die seine Seele umgarnten. „Sie müssen sich einmal wieder außerhalb des bedenklich werdenden engen Kreises zeigen, in dem Sie jetzt ausschließlich leben!!! Sie müssen frische Lebensluft athmen, Luft von dem Leben, das allein Leben ist, weil es von dem Quell des Lebens ausgeht. Sie müssen da athmen, wo eine noch unerhört

*) II, 442.

große Masse freudigster Bekenner zusammenkommt, da wo es fast sicher erscheint, daß sich eine neue Zukunft der ganzen Kirche und des evangelischen Bekenntnisses vorbereitet. Sie müssen schon allein durch Ihr Erscheinen den bösen Leumund tödten, der sich in ächt teutscher, in specie nordteutscher Beschränktheit gegen Sie zu erheben und der heiligen Sache der Kirche zu schaden beginnt. Nehmen Sie von mir als einem alten Freunde es an, daß er selbst Ihre Herreise bestreite und Ihnen im Berliner Schloß Wohnung als Gastfreund gebe." Bunsen nahm die Einladung an und wurde von dem bereits recht kranken königlichen Freunde mit höchster Auszeichnung behandelt. Er rieth dem Könige, sich von Stahl, Hengstenberg und Raumer zu befreien, aber die beiden ersten, meinte Friedrich Wilhelm, seien Gelehrte, die man nicht maßregeln dürfe, über Raumer schwieg er. Natürlich beobachteten die Frommen den verhaßten Bunsen mit Mißtrauen und hielten sich ferne. Wichern, der den einst mächtigen Mann so viele Jahre benutzt hatte und in London Wochen lang sein Gast gewesen war, redet in geradezu gehässigem Tone von „dem neuen Luther von Heidelberg", dem der König eine Wohnung im Schlosse angeboten. „Das wirkte dann freilich." „Wie eine Marmorsäule paradierte er in der königlichen Loge." Abeken, der des Königs Motive besser würdigte, hatte ganz andere Eindrücke. „Der König," schreibt er, „der mit der ganzen Zärtlichkeit eines alten Freundes Bunsen liebt, hatte ihn dringend eingeladen. So war er denn der Gast des Königs, wohnte im Schloß und war sehr behaglich." Auch thronte er keineswegs in steinerner Ruhe in der Hofloge, sondern mischte sich bei dem Empfang in Sanssouci in das dichteste Gewühl der Pastoren, die sich umarmten und abküßten. Nun aber geschah etwas Schreckliches. Der ungläubige Bunsen versetzte dem gläubigen Merle d'Aubigné, ehe dieser es verhindern konnte, auf der Terrasse von Sanssouci, vor allen Gläubigen, meuchlings einen Bruderkuß. Erst große Entrüstung, dann stille Berathungen und in der Abendversammlung bittet Bruder Krummacher von Duisburg, Rothe's alter Freund, um das Wort, um im Namen des Bruders Merle d'Aubigné eine öffentliche Erklärung abzugeben. „Sagen Sie," hatte der fromme Genfer ihm aufgetragen, „daß nicht ich es war, der Bunsen geküßt hat, sondern daß Bunsen mich herangezogen hat, um mich zu küssen. Sagen Sie auch, daß ich alle von Bunsen in seinen Schriften niedergelegten Irrthümer aus Grund des Herzens verabscheue, auch Anlaß genommen habe, in dem folgenden Zwiegespräch mich darüber zu erklären." Merle d'Aubigné war Vorsteher der separierten orthodoxen Kirche von Genf und hätte bei den Brüdern allen Credit verloren, wenn er mit dem Makel dieses Kusses auf der Wange vor sie getreten wäre, der offenbar auf seinem Gewissen brannte. Daher diese öffentliche Erklärung, die nun alle Berliner Zeitungen — man kann sich denken wie — glossierten. Als Antwort auf die Bunsen wider-

fahrene Beleidigung plante der Oberbürgermeister Berlins eine Adresse an Bunsen und der Kladderadatsch bildete Bunsen als Mephisto ab, Merle d'Aubigné als Faust und Krummacher als Gretchen, der das Herz im Leibe weh thut, ihren Faust in der Gesellschaft zu sehen.

Den Verlauf der ganzen Versammlung nennt ein ganz unparteiischer Theilnehmer wie Abeken*) verfehlt. „Unsere deutschen Prediger und Professoren machten sich gar zu breit." Als Kämpen gegen Bunsen hatten die Veranstalter der Versammlung den Karlsruher Hofprediger Beyschlag aufgestellt, weil er im April des Jahres in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" Bunsens „Gott in der Geschichte" sehr abfällig recensiert und des Pantheismus überführt hatte. Für dieses Verdienst war der noch junge Mann zum Redner bei der Allianzversammlung berufen worden. Er behandelte das Thema: „Wie kommt es, daß während unsere Theologie zum christlichen Glauben zurückgekehrt ist, die Gemeinden in ihren alten rationalistischen Vorstellungen fortleben?" Schon hier bethätigte der junge Frankfurter den Hang, den er mit Stahl theilte, den Leuten immer das zu sagen, was sie nicht hören wollen und wozu sie ihn nicht berufen hatten. Er suchte die Schuld wesentlich in der Art, wie die Theologen das Evangelium mehr entstellten, als verkündigten, so daß die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung Beyschlag vorwarf, sein Vortrag sei eine Häufung von unwahren Anklagen und Verdächtigungen der positiven Richtung gewesen. Auch der aus Elberfeld auf Heubners Pfarrstelle in Wittenberg berufene Pastor Sander, über dessen schroffe Predigten Frau Heubner häufig bei Rothe klagte, verurtheilte Beyschlags Vortrag als Leugnung der Inspirationslehre und erklärte Beyschlags Replik für „mehr als lächerlich". Anderseits reinigte sich Merle d'Aubigné, wie Wichern meldet, von dem von seiner Seite unfreiwilligen Aergerniß auch persönlich noch durch eine Rede, in der er „gegen alle möglichen Häresien vor den Ohren des neuen ‚Heidelberger Luther' Protest einlegte" **).

Unverkennbar lag doch ein schwerer Schatten über den Verhandlungen, nämlich der sichtbare Verfall des Königs, der für diese preußische Religion alles bedeutete. Bunsen kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß es mit Friedrich Wilhelm zu Ende gehe. Leopold von Gerlach aber schrieb befriedigt in sein Tagebuch: „Von dem übrigen Hofe sehr kalt behandelt geht Bunsen heute weg" ***). Der fromme General hatte aber zu früh triumphiert. Es war die letzte Regierungshandlung Friedrich Wilhelms IV., daß er seinen Freund

*) Abekens Leben S. 242.
**) Wichern, Ges. Werke II, 488.
***) Denkwürdigkeiten II, 532.

Bunsen in den Freiherrnstand erhob und zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses machte. „Die Königin," erzählt Leopold von Gerlach, „hat gestern noch dem Könige die Bunsen betreffenden Ordres vorgelegt und der Skandal vor England und Europa, vor dem ich den Prinzen warnte, ist geschehen. Die Königin ist außer sich und klagte besonders, daß Bunsen wegen des Herrenhauses viel hier sein wird*)." Er selbst aber schrieb wüthend in sein Tagebuch: „Bunsen, der Freiherr und Pair, schickt einen Brief, in dem er noch thut, als wäre er sehr gnädig es anzunehmen." Dieser herzfressende Grimm der Gerlache zeigt am besten, wie so manchen Plan der Camarilla Bunsen gekreuzt hatte und wie er dadurch für Preußen und die ganze deutsche Kirche ein stiller Wohlthäter gewesen war.

Praktische Wirkungen hatte der Allianztag nicht, aber ganz im Sinne des Königs, der sich gern in großen Worten berauschte, sprach der Vorsteher des englischen Zweigs, Sir Culling Cardley: „Nach dieser Allianz giebt es keine Nordsee mehr" und Graf Shaftesbury bezeichnete sie als eine Epoche in der Weltgeschichte. Hengstenberg fand mit Recht, Vortheil von dieser Allianz hätten nur die Secten, die sich dabei unter die Kirchen eingedrängt hätten und während die Allianzleute die Kirche zu bauen wähnten, unterwühlten sie ihre Fundamente. Der unmittelbar auf die Allianzversammlung folgende Kirchentag in Stuttgart legte die in Berlin entstandenen Zwistigkeiten nicht bei, sondern auf ihm kam es zum offenen Bruch zwischen der Bethmann-Hollweg'schen Gruppe, die ihre Blicke nach Coblenz richtete, und der Stahl-Hengstenberg'schen Partei, die jede Concession verweigerte. Die Kirchentagsleute setzten diesmal gleich am ersten Tage der Verhandlungen besonders tapfer ein, indem ein rheinischer Pastor rügte, daß im Königsschlosse zu Stuttgart das Tischgebet eine fremde Sitte sei, was ihm als eine große That angerechnet worden wäre, hätte er sich nicht am folgenden Tage zu einer kläglichen Abbitte nochmals das Wort erbeten. Die Verhandlung über die klassische Jugendbildung führte zu einem fanatischen Angriff auf Goethe und Schiller, so daß sogar Wichern sich veranlaßt sah, diesen Uebertreibungen entgegen zu treten. Bethmann-Hollweg hatte die Frage der Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten auf die Tagesordnung gesetzt und sowohl der Referent wie die Theilnehmer an der Discussion sprachen sich für dieselbe aus. Stahl als Vorsitzender sollte das übliche Resumé der Verhandlung geben, benutzte aber dieses Recht dazu, die unionsfreundlichen Aeußerungen der vorangegangenen Redner zu bestreiten und zu widerlegen. Da nach diesem Schlußworte des Präsidenten niemand mehr sprechen sollte, reizte diese Illoyalität den sehr orthodoxen, aber reformiert und unionistisch

*) Denkwürdigkeiten II, 578.

gesinnten Professor Johann Peter Lange aus Bonn, zu einem Zwischenrufe. Während der Präsident eine lange Parteirede für das ausschließliche Lutherthum und gegen die Union hielt, rief die Stimme des Bonner Professors, der früher Fuhrmann gewesen war: „Der Herr Präsident ist zum Redner geworden. Ich wende mich an das Präsidium, den Redner zu unterbrechen.“ Daraufhin entstand ein tumultuarisches Geschrei, da viele Stimmen Lange Recht gaben, andere die Unterbrechung rügten. Stahl aber drohte, wenn man ihm das Wort nehme, werde er mit seinen Freunden aus dem Kirchentag austreten. Man einigte sich schließlich, Bethmann-Hollweg solle das Präsidium übernehmen und Stahl durfte nun als einfaches Mitglied des Kirchentags, nicht als Präsident, seine Rede zu Ende führen. Stahl, Hengstenberg, Sander und ihr Anhang überließen von da an den Kirchentag der Partei der positiven Unionsfreunde, deren Organ die Neue evangelische Kirchenzeitung wurde, so daß bald auch Leute wie Beyschlag und andere Freunde Ullmanns zu Wort kamen. Auf Bethmann-Hollweg aber hatte dieses Zerwürfniß die Wirkung, daß er sich nun ganz an Bunsen anschloß. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Versammlungen den Parteieifer gefährlich steigerten, aber das Gute hatten sie, daß die Leute sich einen Krummacher, Stahl, Merle d'Aubigné und ähnliche Führer bei Licht besehen konnten, von denen sie sich hatten imponieren lassen. Rothe hatte sich beide Versammlungen aus der Ferne angesehen. Er war froh, mit dieser ganzen Gesellschaft nichts mehr zu thun zu haben, in deren Mitte er sich einstmals für's Leben hatte niederlassen wollen. Er war jetzt ganz Badenser. „Meine hiesigen Berufsverhältnisse,“ schrieb er an Hahn, „entsprechen meinen Wünschen ganz. Wir leben hier noch im Stande der Unschuld und sind des heute zu Tag freilich thörichten, guten Glaubens, daß es der Glaube an Ihn selbst sei, wonach der Herr Jesus die Seinen herauserkennt und nicht der Glaube an die Bekenntnisse von Ihm. Aber wir bleiben getrost dabei, wenn man das auch in Berlin ‚den badischen Standpunkt‘ nennt. Je nun, es steht sich auf dem badischen Boden so übel nicht und die einmal auf ihm stehn, verlassen ihn nicht gern.“ Daß er selbst noch so tief in die Kämpfe des öffentlichen Lebens sollte verwickelt werden, dachte er damals nicht. Er hatte innerlich abgeschlossen. „Der Gedanke, ein alter Mann zu sein,“ schrieb er nach seinem sechzigsten Geburtstag an Hahn, „ist mir ein unbeschreibliches Wohlgefühl. Ich habe das Leben nie für eine Vergnügungsreise gehalten und bei einer Geschäftsreise ist es ein so freudiges Gefühl, auf der letzten Station angekommen zu sein. Welche Wirkung mein Leben zurücklassen soll, das nach meinem eigenen Sinn und Ermessen bestimmen zu wollen, habe ich längst aufgehört. Gott wird es wissen. Das, was ich früher wohl selbst in dieser Hinsicht mir als Zweck gesetzt, das ist es gewiß nicht, darüber bin ich nicht erst seit gestern im

Klaren, und ſo kann ich nicht nach einem langen Leben dürſten. Die kleine Summa Summarum meines Wirkens wird Gott, wie klein ſie auch ſei, in ſeiner heiligen Weisheit mit hineinrechnen in die Geſammtheit der geſchichtlichen Faktoren, und ſo wird er es machen, daß ich doch nicht ganz vergeblich gelebt habe.“ Während er ſo das Facit ſeines Lebens vorzeitig ziehen wollte, befand er ſich plötzlich in Luthers Lage, der ſchrieb: „Wenn der Menſch aufhören will, muß er anfangen.“ Er trat in einen Lebensabſchnitt ein, nach dem er ſelbſt nicht mehr darüber im Zweifel ſein konnte, daß er nicht vergeblich gelebt habe.

XVI

Die neue Aera

Im Herbste 1857 war die Gehirnkrankheit des preußischen Königs so weit vorgeschritten, daß seine Minister am 23. October in eine Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen willigen mußten. Man hatte, so wurde in Berlin erzählt, den König, um seine Dispositionsfähigkeit zu beweisen, an einem guten Tage wieder bei der Tafel erscheinen lassen, als aber die Suppe aufgetragen wurde, wusch sich der Kranke die Hände darin, so daß das Experiment eine andere Wirkung hatte als die beabsichtigte. Zu Neujahr 1858 wurde die Stellvertretung auf ein weiteres Vierteljahr erstreckt. Manteuffel, der einsah, daß die verfassungsmäßig nunmehr allein noch zulässige Regentschaft schließlich doch werde eintreten müssen, befürwortete sie sofort; auch der kluge Ludwig von Gerlach warnte, sich dem kommenden Könige nicht von vorn herein zu verfeinden, aber die Rathgeber der Königin Elisabeth, Leopold von Gerlach, Uhden, die Minister Westphalen und Raumer waren für Einsetzung einer Regentschaft der Königin, einer „Haremregierung", wie Bismarck ihren Vorschlag spöttisch nannte. Als der Kammerdiener Tiedtke gefragt wurde, wie es dem Könige gehe, erwiderte er: „Wir werden bald das Heft wieder in Händen haben"*). Am 7. October 1858 erst wurde das Kreuzzeitungsministerium durch die bevorstehenden Wahlen zur Zulassung einer Regentschaft des Thronfolgers genöthigt. Als Erster mußte Westphalen, der seitherige Minister des Innern, dem alten Oberpräsidenten Flottwell weichen, dem niemand eine künstliche Wahlmache zutraute. Der Rathgeber für die weiteren Schritte war Herr von Auerswald, das liberalste Mitglied des Kreises, den der Prinz in Baden-Baden alljährlich um sich versammelte und dem wir auch als Bunsens Gast in Heidelberg bereits begegneten, weßhalb er von General Gerlach mit seinem besondern Hasse ausgezeichnet ward. Fürst Anton von Hohenzollern, Schleinitz, Bonin, Pückler, Patow galten als liberale Leute. Der neue Cultusminister von Bethmann-Hollweg gehörte zu Bunsens

*) Gerlach, Denkwürdigkeiten II, 596.

und Rothe's Freunden und eine seiner ersten Handlungen war der Versuch, Schenkel für Bonn zu gewinnen. Es war auch höchste Zeit, daß Wandel geschafft wurde, denn die Kirche sank mit jedem Jahr in tiefere Mißachtung. Schon Heine spottete über die Hamburger Pastoren, sie stritten über die Bedeutung des Abendmahls, aber über die Bedeutung des Mittagsmahls seien sie alle einig. Fritz Reuter schrieb 1858 seine „Menschen- und Vogelgeschichte", in der die Gans dem aufgeblasenen Consistorialvogel ihre Verdienste um die innere Mission auseinandersetzt und wo Gutzkow, Storm, die Mühlbach, Temme und die andern beliebten Unterhaltungsschriftsteller einen Intriguanten, Heuchler oder sonstigen Bösewicht nöthig hatten, mußte es meist ein Candidat, ein Pfarrer oder Consistorialrath sein. Die Zeit, in der in unserer Literatur der „würdige Pfarrherr von Grünau" eine beliebte Gestalt war, war gründlich vorüber. Freilich war das die Zeit des platten Rationalismus gewesen. Die religiöse Ueberfütterung erwies sich aber auch als unpädagogisch, sonst wäre nicht der Vers aufgekommen: „Pastors Kinder und Müllers Vieh gerathen selten oder nie." Eine Geistlichkeit, die nach andern Gesichtspunkten von ihren Vorgesetzten taxiert wird als nach ihrer ehrlichen Arbeit, muß nothwendig degenerieren; das erkannte niemand unumwundener an als der neue Regent. Wichern berichtet mit Sorge, selbst ein so wohlwollendes Kammermitglied wie der Rheinländer von Ammon habe im Abgeordnetenhause von einer Partei geredet, die Christum im Munde, aber Arglist im Herzen führe*), und habe für solche Worte *stürmischen Beifall* geerntet. Bald sollte dieses Urtheil, von noch höherer Stelle wiederholt, einen noch mächtigeren Beifallssturm entfesseln. Am 8. November 1858 eröffnete der Prinzregent in Person die erste Sitzung des neuen Cabinets mit einer Ansprache, in der er einen Umblick auf die einzelnen Verwaltungszweige warf und es war nicht Bethmann-Hollwegs milder, sondern Bunsens scharfer Ton, in dem der Prinzregent von der seitherigen Cultusverwaltung sprach. „Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die in's Auge gefaßt werden muß," sagte der Regent, „ist die *kirchliche*, da auf diesem Gebiet in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden christlichen Confessionen eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit vollem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. *In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat.* Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der Union hinderlich in den

*) Ges. Werke II, 97.

Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterförderung ist mein fester Wille und Entschluß mit billiger Berücksichtigung des confessionellen Standpunkts, wie dies die dahin einschlagenden Decrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurz alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wie es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im Verhalten des ganzen Menschen; dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden." So hatte seit Friedrich dem Großen kein preußischer Regent geredet. Stahl hatte schon zuvor sich auf seine Professur zurückgezogen, so entging er dem Schicksal seiner Freunde Hengstenberg, Erbkam und anderer, die durch Ministerialrescript aus den Prüfungscommissionen entfernt wurden. Hengstenberg begann sein nächstes Vorwort mit dem Spruche: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm ... verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen." Schwer kann er die Thorheit begreifen, daß ein Mann, dem es gut geht, sich vom Herrn wende. „Seit dem Jahre 1840, da ein Fürst sprach: ‚Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen', hatte sich Segen über Preußen gelagert. Einen Weinberg hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel. Wie ist es möglich, so treue Liebe mit Undank zu lohnen!" Aber der Trost ist dem Propheten geblieben, daß von dem frommen Regimente einige Thürme im Lande übrig sind. „Das sind die Generalsuperintendenten und Consistorien, die Gott in seiner unverdienten Gnade Preußen gegeben hat. Sie werden fortfahren diesem ehebrecherischen Geschlechte die Wahrheit zu sagen und nicht wie die Hunde sein, die nicht mehr bellen können." Daß sie diese Wendung Bunsen verdankten, wußten die Führer der früheren Camarilla wohl. „Welch eine Irrung der Natur," schrieb General von Gerlach, „der Prinz von Preußen in politischer Freundschaft mit Bunsen und Hollweg!"*) „Dennoch," klagt Gerlach, „wird die Rede des Prinzregenten von der Entlarvung der Heuchler durch ganz Deutschland mit Jubel begrüßt und es ist wohl nichts, was die neue Aera so beliebt gemacht hat, wie diese Rede." ... „Man gibt den Pietisten und Frommen Schuld, daß sie einen Glauben heucheln, den sie nicht haben und dieser Vorwurf ist nicht ganz ungerecht"**). Wenn Gerlach das selbst zugestand, so durfte er sich auch über den Beifall der Nation über die Rede des neuen Regenten nicht wundern. Als dann bald darauf der alte Flottwell durch Graf Schwerin,

*) Denkwürdigkeiten II, 578.

**) Eigene Worte Gerlachs. Ebenda 750.

den Schwiegersohn Schleiermachers und Schwager des liberalen Predigers Jonas ersetzt wurde, schien sicher, daß von dem Stahl-Hengstenberg'schen Kirchenregiment kein Stein auf dem andern bleiben werde. In Frankfurt wurde Bismarck durch Usedom ersetzt, der nun selbst bei den liberalen Gesellschaften in Heidelberg ein gern gesehener Gast war, die Bismarck durch seine Berichterstatter hatte überwachen lassen.

Die preußischen Vorgänge wirkten natürlich sofort auf Baden zurück. Beyschlag schildert, wie schön und friedlich nach der Generalsynode von 1855 sich in Baden das kirchliche Leben gestaltet habe. Ein „Freundeskreis" in Karlsruhe, dessen Vorsitzender der Concordatsminister Meysenbug war, lenkte in herzlichem Einverständnis mit Ullmann die Kirche. Die „christlichen Kreise" sahen mit Sehnsucht der neuen Gottesdienstordnung entgegen, die die badische Kirche von den letzten Resten des Rationalismus im Gottesdienste säubern sollte. „Da brachte die neue Aera den liberalen Wind in's Land" und die ganze pietistische Herrlichkeit zerrann wie Schnee bei Thauwetter. Von Beyschlags Standpunkt ist diese Charakteristik ganz zutreffend. Es war in der That Bunsens Thätigkeit in Heidelberg und der Umschwung in Berlin, der den badischen Liberalen Mut machte, einer weiteren Vergewaltigung ihrer badischen Kirche durch den „Freundeskreis" ein „bis hierher und nicht weiter" entgegenzurufen. Gerade in diesem ungünstigsten Momente sollte die Umgestaltung des überlieferten Cultus vorgenommen werden, die die Synode von 1855 beschlossen hatte, um jetzt nothwendig zu scheitern.

Im Jahre 1858 war Bähr endlich mit der Fertigstellung der Agende, die die Synode dem Oberkirchenrathe vertrauensvoll überlassen hatte, im Reinen. Inzwischen aber mehrten sich die Anzeichen, daß die Bevölkerung sich diese willkürliche Aenderung ihrer gottesdienstlichen Gewohnheiten nicht ebenso ruhig gefallen lassen werde wie die Einführung des Ullmann'schen Katechismus und der neuen biblischen Geschichte. In Bayern hatten die protestantischen Gemeinden 1856 die Harleß'sche Liturgie ausgepfiffen und die vom Consistorium aufgestellten Beichtstühle in Trümmer geschlagen und aus der Kirche geworfen. So sagten auch die badischen Protestanten, mit den Bekenntnißparagraphen möchten es die Pfarrer halten, wie sie wollten, aber willkürliche Eingriffe in ihren sonntäglichen Gottesdienst würde die Bevölkerung nicht dulden. Die großen Concessionen der neuen Agende an die Lutheraner, willkürliche Eingriffe in das reformierte Kirchenvermögen und der steigende Abscheu gegen die pietistischen Allüren der von Ullmann bevorzugten neufrommen Pfarrer wirkten zusammen, um eine starke Opposition auf die Beine zu bringen. Das Elementare an diesem Ausbruch überraschte auch die liberalen Führer, zeigte aber, wie groß die Spannung in breiten Schichten geworden war. Schon die Abschaffung der biblischen Geschichte Hebels und die

Einführung der Ullmann'schen Kindermarter hatte Eltern und Lehrer verdrossen. Die Nachricht, auch das Gesangbuch solle durch die Eisenacher Kernlieder ersetzt werden, gegen die die überrheinischen Pfälzer sich mit Erfolg gewehrt hatten, mahnte zur Vorsicht, damit man sich nicht wieder, wie durch die Vorlagen vom Jahre 1855, unvorbereitet überraschen lasse. So war die Stimmung, als im September 1858 die neue Agende im Druck erschien. Aus der Anleitung zum Gebrauch hatten die Pfarrer zu ersehn, daß sie der Gemeinde gegenüber im Namen Gottes und Gott gegenüber im Namen der Gemeinde zu handeln hätten, eine Auseinandersetzung, die dem katholischen Priesterbegriff jedenfalls näher stand als der herrschenden Auffassung vom allgemeinen Priesterthum. Die Gemeinde sollte lernen „auswendig singen", woraus man schloß, auch die Alten müßten nun wieder anfangen die Liederverse auswendig zu lernen, um auf das Stichwort richtig einfallen zu können, wie man es in den katholischen Kirchen gewohnt war. Das Knieen war zwar nur empfohlen, nicht geboten, weil der Raum noch mangle. Aber wenn Raum und Bänke nun beschafft waren, wie dann? Und welchen Sinn hatte die Kniebeugung vor Brod und Wein für einen Reformierten, der das Abendmahl als Gedächtnißakt beging? Daß sie als alte Calvinisten steife Kniee hätten, war der Stolz der Pfälzer und dieser Abscheu vor äußerlicher Schaustellung ihrer Frömmigkeit war nicht der schlechteste Theil derselben. Den jungen Hierarchen freilich war es ein süßer Gedanke, daß sie künftig im Chor der Kirche stehen würden, während die ganze Gemeinde vor ihnen auf den Knieen liege. Nicht so den Bürgern, die auch die dem Abendmahl vorangehende Beichte lieber den Katholiken überlassen wollten. Zwar hatte Bähr nach den Erfahrungen, die Harleß und Löhe gemacht hatten, auf eine zwangsweise Privatbeichte verzichtet, aber die Pfarrer mußten vor den Abendmahlstagen von der Kanzel zur Privatbeichte einladen und die Gemeinden sollten bei der Handlung nicht nur wie bisher auf die Frage nach ihrer Reue mit „Ja" antworten, sondern im Beichtliede ihre Beichte *singen*, die sie doch nur stotternd herausgebracht hätten. Nach dem vom Pfarrer gesprochenen Sündenbekenntniß sollten sie dasselbe als das ihre anerkennen durch die Worte: „Herr, erbarme dich unser" u. s. w. Auch das Glaubensbekenntniß sollten sie jedesmal mit einem dreifachen Amen bestätigen. Empfohlen war *das Knieen* nicht nur bei dem Empfang des Abendmahls, sondern auch bei dem Vaterunser und der Beichthandlung, doch wollte man es nicht erzwingen. Wenn nun die Einen knieten, die Andern nicht, welche Andacht! Die Kirche sollte den Tag über offen stehen, um jedem Gelegenheit zur Andacht zu geben. Aber den Pfälzern waren augenverdrehende Jünglinge, die in den Kirchen knieten, während andere Menschen arbeiteten, ein Abscheu. Das alles hieß ihnen katholisch.

Das Gleiche galt von Bährs Anweisungen für die künftigen Kirchenbauten. Neu zu bauende Kirchen sollten gegen Osten orientiert werden, sie sollten mit einem Chor versehen sein, in dessen Mitte, dem Haupteingang gegenüber, der Altar an erhöhter Stelle in Aussicht genommen war, versehen mit einem Crucifixe. Daß der Altar ein besonders heiliger Ort und für das Gebet geeigneter sei als die Kanzel, widersprach gleichfalls der Ueberzeugung der Reformierten, für die es keine heilige Stätten giebt und die nichts davon wußten, daß das Heil im Osten und der Teufel im Westen hause. Daß das Maximum in dem Buche roth gedruckt war, erinnerte die Bauern daran, daß auch die katholischen Meßbücher rothe Lettern zeigten und sie meinten, das Rothe sei das Katholische, zu dem man sie nach und nach erziehen wolle. Vielleicht nur eine Erfindung eines frommen Pfarrers ist Beyschlags Erzählung, man habe gesagt, die Gemeinden müßten fortan für den Erzbischof von Freiburg beten, weil in einem Formular von dem Hirten und Bischof unserer Seelen die Rede war. Daß das Minimum nur ein Provisorium sein werde, ward allgemein angenommen, und Stadtpfarrer Plitt von Heidelberg sagte schon auf der Synode: „Das Minimum ist ein Kind, entweder es wird früh sterben, oder es wird wachsen bis es das Maximum ist.“ Die Liederverse waren aus den Eisenacher Kernliedern entnommen und damit war schon jetzt das künftige Gesangbuch präjudiciert, noch ehe es der Synode vorgelegen hatte. Nach dem Formular der Agende sollte die Gemeinde an Weihnacht singen:

Nun singet und seid froh,
Jauchzt all' und sagt so:
Unseres Herzens Wonne
Liegt in der Krippe bloß.
Und leuchtet als die Sonne
In seiner Mutter Schooß.
Du bist das A und das O.

Wurde das Eisenacher Liederbuch eingeführt, wie das nach diesem Gebrauch in der Agende eine beschlossene Sache zu sein schien, so durften sich die Badenser auf denselben Gesangbuchstreit einrichten, der seit längerer Zeit die bayerische Pfalz zerrüttete, denn es war undenkbar, daß die Badenser ohne Widerspruch ein Gesangbuch aufnehmen würden, nach dem sie singen sollten:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll der Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.

Oder:

Wie bin ich doch so herzlich froh,
Daß du mein Freund bist A und O.

oder:

Dein Sohn hat mich ihm selbst vertraut,
Er ist mein Freund, ich seine Braut.

oder:

Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele,
Mein Mund der fließt zu jeder Zeit
Von süßem Sanftmuthsöle.

Neumeisters: „Jesus nimmt die Sünder an", ist sicher auch heute noch ein erbauliches Lied, aber die Wiederaufnahme der Strophe:

Mein Gewissen beißt mich nicht,
Moses darf mich nicht verklagen,
Der mich frei und ledig spricht,
Hat die Sünden abgetragen,

mußte die Kinder zum Lachen reizen und die platten Rationalisten meinten, es sei besser, die Sünden bissen die Leute als daß sie ihre Gerechtigkeit durch die Kirche besorgen ließen. Von andern Liedern meinten die Pfälzer, sie paßten besser in ein Nonnenkloster:

Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen.

Wir suchten das Kindelein,
Eingehüllt in Windelein.
Wir fanden das Kindlein zart
Liegen in der Krippe hart.

Oh Wunder, das kein Mensch versteht,
Die reine Magd als Mutter geht,
Er liegt an seiner Mutter Brust,
Nimmt von ihr seine Speis,
An dem die Engel sehn ihr' Lust,
Denn er ist Davids Reis.

Solche Lieder mochten die Gerlache im Conventikel mit ihren frommen Generalen singen*), den Siegern von Bronzell und Waghäußel, für die Pfälzer eigneten sie sich nicht, und daß Director Stern für diese Form der Lieder in der Presse eine Lanze brach, machte die Gemeinden nur um so bedenklicher.

Die Gebete trugen zum Theil ein solch lutherisches Gepräge, als ob es überhaupt keine Reformierten in der badischen Kirche gebe. Wenn Bähr dem Pfarrer nach der Communion die Worte in den Mund legte: „Gott sei ge-

*) Ludwig von Gerlach erzählt, bei dem vom Kriegsminister von Thile nur wenig geänderten Militärgesangbuch habe Möller Freudenthränen geweint. „Ich habe mich stets des Mitsingens rationalistischer Lieder grundsätzlich enthalten." Aufzeichnungen II, 157.

lobt und gebenedeit, der uns selber hat gespeiset mit seinem Fleische und seinem Blute," so wußte er natürlich, daß er mit dieser lutherischen Auffassung des Abendmahls der überwiegend Zwingli'schen Ueberzeugung der Pfälzer in's Angesicht schlage. Das war ihm aber kein Hinderniß, der reformierten Pfalz ein solches Gebet zuzumuthen. Bei der Taufe ging das Lutherthum der neuen Agende sogar über Augustana und Apologie hinaus, die das Kind in der Taufe lediglich „Gott dargebracht" werden lassen, während Bährs Taufformel besagt, daß in der Taufe das Kind „durch Wasser und Geist wiedergeboren" werde, was Zwingli stets bestritten hatte. Die Pathen sollten in der Taufe nicht mehr bejahen, daß das Kind auf das Apostolicum solle getauft werden, sondern sie sollten auf die ihnen fragweise vorgelegten drei Glaubensartikel dreimal sprechen: „Ja, ich glaube." Sollten nun alle von der Pathenschaft ausgeschlossen bleiben, die zu ehrlich waren, die Auferstehung des Fleisches und die Wiederkunft Christi als ihren Glauben zu bekennen? Für die unehelichen Kinder gab es ein besonderes Formular. Convertiten sollten auf Augustana und zugleich auf Luthers und den Heidelberger Katechismus verpflichtet werden, der Ordinand auf das Bekenntniß unserer Kirche in abstracto. Das hieß nichts anderes als die Seelen in eine schwere Versuchung der Heuchelei führen, denn das war die Ueberzeugung der Verfasser schwerlich, daß Alle, die da sprechen sollten: „Ja, ich glaube," diesen Glauben auch haben würden. Nahm man das alles zusammen, so glaubte man in dem Buche eine Fülle hierarchischer und katholisierender Neigungen zu entdecken, deren Ergebniß nicht Erbauung, sondern Erziehung zu Heuchelei sein werde. Die Pfarrer und Gemeinden sollten zu einem Glauben ja und amen sagen, den sie nicht hatten und nach der ganzen Vergangenheit des Landes nicht haben konnten. „Ein Product theologischer Verbohrtheit" nannte Häusser dieses Vorgehen, das alsbald die ganze Pfalz in Flammen setzte. Wenn heute, nach fünfzigjähriger Arbeit der conservativen Partei, dieselben Cultusänderungen eingeführt werden sollten, würde sich von Seiten der Gemeinden ganz derselbe Widerstand erheben. Ullmann und Bähr aber wähnten, derselbe sei nur das Product einer lügenhaften Verhetzung durch ein, wie Hundeshagen sich ausdrückte, „liberales Pfaffenthum". So wenig hatten diese Herrn einen Begriff von dem, was in einem altreformierten Lande möglich und unmöglich ist. Sie redeten von einem wüsten Massenaufruhr, während doch überall die Kirchengemeinderäthe an der Spitze der Opposition standen. Zuerst in Mannheim, sofort im October 1858, verweigerte der Kirchengemeinderath unter dem Einfluß von Rothe's altem Schüler Otto Schellenberg zum voraus die Einführung einer solchen Luther'schen Agende. In Heidelberg erklärte sich Schenkel, der wegen Erkrankung der Generalsynode von 1855 fern geblieben war und sich deßhalb durch ihre Beschlüsse nicht gebunden fühlte, in seiner Allgemeinen Kirchenzeitung gegen diese

Vergewaltigung der Reformierten durch die Lutheraner und auf sein Betreiben beschloß der Kirchengemeinderath, auf Grund einer Mitte November eingereichten Vorstellung, die Häusser verfaßt hatte, den Landesbischof zu ersuchen, mit der Einführung der neuen Ordnung vorerst inne zu halten bis zur Revision der Agende durch eine neue Generalsynode. Da das fertige Buch der Synode gar nicht vorgelegen hatte, war diese Bitte sicher nicht verfassungswidrig und selbst der große Kirchenrechtslehrer Hundeshagen hatte dem Verlangen nach Berufung einer außerordentlichen Generalsynode nichts entgegenzustellen als die Frage: „Wer bezahlt die Kosten*)?" Einen Rechtsbruch konnte also auch er in dem Verlangen nach einer nochmaligen Prüfung nicht erweisen. Daß dieser ordnungsmäßige Weg nicht beschritten wurde, verdankte Baden lediglich dem Widerstande, den Ullmann und der einflußreiche „Freundeskreis" demselben entgegensetzten. Man sollte sich einfach der Generalsynode von 1855 unterwerfen. Nun aber stellte sich heraus, welche geringe Autorität eine Generalsynode hatte, bei der die Laien nur durch ein Drittel der gewählten Mitglieder vertreten waren. Von allen Seiten schickten die Gemeinden Deputationen an den Großherzog mit der Klage, man wolle sie katholisch machen. Wo die Pfarrer die Einführung gegen den Willen ihrer Kirchengemeinderäthe versuchten, verließen die Gemeinden die Kirchen. Seit dem Jahre 1849 hatte Baden keine solche leidenschaftliche öffentliche Bewegung gesehen wie den „Agendensturm". Obgleich der ganze oberkirchenräthliche Anhang aufgeboten wurde, brachte er gegen 64 Proteste nur 26 Dankadressen zu Stande. Das war die angebliche „liturgische Strömung", auf die Bähr sich berufen hatte.

Mit großem Eifer warfen sich die Anhänger des „Freundeskreises" auf die Presse. Der Oberkirchenrath selbst ließ „ein Wort der Belehrung und Verständigung" erscheinen**). Bähr vertheidigte sich in einer Streitschrift***) sehr bitter gegen „die Wühlerei und Aufhetzerei" und spottete über jene Herren und Damen, welche die bekannte Heidelberger Vorstellung unterzeichnet haben und von welchen er bezweifelt, daß sie wirklich in die Kirche gehn. Auf die Klage über die beabsichtigte Verpreußung des badischen Gottesdienstes aber erwidert er: „Wir haben alle Ursache dahin zu wirken, daß unsere kleine Landeskirche aus der Isolierung herauskommt und auch in Beziehung auf den Cultus mehr in Uebereinstimmung und Zusammenhang mit dem Ganzen des evangelischen Deutschlands tritt." Das mochte ein Bedürfniß des Beyschlag'schen Freundeskreises sein, die Badenser im Ganzen hatten diesen Drang noch nie empfunden, sich dem norddeutschen Lutherthum anzugliedern. Auch der Verein

*) Hundeshagen, der badische Agendenstreit S. XLII. Frankfurt bei Brönner, 1859.
**) Karlsruhe. Malsch und Vogel, 1858.
***) Das badische Kirchenbuch. Karlsruhe bei Gutsch, 1859.

für innere Mission rechnete es zu den ihm obliegenden Liebeswerken, dem Lande einen lutherischen Gottesdienst aufzujochen und „ein Wort der Verständigung und Beruhigung*)," das von seinen zahlreichen Agenten auf Kosten der Mission gratis in den Gemeinden vertheilt wurde, rief dem Volke zu: „Ihr seid beunruhigt! Land auf, Land ab läuft durch die Städte und Dörfer der Wellenschlag einer Bewegung, die ein Wind von der Pfalz her angefacht hat. In den Wirthshäusern, auf Rathsstuben und wo irgend Menschen zusammenkommen, ist ein Alarm; Druckschriften gehen aus — für und wider; es ist ein Fragen hin und her: was wollen wir thun?" Aber was ist die Ursache dieser Beunruhigung? „Ausgesuchte Bosheit", „niederträchtige Verleumdung", „die Wühlerei gegen Obrigkeit und obrigkeitliche Personen". Ueber geringe Aenderungen der Sprache lärmen sie. Aber der Unglaube will den Glauben ändern und bessern und macht sich unter dem Namen Fortschritt eine ganz andere Religion als die Väter hatten. Die Gegner „stehen durchaus außerhalb des Bekenntnisses. Ihnen ist keine christliche Gottesdienstordnung lieb und theuer ... Seien sie Gott überlassen!" „Sollen die, welche dem gottentfremdeten Zeitgeiste huldigen, den treuen Bekennern des Evangeliums vorschreiben, was diese zu glauben haben?" Dazu also nahm die innere Mission durch Kreuzersammlungen und Batzencollecten armen Dienstboten ihr Geld ab, um mit dem Gelde solche Hetzschriften drucken zu lassen und unentgeltlich zu verbreiten!

Wie in dieser Schrift, ohne Nennung seines Namens Stern, so belehrte gleichfalls anonym in einer ähnlichen**) Pfarrer Specht seine Jspringer: „Die Gegner der Agende streiten wider Gott... Die Agende dient dazu das Glaubensleben in der Gemeinde zu fördern. Deßhalb findet sie so viele und so heftige Gegner" ... „Gott segne unseren erleuchteten, frommen Fürsten, der ein Freund der neuen Agende ist." Vollends abenteuerlich erklärte Pfarrer Rein in Nonnenweier, der Agendensturm sei der Anfang des großen Abfalls, den der zweite Thessalonicherbrief und die Apokalypse vorhergesagt hätten.

Ein heiteres Intermezzo in dem allgemeinen Schlachtgetümmel war der Zweikampf, zu dem der berühmte Historiker Häusser, der Stolz des Landes, durch den aus Trier berufenen Willibald Beyschlag vor die Reihen gefordert wurde. Statt in seiner Stellung als Hofprediger und Fremder eine Aufforderung zur Zurückhaltung zu finden, zerrte der junge Frankfurter seinen Fürsten gegen dessen Willen in den Streit hinein. „Die Stellung," schrieb der Hofprediger, „welche unser geliebter Fürst und Landesherr zu der ganzen

*) Karlsruhe bei Gutsch, 1859.

**) Das neue Kirchenbuch und seine Gegner. Pforzheim bei Flammer, 1858.

Bewegung einnimmt, ist in keiner Weise mehr unbekannt. Es ist mancher Deputation gesagt, es ist in mancher Mittheilung ausgesprochen worden, daß von einem Zurücklegen der Agende keine Rede sein könne, daß sie eingeführt werden solle, aber eingeführt mit aller möglichen Milde, Nachsicht und Schonung für die erregten und irregeleiteten Gemüther. *Ein loyaler Unterthan weiß demnach, was er zu thun hat*, nämlich die Sache als entschieden zu nehmen und sich zu fügen." So wird auch in der Vorrede dem Volke „in einer Sache, die es selbst zu prüfen gar nicht das Zeug hat", nämlich in Betreff seines sonntäglichen Gottesdienstes, Vertrauen zu seinem Fürsten zugemuthet, der, wie jedermann wußte, diese Verantwortung gar nicht übernehmen wollte. Von einer Vergewaltigung der Reformierten könne um so weniger die Rede sein, als auch die seitherige Agende nur „verwaschene Fetzen" altpfälzischer Kirchengebete enthalten habe. Wenn Häusser für die reformierten Traditionen seiner Pfalz eintritt, so bestreitet Beyschlag ihm einfach die Einsicht in den *„gegenwärtigen Stand des kirchlichen Geschmacks"*, als ob die Gottesdienstordnung ein Modeartikel wäre und nicht auch zu dem so oft angerufenen „Bekenntniß der Väter" gehörte. Wenn die Gegner von der Empfehlung oder auch nur der Zulassung der Kniebeugung eine fortgesetzte Störung des Gottesdienstes erwarten, da die große Mehrzahl das Knieen als katholisch ablehnte, so schilt Beyschlag: „Das Knieen auch als freie Sitte verpönen, kann nur Jemand, der auch in seinem Kämmerlein vor Gott nicht knieen gelernt hat." Erst auf diese Provocation hin gab Häusser seine Vorstellung mit einer Vorrede heraus, in der er sein Recht wahrte, im Namen und auf Aufforderung seiner Mitbürger zu reden, denn er habe „bereits in Tagen, da manches der vorlauten jüngeren Kirchenlichter noch auf der Schulbank saß, die pfälzischen Kirchenverhältnisse mit Eifer und Liebe an der Quelle studiert und die Früchte dieses Studiums in Schrift und Lehre bekannt." Stand dem jungen Frankfurter bereits eine neue badische Revolution vor Augen, weil sich die Gemeinden den Umsturz einer dreihundertjährigen Gottesdienstordnung nicht widerspruchslos gefallen ließen, und rief er den Badensern höhnisch zu: „Schmerzen die Finger nicht noch, die man sich mit ähnlichen Agitationen und Wühlereien beginnend, so gründlich verbrannt hat?", so antwortet Häusser: „Wenn überhaupt in diesem ganzen Conflict irgend etwas an den Stil von 1848 erinnert, so ist es das Libell des Karlsruher Autors; an Adel der Gesinnung, Würde des Inhalts und der Form reiht es sich den rohsten Erzeugnissen von damals ebenbürtig an." „Es erweckt in jedem Fall eine widrige Empfindung, mit einem Mal den ganzen Vorrath von Stichwörtern, wie halbgläubig, matt, inhaltsleer, geschmacklos, verwässert auf die bisher gültige Form des Gottesdienstes angewandt zu sehen, oder gar von verwaschenen Fetzen reden zu hören; ein solches Gebahren scheint uns nach keiner

Seite hin zu rechtfertigen. Einmal mehrt es die Achtung vor den kirchlichen Ordnungen überhaupt nicht, wenn von Dingen, die faſt eine Generation in anerkannter Geltung ſtanden, in ſo ſalopem Ton geredet wird, und dann verletzt viele die unbegrenzte Anmaßung, die daraus ſpricht. Sieht es doch aus, als wenn dieſes ‚unverſtändige Volk' ein Menſchenalter und länger aller Erleuchtung entbehrt hätte, als wenn das rechte Chriſtenthum uns erſt durch wenige Auserwählte gebracht worden wäre. Solcher Dünkel wird aber nicht nur im Kreiſe der Unkirchlichen zurückgewieſen werden, ſondern er wird auch dort verletzen, wo man ſonſt mit der neuen Strömung ſympathiſiert." Dieſe Zurechtweiſung war natürlich an Beyſchlag vollkommen verloren. Der junge Mann erwiderte dem Geſchichtsſchreiber der Pfalz und der Freiheitskriege: „Meine einfache Frage an den Verfaſſer der Vorſtellung war: Biſt Du ein fleißiger und andächtiger Kirchenbeſucher? Auf dieſe Frage iſt Herr Häuſſer die Antwort ſchuldig geblieben, ohne Zweifel, wie man in Heidelberg am beſten weiß, aus dem allertriftigſten Grunde. Er hat ſtatt deſſen von ſeinen Studien in der pfälziſchen Kirchengeſchichte und von ſeinen frommen, altreformierten Vorfahren erzählt: Danach hatte ich ihn nicht gefragt und das gehörte nicht zur Sache." In Baden ſtritt man gegenüber dieſem Tone eines fremden Jünglings gegen einen berühmten Gelehrten nur, ob er mehr an Sachſenhauſen oder mehr an die Frankfurter Judengaſſe erinnere, und die Karlsruher entſchieden ſich nach ihrer großen Mehrheit für das Letztere. Nur er ſelbſt hatte kein Gefühl dafür, wie lächerlich er ſich mache, wenn er dem Geſchichtsſchreiber der Pfalz gegenüber, der Jahr für Jahr Hunderte von Zuhörern in ſeiner Reformationsgeſchichte verſammelte und greiſe Staatsmänner und Gelehrte vor ſeinem Katheder ſah, einfach das Recht abſprach, über die Gottesdienſtordnung ſeiner Heimath mitzureden. „Sachkundige Meiſter" in Norddeutſchland, wie Nitzſch, hatten das Kirchenbuch „eine unvergleichliche Zierde der badiſchen Landeskirche" genannt, damit war für den „Freundeskreis" die Sache abgethan. Derſelbe Nitzſch hatte freilich auch Rudolf Stiers Gedichte eine Zierde der Literatur genannt*), und der Ullmann'ſchen Kindermarter ein ähnliches Zeugniß ausgeſtellt. Auch handelte es ſich nicht darum, was in Berlin gehen und ſtehen könne, ſondern in Baden. Einen Bundesgenoſſen gewann der Hofprediger an Hundeshagen, für den jetzt die ganze Frage eine Rechtsfrage war. Das formale Recht, verkündigte Hundeshagen, ſei allein Recht und das ſogenannte materiale ſei einfach Unrecht. Er vor allem vertrat mit großer Gravität den Standpunkt, dem perfect gewordenen Geſetze müſſe ſich auch die Oppoſition unterwerfen und ſei es mit blutendem Herzen. Den Widerſpruch der badiſchen Pfarrer fertigte Beyſchlag einfach als Ignoranz ab. Dabei

*) Vgl. Bd. I, 333.

citierte er als Exempel unserer süddeutschen Geschmacklosigkeit in seinem „Leben eines Frühvollendeten“ ein Lied, das „komisch genug“ mit den Worten beginne: „Nun, Gottlob, es ist vollbracht, unser Gottesdienst ist aus.“ Aber dieses Lied, das er als Probe des verwässerten Zustands des süddeutschen Cultus mittheilte, war „komisch genug“ eines der Eisenacher Kernlieder*), in die es, seinem zweihundertjährigen Geburtsschein zu Ehren, aufgenommen worden war. Bähr hatte mehr gelernt, aber in seiner Schrift: „Der protestantische Gottesdienst,“ hatte er gestanden, das viele Predigen sei ihm geradezu zum Ekel geworden. Das Gebet sollte der Kern des Gottesdienstes werden, der Geistliche sollte die Gebete singen und die Gemeinden sollten responbieren. Die Choräle sollten rhythmisch gesungen werden und als weitere Handlung der Gemeinde war auch in diesem Buche bereits die Kniebeugung in Aussicht genommen. Unhistorisch war das alles durch und durch, denn auch in den altbadischen lutherischen Landestheilen war die lutherische Messe nie üblich gewesen und gerade darum hatte die Union so wenig Schwierigkeiten gemacht, weil der Gottesdienst beider Theile sich kaum merklich unterschied. Die Berufung auf die lutherischen Landestheile war also Spiegelfechterei, denn diese hatten so wenig eine solche Liturgie gekannt wie die reformierten. Am meisten erbitterte es, daß der in keineswegs einwandfreier Weise unlängst in's Land gekommene Beyschlag Predigern, die im Dienste der Landeskirche grau geworden waren, einfach mit dem Amtsstock drohte. „Die gemachten Erfahrungen,“ schrieb der frühvollendete junge Mann, „sind unschätzbar. Man lernt seine Leute kennen, Freund und Feind treten offen heraus, auch die Unzuverlässigen, auf beiden Seiten Hinkenden werden offenbar, und mancher, der geglaubt hat, ganz hinter den Coulissen zu agieren oder Andern ganz ungesehen zu soufflieren, ist in diesem Augenblick schon erkannt, ohne daß er es weiß.“ Daß dem Verfasser auf solche Drohungen geantwortet wurde, wie er es verdiente, war gewiß nicht zu beklagen, aber natürlich glaubte das Publicum, hinter den Drohungen Beyschlags ständen die, die die Macht hatten, solche Drohungen zu verwirklichen, und so wurden Ullmann und Bähr für die Taktlosigkeiten ihres Schützlings verantwortlich gemacht, und es wurde in der Presse ein Ton gegen sie üblich, den die alten Gelehrten denn doch nicht verdient hatten. Als der Zank das ganze Land zerrüttete, und der katholische Minister ruhig zusah, da sein Eingreifen nur dem Gerüchte Vorschub thun würde, man wolle die protestantische Kirche katholisch machen, ernannte der Großherzog den milden und feinsinnigen Staatsrath Rüßlin zum kirchlichen Commissar für Beilegung dieser von den Theologen gestifteten Wirren. Die Gebete sollten eingeführt bleiben, aber keiner Gemeinde durfte die neue Gottes-

*) Nr. 71.

dienſtordnung aufgenöthigt werden. Auch den Fortgebrauch der alten Agende würde Nüßlin geſtattet haben, hätte nicht Ullmann mit unglaublicher Zähigkeit ſich in jedem einzelnen Falle widerſetzt. Allmählich einigte man ſich dahin, daß man die Gebete des neuen Buchs, die der Pfarrer zu leſen hatte, ſich gefallen ließ, dagegen die Reſponſorien, das Knieen, die Glaubensverſicherung der Pathen, das allgemeine Amen, kurz alle Formen, bei denen die Gemeinde activ mitwirken ſollte, ließ man fallen. Die Gottesdienſtordnung war nach dieſer großen Kriſe ſo gut wie gar nicht geändert, aber es waren beſſere und kräftigere Formulare an die Stelle der ſentimentalen, rationaliſtiſchen mit ihrer „tiefen Rührung“ getreten. Die fremdartigen Litaneien und trinitariſchen Anrufungen, die man mit in den Kauf nehmen mußte, dachte man bei einer ſpäteren Redaction durch Parallelformulare unſchädlich zu machen. Einſtweilen ließ man ſie eben einfach aus, da ja die Einführungsordre keinen Zwang angewendet wiſſen wollte.

In einer eigenthümlichen Lage befand ſich während dieſes Streites Rothe. Er hatte mit Bunſen zuſammen in Rom eine ähnliche Gottesdienſtordnung hergeſtellt. Bunſen ſelbſt war einer der Väter der ſogenannten „liturgiſchen Strömung“. Rothe hatte aber ſtets erklärt, daß er in den Gemeinden von dieſer Strömung nichts wahrnehme, und er hatte das Maximum auf der Generalſynode ein Experiment genannt, dem er vollkommenes Scheitern in Ausſicht ſtellen müſſe. Schließlich freilich hatte er der oberkirchenräthlichen Vorlage dennoch zugeſtimmt, da er denen, die an den Verſuch glaubten, die Wege nicht verlegen wolle. Durch dieſes, von ihm ſelbſt ſehr ungern gegebene Votum, hielt er ſich für moraliſch gebunden, zumal Mitglieder, die auf der Synode noch ſtärker als er opponiert hatten, wie Haas, Plitt, Hundeshagen u. A. nun erklärten, es handle ſich jetzt nicht mehr um eine lex ferenda, ſondern um die lex lata, der ſich jedes loyale Gemeindeglied zu unterwerfen habe. Freiwillig hätte Rothe wohl kaum ſich in den Streit gemengt, aber die pietiſtiſche Minorität hielt ihn bei ſeiner Abſtimmung auf der Synode feſt. Als der Kirchengemeinderath in einer Eingabe bat, mit der neuen Agende verſchont zu werden, verlangten die Heidelberger Pietiſten mit gutem Bedacht, gerade Rothe ſolle eine Gegenerklärung verfaſſen, daß die Ablehnung der geſetzlich zu Stande gekommenen Agende eine verderbliche Mißachtung aller kirchlichen Ordnungen nach ſich ziehen müſſe. Immerhin brachte Rothe in die Bitte um Durchführung des Synodalbeſchluſſes den Vorbehalt hinein: „So werth uns auch die neue Agende iſt, ſo ſind wir doch mit dem Kirchengemeinderathe inſofern einverſtanden, als auch wir von dem Wunſche beſeelt ſind, es möchte in denjenigen Gemeinden, in denen wie in der hieſigen Stadt, die neue Gottesdienſtordnung auf allgemeine Vorurtheile und Mißverſtändniſſe ſtößt, den Geiſtlichen und Kirchenälteſten geſtattet werden, bei der Ein-

führung desselben mit möglichster Schonung der Schwachen zu verfahren, bis die Voreingenommenheit durch die Erfahrung gehoben sein wird." Im Grunde verlangten die Petenten also *für jetzt* dasselbe, was der Großherzog bereits selbst angeordnet hatte. Schärfer noch sprach sich Rothe's Freund *Bunsen* gegen jeden Zwang in der Gottesdienstordnung aus, so daß Zittel in einer Correspondenz der Allgemeinen Zeitung*) constatierte, daß Bunsen keineswegs dem neuen Kirchenbuche und noch weniger der Art seiner Einführung seine Zustimmung gebe, so daß man sich auf die früheren liturgischen Publicationen Bunsens so wenig berufen könne, wie auf Zittels eigene frühere Schriften über die liturgische Noth. Von Hundeshagen berathen, glaubte Rothe, hinter der Bewegung seien doch auch selbstische Motive der Führer wirksam, die die Gelegenheit benutzen wollten, um das conservative Regiment zu stürzen. In diesem Sinne hat er sich in einem Briefe an Hahn vom 5. Februar 1859 ausgesprochen, in dem er dem orthodoxen Schwager gegenüber etwas stark seine Mißbilligung der liberalen Agitation hervorhebt. „Wir haben hier in den letzten Monaten eine kirchlich sehr bewegte Zeit gehabt aus Veranlassung unseres neuen Kirchenbuchs. Die Sache war freilich bei weitem nicht so gefährlich als sie sich in den öffentlichen Blättern ausnahm, und als mein lieber Freund Schenkel sie mündlich und schriftlich, in homiletischen und kirchenzeitunglichen Diatriben mit eigentlichem (ich kann nicht anders sagen) Fanatismus darzustellen gesucht hat. Beiläufig gesagt, es war das eine ziemliche Probe unserer guten Freundschaft, diese ist aber mit Hülfe beiderseitiger Offenheit unversehrt aus derselben hervorgegangen. Traurig ist für mich vor allem gewesen, daß es sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal so recht augenfällig herausstellte, wie es uns deutschen Protestanten an allem kirchlichen Gemeinsinn gebricht und alles in lauter Subjectivismus, und zwar in dem borniertesten, aufgeht. Dem Lärmen lagen freilich zu sehr großem Theil ganz fremdartige Interessen und Impulse zu Grunde, die man an Ort und Stelle sehr leicht verfolgen konnte; aber viele redliche Leute hatten es sich wirklich einreden lassen, daß ihr evangelisches Christenthum bedroht sei." In ähnlichem Sinne schrieb Rothe am 21. Juni 1859 an Winckel: „Das Hauptmotiv der Bewegung war eine lang verhaltene, bitterböse unkirchliche Opposition, und namentlich ein reichlich angesammelter Groll gegen unsern Oberkirchenrath, der diese Gelegenheit sehr geschickt ergriff, um sich Luft zu machen; allein daß auch eine so große Menge von wirklich wohlgesinnten und zum Theil einsichtsvollen Personen sich von den meist wenig lautern Eiferern so leicht mit fortreißen ließ, war doch ein sehr trauriges Zeichen. Ullmann insbesondere hat eine äußerst schwierige Stellung gehabt. Die Stellung, die der gute Schenkel in dem Streite ein-

*) Allgemeine Zeitung 1858, Nr. 355.

nahm, hat seine übrigen Kollegen sehr geschmerzt und wir haben sehr lebhaft mit ihm darüber controversiert. Ich wohl am lebhaftesten; doch hat es meinem persönlichen Verhältniß zu ihm durchaus keinen Eintrag gethan, vielmehr dasselbe noch befestigt. Man kann gegen ihn, auch wenn er noch so sehr erregt ist, rückhaltslos offen sein, und wie er selbst andere gern derb anfaßt, so verträgt er es auch, daß man ihn einmal handfest durchschüttelt." Im Ganzen also stand Rothe auf Hundeshagens Seite und wollte an ausschließlich religiöse Motive der Bewegung nicht glauben. Das freilich gab auch Zittel zu*), daß die Bewegung nicht der Agende allein gelte. „Die Agende ist in Baden zur Veranlassung geworden dem Unmuth Luft zu machen, welcher sich seit Jahren in der protestantischen Bevölkerung gegen die rücksichtslose Reaction auf kirchlichem Gebiete gesammelt hat. Diese hat in ihrer Hast die öffentliche Meinung gänzlich aus dem Auge gesetzt. Sie hat geglaubt, wenn nur jede abweichende Richtung unmöglich gemacht werde, wenn nur der Gemeinde immer mehr die Wege abgegraben würden, ihren Willen zur Geltung zu bringen, wenn nur einmal alle Fäden des Kirchenregiments und wo möglich auch die Lehrkräfte der Universitäten in ihren Händen seien, so habe sie auf die im evangelischen Volke zwar vorherrschende, aber mundtodt gemachte Stimmung nicht mehr zu achten. Ist es nun zu verwundern, wenn die Opposition aus der Mitte des Volks heraus, nachdem sie immer mehr herausgefordert worden ist, sich ihre eigenen Wege sucht, weil ihr die geordneten abgegraben sind?" Daß diese mitwirkenden Motive, wie man Rothe einredete, „unlautere" gewesen seien, ist sicher nicht zu erweisen. Zittel sagt in dieser Beziehung: „Der Oberkirchenrath hat allerdings unter den Geistlichen sehr viele Gegner und sie mögen ihren Grund dazu haben. Aber in den Kreisen, in denen die Bewegung gegen die Agende entstanden ist, kümmert sich niemand um ihn, kaum daß jemand weiß, wer darin sitzt." Es waren wesentlich die Einflüsterungen Hundeshagens, die Rothe mißtrauisch machten, während Bunsen ein viel zu erfahrener Politiker war, um sich einreden zu lassen, ein Sturm wie dieser sei durch einige intriguante Pfaffen angezettelt worden, die selbst an's Regiment wollten.

Es ist bemerkenswerth, daß Bunsens Gattin, die in Rom einst an dessen liturgischen Arbeiten mit so großem Eifer Antheil nahm, sich mit dem einfachen Gottesdienst in Heidelberg mit seinem kräftigen Gemeindegesang so völlig ausgesöhnt hatte, daß sie der Rückkehr zu der preußischen Liturgie mit Mißbehagen entgegenging. Kurz vor ihrem dauernden Abschied von Heidelberg schrieb sie von ihrer letzten Sonntagsfeier: „Wir hatten morgens einen sehr schönen und erbaulichen Gottesdienst, in dem ich von der lieben alten Heiligengeistkirche Abschied nahm. Plitt predigte in seiner besten Weise und hatte

*) Allgemeine Zeitung 1858, Nr. 355.

gute Lieder gewählt, und ich hörte jene ergreifende Gemeindestimme, die ich wohl lang nicht wieder hören werde*)." So ganz unerbaulich konnte also die Gottesdienstform doch nicht sein, von der Bähr, Beyschlag und die Andern mit so großer Verachtung redeten. Es ging auch ohne Liturgie.

Mit dem schließlichen Ergebniß der Bewegung war auch Rothe einverstanden. „Was," so schreibt er an Hahn, „die verständigen Freunde des neuen Kirchenbuchs allein als wesentlich angesehen haben, ist gewonnen. Wir sind die zum großen Theil ungewaschenen und lahmen, halbrationalistischen Formulare der Agende von 1834 glücklich los, und haben dafür biblische und bekenntnißmäßige in Besitz und Gebrauch, gegen welche selbst die Gegner sich wohl gehütet haben, Anklagen zu erheben. Alles Uebrige halte ich für ganz nebensächlich, und ob unser guter Bähr seine liturgische Theorie, für die ich blutwenig gebe, praktisch zur Geltung bringen kann, ist mir sehr gleichgültig." So blieb bei ihm, auch gegen die Führer der Opposition, keine Bitterkeit zurück und daß Hundeshagen fortfuhr zu polemisieren und mit der großen Majorität der Gemeinde zu grollen, drängte Rothe nur um so mehr auf Schenkels Seite. Die Gelegenheit, seine unveränderte Gesinnung diesem zu bethätigen, bot sich bald, da der neue Cultusminister Bethmann-Hollweg für Schenkel im Frühling 1859 einen Ruf nach Bonn schickte, wobei Bunsen wohl auch seine Hand im Spiele gehabt haben wird. Auf Rothe's inständiges Bemühen willigte Herr von Stengel ein, Schenkel zu halten, „was sehr künstlich angestellt werden mußte bei der etwas wunderlichen Situation, in die Schenkel durch die Agendenbewegung zur Regierung und vollends zum Oberkirchenrath gekommen war, der ein alter Gegenstand seiner Antipathie ist, denn solche Antipathien pflegen gegenseitig zu sein**)". Eine Zulage wollte der Minister Schenkel allenfalls geben, aber dieser verlangte ein äußeres Zeichen der Anerkennung, das für jedermann beweise, daß man sein Auftreten in der Agendensache ihm nicht als Vergehen anrechne; Stengel erklärte, das würde ein Parteiergreifen der Regierung für die Opposition sein. Da machte Rothe eine Compensation ausfindig. Schenkel wurde zum Kirchenrath, aber gleichzeitig Hundeshagen zum geheimen Kirchenrath ernannt, und damit war die kranke Kirche geheilt und die Unparteilichkeit der Regierung für jedermann erwiesen. Hundeshagen aber blieb dennoch als zürnender Achill in seinen Zelten. Er erklärte, er lebe fortan in der Separation, spielte aber dennoch bei jeder Gelegenheit den Schwierigkeitsmacher.

Inzwischen hatte sich Schenkel auch mit Plitt überworfen, dem er wegen seiner Parteinahme für Hundeshagen in den Agendenhändeln zürnte. Unter

*) An Bunsen vom 21. November 1859.

**) Brief an Mänß, 26. Juni 1859.

Bezugnahme auf Plitts frühere Stellung zur liturgischen Frage schrieb Schenkel einen beleidigenden Brief an Plitt und die beiden leidenschaftlichen Menschen geriethen hart aneinander. Plitt legte Schenkels Brief dem Ministerium vor mit der Bitte um Schutz gegen solche Insulte. Der katholische Minister von Stengel beauftragte Umbreit als Senior der theologischen Fakultät mit einem Sühneversuch, der zugleich auch eine Versöhnung von Hundeshagen und Schenkel herbeiführen sollte. Der kranke Umbreit überließ diese angreifende Aufgabe seinem Freunde Rothe, der damit neue Noth bekam, aber selbst einsah, daß das Verhältniß so nicht bleiben könne, da es anfange öffentliches Aergerniß zu erregen. Plitt und Schenkel hatten gemeinsam die Predigtübungen der Candidaten zu leiten, aber der eine Leiter setzte sich an das eine Ende der Kirche, der andere an das andere. Hatte Schenkel sein Urtheil über die Predigt abgegeben, dann entfernte er sich und nun trat Plitt herzu und gab seine oft ganz abweichende Meinung. Aehnliche Anzeichen ihres Grolls brachte auch der Unterricht im Seminar, wo Begegnungen nicht zu vermeiden waren. Ueber seinen Sühneversuch berichtet Rothe, sichtlich niedergeschlagen, Hundeshagen und Schenkel hätten beide versprochen, der dienstliche Verkehr solle unter ihrem persönlichen Mißverhältnisse nicht leiden. Plitt aber verlangte in einer neuen Eingabe einen Bescheid auf seine Eingabe, denn er könne sich nur zufrieden geben, wenn das Ministerium ausspreche, daß es das Verhalten des D. Schenkel nicht billige*) und ihn „gegen künftige Ausbrüche des ungezähmten Temperaments des Herrn Schenkel sicher stelle". Halte das Ministerium seinen Rücktritt für wünschenswerth, so wolle er seine Seminarstelle aufgeben; solle er bleiben, so wünsche er keine gemeinsamen Uebungen mehr mit Schenkel zu leiten, sondern die seinen allein zu besorgen. Auch müsse man ihn zum Ordinarius ernennen, um nach außen deutlich zu machen, daß das Ministerium ihm Recht gebe. Alles Zureden Rothe's half nichts, so daß Rothe seine Mission unverrichteter Dinge in die Hände des Ministers zurücklegte. Am Seminar riß volle Desorganisation ein. Plitt richtete seine Mittheilungen nicht mehr an den Director, sondern an die theologische Fakultät. Da Plitt um Beurlaubung von seiner Seminarstelle gebeten hatte, ersuchte Schenkel als Director den Stadtpfarrer Holtzmann um Versehung derselben. Als das Ministerium aber den Urlaub für Plitt abschlug, fragte es sich, ob nun Plitt oder Holtzmann die Vorlesungen halten werde? Von dem Zustand der für Erziehung junger Geistlichen bestimmten Anstalt, machte Schenkel selbst in einem amtlichen Schreiben**) folgende erbauliche Beschreibung: „Herr Plitt hat den amtlichen Verkehr mit dem Director völlig abgebrochen, sein Mißverhältniß mit

*) Fakultätsakten, 4. April 1859.
**) Ebenda 19. Juli 1859.

demselben zu wiederholten Malen vor den Seminaristen zur Sprache gebracht, er entzieht dem Seminardirector ebenfalls in Gegenwart der Seminaristen die gewöhnlichsten Achtungsbezeugungen. Daß die Fortdauer dieses Zustands mit den größten Nachtheilen verbunden sein müßte, ist um so einleuchtender als das Zerwürfniß den Seminaristen bekannt ist und ihre Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregt hat, so daß die Autorität der Lehrer immer mehr schwinden muß und die Gefahr, daß sich Parteien bilden, im Wachsen begriffen ist." Plitt seinerseits empfand die Unhaltbarkeit der Lage nicht minder lebhaft und bat um Entlassung aus seiner Stelle am Seminar. Da er aber auch Professor der Theologie und Stadtpfarrer war, wäre damit die Lage nur wenig gebessert worden. Da kam Hülfe von außen. Im Juli 1859 erhielt Plitt den Ruf als ordentlicher Professor der praktischen Theologie nach Bonn, den Schenkel abgelehnt hatte. Die Fakultät verwendete sich für sein Verbleiben und willigte darein, daß er zum Ordinarius befördert werde und man auch seine anderen Forderungen erfülle. Auch Schenkel hatte zu großer Verwunderung Plitts zugestimmt. Da war das Herz Pharaonis gebrochen. Rothe's Zuspruch, die Befürchtung, die Kunde von diesen Mißhelligkeiten könnten ihm in Bonn zum voraus seine Stellung verderben, der Wunsch, nicht im Zank von seinen Heidelberger Kollegen zu scheiden, stimmten Plitt zur Versöhnung. Er erschien zu dessen großer Ueberraschung bei Schenkel, bat ihm sein unchristliches Benehmen reumüthig ab und versöhnte sich mit dem alten Gegner in optima forma. In den Seminarübungen setzten sich unsere beiden Lehrer und Vorbilder wieder nebeneinander und schnupften einträchtig aus Plitts silberner Dose. Zur Erbauung freilich gereichte uns auch dieses Bild nicht und wir fanden, es wäre besser gewesen, die Herren wären schiedlich, friedlich auseinandergegangen. Mit Plitts Abgang war nun aber wieder die zweite Lehrstelle am Seminar erledigt. Die Majorität der Fakultät hatte die Absicht, für diese Stelle den Stadtpfarrer zum heiligen Geist, D. Julius Holtzmann vorzuschlagen. Aber Hundeshagen protestierte gegen Holtzmanns Ernennung, da ein Mann, der im Agendenstreit die gesetzlichen Bestimmungen der Kirchenverfassung mißachtete, sich unfähig gemacht habe, die Seminaristen in das badische Kirchenrecht einzuführen. Er fand es am Platz, bei dieser Gelegenheit den ganzen Agendenstreit zu recapitulieren und dabei Schläge auf Holtzmann zu führen, bei denen er doch Schenkel meinte. „Provocation eines landesherrlichen Gewaltakts, leichtsinnig heraufbeschworene Verfassungswirren, Wechsel des Standpunkts, Vergewaltigung der Kirche durch unkirchliche Elemente, Allianz mit wilden und zahmen Revolutionären" und ähnliche Unthaten warf er in seinem Gutachten dem friedfertigen Stadtpfarrer zum heiligen Geist vor und Schenkel säumte nicht, auf diese Vorwürfe, die Hundeshagen bei den Haaren herbeiziehe, in gleicher Schärfe zu erwidern. Wenn Hundeshagen fortfahre ihn

in dieser Weise zu provocieren, so werde er aus diesem Verhalten seine Consequenzen ziehen und mit zweckdienlichen Mitteln solchen frivolen Herausforderungen ein Ende machen. Replik und Duplik folgten und jedesmal beschwor Rothe als Dekan die beiden Streiter mit gefalteten Händen, doch Frieden zu halten. Auch er habe in der Agendensache einen anderen Standpunkt eingenommen als Stadtpfarrer Holtzmann, aber das schließe doch nicht aus, daß dieser als Ehrenmann und optima fide gehandelt haben werde. Bescheiden fragt er die beiden Kämpfer: „Ob wir uns denn nicht gegenseitig versprechen wollen, den leidigen Agendenstreit für unsere Fakultätsverhandlung forthin zur Seite zu lassen?“ Als nichts desto weniger die Circulare fortgehend zu beleidigenden Expectorationen von Hundeshagen und leidenschaftlichen Erwiderungen von Schenkel benutzt wurden, schrieb Rothe am 24. Januar 1860: „Meine herzliche Bitte ist, daß wir diese Debatte geschlossen sein lassen wollen, die sich sonst in's Endlose hinziehen kann. Meinerseits erkläre ich gern, daß ich von uns allen gewiß bin, daß wir jeder lediglich so gestimmt haben, wie er es pflichtmäßig klar und zuverlässig erkannt hat*).“ Das Ende war, daß Stadtpfarrer Holtzmann zum zweiten Seminarlehrer, sein Sohn, Licentiat Heinrich Holtzmann, zum Hülfslehrer und Extraordinarius ernannt wurde, wodurch Hundeshagen in noch größere Isolierung gerieth als bisher. Rothe war der Einzige, der das Verhältniß mit ihm aufrecht erhielt und wenn in der Zwischenstunde der Seminarprüfung, des sogenannten Tentamens, Hundeshagen sich weigerte, sich an dem üblichen Frühstück in Schenkels Wohnung zu betheiligen, so blieb Rothe ihm zur Gesellschaft im Prüfungslocal zurück und theilte das freiwillige Fasten des zornigen Kollegen, nicht aber seinen Unwillen. An seinen Schwager Hahn aber schrieb er**): „In Fakultätsangelegenheiten wird es immer schwerer mit Hundeshagen zu verhandeln. Mein persönliches Verhältniß zu ihm soll mir aber mit des Herrn Hülfe durch nichts Amtliches gestört werden.“

Die Weltgeschichte war indessen nicht nur über solche Gelehrtenhändel, sondern auch über den badischen Agendenstreit, ja über alle kirchlichen Streitigkeiten zur Tagesordnung übergegangen und auch in Heidelberg hatten sich neue Parteigruppen gebildet. Die Kriegserklärung Napoleons an Oestreich im Sommer 1859 versetzte Süddeutschland in eine hochgradige Aufregung und das rohe Schelten der Pfälzer auf Preußen, das sich so wenig beeilte, den Habsburgern zu Hülfe zu kommen, war der Hauptgrund, warum Bunsen von Heidelberg wegzog. Rothe stand mehr als er auf der Seite der Gegner Napoleons, während Gervinus, Häusser, Zittel und Andere die von der All-

*) Fakultätsakten, Jahrgang 1860.

**) 26. Februar 1861.

gemeinen Zeitung und den Frankfurter Blättern verhetzten Süddeutschen von ihrer Schwärmerei für Oestreich zurückzubringen suchten. Rothe schrieb vor Ausbruch der Katastrophe am 20. April 1859 an Hahn: „Wenn es wirklich zum Kriege kommt, wann ist ein Ende desselben abzusehen und welche Umgestaltungen unserer europäischen Verhältnisse im größten Maßstabe wird er nicht vielleicht nach sich ziehen, schwerlich zum Frommen desjenigen, der ihn so übermüthig herausgefordert. Fürchten werden wir uns hier in Süddeutschland nicht vor dem Pulverdampfe, und was auch geschehen möge, die Zeiten des Rheinbunds werden sich nicht wiederholen." Dennoch empfindet auch er, was für das so sehr exponierte Baden auf dem Spiele stehe und ergiebt sich fromm in Gottes gnädigen Willen. „Der es schickt*), wird uns auch die nöthige Kraft dazu verleihen es auf die ihm wohlgefällige Weise zu tragen. Wir wollen darum zuversichtlich dem Dunkel vor uns entgegengehn, was uns bevorstehen mag, und unsern Muth nicht durch voreiliges Sorgen vor der Zeit verzehren, da wir ihn bedürfen werden." Als dann der Friede von Villafranca einen Zustand herbeiführte, der unmöglich etwas Anderes sein konnte als ein Provisorium, schrieb Rothe am 26. Juni 1859 an seinen Neffen Mänß: „Die Gedanken darüber, was unserem armen und mir so theuern Volk in der Zukunft geschrieben stehen möge, sind mir noch nie so völlig ausgegangen wie in dem gegenwärtigen Augenblick. Aber auch nie ist mir die Unhaltbarkeit der politischen Ordnung der Dinge in seinem Schooße so grell hervorgetreten. Anders wird es mit dieser werden müssen. Möge es nur besser werden nicht etwa auf Unkosten eines einzelnen Theils der deutschen Stämme, der gerade mit dem Mißgeschick kämpft. Dabei würde kein Segen sein." Mit andern Worten, wie sein Hausarzt Chelius und Freund Dahmen fürchtete Rothe für Oestreich.

Die Rückwirkung der Niederlage der katholischen Großmacht zeigte sich zunächst darin, daß die Curie in Rom nun plötzlich bereit war, das Concordat mit dem Karlsruher Cabinet abzuschließen, um das sich Baden so lang beworben hatte. Die Verhandlungen lagen in der Hand des Freiherrn von Meysenbug, der im Mai 1856 an Rüdts Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war. Dove**) nennt ihn einen Diplomaten von glatten Formen, nicht ohne sentimentalen Anflug, aber ohne Charakterfestigkeit und selbständige Ueberzeugung. Beyschlag zählt ihn zu der aussterbenden Generation, die sich die idealistische Frömmigkeit der Zeit nach den Freiheitskriegen unversehrt bewahrt hatte. Sein Bruder war zum Katholicismus übergetreten und wie Friedrich Schlegel auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen

*) An Frau Heubner, 23. Juni 1859.

**) A. Dove, Großherzog Friedrich S. 63.

Wege Rath in der Staatskanzlei zu Wien geworden, wo er das Referat für die deutsche Politik erhielt. Die katholisierende Romantik war auch die geistige Heimath des badischen Ministers. Im Agendenstreit hatte er auf Seite des Oberkirchenraths gestanden und Stengel zum Einschreiten gegen die Presse drängen wollen. „An einem regelmäßigen Sonntagabende," erzählt Beyschlag, „waren Ullmann, Bähr und ich sammt zwei höheren Staatsbeamten seine Gäste." Die Theologen hielten Vorträge, die Beamten besprachen die Lage. Seine Impulse empfing Meysenbug von seinem Bruder, dem Convertiten in Wien. Unter Meysenbugs Vorsitz wurde in Karlsruhe eine Kirchencommission gebildet, welche unter dem maßgebenden Einflusse des fanatisch ultramontanen Legationsraths von Uria stand, jenes Heidelberger Stadtdirectors, der den Proceß gegen Gervinus inscenieret hatte. Das waren die Leute, die die Instructionen für den badischen Vertreter in Rom aufstellten. Der katholische Minister von Stengel, ein strammer Bureaukrat, wollte eigentlich kein Concordat, sah aber schließlich auch keinen andern Ausweg aus den Wirren und unterwarf sich der ultramontanen Politik des protestantischen Kollegen. Aber Cardinal Antonelli verhielt sich lang sehr spröde und erst, als Oestreichs Macht gebrochen war und die Curie den Abbruch der Verhandlungen fürchten mußte, kam ein Vertrag zu Stande, der von päpstlicher Seite durch eine Bulle vom 22. September 1859, von badischer durch das Regierungsblatt vom 5. Dezember 1859 als für beide Theile bindend verkündet wurde. Trotz der mißlichen Lage, in die die Curie durch die Niederlage Oestreichs gerathen war, stellte Meysenbugs Concordat eine völlige Capitulation der Staatsgewalt vor den päpstlichen Ansprüchen dar. Im Treueid des Erzbischofs wurde das Versprechen, den Staatsgesetzen Gehorsam zu leisten, gestrichen. Das staatliche Placet wurde aufgehoben; die Verkündigung bischöflicher Verordnungen bedurfte keiner vorherigen staatlichen Genehmigung mehr. Der Erzbischof verkehrte unmittelbar nicht allein mit dem Clerus und dem Papst, sondern auch mit den staatlichen Behörden. Ueber ein Drittel der Pfründen wurde ihm zur Vergebung überlassen, die Bildung und Prüfung der Geistlichen wurde dem Bischof übergeben und nicht minder die Gerichtsbarkeit in Ehe- und Kirchensachen. Eine Appellation an die staatlichen Gerichte wurde untersagt. Kirchliche Straferkenntnisse sollte der Staat ohne weitere Nachprüfung gehorsam vollziehen. Kirchenschulen und Klöster zu errichten stand dem Bischof im Einvernehmen mit der Regierung frei. Entgegenstehende Schwierigkeiten versprach die Regierung zu beseitigen und die Aufrechterhaltung der Ordensregeln auch in vermögensrechtlicher Hinsicht zu gewährleisten. Den Klöstern sollte unumschränkte Autonomie nach Maßgabe ihrer Ordensregeln zustehen. Der Religionsunterricht in allen Schulen und Seminarien untersteht der Leitung der Kirche, die die Lehrer und die Einführung von Schulbüchern zu überwachen

hat. Das Begehren der Rückverwandlung der Universität Freiburg in eine katholische, der Aufsicht des Erzbischofs unterstehende Anstalt war von der Regierung vorerst versagt worden, dagegen versprach sie, Angriffe gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre auch bei Lehrern der weltlichen Fakultäten in keiner Weise zu dulden und die theologische Fakultät wurde schon jetzt der Aufsicht des Erzbischofs unterstellt. Als dieses ungeheuerliche Vertragswerk bekannt geworden war, verlangten Petitionen aller größeren Städte, die ebenso eifrig von Katholiken wie von Protestanten unterschrieben wurden, daß das Concordat den Kammern zur Prüfung vorgelegt werde und eine Versammlung zu Durlach, der Notabilitäten aus dem ganzen Lande beiwohnten, faßte nach Vorträgen von Häusser, Schenkel und Zittel den Beschluß, der Regierung und den Kammern eine Denkschrift vorzulegen, die auf die Gefahren der Uebereinkunft mit dem Papste für die staatsbürgerlichen Rechte der Protestanten und die Selbständigkeit des Staates hinweisen sollte. Die protestantischen Professoren in Freiburg wendeten sich auch an den evangelischen Oberkirchenrath mit der Bitte, er möge der beabsichtigten Umwandlung ihrer Universität in eine confessionell katholische Anstalt kräftig entgegentreten. Ullmann hätte nun Gelegenheit gehabt, mit der protestantischen Bevölkerung wieder Fühlung zu gewinnen, falls er sich im Kampfe gegen die Bestimmungen des Vertrags, der die Protestanten in ihrer Rechtsgleichheit schädigte und staatliche Functionen an den Bischof abtrat, tapfer auf Seite der Opposition gestellt hätte. Statt dessen ging der evangelische Prälat regelmäßig wöchentlich zum Thee bei dem Concordatsminister. Die Versammlung in Durlach war von denselben Männern ausgegangen, die dem Oberkirchenrathe in der Agendensache eine so schwere Niederlage beigebracht hatten und Meysenbug war das Haupt des erweckten Freundeskreises, von dem die pietistische Wiedergeburt Badens hatte ausgehen sollen. Das lähmte Ullmanns Entscheidung, wie die der ganzen pietistischen Partei. Die Einen wußten nicht, was sie wollten, die Andern wollten nicht, was sie wußten. In der Oeffentlichkeit blieb der Oberkirchenrath stumm; eine private Interpellation Umbreits beantwortete Ullmann dahin, daß die Convention die gute Folge haben werde, auch der evangelischen Kirche größere Freiheit zu verschaffen. Damit stand das Urtheil der Protestanten über ihre oberste Kirchenbehörde fest. Man mußte sich ohne sie helfen. Der Kampf in der Kammer, der Ende März 1860 begann, machte schon im ersten Stadium dem Ministerium Stengel-Meysenbug ein Ende. Die Kammer verlangte die Vorlage der Convention nicht bloß zur Kenntnißnahme, sondern zur Beschlußfassung; Stengel behauptete, die Convention sei eine Verwaltungsmaßregel und kein Gesetz, die Kammer habe also nicht in die Sache hereinzureden. Trotzdem beschloß diese mit 45 gegen 15 Stimmen in einer Adresse an den Großherzog den Vertrag zu reclamieren. Damit wäre die Frage noch nicht erledigt

gewesen, zumal das Votum der ersten Kammer noch ausstand. Da ließ sich Stengel zu einem eigenmächtigen Erlasse verleiten, in dem er den Bezirksämtern erklärte, dieselben hätten allen Agitationen gegen das Concordat entgegenzutreten, da die Regierung an dem Vertrage festhalte und die Ansichten darüber an höchster Stelle unverändert dieselben geblieben seien. In Folge dieses Wechsels, den sie auf den Großherzog zogen, erhielten Stengel und Meysenbug sofort am 2. April 1860 ihre Entlassung und der Finanzminister Regenauer trat wenige Tage später freiwillig zurück. An die Stelle traten die Führer der Opposition und die Verwaltung des Landes lenkte damit in constitutionelle Bahnen ein. Höchsten Orts war man froh, nach der constitutionellen Schablone von dem todten Geleise los zu kommen, in das die Minister den Staatswagen geschoben hatten. An Meysenbugs Stelle trat schließlich Franz von Roggenbach, ein Jugendfreund des Großherzogs. Der neue Justizminister von Stabel war der anerkannt beste Jurist Badens; der Minister des Innern, Lamey, war der populärste Mann des Landes. Es war wie ein Vorgefühl der kommenden besten Welt, das damals durch die badische Jugend, die Jugend des „Musterstaats", ging und wenn wir heute an jene schöne Zeit zurückdenken, so schlägt uns noch das Herz höher, aber es geht uns auch Mendelsohns Lied durch die Seele: „Ach wie so bald verhallet der Reigen, wandelt sich Freude in sehnendes Leid!" Immerhin bleibt Baden das Verdienst, zuerst mit der Concordatspolitik gebrochen zu haben, worauf Württemberg und nachmals auch Oestreich ihre bereits geschlossenen Concordate widerriefen. Während Beyschlag den gestürzten Concordatsminister, den Vorsitzenden ihres Freundeskreises, einen der edelsten Menschen nennt, die in Baden je Einfluß gehabt hätten und sogar dem Freiherrn von Wechmar, dem Minister, der Gervinus und Fischer gemaßregelt hatte, in seinen Lebenserinnerungen eine Thräne der Dankbarkeit zollt, herrschte im Lande ein einstimmiger Jubel. Am zweiten Osterfeiertage erschien eine Proclamation des Großherzogs, die beiden Kirchen Gewährung ihrer erfüllbaren Wünsche versprach; ganz Karlsruhe prangte im Flaggenschmuck. Nur in der Stephanien- und Waldhornstraße sah man keine Fahne. Dort wohnte der Adel, der das Bürgerministerium mit Unmuth aufnahm*). Es galt als eine officielle Versöhnung mit der Stadt Heidelberg, daß das großherzogliche Paar den lang verschobenen Besuch in dieser Stadt gerade jetzt machte, und daß der Landesherr den Hochverräther Gervinus mit seinem Besuche beehrte, auch alle Führer der seither verfehmten liberalen Professorenschaft zur Tafel zog. Die Heidelberger Fama, eine allzeit vielbeschäftigte Dame, wußte sogar zu erzählen, Gervinus sei zum Curator der Universität bestimmt. Rothe schreibt

*) Pezold, Vor vierzig Jahren. Karlsruhe, Malot. 1903. S. 55.

von dem Besuche: „Die hohen Herrschaften kamen am Donnerstag Vormittag und verweilten bis vorgestern Abend, und diese Tage waren wirklich gar schön durch die auf beiden Seiten waltende Herzlichkeit der Freude. Unser Land hielt immer große Stücke auf seinen Großherzog (und es hat Ursache dazu); gerade in diesem Augenblick aber, nach der Wendung, welche die Concordatssache genommen hat und dem Ministerwechsel, ist die Stimmung für ihn eine doppelt vertrauensvolle, und so hat man hier nichts unterlassen, was in der Möglichkeit lag, um dem edeln Fürstenpaare seine Liebe und Verehrung darzulegen."

Eine Gelegenheit, sich vor der Universität über seine religiösen Bildungsideale auszusprechen, war für Rothe die dreihundertjährige Gedächtnißfeier für Melanchthon am 19. April 1860, unmittelbar nach der großen Wendung, die die badischen Geschicke genommen hatten. Als theologischer Dekan mußte er die Festrede in der Aula halten und als er in seiner warmen und ergreifenden Weise auseinandersetzte, wie die Verschmelzung von Humanität und Christenthum den eigentlichen Reiz von Melanchthons feiner Persönlichkeit bildeten, fanden wir Zuhörer, daß das alles von dem Redner selbst gelte, vielleicht noch mehr als von Melanchthon, in dem der Erdenrest nach unserer Meinung sogar beträchtlicher war als in dem verehrten Lehrer, den sie den modernen Melanchthon nannten.

Inzwischen war „die neue Aera" zur That geworden. Fürst, Ministerium und Volksvertretung gingen mit hoher Freudigkeit daran, das durch Revolution und Reaction hindurchgegangene schöne Land einer geordneten Freiheit zurückzugeben. Ein Gesetzentwurf über die Kirchen und kirchlichen Vereine, den die neue Regierung den Ständen im Mai 1860 vorlegte, stellte auch der evangelischen Kirche eine völlige Neuordnung ihrer Verhältnisse und eine freiere Stellung ihrer obersten Behörde in Aussicht. Dazu war aber nöthig, daß die Kirchenbehörde selbst das Vertrauen der Mehrheit ihrer Confession besitze, was, wie die letzten Jahre gezeigt hatten, keineswegs der Fall war. Der neue Minister des Innern, der Protestant August Lamey, war allen gewaltsamen Schritten abgeneigt und während die Presse die Pensionierung oder Versetzung der mißliebigen Oberkirchenräthe immer trotziger verlangte, schlug der neue Minister vor, den Verfasser der verunglückten biblischen Geschichte, einen im übrigen wohlmeinenden und liebenswürdigen Herrn, durch einen für liberal geltenden jüngeren Geistlichen zu ersetzen. Aber Ullmann stellte diesem Ansinnen hartnäckigen Widerstand entgegen. „Die Kirche," belehrte er das Ministerium, „ist nicht eine Sammlung verschiedener Richtungen, sondern eine Gemeinschaft des Glaubens und des aus demselben nothwendig hervorgehenden Bekenntnisses. Auf dieser Grundlage muß das Kirchenregiment stehen, wenn es dem Wesen der Kirche entsprechen soll." Die Aufnahme eines Mitglieds derjenigen Richtung, zu der er sich 1830 in seinem Gutachten für Gesenius und Wegscheider

selbst bekannt hatte, erklärte der Greis jetzt für principiell ausgeschlossen: „Die Anwendung des Grundsatzes von den verschiedenen Richtungen ist eine thatsächliche Erklärung davon, daß innerhalb der Kirchenbehörde die Stellung zum Bekenntniß eine gleichgültige Sache sei, daß also auch in der Kirche überhaupt das Bekenntniß keine Geltung habe. Damit aber wird die Lehrgrundlage der Kirche aufgehoben und jeder objective Maßstab zur Leitung derselben beseitigt." Schroffer haben auch Stahl und Hengstenberg es niemals ausgesprochen, daß ihre Richtung die allein berechtigte sei und es ihnen gar nicht einfalle, einer andern eine Vertretung im Regimente zuzugestehen. Statt eine solche Concession zu machen, verlangte Ullmann im Gegentheil Einschreiten des Staatsanwalts gegen die feindseligen Stimmen der Presse, die den Oberkirchenrath fort und fort herabwürdige. Da hatte nun Lamey keine Wahl mehr als die beabsichtigte Ersetzung des Oberkirchenraths Heintz durch den jungen Landpfarrer Doll von sich aus zu verfügen. Zum Jahresschluß 1860 verlangte hierauf Ullmann seine Pensionierung und Bähr folgte seinem Beispiel. Mühlhäußer blieb, wurde aber dafür von seinen eigenen Leuten sauer angesehen. Der neue Präsident war Staatsrath Nüßlin, der durch sein geschicktes Beilegen des Agendenstreits sich das allgemeinste Vertrauen erworben hatte. Prälat wurde Stadtpfarrer Holtzmann aus Heidelberg, der einen milden Supranaturalismus vertrat und als Abkomme eines altreformierten Theologengeschlechts an Bährs lutherischer Agende niemals Freude gehabt hatte. Wie Rothe über die eingetretenen Veränderungen urtheilte, ist aus einem Briefe vom 24. Februar 1861 an Mänß zu ersehen. „Von der früheren geistlichen Bank," schreibt er, „ist nur ein Mitglied im Kollegium geblieben, und sonderbarer Weise gerade das orthodoxe schärfste: O. K. R. Mühlhäußer. Der Verlust von Ullmann, Bähr und Heintz thut mir herzlich leid; aber daß sie am Ruder blieben, ging wirklich nicht wohl. Sie waren in eine Parteistellung hineingekommen und waren verbittert." „Die Erfahrungen," heißt es dann weiter, „unter Ullmanns Direction des Oberkirchenraths scheinen dem Großherzog die ganz richtige Einsicht eingetragen zu haben, daß die Leitung dieser Behörde weltlichen Händen anvertraut werden muß. Er hat nun die Stellung des Oberkirchenraths in so fern geändert, als dieser keinem Ministerium mehr untergeordnet ist, sondern unmittelbar von Serenissimo ressortiert. Zum Präsidenten desselben ist ein intelligenter, besonnener Mann von anerkannt edlem Charakter, der das Vertrauen des Großherzogs genießt, ernannt worden, zum Prälaten unser Stadtpfarrer Holtzmann, unstreitig die glücklichste Wahl, die getroffen werden konnte. Wir dürfen demnach in so fern der Zukunft ganz ruhig entgegensehn, als sie gewiß von oben her nichts Radicales uns bringen wird." In gleichem Sinne äußerte er sich gegen seinen Schwager Hahn*): „Ich habe

*) Heidelberg, 26. Februar 1861. Sammlung des Prof. Hahn in Breslau.

Ullmanns Rücktritt herzlich bedauert, ungeachtet ich anerkennen muß, daß, wenn bei uns Friede werden soll, er unvermeidlich geworden war. Der Oberkirchenrath hatte unter seiner Leitung so entschieden die Unabhängigkeit von den Parteien verloren und war so sehr selbst Partei geworden, daß er unmöglich als Werkzeug zu der anzustrebenden Verständigung zwischen den Parteien zu gebrauchen war. Es ist eigen, die milde, vermittelnde Art, welche die Ullmann'sche Theologie charakterisiert, war seiner kirchenregimentlichen Thätigkeit ganz fremd. Er ist übrigens mit der ehrendsten Anerkennung von Seiten des Großherzogs aus seinem Amte geschieden und freut sich jetzt seines otium cum dignitate. Ich denke, er soll nun von neuem literärisch thätig werden." Das Verbleiben Mühlhäußers in der Behörde hatte nicht Rothe's Beifall*). „Gerade der schärfste, mitunter sogar schroffe Gegner der Liberalen," schreibt er, sei geblieben, „freilich ein ausgezeichneter Arbeiter." „Entrüstet ist nur die hier sogenannte Partei der Pietisten, weil sie von der neuen Behörde nicht erwarten kann, daß sie sich von ihnen abhängig machen werde, was bei der früheren allerdings der Fall war und weil sie wissen, daß diese den sich so nennenden ‚Freieren', also der unermeßlichen Mehrheit der Kirchengenossen, nicht eine bloße Duldung, sondern Bürgerrecht in der Kirche zuspricht. Dies Letztere ist der eigentliche Punkt, obwohl er selten mit dürren Worten genannt wird. Eine Verständigung muß denn doch endlich versucht werden, nachdem man sich mehr als zwei Jahre lang auf das leidenschaftlichste gestritten oder vielmehr gezankt hat."

Für Rothe selbst hatte die Reorganisation die Folge, daß er, wogegen er sich bis jetzt immer gesträubt hatte, zum außerordentlichen Oberkirchenrath ernannt wurde. Ausbedungen hatte er sich dabei, daß er mit den laufenden Geschäften völlig verschont werde, so daß er nur von Zeit zu Zeit in Karlsruhe in den wichtigeren Sitzungen zu erscheinen brauchte. „Dies wäre für mich nun freilich noch vor einem Jahre rein unausführbar gewesen mit Rücksicht auf die arme Luise; jetzt aber kann ich es ohne Sorge." Wenn die neue Behörde so rasch großes Vertrauen gewann, so war das nicht zum wenigsten Rothe's Ernennung zu danken. Der Oberkirchenrath war in Folge der Trennung von Kirche und Staat durch die Neuordnung vom Dezember 1860 der Unterstellung unter das Ministerium ledig und stand nur noch unter dem Landesbischof. Dieser vermehrten Bedeutung entsprechend mußte man das theologische Deficit, das durch den Austritt von Ullmann und Bähr entstanden war, durch Ernennung eines nicht minder berühmten Theologen zu decken suchen. Auch diese Bedeutung hatte Rothe's Ernennung.

Zu der einen neuen Thätigkeit im Kirchenregiment kam dann bald für

*) An Hahn, 26. Februar 1861.

Rothe eine zweite in der ersten Kammer. Als Mohl seine Professur aufgab und als badischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt ging, wollten die Kollegen Rothe auch zum Vertreter der Universität in der ersten Kammer wählen. Er verbat sich das aber so ernstlich, daß man sich schließlich auf Regierungsrath Jolly, den Freund von Gervinus, verständigte, der bis vor Jahresfrist der Universität angehört hatte. Dem Sitze in der Kammer entging Rothe darum dennoch nicht. Die Regierung legte Werth darauf, daß ein so allgemein verehrter Mann der Kirche, an dessen aufrichtiger Frömmigkeit niemand zweifelte, ihren Gesetzesvorlagen beistimme, da es an Geschrei über Unglauben und Kirchenverfolgung nicht fehlen konnte. Rothe selbst war wenig beglückt von dieser Ehre. Als ich ihm gratulierte, erwiderte er fast vorwurfsvoll: „Sagen Sie Ihren Karlsruher Freunden nur, es sei unrecht, einem alten Manne eine solche Last aufzubürden.“ Seiner Schwägerin Heubner aber schrieb er am 19. Dezember 1863: „Ich habe leider in der letzten Zeit, wider meinen Willen, ein, wenigstens äußerlich, recht bewegtes Leben führen müssen, in Folge einer Ehre, die mir der Großherzog angethan hat.“ Für ihn habe diese Ernennung in die erste Kammer die Folge, daß er zu einem beständigen Hin- und Herreisen zwischen Karlsruhe und Heidelberg genöthigt sei und die versäumten Vorlesungen durch Dublieren nachholen müsse. Auch der Verkehr mit den Herren Grafen und Baronen sei ihm ein schlechter Ersatz für das gemüthliche Zusammenleben mit Johannes Mänß, den er für dessen Studienzeit in sein Haus genommen hatte. Allmählich söhnte er sich doch mit diesem Leben aus und im folgenden Frühling bekennt er der Schwägerin: „Eine wirklich angenehme Seite an diesen Geschäften ist die nicht seltene persönliche Berührung mit unsern höchsten Herrschaften, die immer etwas überaus wohlthuendes hat.“ Zu den Reisen zur Kammer kamen aber auch die zu den Sitzungen des Oberkirchenraths, denn für diese Behörde war Rothe's Mitwirkung außerordentlich werthvoll, weil sie beruhigend nach oben und unten wirkte und manchem gläubigen Pfarrer, der zugleich Rothe's Schüler und Verehrer war, es erleichterte, sich mit den neuen Zuständen abzufinden. Rothe's wichtigste Aufgabe war, gemeinsam mit dem Oberkirchenrathe den Entwurf einer evangelischen Kirchenverfassung festzustellen. Diese Vorbereitung einer Vorlage an die Generalsynode war einer Commission anvertraut, die der Großherzog in Person präsidierte. Alle, die diese Sitzungen mitgemacht haben, die die neue evangelische Landeskirche constituierten, bezeichneten sie stets als die interessanteste Episode ihres amtlichen Lebens. Rothe selbst sprach begeistert von der Ausdauer und Aufmerksamkeit, mit der der Großherzog den Verhandlungen folge. Die juristischen Fragen wurden von Lamey mit dem ganzen Feuer und der Schlagfertigkeit, die den einstigen Sachwalter berühmt gemacht hatten, und von dem Oberkirchenrathspräsidenten Nüßlin mit all seiner

juristischen Feinheit und der ihm eigenen Milde und Vorliebe für Mittelwege erörtert. Mühlhäußer vertrat mit Zähigkeit die Interessen des Regiments, der hierarchischen Ueberlieferung, der Continuität mit den früheren Zuständen. Rothe war voll schönen Vertrauens zu dem guten Willen der Gemeinden und erklärte die Furcht vor dem Eindringen ungläubiger Massen in die Gemeindevertretungen für ein leeres Schreckbild. Seine optimistischen Auffassungen schlugen durch, denn es wehte die milde Frühlingsluft der neuen Aera und die Anwesenden hatten alle erlebt, daß der dermalige elende kirchliche Zustand durch die orthodoxe Theologenherrschaft und nicht durch die angeblich ungläubigen Gemeinden veranlaßt war. Zu Grunde gelegt wurde den Berathungen die freisinnige oldenburgische Kirchenverfassung und daneben wurden die Ordnungen der rheinisch-westphälischen Kirche berücksichtigt. Anfangs hatte Rothe Bedenken gegen die Wählbarkeit aller unbescholtenen Evangelischen zu Synodalmitgliedern, auch ohne vorangegangenen Dienst in einem örtlichen Gemeindeamte. Allein bald ließ er sich durch Lamey überzeugen, daß es nicht gerathen sei, die Gemeinden in der Wahl ihrer Repräsentanten zu beschränken, wolle man nicht Mißtrauen säen und den Willen der Wähler fälschen. So sahen wir Rothe auch in der Synode von 1861 stets auf der Seite der Optimisten, die das Vertrauen und nicht das Mißtrauen zum Princip der Gesetzgebung gemacht wissen wollten. Die Gegner liebten es, die ihnen verhaßte neue Kirchenverfassung auf den Namen Schenkels zu taufen, der bei den Liberalen wegen seiner Vergangenheit wenig beliebt und bei den Orthodoxen wegen seines Abfalls bitter verhaßt war. So wurde namentlich in Preußen stets von der „Schenkel'schen Kirchenverfassung" geredet. Thatsächlich hatte Schenkel auf die Vorlage an die Generalsynode von 1861 gar keinen Einfluß. Auf einer am 7. Juni 1860 berufenen Durlacher Conferenz begründete Schenkel 10 Thesen, wie nach der Meinung der Heidelberger Freunde die neue Kirchenverfassung auf Grund des Gemeindeprincips zu organisieren sei. Diesen Vorschlägen setzten am 27. Juli Beyschlag und Hundeshagen auf einer Versammlung zu Bruchsal eine Reihe anderer Thesen auf conservativer Grundlage entgegen, aber Beyschlag erzählt mit Recht, daß die Regierung sich beiden Vorschlägen gegenüber in gleiches Schweigen hüllte. Die Schenkel'schen Thesen sind beeinflußt durch Rothe's Mittheilungen aus den Karlsruher Verhandlungen, nicht umgekehrt. Die Durlacher Conferenzen haben mit Erfolg die Stimmung für das Gemeindeprincip bearbeitet und namentlich hat Schenkel neben Rothe das Verdienst, auf der Generalsynode im Sommer 1861 den Widerstand der Geistlichen gegen die Gleichberechtigung der Laien und gegen directe allgemeine Wahlen für die kirchlichen Kollegien durch seine überlegene Schlagfertigkeit gebrochen zu haben; an dem Entwurfe aber war er völlig unbetheiligt*).

*) Anfänglich waren die Gegner auf anderer, aber ebenso falscher Fährte. „Dem Vernehmen nach," berichtet Beyschlag a. a. O. S. 146, „hatte der Minister Lamey den

Wenn die neue Verfassung den Laien volle Gleichberechtigung gewährte, so war das in Rothe's Augen ihr größter Vorzug. „Daß unsere Geistlichkeit, wie sie jetzt durchschnittlich ist," so schreibt er am 9. September 1861, „der Aufgabe unserer Kirche in der Gegenwart durchaus nicht gewachsen ist, und daß die Leitung der Kirche schlechterdings nicht vorwiegend ihren Händen überlassen bleiben darf, ist meine tiefgegründete Ueberzeugung." Als der Verfassungsentwurf, an dem Rothe von vornherein stark betheiligt war, im Druck erschien, hatte er mit dem Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung*), Heinrich Krause, sofort auch eine literärische Fehde auszufechten. Krause warf dem veröffentlichten Entwurfe vor, daß er lediglich politische Verfassungsformen auf die Kirche übertrage, ein Vorwurf, auf den ihn Rothe's Ausdruck „der kirchliche Constitutionalismus" geführt hatte. Rothe erwiderte in Schenkels Zeitschrift: „Was bleibt denn übrig, wenn weder die consistorialen, noch die presbyterialen Einrichtungen auf die Gegenwart passen? Das, was überhaupt unveränderlich bleibt durch alle Zeiten hindurch und wofür jene Systeme nur die vorläufigen Surrogate waren: die ewigen Principien und Gesetze des menschlichen Gemeinwesens selbst. Auf das Fundament dieser hat unser Entwurf bauen wollen**)." Dieser Waffengang zwischen Rothe und Krause war nur der Anfang einer ständigen Krittelei der „Berliner Freunde" an allem, was die liberale Partei in Baden erkämpfte, obwohl sie selbst in Preußen nichts, schlechtweg nichts erreicht hatten. Die badischen Orthodoxen aber acceptierten dankbar Krause's Einwendungen und der Abgeordnete Mühlhäußer setzte sie auf der Synode dem Rothe'schen „kirchlichen Constitutionalismus" mit großem Nachdruck entgegen.

Einen werthvollen Mitkämpfer gewann damals die liberale Partei an dem Nachfolger Umbreits in Heidelberg, dem Badenser Ferdinand Hitzig. Seiner Berufung waren ungewöhnlich heiße Kämpfe vorangegangen. Rothe selbst hatte anfänglich gegen den Schüler von Gesenius, der die „gläubigen" Exegeten mit unbarmherzigem Spotte verfolgte, gegen „den Heine des alten Testaments", wie Delitzsch ihn genannt hatte, eine starke Abneigung. Schenkel begnügte sich dabei, Hundeshagens positive Vorschläge geschickt zu bekämpfen und zunächst nur darauf hinzuweisen, daß, wenn ein so taugliches, ja berühmtes Landeskind sich um die Stelle bewerbe und so namhafte Leute wie Häusser, Zittel, Lamey für ihn einträten, es für Rothe und Schenkel, als Nichtbadenser, mißlich sei, dem entgegenzutreten. In den Ferien erschien dann Hitzig, den Rothe bis dahin nur gelegentlich gesehen hatte, selbst, und nun

Entwurf bei dem Heidelberger Rechtslehrer Jolly bestellt oder mit demselben gemeinsam angefertigt."

*) Prot. Kirchenzeitung 1861, Nr. 40.

**) Concept in der Coll. Ahrendts.

bewährte sich, was Rothe von sich schreibt: „Je mehr ich einen Menschen aus der Nähe kennen lerne, desto ehrenwerther pflegt er mir zu erscheinen.“ Schenkel hatte uns das von vorn herein gesagt: „sobald Rothe jemanden persönlich kennt, kann er nicht mehr gegen ihn sein“. Die gerade, gemüthvolle, humoristische Art Hitzigs hatte in einer halben Stunde die ganze halbjährige Gegenarbeit Hundeshagens über den Haufen geworfen. Durch seine früheren Zusagen gebunden, trat Rothe allerdings zunächst dafür ein, den Licentiaten Riehm in der Versehung der Stelle bis zu dessen bereits eingeleiteter Berufung nach Halle zu belassen, aber genannt wurden außer Riehm auch Bertheau, Hupfeld, Knobel, Gustav Bauer und Ferdinand Hitzig. Daß die Regierung den Badenser Hitzig vorziehen und der Senat ihn in erster Reihe empfehlen würde, stand außer Zweifel. Hundeshagen gab darum ein geharnischtes Separatvotum gegen Hitzig ab*), den er als den Mann bezeichnete, der durch Berufung von David Friedrich Strauß nach Zürich die Veranlassung zu der Züricher Revolution von 1839 gewesen sei. Die kirchenrechtlichen Deductionen des großen „Kirchenrechtslehrers“ gingen aber weit über die Bedeutung des einzelnen Falls hinaus und nöthigten Rothe zu einer ausführlichen Widerlegung von Hundeshagens Separatvotum**). Er, der Hitzigs Berufung am längsten widersprochen hatte, wurde hier ihr schneidigster Vertheidiger. Gegenüber der politischen Verdächtigung von Hitzig wies er darauf hin, daß die Universität Zürich bei ihrem unlängst gefeierten Universitätsjubiläum gerade Hitzig zu ihrem Rector wählte und derselbe in seiner Rectoratsrede über die Gründe der Züricher Revolution sich ganz anders ausgesprochen habe als Hundeshagen ihm imputiere. Auf die Behauptung Hundeshagens, schon das von ihm selbst im Jahre 1853 durchgesetzte Licentiatengelübde mache unmöglich, Hitzig zu berufen, der niemanden mit gutem Gewissen auf dasselbe würde verpflichten können, erwiderte Rothe trocken, dann müsse man dieses Gelübde eben wieder abschaffen, denn bei der Einführung habe niemand daran gedacht, daß diese Formel indirect zu einer Symbolverpflichtung für die Ordinarien gemacht werden solle. Wenn Hundeshagen für die orthodoxe Richtung sogar das Recht der Verjährung geltend machte, durch die dieselbe „rechtsbeständig“ geworden sei, so erinnert Rothe an Ordinarien wie Paulus, Lewald und Dittenberger, die doch auch dem Rationalismus gehuldigt hätten. Mit der Verjährung des orthodoxen Besitzstandes sei es also nichts. Auch gegen alle Consequenzen, die Hundeshagen aus dem angeblichen Bekenntnißstande der Landeskirche auf Symbolverbindlichkeiten der akademischen Lehrer zieht, legt Rothe entrüsteten Protest ein und man merkt dem Tone seiner Abfertigung

*) Fakultätsakten vom 14. August 1860.

**) Concept bei Ahrendts.

wohl an, daß nun auch seine Geduld mit dem doctrinären Starrsinn des alten Freundes ein Ende hat. Zum Glück hatten in Karlsruhe Leute über Hitzigs Berufung zu befinden, die ihn von Jugend auf kannten und über Hundeshagens Schreckbilder nur lächelten. Sobald Hitzigs Name auf der Liste stand, war bei der Stimmung der Regierung dessen Berufung sicher. Die Universität hatte das nicht zu bedauern. Durch Hitzigs pädagogisches Geschick wurde das Hebräische geradezu ein Lieblingsfach für die Studenten und die Landeskirche gewann an ihm einen erfahrenen Berather von unsträflicher Lauterkeit des Charakters. Hundeshagens Entrüstung verdoppelte sich, als der Neuberufene vom Großherzog auch sofort zum Mitgliede der Generalsynode ernannt wurde, da der Vertreter der Fakultät nicht von ihr zu wählen, sondern vom Landesbischof zu ernennen war. Hätte die Regierung nicht Hitzig für die Synode bestimmt, so blieb ihr nur Hundeshagen, da alle andern Fakultätsmitglieder bereits gewählt waren. Es konnte der Regierung aber nicht einfallen, den Urheber unzähliger Separatvota und Vater aller Hindernisse selbst in die Synode zu setzen, die der eigensinnige Hagestolz in ein ständiges Schlachtfeld verwandelt hätte. Vielmehr blieb es ihm überlassen, in Gesellschaft der Privatdocenten in Heidelberg Vorlesungen zu halten, was für alle Theile das Beste war. Für die Heidelberger Fakultät bedeutete die Ernennung oder Wahl fast aller ihrer Docenten zur Synode eine große Calamität. „Diese Generalsynoden," schrieb Rothe an seinen Neffen Mänß, „sind allemal ein rechter Hagelschlag für unser theologisches Studium, aber leider läßt sich wenig dawider thun und diesmal vollends gar nichts." Da die Generalsynode auf Grund des alten Wahlgesetzes berufen war, also zu zwei Drittheilen aus Pfarrern bestand, die von Pfarrern gewählt worden, so hätte man eine Versammlung ähnlich der reactionären Vorgängerin erwarten sollen. Aber die Pfarrer wußten, daß die Vorlage unter Vorsitz des Großherzogs ausgearbeitet war und die Verhandlungen unter Vorsitz des neuen Oberkirchenrathspräsidenten stattfinden würden. Da mußten die Wahlen wohl im Sinne der neuen Aera ausfallen. Das einzige Mittel, die gläubige Partei einigermaßen zusammenzuhalten, wäre gewesen, wenn Ullmann und die pensionierten Oberkirchenräthe selbst in der Generalsynode erschienen wären und durch ihre Anwesenheit die Pfarrer an ihre seitherigen Ueberzeugungen erinnert hätten; aber die zurückgetretenen Räthe lehnten von vorn herein jede Wahl ab. Dagegen rechnete Hundeshagen so fest auf seine Mitgliedschaft, daß er zum voraus eine Rechtsverwahrung ausgearbeitet hatte, die er auf der Generalsynode einbringen wollte, denn erst nachdem Sühne geleistet sei für den im Agendenstreite begangenen Rechtsbruch, könne man mit den Leuten jener Seite gemeinsam zusammenarbeiten. Aber als die Wahlen stattfanden, fiel er durch. Nun wollte er seinen Protest durch andere Parteigenossen, die bei der Wahl glück-

licher gewesen waren, bei der Synode einbringen. Derselbe war im Bullenstil gehalten und schüttete seinen Zorn aus über alle Rechtsverletzungen, Uebergriffe, Verleumdungen, Verhöhnungen, die die gläubigen Mitglieder der Landeskirche seit dem Siege der Liberalen in Baden sich hätten gefallen lassen müssen. Indessen Mühlhäußer wies den Entwurf zurück, da die Minorität nicht zugeben könne, daß von außen her ein Aktenstück in die Synode hineingetragen werde, das nicht aus ihren Berathungen hervorgegangen sei. Es würde das ein Armuthszeugniß sein, das die Minorität sich selbst ausstelle. So veröffentlichte Hundeshagen seine Anathematismen wenigstens in der Presse. Die beste Antwort, die er erhielt, war ein Epigramm von Pfarrer Köster, der in einem Heidelberger Blatte drucken ließ: „Eine Rede, die der Zopf gehalten hätte, wenn man ihn nicht abgeschnitten hätte.“ Rothe's Verhalten in dieser Wahlangelegenheit trug ihm völlig unberechtigte Angriffe der Gegner ein. Er war von der Diöcese Emmendingen zum Abgeordneten gewählt, aber zugleich vom Großherzog zum Mitgliede der Synode ernannt worden. Sein Ersatzmann in Emmendingen war ein Orthodoxer und die Rechnung der Gegenpartei war, Rothe müsse die Ernennung annehmen, also die Wahl ablehnen. Da ein Drittel aller Stimmen auf der Synode genügte, um jede Verfassungsänderung unmöglich zu machen, so bekamen die Conservativen die Verhandlungen völlig in die Hand, falls sie dieses Drittel zusammenbrachten. Eben darum lehnte Rothe die Ernennung ab und nahm die Wahl in Emmendingen an, wie die Regierung selbst ihm vorschlug. Beyschlag macht Rothe dafür den thörichten Vorwurf, er habe sich octroyiert, da der Wahlkreis sicher darauf gerechnet habe, er lasse sich ernennen und Hundeshagen sprach das große Wort: „Man sehnt sich dieser speculativen Ethik gegenüber doch manchmal nach einem Stück ganz ordinärer Moral,“*) als ob die Moral verlangte, den Gegnern einen Wahlkreis zuzuspielen und dadurch die eigenen Grundsätze zu Fall zu bringen. Da nun für Rothe Hitzig ernannt wurde, war die Majorität völlig sicher und eben darum verstärkte sie sich im Laufe der Verhandlungen so sehr, daß schließlich nur vier Stimmen gegen die neue Verfassung abgegeben wurden! Auf Grund des alten Wahlgesetzes gewählt, trug die Versammlung dennoch einen völlig andern Charakter als die Synode von 1855. „Die Opposition,“ schreibt Rothe**), „ist numerisch und besonders sachlich und intellectuell schwach, da Ullmann und Bähr, die als Abgeordnete gewählt wurden, davon abgestanden sind (ich kann es nicht recht würdig finden), von ihren Mandaten Gebrauch zu machen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird der Verfassungsentwurf ohne irgend eine wesentliche Ver-

*) Vgl. Beyschlag a. a. O. S. 154.

**) An Winckel, 20. Juni 1861.

änderung mit ganz überwiegender Majorität gegen höchstens sechs bis sieben Stimmen angenommen werden." Rothe selbst war durch seine Betheiligung an den vorangegangenen Verhandlungen für die Vorlagen gewonnen, die Dekane hatten ihre alte Zuversicht verloren, Mühlhäußer war durch seine Zugehörigkeit zu dem Oberkirchenrath stark beengt und der alte Kirchentagsredner Schenkel führte mit großer Freudigkeit den Kampf für die neue Gesetzgebung, die, mit der Sprache des Kirchentags zu reden, das Heilige den Hunden gab, denn jede Verfassung, die nicht von vorn herein die Leitung der Kirche den Orthodoxen in die Hand spielte, hieß dort Pöbelwirthschaft.

Am 5. Juni 1861 wurde die Synode im Marmorsaal des Karlsruher Schlosses durch den Großherzog selbst eröffnet. Mit welchem Verständniß der Fürst den Vorberathungen gefolgt war, bewies er durch die treffende Zusammenfassung der Grundgedanken des Entwurfs, die er in seiner Ansprache gab. „Freie Selbstthätigkeit der Gemeinden," sagte er, „in allen ihren Gliederungen ist der leitende Gedanke desselben." Mit der freien Bewegung werde sich auch die innere Kräftigung der Kirche finden und die Theilnahmlosigkeit schwinden, diese Quelle vielfachen Uebels. „Vergessen Sie nicht, wie ich es nie vergessen werde, daß unsere badische Landeskirche nichts ist und nichts sein soll als ein kräftiges Glied der deutschen evangelischen Kirche, und erheben Sie sich mit mir an dem Gedanken, daß wir mit dem Neubau unserer Kirche zugleich einen Stein legen zu dem Aufbau dieser großen Gesammtkirche." Rothe konnte wegen schwerer Erkrankung seiner Frau in den ersten Wochen nicht regelmäßig den Sitzungen beiwohnen, bis am 22. Juni der Tod der Gattin diesem Elend ein Ziel setzte. Dessen ungeachtet hatte er bei der Wahl zu der wichtigsten Commission, der Verfassungscommission, die meisten Stimmen, und seit er frei war, nahm er an den Verhandlungen den regsten Antheil. Eine erste, und sofort durchschlagende Rede hielt Rothe in der Commission, indem er das Princip des Verfassungsentwurfs darin fand, daß derselbe lediglich auf die freie Zustimmung der Kirchengenossen rechne und auf die kirchliche öffentliche Meinung. „Nur wenn die Kirche das, und lediglich das fordert, was in der eigenen Ueberzeugung der Kirchengenossen wohl begründet ist, ist fortan eine Kirchenregierung möglich. Hätten unsere Gemeinden den hierzu unerläßlichen Grad von Christlichkeit nicht, wie die Gegner des Entwurfs das behaupten, so bliebe uns nur die Verzweiflung übrig, denn unter Heiden eine christliche Kirche zu bauen und zu erhalten, das ist nur in dem einen Falle möglich, wenn dieser Kirche das Schwert Karls des Großen zur Seite steht. — Aber ich wenigstens habe, wenn von dem evangelischen Volke Badens im Großen und Ganzen die Rede ist, noch nichts verspürt von dieser angeblichen Entfremdung desselben vom Christenthum; wir wissen durch Gottes Gnade noch alle, daß wir einen Erlöser haben und wo Vergebung und Kraft zum Guten

zu finden ist. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß unser Volk ganz anders zur Kirche steht als zum Christenthum. Zwischen unserem Volk im Großen und unserer Kirche ist schon seit lange ein Verhältniß der Entfremdung eingetreten, das auch durch die Wiederbelebung der Frömmigkeit seit den Freiheitskriegen nicht wesentlich anders geworden ist. Und das ist ein tiefer Schaden und für das Verhältniß unseres Volks zum Christenthum selbst von verderblicher Wirkung, da die Meisten Christenthum und Kirche ohne Weiteres vereinerleien und mithin über ihre eigene Stimmung und Stellung gegenüber dem ersteren sich nur zu leicht zu täuschen pflegen. Aber wenn das Volk in unsern Tagen kein rechtes Herz zur Kirche hat, so liegt das vor allem daran, daß die Kirche auch kein Herz für's Volk hat ... Fühlen wir denn wirklich und wahrhaft mit unserm Volke, mit seinem Leid und seiner Freude, vor allem auch mit seiner Frömmigkeit? Ist es uns denn geläufig, uns in die Art und Weise seiner Frömmigkeit hineinzuversetzen? Nur in der Form, in der wir es ihm entgegenbringen, ist das Volk für das Christenthum unempfänglich, denn dieselbe entspricht der Eigenthümlichkeit der Gegenwart nicht; sie ist eine theologische, dogmatisierende, die wir Theologen uns durch Geschichtsforschung angeeignet haben, die aber dem Nichttheologen nicht geläufig sein kann. Wenn wir vor der moralisch-bürgerlichen Ehrenhaftigkeit vieler Unkirchlicher uns oft im Stillen beugen müssen, muß denn da nicht die Annahme als die einzig richtige sich aufdrängen, daß allerdings auch in ihnen eine wirklich christliche Frömmigkeit leben möge, nur in einer andern uns noch ungeläufigen Form, um es kurz zu benennen, in der modernen ... Bei diesem Stande der Christlichkeit in unseren Gemeinden bin ich der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung in ihnen allerdings dazu angethan ist, eine wirkliche christlich-kirchliche Ordnung zu tragen. Soll diese Ordnung aber eine lebensfähige sein, so kann es weder die consistoriale noch die presbyteriale sein, sondern nur die kirchlich constitutionelle. Das consistoriale, wie das presbyteriale Princip ist überlebt. An die göttliche Einsetzung der kirchlichen Aemter glaubt die unermeßliche Mehrheit nicht mehr und die Kirchenzucht ist in der evangelischen Kirche immer nur ein frommer Wunsch gewesen. Was aber unveränderlich bleibt durch alle Zeit, das sind die ewigen Principien und Gesetze der menschlichen Gemeinschaft." Seine Grundanschauung *vom unbewußten Christenthum*, das dennoch wahres und vollberechtigtes Christenthum ist, war also der Boden, auf den Rothe auch seine Verfassungsprojecte stellte. Christenthum giebt es nicht nur im engen Pferche der Kirche. Unser modernes Rechtsgefühl, aller Wahrheitssinn, alle Opferfähigkeit, alle Sittlichkeit des christlichen Bürgers, der von Theologie nichts weiß und von der Kirche wenig gehabt hat, geht dennoch auf Christus zurück und ist ein Theil der *christlichen* Culturentwicklung. Auch die, die sich selbst nicht so nennen, sind Christen,

wenn sie in der Continuität dieser Wirkung Christi stehen. Sie haben oft vor den sogenannten Kirchlichen moralisch viel voraus und Rothe meint Ursache zu haben, sich vor gar vielen tief zu beugen. Auf diese große Zahl der nicht kirchlichen, aber unbewußt christlichen Gemeindeglieder will er die Kirche bauen, nicht ausschließlich auf die Conventikel, die Missionsfreunde, die Jünglingsvereine, die Kirchenbesucher, denn wo nur überhaupt ein gesundes Material ist, da eignet es sich für den Tempel des Herrn. Werden diese wackern Leute nur einmal einbezogen in die kirchlichen Aufgaben und Thätigkeiten, so werden sie auch kirchlich werden und erkennen, daß, was sie schon bisher als höchste Eigenschaften schätzten, selbst Christenthum war. Organisieren freilich kann man diese unbewußten Christen nicht nach der Zugehörigkeit zu den Symbolen, nach dem Antheil am Gottesdienst und am Sakrament, sondern man muß sie verwenden, wie sie sind, und ihnen die Rechte der Kirchlichen geben auf Hoffnung hin. Er selbst verfehlte nicht zu scherzen, sein „berüchtigter Optimismus" habe diesmal besonderen Anstoß erregt, aber es war mehr Weisheit in denen, die das Vertrauen zum Prinzip der kirchlichen Gesetzgebung machten, als in denen, die über das Mißtrauen nicht hinauskamen. Man hat viel gespottet über Rothe's Lehre vom unbewußten Christenthum, die ganz unkirchliche Leute zum Stimmrecht in der Kirche zulasse. Aber wie er dieses unbewußte Christenthum verstand, als die Summe der guten Eigenschaften, die in dem gegenwärtigen, in christlicher Cultur aufgewachsenen Geschlechte als Mitgift und Erbe der christlichen Vergangenheit vorhanden sei, war dieses unbewußte Christenthum mehr werth als manches sehr bewußte. Man kann ja zugeben, daß in Zeiten besonderer Aufregung auch unberufene Leute zur Wahlurne laufen mögen, aber die, die gewählt werden, haben doch das Vertrauen ihrer Mitbürger und das ist mehr werth, als daß der Pastor seinen Candidaten bezeugt, sie ständen auf dem Boden der Bekenntnisse, hätten zur Mission gezahlt, Jünglingsvereine organisiert u. s. w. In ruhigen Zeiten, und auf diese als die Regel müssen die Einrichtungen doch berechnet werden, wird der Unkirchliche von sich aus keinen Antrieb empfinden, sich an kirchlichen Wahlen zu betheiligen, an den Arbeiten der Localvertretung theil zu nehmen oder gar wochenlang auf einer Generalsynode zu sitzen. Welches Motiv sollte er dazu haben? Die Eitelkeit? Als ob Eitelkeit nicht gerade eine Haupteigenschaft unserer modernen Frommen wäre! Die Forderung bestimmter kirchlicher Qualitäten wird nur aufgestellt, um dem Pietismus die ausschließliche Herrschaft in der Kirche zu sichern. Die Gemeinde wird keinen wählen, der nicht ihre Achtung besitzt, das ist aber für die Kirche werthvoller als daß sie Herr Herr sagen. Nicht daß einer sich selbst für tüchtig halte, sondern daß auch andere ihn dafür erkennen, berechtigt zum Regiment. Die Tüchtigkeit in seinem Berufe, die die Achtung der Mitbürger begründet, ist ein besseres Stück Christenthum als die Versicherung, auf

dem Boden der Bekenntniſſe zu ſtehen und regelmäßig die Predigt zu beſuchen. Rothe war ſelbſt lange genug Glied der pietiſtiſchen Kreiſe geweſen, um ein Urtheil darüber zu haben, ob in ihren unbeliebten Händen die Sache der Kirche beſſer aufgehoben ſei oder in denen eines rechtſchaffenen Bürgerſtands, der das Tüchtige und Aechte von dem Schein und der Grimaſſe zu unterſcheiden weiß. Aus dieſem Gedankenkreiſe heraus ſind alle Reden Rothe's auf der Synode entſprungen und fanden ſelbſt in der zu zwei Drittheilen aus Pfarrern beſtehenden Verſammlung aufmerkſames Gehör. So oft er im Plenum das Wort nahm, geſchah es im Sinne der weitherzigſten Liberalität und es war ihm aus der Seele geſprochen, wenn ſein Freund Schenkel in einem ſeiner „Schlager" den engherzigen Gegnern zurief: „Die Liebe treibt die Furcht aus, ſorgen Sie, daß bei Ihnen nicht die Furcht die Liebe austreibe." Der Anſpruch der Diakone und Religionslehrer an den Mittelſchulen auf actives und paſſives Wahlrecht fand in Rothe einen warmen Fürſprecher. Als die pietiſtiſche Minorität eine Beſtimmung verlangte, welche Qualitäten zur Erlangung eines kirchlichen Amtes nöthig ſeien, denn eine ſolche Beſchränkung gebiete die Würde der Kirche, erwiderte Rothe: „Wenn man geſetzliche Forderungen aufſtellt, ſo iſt das eine ernſte Sache und man muß ſie auch aufrecht erhalten. Geſetze zu geben, von denen man nicht weiß, ob man ſie werde zum Vollzug bringen können, oder wohl gar weiß, daß man es nicht können werde, das iſt ein Leichtſinn, der der Würde der Kirche am wenigſten entſpricht." Er erinnerte an die gute alte Zeit, da ſtrenge Kirchenzucht beſtand für den gemeinen Mann, während die Großen der Erde ungeſtraft alle Zucht mit Füßen traten. Er fürchte, es würde ſich bei Einführung eines ſolchen Qualificationsnachweiſes ähnliches wiederholen. „In tauſend Fällen, wo uns in Beziehung auf einen Gewählten die Frage vorgelegt wird, ob der Mann bewährten chriſtlichen Sinn, kirchliche Einſicht und Erfahrung habe, werden wir nicht in der Lage ſein als gewiſſenhafte Männer ein ſicheres Urtheil darüber zu haben. Wenn wir uns das aber zum voraus ſagen müſſen, ſo wollen wir uns doch nicht die Nöthigung auferlegen, in ſolchen Fällen mit ſchlechtem Gewiſſen ja oder nein zu ſagen." Gegen den Vorſchlag der Vorlage, daß den Kirchenälteſten die Pflege des chriſtlichen Glaubens befohlen ſei, erhob ſich Hitzig, weil dadurch jedem Kirchengemeinderath das Recht ertheilt werde, ſeinem Pfarrer am Zeuge zu flicken. Statt „Pflege des Glaubens" ſchlug er darum vor, zu ſetzen: „die Pflege chriſtlicher Frömmigkeit, Zucht und Sitte". Rothe ſtimmte ihm darin bei, daß man nicht jedem Kirchenälteſten die amtliche Befugniß zuſprechen dürfe, den Pfarrer wegen ſeines Glaubens zur Rechenſchaft zu ziehen. Er hatte darüber in der Rheinprovinz recht abſonderliche Erfahrungen gemacht und hielt darum Hitzigs Vorſchlag für eine Verbeſſerung. In einer von Schenkel nach langer Debatte endgültig formulierten Faſſung wurde dann auch der von Hitzig und

Rothe gestellte Antrag angenommen. In Sachen der Confirmation vertrat Rothe den Standpunkt, daß der Pfarrer die Ausweisung aus dem Confirmandenunterricht nur mit Zustimmung des Kirchengemeinderaths verfügen dürfe, um etwaige hierarchische Gewalthandlungen zu verhindern. Einen großen Sturmlauf versuchte die wesentlich aus orthodoxen Dekanen bestehende Minorität gegen die von dem Entwurfe vorgeschlagene Wahl der Dekane, da die Dekane ihr Amt durch Ernennung des Großherzogs, nicht nach dem Vorbilde constitutioneller Verfassungen durch den Gemeindewillen besitzen wollten. Durch den Großherzog, in Wahrheit durch die Beamtenschaft, ernannt zu werden, dünkte die Herren sicherer als die Wahl durch die Diöcesansynoden, die leicht liberal ausfallen konnte. Rothe aber erwiderte: „In der That wollen wir haben, daß die Kirche nach Maßgabe der in ihr geltenden öffentlichen Meinung regiert werde. Insofern wollen wir den kirchlichen Constitutionalismus. Darum müssen wir vor allen Dingen dieser öffentlichen Meinung in den Diöcesen ein sicheres Organ verschaffen und müssen dafür Sorge tragen, daß die Oberkirchenbehörde in der Lage ist, aus den Diöcesen die Meinung derselben mit Sicherheit zu vernehmen und das ist nicht anders möglich, als wenn die Vorsteher der Diöcesen aus der freien Wahl der Diöcesane hervorgehen." Wird wirklich einmal ein ungeeigneter Dekan gewählt, so muß, meint Rothe, das Kirchenregiment eben die Bestätigung verweigern. Wenn die Gegner behaupten, der Oberkirchenrath werde machtlos, wenn er die Dekane nicht selbst ernennen dürfe, die Dekane würden Parteiorgane werden, so setze das voraus, daß die dermalige Parteizerklüftung in alle Ewigkeit fortdauern und eine objective Behandlung der Geschäfte hindern werde. Er aber sei überzeugt, daß die bestehende Kluft bald werde ausgefüllt werden; dann würden alle jene dunkeln Vorhersagungen sich als Gespensterfurcht erweisen. Auch in einer späteren Verhandlung vertheidigte Rothe seinen Ausdruck „kirchlicher Constitutionalismus", den ihm nach Krause's Vorgang Mühlhäußer vorwarf. „Es giebt eine Kirche," sagte er, „diese Kirche ist ein Gemeinwesen und jedes Gemeinwesen muß regiert werden. Nun mag es gewisse Entwicklungsperioden eines Gemeinwesens geben, in welchen die Regierung im Stande ist für sich allein zu regieren; allein auch bei der Kirche tritt ein Zeitpunkt ein, in dem dies nicht mehr der Fall ist. Es wird ihr klar, daß die wirkliche Intelligenz der Gesammtheit sich nicht in den paar Personen concentrieren läßt, welche an die Spitze der Regierung gestellt werden, daß der wirkliche, vernünftige und gute Wille, welcher in dem Gesammtumfange dieses Gemeinwesens sich findet, sich nicht in diesen bestimmten Regierungspersonen als in einem Brennpunkte sammelt und sammeln kann. Dann wird sie selbst darauf dringen, der Intelligenz und dem guten Willen der Gesammtheit eine Vertretung zu schaffen. In dem Begriffe der Vertretung ist bestimmt ausgesprochen, daß das Kirchenregiment hören will und

daß außer dem Kirchenregiment auch die kirchliche Landesgemeinde das Wort erheben soll." Das ist der Sinn des so sehr beargwohnten kirchlichen Constitutionalismus. „Der Constitutionalismus ist mir nicht etwas von Haus aus Politisches; sein Gedanke ist der, daß jedes Gemeinwesen eine Obrigkeit haben muß, daß diese aber unter Mitwirkung der Gesammtheit regiert, die ihr untergeben ist." Wenn man den Constitutionalismus für die Kirche eine neue Bahn nenne, so gebe er das zu. „Aber ist das ein Vorwurf? Haben denn nicht eben die alten Bahnen die Kirche in diesen Zustand geführt, den wir beklagen? Ist es uns etwa durch die Geschichte nahe gelegt, das Heil für die Kirche und das Christenthum bei den alten Methoden, von denen wir wahrlich nicht rühmen können, daß sie bewährte seien, zu suchen? Dieses Bedenken schreckt mich nicht. Das Christenthum will in neue Bahnen hinein. Das dünkt mich, ist etwas, was die Geschichte seit einem Jahrhundert predigt. Was bedeuten denn all die Klagen, die wir über den Verfall des christlichen Lebens führen? Was anders, als daß das Christenthum sich in einer historischen Stellung befindet, in der es seine besten Kräfte nicht entfalten kann und die ihm nicht angemessen ist. Der christliche Glaube ist in eine Sackgasse gerathen und das muß uns auffordern auf neue Wege, auf neue Maßregeln zu denken."

Einen förmlichen Widerruf seiner früheren Meinung leistete Rothe in der elften Sitzung in Betreff des von ihm bis in die neuste Zeit fortgeführten Vorurtheils, es dürften in die oberste Vertretung der Kirche nur solche Gemeindeglieder gewählt werden, die bereits in den untern Kollegien Dienste geleistet und dadurch ihr Interesse am kirchlichen Leben bewiesen hätten. Auch Prälat Holtzmann gestand, daß er von dieser Meinung erst in der vorbereitenden Commission durch den Minister bekehrt worden sei. „Als Minister," hatte Lamey in seiner cordialen Weise gesagt, „habe ich keine Zeit, auch Kirchengemeinderath zu sein, aber warum soll ich Euch darum nicht helfen dürfen, Euere Verfassung zurecht zu rücken?" So erklärte nun auch Rothe, die Lage sei heute der Art, daß wir im Rathe der Kirche die ‚Nichtkirchenmänner nicht entbehren können. „Ich verstehe unter Nichtkirchenmännern nicht die, welche keine lebendigen und aufrichtigen Christen sind, sondern die, welche ein Christenthum noch über die Kirche hinaus haben, welche Christenthum nicht nur da anerkennen, wo es als Kirche auftritt und ausdrücklich die Etiquette ‚Christenthum' angeheftet hat, sondern auch auf dem Felde der sittlichen Interessen, auch in den Kreisen der sittlichen Gemeinschaft. Wenn mich jemand fragen würde, ob ich wünschen könne, daß nur solche, die in specifischem Sinne kirchliche Christen sind, die Leitung der Kirche übernehmen sollten, so würde ich das entschieden verneinen, und in der Praxis sehen Sie selbst das auch nicht anders. Das ist eine allgemeine Ueberzeugung, daß das Kirchenregiment nicht aus Theologen allein zusammengesetzt sein darf, sondern daß da auch Weltliche mit

hineingehören. Die nicht specifisch-kirchlichen Christen müssen gleichfalls vertreten werden und wirksam sein bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, wenn die Kirche nicht in die schlimmsten Collisionen und Conflicte kommen soll. Herr Mühlhäußer hat gesagt, ich will nichts wissen von einer Vertretung, die vom Amte getrennt ist. Dann giebt es überhaupt keine wirkliche Vertretung mehr, denn die Gemeinde soll gerade gegenüber dem Amte eine Vertretung haben. Eine Vertretung aber will ich in der Kirche haben, nicht aus sogenannten demagogischen Gelüsten, sondern weil sie die Bedingung eines wirklich bewußten, eines wirklich moralischen Gemeinwesens ist." Noch einen letzten Versuch, ein Stück ihrer Herrschaft wenigstens noch für eine Weile zu retten, machte die orthodoxe Minderheit, indem sie verlangte, die amtierenden Dekane müßten wenigstens für den Rest ihrer Amtszeit im Amte belassen werden, aber Rothe trat mit großer Energie für den Antrag der Commission ein, daß mit der Verkündigung der neuen Verfassung Neuwahlen vorzunehmen seien. Die ihrer Diöceſe genehmen Dekane würden wieder gewählt werden, unbeliebte aber seien keine geeigneten Organe zur Durchführung der neuen Einrichtungen, die sie innerlich selbst ablehnten. In der That sind dann eine ganze Reihe von Dekanen, die bisher dafür gegolten hatten, Säulen zu sein, für immer von der Bildfläche verschwunden. Schließlich wurde die Verfassung mit neunzehn Stimmen gegen vier angenommen. Drei Mitglieder enthielten sich der Abstimmung, darunter Mühlhäußer, der für die Verfassung nicht stimmen wollte und gegen sie, als Vorlage des Oberkirchenraths, dem er selbst angehörte, nicht stimmen konnte. Das Resultat war mithin ein unerwartet günstiges zu nennen, denn man hatte anfänglich auf eine viel stärkere Opposition gerechnet.

Die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung faßte das Ergebniß der Karlsruher Verhandlung dahin zusammen: „Die Summe der neuen Kirchenverfassung ist die, daß jeder fünfundzwanzigjährige, bürgerlich unbescholtene Mensch für ein wahres Glied der Kirche Christi soll gehalten werden, ohne Rücksicht darauf, wie er zur Taufgnade steht, ohne Glauben und ohne Werke, bloß weil er zwei Beine hat und aufrecht steht und Bier trinkt und kein Wasser." Einer Verfassung, die den Vorsitz im Kirchengemeinderath dem Pfarrer zusprach, auf den Diöceſansynoden die Hälfte der Mandate der Geistlichkeit vorbehielt, die Hälfte der Abgeordneten für die Generalsynode aus dem Clerus durch Wahl des Clerus entnahm und für alle ihre Beschlüsse die Bestätigung durch den Landesbischof verlangte, warf Hengstenberg vor, sie habe die Kirche dem Pöbel ausgeliefert, die Losung der Badenser sei: „Weniger Priester und mehr Schweine!" Auch der Leiter der Kreuzzeitung, Ludwig von Gerlach, griff zur Feder, um im Augusthefte Hengstenbergs zu zeigen, wie der Heidelberger Rothe, „der bis dahin für christlich galt", imponiert von dem

Hegel'schen Begriffe des Staats und vom Liberalismus der Zeit auf dieser Synode die Kirche Christi der Welt vor die Füße geworfen habe*) und vor der Irrlehre nicht zurückschrecke, daß die Kirche zum Aufgehen im Staate bestimmt sei. „Diese Beurtheilung," bekennt Gerlach in seinen Aufzeichnungen, „habe ich, veranlaßt durch Hengstenberg, niedergeschrieben; sie enthält eine eingehende Widerlegung der grundstürzenden Irrlehre Rothe's." In Baden machte diese eingehende Widerlegung wenig Eindruck. Auf dem Gerlach'schen Standpunkt standen nicht einmal die orthodoxen Gegner der neuen Aera. Seit seinem Plaidoyer für den Erzbischof von Freiburg wußte man, daß Gerlachs Herz der römischen Kirche gehöre und was von seinem Protestantismus zu halten sei, die Evangelische Kirchenzeitung aber hatte die alte Bedeutung verloren, seit das neue preußische Regiment sich offen gegen sie erklärte.

Daß die neue Kirchenverfassung durch eine zu zwei Drittheilen aus Pfarrern bestehende Versammlung angenommen wurde, war wesentlich Rothe's Verdienst. Denjenigen, die in der zehnjährigen Reactionszeit schwer gelitten hatten, mochte es noch größere Freude bereiten, wie schneidig Schenkel auf die Urheber ihrer Bedrängnisse, seine ehemaligen Freunde, einhieb und diese selbst sahen in ihm den verhaßteren Gegner, gerade, weil er von ihnen abgefallen war, die überwiegende Zahl der Geistlichen und Laienältesten aber wurde durch Rothe's frommen Rath für die Vorlage gewonnen. Was diese geweihte Persönlichkeit so herzlich und so überzeugt vertheidigte, konnte nicht unfromm sein. Dabei entfaltete der Theologe, den sie bisher nur aus tiefsinnigen Predigten und theosophischen Schriften kannten, eine so sichere Kenntniß des ganzen Verfassungsapparats, er gab so präcis Auskunft auch über das Detail, daß die Juristen ihn von einer ganz neuen Seite kennen lernten.

Mit dieser Klarheit des Kopfes und dieser Schlagfertigkeit der Rede gewann Rothe bald auch im Oberkirchenrath eine einflußreiche Stellung. Das, was ihn zu einem so unwiderstehlichen Gegner machte, war die hohe Freudigkeit seines Wesens, der Stempel der Aufrichtigkeit und des guten Gewissens, den nicht alle Kirchenpolitiker auf ihrem Angesichte tragen und die hohe Begeisterung, die jeden mitriß, der sittlicher Empfindungen fähig war. Der Grund dieses inneren Aufschwungs war die frohe Ueberzeugung, nun endlich dem Ziele, das ihm früher als fernes Ideal vorgeschwebt hatte, um einen guten Schritt näher gekommen zu sein, so daß er glaubte es mit Händen greifen zu können. Er selbst sagte der Synode, es sei das Resultat eines vierzigjährigen Denkens und Erlebens, was er ihr vortrage. Indem er den Theologen die Leitung der Kirche aus den Händen nahm und sie in Laienhände legte, näherte er sich dem Gedanken seiner Ethik, den Staat zum Pfleger auch der religiösen

*) Vgl. Aufzeichnungen von Gerlach II, 241.

Cultur zu machen. Kein Wunder, daß Hengstenberg nun ihn wie Bunsen zu denen rechnete, die das Christenthum mit Stumpf und Stiel ausreuten wollten. Für das, was Hengstenberg Christenthum nannte, hatte er auch vollkommen Recht.

Neben dieser Mitarbeit im Oberkirchenrath und bei der Synode ging Rothe's Thätigkeit in der ersten Kammer, durch die er der Regierung in ihrem Kampfe mit der Curie über die Neuordnung des Schulwesens gute Dienste leistete. Der Regel nach nahm er nur zu kirchlichen Fragen das Wort, dann aber immer im Sinne der Fortentwicklung liberaler Institutionen. So trat er am 6. Juni 1864 dafür ein, daß der Vertreter der evangelischen Kirche in der ersten Kammer nicht einseitig vom Großherzog möge ernannt werden, sondern daß man der Generalsynode eine Mitwirkung zugestehe bei der Frage, wer die evangelische Kirche hier zu vertreten habe. Im Interesse der Universität trug er am 2. Juli 1864 den Wunsch vor, man möge die neu zu errichtende Irrenklinik nach Heidelberg oder in dessen nächste Nähe verlegen. Die Einrichtungen würden sich auch hier derart treffen lassen, daß der Heilzweck durch den Unterrichtszweck nicht beeinträchtigt werde. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Rothe sich auf diese Verhandlungen vorbereitete, bedeutete sein Kammermandat für ihn eine erhebliche Arbeitslast. Es war, als ob er nach einem langen Einsiedlerleben nunmehr doppelt tief eingetaucht werden solle in die Fluthen der politischen Geschäfte. Erfuhr man so, welche bedeutende Gaben durch den Unsegen seiner seitherigen Verhältnisse dem Vaterland entzogen worden waren, so hatte dieser Verlauf doch auch die gute Folge, daß er von keinerlei alten Verpflichtungen gebunden, als vollkommen freier Mann, in die politische Arena eintrat.

XVII

Das neue Heidelberg

Während die Synode in Karlsruhe tagte, trat in Heidelberg ein Ereigniß ein, das Rothe tief erschütterte, während seine Freunde es längst herbeigewünscht hatten. Das Band, das er einst als Wittenberger Candidat geknüpft hatte, und das immer mehr eine drückende Kette geworden war, zerbrach. Die völlig geistesschwache Frau wurde am 22. Juni 1861 von ihrem freudlosen Dasein durch einen sanften Tod erlöst. Das Leben mit ihr war in den letzten Jahren für Rothe ein wahres Martyrium der Treue gewesen. Verkehr im Hause duldete die Kranke nicht; kaum daß man sich niedergelassen hatte, erschien die Gattin, die nachgerade an die geisteskranke Frau Rochester in dem bekannten Roman der Currer Bell erinnerte, an der Thür, und rief gebieterisch: „Richard!" Natürlich brach man dann auf und kam so bald nicht wieder. So machte sie ihn zum einsamen Manne. „Alles, was Umgang heißt," schrieb Rothe am 6. Mai 1858 an Mänß, „was sie in die Lage setzt, ihr Thun und Lassen mit Rücksicht auf Andere einzurichten, kann sie gar nicht ertragen." „Sie ist ziemlich guten Muthes," heißt es im November 1858 in einem Briefe an Frau Heubner, „sobald ich mich nur nicht aus dem Hause entferne." „So weit es mein Amt irgend erlaubt, lebe ich nun schon seit einer schönen Reihe von Jahren ganz ausschließend meiner lieben Frau" *). „Der Arzt sagt, daß sich seit zwei Jahren ein organisches Gehirnleiden bei ihr ausgebildet habe, dem gegenüber die ärztliche Behandlung sich lediglich auf die behutsamste Abwehr aller Schädlichkeiten beschränken müsse. Sie ist seitdem körperlich ganz kraftlos geworden und hat nicht minder an ihren Geisteskräften in hohem Grade gelitten. Ihr Gedächtniß für die Gegenwart (älterer Erlebnisse erinnert sie sich ziemlich genau) ist ganz unzuverlässig geworden, und auch der geringsten geistigen Anstrengung ist sie unfähig. Während sie sonst eine so flinke Rechnerin war, ist sie jetzt nicht mehr im Stande, zwei einfache Zahlen zu addieren, kennt sie keine Münze mehr mit Sicherheit. Zu schreiben vermag sie gar nicht

*) Am 24. Januar 1859 an Gebler.

mehr und nur mit Mühe kann sie einige Zeilen lesen, doch darf sie auch dieß nicht, weil es sie zu sehr angreift. Nur der Schlaf ist vortrefflich, auch hat sie im Durchschnitt keine eigentlichen Schmerzen, und seit jener Veränderung ist der grenzenlose Trübsinn und Mißmuth, von dem sie die vorhergehenden Jahre stets in steigendem Maße befangen war, zum größten Theil gewichen und im Durchschnitt ist sie ziemlich guten Muths, mitunter sogar eigentlich heiter. Aber sie ist eben wie ein Kind, und muß auch ganz ebenso behütet und besorgt werden wie ein Kind. Nur darf ich das Haus nicht verlassen, natürlich die amtlich gebotenen Ausgänge ausgenommen, und muß mich ausschließlich ihr widmen und immer entweder bei ihr sein oder sie bei mir haben, sonst erfolgen die heftigsten Ausbrüche ihres Unwillens. Ich bin daher fast ganz abgeschlossen, auch von meinen näheren hiesigen Freunden; denn auch wenn diese mir irgend einen längern Besuch machen, so erzürnt sie sich bitter. Daß ich irgend einem andern außer ihr etwas von meiner Zeit schenke, kann sie gar nicht vertragen. Sie selbst ist in ihrer Verfassung zum Umgang mit andern natürlich nicht fähig und also außer mir so gut wie auf sich allein beschränkt. Nun wünschte ich so sehr ein gebildetes Frauenzimmer zu uns zu nehmen, das allein ihr als Pflegerin, Gesellschafterin, Vorleserin sich widmete und zugleich die Führung der Haushaltung übernähme; aber jeden solchen Plan weist sie auf das leidenschaftlichste von der Hand, und zwar, wenn ich die Wahrheit sagen soll, aus Eifersucht. Da läßt es sich denn leider nicht helfen, während ich ihr doch so gern alle mögliche Erleichterung gewähren möchte. Ihre Krankheitszufälle treten ganz plötzlich und unangemeldet ein, so daß ich bei jeder Rückkehr von einem Ausgange das Haus mit Bangen betrete, und bei jedem solchem Anfalle steht, wie der Arzt mich versichert, das Aeußerste auf dem Spiele. Louise sinkt dann plötzlich zusammen, verliert das Bewußtsein, kann sich nicht regen und verfällt in gräßliche Krämpfe. Auf die Anwendung ableitender Mittel legen diese sich allmählich wieder, und nach dem Verlauf von drei bis vier Stunden giebt die Kranke wieder mehr und mehr Zeichen des Bewußtseins. Sobald der Anfall vorüber ist, fehlt ihr jede Erinnerung an denselben, aber sie befindet sich in einem Zustande äußerster Schwäche ... Ob es im Frühjahr zu einem Ausgang kommen wird, scheint mir sehr problematisch, denn Louisens Füße sind so geschwächt und tragen sie nur noch unsicher, daß sie selbst im Zimmer sich nur mit der größten Langsamkeit und schwankend von einer Stelle zur andern bewegt*)." „Vom Frühling," schreibt er am 9. April 1859 an seine Schwägerin Heubner, „habe ich noch nicht viel gesehen und werde wohl auch nicht viel von ihm zu sehen bekommen." Kommt aber Besuch ihrer Familie, so ist die Kranke plötzlich eine

*) An Hahn, am 21. März 1859.

ganz andere, denn in den alten Beziehungen mit Schwestern und Nichten lebt sie fort und vor ihnen nimmt sie sich zusammen. Selbst zu den gewohnten Ferienreisen treibt sie, sobald das Semester endet. So muß ihr Mann sie nach Schlangenbad, Stachelberg, Baden bringen, wo sie im Herbst 1859 einen neuen Schlaganfall hat, so daß Rothe von der aufreibenden täglichen und nächtlichen Pflege selbst erkrankt. „Die beständige Sorge und was sonst an der Krankenpflege hängt," schreibt er am 8. November an Frau Heubner, „dabei der Mangel an aller Bewegung, da es Louisen entsetzlich ist, wenn ich ohne sie das Haus verlasse, auch schon in weniger kranken Tagen, die nicht eben gesunde Kost, auf die ich angewiesen war, dies alles hatte mich so heruntergebracht, daß ich bei meiner Rückkehr den Ausbruch einer ernsten Krankheit befürchtete." In diesem Gefangenenleben schreibt er Reflexionen gleich Pascal, die zuweilen auch an die „Gefängnisse" des Silvio Pellico erinnern. „Ach," heißt es da, „das ist so bitter und so unbeschreiblich schwer zu ertragen, wenn man durch seine Lage genöthigt ist, so viele Zeit und Kraft auf die Reflexionen über seinen eigenen Zustand zu verwenden, die würdiger Weise nur auf ein objectives Lebenswerk zu verwenden wären und die man so gern einem solchen zuwenden möchte." „Es giebt Menschen, die nur leben, was andere ihnen vom Leben übrig lassen," lautet ein ähnlicher Seufzer in den stillen Stunden. Auch daß es im eigenen Interesse der Schwachen geboten sei, sie nicht zum Inhalt des eigenen Lebens zu machen, sieht er ein, „denn sie kommen so nicht weiter, d. h. sie kommen nothwendig zurück. Der alte Boden, auf dem sie stehen, bricht mit der Zeit doch und sie haben dann keinen neuen, auf dem sie Fuß fassen könnten." Aber in der Praxis Ernst zu machen mit dieser Erkenntniß kann sein liebevolles Herz sich nicht entschließen. „Ein ganzes Leben hindurch," heißt es dann wieder, „in seinen nächsten persönlichen Verhältnissen einem psychologischen Räthsel gegenüberzustehen ... ist schwer, sehr schwer" ... „Stumpf werde ich wohl nicht so leicht werden, aber matt und müde." Doch schon dafür ist er dankbar, daß er dieses so schwere Leben nun schon so viele Jahrzehnte lang durchmachen konnte. „Vom Herrn mehr gezüchtigt zu werden als andere, giebt eine Art von Adelsstolz." Zuweilen konnte doch auch ihn der Zorn ergreifen und die Hausgenossen erzählten, wie er, wenn ihr Murren gar kein Ende nahm, schließlich aufsprang und den bösen Geist gleich einem Exorcisten bedrohte. „Nur," schreibt er, „wer recht liebt, kann recht zürnen. Aber der Zorn schlägt freilich auch sofort in Erbarmen um." Das war die Geschichte seiner Ehe, der er einst das schöne Verhältniß mit Lili Struensee aufgeopfert hatte. Endlich, im November 1860, ist die Frau so weit stumpf geworden, daß er es wagen darf, ihre Pflege einer Diakonissin aus Karlsruhe anzuvertrauen, die denn auch die richtige Weise mit ihr findet. Die wackere Schwester war eine Elberfelderin, die mit frommem Zuspruch auf die Kranke

wirkt, nöthigenfalls aber auch kurzen Proceß mit ihr macht. „Sie nimmt die gute Louise mir nichts dir nichts auf ihren Arm wie ein Kind und setzt sie so mit Leichtigkeit mitten in's Bett. Wir sind beide sehr glücklich darüber, eine so treffliche Schwester bekommen zu haben.“ Immer mehr wird die Kranke ein Kind, das ruhig in einem Rollstuhl mit einem Tischchen sitzt und sich zufrieden zeigt, wenn nur nichts ihren Willen kreuzt. „Sie ist zufriedener mit ihrer Existenz und auch körperlich weit ruhiger geworden.“ Auch er selbst ist nun gesünder und gegen seine Abwesenheiten in Karlsruhe erhebt Louise nun keinen Widerspruch mehr. Es war das aber ein Zeichen, daß es mit ihr zu Ende ging. „Als ich am 9. Juni,“ meldet Rothe an Frau Heubner, „zurückkehrte, am Sonnabend, um über den Sonntag bei ihr zu bleiben, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Louise am 5. Vormittags wieder einen ihrer Krampfanfälle gehabt habe.“ Trotz der dringlichen Arbeiten in Karlsruhe blieb er die ganze Woche bei ihr. Erst als der Zustand sich besserte, kehrte er am 15. Juni zur Synode zurück, nahm aber bald Urlaub, da ihn die Ungewißheit folterte. Ganze Nächte brachte er an ihrem Bette zu, bis ein letzter Einbruch des Gehirns am 22. Juni 1861, abends um 7 Uhr, all dem Elend ein Ende machte. Sie schlief sanft ein, ohne irgend welchen Todeskampf. „Morgen Abend,“ schreibt Rothe an das Hahn'sche Ehepaar, „werden wir die Heimgegangene in ihre letzte Ruhestätte auf unsern lieblichen Gottesacker bringen unter Nachtigallenschlag. Neben ihrer Ruhestätte bleibt ein Plätzchen für mich offen. Dekan Sabel wird an ihrem Grabe reden und beten.“ „Ich kann,“ schreibt er, „das Gefühl des Weh's nicht beschreiben, das mich erfüllt. Der alte Mann soll noch einmal von neuem sich seinen Lebensweg herrichten. Er, der sich je länger desto mehr darin glücklich gefühlt hat, daß Gott ihm einen Gegenstand liebevoller Sorge gegeben hatte, über dem er sich selbst vergessen konnte, soll für sich selbst, wenn gleich für Zwecke, die über ihn hinausliegen, zu leben anfangen.“ Nicht der kleinste Theil seines Schmerzes aber war die Erinnerung. „Wahrhaft erhebend,“ schreibt er, „war es, wie unmittelbar nach dem Verscheiden die Gesichtszüge sich plötzlich veränderten und die reinsten, edelsten Formen, ja eine wahrhaft jugendliche Anmuth annahmen. Es war der Anblick wahrer Schönheit. Ach, wie lang hatte ich meine geliebte Louise nicht mehr so gesehen, wie ich sie jetzt sah, und wie gern hätte ich dieses Bild ungetrübt bewahrt!“ Als Rothe Mitte Juli 1861, nach Schluß der Synode, in seine verödete Wohnung zurückkehrte, fühlte er sich außerordentlich einsam und er klagt über die Leere, die das Aufhören des Sorgens für die Kranke in seinem Leben zurückgelassen habe. Eine Ableitung schuf die Wiederaufnahme der Vorlesungen, die er nun mit Aufgebot verdoppelter Kraft zu Ende führte. Dann kam der Umzug in die neue Wohnung, der für ihn ein zweiter Abschied vom alten Leben war. „Ich sehe ja klar,“ schrieb er an Hahn, „daß der

Herr es gnädig und selig gemacht hat mit meinem Louischen, auch weiß ich, daß wir nicht für lange getrennt sind. Auch klage ich nicht über meine Einsamkeit; mit der Einsamkeit bin ich von alten Zeiten her befreundet und sie drückt mich nicht, wenn nur sie es nicht wäre, die mich einsam ließ. Der Wohnungswechsel hat dieß Weh noch gesteigert. Wie war mir so schmerzlich wohl, wenn ich an der Stelle stand, wo sie hinübergeschlummert ist. Das hat nun alles aufgehört und der große Rollstuhl, der in meinem Bücherzimmer steht, ist mir ein treuer Zeuge der letzten Periode ihrer irdischen Wallfahrt. Ich mache nun täglich, wenn es sich thun läßt, einen Gang zu dem theuern Grabe und sage mir, daß auch mein Bett dort schon bereitet ist und nur aufgedeckt zu werden braucht, damit ich mich wieder neben sie zur Ruhe lege." An das für sich allein Sorgen mußte er sich erst gewöhnen. „Ja, lieber Vetter," schreibt er an Männ, „wenn man auch schon alt ist, man muß doch immer wieder in neue Schulen hinein, und in jeder neuen stellt man sich so ungeschickt und ungelehrig an, als ob es die erste wäre." Das Gefühl, daß nun auch er bald folgen werde, beherrschte ihn noch lang. So schreibt er an seinen Freund Winkel: „Meine Empfindung ist, daß ich beständig in Reisekleidern bin, in Erwartung des Signals zur Abfahrt, und daß ich hier keine Aufgabe mehr habe. Wenn ich mir eine stelle, so kann ich mir den Glauben daran nicht geben und es kann kein rechter Ernst bei mir mit dem Handanlegen sein. Dabei ist mir allerdings ganz friedlich zu Muth und wenn Sie wollen glücklich*)." Als Schenkel ihn im Lauf des Augusts dringend einlud, ihm und den Seinen nach Petersthal nachzukommen, erwiderte er: „Der Gedanke einer Vergnügungsreise (und etwas anderes wäre es ja doch nicht) ist in meiner jetzigen Stimmung gar zu entschieden gegen mein Gefühl. Ich muß nach dem Verlust, der mich getroffen, mich erst allmählich in eine neue Lage hineinleben und dazu vielerlei innerlich durcharbeiten." Es sei ihm das um so mehr Bedürfniß, als er nach dem Tod seiner Frau wegen der Synode und der Vorlesungen kaum zu sich selbst kommen konnte. „Ich habe von jener Zeit her gar vieles in meinem Gemüthe nachzuholen und dazu haben mir diese letztvergangenen stillen Wochen eine meinem Bedürfniß entsprechende wohlthuende Muße gewährt." In dieser Stimmung konnte er eine Art von Cultus treiben mit dem täglichen Besuchen ihres Grabes und der Pflege desselben, der denen, die die Frau gekannt hatten, ein Kopfschütteln abnöthigte. Bei aller Trauer war er doch, seit diese Last von ihm genommen war, ein anderer Mensch geworden. In der neuen Wohnung an der Anlage, wo der Blick auf die grünen Bäume ihm nach der lärmenden Unruhe der Hauptstraße doppelt lieb war, begann er ein neues Leben, das doch treu an den alten Erinnerungen

*) An Winckel, 27. Februar 1862. Sammlung Usener.

fortspann. „In meinem Arbeitszimmer hängt über meinem Sopha in der Höhe das Bild meines lieben Papa*), daneben das unseres Großherzogs und der Großherzogin, in der Mitte das Bild des Großherzogs Leopold und darunter die Familienbilder Heubner, Hahn“ u. s. w. Die treue Pflegerin seiner Gattin hatte in inniger Verehrung für den nun selbst der Pflege bedürftigen alten Herrn sich entschlossen, die Leitung seines Hauswesens zu übernehmen. Als der Frühling nahte, empfand er die Versetzung aus dem Häusergewirre der innern Stadt in's Grüne erst recht als eine Wohlthat. „Wir haben seit mehreren Wochen den prachtvollsten Vorfrühling. Seit acht Tagen blühen die Mandelbäume in schönster Herrlichkeit, und die Blüthenknospen der Kirschbäume sind ganz nahe am Aufbrechen; das Strauchwerk ist alles schön grün. In meiner jetzigen Wohnung kann ich mich des heranziehenden Frühlings doppelt erfreuen, denn ich habe ihn unmittelbar vor den Fenstern.“ „Es ist von jenem Zeitpunkte an,“ schreibt er am 4. März 1862, „sehr still in mir geworden, allerdings still auch im guten Sinne, friedlich, aber auch wehmüthig, ich kann nicht sagen wie sehr, und für meine persönliche irdische Zukunft wollen mir so gar keine Wünsche mehr aufgehen. Doch will ich suchen, die Zeit, die für mich noch Tag bleiben möchte, nicht müßig und unbenützt verstreichen zu lassen.“ Nunmehr war er auch seinen Freunden wiedergegeben. Jeder Besucher, und es waren deren, bei der Menge seiner Verehrer und Schüler, nicht wenige, konnte darauf rechnen, angenommen zu werden, und die Aufnahme war stets von einer ergreifenden Güte und einer Bescheidenheit, die den Gast fast in Verlegenheit setzte. Und wie freundlich war alles in dem wohlgeordneten Haushalt des lieben alten Herrn. „Die Höflichkeit,“ sagt Stadtpfarrer Hönig, „mit der er auch den einfachsten Dienstboten behandelte, war rührend; bescheidene Rücksichtnahme und Gefälligkeit und Dankbarkeit hatte bei ihm keine Grenze. So sehr sich sein Verkehr in einer bestimmten Form bewegte, so machte doch seine Höflichkeit nie den Eindruck einer bloßen Form, sondern in jedem Gruß und in jedem Händedruck gab sich immer die ganze Persönlichkeit; in allem war ein volles überströmendes Gefühl, aus allem war eine tiefe Menschenliebe fühlbar.“

Nächst dem Tode der Frau war die einschneidendste Veränderung für Rothe's persönliches Leben einerseits der Tod des trefflichen und von Rothe herzlich geliebten Umbreit, anderseits die Uebersiedelung Bunsens nach Bonn, mit dem er seit der gemeinsamen römischen Zeit in inniger Gemeinschaft stand. Umbreit war schon im April 1860 geschieden. Er hatte bis in seine letzte Periode hinein die ungetheilte Verehrung der Heidelberger genossen. Sein Zuhörer Ehlers schildert uns recht anschaulich**) „den alten Herrn mit dem

*) An Hahn am 25. November 1861.

**) Vgl. Ehlers in dem „Protestant“, 1899, Nr. 13.

scharf geschnittenen Profil, dem weißes Haar um sein ehrwürdiges Haupt flatterte und der selbst etwas Prophetenartiges an sich trug. Kritische Schärfe zeichnete ihn nicht aus; aber für die Herrlichkeit des Alten Testaments war sein Sinn weit erschlossen; man nannte ihn einen zweiten Herder mit seinem Verständniß die Psalmisten und Propheten nachzuempfinden und ihre Weissagungen zu dolmetschen." Der liebenswürdige Greis hatte ein schweres Ende. Eine Arterienverstopfung im Beine machte ihm unerträgliche Schmerzen, so daß er sagte, jetzt erlebe er den Hiob, nachdem er ihn so lang gelesen habe. Rothe und Stadtpfarrer Holtzmann besuchten ihn täglich, um ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Der Brand ergriff das kranke Glied und der Reihe nach lösten sich die Zehen von seinem Fuße. Mit rührender Geduld ertrug der alte Gelehrte namenlose Leiden und wollte nur, daß man ihm aus der Schrift oder dem Gesangbuche vorlese. Am 25. April 1860 wurde er erlöst und Rothe rühmte an seinem Grabe die harmonische Einheit in der Fülle des Reichthums, die für den großen Orientalisten und herrlichen Menschen charakteristisch gewesen sei. Er betonte als Beistand des Kranken in seinen letzten Qualen, daß Umbreit sich selbst auf dem Todbett das Zeugniß ausstellen durfte: „Ich habe gebetet und gerungen, ich habe geklagt und gejammert, aber ich habe nicht gegen meinen Gott gemurrt. Gott der Herr wolle mich bewahren, daß ich nicht wider meinen Gott murre." Den schönen, harmonischen Eindruck aber, den Umbreit stets gemacht habe, leitete der Grabredner aus der Thatsache, daß bei Umbreit nicht, wie bei so vielen Gläubigen, „der Christ" nachträglich zu der fertigen Persönlichkeit hinzugekommen sei, sondern daß er stets ein Christ gewesen und sich als solcher von Jugend an entwickelt habe. Als Pflicht der Pietät erschien es Rothe, an Stelle des geschiedenen Freundes die Mitredaction der „Studien und Kritiken" zu übernehmen, wie der Verleger Perthes von ihm verlangte. Er that es ungern, weil nach seiner Meinung neben Ullmann ein alttestamentlicher Theologe besser an seiner Stelle wäre. „Auch ist es," vertraute er Hahn an, „nicht ohne Schwierigkeit mit Ullmann zusammen die Redaction zu führen und ich mag mein persönliches Verhältniß zu einem mir werthen alten Freunde nicht Wechselfällen aussetzen um einer solchen Function willen, so wenig als ich der Selbständigkeit meiner Ueberzeugung etwas vergeben könnte." Die Erwartung, daß das Verhältniß nicht von langer Dauer sein werde, erfüllte sich auch. „Ich habe nichts mehr mit den Studien und Kritiken zu thun," schreibt Rothe 1864*), „das heißt mit der Redaction. Thatsächlich schon seit länger als einem Jahr nicht mehr, jetzt aber auch in aller Form nicht mehr und mein Name hat mit dem letzten Heft dieses Jahrgangs zum letzten Mal auf dem Titel gestanden. Ich stimme

*) An Winckel, 14. August 1864. Sammlung des Pastor Usener.

einen Lobgesang dafür an, denn solch ein Geschäft ist gerade etwas für mich. Kollege Hundeshagen hat sich jetzt freundlich entschlossen, meine vices zu übernehmen und mich zu erlösen. Mir war die Sache in allen Beziehungen eine Pein. Wie die Dinge jetzt in Theologie und Kirche stehen, mußte sich Ullmann durch meine Association an die Firma beengt fühlen, obwohl er es nicht einräumte, als ich schon vor bald drei Jahren ihn bat, mich gehen zu lassen. Dann aber müßte, meiner Meinung nach, ein verändertes Regime in die Behandlung der Zeitschrift kommen, wenn sie etwas leisten soll; denn jetzt geht ihr die Frische gar sehr aus; das konnten wir beide nicht wohl in's Werk setzen. Ueberdieß habe ich für meine Person nie den mindesten Beruf in mir verspürt, eine Zeitschrift in's Leben zu rufen oder im Leben zu erhalten, selbst von der damit verbundenen Last von Lesereien und oft recht peinlichen Correspondenzen abgesehen."

Ein zweiter Verlust, den ganz Heidelberg mit Rothe beklagte und der namentlich die jüngere akademische Welt, zumal die theologische, empfindlich traf, war der Wegzug Bunsens. Rothe's Verkehr mit dem alten Freunde war freilich in der letzten Zeit sparsamer geworden. Bunsen, von einem Herzleiden geplagt, ging wenig mehr aus und hatte von seinem Charlottenberg bis zu Rothe's Wohnung eine gute halbe Stunde. Kam er, so war Rothe's Frau erbost, wie lang er ihr Richard entziehe und Rothe selbst konnte sich von der Kranken schwer losmachen. Um so theilnehmender verfolgte er Bunsens unermüdliche Thätigkeit. Bunsen hatte, während er an seinem theologischen Kosmos arbeitete, bereits ein anderes großes Werk in Angriff genommen; er wollte, als Ergänzung zu Luthers Bibel, ein in moderner Sprache, mit philologischer Treue und erläuternden Anmerkungen ausgestattetes Bibelwerk herausgeben und warb sich für diesen letzten Feldzug einen Generalstab junger Theologen. Im Herbst 1856 schrieb Frau Bunsen: „Im Oktober kam der Privatdocent Kamphausen aus Bonn als sprachkundiger Secretär und Mitarbeiter an der Uebersetzung des Alten Testaments." „Es ist ein Glück, daß mein Mann das Talent besitzt, die Leute anzuleiten, wie sie ihm helfen können." Schon in Rom hatte Frau Frances ihren jungen Ehemann überwiesen, an wie vielen Stellen die englische Bibel einen ganz andern Sinn gebe als die lutherische und nachdem er sich von der Häufigkeit der Abweichungen überzeugt hatte, faßte er schon damals den Plan einer revidierten Lutherbibel. Seine Absicht bei seinem Bibelwerke war zu zeigen, daß die wissenschaftliche Erforschung der Bibel den Glauben des Christen nicht entgründe, sondern vielmehr stärke und läutere. Er wollte die nach seiner Meinung gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in pietätvoller Weise der Gemeinde vermitteln. Ueber das, was er für gesicherte Resultate hielt, war das Urtheil freilich getheilt. Die Meinung, Baruch habe große Theile des Jeremia und

Jesaja mit bedeutenden eigenen Zuthaten erweitert und das Buch Hiob und die Klagelieder Jeremiä selbst verfaßt, wie Bunsen in seinem „Gott in der Geschichte“ vorgetragen, wurde ziemlich allgemein abgelehnt. Wir Jüngern, die wir durch Baurs großartige Untersuchungen ganz neue Einblicke in die Entstehung der neutestamentlichen Bücher gewonnen hatten, fanden uns vor allem stark vor den Kopf gestoßen durch das Vorwort zu diesem neuen Bibelwerk*), das von der Stellung zur johanneischen Frage die Zugehörigkeit zum Christenthum selbst abhängig machen wollte. „Einige deutsche Gelehrte,“ schrieb Bunsen, „haben das vierte Evangelium für die Erfindung eines späten Gnostikers ausgegeben. Als gelehrte Behauptung mußte diese Annahme auf dem Boden der Wissenschaft durchgekämpft werden. Aber es ist eine leichtsinnige Verblendung oder ein bitterer Hohn, wenn jetzt unter uns und anderwärts Männer aufstehen, welche sich oder uns glauben machen wollen, es könne bei jener Annahme ein gemeindliches Christenthum ferner bestehen.“ Viele von uns hatten an dieser Probe, wie der Zeichendeuter der Zeit doch immer noch die Eierschale seiner pietistischen Jugend mit sich schleppe, genug, und erst die schöne Uebersetzung und die lehrreichen Scholien der folgenden Bände bestimmten auch die Liberalen, den Verdiensten des Werks gerecht zu werden. Eine Reihe von wissenschaftlich besser disciplinierten Gehülfen strebte Bunsens allzu lebendige Zuversicht zu seinen Einfällen in Schranken zu halten und auch diejenigen, die nicht zu dem engeren Kreise zugezogen waren, verfolgten mit Interesse den Fortschritt dieser Arbeiten. So wurde der waldgrüne Charlottenberg, die „Bibelfabrik“, wie die Gegner Bunsens Villa spöttisch nannten, Mittelpunkt regelmäßiger theologischer Conferenzen, in denen Ritter Josias, umgeben von jungen Gelehrten, nach Wicherns Ausdruck „als Heidelberger Luther“, an seiner Bibelübersetzung arbeitete. Seine Hauptgehülfen waren der feinsinnige, gelehrte und liebenswürdige Adolf Kamphausen, der Schwabe Martin Haug und Johannes Bleek, der Sohn des Bonner Professors, während nach Bunsens Tod Heinrich Holtzmann mit einigen Jüngern das Neue Testament vollendete und der Schreiber dieses Buchs mit der Apokalypse die Arbeit beschloß. Es war Bunsen noch vergönnt, den ersten Band der Bibelurkunden, der das Gesetz und die älteren Propheten umfaßt, zu vollenden, während von der Uebersetzung bis Ende 1860 die beiden ersten Bände erschienen. Dann kam durch Bunsens Erkrankung Stockung in das große Unternehmen. Der Kranke brachte die beiden Winter 1858 und 1859 in Cannes zu, die Sommermonate in Heidelberg. Zu großem Verdruß der Berliner Camarilla gehörte er hier zu den Rathgebern, die der Prinz von Preußen in Baden um sich versammelte. Der Prinz, berichtet Gerlach**), habe Usedom, Bunsen, Schleinitz und Auerswald zu regelmäßiger

*) I, S. X.

**) Denkwürdigkeiten II, 607.

Sprechstunde bei sich empfangen, doch sei ausgeschlossen, daß er einen dieser „Badenschen Freunde“ in seine Regierung berufe. Auch Bismarck fand sich von Frankfurt her ein. Er beruhigte Gerlach, jene Menschen seien dem Prinzen nur lästig und der hohe Herr habe absichtlich das Gespräch mit ihm trainiert, bis es Zeit zum Diner gewesen, um jener Gesellschaft auszuweichen. Aber wozu hätte er sie dann eingeladen?*) Als Bunsen im Frühling 1859 nach Heidelberg zurückkam, fand er ganz Süddeutschland wegen des italienischen Kriegs gegen Preußen entflammt und auf Seiten Oestreichs. Nur Gervinus und Schenkel, rühmte er, ständen auf Preußens Seite. Ihm entleidete das den Aufenthalt in Süddeutschland. „Hier wird's unerträglich,“ klagt er. „Die Wuth gegen Preußen wird immer ärger.“ Zu unserem großen Leidwesen siedelte er in Folge dessen 1860 dauernd nach Bonn über. Auch jetzt noch lebte der alte Streiter mit wahrhaft jugendlichem Eifer in neuen Projecten. Seine Absicht war, in Bonn Vorlesungen zu halten, zu denen er bereits Dispositionen entwarf. Der Frau wurde der Abschied von Heidelberg schwer. „Es ist ein ernstes Ding, darüber nachzudenken, daß man eine glückliche fünfjährige Heimath für immer verlassen soll.“ „Ach, Heidelberg!“ schreibt sie am 9. Dezember 1859, „niemand scheint zu ahnen, was es uns kostet von dem Ort zu scheiden, wo wir fünf Jahre, fünf glückliche Jahre, verlebten!“ Zu den geplanten Vorlesungen in Bonn kam es nicht mehr. Im Dezember 1860 wurde der tapfere Kämpfer von seinem qualvollen Leiden durch den Tod erlöst. Rothe schrieb darüber an seinen Schwager Hahn: „Bunsens Tod ist mir sehr nahe gegangen**), ja sehr. Ich hatte durch Frau von Sternberg täglich Nachrichten und habe mich so an vielen einzelnen Zügen seines einfachen Christenglaubens, zum Theil wahrhaft erhebenden, sehr erbauen können, der mir zwar nie zweifelhaft gewesen ist, den aber doch in den letzten Jahren derjenige beinahe verkennen mußte, der dem Manne nicht persönlich nahe gekommen war.“ Mit allen Illusionen der pietistischen Erweckung nach 1813 war Bunsen einst in das kirchliche Leben eingetreten. Sich an der pietistischen Plusmacherei zu betheiligen, war er eine zu ehrliche Seele. Leuten wie Stahl, Hengstenberg, Raumer und den drei Gerlachen war er darum stets verhaßt. Gerade im Kampfe mit ihnen vollendete sich seine innere Befreiung und als er starb, war der Mann der liturgischen Restauration, der Herausgeber des bei Wichern verlegten Gesangbuchs, einer der Führer der liberalen Theologie geworden, dessen „Zeichen der Zeit“ und dessen „Bibelwerk“ noch heute nicht vergessen sind. Haben die verschiedensten Parteien seinen Charakter scharf angegriffen, so darf man sich dem gegenüber auf Abekens Urtheil berufen, der

*) Gerlach II, 609.

**) An Hahn, 26. Februar 1861.

Jahre lang mit ihm zusammen hauste und arbeitete und nach seinem Tode schrieb: „Neben seinem reichen gewaltigen Geiste war er von hinreißender Liebenswürdigkeit und von einer Liebe und Treue für seine Freunde, wie sie selten ist in der Welt. Der Reichthum und die Elasticität seines Geistes war wirklich fast ohne Gleichen. In der Politik, in der Erkenntniß des klassischen Alterthums, in der Theologie und in der Kirche — überall hat er neue Ideen angeregt, neue Gesichtspunkte eröffnet. Manchmal hat ihn seine Phantasie über das Ziel hinausgeführt, aber auch aus seinen Irrthümern konnte man noch Anregung schöpfen; und nie, nie hat er die angeborene Wahrheitsliebe verleugnet, nie dem Eiteln, dem Nichtigen gedient und geschmeichelt, nie der Selbstsucht gefröhnt*)."

Mit Frau Bunsen erneuerte sich Rothe's Verkehr, als diese nach dem frühen Tode ihrer Tochter Theodora nach Karlsruhe zog, um dem Hauswesen ihres Schwiegersohns von Ungern-Sternberg vorzustehn. Zahlreiche Briefe Rothe's**) zeigen, daß dieser in ständigem Verkehr mit dem befreundeten Hause blieb, da Sternberg immer wieder über zahlreiche theologische Anliegen und literärische Bitten, mit denen der Großherzog überschüttet wurde, Rothe's Gutachten einholen mußte, was dann immer auch zu weiterem persönlichem Austausch mit dem Hause Bunsen Gelegenheit gab.

Seit Bunsen Heidelberg verlassen hatte und Umbreit ihm durch den Tod entrissen war, schloß sich Rothe immer enger an Schenkel an, der in seiner nächsten Nähe wohnte. Er hatte stets das Bedürfniß gehabt, einen Freund zu besitzen und mit diesem all seine Gedanken zu theilen. Für die letzten Lebensjahre wurde dieser Freund Daniel Schenkel. Wie psychologische Gegensätze sich anziehen, ist allen Zeugen dieses merkwürdigen Verhältnisses gerade an Rothe und Schenkel klar geworden. Die Verehrung für Schenkels Thatkraft, für seine rasche Entschlossenheit und Schlagfertigkeit, für eine geradezu phänomenale Arbeitskraft und Arbeitslust, seine agitatorische Beredtsamkeit ließen Rothe alles übersehen, was Andern an dem großen Parteimann mißfiel. War Schenkel mit Rothe und Bluntschli übereingekommen, daß das oder jenes in's Werk gesetzt werden müsse, so hatte Schenkel bis er Rothe zur folgenden Mittagsstunde auf der Promenade vor ihrer Wohnung wieder traf, zehn bis zwanzig Briefe geschrieben, zeigte dem Freunde den ganzen Stoß vor und warf sie dann vor seinen Augen in den Schalter. Fast mit kindlicher Freude erzählte dann Rothe, welch ein Wundermann Gottes sein lieber Freund Schenkel sei. Seiner weiblichen Natur war ein solcher Anhalt ein Bedürfniß. Der Reihe nach haben Stier, Heubner, Bunsen und Schenkel ihm einen solchen Anhalt

*) Leben Abekens 271.

**) Collection Ahrendts.

geboten. Ohne seine innere Selbstständigkeit aufzugeben, ordnete er sich doch in der Praxis durchaus ihrem Urtheile unter und sah oft auch die persönlichen Verhältnisse völlig mit ihren Augen. Dazu kam, daß die ungewöhnlich bedeutende und liebenswürdige Frauenwelt des Schenkel'schen Hauses sich des vereinsamten alten Mannes persönlich auf das aufopferndste annahm und so konnte er Einwendungen gegen seinen Freund Schenkel durchaus nicht ertragen. Es war das geradezu eine Klippe, an der das Verhältniß zu ihm selbst scheitern konnte. Von da an wurde er denn auch von den Gegnern einfach mit Schenkel zusammengeworfen. „Schenkel und Rothe" war für sie ein Firmenschild, als ob der Eine für den Andern haftbar wäre. Bald wurde diese Firma auch im Buchhandel notiert. Auf das Betreiben der orthodoxen Pastoren kündigte der Darmstädter Verleger Zernin 1859 dem Heidelberger Kirchenrathe seine Mitredaction der Allgemeinen Kirchenzeitung, da Schenkel das Blatt immer mehr in das liberale Fahrwasser gesteuert hatte. Rasch entschlossen gründete der Entlassene die Allgemeine kirchliche Zeitschrift, für die er in Friederich zu Elberfeld einen rührigen Unternehmer fand und für die er uns alle in Pflicht und Dienst nahm. Die Darmstädter Kirchenzeitung hatte den erhofften Vortheil von der Verabschiedung Schenkels nicht, sondern ging im Gegentheile ihrem raschen Ende entgegen, während die neue Zeitschrift einen erfreulichen Aufschwung nahm. Um so mehr verdachten es die Positiven dem gläubigen Rothe, daß er ein fleißiger Mitarbeiter des „Schandblattes" wurde. Das folgende Neujahr 1860 vermehrte die kirchliche Presse noch um zwei weitere Parteiorgane. Die Leiter der Durlacher Conferenz begründeten das Süddeutsche Wochenblatt, das erst Heinrich Holtzmann, dann ich redigierte und unter dessen Mitarbeiter die beiden Zittel, Häusser, Schenkel, Bluntschli, die drei Schellenberge und Andre zählten. Die conservativen Gegner aber stellten auf Beyschlags Betreiben uns unter dem gleichen Datum das Kirchen- und Volksblatt entgegen. Hofprediger Beyschlag und Oberkirchenrath Mühlhäußer waren die Hauptverfasser unter Mitarbeit des Karlsruher Stadtpfarrers Zimmermann, des Hofvicars Helbing, Emil Frommels und einiger positiver Dekane und Landgeistlichen. Von den Redactionssitzungen erzählt Beyschlag*): „Unsere bittern Gegner in Heidelberg hatten wohl schwerlich eine Ahnung davon, wie vergnüglich das oft verlief." Den in Thränen schwimmenden Leitartikeln über der Zeiten Verderbniß konnte man das allerdings nicht ansehen. Rothe hat beide Blättter gehalten und beide mißbilligt. Auch Frommel schrieb nachmals, ein längeres Verbleiben in diesen Verhältnissen hätte unfehlbar „demoralisierend" wirken müssen wegen der schlimmen Folgen, die die Partei für Herz und Charakter habe. Als Beyschlag ihm eine ähnliche Thätigkeit

*) Aus meinem Leben II, 90.

in Berlin zumuthete, antwortete er: „Du siehst mich schon im Kirchenregiment und in der Kirchenpolitik, als ob mir nicht an Papa Bähr und im Lande Baden die Sache bis an den Hals leid geworden wäre*).“ Um so tiefer wurde Rothe in die praktischen kirchlichen Fragen verstrickt und erschien immer mehr als Schenkels theologischer Mitkämpfer.

Seinen persönlichen geselligen Verkehr fand Rothe weniger in der großen Gesellschaft, die sich damals um Häusser, Vangerow, Richard Bunsen, Helmholtz und Kirchhoff gruppierte, als in den freien Vereinigungen der theologischen und akademischen Kollegen. Das Samstagskränzchen, „in dem man sich und den Damen viel Schönes zu sagen pflegte“, wie Georg Weber versichert, hatte sich nach dem Zerwürfniß zwischen Schenkel und Hundeshagen aufgelöst. Dafür wurde Rothe Mitglied der Donnerstagsgesellschaft, die ursprünglich eine gesellige Vereinigung der liberalen Pfarrer mit einigen hervorragenden Kirchenältesten war, an die sich dann aber auch zahlreiche Professoren wie Rau, Bluntschli, Wattenbach, Welcker und die Theologen Hitzig, Holtzmann, Schenkel u. s. w. anschlossen. Es waren anregende Abende. „Im hehren Argonautenkreise war jeder brav in seiner Weise.“ Hier saß Rothe jeden Donnerstagabend zwischen den jungen Vicaren und theologischen Privatdocenten und den würdigen Kirchengemeinderäthen und theologisch interessierten Akademikern. In dem Austausch von allerlei Neckereien zwischen dem witzigen alttestamentlichen Theologen Hitzig, dem behaglichen Schweizer Bluntschli, dem polternden Welcker und dem allzeit schlagfertigen Schenkel kam die ganze Anmuth und Grazie seines Geistes zur liebenswürdigsten Geltung. Das anerkannte Haupt dieses Kreises war der neue Lehrer des Staatsrechts, Kaspar Bluntschli, der im Wintersemester 1861 von München nach Heidelberg übersiedelte. „Wir haben vor einigen Wochen an Bluntschli,“ schreibt Rothe, „einen neuen Kollegen erhalten, der einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat**).“ Nicht alle Heidelberger hatten den berühmten Staatsrechtslehrer so freundlich aufgenommen wie Rothe, zumal er unter Umgehung der Fakultät, auf Roggenbachs Betreiben, vom Großherzog unmittelbar ernannt worden war, weil bei den üblichen umständlichen Formalitäten es für ihn, wie er behauptete, unmöglich gewesen sein würde, sich aus seinen Münchner Freundesbanden zu lösen. Hitzig, der ihm den Straußenputsch in Zürich nicht vergessen hatte, und D. F. Strauß selbst, der damals still und zurückgezogen in Heidelberg lebte, begrüßten den ungerufenen Ankömmling mit entschiedener Abneigung. Bluntschli verleugnete auch seine Vergangenheit durchaus nicht. „Wenn eine Berufung,“ sagte er, „ein Land so aufregt, wie die Berufung von Strauß den Kanton Zürich aufgeregt hat, setze

*) Frommel, Gedenkwerk II, 34. 66.

**) An Hahn, 25. November 1861.

ich jeden Professor ab und wenn ich mit seiner Theorie zehnmal einverstanden bin." Aber im geselligen Verkehr wußte er die ihm Widerstrebenden durch behagliche Liebenswürdigkeit zu entwaffnen. Er hatte seine Ernennung in die erste Kammer zur Bedingung seines Kommens gemacht und wurde bei seiner überlegenen politischen Routine und seinem angenehmen geselligen Temperamente bald eines der beliebtesten Mitglieder des hohen Hauses; auch freundete er sich auf den gemeinsamen Fahrten nach Karlsruhe näher mit Rothe an, für den er liebenswürdig sorgte. Mit dem Heidelberger Theosophen hatte Bluntschli auch eine besondere Beziehung als Schüler des Philosophen Friedrich Rohmer. Wunderlich genug standen die Rohmer'schen Träumereien, die Bluntschli selbst weiterspann, dem sonst durch und durch realistischen und rationalistischen Schweizer zu Gesicht. Die Rohmer'schen Speculationen von den viermal vier Grundkräften des menschlichen Organismus, die sich ebenso im Staatskörper wiederholten, von dem Körper Gottes und dergleichen, nahmen neben den akademischen und politischen Geschäften bei Bluntschli einen breiten Raum ein; sie ermöglichten ihm aber auch die Betheiligung an den jetzt in Heidelberg in vorderster Reihe stehenden kirchlichen Arbeiten, an denen er nicht bloß ein Interesse als Staatsmann, sondern auch als Theosoph und Philosoph genommen hat. Mit religiösen Problemen innerlich stets beschäftigt, konnte er sich mit gutem Gewissen an den kirchlichen Versammlungen betheiligen, die ihn wegen seiner parlamentarischen Erfahrung meist mit dem Präsidium betrauten, das er geschickt und mit großer Sicherheit führte. Das breite, behaglich lächelnde Gesicht des untersetzten, behäbigen Schweizers auf dem Präsidentenstuhle gab sofort der ganzen Versammlung ein gemüthliches Gepräge und hielt alle Nervosität und Leidenschaft fern. Er machte als Präsident so zu sagen die Temperatur des Hauses.

Diente die Donnerstagsgesellschaft vornehmlich dem Austausch über die kirchlichen und politischen Tagesfragen, so war der historisch-philosophische Verein, den der Philosoph (damals Physiologe) Wilhelm Wundt und ich gestiftet hatten, der Besprechung neuer historischer und humanistischer Arbeiten und Forschungen gewidmet, zu welchem Zweck regelmäßig ein Vortrag gehalten wurde, an den sich dann eine lebhafte Discussion anschloß. Man mußte immer all' sein Gepäck bei sich haben, denn Privatdocenten sind schwer zu befriedigende Richter. Mit der Zeit ließen wir uns herab, auch die Herren Ordinarien zuzulassen (nur der Historiker Wattenbach und der Archäologe Stark waren von vorn herein eingeladen worden) und nun erschienen auch Schenkel, Rothe, Hitzig, Bluntschli und vor allem wurde für uns wichtig der neue Ordinarius für Philosophie Eduard Zeller, der im Herbst 1862 Marburg mit Heidelberg vertauscht hatte. Wie in der Donnerstagsgesellschaft Bluntschli herrschte, so war im historisch-philosophischen Verein Eduard Zeller der Meister vom

Stuhl. Er gehörte unstreitig zu den anregendsten Mitgliedern der Heidelberger Gesellschaft. Mit seinem ausgedehnten, stets paraten Wissen und seinem attischen Witze leitete er ganz von selbst die Debatte. Auch sorgte er dafür, daß sie nicht zu trocken werde. Als von Grau's Buch „über die Gottesnamen" die Rede war, sagte er zu Hitzig: „Der Mann meint, der liebe Gott heiße Jehovah wie Du Ferdinand heißest." Trotz aller schweren Prüfungen, die die Theologen ihm auf seinem Lebenswege bereitet hatten, war er doch völlig unverbittert. Ich hatte ihn freilich im Verdacht, daß er als Straußens intimster Freund zuweilen mit einiger stiller Ironie die Auseinandersetzungen von Bluntschli und Schenkel anhöre, aber nie störte er durch unzeitgemäße Rückblicke oder Anspielungen den Frieden. Zuerst war von der Rückberufung Kuno Fischers nach Heidelberg die Rede gewesen, dem der Großherzog selbst diese Satisfaction zugedacht hatte. Häusser war damit beauftragt, den Jena'schen Philosophen, der dort vom Hofe auf den Händen getragen wurde, zu sondieren. Aber Häusser gewann den Eindruck, daß Fischer zwar einen Ruf dahin, wo man ihn so schnöde vertrieben hatte, gern erhalten würde, daß er es aber als eine Undankbarkeit gegen die Weimarer Herrschaften betrachte, sich dort loszumachen, wo er in so vielen Armen lag. So wurde statt seiner Zeller berufen, der als Docent Fischer nicht erreichte, der aber als Gelehrter und Persönlichkeit die allgemeinste Verehrung genoß und verdiente. Der feingliedrige mittelgroße Schwabe mit den durchgeistigten Zügen, die an die bekannte Büste des Julius Cäsar erinnerten, war bald eines der beliebtesten und geachtetsten Glieder der Universität, die sonst mehr die großen Rhetoren als die stillen Gelehrten schätzte. In Marburg hatte ihm der Kurfürst die Theologie, für die er berufen war, untersagt, und ihn in die philosophische Fakultät gewiesen. „Ich komme nicht aus dem Lande der Phäaken," sagte er in seiner ersten Tischrede, „noch von dem guten Könige Alkinous." Dennoch hatte ihm der hessische Menschenfreund einen großen Dienst geleistet, denn nunmehr hatten auch die preußischen Theologen nichts mehr gegen ihn einzuwenden. Mit dieser Erlösung der Philosophie aus ihrer seitherigen Erniedrigung war das neue Heidelberg fertig und der reactionäre Sauerteig ausgefegt. „Es ist doch eine famose Bande," sagte mir Droysen, als ich ihm bei einem Besuche von dem status praesens der Universität Rechenschaft abgelegt hatte.

Politisch war dieser Kreis, in dem Rothe nunmehr seine Heimath fand, im Gegensatz zu seinem einstigen Freundeskreis in Wittenberg, durchaus liberal. Daß dieser Wechsel des Umgangs ihn doch auch politisch beeinflußt hat, wird jeder finden, der Rothe's Aeußerungen über Politik in der ersten und zweiten Ausgabe seiner Ethik vergleicht. In den vierziger Jahren hatte er in der Erbmonarchie die wahre Realisierung des Begriffs des Staates gesehen, die zweite Auflage sieht dieselbe in einem Wahlfürstenthum, das nicht einmal ein lebens-

längliches sein soll. In der ersten behält Rothe die Initiative für Verleihung constitutioneller Verfassungen der Obrigkeit vor, in der zweiten heißt es: „Die Fürsten müssen es lernen, sich mit ihren Völkern zu verstehen, nicht die Völker ... Ein hochgesinnter Fürst sieht eine Ehrensache darin, nicht klüger sein zu wollen als die öffentliche Intelligenz seines Volks und die schmählichste Schande ist ein Regiment, das sich auf die Nichtintelligenz stützen muß." Offen erklärt er sich nunmehr für die Principien des demokratischen Staats. Gegen das Gottesgnadenthum Stahls setzt Rothe die Behauptung: „Der regierende Bürgermeister des kleinsten Freistaats ist ganz eben so Regent von Gottes Gnaden wie der absoluteste erbliche Kaiser des größten Reiches der Welt." Daß regiert werde, ist Gottes Wille, das wie ist menschliche Ordnung. Die Ehe wird im Staate Rechtsinstitut, die Fürsorge für Erziehung der Kinder eine Pflicht des Staats. „Der Staat soll Erzieher der Jungen sein, um nicht der Büttel der Erwachsenen sein zu müssen. Auch wird der Staat selbst besser und edler, indem er die edelste Sorge, die Sorge für die Erziehung und Bildung, in sich aufnimmt." „Es liegt nur daran, daß das edle Wort Demokratie, aus welchem die Parteien ein Gespenst gemacht haben, mit dem sie die politischen Kinder erfolgreich schrecken, wieder zu den ihm gebührenden Ehren gebracht werde, und mit ihm die Sache, für die es der Name ist ... Wer unter Regieren versteht, die Dinge nach seinem Kopfe zu machen, der mag zu Allem berufen sein, nur nicht zum Regiment." Es waren der Kurfürst von Hessen und der König von Hannover, die sich an dieser Stelle als Mitarbeiter um Rothe's Ethik verdient gemacht haben. Bei diesem Standpunkte war es durchaus nicht Sache besonderer Selbstüberwindung, wenn Rothe so weit links stehenden Politikern wie Welcker, Häusser und Bluntschli die Hand reichte. Er war selbst ihr Gesinnungsgenosse geworden.

Eine Wiederanknüpfung mit der Vergangenheit, die aber zugleich ein letztes Wiedersehen bedeuten sollte, war die Vetternreise, die Rothe im August 1862 nach Schlesien machte. Er wollte die Grüße des Heidelberger Grabes an die Gräber in Breslau bestellen. Zum Abschiednehmen trat er diese letzte Reise an, bei der er alle alten Lebensgefährten, Schwägerinnen und Nichten, die er einst im Hause gehabt, sowie die Kollegen, mit denen er einmal zusammengewirkt, aufsuchte und von allen mit offenen Armen aufgenommen wurde. Ueber Bamberg ging er nach Dresden, von da nach Breslau und Liegnitz, überall umringt von Cousins und Cousinen, von Neffen und Nichten und ihren Kindern, bis er in Berlin sich von all der lieben Unruhe eine stille Rast gönnte. Sein Standpunkt für Berlin war noch immer der alte. „Es ist hier alles gar groß und schön, ich preise mich aber doch glücklich, daß ich nicht in diesem unruhigen Strudel zu leben habe." Wittenberg, Halle, Weimar, wo er Dittenberger, Gotha, wo er Schwarz aufsuchte, beschlossen seine Rund-

fahrt. Nach Heidelberg zurückgekehrt schrieb er: „Wenn ich auf die fünf Wochen zurückblicke, während welcher ich so umherpilgerte, immerdar mit Liebe überhäuft und von einer Hand theuerer Angehöriger in die andere abgeliefert, unter fast ausnahmslosem Gelingen meiner Pläne und ohne von einem Unfall berührt zu werden, so ergreift mich ein tiefes Gefühl beschämten Dankes nicht nur gegen die lieben Menschen, die mir mit so liebevollem Herzen entgegen kamen, sondern vor allem gegen den Herrn selbst, der mir diese Reise gestattet und mich mit dem Genusse so vielfältiger unverdienter Liebe gesegnet hat."

Nur eine Lücke hatte der Reisebericht zu beklagen. Rothe hatte in Halle Tholuck nicht vorgefunden, der seine Ferien über stets bei Schülern, frommen Verbindungen oder sonstigen Parteigenossen umherstreifte. Obwohl ihre theologischen Wege jetzt weit auseinandergingen, hatte die alte Freundschaft doch vorgehalten. Aber es ist interessant, wie aus dem einst so nachgiebigen und fügsamen Rothe eine in sich gefestete, vornehme Persönlichkeit geworden war, während Tholuck je länger, je mehr sich zum Gelehrtenoriginal von zweifelhaftem Geschmack entwickelte. Das Wiedersehen, das in Halle nicht möglich gewesen, fand im folgenden Jahre in Heidelberg statt. Im Oktober 1863 meldet Rothe an Johannes Mänß: „Tholuck kam wenige Tage nach Deiner Abreise hier durch. Ich bin zu meiner Freude wieder einmal ein paar Stunden ziemlich ungestört mit ihm zusammen gewesen, und habe von neuem gefunden, daß man auch bei Differenzen auf wohlthuende Weise eingehend mit ihm verhandeln kann." In der That hatte der alte Tholuck keine Spur mehr von dem Fanatismus seiner Jugend. Nachdem er seit 1852, verführt durch das reiche Material des Wittenberger Universitätsarchivs, über das Privatleben der Wittenberger Orthodoxen und ihre persönlichen Händel eine sehr aufrichtige Geschichtsdarstellung begonnen hatte*), erklärte Hengstenberg, Tholuck habe die Sünde Hams an seinem Vater Noah begangen und die Lutheraner rechneten ihn fortan zu den schlecht Gesinnten. Dazu kam ein Anderes; je älter Tholuck wurde, um so mehr kehrte die Neigung zum Aparten wieder, die seine Jugend gedrückt hatte. Im ausschließlichen Umgang mit unreifen jungen Menschen wurde er der bekannte skurrile Studentenvater, an dessen Späßen gebildete Leute unmöglich sich ergötzen konnten, die aber pietistische Geschmacklosigkeit als große Originalitäten belachte. Studenten, die seine Gastfreundschaft zum ersten Mal genossen — er war seit 1838 wieder mit einer Gemmingen verheirathet —, suchte er regelmäßig mit der Frage in Verlegenheit zu setzen: „Könnten Sie meine Frau lieben?" Da die Meisten aber wußten, was ihnen

*) Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im siebzehnten Jahrhundert, 1852. Vorgeschichte des Rationalismus, 1853—1862. Geschichte des Rationalismus, 1865.

bevorstand, hatten sie sich schon zuvor die nöthige Antwort von der christlichen Liebe ausgedacht. Andere fragte er, warum der liebe Gott so viele Chinesen und so wenig Preußen geschaffen habe? Welche Aehnlichkeit zwischen dem Duft eines Veilchens und dem Ton einer Flöte sei? Ob der Student Amos oder Schiller höher stelle? Warum die Bäume Blätter hätten und keine Haare? Ob Adam als Kind oder als Mann erschaffen worden sei? So durfte er sich auch nicht wundern, wenn er gelegentlich auf solche „blaue Fragen", wie die Studenten sie nannten, naseweise Antworten erhielt, wie denn Einer, der die Frage bereits kannte, erwiderte, Gott habe in seiner Weisheit eingesehen, daß der König nicht so viele Förster anstellen könne, um allen Bäumen Zöpfe zu flechten, und ein Anderer, Adams Briefe bewiesen, daß er schon ziemlich verständig gewesen sei, als er im Paradiese zum Bewußtsein kam. „Wo haben Sie denn Adams Briefe gelesen?" fragte Tholuck. „Bei Jean Paul," war die prompte Antwort. Ein Anderer stellte auf Tholucks Frage, warum über Propheten und Apostel gepredigt werde und nicht über Schiller und Goethe, die verfängliche Gegenfrage, warum über das blutdürstige Judenbuch Esther gepredigt werden dürfe und nicht über das schöne Apokryphum Jesus Sirach? So zog zuweilen der Consistorialrat den Studenten gegenüber entschieden den Kürzeren. In seinen Universitätspredigten brachte er ganz specielle Angelegenheiten des Studentenlebens auf die Kanzel. So hat er einmal eine volle Predigt den Studentenverlobungen gewidmet, die nach seiner Meinung meist unglückliche Ehen im Gefolge hätten. Die Folge war zuweilen ein Besuch derer, die sich getroffen fühlten, und die er dann in specielle Seelenpflege nahm. Einen Studenten, der ihm von seiner Mutter empfohlen war, suchte er des Morgens um sechs Uhr im Bette auf, da er zu keiner Tagesstunde zu Hause zu finden war, oder auf dem Karzer. Der Sünder versprach schließlich auch sich zu bessern. Aber fünf Tage später wurde Tholuck am späten Abend herausgeklingelt und ihm ein Zettel zugestellt. Als er ihn eröffnete, erkannte er die Hand seines Pfleglings, der schrieb: „Tholuck seufzt, Tholuck betet, aber es wird fortgesoffen." Von Leuten, die bei seinen Spaziergängen nicht den Mund aufgethan hatten, verabschiedete er sich mit den Worten: „Ich danke Ihnen für die gehabte Unterhaltung." In der „bekannten Sophaecke" wußte er aber die Leute über ihre intimsten Gewissensgeheimnisse zum Reden zu bringen oder sie durch Schweigen in solche Verlegenheit zu setzen, daß ihnen der Schweiß ausbrach*). Seine Theilnahme entsprang übrigens auch jetzt noch jener Neugierde, zu der er sich in seiner Jugendgeschichte selbst bekannt hat. Der Meininger Kirchenrath Dreyer erzählte, Tholuck habe ihn

*) Diese und andere Proben derartiger Späße in der sehr lesenswerthen Biographie Tholucks von Witte.

nie beachtet, bis er aus dem Wingolf austrat. Nun aber regte sich Tholucks Neugierde und er zog den Abtrünnigen an sich, um Dreyers Gründe zu erforschen. „Schließlich gab er mir den besten Rath," sagte Dreyer, „den ich ihm heute noch danke, der war: ‚Gehen Sie zu Rothe'". Uebrigens entließ er die Studenten nicht aus seiner Seelenpflege mit ihrem Abgang von der Universität. In den Ferien besuchte er sie in ihrer Heimath und sprach bei den christlichen Verbindungen ein. Auf solchen Wanderungen hatte er meist einen Studenten als Reisemarschall bei sich. Als ein Solcher einmal das Gepäck nicht weiterbefördert hatte, fragte ihn Tholuck: „War das nun Zufall oder Fügung?" Der aber antwortete in lobenswerther Selbsterkenntniß: „Eine niederträchtige Bummelei war es." In seiner Rede bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum bekannte der alte Tholuck sich selbst zu dem Grundsatze: „Lieber mit den Candidaten als den Pastoren, und lieber mit den Studierenden als mit den Candidaten," das sei als Professor stets seine Losung gewesen, woraus man freilich schließen könnte, daß seine Leute im Amt nicht liebenswürdiger wurden. Es ist bezeichnend für Rothe, daß trotz der natürlichen Abneigung, die seine feine Natur gegen solche Schnurrpfeifereien empfinden mußte, er dennoch dem alten Freunde Treue hielt und ihn nahm, wie er nun einmal war, ja an der geistigen Lebendigkeit und unermüdlichen Rührigkeit des Jugendgenossen seine Freude hatte. Auf die Dauer freilich halten solche populäre Künste auch bei den Studenten nicht vor. Während der gemessene und zurückhaltende Rothe bis zu seiner letzten Stunde der Gegenstand der ehrerbietigsten Dankbarkeit der akademischen Jugend blieb, sollte Tholucks einst so große Thätigkeit völlig versanden. Als auch in Preußen der Wind umzuschlagen schien, empfand Tholuck zuerst die Wirkung. Im exegetischen Examinatorium hatte er 1874 einen einzigen Zuhörer. Im Sommersemester 1875 traf er in seinem Auditorium nur noch leere Bänke. Am folgenden Tage versuchte er es nochmals, aber mit dem gleichen Erfolge. In der Anzeige der Vorlesungen stand von da an bei seinem Namen der Vermerk: scholas non habebit. Beklemmungen und Beängstigungen, bald auch Wahnvorstellungen stellten sich bei ihm ein. Besucher erkannte er nicht mehr oder verlor bald den Faden. Am 10. Juni 1877 wurde er endlich von diesem traurigen Leben erlöst. Rothe hatte gerade bei den glänzenden Anfängen Tholucks in die geflissentlich getriebene Ueberschätzung des Halle'schen Streiters nicht eingestimmt. Den alten Mann vertheidigte er und hielt bis zu seinem eigenen Scheiden treu an ihm fest.

Von den andern Intimen Rothe's starb Hahn im Mai 1863. Rothe hatte mit dem orthodoxen und gefürchteten Generalsuperintendenten, trotz aller kirchenpolitischen Meinungsverschiedenheiten in herzlicher Freundschaft fortgelebt, wozu sein lebendiger Familiensinn und die Pietät gegen den älteren Verwandten

viel beitrug. Nunmehr war er selbst in das Lebensalter eingetreten, in dem die Gefährten der Jugend neben uns zu fallen pflegen wie Blätter vom herbstlichen Baume. Im Winter 1862 war auch Stier gestorben und Rothe schreibt in Erinnerung an die Wittenberger Zeit: „Von dem Viergespann, das im Seminar am engsten verbunden war, bin ich nun allein noch übrig. Gründler ist schon längst heimgegangen und von Hof schon seit Jahren.“ Unter diesen Verhältnissen mußte er sich an die neue Generation halten, von der die Söhne seiner Freunde Mänß und Winckler, seine Pathen, um seinetwillen in Heidelberg studierten und ihm eine zärtliche Verehrung widmeten. Für sie gab er eigene Studentengesellschaften an ihren Geburtstagen und war ihnen ein treuer Ohm. Im Hause war es darum lebendiger als vordem.

In jeder Weise schien Rothe so ein heiteres und sorgenfreies Alter beschieden. Hatte es doch den Anschein, als ob auch das Parteileben sich beruhigen und freundlicher gestalten wolle, nachdem jede Richtung ihren Vertreter im Kirchenregiment besaß und der Landesherr sich entschieden auf Seite des Gemeinderechts und der Gewissensfreiheit gestellt hatte. Rothe selbst war der Meinung, das kirchliche Leben werde eine ähnliche Entwicklung nehmen wie das politische. „Man hat lang geglaubt,“ schreibt er am 4. März 1862, „ohne diplomatische Künste und Ränke lasse sich politisch nicht regieren, nachgerade kommt man aber nach Abnutzung aller dieser Mittel dahinter, daß man auch in der Politik nur durch Redlichkeit und Wahrhaftigkeit etwas Rechtes wird ausrichten können.“ So werde man auch in der Kirche noch lernen, ohne die seitherigen Mittel auszukommen. Vielleicht wären seine Hoffnungen in Erfüllung gegangen, wäre nicht von Preußen her fortwährend gehetzt und geschürt worden. Woche für Woche brachte die Neue evangelische Kirchenzeitung die bittersten Angriffe auf Personen und Einrichtungen, die aus Baden datiert, aber von Beyschlag in Halle geschrieben waren. Nach Hengstenberg war ja der kirchliche Friede in Baden doch nur „die Ruhe der Bestie, welche einen guten Raub verzehrt hat und nun ruht, bis derselbe verdaut und der Hunger von neuem erwacht ist. Nachdem die ‚denkenden Männer und Frauen‘ auf Kosten Jesu Christi (!) ihre Befriedigung erlangt haben, werden seiner Zeit auch die nicht denkenden aber hungrigen und jedenfalls durstigen an die Reihe kommen.“ Auch Beyschlag, der durch Bethmann-Hollweg als Professor nach Halle berufen worden war, hielt es für ein Verdienst „die Bestie“ in ihrer Mittagsruhe so oft als möglich zu stören. So erschien er zu dem Jahresfeste des Diakonissenhauses, im Sommer 1862, in Karlsruhe und ermahnte in seiner Festrede die Gemeinde der Gläubigen, treu auszuhalten in den trüben Zeiten, die durch den Sieg des Unglaubens über die badische Kirche gekommen seien. „Ich brauche,“ sagte er*), „die Dinge

*) Süddeutsches evang.-prot. Wochenblatt, 1862, S. 8.

nicht beim Namen zu nennen, die über die Kirche dieses Landes hingegangen sind — sind doch allenthalben, wo ihr beisammen seid, euere Herzen davon erfüllt und bewegt. Wer von fernher in euere Mitte tritt, der könnte ja versucht sein zu fragen: ‚Wie könnt ihr Feste feiern, indeß der Sturm hinfährt über das stille Wachsthum des Reiches Gottes in euerer Mitte und die geheiligten Fundamente der christlichen Gemeinschaft unter euch in Frage gestellt sind?'" Mit Recht setzte der Berichterstatter über diese Rede hinzu: „Daß die Glieder des ‚Freundeskreises' überall, wo sie beisammen sind, ihrem bewegten Herzen Luft machen, nimmt ihnen niemand übel. Eine Insolenz aber ist es, wenn ein Gast seinem aus mancherlei Theilnehmern bestehenden Publicum derlei Artigkeiten über die Zustände, in denen es lebe, an den Kopf wirft, zumal wenn man die obersten Vertreter der neuen Ordnung zu dieser Feier eingeladen hatte." Die Naivetät, mit der Beyschlag die Herrschaft seines Freundeskreises mit dem Wachsthum des Reiches Gottes identificiert, hat Rothe stets belächelt, mit sittlichem Unwillen aber klagte er, wie Winckel erzählt, der ihn im Herbste 1862 besuchte, über die Anmaßung, mit der diese Leute jede andere Anschauung als Unglauben zurückwiesen und über die Indifferenz in der Wahl der Mittel, die sie sich für ihre vermeintlich frommen Zwecke erlaubten, die nur zu sehr die nahe Verwandtschaft bekundete mit jenem bösen Erbfeinde des Protestantismus, der gleiche Grundsätze befolge. So war denn der Parteistreit bald wieder in bestem Gang. Schenkel, der einst sogar den Roman des Rauhen Hauses, Eritis sicut deus, mit lautem Beifall begrüßt hatte, bezeichnete 1862 in seiner Schrift: „Die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung" das Elberfelder Waisenhaus mit den Bußkrämpfen seiner bis zur Geisteskrankheit aufgeregten Kinder, und das Hamburger Rauhe Haus mit der in alle Welt hinausziehenden streitbaren Schaar seiner fanatischen Zöglinge als zwei Beispiele des entarteten Pietismus und gerieth darüber mit Wichern in eine bittere Controverse, die von beiden Seiten recht unliebenswürdig geführt wurde*). Daß den frommen Rothe dieser sich neu entflammende Theologenzank und der auf beiden Seiten sich steigernde Agitationseifer keineswegs sympathisch berührte, ist aus seinen stillen Stunden leicht herauszulesen. „Ich liebe das öffentliche Leben von Herzen, aber das öffentliche Schwadronieren und Rumoren hasse ich." „Im Frühling kommen die Kröten und die Frösche und das Gewürm hervor: auch dieß ist ein Anzeichen davon, daß ein neuer Lebensgeist sich regt in der Natur." „Wer nichts gelten kann, ohne daß ihm eine Reihe von Nullen angesetzt wird, und nichts desto weniger etwas gelten will, der muß sich freilich eine Partei machen." Dennoch bleibt er dabei: „Nie und nimmer soll eine gute Sache durch ihre schlechten Vertreter Gegenstand der Verachtung und des Widerwillens werden."

*) Wichern, Ges. Schriften III, 1041.

Daß Rothe sich nicht wieder aus dem öffentlichen Leben wie früher zurückziehen konnte, dafür sorgte seine Zugehörigkeit zur ersten Kammer, die damals ein wichtiger Factor des badischen Staatslebens geworden war, nicht zum wenigsten durch die anregende Thätigkeit des vielgewandten Bluntschli. Rothe empfand diesen Antheil am parlamentarischen Leben als eine Erfrischung und als dankenswerthe Bereicherung seiner Thätigkeit und seiner Erfahrungen. „Für mich war es lehrreich," schreibt er, „in einen Kreis von Menschen hineinversetzt zu werden, mit dem ich sonst gar wenig Berührungen habe. Ich kann nur sagen, daß auch in ihm mein übelberufener Optimismus neue Nahrung gefunden hat. Meine Erfahrung ist auch hier die alte gewesen, daß es in allerlei Volk gar nicht so wenige Menschenherzen giebt, die Bedürfniß und Sinn für das Heilige haben, wenn anders nur kein Heiligenschein um dasselbe herumgemalt wird*)." Da Rothe seine frühere Abneigung gegen öffentliche Versammlungen jetzt überwunden hatte, so nahm er am 15. October 1862 auch zum ersten Mal an der Durlacher Conferenz, der vierten der liberalen Aera, Theil. Schon die Präsenzliste derselben zeigt, daß diese Conferenz nicht mehr wie die früheren unter Ullmann ein Conventikel der orthodoxen Pfarrer, sondern ein Stelldichein aller führenden protestantischen Kirchenfreunde war. Von den Ministern bis zu den Vicaren und Privatdocenten waren alle Kreise vertreten und beeilten sich, Rothe ehrerbietigst zu begrüßen. Das Präsidium übernahm der Heidelberger Professor der Nationalökonomie und langjährige Kirchenälteste, Geh. Rath Rau. Der erste Redner, Dekan Zittel aus Heidelberg, warf zunächst einen Rückblick auf die Schicksale der neuen Verfassung, mit deren Vorberathung sich die vorangegangenen Conferenzen beschäftigt hatten und constatierte, daß die Weissagungen, durch das allgemeine Wahlrecht werde die Kirche dem unkirchlichen Haufen ausgeliefert, sich als eitle Gespensterfurcht erwiesen habe. Ueberall haben sich nur die kirchlich gesinnten Elemente an den Wahlen betheiligt und die Weise der Betheiligung war ebenso würdig wie das Resultat erfreulich. Lücken, die sich in den neuen Gesetzen herausgestellt haben, würden sich leicht ausfüllen lassen; dahin rechnete Zittel den Mangel einer genaueren Wahlordnung für die Diöcesansynoden, das Bedürfniß näherer Bestimmungen über den Recurs an den Landesbischof und Aehnliches. Den Grund des fortgehenden Kampfes der Parteien sieht Zittel nach wie vor in dem Gegensatze der Lehrsysteme, es sei aber zu hoffen, daß dieser Gegensatz an Bedeutung verliere, sobald man den Aufbau des kirchlichen Lebens und nicht die theologischen Doctrinen als die Hauptaufgabe in den Vordergrund stelle. Da durch die neue Verfassung der Schwerpunkt in die Gemeinde selbst verlegt sei, glaubt Zittel auch voraussagen zu dürfen, daß wir uns bereits auf dem Wege zu diesem beruhigteren Zustande befinden.

*) An Winckel, 14. August 1864.

Der zweite Redner, Schenkel, referierte über die Angriffe der Gegner auf die neue Verfassung, die in Schenkels Weise eine drastische Abfertigung erfuhren. Der dritte Referent, Stadtpfarrer Otto Schellenberg aus Mannheim, befürwortete eine fester geschürzte Organisation der Partei, die bald in dem Protestantenverein auch die auswärtigen Gesinnungsgenossen einbezog. Als Redner trat Rothe nicht auf, aber er war trotzdem das geistige Haupt der Versammlung, zumal er als Mitglied der ersten Kammer und des Oberkirchenraths viel um Rath gefragt wurde und am besten über alles unterrichtet war, was vorging. An Einwendungen seiner alten Freunde gegen die gemischte Gesellschaft, in die er hier gerathen sei, fehlte es nicht, er aber schrieb in sein Tagebuch: „Im öffentlichen Leben muß man der Strömung der Geschichte folgen, unangesehen, wie die nächsten Organe aussehen. Man folgt ja nicht diesen, sondern dem, dessen Organ sie sind, oft ohne es selbst recht zu verstehn."

Schon dieser flüchtige Ueberblick über die neuen Beziehungen, in die Rothe seit dem 22. Juni 1861 eingetreten war, zeigt klar die große Erweiterung seiner Thätigkeit und seines Wirkens. Mag die vieljährige Zurückgezogenheit seiner wissenschaftlichen Arbeit zu gut gekommen sein, praktisch fruchtbarer wurden die sechs letzten Jahre seines Lebens und auch das ist nicht zu verkennen, daß Rothe's Gemeinschaft mit Bunsen und Schenkel ihm einen weiteren Gesichtskreis eröffnet hatte als einst die Verbindung mit Heubner oder mit Dorner und Bleek. Zum Reformator ist Rothe doch erst durch Schenkel geworden, und Schenkels größtes Verdienst in unseren Augen ist eben dieses, daß er Rothe fast gegen dessen Willen in die kirchenpolitische Arena hineinzog und ihm ermöglichte, was er als Ethiker gelehrt als Politiker zu verwirklichen. Den Uebergang zu dieser reformatorischen Thätigkeit bildeten einige Schriften Rothe's von des geistlichen Standes Besserung, die zuerst das Programm des Protestantenvereins entwickelten.

XVIII

Vorschläge zur Reform der evangelischen Kirche

Es ist im öffentlichen Leben zuweilen nöthig, sehr selbstverständliche Wahrheiten mit großem Nachdruck in's Gedächtniß zurück zu rufen. Niemand verstand das besser als Schenkel, der solche Sätze in einer Weise vortrug, als ob er den Hörern damit ein großes Geschenk mache. Aber auch Rothe's Reformpredigt enthält im Grund wenig Neues. Wenn die Kirche eine Gemeinschaft des Glaubens sein soll, so ist damit natürlich der Glaube der Lebenden gemeint, nicht der der Urahnen. Wenn sie eine freiwillige Gemeinschaft ist, muß sie auch den Gliedern gleiche Rechte geben. Wenn sie eine Lehre überliefert, müssen Lehrer und Lernende dieselbe auch logisch möglich finden. Das sind sehr triviale Wahrheiten, aber in der verkehrten Welt, in der die Theologen seit 1840 lebten, war es nöthig sie auszusprechen und man muß zugestehen, daß Rothe das in geistvoller und der ihm eigenthümlichen, herzlichen Weise gethan hat. Seine Gedanken bei Gründung des Protestantenvereins werden gewöhnlich aus den Reden entwickelt, die er auf den verschiedenen Versammlungen desselben hielt. Diese Gedankenwelt liegt aber schon völlig offen in einer Reihe von Aufsätzen vor, die Rothe vor der Stiftung des Vereins bei Beginn des Jahres 1862 in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift veröffentlichte. Wie Rothe die kirchliche Lage betrachtete und wie ihm seine eigene Betheiligung an der Reformbewegung als Mitarbeit zum Aufbau und nicht zur Destruction der Kirche erschien, das hat er nirgend schöner ausgesprochen als in seinen Beiträgen „zur Orientierung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche", in denen er in seinem beweglichen Gemüthstone es den Theologen an's Herz legte, neue Wege zu suchen, um die der Kirche entfremdeten Kreise mit dieser zu versöhnen, da doch jeder, der sehen wolle, erkennen müsse, daß die seitherigen nicht zum Ziele führten, sondern die Kluft vertieften. Man kann diese literärischen Aeußerungen als Ouvertüre zur Gründung des Protestantenvereins betrachten. Der Mann, der der Kirche das Aufgehen im Staate ge-

weissagt hatte, machte hier selbst einen letzten Versuch sie als Kirche zu retten; lehnte sie diesen ab, so wußte auch er keinen Rath.

Rothe geht aus von den Angriffen auf die jetzt durch den Großherzog sanctionierte badische Kirchenverfassung, die von der gesammten preußischen Orthodoxie als Auslieferung der Kirche an den Pöbel verschrieen wird. Dabei wirft er die Frage auf, welche andere Wege denn eingeschlagen werden könnten, um die Gemeinden in das kirchliche Leben activ herein zu ziehen? „Daß etwas faul ist in unsern kirchlichen Verhältnissen," sagt er, „ist schon längst eine ziemlich allgemeine Ueberzeugung, aber wo der Fehler eigentlich liege, das ist noch immer eine gar streitige Sache." Als die Freiheitskriege den religiösen Sinn wieder belebt hatten, waren der despotische Staat und die rationalistische Kirche wenig geeignet der neuerwachten Frömmigkeit eine ihr zusagende Heimath zu bieten; so flüchtete die Frömmigkeit in die Kreise der noch übrig gebliebenen Stillen im Lande, das heißt sie wurde Pietismus. Aber der Pietismus ist das ausschließlich religiöse, also nicht das religiös-sittliche Leben. „Darum ist er nicht nur nicht jedermanns, sondern auch nicht jedes Christen Sache." Das neue religiöse Leben wurde auf diese Weise Conventikelwesen, da ein christliches Volk als ein pietistisches nicht denkbar ist, und der Pietismus kein Volkschristenthum sein kann. „Ein pietistisches Volk (wenn es ein solches geben könnte) wäre als Volk zu Grunde gegangen."

Zunächst hatte die Theologie die Folgen der neuen Lage zu tragen. Weil der Pietismus zum Rationalismus von Haus aus im Gegensatze stand, glaubten seine theologischen Vertreter ihre Hauptaufgabe in der Restauration derjenigen theologischen Anschauungs- und Vorstellungsweisen zu finden, welche die voraufgegangene Periode der Aufklärung und des Rationalismus umgestoßen hatte. „Es dünkte uns ganz selbstverständlich, daß mit dem alten evangelischen Glauben auch die alte evangelische Theologie wieder auferstehen müsse. Anfänglich ging es dabei wirklich auf völlig unbefangene Weise zu. Aber bald mußten wohl im Fortgang der theologischen Arbeit Thatsachen genug zu Tag kommen, welche die Täuschung an's Licht stellten, die in jener naiven Voraussetzung lag, und wenn man sie auch jetzt noch festhielt, so hatte es freilich ein Ende mit der unschuldigen Unbefangenheit. Es ist notorisch, daß gleichwohl viele Theologen wirklich auf dem anfänglichen Standpunkt beharrten und grundsätzlich — nun aber freilich in einem ganz andern Geiste, als es von vorn herein geschehen war — daran arbeiteten, die alte Theologie in ihren ehemaligen Besitzstand wieder einzusetzen, und als die allein legitime proclamierten, sowie daß in einem großen Theile des protestantischen Deutschlands eben diese Theologie je länger desto ausgesprochener die eigentlich officielle wurde. Das jetzt lebende Geschlecht kennt diese Vorgänge

zum großen Theil aus eigener Anschauung.“ Da dieser Glaube nur ein ohne innere Wahrheit repristinierter war, wurde seine nothwendige Begleiterin die Furcht vor der Wissenschaft. Als Zweites kam dazu die Furcht vor dem Freiheitssinn, der damals freilich oft revolutionär wurde, weil man ihm keinen Spielraum zu seiner natürlichen Bewegung ließ. Lediglich aus Servilität gegen die Machthaber möchte Rothe das Umsichgreifen der Orthodoxie und des Pietismus dennoch nicht ableiten. Es kommt vielmehr dabei in erster Reihe eine Rücksicht auf das Amtsleben in Betracht, die naturgemäß in dieser Richtung wirken mußte. „Wir Geistliche,“ sagt Rothe, „sollen unsern Gemeinden Führer zu Christo sein. Sind wir etwas werth, so wollen wir das auch wirklich und sinnen Tag und Nacht darüber nach, wie wir es anzustellen haben, um dies zu sein und zu leisten. Es ist uns nicht etwa gleichgültig, ob wir Erfolge unserer Thätigkeit an der Gemeinde sehen, und in welchem Umfang, denn sehen wir keine, so ergreift uns sehr natürlich die Besorgniß, daß auch keine vorhanden sein mögen. Da sehen wir uns dann bei den Amtsbrüdern um, nahe und fern, und forschen nach, wie diejenigen von ihnen das Werk angreifen, die am meisten im Rufe stehn, in vollem Segen zu arbeiten. Das bleibt uns denn auch nicht lange ein Geheimniß. Diejenigen, welche von außen angesehen, die augenfälligsten Erfolge aufzuweisen haben, sind ohne alle Frage die Männer, die ihren Gemeinden auf der Grundlage einer Autorität, die über jede Untersuchung hinausgerückt wird, eine bis auf das Pünktchen fertige, in ganz bestimmte Schlagworte gefaßte und dabei möglichst sinnlich ausgeprägte, handfeste dogmatische Lehre verkünden, und zwar mit scharfer Exclusivität. Es sind Pastoren, die für die praktische Ausübung ihres Christenthums ihrer Heerde objectiv ganz genau feststehende und möglichst leicht, mechanisch zu handhabende Formen, mit einem Worte einen fertigen religiösen Methodismus, vorzeichnen. Will man auf die Menschen, zumal auf die weniger gebildeten Klassen eine Wirkung hervorbringen, so muß man eben das, wofür man sie gewinnen will, ihnen in einer möglichst massiven und darum unmittelbar handgreiflichen Fassung entgegenbringen. Bündige und handfeste Anweisungen wirken hier am sichersten. Die mit dieser Methode erzielten Erfolge werden oft in's Große gehn; nämlich dem äußern Anschein nach. Denn wie es sich mit ihrer wirklichen Beschaffenheit verhält, ist eine ganz andere Frage, auf die das jüngste Gericht die definitive Antwort geben wird, vermuthlich zur nicht geringen Ueberraschung mancher, die in solchen Erweckungen das Reich Gottes mit Macht hereinbrechen sahen. Gewiß, die christliche Frömmigkeit, die auf diese Art gesät worden und aufgegangen ist, wiewohl sie ihrer Gläubigkeit gar sicher ist und um sich her nichts sieht als Unglauben, steht in den meisten Fällen thatsächlich dem Erlöser um kein Haar näher als der von ihr bemitleidete sogenannte Unglaube,

wo nicht etwa sogar viel ferner. Aber daß ein redlicher Pfarrer sich über diese eigentliche Sachlage täuschen kann, ist leicht zu begreifen." Auf diese Weise ist es gekommen, daß schon vor den Revolutionsjahren 1848 und 1849 Orthodoxie und Pietismus einen gewaltigen Aufschwung nahmen und den Rationalismus zurückdrängten. Während der Revolution hatte Rothe in seiner Rectoratsrede vom 22. November 1848 auf's schärfste Front gemacht gegen die Excesse eines Arnold Ruge und Ludwig Feuerbach. Jetzt, nach dem Siege der Reaction, erinnert er eben so bestimmt an die geschichtliche Nothwendigkeit jener Bewegung. „Auch bei den Erscheinungen dieser, man darf wohl sagen denkwürdigen Jahre, hatte man hier nach alt beliebter Weise wieder nur für die Ausartungen ein Auge, nicht aber für den in ihnen hervorbrechenden neuen welthistorischen Trieb." So hatten die Erfahrungen der Revolutionsjahre nur die eine geschichtliche Wirkung, die Reaction gegen alle freiheitlichen Tendenzen gewaltig zu verstärken. Der kräftigere Zug zur Kirche hätte aber nur dann Dauer haben können, wenn die Kirche selbst sich in der Art gestaltete, daß sich die Laien in ihr mit innerer Wahrheit bewegen und für sie genießbare Nahrung finden konnten. Diese Bedingung aber erfüllte die Kirche nicht, wenigstens nicht für die ungeheuere Mehrzahl, welche sich weder die altkirchliche Orthodoxie noch den Pietismus aneignen konnte. So trat an Stelle jenes religiösen Aufschwungs der zwanziger Jahre der dermalige Zustand: ein großer Theil unserer Bevölkerungen, und von den Gebildeten weitaus die Mehrzahl, hält sich fern von der Kirche, ist ohne Sinn und Herz für sie und ohne eine andere Theilnahme an ihren Lebensverrichtungen außer derjenigen, die etwa die Ordnungen des bürgerlichen Gemeinwesens unumgänglich fordern. Daß dieser betrübende Zustand als etwas hingenommen wird, was sich nun einmal nicht ändern lasse, erscheint Rothe als eines der traurigsten Zeichen der Zeit. Den wahren Freunden des Volks sollte ein solcher Zwiespalt Nachdenken erregen; der Gleichmuth, mit dem die Gläubigen ihn als etwas Selbstverständliches hinnehmen, begreift sich nur aus ihrer dogmatischen Verbildung. Ein wirkliches Christenherz müßte dieser Anblick, wie die Massen sich von Christus abwenden, im Innersten zerreißen. „Von diesem Schmerze bemerkt man jedoch nicht viel bei unsern kirchlich Gläubigen. Statt den Unkirchlichen entgegen zu kommen mit anknüpfender und auf ihre Gemüthsstellung eingehender Liebe, begnügen sie sich in der Regel damit, die draußen Stehenden, sobald sie auf das Wort von Christo in der Form, in welcher es von der Kirche überliefert worden ist, nicht hören wollen, als für den Glauben an den Erlöser Unempfängliche, weil dem Zuge seines Geistes hartnäckig Widerstrebende, zu verurtheilen und aufzugeben. Wie sie diejenigen, die nicht zu den Ihrigen zählen, ansehen, das zeigte sich besonders deutlich bei Conflicten, wie wir sie in letzten Jahren in Baden er-

lebten." Einer solchen Sturmfluth, die die ganze Bevölkerung bis in die Tiefen aufwühlt, muß doch eine wenigstens relativ als wohlbegründet anzuerkennende Veranlassung zu Grunde liegen, sie kann nichts Gemachtes sein, wenn sie die verschiedensten Klassen und darunter die notorisch Hochachtbaren ergreift. „Aber nein, diese Unterstellung liegt unsern kirchlich Gläubigen fern. Sie finden die eigentlichen Motive solcher Massenerhebungen in lauter außerkirchlichen Interessen und zwar in völlig unreinen und böswilligen, ja wohl gar in positiver Feindseligkeit nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen den Heiland selbst." Sie selbst freilich verschmähen Massenbewegungen gar nicht, wo sie ihren Zwecken dienlich sind. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich einen erschreckenden Eindruck davon empfangen habe, wie leichthin die Männer dieser Seite ihre Gegner moralisch wegwerfen, wie es ihnen gar nicht der Mühe werth erscheint, die Beschwerden und Forderungen derselben aus der Nähe zu untersuchen, ja auch nur die Möglichkeit zu setzen, daß jene doch vielleicht mit ihnen in ihrem Rechte sein könnten. Und wenn ich mich darüber allerdings innerlichst entrüstet fühle, so brauche ich mich dessen nicht zu schämen." Manche der kirchlich Gläubigen trösten sich, mit der Zeit werde unser Volk schon erwachen und wieder zum alten kirchlichen Glauben zurückkehren. Allein diese Hoffnung ist eine leere. „Der geistige Horizont des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist ein für allemal untergegangen, auch für die christliche Frömmigkeit als spezifisch evangelische. Ihn wieder heraufzubeschwören, dazu reicht keine menschliche Macht hin ... Unter allen Umständen aber ist es eine wunderliche Rechnung, die Aufhebung der Entfremdung von der Kirche von der Repristination eben desjenigen Zustands in ihr zu erhoffen, der ursprünglich diese Entfremdung herbeigeführt hat. Es ist platterdings unmöglich (und bei ruhiger Ueberlegung müssen wir uns freuen, daß dem so ist), daß in der Entwicklungsperiode der Christenheit, in deren Anfängen wir stehen, die altkirchliche Vorstellung von der heiligen Schrift und der Inspiration, die athanasische Trinitätslehre, die chalcedonensische Lehre von der Person Christi, die anselmische oder irgendwelche andere juristische Genugthuungslehre, die Lehre von einer, wie immer verhüllten Magie der Wirksamkeit der Sacramente u. s. w. wieder im Großen die ehrliche Ueberzeugung der Gebildeten werde, wenn auch einzelne, auf individuelle Veranlassungen und Motive hin, sich gerade auf dergleichen Dogmen leidenschaftlich pikieren mögen." Als Sophisten wohl, nicht aber als redliche Leute können wir solche Vorstellungen in unser Gedankensystem eingliedern. „Wenn nun eine Rückkehr unseres deutsch evangelischen Volks im Großen und Ganzen zur Kirche in ihrer alten Gestalt nicht zu erwarten steht, wenn die kirchliche Frömmigkeit in der orthodox

pietistischen Form auch künftighin nicht die Sache unseres Volks wird sein können, sondern nur die Heimath eines verhältnißmäßig kleinen Bruchtheils von individuell zum Pietismus Veranlagten, und zwar überwiegend aus dem Theil der Bevölkerung, der auf das geistige Leben der Nation nur einen vergleichungsweise unbedeutenden Einfluß übt, sollen wir uns darein ruhig und müßig ergeben, oder vielmehr *dürfen* wir das? Ich antworte mit einem entschiedenen: „*Nein*." Der Pietist freilich steht auf anderem Standpunkt. Nach ihm bleibt die Welt die Welt. Anstatt, daß sie sich allmählich in ein Reich Christi umgestaltete, bildet sie vielmehr je länger desto offenkundiger sich zum antichristlichen Reiche aus. Daneben steht die kleine Schaar der Erwählten, die Christus durch alle Kämpfe zur himmlischen Seligkeit hindurchführt, bis er schließlich selbst erscheint, die sündige Welt vernichtet und das kleine Häuflein in die ewige Seligkeit aufnimmt. Aber wäre ein solcher Christus, der die Welt im Ganzen dem Bösen überläßt, wirklich *der Erlöser*? Einige Theilchen gewinnt er; aus der Menschheit im Ganzen aber vermag er nichts Würdiges zu machen. Erlöser ist er doch nur, wenn er die Geschichte der ganzen Menschheit beherrscht, führt und zum ewigen Ziele leitet. An dieser Arbeit sollen wir uns betheiligen und nicht die Welt dem Bösen überlassen, während wir uns getrösten, daß *wir* ja zu den Erwählten zählen. Auch die Schrift lehrt, daß am Schlußpunkte der irdischen Weltgeschichte der Sohn dem Vater das Reich übergiebt als ein für den Vater gewonnenes, nicht als ein schauerliches Leichenfeld. Gerade als Christen also müssen wir jene Vorstellung ablehnen, mit der der Pietismus seinen hochmüthigen Separatismus rechtfertigen möchte. Darauf eben beruht der gegenwärtige Nothstand, daß die Kirche auf verhängnißvolle Weise sich von der Geschichte, von dem Strome der wirklichen Fortentwicklung des Lebens losgelöst und isoliert hat. Unser heutiges religiöses Leben ist confessionslos, die Orthodoxie hält auf ihre alten Bekenntnißschriften; der Pietismus ist Privatchristenthum, die Kirche aber muß einen Boden unter sich haben, und wo kann sie diesen finden als im Volke? Sie muß wieder die Seele des nationalen Lebens werden, aber um das zu werden, muß sie auf die dogmatisierende Form der Frömmigkeit verzichten und mit der Cultur ihres Volkes einen innigen Bund schließen. Sie hat nur noch die Alternative, ob sie eine Volkskirche sein will oder pietistische Erbauungsversammlung. Je mehr die Kirche ein ganzes, großes Volk umfassen will, desto weiter muß ihr Horizont sein, und desto mehr vernünftige Freiheit und freie Vernünftigkeit muß sie ihren Angehörigen, namentlich auch ihren Dienern, vertrauungsvoll gestatten. Eine Kirche, die eine Volkskirche sein will, darf in unsern Tagen vor allem nicht das Dogma in den Vordergrund stellen, denn *dogmatisch* ist eine religiöse Einigung eines ganzen Volks schlechterdings nicht mehr möglich.

Sobald man mit Dogmen umgeht, ist die Zwietracht unvermeidlich, und zwar eine recht unfromme und häßliche Art von Zwietracht. Summa, eine Kirche, die eine Volkskirche sein will, muß einen innigen Bund schließen mit dem Volksleben, mit der gesammten Cultur ihres Volks, und sich mit ihr in sympathische und freudig wetteifernde Wechselwirkung setzen, von ihr Förderung empfangend, aber auch ihr Förderung gewährend durch die Reinigung, Berichtigung und Erhebung ihrer Bestrebungen. Was ist nun der Grund, daß sich die Kirche mit der Cultur dieser Zeit nicht in's Einvernehmen setzen will? Oh ich schreibe es mit Erröthen nieder: Furcht für den Glauben an Christum! Das ist mir ein Glaube an Christus, der für sich und seinen Christus fürchten kann! Thörichte Furcht für eine Religion, die schon damals, als sie ihren Weltlauf begann, zuversichtlich wußte: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" So lang die Orthodoxie herrschte, hat nach dieser Meinung Christus die Welt regiert, dann aber hat er sie im Stich gelassen und die Fortführung des Werks dem Fürsten dieser Welt preisgegeben, der es nunmehr, etwa seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts, auf seine Rechnung betreibt. „Das nenne ich mir einen christlichen Glauben und eine christliche Weltanschauung!" Wer wirklich an Christum glaubt, nicht etwa an irgend eine dogmatische Festsetzung über ihn, der kann nicht anders, er muß a priori felsenfest gewiß sein, daß keine fortschreitende Bildung ihm und dem Glauben an ihn etwas zu Leide thun könne, er weiß auch, daß mit der fortschreitenden Cultur Christus in seiner ganzen Wahrheit und Hoheit sich immer deutlicher uns enthüllen wird. Daran wird nur derjenige zweifeln, der den Maßstab des Kindes anlegt, das die steifen byzantinischen Heiligenfiguren, weil sie auf Goldgrund in bunten Farben und mit Heiligenscheinen gemalt sind, herrlicher und erhabener dünkt, als die in ihrer schlichten Naturwahrheit hehren Gestalten der hohen Meister der griechischen Kunst. Aber das ist eben der Jammer, daß es nur so wenige giebt, die es für denkbar halten, daß man den alten vollen Christus unserer Evangelien unverkürzt festhalten könnte, wenn man auf die überlieferten dogmatischen Formeln verzichtet und ihn mit frischen Augen ansieht, dem eigenen Auge auch etwas zutrauend. „Nur, wenn wir eine solche Gemeinschaft zu bieten haben, der die Kinder dieser Zeit wahrhaftig und ehrlich angehören können, nur dann haben wir Aussicht, die entfremdeten Brüder wieder zu gewinnen. ‚Die Brüder? Sind sie denn Brüder?' fragen die kirchlich Gläubigen, ‚sind sie denn nicht Ungläubige, Unchristen?' Ich antworte in guter Zuversicht und so laut als ich es vermag: nein, das sind sie nicht." Wenn Christus heute wieder käme, so würde es viele „Ungläubige" hinziehen zu ihm und viele „Gläubige" würden ihn nochmals kreuzigen. Das aber wäre doch wohl die allersicherste Probe des Glaubens an Jesum. Denn, wen es zu dem wirk-

lichen Jesus hinzieht, nicht zu dem gemalten der theologischen Wissenschaft, der ist ein Gläubiger Jesu. Dieser wahre Glaube ist aber durchaus nicht an denjenigen Merkmalen sicher zu erkennen, welche die dogmatische und überhaupt die kirchliche Ueberlieferung aufstellt. „Ich habe in einem langen Leben erfahren, daß er nur zu oft da, wo man ihn nach jenen Etiketten voraussetzt, leider thatsächlich fehlt, dagegen thatsächlich sich da oft vorfindet, wo jene äußern Merkmale vollständig mangeln. Die Unkirchlichkeit der sogenannten Ungläubigen ist durchaus nicht immer religiöse Bedürfnißlosigkeit. Es kommt nur darauf an, wie man mit ihnen religiös anknüpft. Freilich, fällt man ihnen mit den religiösen Fragen über den Hals, bietet man ihnen gegenüber die Frömmigkeit aus wie ein Hausierer seine Waare, macht man aus der Rede von ihr ein Geschäft, eine Sache des Betriebs, oder versucht man, sie ihnen in methodistischer Weise als ein Gesetz über den Nacken zu werfen, wenn man dabei auch noch so salbungsvoll von lauterem Evangelium und Gnade und wider alles Gesetzeswerk *spricht*, behandelt man sie als von Christo völlig entfremdete Leute und legt nach allen Regeln der Kriegskunst die Belagerungswerkzeuge an sie an zum Sturmlaufen auf ihre Bekehrung; nun dann schnüren sie ihre Brust zu und legen dreifaches Erz um sie. Und wahrlich ich hätte kein gutes Gewissen sie zu loben, wenn sie das ohne Entrüstung über sich ergehen ließen. Aber wer ihnen nicht eine fertig zugeschnittene Wahrheit darbietet, sondern den Bruderarm zu gemeinsamem Suchen nach der Wahrheit, der findet in ihnen ganz andere Leute. Und müssen wir uns denn nicht freuen, wenn diese ‚Ungläubigen' sich nicht kopfüber blindlings in die kirchlichen Bekenntnisse hineinstürzen, ohne deßhalb mit ihrem Gewissen Rücksprache zu nehmen, wie so viele andere es thun, die auf die wohlfeilste Art ‚gläubig', dadurch aber um kein Haar bessere Menschen werden, außer daß zu ihrer Gewissenlosigkeit nun auch noch die leichtfertige Heuchelei hinzukommt?"

Um den Laien wieder Vertrauen zur Wahrhaftigkeit der Prediger zu geben, verlangt Rothe gerade das, was die Consistorien verbieten, daß die Zweifel und Einwürfe, die dem Dogma entgegenstehen, aber auch die historisch kritischen Ergebnisse der theologischen Arbeit sowohl von der Kanzel wie in eigens dazu bestimmten Zusammenkünften besprochen werden. „Rückt heraus mit euerem Wissen, aus dem ihr eine Geheimlehre macht," rufen die Laien uns zu. „Ihr wißt von einer Menge von Schwierigkeiten, die euerer Lehre entgegenstehn. Warum schweigt ihr uns gegenüber von ihnen?" Offenheit, Aufrichtigkeit, Wahrheit wird auch hier der Kirche am besten anstehn. Der einzelne Geistliche freilich, unter der Ungunst und dem Mißtrauen einer ängstlichen oder auch argwöhnischen Kirchenbehörde, wird dazu ungern die Hand bieten. Darum muß die Kirche selbst in ihren leitenden Behörden diese Auf-

gabe als eine fromme und dringende anerkennen und ihren Geistlichen als Theil ihrer Berufsarbeit auferlegen. Erst wenn diese Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in die Kirche einkehrt, wird den Laien die Betheiligung an ihr auch moralisch möglich werden. Ein weiterer Schritt, die Gemeinde heranzuziehen, ist die Gewährung einer demokratischen Verfassung. Man ruft uns zu: „Ihr Kurzsichtigen, was haben denn die bisher besprochenen Nothstände, auch wenn man sie zugiebt, mit der Verfassung der Kirche zu schaffen?“ So hatte bei der Einführuug der neuen Kirchenverfassung der badische Pfarrer Hennhöfer den Vätern derselben zugerufen: „Putzt nur dem Todten die Stiefel, dann wird er wieder lebendig.“ Rothe erwidert darauf, das religiöse Leben der Kirche stehe hier überhaupt nicht in Frage, sondern das gesellschaftliche. Jetzt zerfalle die Kirche in Clerus und Laien. Die beiden Theile kommen gar nicht mehr recht aneinander heran. Die Laien fragen, ob man denn heute überhaupt noch Pfarrer nöthig habe, und die Geistlichen, nach ihren Erfahrungen, zweifeln, ob ein Mann, der etwas Ganzes und Rechtes sein will, sich, wie die Dinge heute liegen, überhaupt noch für den geistlichen Beruf bestimmen könne? Unsere Aufgabe wird also sein, den Gegensatz zwischen Amt und Gemeinde auszugleichen durch gemeinsame Arbeit. Eine solche ist aber nur möglich auf Grund einer Verfassung, die den Laien Gleichberechtigung gewährt und mit dem ererbten Amtsbegriff aufräumt. Indem die Geistlichkeit die Vorstellung einer längst vergangenen Zeit von ihrem Amte noch immer festhält, erhebt sie Ansprüche, die nicht zu befriedigen sind. Man fürchtet, zumal in Preußen, wenn man den Laien die entscheidende Stimme einräume, so könne die erste beste Generalsynode das ganze Christenthum hinwegdecretieren. Aber ebensogut könnte man fürchten, die Landstände könnten decretieren, ihr Staat solle aufgegeben und mit einem Territorium in einem milderen Himmelsstrich vertauscht werden. Wer sich an dem kirchlichen Leben betheiligt, weiß auch, daß diese Kirche nur auf dem Boden des Christenthums möglich ist und ohne Geistesstörung werden Beschlüsse wie jener niemals gefaßt werden. Auch für die Bekenntnisse ist nichts zu füchten, wenn man nicht aus ihnen etwas macht, was jeder, der redlich gegen sich selbst ist, ablehnen müßte. Die Kirche soll sie ehren als ein ererbtes Heiligthum, aber nicht ein Gesetz aus ihnen machen, da sie sich dazu heute in keiner Weise mehr eignen. In Baden ist mit diesen Grundsätzen durch die neue Kirchenverfassung der Anfang zu einer solchen Reform gemacht worden. Diese verschrieene Verfassung beabsichtigt unsere evangelische Bevölkerung als ein Ganzes, auch in ihrem gebildeten und deßhalb einflußreichsten Theile, kirchlich zu sammeln. „Meines geringen Antheils daran schäme ich mich nicht. Seit es mir klar wurde, um was es sich bei der gegenwärtigen Constellation für die geschichtliche Entwicklung handelt, fühlte ich mein christliches Herz noch jugendlich genug schlagen, um mich mit

voller Seele für diese Sache zu interessieren und bis zur Stunde hat mich das noch nicht gereut." Die alten Freunde und jetzigen Gegner, meint Rothe, spotten, er sei eben ein Idealist, ein gutmüthiger Träumer und Schwärmer, der die Welt nur durch die bemalten Fenster seiner Studierstube sehe und die Menschen, so widerchristlich sie sind, in magischer Beleuchtung erblicke. „Nun ja, ich bin immer ein Mensch gewesen, dem Stille und Sammlung Bedürfniß ist, und der dafür hält, daß man die Welt und die Menschen im Getümmel des Markts und des Kaffeehauses nicht am richtigsten kennen lernt. Auch aus dem Studierzimmer kann man eine weite Aussicht haben, je nachdem es gelegen ist und von Himmel und Erde mehr sehen als im Marktgedräng und wenn man das Auge recht bewaffnet auch sehr genau." An Antworten werden es die Gegner nicht fehlen lassen, mögen sie nur dabei des schönen Wortes eingedenk bleiben: „Christen streiten als stritten sie nicht."

So tiefen Eindruck Rothe's Ausführungen machten, die zuletzt ausgesprochene Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Das Echo, das dieser kühne Angriff auf die Selbstgerechtigkeit des Pietismus weckte, haben wir noch heute in den Ohren. Namentlich Hengstenbergs neuste Etikette für die Heidelberger Reformer, „die Rotte Korah" lag Schenkeln wie ein Stein im Magen. Hundeshagen tröstete sich, die Natur der Dinge werde sich helfen; die badische Kirche werde es nicht lange aushalten auf dem Kopfe zu stehn. Nicht ohne Hundeshagens Zuthun kam damals die Rede von einem früheren und späteren Rothe auf, während man doch eher von einem früheren und späteren Hundeshagen oder einem früheren und späteren Ullmann reden könnte. Rothe's Freunde hatten sich nach rechts gezogen und so kam es, daß er nunmehr auf der Linken stand. Er selbst nahm es aber nicht schwer mit diesem Gerede vom „neuen" Rothe. „Ich kenne leider nur Einen, wiewohl ich herzlich wünschte, einem wahrhaft neugeborenen zu begegnen*)." Mehr als zuvor freilich sah er sich, seit dieser öffentlichen Auseinandersetzung, aus seiner Zurückgezogenheit und Zurückhaltung, in eine Parteistellung gedrängt, mit deren Unannehmlichkeiten er es aber viel leichter nahm als Schenkel. Er hatte selbst sein Leben lang so viel geschmackloses Lob in's Angesicht und so viel süßliche Huldigungen der pietistischen Presse entgegennehmen müssen, daß er nunmehr ein humoristisches Vergnügen darüber empfand, so recht kohlrabenschwarz mit frommem „Kienruß" angestrichen zu werden. „Ich bin am richtigsten Orte," schreibt er an Winckel, „wenn ich mich in der Opposition befinde, dann nimmt man mich wenigstens nicht für etwas Besseres als ich bin. Vielleicht für ein wenig zu schlecht, das schadet aber weit weniger**)." Es war buchstäblich so, wie er

*) An Winckel vom 17. Mai 1866. Sammlung Usener.

**) 3. Juli 1862 an Winckel. Sammlung Usener.

einem Verwandten beichtet, daß ihn die Schläge, die auf Schenkel fielen, viel schmerzlicher berührten als die ihm geltenden, die ihn innerlich ja doch nicht trafen. Er war sich seines Rechtes so völlig bewußt und kannte die Gegner aus naher Erfahrung so genau, daß ihre Unkenrufe ihm gar keinen Eindruck machten und das Zerrbild, das die Evangelische Kirchenzeitung von ihm brachte, den „das Ehre Geben und Ehre Nehmen der Gelehrten" innerlich heruntergebracht habe, las er in heiterster Stimmung. „Es fällt immer dabei etwas ab," meinte er, „man lernt sich so besser kennen." Darin war er ganz anders gestellt als Schenkel, den jeder Angriff in Flammen setzte. „Für Unbilden," schreibt er, „habe ich eine dicke Haut und es hat doch immer nebenbei manches Lehrreiche, wenn man Schläge bekommt." „Nur in einem Punkte bin ich empfindlich, wenn man andere ehrenwerthe, redliche Männer, die etwa eines ähnlichen Weges gehen wie ich, aus Veranlassung meiner schwarz macht; deßhalb ist es mir gerade lieb, daß ich Freund Schenkel seinen Wunsch erfüllt habe, meinen Namen mit auf den Titel des ‚Schmutzblattes' (der Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift) setzen zu lassen*)."

Sehr ausführlich hat Rothe sich in einem Briefe an Professor Kähler in Halle über seine Grundsätze gegenüber literärischen Angriffen ausgesprochen. „Glauben Sie es mir auf mein ehrliches Wort**), wenn Sie die lebhafteste öffentliche Polemik gegen mich erhöben, so würden Sie mir nicht um ein Haar weniger werth und theuer sein; und wenn Sie es auch arg mit mir als Menschen machten, so würde ich von Ihnen nie daran zweifeln, daß Ihnen das redlichste Herz das eingegeben, und würde Ihnen dafür brüderlich die Hand drücken. Glauben Sie ja nicht, theuerer Freund, daß ich es nicht als einen tiefen Schmerz empfinde, so vielen von mir innigst geliebten und verehrten Männern, zum Theil alten persönlichen Freunden, zum Anstoß zu sein; aber wie soll ich es ändern? Das Einzige, was mir übrig bleibt, ist, daß ich mich in aller Aufrichtigkeit Ihrem Gericht unterwerfe und jeden Anspruch auf Ihre Schonung aufgebe; und das thue ich redlich. Sie sehen, daß ich nicht wieder schlage, wenn ich geschlagen werde, auch mich nicht über die Schläge beklage, die ich davongetragen, sondern mich darauf beschränke, mein Votum abzugeben. Dies aber darf ich nicht zurückhalten, darin werden auch Sie mir beistimmen, wenn anders ich die Dinge einmal so sehe, wie sie mir erscheinen. Das hängt bei mir mit meiner ganzen individuellen Führung und Entwicklung, von frühster Kindheit an, zusammen, so eng, daß ich sagen muß: wenn mein individuelles Dasein irgendwie mitzählt im Reiche Gottes, so nur dadurch, daß ich so sehe, wie ich sehe. Sehe ich falsch, so kann ich doch nicht

*) An Winckel a. a. O.

**) Rothe an Kähler, 21. Dezember 1863.

anders und Anschauungen, die sich für mein Auge mit sich aufdringender Wahrheit darbieten, unausgesprochen zu lassen, dazu habe ich kein gutes Gewissen in einer Zeit, die so unverkennbar eine kritische ist in dem Entwicklungsgang der christlichen Geschichte. Für mich gehört die von Tag zu Tag steigende bewundernde Freude an dem siegreichen Werk, das mein Herr und Heiland Jesus Christus in der Geschichte unseres Geschlechts treibt, wesentlich mit zu den Ingredienzien meiner persönlichen Frömmigkeit, so daß es nach dieser Seite für meinen Glauben nichts zu kämpfen giebt, und Verstandeszweifel gegenüber von der göttlichen Offenbarung und Erlösung in Christo meine letzte Anfechtung sind. Situationen wie die unserigen, mein herzlich theuerer Freund, ein solches Bekennen desselben Christus in beinahe entgegengesetzten Formeln, das sind erhebende Zeugnisse von der einzigen Größe dieses Christus. Wer von ihr durchdrungen ist, muß sich zum voraus sagen, daß sie nicht anders auszusprechen ist als durch einen Chor der verschiedensten Stimmen, die sich durch Dissonanzen hindurch zur Harmonie verschmelzen. Daß in diesem Chor *jeder* aufrichtig und mit voller Macht *seine* Stimme singe, darauf kommt es an, daß keiner sich irre machen lasse durch den anders lautenden Ton seines Nebenmanns, aber auch keiner denselben um seines Tones willen verachte. Die Auflösung der Dissonanzen in die Harmonie, das ist nicht die Sache des Einzelnen, das ist die Sache dessen selbst, dem das Loblied gilt. Und so wollen wir denn fort und fort herzlich zusammenhalten dadurch, daß wir beide mit der ganzen Kraft der Seele den zu erfassen suchen, durch den wir ja einander zuerst nahe gekommen sind. Jede Bestrafung, auch jede öffentliche, wird mir von Ihnen ein Zeichen Ihrer brüderlichen Liebe sein. Wo ich mich von ihr werde getroffen fühlen, werde ich es ebenso öffentlich eingestehen; widerrufe ich nicht, so wird es nur darum nicht geschehen, weil ich es nicht kann, als nicht überführt."

Unter die, die sich berufen meinten, Rothe vor der bedauerlichen Intimität mit Daniel Schenkel zu warnen, gehörte auch Willibald Beyschlag. „Daß Rothe auf dem Titelblatt der Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift erschien," so erzählt uns Beyschlag selbst*), „das that mir und vielen mit mir wehe und so beschloß ich, ihn einmal auf das Anstößige seiner Mitarbeiterschaft aufmerksam zu machen." Er schickte Rothe einen Vortrag, den Schenkel sehr abfällig in seiner Zeitschrift recensiert hatte, und legte ihm die Frage vor, wie es ihm möglich sei, das Titelblatt einer solchen Schmähschrift mit seinem Namen zu schmücken. „Kann Ihre milde und edle Stimme an Gehör bei Besseren gewinnen dadurch, daß sie sich in diesen wüsten Chorus gemischt hat? Können Sie, wenn Sie auch noch so sehr von der Richtigkeit der gemeinsamen

*) Aus meinem Leben II, 203.

Zwecke überzeugt sind, Bündniß halten mit Solchen, denen der Zweck auch die schnödesten Mittel heiligt?" Beyschlag hat in seiner Biographie Rothe's Antwort vom Neujahr 1864 in einem ihm passenden Auszug veröffentlicht. Das Concept, das mir vorliegt*), lautet indessen viel abweisender als Beyschlag zu berichten für gut fand. „Wir würden uns über die Sache leicht verständigen können," schreibt Rothe, „wenn unser Urtheil über die Person nicht so vollständig aus einander ginge. Wie sehr dies letztere der Fall ist, werden Sie am besten fühlen, wenn ich auf Ihre Frage, wie es mir sittlich möglich sei, Mitarbeiter an der Schenkel'schen Zeitschrift zu sein, kurz antworte: deßhalb, weil mir das ohne Frage moralisch noch viel Räthselhaftere möglich ist, Schenkels wahrer persönlicher Freund zu sein. Sie haben das nicht gewußt, aber nachdem Sie es aus meiner Feder lesen, werden Sie verstehen, auf welche harte Probe Ihr Brief mit seinen Aeußerungen über einen Freund mein Gefühl gestellt hat und Sie müßten mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich Ihnen das verschwiege. Ich mache vor niemanden in der Welt ein Hehl daraus, daß mir die Weise der Polemik Schenkels nicht gefällt, aber wenn es sich darum handelt, wie dieselbe subjectiv zu beurtheilen sei, so bin ich zweifellos gewiß, daß sie durchaus nicht aus der Gesinnung hervorgeht, die Sie ihm beimessen, und daß er Ihnen mit offenem Auge in's Auge schauen könnte. Ich begreife wohl, daß wer Schenkel nur von seiner journalistischen Handlungsweise kennt, versucht sein kann, sich von ihm eine Vorstellung zu entwerfen, die der Ihrigen ähnlich ist; meine Lage ist eine andere. Ich kenne den Mann nun bald zehn Jahre, ich bin in den mannigfaltigsten Verhältnissen Zeuge seines Thuns und Lassens gewesen und je länger, je mehr ich ihn kennen gelernt habe, habe ich ihn hochachten gelernt. Ich müßte mich vor mir selbst schämen, wenn ich den Menschen Schenkel nicht hoch hielte. Von dieser Vorstellung von dem Menschen aus tritt nun freilich auch seine schriftstellerische Art in ein viel anderes Licht als von der entgegengesetzten Vorstellung aus. Ich wünschte von Herzen, seine Zeitschrift schlüge einen andern Ton ein und ich kann mir gar nicht denken, wie ich für meine Person je in diesen Ton gerathen könnte, aber die Thatsachen lehren mich, das muß ich Ihnen entschieden entgegenhalten, daß er sich im Gefolge der Parteikämpfe überall einstellt." „Aber," so fährt das Concept fort, „Parteien sind eine unvermeidliche und in vieler Beziehung unentbehrliche Sache, wo immer es ein öffentliches Leben giebt. Auf der Gegenseite steht es in dieser Beziehung nicht besser. Die Polemik der gegenüberstehenden Blätter macht auf diejenigen, welche von Ihnen bekämpft werden, ganz denselben verletzenden Eindruck wie die der Schenkel'schen Zeitschrift und des Süddeutschen Wochen-

*) Collection Ahrendts.

blatts auf Sie und Ihre Freunde. Das ist eine Thatsache, welche auch durch das gleichlautende Urtheil der Unbetheiligten constatiert wird. Es ist dieselbe Weise mit etlichen Variationen, die auch nicht immer Verbesserungen sind. Uns Alten gehen diese Dinge oft durch's Herz, aber wir könnten es doch nicht verantworten, wenn wir uns nicht vor allem die Personen ansähen, die im Gefechte begriffen sind. So haben Sie in der That allen Grund über die Behandlung, welche Ihr Vortrag über Lessings Nathan in der Schenkelschen Zeitschrift erfahren hat, Klage zu führen. Aber wenn ich nun den Mann, den Menschen ansehe, der Ihnen solchergestalt Unrecht gethan hat, so muß ich aufrichtig vor ihm den Hut abziehen und ich kann eben nur sagen: so leidig geht es her bei der Erhitzung, welche die Parteikämpfe nach sich ziehen. Wollen wir uns etwa sagen: weil solche üble Dinge von Partei und Parteikämpfen nicht zu trennen sind, so soll es überhaupt keine Parteiungen geben, mindestens in der Kirche nicht? Ich wenigstens hätte kein gutes Gewissen zu solcher Rede. Sie werden den Kopf schütteln, ich bleibe dabei und nehme lieber die fatale Zugabe mit in den Kauf, als daß ich auf die nach meiner Ueberzeugung heilsame Sache verzichtete, die man nun einmal ohne jene Ungebührlichkeiten nicht haben kann. Was Sie persönlich angeht, so wissen Sie ja ohnehin, daß in denjenigen badischen Kreisen, aus denen die Stimme kommt, über welche Sie Klage führen, gegen Sie eine besondere Gereiztheit besteht, deren Entstehungsgeschichte Ihnen bekannt genug ist. Nach diesem allem werden Sie sich wohl nicht länger wundern, wenn ich mit auf dem Titelblatt der Schenkel'schen Zeitschrift stehe. Ich mache nicht Gemeinschaft mit ihren Unarten, welche einzig die Redaction zu vertreten hat, auf welche ich nicht den geringsten Einfluß übe. Aber ich lebe der Ueberzeugung, daß was die Zeitschrift will, dasjenige ist, was unserer Kirche vor allem noth thut und ich sehe in dem Kreise derer, welche sich um diese Zeitschrift mehr und mehr sammeln, denjenigen Theil unserer Gemeinden, von dem ich die eigentliche Zukunft unserer Kirche erwarte und dem mit meinen geringen Gaben zu dienen ich auf eine positive Weise den Beruf in mir fühle. Ich gehöre meiner ganzen Art und Führung nach auf die liberale Seite und wie ich auf eine Stellung in der Mitte der Parteien durchaus verzichte als auf etwas jetzt Unhaltbares, so liegt mir auch daran, von jedermann so angesehen zu werden. In der Reihe der übrigen auf dem Titel des Blattes genannten Mitarbeiter*) meinen Namen zu sehen, ist mir eine Ehre. Außerdem ist es mir aber auch ein persönliches Bedürfniß zu einem Freunde, der so viele Verkennung erfährt wie Schenkel, mich vor der Welt

*) Es waren Hanne, Hausrath, Holtzmann, Schwarz, Schweizer und Steitz, dazu Rothe und Schenkel.

zu bekennen." Dieser Tenor des ganzen Briefs hat denn doch einen andern Charakter als der Beyschlag'sche Auszug und die Klage des Mannes, der Woche für Woche in „aus Baden" datierten, aber in Halle geschriebenen Correspondenzen uns in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung verunglimpfte, erinnert an den Hebel'schen Rekruten, der meinte, das Hinschießen gefiele ihm schon, wenn nur das Herschießen nicht wäre. Der Nachlaß enthält noch eine Anzahl von ähnlichen Antwortschreiben auf Warnbriefe, die alle Rothe anflehten, er möge doch den Bund mit Schenkel und seiner Zeitschrift lösen. Sie bestärkten ihn nur in seinem Entschlusse, treu an Schenkel festzuhalten und von Hundeshagen, dessen parteiischen Berichten er auswärts vielfach begegnete, und dem er den schlechten Leumund der badischen Kirche in Preußen hauptsächlich zuschrieb, weiter abzurücken.

Daß Rothe trotz des Wechsels der Parteistellung an der Continuität seiner religiösen Entwicklung durchaus festhielt, beweist ein Vortrag über den Lieblingsdichter seiner Jugend, den er im Winter 1862 auf dem Museum in Heidelberg hielt und der gleichfalls in Schenkels Zeitschrift gedruckt erschien. Die Heidelberger Freunde Rothe's mißbilligten es, daß das allzu eifrige Comité dem alten Herrn, der mit Professur, Oberkirchenrath und erster Kammer wahrlich genug belastet war, auch noch einen Vortrag im Museum zumuthete. Sein Grundsatz aber war, überhaupt keine Bitte abzulehnen, die er irgend erfüllen konnte. Das Nein sagen war für ihn allezeit eine sehr schwierige Sache. Mit dieser unbilligen Forderung überfallen, mußte er wohl ein ihm geläufiges Thema wählen und wie man im Alter mit den Gedanken gern wieder in die Zeiten der eigenen Anfänge zurückkehrt, so griff er für den erbetenen Vortrag auf den Stern seiner Knabenjahre, auf Novalis zurück. Daß ihm die Früchte der gründlichen literaturgeschichtlichen Studien, die er schon auf dem Gymnasium begonnen hatte, nicht verloren gegangen waren, zeigt die summarische Geschichte der neueren religiösen Poesie, mit der er seinen Vortrag einleitete. In kurzer, aber scharfer Charakteristik führte er Haller, Gellert und Klopstock vor, ging dann näher auf Hamann, Lavater, Claudius und Herder ein, um noch ausführlicher bei einem andern Liebling seiner Jugend, bei Jean Paul zu verweilen. Die Briefe und Tagebücher von Hardenberg, aus denen Brandes das ungünstige Bild von Novalis mit seinen starken Erdenresten sich zusammengesetzt hat, waren damals noch unbekannt. So konnte Rothe unbefangen in ihm noch „den göttlichen Jüngling" sehen, von dem Schleiermacher geredet. Die Frömmigkeit der Romantiker lehnt Rothe jetzt ab wegen ihres längst durchschauten Mangels an innerer Wahrheit. „Sie war keine wirkliche Verjüngung der alten naiven Frömmigkeit, sondern nur eine künstliche Nachahmung derselben mit der Phantasie." In Novalis dagegen besitzen wir den Dichter der modernen Religiosität. Seine

religiöse Grundanschauung ist der Glaube an eine fortschreitende Weltverklärung und das pantheistische Element in ihm ist durchaus religiös, gerade wie in Angelus Silesius. Das Liebenswürdigste aber ist an Hardenbergs Frömmigkeit, daß sie eine persönliche ist, persönlich hingebende Freundschaft mit dem Erlöser. Frömmigkeit und Poesie sind die Grundinteressen von Hardenbergs Leben und beide in unauflöslichem Bunde. Selbst das Unplastische in den Gestalten des Ofterdingen ist in Rothe's Augen ein Vorzug, indem über sie ein feiner überirdischer Schmelz ausgegossen ist, der ihren Linien unbeschreiblich zarte Schwingungen und ihren Farben einen übersinnlichen Glanz anhaucht. Der Vortrag fand bei dem Heidelberger Publicum nicht ganz den Beifall, den kein Leser desselben ihm nachmals versagt hat. Der innige religiöse Predigtton war bei dem Kerzenlichte des Museumssaals, den geschmückten Damen und superklugen Herrn etwas Ungewohntes und sie fanden, daß das hierher nicht gehöre. Wir halten die kurze Skizze von der Entwicklung unserer modernen religiösen Literatur für meisterhaft und bedauern, daß sie Rothe nicht auf Redwitz, Knapp, Spitta und Gerok ausdehnen konnte.

Große Bedeutung für die theologische Bewegung gewannen Rothe's Aufsätze „zur Dogmatik", die er seit 1855 in den Studien und Kritiken erscheinen ließ und die jetzt, 1863, bei Perthes in Gotha, zum Buche zusammengestellt, erschienen. Wie die Aufsätze „zur Orientierung" die Reform der Kirche zum Thema haben, so die „zur Dogmatik" die Reform der Glaubenslehre. Die Führer der Reformbewegung, namentlich die freisinnigen Pfarrer, wie beide Zittel, hatten stets die Losung ausgegeben, sich auf das Dogma nicht einzulassen, um den Gegnern den Vorwand zu einem großen Ketzergeschrei zu entziehen. Es handle sich jetzt, meinten sie, um Erkämpfung einer freisinnigen Kirchenverfassung; hätten die Laien sich erst Gleichberechtigung erkämpft, so werde die Einschränkung des Confessionalismus sich ganz von selbst finden. Rothe's aufrichtige Seele kannte solche diplomatische Erwägungen nicht, auch war er der Meinung, die Laien seien gar nicht zu gewinnen, ehe die großen dogmatischen Anstöße beseitigt seien, die ihrem Denken und ihrer ganzen Weltanschauung widersprächen. Unter diese Anstöße rechnete er vor allem die Trinitätslehre, gegen die er auch in seinen Vorlesungen sich regelmäßig ereiferte. Wenn er freilich meinte, die religiösen Vorstellungen seiner Ethik seien für die Laien von heute vollziehbarer als die Theologie des Athanasius, die er nicht als Product der neutestamentlichen Theologie, sondern als letztes Product der griechischen Sophistik betrachtete, so war das ein Irrthum und selbst liberale Kirchenzeitungen meinten damals, es sei seltsam, die Aufgeklärten zur Bildung einer reformierten Kirche aufzufordern und sie schon unter der Thür mit der Lehre von Offenbarung, Inspiration und Wunder zu empfangen. In der That sind die Aufsätze

zur Dogmatik von Conceſſionen an die Aufklärung ſehr weit entfernt. Sie zeigten, daß Rothe als Theologe der Alte geblieben war, wenn er auch im Intereſſe ſeiner neuen Aufgaben ſich an eine andere kirchliche Gruppe angeſchloſſen hatte. Er hatte die Freunde gewechſelt, nicht die Ueberzeugungen. Nach wie vor iſt er von der Vorſtellung des Uebernatürlichen und des Wunders tief durchdrungen, nur daß für ihn ein Gegenſatz des Natürlichen und Uebernatürlichen nicht ſtattfindet. Es iſt alles übernatürlich. Iſt er alſo wie vordem ein Theoſoph und Myſtiker, ſo beſagt das doch nicht, daß er das kirchliche Dogma übernehmen wolle, wie es war.

Die erſte Abhandlung beſpricht den Begriff der Dogmatik. Die Dogmatik hat nicht wie die Philoſophie ihre Grundbegriffe erſt zu bereiten, ſondern ſie aus der kirchlichen Entwicklung, aus Schrift und Speculation, mitzubringen. Denn wie entſteht ein Dogma? Der erſte Anſtoß kommt von oben. Zunächſt wird die menſchliche Frömmigkeit durch göttliche Offenbarung angeregt. Sie ſtellt ihre Erfahrungen dar in Bild, Symbol, Mythologie, oder verſtandesmäßig in religiöſen Meinungen, Lehrſätzen und Gedankenſyſtemen. Der weitere Proceß iſt nur in der Kirche möglich. Er vollzieht ſich in der religiöſen Gemeinſchaft. Nur durch kirchliche Sanction werden religiöſe Lehrſätze zu Dogmen. Da aber mehrere Kirchen exiſtieren, ſo ſind die Dogmen immer confeſſionell beſtimmt, ſie laſſen ſich nicht ohne weiteres von einer Gemeinſchaft auf die andere übertragen. Die Dogmatik ordnet dieſelben nach ihrem innern Zuſammenhange und beurtheilt ſie von dem Standpunkte der Kirche, der ſie angehört, denn ſie iſt keine Philoſophie, ſondern eine hiſtoriſch-kritiſche Wiſſenſchaft. Als evangeliſch-proteſtantiſche Dogmatik geht ſie aus von dem Princip der Kirchen der Reformation. Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben und die unbedingte Autorität der heiligen Schrift ſind die Principien der evangeliſchen Frömmigkeit und ihrer Lehrbildung. Den Thatbeſtand, was Kirchenlehre ſei, erhebt die Dogmatik aus den ſymboliſchen Büchern. Zunächſt iſt ihre Aufgabe die Darſtellung der evangeliſch kirchlichen Faſſung der einzelnen Dogmen und ſodann ihre Beurtheilung nach der Bibel. Es handelt ſich dabei nicht darum, daß die Dogmatik alle in der Schrift enthaltenen Sätze in ſich aufgenommen haben müſſe, ſondern nur das wird verlangt, daß ſie keinen religiöſen Satz enthalte, der nicht als ſchriftmäßig nachgewieſen oder rechtmäßigerweiſe aus der Schrift abgeleitet werden kann. Aber es genügt nicht, die Provenienz eines Dogmas aus der heiligen Schrift zu erweiſen. Das Dogma muß ſich auch nachweisbar als der Ausdruck eines in der Gemeinde noch lebenden frommen Gefühles darſtellen. Kein kirchlicher Lehrſatz hat Anſpruch auf die Qualität und den Rang eines Dogmas, wofern er nicht beſtimmt auf eine Wurzel im unmittelbaren religiöſen Gefühl zurückgeht, wofern ihm nicht eine beſtimmte Ausſage

des frommen Gemein- und Grundgefühls der Kirche zu Grunde liegt, die in ihm ihren gedankenmäßigen Ausdruck anstrebt. So lang die religiösen Wurzeln eines Dogmas noch nicht bloßgelegt sind, so lang wird es noch nicht wirklich und richtig verstanden. Da die Dogmen wissenschaftliche Erzeugnisse sind, so fallen sie auch unter die Jurisdiction der wissenschaftlichen Kritik, denn die Dogmen sind nicht ein für allemal feuerfest; sie folgten zum Theil verfehlten Methoden, sie sind erarbeitet mit den wissenschaftlichen Mitteln ihrer Geburtszeit, die oft veraltet sind. Auch daß ein Theil dieser Dogmen ohne Umgestaltung aus der katholischen Kirche herübergenommen ist, ist ein starkes Präjudiz gegen sie. Denn die Reformatoren kritisierten nur diejenigen von ihnen, welche die subjective Seite des Glaubens angingen, nicht aber das kirchlich überlieferte Bild Christi. So ist die ganze nicänische und chalcedonensische Christologie unbesehen von den Protestanten übernommen worden. Solche kritische Fragen aber nicht zu berühren, macht die Theologie verächtlich. Ehrliche, strenge Prüfung des Menschenwerks der kirchlich sanctionierten Lehrsätze ist heilige Pflicht, besonders heutzutage gegenüber der ungläubigen Furcht vor solcher Arbeit und der dadurch bewirkten tiefen Discreditierung des Christenthums selbst. Finden sich die kirchlichen Dogmen nicht schlechthin probehaltig, so kann nur die speculative Theologie eine Verbesserung darbieten; auf der andern Seite sollen in der Dogmatik nicht bloß die eigenen Theologumena gebracht werden, unbekümmert um das Dogma, sondern Referat und Kritik muß Hand in Hand gehen. „In denjenigen Kreisen, in welchen die Kirchenlehre der gebührenden Achtung genießt, ist heutzutage die Geneigtheit und die eifrige Sorge sie *zu prüfen*, und zwar nicht bloß oberflächlich oder gar zum leeren Scheine, eine zum Erstaunen geringe. Wir Aeltern, die wir uns gar wohl erinnern, wie noch vor dreißig Jahren die Dinge standen, trauen unsern Augen kaum beim Anblick des heutigen Geschlechts. Auf den antidogmatischen Rationalismus ist eine fast unerklärlich starke Reaction nach der entgegengesetzten Seite hin gefolgt. Die heutigen Tags drohende Gefahr ist nicht mehr die Voreingenommenheit wider die kirchlichen Dogmen, sondern die für sie. Und doch, wenn irgendwo, so fordert auf diesem Felde die einfachste Gewissenhaftigkeit des ehrlichen Manns ein genaues unparteiisches Prüfen. Was muß denn auf die Länge die Folge der vornehmen Zuversichtlichkeit sein, mit der man die Miene annimmt, als sei alles längst widerlegt, was der doch nicht ganz zu verachtende gesunde Menschenverstand der vielgeschmähten Zeit der Aufklärung, einer Zeit, welche künftige *gläubigere* Jahrhunderte gerechter beurtheilen werden, auf seine Weise gegen manche der kirchlichen Hauptdogmen von den Dächern gepredigt hat? Und was ist das Resultat dieses Verfahrens? *Nichts Anderes als die tiefste Discreditierung des Christenthums bei allen ernsten, beson-*

nenen, ehrlichen und gewissenhaften Menschen. So hilft man dem Glauben an Christum wahrlich nicht auf" ... „Unsere Dogmen sind auch nach der ausdrücklichen Lehre unserer Kirche nicht Gottes Wort, sondern menschliches Werk, Gelehrtenarbeit, sie sind nicht der heiligen Schrift ebenbürtig, sondern die Wissenschaft ist ihnen vollkommen ebenbürtig und die spätere Wissenschaft ist eine natürliche Respectsperson für die frühere" ... „Wenn in einer früheren Zeit die Dogmen in der That ein Anhaltspunkt und eine Stütze waren für die christlich fromme Gläubigkeit, so sind sie jetzt bei Unzähligen gerade ein Hinderniß. Der aus der Gegenwart geborenen christlichen Frömmigkeit gewährt der Harnisch der Dogmatik und überhaupt der Theologie keinen Schutz mehr, wohl aber drückt und behindert er sie bei jedem Schritt." Nur durch wissenschaftliche Sichtung und ehrliche dogmatische Arbeit wird das christliche Gemeindebewußtsein frei gemacht von der bisherigen Gebundenheit an die Form des Glaubens, wie sie in den Dogmen vorliegt, deren Fassung jetzt den Besten die Gefahr des Strauchelns darbietet. Wird erst die christliche Frömmigkeit zur Herrschaft gelangt sein, dann wird das Reich der Dogmen überhaupt seine Endschaft erlangt haben, denn Dogmen haben nur unter der Voraussetzung eine Bedeutung, daß eine autorisierte Lehre ohne sie nicht existiert. Ist aber die christliche Lehre in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, so hat die kirchliche Sanction einzelner Sätze keinen Zweck mehr.

In dem Abschnitte über Offenbarung tritt Rothe zunächst der altprotestantischen Vorstellung entgegen, als ob die Offenbarung eine übernatürliche Mittheilung religiöser Verstandeserkenntnisse in der Form von Lehrsätzen wäre. So gedacht verträgt sich eine göttliche Offenbarung nicht mit einer wirklichen menschlichen Geschichte. Der altdogmatischen Vorstellung zufolge offenbart sich Gott dem Menschen, ohne daß dieser dabei mithandelnde Person ist. Gott gießt seine Offenbarung in die Seele des Menschen ein, diese verhält sich beim Empfang derselben lediglich passiv. Gott knüpft dabei gar nicht an mit ihr und in ihr, sondern wirkt durch einen reinen Akt seiner Allmacht auf sie; er spiegelt auf magische Weise einen Complex von Vorstellungen in ihr Bewußtsein hinein, die diesem zuvor schlechthin fremd waren. Dieser mechanischen Auffassung stellt Rothe eine psychologisch und historisch vermittelte entgegen. Die Offenbarung expliciert sich in Geschichtsthatsachen, an die sich die Erleuchtungen der Propheten anschließen. In ihr besteht die erlösende Thätigkeit Gottes, durch die das Gottesbewußtsein gereinigt und gekräftigt wird. Während die Entwicklungsgeschichte der übrigen Völker nur für die sittliche Cultur etwas austrägt, vollzieht sich die Reinigung des Gottesbewußtseins innerhalb der heiligen Geschichte des Volkes Gottes. Die Mittel sind die Manifestation Gottes in Geschichtsthatsachen und die

Inspiration der erwählten Individuen. Die Manifestation wirkt die religiöse Erregung, an die die Inspiration anknüpft als Ahnung, Erleuchtung, Eingebung. Die Offenbarung ist also nicht das Resultat einer Entwicklung der weltlichen Factoren, sondern des Eingreifens Gottes, wo dann die Begriffe des Wunders und der Weissagung ihre Stelle haben. Verständlich sind diese Vorstellungen für jeden, der das lebendige Wirken Gottes an sich erfahren hat. Es darf jedem, der in diesen Dingen mitspricht, zugemuthet werden, daß er von dem Wehen des göttlichen Geistes im Innern seiner Seele, von dem Dahinrauschen der Finger Gottes über die Tasten und Saiten seines Gemüths und den schnell verhauchenden Accorden aus einer höheren Welt, die sich aus den eigensten Tönen seines Innern zusammengreifen, irgend eine eigene Erfahrung habe und die Rede davon nicht für ein Märchen halte. Den Unglauben überwinden Wunder und Weissagungen durch ihre eigene Kraft nimmermehr, sie können nur den Gott Suchenden und Empfänglichen etwas sein, nicht denen, die sich vom Lichte abwenden. Das Wunder ist nicht Durchbrechung der Naturgesetze noch eine widernatürliche Wirksamkeit Gottes, sondern geht aus unmittelbarer Thätigkeit Gottes hervor und ist ebenso ein Natürliches wie die von Naturwirkungen hervorgebrachten Erscheinungen. Auch der Lebensproceß der Welt wäre ja ohne Gottes Zuthun kein vollkommener, wie schon im Begriffe der „Creatur" Gottes Mitwirkung eingeschlossen ist. Daß in Wunderthaten Gottes Unabhängigkeit vom Naturlauf und seine persönliche Gegenwart sich verkündet, darin liegt die religiöse Bedeutung des Wunders. Neben das Wunder tritt die Weissagung, die authentische Auslegung der göttlichen Manifestation. Sie ist nicht bloß Wahrsagung sondern ein Hinausschauen auf die zukünftige Erlösung; sie vollendet sich in Christus, der ihr Object und Subject zugleich ist. Diese Offenbarung erforderte nothwendig eine Urkunde, wenn sie nicht ein spurlos durch die Welt hin leuchtendes Meteor bleiben sollte. Diese unentbehrliche Urkunde der Offenbarung ist die heilige Schrift. Die beiden Factoren: Offenbarung und Bibel hat die altprotestantische Dogmatik mit Unrecht identificiert. Nach ihr wäre die Bibel nur aus göttlicher Causalität hervorgegangen, denn ihr zufolge haben die heiligen Männer beides, Sache und Worte, durch Eingebung des heiligen Geistes. Daran ist richtig, daß sowohl der Inhalt, wie die herrliche Form der Schrift auf Inspiration zurückzuführen ist. Diese Erkenntniß von der Göttlichkeit der heiligen Schrift gehört selbst zum christlichen Bewußtsein, aber der Begriff der Inspiration für die Schrift als Buch muß aufgegeben werden. Christus selbst, dessen Irrthumslosigkeit sich darauf gründet, daß er sein Wissen-Wollen nicht über sein Wissen-Können ausdehnte und auf alles Wissen verzichtete, das er nicht selbst wußte, weiß von dieser Vorstellung nichts. Anders freilich urtheilen die neutestamentlichen Schriftsteller, welche

nach Weise der Juden die Worte des alten Testaments als unmittelbare Worte Gottes betrachten. Die prophetische Begeisterung wird von ihnen auch auf das Schreiben bezogen; es wird aus Einzelheiten des alttestamentlichen Buchstabens argumentiert, frei aus dem Gedächtniß, aus der Septuaginta oder auch falsch aus dem Urtext citiert. Von einer göttlichen Eingebung der Worte kann also nicht die Rede sein. Wohl haben die Apostel Erleuchtung vom heiligen Geist, aber diese ist allen wahren Christen gemeinsam, sie ist von moralischen Vermittlungen abhängig und bei jenen ist der Geist nicht ein specifisch anderer als bei diesen. Im Sinne der Orthodoxie ist also die Schrift nicht inspiriert, wohl aber ist sie uns das religiöse Buch in eminenter Bedeutung. Eine Trennung, daß die Form menschlich, der Inhalt inspiriert sei, ist undurchführbar, weil beide sich nicht trennen lassen. Die eigentlich centrale Inspiration fällt ganz in den Herrn selbst als den alleinigen Träger der göttlichen Manifestation. Aber nur die Apostel haben einen ursprünglichen und reinen Eindruck von ihm; ihr christliches Bewußtsein ist darum für uns normativ. Dennoch haben sie keine von der allgemeinen Wirksamkeit des heiligen Geistes verschiedene Inspiration, und die Inspirationen, die sie haben, sind nur momentane, nach der Art der alten Propheten und nach Analogie genialer Conceptionen; sie sind kein habitueller Zustand bei Abfassung der Schriften. Nicht nur Stufen und Grade der Inspiration müssen wir also annehmen, sondern auch die absolute Irrthumslosigkeit ist ausgeschlossen. Die Schrift ist der Ausfluß göttlichen Lebens, aber nicht der Quell selbst. Der ist und bleibt die Person des Erlösers. Die Schrift hat einen unermeßlichen Werth als Geschichtsquelle, aber sie ist und bleibt doch ein literärisches Product. Nicht einmal in Betreff des Heilands selbst können ihre Berichte mit einander harmonisiert werden. Die Berichte über Jesu Reden, besonders die eschatologischen, sind ungenau und auch die Auffassungen über seine Person und sein Werk weichen von einander ab. Wohl aber enthält die Gesammtverkündigung vollständig die Bedingungen zu einer irrthumslosen Erkenntniß der göttlichen Offenbarung. In diesem Verhältniß zur Offenbarung und nirgend anders ruht die eigenthümliche Heiligkeit, Göttlichkeit und Dignität der heiligen Schrift. Die ganze heilige Schrift strahlt annäherungsweise den Heiland wieder, der in seiner Allseitigkeit unmöglich von Einem allein vollständig aufgefaßt werden konnte. Die Schrift bietet uns also nur die erste hülfreiche Hand zum Verständniß der göttlichen Offenbarung, sie will nicht als unanfechtbare Lehrautorität einer etwa glücklicheren Formel als die ihrige ist, vorgreifen. Man lasse sie also eine Rolle aufgeben, die nicht für sie gemacht ist, nehme ihr die Unnatur, Abenteuerlichkeit und Gespensterhaftigkeit, die ihr durch die orthodoxe Inspirationslehre angehängt worden ist und

gebe sie ihrer eigenen Majestät und Schönheit zurück; erst dann wird ihre Größe recht zuversichtlichen und unbefangenen Glauben finden. Aus der Thatsache, daß die altkirchliche Vorstellung einer buchstäblichen Inspiration unhaltbar ist, ergeben sich aber auch für uns neue Pflichten. „Der dermalige Stand der Sache in diesem Stücke ist ein schlechterdings unhaltbarer. Es ist unmöglich und vor allem durchaus unevangelisch, es auf die Dauer so fortgehen zu lassen, daß auf der einen Seite die Theologie die heilige Schrift kritisch erforscht und in Folge davon sich immer entschiedener in einer Ansicht befestigt, die von der kirchlich dogmatischen Vorstellung toto genere verschieden ist, und auf anderer Seite die gläubige Gemeinde in aller Unschuld bei dieser letzteren fortbeharrt, ohne daran irgend wie irre gemacht zu werden seitens der Theologie. So kann und darf es nicht bleiben. Es muß zur Wahrheit und Ehrlichkeit kommen zwischen beiden Theilen. Die Aufgabe, diese herzustellen fällt aber natürlich der Theologie allein zu.“ „Es ist einfach unsere Pflicht und Schuldigkeit, diejenigen unter den Nichttheologen, welche unbefangen dafür halten, nur der Unglaube verfalle darauf, die heilige Schrift nicht mehr für eben das zu nehmen, wofür unsere Väter vor hundert Jahren sie angesehen haben, aus dieser Täuschung zu reißen, und sie darüber zu verständigen, daß die historische Kritik an der Bibel nicht etwa ein Fündlein des Unglaubens oder des Rationalismus ist, sondern eine Forderung, welche die evangelische Kirche, so lang sie ihren Grundprincipien treu bleibt, nur mit bösem Gewissen abweisen kann“ ... „Jeder ernste Versuch in dieser Richtung, wie jetzt das Bunsen'sche Bibelwerk, hat einen gegründeten Anspruch auf den warmen Dank derer unter den Zeitgenossen, denen Christus das Palladium ist.“ Auch ohne diesen ausdrücklichen Hinweis auf das Bunsen'sche Bibelwerk fällt die Verwandtschaft dieser Ausführungen Rothe's mit Bunsens Reformgedanken sofort in's Auge und in so fern gehören auch die Aufsätze zur Dogmatik unter die Schriften von des geistlichen Standes Besserung.

In den Aufsätzen „Zur Orientierung“ hatte Rothe über die totale Isolierung der Theologie im Kreise der übrigen Wissenschaften ganz in Bunsens Weise geklagt. „Unsern Tagen war das überraschende neue Schauspiel vorbehalten, die sogenannten weltlichen Wissenschaften sammt und sonders, während die andern in regster Arbeit begriffen sind, sich um die Theologie ganz und gar nicht kümmern zu sehn, gleich als ob keine existierte, und was das Beschämendste für die Kirche ist, sie befinden sich ganz wohl dabei und machen zum Theil staunenswerthe Fortschritte. Da muß denn doch der Begriffsapparat der Theologie ganz brüchig geworden sein, wenn die andern Disciplinen gar nicht daran denken, ihn für den Gebrauch bei ihren Aufgaben zu Hülfe zu nehmen; er muß aus dem Connex gekommen sein mit der übrigen Welt

der in der Zeit wirklich lebendigen wissenschaftlichen Begriffe, und nun kann die Theologie natürlich sich nicht mehr verständigen mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein des Geschlechts, in dessen Mitte sie wohnt. Und so steht sie gerade in einer Zeit da, in der die Wissenschaft eine so hervortretende und anerkannte Macht ist." So hatte Rothe geschrieben in demselben Jahre, in dem der letzte seiner Artikel zur Dogmatik bei Ullmann erschien. Es sind also die gleichen Gedankengänge, die zu beiderlei Schriften geführt haben. Auch Hengstenberg warf beide in einen Topf. Bezeichnete Rothe es als eine Pflicht der Theologie, eine Revision der Dogmen vorzunehmen, so gab ihm Hengstenberg den wohlgemeinten Rath, er solle lieber seine Kollegshefte revidieren als die christlichen Dogmen. Knoten, die Nicäa und Chalcedon vorzeitig geschürzt, meinte Rothe, müssen aufgelöst werden. „Diese mit keinem Finger anrühren und sich mit den confessionellen Unterscheidungslehren abmühen, heißt Mücken seigen und Kameele verschlucken." „Man sieht," erwiderte Hengstenberg entrüstet*), „es handelt sich um die volle und klare Gottheit Christi, um das Verhältniß der beiden Naturen zu einander, deren Dualismus unsern vom modernen Pantheismus influierten Theologen ein Greuel ist. Sie arbeiten auf einen Christus hin, der von den Christen nicht wesentlich, sondern nur gradweise verschieden ist, um das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit handelt es sich ... Solche Männer sitzen auf der Generalsynode zu Gericht über den Lehrbegriff der Kirche! Wo soll da die Achtung vor ihrer Kirche herkommen?" In der beliebten Klasse der „vom Pantheismus Influierten" war also jetzt auch Rothe untergebracht, aber auf einen Ketzernamen mehr oder weniger kam es bereits nicht mehr an. Gehörte er doch schon seit der letzten badischen Generalsynode zu denen, „die das Heilige den Hunden geben". Nach diesen Präliminarien war die Stiftung des Protestantenvereins nur der erste Schritt von der Theorie zur Praxis und hätte Rothe allein über die Durchführung des Princips zu entscheiden gehabt, so wäre dieselbe radicaler ausgefallen als der Verein sie beliebte. Rothe war nicht gesonnen, vor dem Dogma Halt zu machen, das die Mehrzahl der Vereinsmitglieder als ein noli me tangere betrachtete und er hatte Recht, wenn er das nicht wollte.

*) Evang. Kirchenzeitung, 1856, S. 60.

XIX

Der Protestantenverein

Der Sturz des Ullmann'schen Kirchenregiments und der vergebliche Kampf gegen die neue Kirchenverfassung hatte naturgemäß bei der unterlegenen Partei große Bitterkeit hinterlassen. Nach zwölfjähriger unbeschränkter Herrschaft die Leitung der Kirche den Gegnern zu überlassen, mußte den Orthodoxen schwer werden, so sehr das neue Regiment ihnen auch in jeder Beziehung entgegenkam. Dem Großherzog persönlich war ihre Aussöhnung ein großes Anliegen und ebenso waren Prälat Holtzmann und Hofprediger Doll unablässig bemüht, die beiden Parteien sich wieder näher zu bringen, aber alle solche Versuche scheiterten an dem Ton, den namentlich Beyschlag in dem von ihm geleiteten Kirchen- und Volksblatt gegen die Liberalen anschlug. Ein großes Versöhnungsfest sollte nach Hoffnung der Veranstalter das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Predigerseminars werden, dessen erster Director Rothe gewesen war. Aber auf die Einladung dazu gab das Kirchen- und Volksblatt die Antwort, bei der feindseligen Stellung, die der gegenwärtige Director gegen ihre Partei eingenommen habe, werde man es nicht nur verzeihlich, sondern auch erklärlich finden, wenn sie von diesem Feste wegblieben. „Wir wollen niemanden umarmen, dem wir besser aus dem Wege gehn, weil Gewissen und Pflicht es uns gebieten." Trotz dieses Parteiverbots verlief das Fest am 3. Juni 1863 glänzend. Es waren etwa zweihundert, also die Hälfte aller badischen Geistlichen, erschienen. „Aeltere," berichtete das Kirchen- und Volksblatt, „in ziemlicher Zahl, von den Jüngern nur wenige." Natürlich sollte das heißen, Rothe's Schüler waren gekommen, die Schenkels machten in der Erinnerung an sein Seminar drei Kreuze und blieben aus. Den für ein frommes Blatt entbehrlichen Vorzug der Wahrheit hatte diese Mittheilung allerdings nicht; wie bei allen solchen Veranstaltungen bildete auch hier die Jugend die Mehrheit. Welche Bedeutung man der Anstalt Schenkels beilegte, bewies die Anwesenheit des Ministers Lamey, des Prälaten Holtzmann und des Prorectors von Vangerow. Auch unter den weltlichen Theilnehmern war eine stattliche Reihe europäischer Namen: Helmholtz, Chelius, Mitter-

maier, Bluntschli, Goldschmidt, Häusser, Zeller, Wattenbach, Rau, Welcker und viele Andere. Der Festzug war endlos. Die besternten Führer an der Spitze hatten in der Peterskirche bereits Platz genommen, während die Schaar buntbemützter Studenten noch aus der Thür des Universitätsgebäudes hervorquoll. Schenkel hielt die Predigt, Minister Lamey eine Ansprache im Namen der Regierung, Prälat Holtzmann im Namen des Kirchenregiments. Ein ergreifender Moment war es, als Rothe von dem im Chor aufgestellten Rednerpulte aus, als erster Director der Anstalt, in seiner herzlichen Weise die alten Schüler begrüßte, die sich heute eingefunden*). „Sie werden es begreiflich finden," sagte er, „daß diese heutige Feier mich persönlich tief bewegt. Es ist doch nichts Alltägliches, daß man, bereits im Mittag seines Lebens stehend, an ein neues Werk Hand anlegte und dann doch noch die erste Jubelfeier seines Bestehens mitfeiern darf. Wem diese Gunst zu Theil wird, der fühlt ein sehr natürliches Bedürfniß, seinem Dankgefühle einen öffentlichen Ausdruck zu geben. Wer an dem Ehrentage der Anstalt, deren Dienste ein schöner Theil seines Lebens gewidmet war, sich wieder zusammengeführt sieht mit einem guten Theile der Freunde und Brüder, mit denen er in eben dieser Anstalt so manchen Tag der Arbeit und der heiligen Erhebung erlebt hat, den drängt es, den lieben Commilitonen in alter Liebe und Herzlichkeit von neuem den Brudergruß zuzurufen. Das kann ich mir nicht versagen, Ihr theuern Brüder, die Ihr mit mir zusammen unserm Predigerseminar angehört habt, seid mir von Herzen wiederbegrüßt an dieser für uns geweihten Stätte, die uns in alten Zeiten so oft versammelte." Rothe schilderte nun, wie er mit zagendem Herzen einstmals die Leitung der neugegründeten Anstalt angetreten habe und wie er gestrebt habe, die künftigen Diener der Kirche so anzuleiten, daß sie die ganze und volle kindliche Frömmigkeit ihres Jugendglaubens mit hinüber nähmen in's Amt und sie zugleich einzuführen in die Bestrebungen der Gegenwart, damit sie als lebendige Glieder in das Leben derselben sich einfügen könnten. In diesem Sinne habe er gearbeitet, in demselben arbeite, mit weit besseren Kräften ausgestattet, auch sein Nachfolger. Sie seien überzeugt, daß kein Widerspruch stattfinde zwischen dem Geiste der Geschichte und dem des Glaubens, denn beide stammten aus Gott. „Im Sinne einer solchen Anschauung vom Christenthum ist unser Seminar gestiftet, Diener zu erziehen zum Dienste einer Kirche, die in der freien Luft der Weltgeschichte leben will." Daß die Arbeit nicht vergeblich war, das zeigt die Thatsache, daß in unserem engeren Vaterlande die Kirche auf der Grundlage und aus dem Gesichtspunkt dieser Anschauung ihre innern Angelegenheiten geordnet hat. Hier hat das staatliche Leben mit immer klarerem Be-

*) Das Concept bei Ahrendts.

wußtsein seine Zwecke und Ziele sich so gestellt, daß der weiter blickende fromme Christ unschwer erkennen kann, wie es sich auf diesem weltlichen Boden um eben die Güter handelt, welche ihm ein persönliches Heiligthum sind. „Ist das unsere Zuversicht, so verdanken wir das zum Theil unserer Anstalt. Bethätigen wir unseren Dank, indem wir in diesem Geiste leben und wirken, jeder an seinem Ort.“ Eine feierliche Stille lagerte sich über die gefüllte Kirche, während Rothe sprach. „Es ist, als ob Wärme von ihm ausstrahle,“ sagte in der Kirche ein alter Pfarrer nach Rothe's Rede, und ein anderer meinte: „Rothe braucht nur laut zu denken, so ist alles klassisch und schön.“ An dem Festmahl im Museum nahmen nahezu fünfhundert Personen Theil. Rothe war die Aufgabe zugefallen, die Vertreter der Regierung zu begrüßen und er that das mit den Worten: „Es ist etwas Großes und Köstliches, wenn ein Fürst Männer, die ein Herz für das Volk haben und für die das Volk ein Herz hat, in seinen Rath beruft, weil sie auch Männer nach seinem Herzen sind.“ Jedermann wisse, daß Baden ein solches glückliches Land sei, aber er nahm diesen Worten den Charakter einer persönlichen Huldigung, indem er von den Ministern erzählte, mit denen er einst diese Anstalt einrichtete, von Winter und Nebenius, die sich weit über die Grenzen ihres Heimathlands eines gerechten Ansehens erfreuten und in deren Geist auch die gegenwärtige Regierung walte. Die Antwort für die Gäste übernahm Lamey, der erzählte, wie er einst an dieser Hochschule studierte und liebe Freunde unter den ersten Seminaristen seinen täglichen Umgang gebildet hätten. Sie alle waren schwärmerische Verehrer des ersten Directors und wußten nicht genug die Milde, Güte und Gerechtigkeit ihres Lehrers zu rühmen. „Dann,“ so fuhr er schalkhaft fort, „kam der neue Director. Das war ein ganz anderer Mann!“ Bei diesen Worten brach die ganze große Versammlung in ein schallendes Gelächter aus, in das Schenkel wohl oder übel einstimmen mußte. Wie ein Bergstrom von den Schweizer Alpen sei er hereingebrochen, rechtshin, linkshin die Steine schleudernd und die Felsen durchbrechend und nur das sei falsch an dem Bilde, daß es von Wasser rede, denn an dem Manne sei alles Geist und nur Geist. „Sie sind vielleicht nicht immer zufrieden mit diesem Manne, aber das wissen Sie alle, daß er ein ganzer Mann ist, und daß ein solcher auch Unzufriedene machen muß. Zur Ergänzung jenes ersten Directors ist er da und zwei andere Männer unserer evangelischen Kirche, die sich auch in dieser Weise ergänzt haben, stehen uns dabei vor Augen, wenn wir an das Walten der Beiden denken. Ich will den Vergleich nicht vollenden, er liegt nahe genug.“ In ein Hoch auf Rothe und Schenkel lief die Rede aus, die in jeder Weise bejubelt wurde. Wer diese Schaaren von Theologen sah, die sich herzudrängten, um mit Schenkel anzustoßen, konnte nicht ahnen, wie bald diesem Hosiannah

das „Kreuzige“ folgen werde. Auch der Prorector von Vangerow und Hitzig fanden aufmerksames Gehör. Hitzig meinte, der Minister habe die Theologen gelobt, obwohl er sie schwerlich ganz würdige, zum Beispiel wisse der Staatsrath gar nicht, was für besondere Ansichten er selbst über kibbuss und schurek habe. „Aber er hat an uns geglaubt und das wollen wir ihm zur Gerechtigkeit rechnen.“ Da Schenkel Seminare, die nicht in engster Verbindung mit der Universität ständen, verfehlte Institute genannt hatte, stellte sich der zu Gast geladene Director des Friedberger Seminars als Vertreter eines solchen verfehlten Instituts vor, was auf's Neue große Heiterkeit auf Kosten Schenkels hervorrief. Lamey aber machte wieder gutes Wetter mit der Erklärung, er schwärme sogar für theologische Convicte; unter Convicten verstehe er nämlich die evangelischen Pfarrhäuser, in denen er die schönsten Stunden seines Lebens zugebracht habe. Als dann der Schwarm sich verlaufen hatte und wir im Garten des Bremeneck, wo gegenüber die Schloßruine im Wiederschein der Abendsonne erglühte, den Verlauf des Festes besprachen, gaben uns sehr ansehnliche Gäste die Versicherung, eine solche fröhliche kirchliche Feier sei nur in Heidelberg und nur bei einer freigesinnten theologischen Fakultät möglich. Es war alles auf's schönste gelungen. Auch Rothe schrieb an seinen Freund Winckel*): „Es war wirklich ein schöner Tag, eine wohlthuende Mischung von Ernst und Freude in traulichster Stimmung.“ Ueber seinem Angesicht lag noch in der folgenden Donnerstagsgesellschaft eine stille Verklärung, so hatte die allseitig ihm entgegentretende dankbare Anhänglichkeit der alten Schüler seinem Herzen wohlgethan. Nach ihrer leidenschaftlichen Opposition gegen das Fest bedeutete dieses Gelingen eine neue Niederlage für die Gegner, die nun auch Rothe nicht mehr schonten. Durch die gläubigen Kirchenblätter lief die Notiz, Rothe habe in einer Predigt zu Karlsruhe seinen Freund Schenkel als Vorläufer des Herrn gleich Johannes dem Täufer verherrlicht. Dem dadurch befremdeten Schwager Hahn schrieb Rothe: „Deine Notiz über meine vermeintliche Karlsruher Predigt hat mich höchlich ergötzt. Nein, mein theurer Bruder**), weder hat der Großherzog verlangt, daß ich in Karlsruhe predigen solle, noch habe ich seit wir uns zuletzt gesehen haben, dort gepredigt, noch weiß ich von einem Johannes, den ich dem Vorläufer des Herrn entgegenstellen oder vergleichen könnte.“ Was von einer solchen Predigt in öffentlichen Blättern zu lesen gewesen sei, wisse er nicht, vermuthlich aber handle es sich um einen Karlsruher Kirchenrath mit ähnlichem Namen, der diese Vergleichung nur ironisch gemeint haben könne, aber „seine Johannesmanscherei in eigener Person vertreten möge“.

---

*) Brief vom 24. Juni 1863. Sammlung des Pastor Usener.

**) An Hahn, 6. Februar 1863. Coll. Kolde.

Die Jubelfeier im Sommer 1863 war der letzte Tag ungetrübter Freude in Schenkels öffentlichem Leben, denn bereits hatte er selbst einen Schritt gethan, der seine Stellung untergraben mußte. So sehr ihm alle Gegner auf den Dienst paßten, hatten sie bis dahin doch keinen genügenden Angriffspunkt gefunden, da seine kirchenpolitischen Meinungen zu einer amtlichen Anklage nicht hinreichten. Nun aber verleitete ihn der europäische Erfolg, den Renan mit seinem Leben Jesu gehabt hatte, im Jahre 1864 gleichfalls mit einem „Charakterbilde Jesu für die Gemeinde" hervorzutreten, das von der Orthodoxie sofort zum Ziele ihrer Angriffe genommen wurde. Ihre Position hatte sich aber sehr verstärkt, da es mit der neuen Aera in Berlin bereits wieder zu Ende war. Im Jahre 1861 schon kam der Umschlag. Der König ging nach Königsberg, nahm die Krone von Gottes Tisch und der Conflict über die Armeereorganisation führte ihn der Junkerpartei in die Arme. Die Krönung wurde den Hofpredigern Anlaß, die Theologie des Gottesgnadenthums in zeitgemäßer Form zu erneuern. Im Vordertreffen stand hier der Schwabe Hoffmann, der an der „fuchsschlauen Gemüthlichkeit", die Hermann Kurz seinen Landsleuten nachsagt, seinen unverkürzten Antheil besaß. Hoffmann hatte dem König Friedrich Wilhelm IV. 1851 eine Denkschrift unterbreitet, daß eine viel schlimmere Bewegung als die von 1849 sich vorbereite und in nicht ferner Zeit zum Ausbruch kommen werde. In Folge dessen wurde er zunächst zur Leitung des Domcandidatenstifts nach Berlin berufen. Er vor allen gewann am Hofe Boden und wurde der Rathgeber hinter den Coulissen. An Bethmann-Hollwegs Stelle, der bei keiner Seite Anklang gefunden hatte, trat der Cultusminister von Mühler, dessen Name mit allen Raumer'schen und Stiehl'schen Machenschaften verknüpft war. Nie war der König schlechter berathen als bei diesem Schritt und solche Ernennungen konnten dem Blindesten zeigen, was der Tod von Karl Josias Bunsen für Preußen bedeutete. Ludwig von Gerlach aber schrieb am 18. März triumphierend in sein Tagebuch: „Alles in heiterer Stimmung. Das neue Ministerium: Jagow, Graf Lippe, Itzenplitz, Mühler, bis hart an die Kreuzzeitungspartei heran, die Liberalen, einschließlich Auerswald reinlich ausgefegt. Cela va bien, pourvu que cela dure, sagt der Gascogner, während er vom Thurme herabfiel." So frohlockt er nicht wie ein Mann, der sich freut, daß die gute Sache gesiegt hat, sondern wie ein Spitzbube, der glücklich dem Galgen entwischt ist. Daß die Ausführung des Programms der neuen Aera „Auskehrung der Scheinheiligkeit und Heuchelei" einem Ministerium Mühler und einem Geheimrath Stiehl werde anvertraut werden, hatte man sich 1858 nicht träumen lassen. Herr der Situation war jetzt Stiehl, dessen drei Schul-Regulative vom Jahre 1854 befahlen, daß aus der Privatlectüre der Seminaristen die „sogenannte klassische Literatur" aus-

geschlossen bleiben müsse, während die frömmelnden Kindergeschichten von Barth zur Lectüre empfohlen wurden. Der Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte war durch die Regulative untersagt, dagegen wurde von jedem Präparanden verlangt, daß er mindestens fünfzig Kirchenlieder hersagen könne. Der Urheber dieses Volksbildungsideals hatte das Feld behauptet; kein Wunder, daß da die Vertreter der Orthodoxie kühn ihr Haupt erhoben und die Rationalistenverfolgung einen neuen Aufschwung nahm. „Wir begrüßen," schrieb die Neue Evangelische Kirchenzeitung, „die Wahl des neuen Ministers (Mühler) mit herzlicher Freude und mit Dank gegen den König und erflehen für denselben den Segen Gottes auf allen seinen Berufswegen." Die wieder zusammentretende Kammer wurde gleich bei dem Eröffnungsgottesdienste von Hofprediger Hengstenberg, dem Vetter des Professors, mit einer hochfahrenden Strafpredigt begrüßt, über die sie sich beschweren wollte, doch schien ihrer Würde der Beschluß schließlich angemessener, einem solchen Gottesdienste hinfort überhaupt nicht mehr beizuwohnen. Als dann der Conflict über die Armeereorganisation sich für den König zu der Alternative verschärfte: „Verfassungsbruch oder Abdankung," blieb niemand fröhlich und heil obenauf als das Junker- und Pastorenthum. Während der König sich grämte, die Kammer die Vorlagen der Regierung mit 308 gegen 11 Stimmen zurückwies, die Minister selbst den budgetlosen Zustand beklagten, stießen zu Brandenburg auf dem Kirchentage am 24. September 1862 etliche hundert Pastoren fröhlich in ihre Posaune, zum Zeugniß, daß sie sich mit ihrem Könige eins wüßten im Kampfe gegen den antichristlichen Geist der Zeit. Schlag auf Schlag folgten nun Adressen und Erklärungen der märkischen Geistlichkeit, deren letzte Meinung, eingehüllt in salbaderndes Geschwätz, die Aufforderung zum Staatsstreich und Eidbruch war. Es fragte sich nun, ob die liberale Geistlichkeit in Preußen, nachdem die Gunst des ersten Jahres der neuen Aera unbenützt geblieben war, stark genug sein werde, diesem Andrang stand zu halten. Der Kreis der Schleiermacher'schen Freunde in Berlin, an dessen Spitze die Prediger Sydow und Jonas standen, und der im Unionsverein ein äußeres Band und in der Protestantischen Kirchenzeitung ein von Heinrich Krause frisch und geistreich geschriebenes Blatt besaß, zählte treffliche Männer zu seinen Mitgliedern, aber Talent zur Organisation einer Partei, zur Agitation unter der Bevölkerung, zu einer irgendwie erfolgreichen Propaganda hatten diese dem öffentlichen Leben fernstehenden doctrinären Herren niemals gezeigt. Krauses geringschätzige Abfertigung von Bunsens Zeichen der Zeit, für die die liberalen Theologen dem alten Staatsmann hätten die Hand küssen müssen, waren ein charakteristischer Beweis, wie die Berliner Besserwisserei völlig unfähig war zur Benützung der günstigen Momente und zur Verwendung der sich bietenden Hülfskräfte. Politik war mit diesen Herren überhaupt

nicht zu machen. Wie sie Bunsen seine Freundschaft mit Friedrich Wilhelm IV., so trugen sie Schenkel seine Fehde mit Fischer und Bluntschli seine Betheiligung an der Züricher Erhebung gegen Strauß nach und waren der Meinung, wenn Humboldt ihre Zusendungen freundlich beantwortete, der Minister ihre Denkschriften höflich entgegennahm oder ein Geheimrath bei Sydow in der Kirche gesehen wurde, so seien das große Erfolge; sich agitatorisch an die Massen zu wenden, waren sie nicht veranlagt. Sie warteten auf eine neue „neue Aera" wie die, die ihnen Bunsen besorgt hatte. So blieb in Preußen alles beim Alten. Die liberalen Politiker standen dort, wie Schenkel ihnen vorwarf*), auf dem Standpunkte der Franzosen, daß die Kirche ein Zeitvertreib für Frauen und ein Spielzeug für Kinder sei; gebildete Männer haben in der Kirche nach ihrer Meinung nichts zu suchen. Gewiß wäre es besser gewesen, der Anstoß zu einer liberalen kirchlichen Agitation wäre von einer preußischen Gemeinde ausgegangen, da es aber dort todtenstill blieb, beschlossen die Heidelberger, ihre Organisation des kirchlichen Liberalismus auch über Preußen auszubreiten, was der Unionsverein in Berlin sofort als einen Eingriff in sein Arbeitsgebiet betrachtete, weßhalb trotz der dringlichsten Einladungen keiner von ihnen der Einladung zur Bildung eines Protestantenvereins Folge leistete.

Am 3. August 1863 fanden sich Rothe und Schenkel auf der fünften Durlacher Conferenz ein, die sich zunächst mit der badischen Schulfrage und der Neuordnung des Religionsunterrichts beschäftigte, dann aber ein Referat Schenkels über die Verbindung der Conferenz mit den auswärtigen Landeskirchen entgegennahm. Schenkel wies darauf hin, wie seit der Auflösung des corpus Evangelicorum, das heißt seit der Auflösung des Deutschen Reichs, die evangelische Kirche überhaupt kein gemeinsames Organ mehr besitze. Ein Versuch, ein solches zu schaffen, sei die Eisenacher Kirchenconferenz gewesen, die 1847 zum erstenmal sich versammelte, aber von vornherein lediglich eine Vertretung der Consistorien war und sehr bald ein Werkzeug der Reaction wurde. Man brauche nur an die Eisenacher Kernlieder zu denken und den Streit, den diese in der Pfalz und anderwärts hervorgerufen hätten, um zu sehen, daß die Kirchenconferenz so wenig wie der ganz in die Hände der Orthodoxen und Pietisten gekommene Kirchentag eine Organisation sei, an die der liberale Protestantismus sich anschließen könne. Ein gemeinsames Band thue noth, aber es sei noch zu schaffen. Auf Schenkels Antrag beschloß die Conferenz demnach, eine Mittheilung zunächst an hervorragende Glieder der auswärtigen Landeskirchen zu richten, von denen man wisse, daß auch sie eine Reform der

*) D. Schenkel, Der deutsche Protestantenverein und seine Bedeutung in der Gegenwart. Wiesbaden, Kreidel 1868.

evangelischen Kirche auf Grund des Gemeindeprincips für ein Bedürfniß halten. Diese Notabeln sollten dann eine Vorversammlung einberufen, um die Vorlagen für einen allgemeinen deutschen Protestantentag festzustellen. Letzter Zweck war demnach die Anbahnung einer protestantischen Nationalvertretung. Nachdem alle diese Anträge einstimmig angenommen waren, erging an eine große Zahl protestantischer Notabilitäten die verabredete Einladung, wobei Schenkel seine ganze Rührigkeit, eine bewundernswerthe Personalkenntniß und eine geradezu phänomenale Arbeitsfreudigkeit entwickelte. Als ich ihm mein Staunen ausdrückte, was er fertig bringe, erwiderte er lachend: „Ich bin es eben von Jugend auf gewohnt, daß man Holz auf mir spaltet.“ Nachdem wir die Adressen unter uns vertheilt hatten, wurden hundertundzwanzig Notabeln auf den 30. September 1863 nach Frankfurt eingeladen. Kaum einer der Eingeladenen blieb aus; der damals schon kränkelnde Häusser entschuldigte sich in einem längeren Schreiben, das das Programm billigte und unterstützte. Die Verhandlungen fanden in einem größeren Raume des Frankfurter Saalbaus statt. Achtundfünfzig höhere Kirchenbeamte, sechzehn akademische Lehrer, fünfzehn höhere Staatsbeamte, vierzehn Gutsbesitzer und Kaufleute waren erschienen. So sahen sich die Dinge sehr hoffnungsvoll an. Zum Präsidenten wurde Schöff Souchay von Frankfurt erwählt, der das Präsidium aber bald an Rudolf von Bennigsen abgab. Am erfolgreichsten betheiligten sich an der Debatte der Gothaer Hofprediger Karl Schwarz, der sich als ebenso schlagfertiger wie vornehmer Redner erwies, daneben Professor Ewald aus Göttingen und Schenkel. Auch Rothe griff in einer längeren Ansprache in die Verhandlungen ein. Er charakterisierte die Pfade, die die Gläubigen bisher zur Hebung der Kirche eingeschlagen hätten und zeigte, wie wenig sie zum Ziel führten: „Die treuen Christen gingen den altüberlieferten Weg fort: sie hielten fest an den Glaubenssätzen der Kirche, sie kamen ihren kirchlichen Pflichten gewissenhaft nach, sie erhöhten ihren Eifer in Benützung der Mittel der Erhebung und der Askese, sie suchten ihre Frömmigkeit durch die Pflege religiöser Gemeinschaft zu beleben, sie thaten sich zusammen zu gemeinsamen Werken christlicher Gottseligkeit, zum großen Theil von der ehrwürdigsten Art. Aber die Frucht von dem allem, was war sie? Es wollte sich kein fröhliches Gedeihen zeigen, kein rechtes christliches Gesundheitsgefühl und keine rechte christliche Lebenskraft, wie dies ehedem bei den gleichen Bestrebungen der Fall gewesen war.“ Neue Maßregeln thäten darum noth und das Gefühl davon sei ein ganz allgemeines. Gerade den Staatsmännern von heute seien die Augen darüber aufgegangen, daß die Fundamente des staatlichen Lebens tiefer gelegt werden müßten, solle der Staat dem Ansturm der zerstörenden Kräfte Stand halten. Anderseits hätten viele ernsten Christen eingesehen, daß man frisch hinaustreten müsse

in die Welt, um für das Evangelium zu wirken. Eine Erneuerung der Kirche auf Grund eines weitherzigen Gemeindeprincips sei ein Bedürfniß der Gegenwart. Die von uns in Heidelberg ausgearbeiteten Statuten wurden schließlich einstimmig angenommen. Auch bei dem Bankett ergriff Rothe das Wort und ein langer Zug von Verehrern aus allen Theilen Deutschlands drängte herzu, um mit ihm anzustoßen. In den leitenden Ausschuß waren gewählt worden: Souchay, Steitz, Bennigsen, Baurschmidt, Fritze, Oetker, Schwarz, Rosenhagen, Thudichum, Bluntschli, Schenkel, Rothe, Zittel, Ewald und Baumgarten. Zu Präsidenten ernannte dieser Ausschuß Bluntschli und Schenkel, zum Secretär den Schreiber dieser Zeilen. Zum Ort der nächsten Versammlung wurde Eisenach gewählt und Rothe zum ersten Hauptreferenten bestimmt. An Bluntschli gewann der Verein einen besonnenen und ungewöhnlich geschäftskundigen Vorstand von liebenswürdigen, concilianten Formen. Sein innerer Beruf zu einer kirchlichen Rolle ist von Mohl in seinen Erinnerungen mit Unrecht angefochten worden. Neben dem Staatsrecht und Völkerrecht war ihm das Problem einer Religion des modernen Geistes stets das große Thema seiner Speculation gewesen. Rothe's Christologie lag ihm fern, aber auch Rothe wußte Bluntschli's Interesse an der Kirche und seine Befähigung zur Leitung großer Versammlungen zu würdigen. Bluntschli seinerseits verehrte Rothe's Tiefsinn, seine warme Beredtsamkeit und seine reine Persönlichkeit. Wo er konnte, stellte er den großen Theologen voran. Wie sehr Rothe's Mitwirkung auch hohe und höchste Kreise beruhigte, zeigte ein Schreiben des Großherzogs von Baden, dem wir die gedruckten Verhandlungen zusendeten, und das das warme Interesse des hohen Herrn und seine besten Wünsche für das Gedeihen des Protestantenvereins, „dieses ersten größeren Versuchs einer Zusammenfassung des deutschen Protestantismus" aussprach. Bunsens Schwiegersohn, der Cabinetsvorstand von Sternberg, hatte dem Schreiben eine besonders herzliche Form gegeben. Die Organisation der Localvereine ging rasch vor sich, machte aber auch große Arbeit und erforderte viel Schreiberei, bei der Schenkel, ohne sich zu schonen, mir die Hauptlast abnahm. Auch die Gegner mußten anerkennen, daß er seine Zeit und Kraft mit einer Selbstlosigkeit opfere, deren nur wahre Begeisterung für eine große Sache fähig ist.

In Norddeutschland erregte Rothe's Beitritt zu solchen „demagogischen Bestrebungen" unliebsames Aufsehen. Es hatte das die gute Wirkung, daß Rothe sich veranlaßt sah, die Grundgedanken der neuen Stiftung in einer Reihe von Aufsätzen in Schenkels Zeitschrift darzulegen, die allgemein als Programmschriften der neuen Reformpartei aufgenommen wurden und zunächst das wichtigste Erträgniß der Bewegung blieben, da der bald ausbrechende Schleswig-Holstein'sche Krieg praktische Kirchenpolitik für längere Zeit un-

möglich machte. Für Rothe war die Gründung des Vereins die Consequenz seiner Theorie, daß das Christenthum sich im Staate und nicht in der Kirche seinen sichtbaren Organismus zu bauen habe. Das hat er nirgend klarer und mit mehr Herzenswärme vorgetragen als in den Aufsätzen „zur Debatte über den Protestantenverein", die er im Sommer 1864 in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift erscheinen ließ*). „Woher," fragt Rothe, „kommt die moderne Moralität?" „Sie kommt immer noch von dem einzigartigen neuen Impulse her, der vor achtzehnhundert Jahren in Palästina ein nur in engem Kreise gekannter Mann der Entwicklung unseres Geschlechtes gegeben hat." Was Christenthum sei, darüber herrscht unter den Zeitgenossen große Unklarheit. „Gleichwohl befürchte ich keinen ernstlichen Widerspruch, wenn ich das Christenthum im objectiven Sinne als den Inbegriff der von Jesus Christus ausgegangenen und fort und fort ausgehenden Wirkungen definiere. Das Christenthum ist nicht der Herr Christus, sondern dieser macht es. Es ist sein Werk und zwar ein Werk, das er stets unter der Arbeit hat, um es seiner endlichen Vollendung zuzuführen, die aber für uns noch in einer unabsehbaren Ferne liegt. Er selbst bleibt, der er ist, in alle Zukunft, dagegen liegt es ausdrücklich im Begriffe seines Werks, des Christenthums, daß es nicht so bleibt wie es anhebt. Weil Christus fortwährend geschichtliche Wirkungen auf die Welt ausübt, wird das Christenthum nothwendig fortwährend anders." Ueberliefert sich das Christenthum eine Zeit lang unverändert fort, so ist das nur ein Zeichen, daß sein Leben erschlafft ist. Die große Umwandlung, in der wir begriffen sind, ist mithin nur der Beweis, daß die unermeßliche Geschichtswirkung, die von Christus ausging, heute in noch stärkeren Proportionen vorhanden ist als vordem. Daß dieselbe von der gegenwärtigen Generation nicht auf Christus zurückgeführt wird, daß diese sich über ihr unbewußtes Christenthum so wenig klar ist, „das stammt aus der alteingewurzelten Gewöhnung, die geschichtlichen Wirkungen des Erlösers immer nur in der Kirche zu suchen und zu sehen". Dahin hat die Vereinerleiung von Christenthum und Kirche es glücklich gebracht, daß mit dem Niedergang des kirchlichen Lebens man nun auch meinen mußte, die geschichtliche Macht Christi liege seit anderthalb Jahrhunderten in den letzten Zügen. Wer die Continuität der modernen Weltanschauung mit der vorangegangenen reformatorischen leugnet, der kommt in die wunderliche Lage, daß er die gewaltigen Schöpfungen, die gerade in dieser Zeit emporblühten und größer geartet sind als das, was irgend eine ältere Geschichtsperiode aufweisen kann, als etwas betrachten muß, wobei der Herr das müßige Zusehen hatte oder als den Aufbau eines gegen ihn verschworenen Reiches. „Und das wollen

*) S. 297 f. 377 f. 513 f.

sie auch noch christliche Gläubigkeit nennen!" Weil bei dieser Entwicklung die Kirche nicht mitspielt, soll nach ihrer Meinung auch das Christenthum nichts mit ihr zu thun haben. Aber die Sache ist eine ganz andere. „Jener Strom des christlichen Lebens hat sich in der Stille einer Jahrhunderte langen beharrlichen Geschichtsarbeit unvermerkt ein neues Bett gegraben und in dieses hat er sich jetzt hinüber ergossen. Aus seinem anfänglichen, aber nur provisorischen Bette, dem kirchlichen, hat er sich in dasjenige hinüber begeben, das sein bleibendes sein soll, in das staatliche." Das Bild ist für Rothe's Anschauung höchst bezeichnend. Die Kirche ist ihm nur noch ein Altwasser des Christenthums, der rechte Strom der christlichen Geschichte rauscht stolz an ihr vorüber. Staat, Wissenschaft, Kunst verwirklichen heute die Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe und Schönheit, die Christus wirken wollte und fortdauernd wirkt. In dem, was die Theologen „das kirchliche Leben" nennen, verwirklicht sich die Idee Christi nicht. Schon in der Ethik hatte Rothe dringend gerathen, die Gebildeten nicht zum Kirchenbesuche zu zwingen und sie mit allen kirchlichen Forderungen zu verschonen. „Die Predigt sagt uns nichts Neues mehr." Die Cultusanstalt der Zukunft wird das Theater sein, wenn es der Staat seinen Zwecken völliger dienstbar gemacht hat. Die jetzige Form der Gottesverehrung erscheint ihm als ausgelebt. Erkennt er an dem kirchlichen Leben „einen Zug der morbidezza", so glaubt er um so deutlicher in der sittigenden Thätigkeit des Staats die Wirkungen des von Christus ausgehenden Geistes zu verspüren. Das unbewußte Christenthum müssen wir zum Bewußtsein seiner selbst bringen, damit ihm die Schuppen von den Augen fallen und seine Träger erkennen, daß sie Christen sind, weil die Zwecke, die sie verfolgen, ihnen von Christus gesetzt wurden. Unsere gegenwärtige Cultur ist ein Kind des Protestantismus. Daß ein moralisches Gemeinwesen, daß der moderne Staat und was er einschließt, Familie, Wissenschaft, bürgerliches Leben, wirklich geworden ist, das ist Christi wahres Werk und nicht die Stiftung einer Kirche. „Hier liegt mir der Schwerpunkt der christlichen Geschichte." „Es gehört wenig dazu, diese Confession zu belachen, aber ich bin gespannt darauf, welches andere menschliche Werk in der christlichen Geschichte man mir doch vorführen wird, welches dem Sinne des Herrn Jesus congenialer und sympathischer sein soll und ein geeigneteres Mittel für ihn, um unser sündiges Geschlecht zu dem erstrebten moralischen Zustande zu reinigen und zu erheben als der Staat." „Das moralische Gemeinwesen, der moderne Staat, hat viel mehr dazu gethan, die Menschen in einen Christi Willen adäquaten Zustand zu bringen als alle Kirchen von Jerusalem oder Rom, von Wittenberg oder Genf. Das ist geschichtliche Thatsache. Mit Phrasen werde ich mich nicht hinhalten lassen." Die Wendung von der Kirche zur bürgerlichen Gesellschaft, die der Protestantenverein nahm, erschien von diesem Standpunkte als eine Noth-

wendigkeit. Ebenso rechtfertigte Rothe auch das Verlangen nach dogmatischer Reform. Christus ist ewig, das Christenthum aber ist geschichtlich und darum veränderlich; zu diesen geschichtlichen Momenten gehört in allererster Reihe das Dogma. Gerade diejenigen, die heute lebendig an Christum glauben, müssen es in den Vorstellungen ihrer Zeit, nicht in denen der ökumenischen Bekenntnisse, d. h. in den Vorstellungen der Byzantiner. „Der Glaube an Christum ist es gewesen, der das Dogma durchbrochen hat, nicht der Unglaube." In diesem Zusammenhange giebt Rothe auch ein Urtheil über das athanasianische Glaubensbekenntniß ab, wegen dessen Bekämpfung im Jahre 1845 der Königsberger Divisionsprediger Rupp seines Amtes entsetzt worden war, und er fällt dieses Urtheil mit einer so klaren Begründung, wie sie nicht einmal Rupp gewagt hatte. „Die Kirche," sagt Rothe, „beschreibt Christum in dieser Weise: er sei der Gottmensch, in welchem durch die von Gott vermöge eines Allmachtsakts gewirkte Empfängniß im Schooß einer Jungfrau und von dem Moment der Empfängniß an die wahre und wesentliche Gottheit, nämlich die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, und ein wahrer und wesentlicher Mensch schlechthin Eins sind, nämlich schlechthin eine Person, so zwar, daß in dieser Einen Person die beiden Naturen, die göttliche und die menschliche, beides sind, einerseits schlechthin unvermischt und unverwandelt und anderseits schlechthin ungetrennt und ungeschieden, und beide einander ihre Eigenschaften und Wirkungsweisen gegenseitig mittheilen. Kann nun derjenige unter den Gebildeten unserer Tage, der einer für die Gemeinde vollziehbaren Vorstellung von Christus bedarf, eine solche in dieser dogmatischen Aussage finden? Ich meine, bringt er aus ihr für sein Bewußtsein die Anschauung von einer wirklich einheitlichen und lebendigen Person wie derjenigen heraus, die er durch die Evangelien wandeln sieht? Was will er doch mit jener Formel in seiner frommen Praxis anfangen, zu allermeist in der innern? Selbstverständlich rede ich hier überall von einem Subject, dem der Erlöser wirklich Gegenstand seines Glaubens und seiner Liebe ist; denn wem es nur darauf ankommt, eben eine Formel über ihn zu haben, der findet freilich an unserem Dogma, was er sucht ... Wir bedürfen einer Vorstellung von dem Erlöser, bei der seine wahre Menschheit wirklich herauskommt. Für ein solches Bedürfniß Befriedigung zu suchen, davon soll uns keine Rücksicht des Respects vor der kirchlichen Ueberlieferung und keine Pietät für das christliche Alterthum und die Reformatoren zurückhalten." „Wenn es nun mit der traditionellen Christologie also steht, so sollten wir uns doch freuen, daß es Männer giebt, die den Versuch machen, Jesum in ein für die Zeitgenossen zugänglicheres Licht zu rücken. Statt dessen zürnen wir ihnen, weil ihre Resultate uns nicht zusagen. Wenn wir uns nur zuvor ein wenig besinnen wollten! Das geht doch nicht an, daß wir die Leute, die einen Versuch machten, den

auch wir als nöthig anerkennen, nun als Verräther Christi anklagen, weil ihr Versuch an einer unendlich schwierigen Aufgabe nicht gelang und nicht gelingen konnte. Ist es denn ein Verbrechen, daß sie, während die Supranaturalisten müßig dasaßen und gar nichts thaten, die sauere Arbeit über sich nahmen? Es steht bei uns, von den Früchten ihres Fleißes keinen Gebrauch zu machen, aber diese Früchte als giftige in Verruf zu thun, dazu könnten wir die Berechtigung doch höchstens durch eigenes Bessermachen uns erwerben. Wer nicht selbst mitbaut an dem Werke der Erkenntniß Christi, dem steht es übel an, wenn er den daran Bauenden vorwirft, daß sie niederreißen." Der Zug in der Wissenschaft der Gegenwart geht darauf, die Dinge, auch die heiligen Dinge, natürlich zu begreifen. Auch die Theologen wurzeln in der Wissenschaft der Gegenwart. Den Versuch, die sonst geltenden Principien auch am Leben Jesu zu erproben, müssen die Theologen von heute machen dürfen. „Ob er gelungen sei, darüber werden selbstverständlich auch noch andere Leute mitzusprechen haben." Wenn die Modernen das Bild Jesu den Gemüthern näher zu rücken suchen, indem sie die Wunder zurückstellen, so thun sie das doch in ihrer Weise aus Interesse für dieses Bild. „Das kann ich aber nicht Unglauben nennen und nicht Feindschaft wider Christum. Ich lebe vielmehr der guten Zuversicht, daß dieser selbst es nicht so nennt. Auch sie wollen Christo dienen und ihre angestrengte, tapfere Arbeit wird jedenfalls ihm wohlgefälliger und seiner Sache förderlicher sein als das Gebahren derjenigen, die selbst keinen Finger rühren zu solchem Geschäft, statt dessen aber die eines Sacrilegiums beschuldigen, welche sich den Schweiß ihres Angesichts für das ihnen heilige Werk nicht verdrießen lassen und in ihrer Weise treu sind, indem sie thun, was sie vermögen. Wenn diese ein Bild Christi zeichnen, das auch den rationalistischen Zeitgenossen seine Hoheit und Herrlichkeit einleuchtend machen will und dabei von den Wundern absieht, weil die Zeitgenossen in ihrem Rationalismus mit ihnen nichts anzufangen wissen, so entspringt dieses Unternehmen doch auch aus Glauben an Jesum. Denn an Jesum glauben heißt nicht an das christologische Dogma glauben, sondern an ihn selbst, an seine Person glauben. Also auch die Verfasser der modernen Biographieen Jesu wollen Jesu dienen. Wenn nun die kirchlich sanctionierten Vorstellungen von Christus unserer Zeit nicht mehr genügen, ist es dann nicht unsere Aufgabe, ein neues Bekenntniß von Christo aufzustellen? Wenn wir es als moralische Pflicht erkennen, das alte Dogma zur Seite zu stellen, sind wir dann nicht gehalten ein neues zu machen?" Rothe verneint diese Frage, weil die Aufgabe zur Zeit nicht lösbar ist. Zu ihrer Lösung würde ein Zwiefaches gehören, Glaubenseinheit der Theologen und eine hinlängliche Autorität der Theologen, um die Gemeinden ihrem Dogma zu unterwerfen. Beide Voraussetzungen finden aber zur Zeit nicht statt. Das

Bekenntniß zu Christus kann also heute nicht in einem neuen Symbol oder Dogma bestehen. Auch liegt dazu kein Bedürfniß vor. Die Orthodoxen geben ja zu, daß zum Bekenntniß die That unerläßlich hinzukommen müsse. Dieses Bekenntniß der That also sollen wir verlangen, kein anderes. „Erfasse nur die Lebensaufgabe, wie sie sich dir in dieser irdischen Welt stellt und wie sie eben erst der modernen Zeit immer heller aufgeht, mit immer klarerem Bewußtsein, und wirf dich mit deiner ganzen Kraft auf die Arbeit an ihr, — lebe nur ganz den Bestrebungen, welche die Neuzeit die humanen nennt, beides, in der Richtung auf deine eigene Person und auf dein Geschlecht als Ganzes; aber ergreife dabei die Aufgaben, denen du dich widmest, in dem Lichte, das von Christus ausgestrahlt ist, wisse mit voller Klarheit, daß du mit dem allem nichts geringeres treibst als Christi eigenes Werk und an dem Bau *seines* Reiches arbeitest ... Das wird das beste Bekenntniß zu Christus sein."

Die Pause, die mit dem Jahre 1864 in die Actionen des jungen Vereins durch die Ungunst der Zeit gekommen war, wurde durch diese gehaltvollen Aufsätze Rothe's würdig ausgefüllt und die in drei Serien sich vom Juni bis November hinziehenden Erörterungen hielten das Interesse für die Sache wenigstens in den Kreisen lebendig, in denen die Allgemeine kirchliche Zeitschrift Schenkels gelesen wurde. Durch diese Ausführungen seines angesehensten Theologen gewann es aber auch den Anschein, als ob der Protestantenverein nicht nur die Reform der Kirchenverfassung, sondern auch die Umbildung der Kirchenlehre zu seinen Aufgaben rechne. Eine Reform des Dogmas wünschte Rothe in der That, dennoch hatte er auf den Gedanken, ob der Verein auf Aufstellung eines neuen, dem Geiste der Zeit entsprechenden *Bekenntnisses* sich einlassen solle, als zur Zeit unausführbar verzichtet. Aber Bluntschli und manche jüngere Glieder des Vereins waren sehr geneigt, diese Frage zu bejahen. Rothe selbst verlangte eine Revision der ökumenischen Orthodoxie und nannte es ein Mücken seigen und Kameele verschlucken, wenn man über die Unterscheidungslehren der Lutheraner und Reformierten nicht aufhöre zu verhandeln, aber die für uns unvollziehbar gewordenen Vorstellungen der Byzantiner unbesehen weiter schleppe. Auch *Schenkel* gab zu, daß es mit der Durchführung des Gemeindeprincips nicht gethan sei. „Eine Theologie," schrieb er*), „welche die Bibel zu einem unfehlbaren Lehrbuche in der Astronomie, der Geographie, der Naturgeschichte und Weltgeschichte erhebt, welche die Erde in den Mittelpunkt der Schöpfung, den Thron Gottes mit den drei Personen der Dreieinigkeit auf das Himmelsgewölbe, und die Hölle mit den Verdammten in das Innere des Erdballs

*) Der deutsche Protestantenverein und seine Bedeutung in der Gegenwart. Wiesbaden bei Kreidel, 1868.

stellt, welche den Luftraum zwischen Himmel und Erde mit Engeln und Dämonen bevölkert, die unter Anderm auch das schlechte Wetter besorgen, welche den Wahnsinn aus Teufelsbesitzungen herleitet, dem Menschen als solchem den freien Willen und alle Kraft des Guten abspricht und die Majestät Gottes darin erblickt, daß er seine eigene Weltordnung mit Mirakeln durchbricht und aus der Masse der von ihm geschaffenen Geschöpfe nur ein kleines Häuflein unverdienter Weise aus lauter Gnade errettet — eine solche Theologie bringt nothwendig einen culturfeindlichen Eindruck hervor und fordert gegen ihre, mit der Miene der Unfehlbarkeit behaupteten Sätze unvermeidlich den Widerspruch des Jahrhunderts heraus. Dieselbe ist auch keineswegs wesentlich christlich. Jesus Christus hat die Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und zur Liebe gegen den Nächsten berufen, aber nicht dazu, ein näher formuliertes naturwissenschaftliches System anzunehmen und metaphysische oder astronomische Probleme zu lösen." Noch schärfer sprach Bluntschli gelegentlich eines Vortrags in Karlsruhe sich dafür aus, man müsse diesen veralteten Vorstellungen ernstlich zu Leib gehn, die das ganze kirchliche Leben zur Unwahrheit und die Kirche zu einer Anstalt für Selbstbelügung machten. Aber die Stimmung der liberalen Pfarrer war diesem Gedanken abhold. Die Mehrzahl der Vereinsvorstände wollte den Vereinszweck auf die Durchführung des Gemeindeprincips beschränkt wissen. Der Streit gegen das Charakterbild Jesu von Schenkel hatte sichtlich der preußischen Orthodoxie wieder Oberwasser gegeben; die wenigen Positiven, die dem Vereine beigetreten waren und die dann doch abfielen oder dem Vereine Verlegenheiten machten, wollte man nicht herausdrängen; allerhöchstes Wohlwollen wollte man durch Angriffe auf das Dogma nicht verscherzen und so siegte das vorsichtigere und engere Programm, wie uns Jungen schien, nicht zum Vortheil der Propaganda. Eine ernste Reform der Kirche, ohne Reform des Dogmas, war unmöglich. Rücksichtsloser Angriff auf die Vorstellungen, auf die die Orthodoxen die Pastoren verpflichteten, und an die sie, wie die Gerlache ihren Tagebüchern anvertrauten, selbst nicht glaubten, erschien uns als die beste Weise der Vertheidigung. Das Richtige wäre wohl gewesen, zurückzugreifen auf die Wege, die Hebel in seiner biblischen Geschichte und der Unionskatechismus mit seinem moralisierenden Rationalismus gezeigt hatten und die von den Tagen Karl Friedrichs bis 1850 den kirchlichen Frieden in Baden erhalten hatten. Leider fehlte der Muth, dem Gegner die Beute wieder abzujagen, die er unter Ausnutzung der Schrecken des Revolutionsjahrs eingeheimst. Damit verzichtete der Verein aber gerade auf die Reform, die den Müttern und Vätern der Schulkinder und dem Wahrheitssinne eines aufgeklärten Bürgerstands vor allem am Herzen lag. Was half die Pfarrwahl, wenn der gewählte Pfarrer ganz dasselbe lehren mußte wie der vom Consistorium Ernannte? So wandte die Be-

völkerung sich von dem Bunde ab, der nichts zu bieten hatte als Programmreden und die energischen Naturen beschlossen, auf eigene Hand den Kampf zu führen, dem der Verein sich versagte. Im Stillen freilich hofften alle, ist die Verfassungsfrage nur erst erledigt, so wird die Reform des Dogmas unvermeidlich sein, denn die befreiten Gemeinden werden ihren Kindern nicht ewig einen Glauben aufdringen lassen, den die Eltern nicht haben, nicht haben wollen und nicht haben können. Aber auch die Orthodoxen sahen diese Wendung voraus und ließen sich durch die Beschränkung der Vereinsthätigkeit auf die Verfassungsfrage in ihrem Mißtrauen nicht beirren. Der Widerstand blieb derselbe, aber die Sympathieen des Bürgerstandes gingen verloren. Die Zurückhaltung war von den klugen Leuten empfohlen worden; aber in den Dingen, die nur die Begeisterung schaffen kann, sind die klugen Leute schlechte Rathgeber.

Eine überraschende Erscheinung war es, daß die katholischen Federn, die doch sonst das evangelische Vereinswesen verächtlich ignorierten, sich plötzlich mit großem Eifer gegen den Protestantenverein wendeten, als ob es sich um einen neuen Anlauf der Umsturzpartei handle, der Thron und Altar gefährde. Sogar die sonst so reservierte Augsburger Allgemeine Zeitung*) rief die weltliche Macht auf, bei Zeiten dem Schaden zu steuern. Die Befürchtung, es könne die Bewegung auch auf die katholische Kirche übergreifen, zeigt, welche Bedeutung man ihr damals noch beilegte. Die Angriffe stammten aus Mainz, München und Wien und waren zum Theil wohl von Ketteler inspiriert. Die Ultramontanen organisierten sich in Borromeo-, Vincentius- und Bonifaciusvereinen, sie hielten lärmende Katholikentage, sie errichteten katholische Casinos und katholische Herbergen, sie sammelten für eine katholische Universität und brandschatzten mit ihren Collecten Königinnen und Mägde. Jedermann fand das ganz in der Ordnung; wenn aber einige gut conservative Ehrenmänner einen Protestantenverein gründen wollten, dann warnte die Allgemeine Zeitung vor dem „neuen theologischen Convent", vor einer politischen Conspiration unter dem Deckmantel kirchlicher Bestrebungen. Um ein Verbot des Vereins in Oesterreich zu veranlassen, weissagte sie, ohne Zweifel werde die protestantische Fortschrittspartei alsbald gemeinsame Sache mit der katholischen Reformpartei machen und die Abschaffung der Ohrenbeichte und des Cölibats verlangen, während dem Protestantenverein doch der Gedanke völlig fern lag, sich um die katholischen Angelegenheiten zu kümmern. Mit derselben Anmaßung, mit der die Ultramontanen später den Evangelischen Bund als Friedenstörung verklagten, während sie doch selbst nur noch ein waffenklirrendes großes Kriegslager gegen den Staat und die evangelische Kirche bilden, schrieen

*) Jahrgang 1863, Nr. 239. 240.

sie damals über das frevelhafte protestantische Attentat einer solchen Vereinsgründung. In das gleiche Horn stieß natürlich die conservative Presse in Preußen. Von dem Augenblicke an, daß die Frankfurter Versammlung die norddeutschen Consistorien mit Organisation einer liberalen Partei auch in ihrem Kreise bedroht hatte, wendete Hengstenberg dem neuen Protestantenverein den unerschöpflichen Vorrath seiner prophetischen Scheltreden zu. Im Vorwort seiner Kirchenzeitung für 1864 rief Hengstenberg: „Also eine Propaganda für die badische Kirchenverfassung!" „Auf eine Erneuerung der Kirche im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung ist es abgesehen! Man will nach Wegreißung der schützenden Dämme die Wogen der Massen über die Kirche hinwegschwemmen!" Nicht minder fand der Generalsuperintendent Hoffmann in Berlin für angemessen, die Geistlichen seines Sprengels durch einen Hirtenbrief vom 5. December 1863 vor dem Beitritt zum Protestantenvereine zu warnen, unter Hinweis auf die Störung der Ordnung, die aus der Nichtbeachtung dieser Warnung entspringen würde*).

Die Berliner Herrn hatten unnöthig gezittert. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII. von Dänemark und die nun zur Entscheidung drängende Schleswig-Holstein'sche Frage lenkte das ganze Interesse der Nation auf diese politische Angelegenheit. Das Londoner Protocoll vom 8. Mai 1852 hatte die Schleswig-Holstein'sche Erbfolgeordnung, die für den Fall des Aussterbens des dänischen Mannesstammes die Trennung Dänemarks und Schleswig-Holsteins zur Folge gehabt hätte, aufgehoben und den Prinzen Christian von Glücksburg als künftigen Erben des Gesammtstaats proclamiert. Nicht ohne Widerstreben hatte Bunsen einst dieses Protocoll unterzeichnet, das Rußland und England dictierten, um den Kieler Hafen nicht aus dänischen in deutsche Hände kommen zu lassen und einem maritimen Aufschwung Deutschlands vorzubauen. Auch damit noch nicht zufrieden, nahm König Frederik VII. durch das Patent vom 30. März 1863 die Einverleibung Schleswigs in Aussicht und legte Holstein unter dem Scheine der Selbständigkeit unbillige Lasten auf. Damit hatten die Dänen selbst die Verträge zerrissen, die die Fremden Deutschland abgewonnen hatten. Als der König am 15. November 1863 starb, war die Schleswig-Holstein'sche Frage wieder aufgerollt. Selbst in Heidelberg war nun für kirchliche Dinge auf kein rechtes Interesse mehr zu rechnen. Rothe schrieb am 19. December 1863 an Frau Heubner: „Die Aussichten sind menschlicherweise sehr trübe. Läßt man, wie es ganz den Anschein hat, die Elbherzogthümer den Dänen zur Beute, so sind die Folgen, die das für unsere innern Zustände haben wird, nicht zu berechnen, ganz abgesehen von den Folgen für unsere Sicherheit nach außen hin. Euch in Preußen mag

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1864, S. 97 f. 167 f.

die Sache nicht so tief bewegen, wie sie hier in Südwestdeutschland die Bevölkerungen auch bis in die untersten Schichten hinein ergriffen hat." In der That war niemand in der Pfalz, der nicht überzeugt gewesen wäre, Preußen sei im Begriff Schleswig-Holstein dem dänischen Erbfeind zum zweiten Mal auszuliefern. Heinrich von Gagern, der Präsident der Paulskirche, hielt in dem großen Heidelberger Museumssaale eine Volksversammlung ab, in der ein nach der Revolution von 1849 verabschiedeter Offizier bereits die Vorbereitungen zum Ausmarsch besprach; die Presse meinte, Baden müsse die Reichssturmfahne aufpflanzen und ein Heidelberger Gymnasiallehrer schloß seine Rede in einer öffentlichen Sitzung des neugegründeten Nationalvereins mit den Worten: „Meine Herrn! Lernen Sie schießen!" Als darauf Laute des Unwillens und Widerspruchs erfolgten, setzte er höhnisch hinzu: „Nun so bauen Sie noch ein paar Papiermühlen!" Zahlreiche Volksversammlungen in ganz Baden sprachen sich für das legitime und unanfechtbare Recht des Herzogs von Augustenburg aus; Ausschüsse wurden gebildet, die sich an ein Hauptcomité von 36 Vertrauensmännern in Frankfurt anschlossen und überall Sammlungen zur Unterstützung des Augustenburgers veranstalteten. Dieser Begeisterung für den Augustenburger entsprach die Erbitterung auf Bismarck, der die Volksbewegung kühl zur Seite schob und sich mit Oestreich verständigte. Als Mitglied der ersten Kammer mußte Rothe officiell zu dieser großen nationalen Frage Stellung nehmen, ja er trat sogar mit einer Interpellation an den Minister hervor. Mit der Erstürmung von Düppel war Dänemark wehrlos gemacht, aber der nun zusammentretenden Londoner Conferenz, auf der der deutsche Bund durch Herrn von Beust vertreten war, traute man die Absicht zu, die Herzogthümer an die Dänen zurück zu geben. Selbst Mohl fürchtete, die beiden deutschen Großmächte würden bei diesem Verrathe der nationalen Sache mitwirken. Der badischen Regierung war es unter diesen Umständen erwünscht, sich über ihren Standpunkt auszusprechen und so veranlaßte Roggenbach eine Interpellation in den Kammern. In der zweiten Kammer fiel diese Aufgabe Ludwig Häusser zu. Wenn man in der ersten Rothe mit derselben beauftragte, so beweist das, wie er auch als Politiker an Boden gewonnen hatte. Daß diese Frage, so begann er, das hohe Haus bewege*), könne niemanden wundern. „Wird doch am heutigen Tage diese Angelegenheit auf der Conferenz der europäischen Mächte zu London verhandelt." Wäre nun diese Sache nur eine politische, so würde er als Theologe sich zum Schweigen verurtheilen, aber dieselbe sei nachgerade aus einer politischen zu einer moralischen geworden. Seit achtzehn Jahren habe dieselbe das deutsche Volk bewegt und wenn jetzt die Regierungen sich den

*) Concept unter den Papieren Ahrendts.

nationalen Wünschen und dem klaren Recht versagen wollten, dann würde die Nation an der sittlichen Bedeutung des Staats irre werden. Ihr sei diese Frage eine Gewissenssache. Würde sie durch die Schuld der Regierungen mit ihren Wünschen unterliegen, so müßte nicht nur der nationale Aufschwung, den die letzte Zeit gebracht, wieder erlahmen, sondern es würde auch die staatliche Gesinnung selbst in unserem Volke geschädigt werden und es sei gar nicht abzusehen, welche üble Folgen für das Staatsleben aus dem dann erstarkenden Pessimismus sich ergeben müßten. Niemand werde verkennen, von welcher Wichtigkeit es sei, daß die Nation zu ihrer Regierung das Vertrauen haben könne, sie werde dem Rechtsbewußtsein, das in ihr lebt, Genugthuung schaffen, sie beschränke sich nicht auf Handhabung der Gesetze und der Polizei, sondern auch die hohen nationalen Aufgaben lägen ihr mit gleichem Ernste am Herzen. Darum wünsche er, daß der Herr Minister sich über die Frage der Herzogthümer ausspreche. An der Stellung der badischen Regierung war nichts auszusetzen. Sie betrachtete die Bestimmungen des Londoner Protocolls von 1852 für hinfällig, nachdem die Dänen selbst durch das Patent vom 30. März 1863 sich davon losgemacht. Nunmehr sei der frühere Rechtszustand vor 1852 wieder hergestellt und der allein legitime, womit auch das Erbrecht der Augustenburger wieder auflebe. In Preußen aber schien, seit im September 1862 Bismarck die Regierung übernommen hatte, die alte Politik Manteuffels wiederzukehren, wenigstens den Süddeutschen war es ausgemacht, daß dem absolutistischen Regimente im Innern eine antinationale Politik nach außen entsprechen werde. Nur langsam ließ sich die Bevölkerung davon überzeugen, daß man ein Junker sein könne und doch ein guter Patriot. Als dann der Friedensschluß die Befürchtungen für die nationale Sache widerlegte, kehrte auch eine größere Ruhe in den Gemüthern wieder und nun war es Zeit, auf die kirchliche Reformfrage zurück zu kommen.

Trotz der unruhigen Zeiten hatte die Organisation der Localvereine des Protestantenvereins ihren ruhigen Fortgang gehabt und der Eröffnung des Heidelberger Protestantenvereins am 5. November 1863 verdanken wir eine schöne Begrüßungsrede Rothe's, die den Charakter eines persönlichen Bekenntnisses hatte*). In einem größeren Saale des Museums hatte sich ein vornehmlich akademischer Kreis zusammengefunden, dem Rothe den Gedanken des neuen Vereins entwickelte. „Die neue Stiftung," führte er aus, „ist ein Kind der kirchlichen Bewegung, welche sich in den letzten Monaten des Jahres 1858 in unserer evangelischen Landeskirche erhoben hat." Gemeint war der Agendensturm. „Dieselbe hatte zunächst ganz concrete nächste Ziele, aber auch

*) Aus dieser Rede stammen die Rückblicke auf seine eigene pietistische Periode, die wir Bd. I, 18 f. benützt haben.

nachdem diese erreicht waren, konnte man sich nicht verhehlen, daß das, was die Gemüther bedrücke, nicht eine einzelne Maßregel der Kirchenregierung sei, sondern daß der Grund tiefer liege in der Kluft, die sich zwischen dem modernen Culturleben und den überlieferten kirchlichen Formen aufgethan hat. Auch dieses moderne Culturleben ist ein Kind des Christenthums. Es ist aufgegangen aus dem Samen, den die Kirche außerhalb ihrer Schranken auf den weltlichen Boden ausgestreut hat. Es entstand so eine weltliche Bildung, die in ihrem letzten Ursprung auch christlich war, aber nicht kirchlich, so daß sie sich der Kirche gegenüber auf die eigenen Füße stellte. Die Kirche suchte im achtzehnten Jahrhundert sich dieselbe anzueignen, aber sie gerieth dadurch in Gefahr, ihren eigenen positiven Gehalt zu verlieren und darum wendete sie sich seit den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts feindselig gegen dieselbe. So begann die Reaction, zuerst die politische, der die kirchliche auf dem Fuße folgte. In Folge dessen verkehrte sich die vornehme Gleichgültigkeit der weltlich Gebildeten in positive Gegnerschaft. Die Aufgaben, die die Kirche bislang allein erfüllt hatte, wurden ihr bestritten. „Es ging im Bewußtsein der Zeitgenossen ein ganz neuer Begriff des Staats auf. Die bisher gewohnte Entgegensetzung des Politischen und Moralischen zerrann mehr und mehr, indem die Einsicht sich Bahn brach, daß die rechte Moralität keine bloße Privatsache sei, sondern wesentlich ein menschliches Gemeinleben zu ihrer Voraussetzung habe, und daß die Zwecke und Ziele des Staats seiner Natur nach keine andern sein können als die der moralischen Gemeinschaft, so daß an der Vervollkommnung der staatlichen Zustände arbeiten heiße: an der Erreichung der moralischen Bestimmung unseres Geschlechtes arbeiten, und es ohne jene Thätigkeit keine wirksame Thätigkeit für diese gebe. Daran also thaten die Freunde der modernen Ideen unzweifelhaft recht, wenn sie sich das neue Culturleben nicht wollten schelten und verkennen lassen von der Kirche, wenn es sie entrüstete, daß diese es als ein unchristliches herabsetzte, wenn sie ihr entgegneten, daß es sich bei der regen Bewegung auf diesem modernen weltlichen Gebiete um Dinge handle, die ohne Vergleich von größerer und förderlicherer Bedeutung seien für die moralischen Interessen unseres Geschlechtes, als alle die Fragen, mit denen man sich im Schooß der Kirche so eifrig bemühe, dogmatische, liturgische oder wie sie sonst heißen mögen. Und auch das war nur billig, wenn sie von der Kirche als Bedingung, unter der allein sie sich zu ihr ein Herz und Vertrauen fassen könnten, forderten, daß sie ihrerseits gleichfalls das moderne Culturleben würdige und namentlich auch erkenne, wie es zu den Zielen des Christenthums in der engsten Beziehung stehe und von dem Christenthum selbst erzeugt sei.“ Die Mehrzahl der Gebildeten gab sich freilich zur Kirche keineswegs diese bescheidene Stellung. Sie schmollten mit ihr und ließen sie, ohne sich um sie zu kümmern, ihre Wege gehn, oder

sie machten sie wohl auch zum Gegenstand der Anfeindung. Und daran thaten sie Unrecht. „Eine ganz auf der Grundlage des Christenthums erwachsene Bildung von ihrem mütterlichen Boden ablösen wollen, ist ein Ungedanke. Gelänge es, so wäre es der Tod derselben. Ein Volk, ein kräftiger Lebensaufschwung eines Volkes ohne religiösen Glauben, und zwar ohne eben den religiösen Glauben, wie er sich nur innerhalb der Christenheit findet, wie er nur in Folge davon da ist, daß der Herr Jesus Christus in der Welt war und ist — welch' ein Wahn!" „Ein Volk ohne Frömmigkeit ist ein Volk ohne Seele, und sein unausbleibliches Loos ist Verkümmerung." In einem solchen Widerspruch hat sich unser modernes Culturleben bewegt. Jetzt fängt man doch an in diesen Kreisen zu empfinden, daß auch sie selbst mit zu dem Volke gehören, das eine Kirche nicht missen kann zu seinem Gedeihen, daß sich auch in ihnen persönlich eine leere Stelle findet, die nur durch ihren Antheil an der Kirche ausgefüllt werden kann. So zieht es sie wieder hin zur Kirche. Aber sie fordern nun auch von dieser, daß sie ihrerseits sich ihnen nicht verschließe, d. h. dem, was sie im Innersten bewegt, daß sie ihre theuersten menschlichen Interessen mit in sie hineinbringen dürfen, von denen ihnen immer klarer wird, daß sie, richtig verstanden, keine andern sind als eben die christlichen selbst, daß die Kirche ein Herz für diese Interessen gewinne, statt sie zu mißachten. Dafür fordern sie natürlich eine Gewähr und diese kann nur gefunden werden in einer Verfassung, die die Leitung der Kirche nicht einseitig in die Hände des geistlichen Standes legt, sondern in die Hand des Ganzen, das heißt der in sich geordneten Gemeinde. Wenn nun Männer, die auf dieser Grundlage stehen, sich zusammenthun, um der Kirche die ihr Entfremdeten wieder zuzuführen, sollte das eine tadelnswerthe Agitation sein? Das heißt doch gewiß nicht die Kirche zerstören, wenn man die Entfremdeten zu sammeln sucht? „Das, meine Herrn, ist die Gesinnung, welche sich durch die Gründung des deutschen Protestantenvereins einen Ausdruck und ein Werkzeug hat geben wollen."

Die Physiognomie des Kreises, zu dem Rothe diese Worte sprach, war allerdings sehr verschieden von der der Brüder, zwischen denen er einst in Wittenberg kniete und betete, aber seine Gesinnung und Absicht war dieselbe wie damals, nämlich die, sein Volk dem Evangelium wieder zu gewinnen, und wenn Hengstenberg diesen Versuch in eine Reihe stellte mit der Agitation von Ronge und Dowiat, so täuschte er seine Leser über den Inhalt dessen, was hier verhandelt wurde und über den Charakter der Männer, die sich hier zu einem schönen Zwecke die Hand reichten.

Die Zeit des Kriegs und des folgenden preußischen Verfassungsconflicts war nun allerdings möglichst ungünstig für eine kirchliche Reformbewegung. Trotzdem war auch in Norddeutschland der Verein erstarkt und es waren

gegen dreißig Localvereine gegründet worden. In der Pfingstwoche, am 7. und 8. Juni 1865, konnte endlich in der Nikolaikirche zu Eisenach die erste Hauptversammlung gehalten werden. Die Mitglieder der Frankfurter constituierenden Versammlung waren fast alle erschienen. Der Berliner Unionsverein betheiligte sich durch zwei Abgesandte, Krause und Holtzendorff. Im Grunde war man in Berlin, das ein Schotte die city of self contented discord nannte, auf die Heidelberger Führung eifersüchtig und Krause machte sofort neue Schwierigkeiten, indem er verlangte, Beschlüsse dürften bei der zufälligen Zusammensetzung der Versammlung nicht gefaßt werden. Man trug diesen Scrupeln dadurch Rechnung, daß man die Mitglieder des Vereins und die zufälligen Theilnehmer durch weiße und grüne Schleifen unterschied und nur die wirklichen Mitglieder durften abstimmen. Namentlich Bluntschli's bekannter Geschicklichkeit im Finden von Vermittlungsanträgen war es zu danken, daß die Berliner Disputierwuth und Paragraphenreiterei nicht von vornherein die Einheit der Versammlung sprengte. Wie sich die thüringische Geistlichkeit zu dem Vereine stellen würde, war unsicher, da Dittenberger, der Weimarer Generalsuperintendent und alte Gegner Schenkels, mit der Erklärung sich ausschloß, der erste Geistliche der Landeskirche dürfe keiner Partei angehören. Statt seiner veranstaltete Dr. Schweizer eine Vorberathung in Salzungen, aber es gelang dem Gothaer Hofprediger nicht, die Weimarer Geistlichen, die sich nach ihrem Generalsuperintendenten richteten, zum Eintritt in den Verein zu bestimmen. Dittenberger wohnte der Eisenacher Versammlung als Zuhörer bei, aber ohne sich irgendwie zu betheiligen. Schenkel, damals erkrankt und wegen seines Charakterbilds Jesu von der Orthodoxie überall feindselig angegriffen, hielt sich sehr zurück. Er begnügte sich, nach der Festpredigt des Koburger Generalsuperintendenten Meyer, seinen Kollegen Bluntschli zum Präsidenten der Versammlung vorzuschlagen und zum Vicepräsidenten Oberhofprediger Karl Schwarz von Gotha. Selbst der Berichterstatter Hengstenbergs, der gekommen war, alles gottlos zu finden, was diese Leute thun würden, konnte Bluntschli seine Sympathie nicht versagen. „Bluntschli," schrieb er*), „ist eine lebendige, imponierende Persönlichkeit. Er ist der Rede mächtig und verstand es meisterlich, beides zu vereinigen, den Präsidenten mit dem Vormund der Versammlung." Der erste Redner war Rothe, der sich die Frage gestellt hatte: „Durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden?" „Wer Rothe," so schreibt der Berichterstatter Hengstenbergs, „nur vom Hörensagen oder aus seinen Schriften kannte, war überrascht, ihn in Person zu sehen. Sein Aeußeres ist einfach und schlicht. Nicht was, sondern wie er redet,

*) Evang. Kirchenzeitung 1865, S. 644.

mag man gern hören. Seine Sprache ist lebendig, weil herzlich. Man muß sich immer fragen: Wie kommt der Mann in den Protestantenverein?“ Das Referat, das Rothe in Eisenach erstattete, ist zugleich seine eigene Programmrede, in der er die neuen Wege rechtfertigte, welche er mit dem Eingehen auf die Agitationen der liberalen Kirchenfreunde betreten hatte. Die Sorge für das Wiedergewinnen der Entfremdeten, meinte er, sei es letztlich gewesen, was die Gründung des jungen Vereins herbeigeführt habe. Die Entfremdung von der Kirche sei namentlich darum eine so ernste Sache, weil es sich hier nicht um die moralisch verkommenen, sondern vorzugsweise gerade um diejenigen Schichten der Gesellschaft handle, welche in unserem bürgerlichen Leben als besonders geachtet und achtungswerth dastehn und den eigentlichen Kern der Nation bilden. Gerade darin liegt das Schmerzliche dieser Thatsache. „Je mehr wahrhaft edle Menschen, vor denen wir uns selbst tief beugen, wir unter den Unkirchlichen erkennen, desto schwerer zu ertragen muß uns der Gedanke sein, daß sie sich von dem Besten und Unentbehrlichsten im Menschendasein nur so kümmerlich nähren.“ Es muß also Abhülfe von diesem abnormen Zustande geschaffen werden. Da liegt es aber auf der Hand, daß dies durch einzelne kleine Mittelchen nicht geschehen kann, wie sinnreich erfunden sie auch immer gehäuft werden mögen. Wenn eine Generation der Kirche entfremdet ist, so ist es die Kirche selbst, die die eigentliche Schuld trägt. „Was ist sie denn, wenn sie nicht die moralische Macht besitzt, die Herzen der Christenheit sich zuzuwenden? Ist diese Gewalt ihr abhanden gekommen, worauf will sie dann noch den Anspruch gründen, daß wir sie kindlich lieben und verehren sollen? Die Entfremdung ist eingetreten mit der neuen Weltanschauung, daß der Zweck des Menschenlebens sei, diese irdische Welt so vollständig als möglich moralisch und geistig in Besitz zu nehmen.“ Für die Kirche lag da eine einfache Alternative vor. Entweder die modernen Ideen und Tendenzen sind dem Christenthum fremd, oder wohl gar feindselig: dann muß die Kirche gegen sie Front machen; dann muß ihr aber auch, wenn anders das Christenthum Wahrheit ist, die geistige Macht beiwohnen, sie aus dem Felde zu schlagen und zu überwinden. Oder aber sie sind dem Christenthum gleichwerthig, sie sind selbst ein Erzeugniß seiner geschichtlichen Wirksamkeit: nun dann muß die Kirche sie anerkennen, sie als christlich legitimieren und selbst für sie eintreten mit den ihr eigenthümlichen Mitteln. Wie entschied sich die Kirche nun? Anfänglich wog in ihr die Neigung vor, sich mit der neuen Zeit auf einen freundlichen Fuß zu setzen, und länger als ein Menschenalter hindurch machte sie den Versuch, besonders in der Theologie, sich die neuen Ideen und Bestrebungen anzueignen. Dieser Versuch glückte ihr indessen nicht. Die Kirche lief Gefahr die geschichtliche Grundlage und die specifische Bedeutung und Dignität des Christenthums

preis zu geben. Es konnte nicht anders sein, sie mußte stutzig werden und im Gefühl ihrer Würde und ihres Berufs auf eine andere Bahn einlenken. Sie fing nunmehr an die Bekämpfung der modernen Ideen und Tendenzen im Namen des Christenthums als ihre Aufgabe zu betrachten. Diese Wendung vollzog sich, ungefähr ausgedrückt, seit dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Ihre ganze Schärfe aber erhielt diese Opposition erst später unter der Einwirkung der politischen Bewegungen, indem die Kirche wenigstens in den meisten einflußreichen Gebieten ihres Bereichs sich offen auf die Seite der politischen Reaction stellte und die freiheitlichen Bewegungen unseres Volks als Widerchristenthum ächtete. Da sie sich hiebei als die Vertreterin des Christenthums gebärdete, so war die natürliche Folge, daß die Kinder der modernen Zeit sich offen von dem Glauben an Christum mit Hohn und Spott lossagten. Diejenigen, die ehrlich an einer sittlichen Regeneration unseres Volkes arbeiteten, wurden aber bald inne, daß sie dabei die Religion nicht entbehren konnten. Sie sahen ein, daß die sittlichen Ideale, um einen festen Halt zu haben, einer in sich selbst unerschütterlich gegründeten Unterlage bedürfen, daß sie nur in den religiösen Ideen ein tragfähiges Fundament finden und diejenige Beseelung, durch die allein sie wirkungskräftig werden. Damit gewann diese Richtung wieder ein Herz für das Christenthum. Die Orthodoxen, die in den alten Formen weiterarbeiteten, haben dabei eine anerkennenswerthe Opferfreudigkeit bewiesen, aber die wirklichen Erfolge fehlten; es gab kein fröhliches Gedeihen, kein wirkliches Volkschristenthum. Wie sehr die Kirche auch immer wieder auf neue Maßnahmen sann und immer wieder neue Hebel in Bewegung setzte, um die ihr untreu gewordenen Klassen zu ihr in ihrer bisherigen Gestalt wieder zurückzuführen, sie erreichte mit dem allem nur ganz sporadische Erfolge. Die Einsichtigeren fragten nun hier und dort doch, ob man mit der Repristination des alten Kirchenwesens sich nicht etwas geschichtlich Unmögliches vorgenommen, zumal die Erfahrung hinzukam, daß die Kirche mit ihrer Aechtung der modernen Cultur gar nichts ausgerichtet hatte. In Einzelnen der kirchlich Frommen ging wenigstens die Ahnung auf, wir möchten wohl an einem großen, tief einschneidenden Wendepunkt der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums stehen und das Charakteristische desselben möge sein, daß das Christenthum in ihm sich von dem kirchlichen Boden auf den weltlichen, das heißt den sittlichen hinüberfiedle, daß mithin auf das kirchliche Christenthum des ersten Weltalters das weltliche oder staatliche folge und daß diese Wendung einen großen Fortschritt bedeute. Von diesem Standpunkte aus können die Mittel zur Wiederbelebung des kirchlichen Lebens nicht in Strafpredigten gegen den Geist der Zeit bestehen und ebensowenig in besondern neuen Maßnahmen. Das einzig wirksame Mittel ist, daß die Kirche selbst aus ihrer jetzigen falschen Stellung zur modernen Culturentwicklung

heraustritt. Sie muß Frieden machen und ehrliche Freundschaft schließen mit der neuen Culturentwicklung, indem sie dieselbe unumwunden als eine christliche anerkennt. Denn unser Volk wird das Heil nie mehr in dem erblicken, was das Thun und Lassen der Kirche ausmacht, in der Aufstellung und Annahme dogmatischer Lehrsätze, in den cultischen Akten, in asketischen Handlungen, in pietistischen Uebungen u. s. w. Es wird nie ein gutes Gewissen finden zu der Meinung, daß man als aufrichtiger Christ kein moderner Mensch sein könne und als moderner Mensch kein aufrichtiger Christ. Soll eine Aussöhnung zustande kommen, so muß die Kirche Frieden schließen mit dem modernen Culturleben. Sie muß sich klar machen, daß die Bewegung, die auf dem weltlichen Gebiete vor sich geht, von Christus gewirkt ist und sein eigentliches Werk darstellt, während auf dem kirchlichen Boden schon seit Jahrhunderten keine eigentliche Fortbildung mehr stattfindet. Nur wenn sie die weltliche Entwicklung so ansehen lernt, wird unser Volk wieder ein Herz zu ihr fassen. Denn unser Volk wird sich nie davon überzeugen lassen, daß die Anschauungen und Bestrebungen, die das Element seiner ganzen Lebensarbeit sind, unchristliche seien. Dann erst kann die Kirche mit Erfolg ihre erzieherische Einwirkung entfalten und alles das, was an unserem modernen Leben unfromm und unsittlich ist, mit Erfolg bekämpfen. Erkennt die Kirche die moderne Culturentwicklung ehrlich an, so muß sie an allen edeln Bestrebungen Antheil nehmen, sie mit ihren Mitteln und in ihren Kreisen fördern, sie muß sich gemeinnützig machen auch im wirklichen Leben, während sie jetzt von vielen und nicht immer von den Schlechteren für eine Müßiggängerin gehalten wird. In der Lehre muß sie zu den wirklichen Christenmenschen reden, die sie vor sich hat, nicht zu denen vergangener Jahrhunderte, in der eigenen Zunge ihrer Hörer, in ihrer Empfindungsweise und ihren Gedanken. Die Kirche muß auf diesem Gebiete die Freiheit nicht etwa bloß gewähren lassen, sondern ausdrücklich in ihren liebevollen und wirksamen Schutz nehmen. Denn wahrer Glaube ist gar nicht zu denken als mit der freudigen Zuversicht, daß seine Gegenstände durch die strengste Untersuchung nur immer gewisser, immer größer, immer heiliger erfunden werden. Diese Untersuchung ist die Sache der theologisch gebildeten Diener der Kirche, aber diese forschen nicht für ihr persönliches Wissensbedürfniß allein, sondern für das Bedürfniß der ganzen Gemeinde. Die nichttheologische Gemeinde hat daher ihrerseits ein Recht darauf zu erfahren, welche Ergebnisse die theologische Arbeit zu Tage gebracht hat? Daß ihr dieß nicht vorenthalten werde, ist vollends eine ausdrückliche Forderung des protestantischen Grundsatzes. Versäumt die Kirche, es sei aus Aengstlichkeit oder aus Bequemlichkeit, die Nichttheologen von dem Ertrag ihrer wissenschaftlichen Forschungen in Kenntniß zu setzen, wie sollen diese denn sich für diese Lehrerin interessieren,

die nur für sich selbst lernt. Unsere Kirche hat während der letztverflossenen Menschenalter in dieser Beziehung leider so gut wie nichts gethan, und dieß ist keine der geringsten Ursachen davon, daß diejenigen meist so gleichgültig gegen sie geworden sind, die ein lebendiges Bedürfniß nach Wissen, und zwar gerade nach Wissen vom Christenthum haben. Das muß anders werden. Es müssen besondere Veranstaltungen ausdrücklich für diesen Zweck getroffen werden, außergottesdienstliche Zusammenkünfte, die expreß für die Mittheilung und Besprechung dieser Dinge bestimmt sind, eigentlich so zu nennende conférences und es muß ein für diesen Zweck berechneter Literaturzweig so gut wie neu gegründet werden. Der ernste gute Wille kann viel leisten, und die rechten Leute dazu müssen eben nach und nach herangebildet werden. Denn zum Diener einer Kirche, die sich ihre Aufgabe so stellt, gehört freilich viel; dafür findet aber auch ein geistliches Amt, das solche Dienste leistet, eine Geltung, eine Würde, eine Anerkennung von einem in demselben Verhältniß höheren Gewicht.

Die letzte Forderung endlich ist, daß die Kirche nicht eine Theologenkirche, sondern eine Gemeindekirche werden muß. Ihre Leitung darf also nicht überwiegend in der Hand der Theologen liegen, welche nun einmal vermöge ihrer eigenthümlichen Berufsbildung die christlichen Dinge vorzugsweise aus dem Standpunkte der Kirche, eben damit aber in dem gegenwärtigen Zeitlauf des Christenthums schief beurtheilen. Dieß ist das sogenannte Gemeindeprincip, welches dann auch fordert, daß die Verfassung einen möglichst freien Spielraum und möglichst reichliche ausdrückliche Veranlassung gebe zur selbstthätigen Theilnahme der Einzelnen an den organischen Lebensverrichtungen der Kirche. Nimmt aber die Kirche nur erst einmal die Selbstthätigkeit ihrer Glieder reichlicher für ihre Aufgaben in Anspruch, so zeigt die Erfahrung, daß auch die Theilnahme jener für sie nicht ausbleibt. Je freiheitlicher sie sich organisiert, desto gewisser werden kirchlicher Gemeinsinn und Patriotismus erblühen. Davon aber ist der Erfolg dieser Versuche der Kirche aufzuhelfen abhängig, daß unser Bürgerstand und unsere Gebildeten die Kirche nicht als etwas ansehen, was sie nichts angeht. Nur dadurch ist in der heutigen Kirche die Reaction eine Macht, daß die modernen Christen sich von ihr fernhalten und sie gleichgültig ihrem Geschick überlassen, statt inmitten derselben ihr geistiges Gewicht mit in die Wagschale zu legen. Auf sie muß die Kirche bei ihrer Selbstreform sich stützen, viel mehr als auf uns Theologen, die wir so leicht die Dinge mit den Augen einer vergangenen Zeit ansehen. Mögen sie denn unsere Kirche, die ihnen ruft, nicht im Stiche lassen! Die, welche das Bedürfniß klar erkennen, müssen sich energisch rühren, um auch in den Andern ein Bedürfniß davon zu erwecken, und sie müssen alle zusammentreten, um mit vereinten Kräften und nach einem wohlerwogenen gemeinsamen

Plane dahin zu arbeiten, daß das Bewußtsein um jene Forderungen immer kräftiger wach werde. „Unser Protestantenverein will eine solche Vereinigung sein und immer mehr werden. Das ist das eigentliche Werk, was er sich vorgesetzt hat. Wir wollen sammeln, nicht zerstreuen, bauen, nicht niederreißen; wir wollen nicht etwa Christum in den Schatten rücken, sondern ihn wieder hervorziehen unter die Augen der Zeitgenossen aus den alterthümlichen Verkleidungen, die ihn für so viele verstecken, damit die Kinder unserer Zeit erkennen, wem sie die moralischen Güter verdanken, die ihnen mit Recht die theuersten und heiligsten sind."

Der Eindruck von Rothe's herzlicher Rede war wie immer ein großer. „Wenn wir den 9. Juni 1865 von Eisenach her in unauslöschlichem Gedächtnisse tragen," schrieb Holtzmann, „so muß als eigentliche Weiherede jener, alle Anwesenden so wunderbar stimmende Vortrag gelten, mit welchem die Verhandlungen eröffnet wurden, und der der Frage galt, durch welche Mittel die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wieder gewonnen werden könnten. Es war ein reiner und reicher Duft frommer Liebe und Andacht, der uns daraus anwehte, und es war zugleich ein mildes Licht, aber von entschiedener Helligkeit, welches auf unsere Wege und auf die Bahnen fiel, darauf die Zukunft unserer Kirche liegt. Erhobenen Blicks traten wir, als der Vortrag zu Ende war, aus der Kirche, reichten uns die Hand und sagten: ‚Unsere Sache ist gesichert.' Jetzt mochte noch Gutes oder Triviales geredet werden, der Eindruck, den Rothe gemacht hatte, blieb, und in tiefer Ergriffenheit trennte sich die Versammlung. „Es ist alles wohlgerathen, im Grunde über mein Verhoffen" — das war auch Rothe's Urtheil. Den Zusammenhang von Rothe's Rede mit den Gedanken Bunsens fühlte ein kurhessischer Pastor heraus, der als Facit derselben die von Bunsen stammende Formel brauchte, die Geistlichen müßten sich aus dem Semitischen in's Japhetitische übersetzen.

Von großer aktueller Bedeutung war unter den folgenden Vorträgen der des Gothaer Oberhofpredigers Carl Schwarz über die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen. Er nahm den Kampf auf, den inzwischen die Berliner Hofprediger als Gegenstoß gegen den Vorstoß der Heidelberger Theologen eröffnet hatten. Von dem Berichterstatter Hengstenbergs wurde Schwarz darum entsprechend ungnädig behandelt. „Der Vortrag von Schwarz war nach Form und Inhalt ein eclatantes Beispiel seiner Salontheologie. Dieser Salontheologie, leicht und flüchtig wie die Luft, sind die Thatsachen des Christenthums zu schwer geworden. Sie wirft darum diese Thatsachen über Bord." Diejenigen, die die Grenzen der Lehrfreiheit festsetzen sollen, meinte Schwarz, können nur die Träger der Wissenschaft sein, so weit die deutsche Zunge reicht. Einzelne Schreier oder ganze Banden, wie die vom preußischen Oberkirchenrath angefeuerten Pastorenfreischaaren gegen Schenkel sind nicht be-

fähigt, die Grenzen der Lehrfreiheit zu bestimmen. Solche Ketzermacher haben ja keine Spur von sittlichem Gehalt, wie könnten sie zu dieser ernsten Aufgabe zu gebrauchen sein. Also wer soll entscheiden? — Die Gemeinde, das heißt ihre Vertretung. Die Einführung einer frei gewählten Gemeinderepräsentation, wie der Verein sie verlangt, ist also auch von dieser Seite her ein Bedürfniß. Die Frage, die Schwarz nur streifte, war, wie auch Rothe nicht verkannte, die Schicksalsfrage für den Verein. Wegen Schenkels Charakterbild Jesu hatten Männer, die der Gemeindereform in Frankfurt fröhlich zugestimmt hatten, Eisenach gemieden und von den Positiven, die gekommen waren, lehnten Theologen wie Baumgarten, Ewald und Andere, Schenkels Buch sehr entschieden ab. Der orthodoxen Gegnerschaft des Vereins aber hatte Schenkel durch sein Charakterbild Jesu die Gelegenheit bereitet, den Streit von der für sie wenig günstigen Verfassungsfrage hinüberzuspielen auf das Gebiet des Dogmas und durch ein großes „Mönchsgeschrei", wie Ehrenfeuchter sich ausdrückte, die Aufmerksamkeit vom Gemeindeprincip auf die Frage von der Gottheit Christi abzulenken. In seinem nächsten Vorwort sprach sich Hengstenberg, im Widerspruch mit seinem eigenen Berichterstatter, höchst verächtlich über die Eisenacher Versammlung aus. Er wendete das Wort der Martha im Evangelium auf den Protestantenverein an: „Herr, er stinket schon." „Was todt ist, kann man ruhig liegen lassen. Die Verwesung wird gar bald ihr Werk an ihm thun." Von Rothe sagte er: „Es muß dem begabten Manne doch schwer werden, so immer auf Befehl aufzuspielen, wie der durch eigene Schuld blind gewordene Simson den Philistern." Wie wenig es ihm aber mit der Geringschätzung des Vereins, der nur „Religion spiele", ernst war, zeigen die Massenzeugnisse gegen Schenkel, die die Spalten seiner Kirchenzeitung füllten. Vollkommen kunstgerecht hatten die Berliner Führer eine große Gegenbewegung in's Werk gesetzt, und während der erste Protestantentag in Eisenach tagte, hatte der Sturmlauf zum Sturze seines Gründers bereits begonnen. Wenn Schenkel nicht den Protestantenverein organisierte, so hätte er noch zehn Charakterbilder schreiben mögen, ohne daß das norddeutsche Pastorenthum davon Notiz genommen hätte, aber sein Plan, das gelobte Land Preußen mit der badischen Kirchenverfassung heimzusuchen, machte alle seine Bücher zu Verbrechen.

XX

Der Schenkelstreit

Man hat von Luther gesagt, er sei für den glänzenden Anfang und das unbefriedigende Ende der deutschen Reformation gleicherweise verantwortlich. Von demjenigen der Heidelberger Reformer, der am häufigsten mit Luther verglichen worden ist, kann man dasselbe behaupten. Den Sturz des Ullmannschen Regiments hätten weder Häusser noch Zittel ohne Schenkel fertig gebracht — Rothe hätte ihn nicht einmal gewollt — derselbe siegreiche Führer brachte aber aus seiner Vergangenheit, aus seinem Streite mit Gervinus, Dulon, Kuno Fischer, eine Last von Antipathieen mit sich, die sich durch seinen Wechsel der Parteistellung nur verdoppelt hatte. Die orthodoxe Partei sah in ihm jetzt nur noch den Ueberläufer und gestachelt und erbittert durch diesen Vorwurf ließ Schenkel die kalte Ruhe vermissen, die den Schein der Objectivität wahrt, ohne den auf die Dauer keine moralische Autorität auszuüben ist. Da dem ungewöhnlich begabten Manne aber, wo er war, die Leitung, die er stets als selbstverständlich in Anspruch nahm, nicht auf die Dauer vorenthalten werden konnte, war eine Beruhigung der durch den Streit erregten Leidenschaften nicht möglich, die unter Rothe's, Zittels oder des Oberkirchenraths Leitung vielleicht erreicht worden wäre. Daß zwei so leidenschaftliche Naturen, wie der Frankfurter Beyschlag auf der einen, der Schweizer Schenkel auf der andern Seite die Leitung der badischen Kirche an sich rissen, war für den Frieden des Landes verhängnißvoll. Es war eine heikle Frage gewesen, wer von den Heidelberger Vorkämpfern in den Generalsynodalausschuß zu wählen sei, der nach der Kirchenverfassung von 1861 dem Kirchenregimente beigegeben werden sollte und an dessen Zustimmung bei allen wichtigeren Anordnungen der Oberkirchenrath gebunden war. Lange wurde zwischen den Vertrauensmännern herüber und hinüber verhandelt. Einflußreiche Liberale, wie Rothe's Schüler Schellenberg, wollten von Schenkel, der so lange der andern Richtung gedient habe, nichts wissen. Hitzig war unschlüssig und legte die Frage, ob Zittel oder Schenkel diesen wichtigen Auftrag erhalten solle, im Vertrauen Ludwig Häusser vor, der neben seinem

Kammermandat nicht auch ein solches für die Generalsynode hatte annehmen können. Häusser war Zittels langjähriger Freund und Mitkämpfer, dennoch entschied er sich für Schenkel, den er einst in der Kuno Fischer'schen Sache schonungslos bekämpft hatte. „Wir brauchen jetzt nicht eine treue alte Dogge," sagte er, „sondern einen muntern Spitz, der Gaul und Fuhrmann antreibt, und je größer die Vertrauensseligkeit bei den Liberalen dermalen ist, um so mehr ist ein Mann an seinem Platze, der auch im andern Lager genau Bescheid weiß." So präsentierten die Heidelberger Schenkel für den Synodalausschuß und er wurde dann auch mit großer Majorität gewählt. Es war das ein Unglück, vor Allem für Schenkel selbst. Ohnehin mit Aemtern überbürdet, wurde er durch seinen Eintritt in das Kirchenregiment für die Carriere der Pfarrer die entscheidende Persönlichkeit und bald sollte er erfahren, was es heiße, Knopf auf dem Kirchthurm und Petersilie auf allen Suppen zu sein. Sarkastisch schilderte im Jahre 1867, als es sich um Schenkels Wiederwahl handelte, Zittel, der Sohn, die Laufbahn des jungen badischen Theologen. Kommt der junge Mann zur Universität, so nimmt ihn Professor Schenkel in Empfang, dessen Vorlesungen im Hinblick auf die kommenden Examina er hören muß. Hat er ausstudiert, so geht er aus den Händen des Professor Schenkel in die Obhut des Seminardirectors Schenkel über. Der Seminardirector überliefert den Candidaten nach Jahresfrist an den Examinator Schenkel, der über seine Befähigung nach den Erfahrungen im Kolleg und Seminar sein Urtheil spricht. Dann händigt der Examinator Schenkel ihm dem Ausschußmitgliede Schenkel ein, der bei jeder Pfarrbesetzung das große Wort führt und stets geltend macht, daß er den jungen Mann ja seit Beginn seiner Studien kenne. Für die Frequenz der Fakultät war dieses Verhältniß ein Gewinn, aber auch das spornte die Orthodoxen an, sich um jeden Preis Schenkels zu entledigen. Daß ferner keine Beförderung, kein Vorschlag zu einer Pfarrei, keine Aufbesserung u. s. w. ohne unmittelbare oder mittelbare Mitwirkung Schenkels verwilligt wurde, war im Gemüthe der pietistischen Pfarrer ein Dorn mit Widerhaken, da sie Jahr aus, Jahr ein mit ihren Bittgesuchen dem Oberkirchenrathe in den Ohren lagen. Schenkel war auch durchaus nicht der Mann, die Gemüther mit seiner Macht zu versöhnen; im Gegentheil ließ er die Bewerber, denen er seine Fürsprache zuwendete, dieselbe oft in geschmackloser Weise fühlen. Alsbald begann nun eine wahre Wallfahrt zu dem Hause des Seminardirectors, der für den entscheidenden Mann im Oberkirchenrathe galt. Jeder trug seine Anliegen zu ihm und er war unklug genug, diesen Hofdienst zu befördern und, zum Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit, alle Anliegen zu befürworten, die ihm anvertraut worden waren. Die Pfarrer wendeten sich an ihn, aber, da sie meinten es zu müssen, dankten sie ihm seine Unterstützung nicht, und da von

zwanzig Bewerbern doch nur einer die begehrte Pfarre erhalten konnte, machte er sich in solchen Fällen vielleicht einen Freund und sicher neunzehn Widersacher. Den sauren Gang nach Heidelberg aber vergaß ihm keiner. Im Oberkirchenrathe freilich war seiner Schlagfertigkeit und seiner Personalkenntniß höchstens Mühlhäußer gewachsen, wodurch sich denn eine gesteigerte Feindschaft zwischen den beiden Cardinälen entwickelte, die die Sitzungen zuweilen höchst ungemüthlich machte. Da Schenkel nicht leicht etwas vorbrachte, ohne seinen Freund und Nachbar Rothe zuvor für seine Meinung gewonnen zu haben, gab in der That er überall den Ausschlag. Mit jedem Jahre wurde darum die Erbitterung der Orthodoxen größer und äußerte sich in der kategorischen Erklärung eines ihrer Dekane: „Der Einfluß dieses Menschen muß gebrochen werden.“ In dieser Lage beging nun Schenkel die große Unvorsichtigkeit, sich auf ein Gebiet zu wagen, auf dem es den Gegnern leicht wurde, ein allgemeines orthodoxes Kesseltreiben gegen ihn zu veranstalten. Zum Schrecken Rothe's schrieb auch er ein Leben Jesu.

Der Streit über das Leben Jesu, den einst Hengstenberg gegen Strauß und die ganze wissenschaftliche Theologie so erfolgreich ausgebeutet hatte, kam seit dem Beginne der sechziger Jahre auf's neue in Gang. Der Schwabe Theodor Keim veröffentlichte als Professor in Zürich eine Reihe von gehaltvollen Aufsätzen über die menschliche Entwicklung Jesu, die durch scharfsinnige Analyse derjenigen Worte Jesu, deren Aechtheit am wenigsten in Zweifel gezogen wurde, einen Fortschritt im Messiasbewußtsein des Erlösers nachzuweisen strebten. Der Franzose Ernst Renan, der den Schauplatz des Lebens Jesu durch seinen Aufenthalt in Palästina genau kannte, zeichnete als Staffage vor diese leuchtende morgenländische Coulisse den jungen Galiläer mit seinen Marien, Magdalenen und liebenden Jüngern und erzielte damit einen großen literärischen Erfolg. Der Heidelberger Extraordinarius Heinrich Holtzmann gab in seinen „Synoptischen Evangelien“ ein Lebensbild Jesu nach der Quelle A, dem Urmarkus. Für den geistig heimathlos gewordenen D. Fr. Strauß war dieses neue Aufleben des Interesses an dem großen Thema seines Jugendwerks, das ihn berühmt gemacht hatte, der Anstoß, auf diese Fragen zurückzugreifen und so erschien im Januar 1864, fast gleichzeitig mit Schenkels Charakterbild Jesu, das Leben Jesu von Strauß „für das deutsche Volk“. Der Haupteinwand, der gegen sein früheres Buch erhoben worden war, daß es eine Kritik der Geschichte Jesu gebe, ohne über die Geschichtsquellen im Klaren zu sein, traf für die neue Arbeit nicht mehr zu. Strauß stellte sich durchweg auf den Boden der Evangelienforschung von Chr. F. Baur und erklärte mit der Tübinger Schule den ersten Evangelisten für den ältesten und relativ glaubwürdigsten. Von Keim hatte er gelernt, die ächten Sprüche auch zur Zeichnung des Selbstbewußtseins Jesu zu ver-

werthen und so fiel sein neues geschichtliches Bild Jesu doch nicht mehr so schemen- und schattenhaft aus wie das erste. Rothe blieb auch jetzt auf seinem Standpunkte, daß auf diesem Wege das Verständniß des Evangeliums sich niemandem erschließe, sondern daß nur die religiöse Aneignung der Lehre Jesu der Weg sei, ihn innerlich zu erfassen. Auch der „neugebackene Strauß", so schrieb er am 30. April 1864 an Schenkel, sei ihm ungenießbar. „Man würgt ein wenig. Der Mann ist wirklich nicht gewachsen seit der ersten Bearbeitung, und die Anordnung des Stoffs, die er diesmal getroffen hat, könnte nicht unglücklicher gewählt sein für den Zweck, die Leser zu fesseln, daß sie Geduld behalten bis zum Schluß fortzulesen. Eine Sache, die nun einmal keinen innern Halt hat, läßt sich eben nicht mit andauerndem Erfolg auf die Beine bringen." Daß für den größeren Leserkreis der Gang des neuen Strauß'schen „Leben Jesu" ein zu umständlicher und der gelehrte Apparat zu breit gerathen sei, hat der Verfasser später selbst zugegeben. Ueber den „innern Halt" der Sache dachte Schenkel doch anders als Rothe. Keim und Renan hatten ihn lebhaft beschäftigt und wie Bunsen war er gewohnt, über alles, was ihn innerlich bewegte, auch sofort ein dickes Buch zu schreiben. Mit der ganzen Lebendigkeit seiner entzündbaren Natur warf er sich auf das neue Tagesthema und unmittelbar nach Straußens „Leben Jesu für das Volk" erschien im Februar 1864 sein „Charakterbild Jesu für die Gemeinde", das aber den neuen Strauß nicht mehr hatte benutzen können. Studien hatte er auf diesem Gebiete nur in so fern gemacht, als er in De Wettes Spuren über die Evangelienfrage den einen und andern Aufsatz veröffentlicht hatte. In dem neuen Buche folgte er in der Quellenfrage einfach den Aufstellungen seines jüngern Kollegen Holtzmann, der in seinen „Synoptischen Evangelien" nach dem reconstruierten Markusevangelium ein „Lebensbild Jesu nach der Quelle A" entworfen hatte. Das summarische Referat Holtzmanns umkleidete er mit dem weiten, bauschigen Gewande seiner Rhetorik und Polemik und gewann so ein Bild Jesu, das aus dem Heiland der Welt wesentlich einen Gegner der Priester und Pharisäer machte, einen Propheten im Stile eines Arnold von Brescia, nicht den Menschensohn, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Man kann dieses Charakterbild religiös unbefriedigend und geschichtlich unzureichend finden, aber wenn mehrere Tausende von Pastoren dasselbe in ihren Schenkelprotesten als „blasphemisch", als „Götzenbild", als „Lästerung", als „Entwürdigung Jesu" bezeichneten und den Heidelberger Kirchenrath wie einen Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts brandmarkten, so erlebte Schenkel eben eine Probe derselben theologischen Wahrheitsliebe, deren er selbst sich einst in seiner Darstellung von Kuno Fischers Pantheismus befleißigt hatte. Das Buch war ermüdend mit seiner monotonen Verherrlichung Jesu, es schöpfte die Tiefen

des Themas nicht aus, aber keine Zeile war in dem Buche zu finden, die der Würde des Stoffs nicht entsprach oder die von ferne den Vorwurf der Frivolität verdiente. Jesus war dargestellt, wenn nicht als der Gottessohn, so doch immerhin als Retter der Gesellschaft. Die theokratischen Formen des Judenthums zu durchbrechen, den Bann des todten Buchstabens von seinem geplagten Volke hinwegzunehmen, der leeren Schulgelehrsamkeit und hochmüthigen Priesterherrschaft ein Ziel zu stecken, die verlassene und versäumte Laiengemeinde zur sittlichen und religiösen Freiheit emporzuheben, ein menschenwürdiges und darum Gott wohlgefälliges Dasein den Herabgewürdigten möglich zu machen, die Menschen mit der obern Welt des Geistes zu versöhnen, das erkannte Jesus als das Ziel seiner Lebensarbeit. Das Haupthinderniß für die Hebung des jüdischen Volks war die Hierarchie und die Partei der Frommen. Die große Sünde wider den heiligen Geist war nach Jesu eigener Erklärung der bewußte, boshafte Fanatismus mit seinem selbstsüchtigen, engherzigen und blinden Widerstande gegen den religiösen Fortschritt, gegen die Erneuerung und Entwicklung auf dem kirchlichen Gebiete. Daß sich der Tiefsinn dieses Lebens nicht in der Geschichte eines solchen jüdischen Reformators erschöpfe, war freilich der allgemeine Eindruck, den Schenkels Buch machte und daß ein Geistlicher, der Sonntag für Sonntag einen solchen Jesus predigen wollte, sich bald ausgepredigt hätte, war niemandem zweifelhaft. Die Frage, ob Schenkel, obwohl er Seminardirector war, kraft der deutschen Grundrechte ein Buch dieser Art schreiben *durfte*, konnte man bejahen, ob er aber gut thue, es zu schreiben, war eine Frage des Takts und seiner Begabung. Anders urtheilten die Orthodoxen. In Schenkels Schilderung hatten die Priester, Sanhedristen und Pharisäer Jerusalems mit den Dekanen, Oberkirchenräthen und Pietisten, die den Verfasser verfolgten, eine verzweifelte Aehnlichkeit. Daß diese nun von seiner Schilderung sehr erfreut sein sollten, konnte man billiger Weise von ihnen nicht verlangen. So mancher geistliche Leser war in der Stimmung des frommen Polizeipräsidenten, der den Tartuffe verbot und von dem Molière sagte: „Monsieur le président ne veut pas qu'on le joue.“ Auch von dem improvisierten und dilettantischen Charakter des Buches abgesehen, war darum Schenkels Vorgehen unklug. Er wußte, wie die Gegner ihm auf den Dienst paßten, und konnte sich vorhersagen, daß sie ihn nun von dieser Seite anfallen und ihn als Christusleugner verketzern würden. Auch mußte er als Director eines Predigerseminars darauf Rücksicht nehmen, daß vermöge des bestehenden Seminarzwangs auch solche Pastoren ihre Söhne ihm anvertrauen *mußten*, denen eine solche Christologie ein großes Aergerniß war. Ihnen war in der That nicht zuzumuthen, ihre Söhne in ein Seminar zu schicken, dessen Director dieselben irre machte an dem, was ihnen die Hauptsache am Christenthum war. So weit ihre Opposition auf Abschaffung des

Seminarzwangs ging, war sie berechtigt, obwohl für das Schullehrerseminar, das ein Stern leitete, die Beschwerdeführer den Seminarzwang ganz selbstverständlich fanden, trotz der extrem pietistischen Theorieen, die Stern dort vortrug und die auch nicht allen Eltern genehm waren. Auch war niemandem zweifelhaft, daß in Wirklichkeit die Schmerzen der Gegner sich auf Schenkels Einfluß auf die Pfarrbesetzungen bezogen und nicht auf seine Irrlehren. Anderseits war nicht zu leugnen, daß eine Anzahl hochachtbarer Männer, die zu den besten Geistlichen der Landeskirche zählten, sich dem Proteste gegen Schenkels Buch anschlossen, nicht aus Intoleranz, sondern weil sie des Schenkelschen Regiments müde waren und für den theologischen Nachwuchs keine Erziehung zu agitatorischer Thätigkeit wünschten, bei der ein geistliches Leben nicht gedeihen könne. So las man auch die Namen sehr friedfertiger Geistlicher unter dem streitbaren Aktenstück, mit dem die orthodoxe Partei nunmehr hervortrat.

Schlugen die Orthodoxen gegen Schenkel Lärm, so waren die Liberalen darum doch weit davon entfernt, für den Angegriffenen einmüthig Partei zu ergreifen. Wie Strauß über den Theologen spottete, der als Schweizer vor 1848 im Tone des Titus Quinctius Flamininus die Freiheit der Philosophie von der Theologie verkündete, um dann als Heidelberger Professor die besten Philosophen aus Heidelberg zu vertreiben, so glossierte der aus Amerika zurückgekehrte demokratische Schulmeister Stay eine freisinnige Rede Schenkels in Mannheim, wo dieser einst seinen Missionsvortrag über den Götzenwagen Dschaggernat gehalten hatte, mit der spöttischen Erinnerung: „Auch dieser schöne Schmetterling war einst eine garstige Raupe.“ Kiefer, einer der Führer der Liberalen, nannte auf der Synode Schenkels Charakterbild ein halbes Buch. Auch Rothe hatte an diesem neuesten Werke seines Freundes geringe Freude und fand, daß sich niemand schlechter befinden würde, wenn Schenkel dies Buch nicht geschrieben hätte. „Daß ich an diesem jüngsten Kinde meines lieben Freundes persönlich kein Gefallen finde*), wirst Du Dir selbst gesagt haben. So entschieden ich, gleich Dir, die Aufgabe anerkenne, die Schenkel sich gesetzt hat, so bin ich doch schon längst der Ueberzeugung gewesen, daß dieß keine Aufgabe *für ihn* ist, und ich bin sogleich erschrocken, als er mir sagte, daß er über derselben her sei. Die schönen Geschichten, die uns das Buch hier zu Lande gebracht hat, sind mir das wenigste dabei. So leidig diese auch sind und so wenig sich noch absehen läßt, wohin sie führen werden, so mag dieß immerhin sein: unser Landeskirchlein scheint nun einmal bestimmt, den Kampf der Principien praktisch durchzumachen, und es wird dabei nicht zu Grunde gehn. Auch die Arbeit, die mir die Sache persönlich gemacht hat,

*) An Winckel, 14. August 1864. Sammlung Usener.

kommt nicht in Betracht. Aber die Sache, auf die es doch auch Schenkel selbst ankommt, empfiehlt sich durch das Buch nicht, weder denjenigen, die ein tieferes Gemüthsbedürfniß zu ihm hinzubringen, noch denjenigen, die eine wissenschaftliche Förderung der Sache suchen." Warum er trotz seiner Ablehnung des Buchs dennoch den Verfasser gegen alle Gewaltmaßregeln vertheidige, hat Rothe in einem Briefe an den Maler Koopmann ausgesprochen, der durch seine Taubheit isoliert und ohne Beschäftigung reichlich Zeit hatte, Rothe mit Briefen heimzusuchen, die dieser mit nie ermüdender Güte immer ausführlich beantwortete*). So setzte ihm Rothe unter anderem auseinander, für die liberale Partei handle es sich gar nicht um das Schenkel'sche Buch. „Das Buch," schreibt Rothe, „mag sein Geschick erleiden. Daß das mein Christus nicht ist, den es zeichnet, weder die Züge noch die Manier des Zeichnens, müssen Sie so gut wissen wie jeder, der mich nur halbwegs kennt. Für das Buch würde ich keinen Finger rühren. Aber daß ein evangelischer Christ, in welcher amtlichen Stellung auch immer, nicht die Freiheit haben soll, ein solches Buch zu schreiben, ihm gemäß zu lehren, weil es dem Glauben an Christus gefährlich sei, wenn solches geduldet werde, das ist mir absolut unleidlich, weil es nichts anderes ist, als Christi Haus und Hof, die er in der Christenheit hat, in die Gant erklären und die tiefste Discreditierung des Glaubens an ihn bei dem gegenwärtigen Geschlecht. Dagegen, daß man, wenn auch in guter Meinung, einen solchen Schimpf auf meinen Herrn und Heiland lade, dagegen werde ich meine Stimme erheben so lange noch ein Athem in mir lebt. Das hätte gerade noch gefehlt, daß man meinem hochgelobten Herrn und Heiland auch das noch anthäte." Wenn er anderseits den Orthodoxen das Recht, das Buch zu bekämpfen, durchaus nicht bestritt, so war Rothe doch über die geflissentliche Uebertreibung und die Bauernverhetzung, die die Protestler betrieben, tief entrüstet. Er sprach es überall aus, daß er den wissenschaftlichen und moralischen Standpunkt dieser Herrn sich nicht so niedrig vorgestellt habe**). Alle diese Agitatoren, die jetzt den Frauen und Unmündigen vorredeten, daß in Schenkel ein neuer Antichrist aufgetreten sei, wußten ja recht wohl, daß die Schriften, die seit Herders erstem ähnlichen Versuche, auf Grund des Johannes das Leben Jesu zu zeichnen, also die Bücher von De Wette, Schleiermacher, Paulus, Ewald, Hase, Keim und einer Menge anderer, zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen waren wie Schenkel. Schenkel konnte sogar in dieser ganzen Gruppe noch als einer der conservativesten gelten. Er gab, wie Schleiermacher, die Kindheitsgeschichte Jesu als sagenhaft auf, was auch Rothe in seinen Vorlesungen stets gethan hatte, ohne daß die Orthodoxen gewagt

*) Zahlreiche Concepte in der Coll. Ahrendts.

**) Vgl. Rothe's nachgelassene Predigten I, 41.

hätten, darüber ein Ketzergeschrei zu erheben. Dagegen hält er, wie Rothe, an der Geschichtlichkeit der Erzählung von dem Tempelbesuche des Jesusknaben fest*). Die Bedeutung der Taufe Jesu wird in ähnlicher Weise erläutert wie Rothe das in seinem Kolleghefte that. Auch die Versuchungsgeschichte hat einen historischen Kern. Die Wunder Jesu werden nicht geleugnet, sie sind Ausstrahlungen einer auch sonst beobachteten, bei Jesus potenzierten Naturgabe. Im Allgemeinen beruhen die Heilungen auf geistiger und sittlicher Einwirkung; doch auch bei andern als nervösen und geistigen Erkrankungen hält Schenkel ein wirksames Eingreifen des Heilands für möglich, wie er es z. B. nicht unwahrscheinlich findet, daß der Aussätzige bei Markus, als er Jesum aufsuchte, bereits in einem vorgeschrittenen Stadium der Genesung sich befand, aber für diese durch Jesu Einfluß eine ungemein fördernde Einwirkung erfuhr. In ähnlicher Weise setzt der Verfasser auch bei den übrigen Wundern, den Todtenerweckungen, der Speisung, der Beschwörung des Sturmes u. s. w. einen historischen Kern der Erzählung voraus. Ein unerhörter Angriff auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte lag also keineswegs vor und fragte man die Protestler, worin der Unterschied der Werke von Schleiermacher, Paulus, de Wette, Hase, Ewald und Keim, die alle so gelehrt hatten, von dem Buche Schenkels bestehe, gegen das sie tobten, so war die Antwort: „Der Einfluß dieses Menschen muß gebrochen werden.“ Darin erkannte auch Rothe den eigentlichen Kern der orthodoxen Entrüstung. „Die Herrn von der andern Seite sorgen dafür, daß ihre Weissagungen von dem kirchlichen Scandal, der da kommen werde, in Folge unserer neuen Verfassung, in Erfüllung gehe — sie machen ihn selbst**).“ Doch meint er, in Baden seien die Lärmmacher Trommler ohne Soldaten. „Es ist ein gar kleines Häuflein von ultramontanen und conservativen Leuten (alten Beamten) und an der kirchlichen Ueberlieferung haltenden Pfarrern, welche ihre Hoffnung darauf setzen, sie würden dem Großherzog sein Regierungssystem dadurch verleiden können, daß sie ihm dabei auf allen Schritten Verdruß zu machen suchen***).“ Das also war nach Rothe's Meinung der wirkliche Grund all' dieser theologischen Entrüstung und angeblichen Sorge um den Glauben. „Das Thatsächliche daran ist lediglich,“ sagt Rothe, „daß es der Partei nicht an gutem Willen fehlt, wenn es sich nur wollte thun lassen, alles umzukehren in Staat und Kirche†).“ Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Angegriffene mit der gleichen heitern Ueberlegenheit dem wachsenden orthodoxen Lärm gegenüber gestanden hätte wie Rothe. Aber das „im Glück nicht jubeln, noch im Unglück zagen“, war

*) Schenkel, Charakterbild Jesu. Erste Auflage. S. 277.

**) An Nippold, 20. Juni 1864.

***) An Joh. Mänß, 29. Januar 1865.

†) An Mänß, 14. Februar 1865.

niemals Schenkels Sache. Die Art, wie von allen Seiten auf ihn hineingeschrieen wurde, raubte ihm die Zuversicht zu sich selbst. Schlaflosigkeit und Nervenüberreizung kamen hinzu, um ihn kampfunfähig zu machen, so daß er als Referent in Eisenach nicht auftreten konnte. Und doch standen wir erst am Anfang des heißen Kampfes. Wie Rothe vorausgesagt hatte, machten die Gegner ihre auswärtigen Verbündeten mobil und die preußische Hierarchie stellte sich ihnen eifrig zur Verfügung, da sie die beginnende Verfassungsagitation am leichtesten unschädlich machen konnte, wenn sie den Urheber derselben verketzerte. So warf sie ihr ganzes Gewicht gegen Schenkel in die Wagschale.

Der Appell der badischen Protestler an das mächtige preußische Pastorenthum war für sie um so nöthiger, als ihre Partei im Begriffe stand, im Lande ihre wichtigste Stütze zu verlieren. Der ebenso geschäftskundige, wie energische Vertreter ihrer Sache, Oberkirchenrath Mühlhäußer, war im Begriffe aus der Kirchenregierung auszuscheiden. Es hing das mit einer andern Schiebung in den Karlsruher geistlichen Stellen zusammen. Beyschlag war im Herbste 1863 nach Halle abgegangen und der Großherzog wollte die Gelegenheit benutzen, Rothe als Oberhofprediger an seine Seite zu rufen. Die Verhandlungen liefen durch Bunsens Schwiegersohn Ungern-Sternberg, der den Auftrag hatte, jeden Wunsch Rothe's zu erfüllen. Aber Rothe erwiderte*): „Wäre ich um zehn Jahre jünger, so würde ich Ihnen schreiben: ‚Erklären Sie unserem gnädigsten Großherzog, daß ich mich freudig auf jeden Platz unserer Landeskirche begeben werde, an welchem er glaubt, daß ich auf die am meisten entsprechende Weise seinen hochherzigen Intentionen dienen könnte.' Aber heute als ein Sechziger würde ich Gott versuchen, wenn ich so schriebe. Heute muß ich Sie ersuchen, den Dolmetscher meiner unterthänigsten Bitte zu machen, daß seine königliche Hoheit gnädigst mir gestatten wolle, die geringe Thätigkeit, die mir Gott etwa noch fristet, in meinem bisherigen Wirkungskreise fortzusetzen." Nachdem Rothe abgelehnt hatte, begehrte der Oberkirchenrathsassessor Doll die erledigte Hofpredigerstelle für sich; er erhielt sie auch, aber mit dem Bemerken, daß er nunmehr aus dem Oberkirchenrath austreten müsse, da der Präsident sich nicht gefallen lassen konnte, daß außer ihm ein zweites Mitglied des Kollegiums directen Vortrag bei dem Landesherrn habe. So wurde ein Platz im Oberkirchenrathe frei. Nachdem die Stelle mehreren älteren Geistlichen vergeblich angeboten worden war — verlockend war sie auch wirklich nicht — schlug der Prälat mich vor. Rothe und Schenkel waren beide dagegen, da sie mich bei der akademischen Laufbahn festhalten wollten und fürchteten, die Ernennung eines so jungen und

*) Das Concept in der Sammlung Ahrendts.

auf der äußersten Linken stehenden Anfängers werde Oel in's Feuer gießen. Als die Besetzungsfrage bei Oberkirchenrath und Generalsynodalausschuß zur Beschlußfassung gestellt wurde, trat die Mehrheit für mich ein. Mühlhäußer aber protestierte: es solle, wie ihm scheine, dem Oberkirchenrath eine liberale Schwenkung gegeben werden, er erkläre, daß er eine solche nicht mitmache und wenn ich ernannt werde, trete er aus. Um so mehr sprachen sich die liberalen Ausschußmitglieder für mich aus. Rothe berichtete mir nach seiner Rückkehr aus Karlsruhe von dem Verlauf. Nun war auch er der Meinung und noch entschiedener Schenkel, ich solle annehmen. Ich selbst fühlte mich zu einer solchen Sturmbockrolle weder berufen noch für dieselbe begabt. Wenige Dinge auf Erden waren mir so gleichgültig, wie die Fragen, ob der Pfarrer A die Pfarrei B, oder Pfarrer B die Pfarrei A bekommen solle. Weit lieber wäre ich in der Universitätswelt verblieben, wenn es nur sonst meine Verhältnisse gestattet hätten. So nahm ich denn mit schwerem Herzen Mitte April 1864 von Heidelberg, und namentlich von Rothe, Abschied. Auch er war bei meinem Besuche bewegt und stellte mir in Aussicht, Mühlhäußer werde zunächst den Versuch machen, mich zu brechen. Ich sollte darum von vornherein meine Stellung fest abgränzen und mich auf Transactionen nicht einlassen; auch Berufungen auf das Herkommen dürften mir nicht imponieren, denn nicht jedes Herkommen, das man ihm entgegengehalten habe, sei probehaltig gewesen. Mühlhäußer, den ich in Karlsruhe sofort besuchte, erklärte mir mit kühler Höflichkeit, er bleibe nur noch so lang im Kollegium, bis sich eine Pfarrei für ihn gefunden habe. Manche wohlmeinende Seelen meinten, ich solle Mühlhäußer meinen guten Willen zu erkennen geben, von ihm zu lernen und mit ihm zusammen zu arbeiten; aber was hätte das geholfen? Die Aufnahme bei den Pfarrern war theils kalt, theils feindselig. Völlig harmlose Aeußerungen, die ich bei diesen Besuchen gemacht hatte, mußte ich in boshaft entstellter Form in dem katholischen Blatte lesen, dessen sich die Orthodoxen immer noch freundnachbarlich bedienten. Natürlich verstärkte sich jetzt auch die orthodoxe Agitation gegen den Oberkirchenrath und die Entscheidung über die Schenkel'sche Sache wurde zur Schicksalsfrage für die kirchliche Bewegung überhaupt. Jetzt sollte nicht nur Schenkel, sondern seine Fakultät und der Oberkirchenrath selbst gestürzt werden. Der unermüdliche Rufer zum Streite war auch dabei wieder Hengstenberg. „Wie ist es doch mit Schenkel schnell bergab gegangen!“ *) schrieb die Evangelische Kirchenzeitung. „So geht es denen, die immer auf die Majoritäten sehen.“ „Auch seine Fakultät ist nun wieder bis zu dem Punkte rückläufig geworden, auf welchem sie zu der Zeit des bekannten Geh. Kirchenrath Paulus stand!“

*) Evangelische Kirchenzeitung 1864, S. 621.

„Einem solchen Seminardirector sollen die künftigen Diener am Wort zur Ausbildung überlassen bleiben! Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, daß in Zukunft die jungen Theologen als aufgeblasene, mit der Bibel gründlich zerfallene Leute aus dem Seminar hervorgehn, daß Wölfe statt Hirten, Zerwühler statt Gärtner in die christlichen Gemeinden gesendet werden." Wie die christlichen Kreise gestimmt waren, erfahren wir auch aus Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen*). „Der christliche Buchhändler Winter," schreibt Gerlach, „erzählte uns, wie in Baden das evangelische Kirchenwesen dem ‚Janhagel' (Schenkel und Bluntschli die Führer) preisgegeben sei und wie nun in Heidelberg die der Kirche Treuen ihren Sonntagsgottesdienst in einem gemietheten Saale hielten." „Nachmittags war (in Freiburg) Metz bei mir, von dem ich wußte, daß er, obgleich Protestant, mit Alban Stolz brüderlich verkehrt und gewirkt hatte." Der Zustimmung der preußischen Reaction waren die Protestler also von vornherein sicher und so konnte der Kampf beginnen.

Am 2. Juni 1864 wurde im Diakonissenhause zu Karlsruhe eine Erklärung vereinbart, die von dem Schenkel'schen Charakterbild Jesu eine Schilderung gab, als ob es ein Lehrbuch aller Gottlosigkeit wäre. „Herr Dr. Schenkel leugnet die Menschwerdung des Sohnes Gottes, er leugnet die übernatürliche Geburt, er leugnet die Sündlosigkeit Jesu, er leugnet die Wunder, er leugnet die Sünden versöhnende Kraft Jesu, er erkennt nicht mehr in der Schrift eine göttliche Offenbarung. Herr Schenkel hat sich dadurch unfähig gemacht ein Lehramt in unserer Landeskirche zu bekleiden und vor der ganzen evangelischen Kirche erheben die Unterzeichner Protest gegen seinen Abfall." Unbefangene bestritten freilich, daß Schenkel alle jene Lehren geleugnet habe, dennoch schlossen sich 119 Geistliche diesem Proteste an, und bei der trefflichen Organisation der innern Mission gelang es, aus 97 Gemeinden 5334 Laienunterschriften zusammenzutreiben. Außerdem wurde eine Bittschrift mit 8863 Unterschriften direct bei dem Großherzog eingereicht und fünf Gemeinden machten dem Landesbischof noch separate Vorstellungen, wobei auch der jüngsten Personalveränderung im Oberkirchenrath wehklagend gedacht wurde. Vorliebe für Schenkel war es nicht, wenn die Bureaukratie damals über diesen Lärm unwillig war, aber man wußte, daß, wenn alle Geistliche, die auf Schenkels Standpunkt standen, ihres Lehramts entkleidet werden sollten, man zwei Drittel der badischen Pfarrer auf die Straße werfen müßte. Von der theologischen Fakultät wäre allenfalls Hundeshagen übrig geblieben, denn selbst Rothe's Kollegheft über das Leben Jesu hatte in Betreff der Wundererklärungen solche Aehnlichkeit mit Schenkels Aufstellungen, daß

*) Daselbst II, 366.

Kundige annahmen, Schenkel sei direct oder indirect Schüler seines Freundes. Die Gegner ignorierten das, ja, nicht wenige meinten, so auch Hundeshagen, durch dieses Buch müsse sich nothwendig das Band zwischen dem christusgläubigen Rothe und dem zum Unglauben abgefallenen Schenkel lösen. Ein Buch, das den Gottessohn des Evangeliums zum liberalen Rabbi mache, der in Palästina einen Protestantenverein gründete, könne der Verfasser der theologischen Ethik unmöglich billigen. In der That sprach Rothe seine Mißbilligung des Schenkel'schen Buches unumwunden aus, aber seine Freundschaft für den Kollegen und die Bewunderung für dessen praktisches Geschick erwies sich stärker als die dogmatischen Bedenken. Er tadelte als Theologe „das unglückliche Buch", aber über die Art, wie die Gegenpartei dasselbe nun ausschlachtete, um ihre erschütterte Herrschaft neu zu befestigen, urtheilte er noch schärfer und entrüsteter als alle Andern. Die nächste Folge des Protests war, daß der letzte Vertreter der Orthodoxie, Mühlhäußer, nun wirklich seine Entlassung aus dem Oberkirchenrath nehmen mußte. Wurde der Antrag auf Schenkels Entlassung abgewiesen, so war für ihn, der der stille Socius der Protestler war, das Verbleiben im Oberkirchenrath doch unmöglich; siegte der Protest mit Hülfe der vielen und hochgestellten Persönlichkeiten, die über Schenkel, den ewigen Lärmmacher, entrüstet waren, nun dann kehrte in Folge des Siegs Mühlhäußer in den Oberkirchenrath zurück, aber als Prälat. Worauf der Lärm gegen das Schenkel'sche Buch eigentlich hinaus wollte, das sagt der Badische Beobachter sehr offenherzig. Nicht *protestieren* solle man, sondern direct vom Oberkirchenrathe die Entfernung Schenkels *verlangen*. „Entspricht der Oberkirchenrath seiner Pflicht nicht, dann wird es sich fragen, mit welchen Mitteln die Oberkirchenbehörde zu ihrer Pflicht zurückgeführt, oder ebenfalls außer Amt gesetzt werden soll. Es geht nicht an, daß man solche Leute aus Fonds bezahle, die gläubige Leute gestiftet." „*Man muß eine Krisis herbeiführen.*"

Am 24. Juni 1864 wurde dem Oberkirchenrath die Eingabe des Karlsruher Diakonissenhauses übergeben, die die kahlen Sätze des Protests aus Schenkels Buch, zum Theil mit unerhörter Consequenzmacherei, ausführlicher zu begründen suchte und zu dem Antrag gelangte, die hohe Oberkirchenbehörde wolle sich bei der Großherzoglichen Staatsbehörde dafür verwenden, daß Kirchenrath Dr. Schenkel seiner Stelle als Director des evangelischen Predigerseminars enthoben und letztere einem Manne übertragen werde, der mit seiner Lehre unzweideutig auf dem Boden des anerkannten Bekenntnisses der evangelisch-protestantischen Landeskirche steht. Der Bescheid auf dieses Aktenstück mußte im Einverständniß mit dem Generalsynodalausschusse gegeben werden.

Ehe die Frage in amtliche Behandlung genommen wurde, trat Mittwoch

den 13. Juli 1864 in Durlach eine Versammlung von nahezu 600 Protestanten aus allen Theilen des Landes zusammen, die dem Proteste ihre Verwahrung entgegenstellten. Hauptredner waren Holtzmann, Schellenberg und Bluntschli, die die Frage von religiösem, kirchlichem und juristischem Standpunkte beleuchteten. Großen Eindruck machte namentlich Holtzmanns gedankenreiche Rede, die zeigte, daß man das historische und dogmatische Gebiet trennen müsse. Was und wer Christus war, läßt sich geschichtlich feststellen, daneben steht die andere Frage, unter welchen religiösen Gesichtspunkten diese geschichtlichen Thatsachen zu betrachten sind und über diese metaphysische und dogmatische Deutung haben, je nach ihrer Anlage, die Christen stets verschieden geurtheilt. Des Menschen Erlösung ist eine religiöse Vorstellung, während die Protestler die Menschwerdung Gottes für ein geschichtliches Ereigniß erklären wie die Schlacht bei Waterloo. „Bei ihnen heißt es, zur Zeit, als der Kaiser Augustus auf Erden regierte, verließ der Sohn Gottes seinen himmlischen Thron und wurde Mensch." Anderseits behandeln sie ein historisches Buch, als ob es ein dogmatisches wäre. Mit einem: „er leugnet, er leugnet," könne man eine geschichtliche Darstellung nicht abthun. Daß die Auslegung, die der Protest einzelnen Sätzen Schenkels gebe, theils Uebertreibungen, theils auch geradezu Fälschungen seiner Worte seien, zeigte der Redner an schlagenden Beispielen und ging dann auf die Art der Agitation ein, wie Vicare, Schenkels Buch unter dem Arme, die Bauern bearbeiteten, wie man Pfarrer maltraitiert und verfehmt habe, bis sie unterzeichneten, wie bei einem Kirchenfeste in Beuggen der Protest massenweise unter die Bauern geschleudert worden sei, der, wie man nachmals erfuhr, in hunderttausenden von Exemplaren gedruckt worden war. Und woher kam das Geld zu diesen Massenauflagen? Darüber konnte wieder die innere Mission die beste Auskunft geben. Wie flau aber die Stimmung unter den Pfarrern bereits geworden war, bezeugen die Schlußworte Holtzmanns: „Es giebt Leute, die sich vor diesem Vorgehen fürchten und sagen, man müsse nachgeben. Meine Herrn! Ich fürchte mich nicht. Sie auch nicht. Wir sagen: man muß nicht nachgeben; man muß dem Volk die Wahrheit sagen. Das Volk wird hören. Wir vermögen alles für die Wahrheit, nichts gegen die Wahrheit!" Sehr gemäßigt sprach Bluntschli, der zeigte, wie die dogmatische Entwicklung sich nicht von dem gegebenen geschichtlichen Zusammenhange lossagen dürfe. Von diesem Standpunkte rechtfertigte er sogar sein früheres Auftreten gegen die Berufung von Strauß zum Professor der Dogmatik in Zürich, aber er bestritt, daß Schenkel entfernt auf Straußens Standpunkt stehe. Erst seit dem Siege der Gewissensfreiheit sei Deutschland groß geworden; heben wir sie auf, so gefährden wir die Ehre und das Leben der deutschen Nation.

Im Oberkirchenrath schrieben indessen die Theologen an ihren Gutachten,

am ausführlichsten Mühlhäußer, für den sich noch keine Pfarrei gefunden hatte. Eine Abweisung des Protests auf Grund der bestehenden Lehrordnung hatte Prälat Holtzmann entworfen, und er hätte sich am liebsten auf weitere theologische Auseinandersetzungen gar nicht eingelassen, sondern wollte einfach nach der Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs verfahren. Aber Rothe betonte in seinem Gutachten, daß die Behörde bei dieser juristischen Behandlung der Sache nicht stehen bleiben dürfe, sondern mit aller Offenheit auf die Frage selbst eingehen müsse. Auch verlangte er für die Unterzeichner des Protests einen Verweis wegen Verletzung der Amtsehre des Seminardirectors. Des Weiteren wünschte er ein Wort der Beruhigung an die Gemeinden, denen man sagen müsse, es sei kein Grund vorhanden, für den Christenglauben zu zittern. Auch sich selbst sei es der Oberkirchenrath schuldig, zu erklären, ob er die Ueberlieferung oder die geschichtliche Fortentwicklung vertrete, das heißt katholisches oder protestantisches Christenthum? Wie auch Schenkels Buch im Zusammenhang der wissenschaftlichen Bewegung begriffen werden müsse, zeigte Rothe in einer feinen Charakteristik des Verlaufs der christologischen Arbeit seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, an die Schenkel anknüpfe, während die Beschwerdeführer die Sache so darstellten, als ob Schenkel aus Muthwillen selbsterfundene Zweifel, Anstöße und Negationen in die Gemeinden hinausgeschleudert habe. Die ganze Argumentation der Petenten laufe auf das Verlangen einer Handhabung der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts hinaus, das aber sei eine Abenteuerlichkeit, denn es sei unmöglich, einen solchen Symbolzwang durchzuführen, wolle man nicht die Kirche zu einem kleinen Häuflein von sogenannten Gläubigen zusammenschmelzen lassen. Das Recht zu einer amtlichen Anklage bestritt Rothe den Petenten nicht, wohl aber das zu einem öffentlichen Ketzergerichte und zu den Agitationen, die sie in's Werk gesetzt hätten. „Daß eine Anzahl von Geistlichen aus eigener Machtvollkommenheit über einen ihrer Amtsbrüder öffentlich eine förmliche Verrufserklärung verhängt, daß sie mit aller nur möglichen Publicität ausspricht, er befinde sich mit den der Kirche von ihrem Herrn und Haupte anvertrauten Grundwahrheiten in unzweideutigem Widerspruch, und habe sich dadurch unfähig gemacht, ein Lehramt in unserer Kirche zu bekleiden und die künftige Geistlichkeit für den Kirchendienst vorzubereiten, das ist ein Vorgang, der mit der kirchlichen Ordnung nicht zusammen besteht und meiner Ueberzeugung nach muß der Oberkirchenrath das den Petenten alles Ernstes zu erkennen geben. Aus den voranstehenden Bemerkungen wird das hochverehrliche Kollegium entnehmen, daß ich nicht im entferntesten besorge, es werde einem vielverdienten Manne auch nur ein Haar krümmen lassen deßhalb, weil er sich redlich bemüht hat, dazu mitzuhelfen, daß wir den Herrn Christus besser verstehen lernen, als die Christenheit der vergangenen Jahrhunderte ihn verstanden hat und ver-

ſtehen konnte, und wie ich mir den Inhalt des auf die Eingabe zu erlaſſenden Beſcheids, ſeinen weſentlichen Punkten nach, vorſtelle." Ein auf ſolcher Grundlage entworfener Beſcheid hätte freilich nur Oel in's Feuer gegoſſen, wie der Prälat ſofort geltend machte, anderſeits war es dem Präſidenten doch ſehr genehm, ſich ſowohl nach oben als nach unten durch den großen Namen des frommen Heidelberger Theologen zu decken. Rothe wurde alſo erſucht, einen Entwurf eines ſolchen beruhigenden Wortes einzureichen, wie er es mit dem juriſtiſchen Beſcheide verbunden wiſſen wollte, wobei freilich von vorn herein in Ausſicht genommen war, ihm etwaige Extravaganzen mit der Bureauſcheere wegzuſchneiden. Der Entwurf, den Rothe vorlegte, war am 17. Auguſt 1864 von Morgens 9 Uhr bis zum Abend um 6 Uhr in zwei langen Sitzungen des durch den Synodalausſchuß erweiterten Oberkirchenraths Gegenſtand der Berathung. Rothe hatte die Abweiſung der Petenten auf den Nachweis geſtützt, daß die proteſtantiſche Kirche die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung nicht entbehren könne und daß es unevangeliſch wäre, mit Gewaltmitteln gegen einen Kirchendiener einzuſchreiten, weil er ſich redlich Mühe gegeben, mit welchem Erfolge auch immer, Jeſum beſſer zu erkennen. Die Kirche Chriſti habe die Kraft, auch Irrthümer aus ſich ſelbſt heraus zu überwinden und nur auf dieſem Wege ſei der rechte Sieg der Wahrheit zu finden. Die Discuſſion über dieſe Vorlage war von geradezu dramatiſchem Intereſſe. Die Behörde ihrerſeits konnte ihre Entſcheidung nicht lediglich auf das Naturrecht des Proteſtantismus gründen, ſondern in erſter Reihe auf das poſitive Recht der badiſchen Landeskirche. So wurde denn aus dem Holtzmann'ſchen Votum ein erſter Theil vorangeſtellt, der nachwies, daß die zu Recht beſtehende Kirchenrathsinſtruction Karl Friedrichs ausdrücklich vorſchreibe, daß Bücher, welche von Geiſtlichen *nicht zum kirchlichen Gebrauche* in Druck gegeben würden, nicht nach den ſtrengen Rückſichten zu beurtheilen ſeien wie ihre *amtlichen* Vorträge. In *dieſen* ſolle ihnen nicht geſtattet ſein, die Regierungsgewalt Chriſti anzutaſten. Das aber habe D. Schenkel in dem vorliegenden Buche auch nicht gethan. Alſo ſelbſt wenn man vorausſetze, daß Schenkel alles, was er in ſeinem Buche geſchrieben habe, den Candidaten des Predigtamts in ſeinen amtlichen Vorträgen mittheile, ſei kein Anhaltspunkt zu einem Lehrproceß gegen ihn gegeben. Daran ſollte dann als beruhigendes Wort für die Gemeinden ein Auszug aus Rothe's Entwurf ſich anſchließen. Die Discuſſion wurde bald zum Zwiegeſpräch zwiſchen Rothe und dem Vertreter der Orthodoxen, Mühlhäußer. Rothe begann mit dem Geſtändniß, daß er das Buch ſelbſt mißbillige, eine Erklärung, die er mit großer Bewegung abgab und die ihm ſichtlich nicht leicht wurde. Dann aber ſtellte er ſich feſt auf den Grundſatz, daß das Lebenselement auch der theologiſchen Wiſſenſchaft Freiheit der Lehre ſei. Eine amtliche Verfolgung wegen Meinungen, auf die

ein Gelehrter durch treue ehrliche Arbeit gekommen sei, würde weder mit dem Geiste des Protestantismus, noch mit den Ordnungen der Landeskirche sich vertragen. Mühlhäußer erklärte, es komme nicht darauf an, wie einer zu schriftwidrigen Ansichten gekommen sei, sondern es genüge, daß er sie habe, um ihn zum Lehramt unfähig zu machen. „Meine Herrn," rief er, „wir haben Religionsfreiheit. Wer mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche zerfallen ist, mag sie verlassen. Die Kirche ist keine Gesellschaft von Forschern, sondern eine Gemeinschaft von Gläubigen." Auf die Einwendung, daß die Kirchenrathsinstruction zwischen außerordentlichen und amtlichen Vorträgen der Kirchendiener unterscheide, erwiderte er, wer den geringsten Respect vor Herrn Schenkel habe, müsse annehmen, daß er in seinen amtlichen Vorträgen das Gleiche lehre wie in den außeramtlichen; er leite also die Candidaten des Predigtamts auf Ansichten, die zu predigen ihnen verboten sei. Die Kirchenrathsinstruction komme für diesen Fall überhaupt nicht in Betracht, denn sie sei nur eine Anweisung für den Censor. Daraus, daß der fromme Verfasser, Geh. Rath Brauer, den Druck eines solchen Buches nicht verhindern wollte, folge nicht, daß er dem Verfasser desselben die Erziehung der jungen Geistlichen überlassen hätte. Obgleich meist Mühlhäußer das Wort führte, kamen in dem zur Hälfte aus Nichttheologen bestehenden Kollegium doch Vota zum Vorschein, die sich neben der Orthodoxie Mühlhäußers wunderlich ausnahmen. „Wenn Jesus kein Mensch war," sagte der vortragende Rath, „wie sollte er denn mein Vorbild sein? Da geniere ich mich gar nicht." Selbst die Meinung ward laut, daß Schenkel noch gar nicht deutlich genug mit der Sprache herausgerückt sei. So wurde denn zunächst die Abweisung der Petenten beschlossen. Der Sieg war erfochten. Um so peinlicher war dann in der Mittagssitzung die Umarbeitung des allerdings viel zu langen Rothe'schen Entwurfs zu einem kurzen Wort an die Gemeinde, indem durch eine Kollegialredaction, bei der jeder sein Scherflein Weisheit zu Markt brachte, das feine, geistvolle Elaborat des großen Theologen nicht nur verstümmelt, sondern auch mit überflüssigen Zuthaten erweitert wurde, die wenig zu dem feinen Gedankengange des Entwurfs stimmten. Wer Rothe kannte, der bemerkte auch, wie er dabei auf Kohlen saß, und daß seine Nachgiebigkeit nur wieder eine jener asketischen Uebungen in der Bescheidenheit war, die er sich je und je auferlegte. Niedergeschlagen und verstimmt verließ er die Sitzung. Sobald er aber auf seine Stube im Gasthofe zurückgekehrt war, schrieb er an Schenkel: „Die Verbescheidung, wie ihr Tenor heute festgestellt worden ist, hat meinen Beifall nicht. Die Spitzen sind sehr abgestumpft worden; es war aber leider nichts Besseres durchzubringen. Sie wissen ja, wie rücksichtsvoll man ist, wenn auch nicht gerade am richtigen Orte. Daß wir am Ende des Dramas sind, glaube ich nicht. Die Beschwerdeführer werden schon noch neue Hebel in

Bewegung zu setzen suchen. Das ist nun einmal nicht anders, die Wahrheit muß es sich in der Welt sauer werden lassen." Als er am 23. August einen Abdruck des nachmals so berühmt gewordenen Erlasses erhielt, der sofort ihm zugeschrieben wurde, übersendete er ihn Schenkel mit den Worten: „Ich lege diesen Zeilen ein Document bei, das ich Ihnen persönlich mitbringen wollte. Die Geschichte dieses über die Maßen elenden Elaborats (selbst bis auf den Styl) Ihnen aktenmäßig mitzutheilen, muß ich mir bis auf unser Wiedersehen versparen. Sie werden sich überzeugen, daß ich etwas anderes wollte." Aus der gleichen Tonart geht ein Brief an Mänß vom 18. September 1864: „Den Verbescheid unseres Oberkirchenraths wirst Du zu Gesicht bekommen haben. So wie er da lautet, ist er ein äußerst schwaches opus, das nur in so fern Anerkennung verdient, als er offen für das Princip eintritt, und zwar ohne Aengstlichkeit; im Uebrigen ist er ganz unzulänglich. Dem größten Theile nach besteht er aus disjectis membris eines ausführlichen, wirklich auf die Sache eingehenden Entwurfs aus meiner Feder, in welchem dann auch der Zusammenhang nicht fehlte, und die Herrn eine Lection bekamen, wenn gleich in aller Ruhe. Von der Rathlosigkeit unserer kirchlichen Behörden in solchen Fällen habe ich bei dieser Gelegenheit wieder eine wenig tröstliche Erfahrung gemacht."

Schenkel dagegen war, sobald die Freisprechung in seiner Hand war, wieder völlig obenauf. Aus dem schutzflehenden Knaben war alsbald wieder der borghesische Fechter geworden. Rothe hatte ihn zu seiner Rechtfertigung seinen Entwurf lesen lassen, damit er ihn mit dem amtlichen Bescheid vergleiche und als ich Schenkel wiedersah, machte er mir das Compliment, wie Speisbuben hätten wir das Kunstwerk eines großen Meisters verschmiert. Aber auch Rothe war gereizt. Seiner Aktenmittheilung an Schenkel hatte er die Worte beigefügt: „Es ist die alte Geschichte, daß man nicht den Muth hat für ein Princip einzustehn, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil man keines hat." Schenkel sah doch ein, daß es nur den Eindruck seines Sieges abschwächen würde, wenn er den Mißvergnügten spielte und erklärte darum allerwärts seine vollste Zufriedenheit mit der oberkirchenräthlichen Entscheidung und redete auch Rothe in diesem Sinne zu, der sich dann schließlich auch beruhigte. „Daß Sie den oberkirchenräthlichen Erlaß," schrieb Rothe, „so milde beurtheilen, ist mir sehr beruhigend, und darin stimme ich Ihnen ganz bei, daß wir denselben dem großen Publicum gegenüber im günstigen Sinne auslegen müssen; aber wie wenig wir von dieser Behörde für eine thatkräftige Förderung der rechten Zwecke der Kirche hoffen dürfen, das ist mir bei dieser Gelegenheit von Neuem auf eine recht betrübende Weise klar geworden. Sie hatte doch im Grunde kein anderes Interesse als sich auf eine leidliche Weise aus einer Verlegenheit herauszuziehn. Denn so empfand

sie eine Situation, die ihr die schönste Gelegenheit geboten hätte, dem Gegner eine Niederlage zu bereiten. Diesem eine wohlverdiente Lection zu geben, dazu konnte sie den Muth nicht finden, jede Beschämung sollte ihm erspart bleiben." Auch ist Rothe überzeugt, daß die Sache keineswegs zu Ende sei. „Die Gegensätze müssen eben durchgekämpft werden, und zuletzt müssen, durch die Macht der Verhältnisse genöthigt, auch diejenigen, welche die Principien am liebsten aus dem Spiele lassen, doch für diese mit eintreten, um sich der eigenen Haut zu wehren." Der Erlaß that trotz der abgeschwächten Form und trotz Rothe's Enttäuschung doch seine volle Wirkung. In ganz Deutschland wurde er nachgedruckt. Sogar der französische „Temps" brachte eine Uebersetzung mit dem begeisterten Ausruf: „Da haben wir doch ein Mal eine Kirche, die die Freiheit proclamiert." Das bedeutendste reformierte Kirchenblatt Frankreichs, Le lien, nannte den Erlaß den bedeutungsvollsten Sieg des freien Geistes der Liebe und des Evangeliums. „Die Zeit wird kommen, in der in Frankreich und Deutschland die evangelischen Behörden alle diese Sprache reden werden."

Von der orthodoxen Seite kam natürlich ein ganz anderes Echo. Hengstenbergs Evangelische Kirchenzeitung*) unternahm es sofort, „die Unwahrhaftigkeit und Gleisnerei aus den stolzen Worten Rothe's, da nichts hinter ist, herauszukehren". Mit unverkennbarem Dünkel rede der Oberkirchenrath, gleich einem Generalpächter der Wissenschaft, von Leuten, die dem Gange der theologischen Wissenschaft nicht gefolgt seien. Wenn der Oberkirchenrath Schenkels Lehre nur eine andere als die herkömmliche Form nenne, dann dürfe man auch einen braven Universitätslehrer ein mauvais sujet nennen und sich entschuldigen, man habe nur eine andere, nicht herkömmliche Form für den Ausdruck Ehrenmann gewählt. Dafür, daß Herr Schenkel den Sohn Gottes „*lästere*", dafür habe der Oberkirchenrath nicht den leisesten Tadel, daß aber treue Haushalter über Gottes Geheimnisse einem Apostaten die Maske vom Gesichte ziehen und ihn dabei nicht streicheln, das muß der Oberkirchenrath tadeln. Jede Ueberzeugung, behauptet er, die „mit welchem Erfolg auch immer", das Ergebniß wahrheitsliebender ernster Forschung ist, soll geehrt werden. Das heiße also, jeder ernste Uhlichianer, Baptist, Mormone und wer sonst, darf am Lehramte in der badischen Kirche nicht behindert werden. Von der Autorität der Schrift weiß der Oberkirchenrath so wenig wie D. Schenkel; die Schrift ist ihm ein geschichtliches Erzeugniß und Christus ist leiblich niemals von den Todten auferstanden, sondern regiert nur geschichtlich, nicht persönlich die Welt. Der badische Oberkirchenrath hat darum durch seinen Erlaß die über ihm stehenden Bekenntnisse seiner Kirche *in den Koth* ge-

*) Jahrgang 1864, Nr. 79.

zogen, er leugnet, daß die Schrift von Gott eingegeben sei und ist damit der gleichen Apostasie verfallen wie Schenkel; der gläubigen Gemeinde bleibt also nichts übrig, als den Großherzog um eine andere Besetzung dieser Behörde anzugehen."

Ueber die Wege, die die Protestler nunmehr einschlagen würden, machte auch Rothe sich seine Gedanken. „Zu offener Auflehnung fehlt ihnen wohl der Muth. Daß ein Appell an den Großherzog keine Wirkung haben würde, wissen sie selbst. Aber sie werden jetzt eben, unter Berufung auf den Erlaß, das große Thema predigen, daß unsere Landeskirche eine bekenntnißlose sei, und doch wohl den Versuch machen, ob sie nicht hierdurch ein paar Gemeindlein in Bewegung setzen können zu einer Drohung mit dem Austritt. Wenn dies auch an sich wenig bedeuten wird, so wird doch die Kirchenbehörde dann eine ernstere Sprache mit den Herrn reden müssen, und der von ihr so heiß ersehnte Friede wird noch lange auf sich warten lassen." Schenkel aber war nun wieder gesund. „Er ist," schreibt Rothe am 18. September 1864, „vor wenigen Tagen aus Petersthal zurückgekehrt, zu unserer Freude sehr gekräftigt, so daß er jetzt so ziemlich wieder in alter Rüstigkeit dasteht." Um so schwieriger war die Lage des Kirchenregiments. Die Ankläger waren abgewiesen, aber sie richteten nun ihre Anklagen gegen die Richter. Sie fuhren fort zu protestieren, verhöhnten die Entscheidungen der Behörde, schrieen in allen auswärtigen Blättern über Bedrückung, petitionierten dabei aber fleißig um außerordentliche Unterstützungen, Badgratialien, Stipendien und erhielten sie um so sicherer, je mehr der Oberkirchenrath fürchtete, eine Abweisung werde als Verfolgung der positiven Richtung mißdeutet werden. Da war denn Rothe derjenige, der immer am ernstesten darauf drang, eine ganz andere Behandlung dieser Leute eintreten zu lassen, an deren innere Bedrängnisse er durchaus nicht glaubte. Eine Synode von Odenwälder Pfarrern z. B. hatte den Oberkirchenrath aufgefordert, gegen die Theatervorstellungen in der Charwoche zu Mannheim einzuschreiten und der Entwurf des Bescheids, den der Prälat vorlegte, setzte in apologetischem Tone auseinander, was der Oberkirchenrath in dieser Sache schon alles fruchtlos gethan habe und in treuer Pflichterfüllung auch fürder thun werde. Rothe aber flammte auf, als ob man ihn mit einem Streichholz angezündet hätte. Ihn entrüste, sagte er, wie diese Leute mit dem Fernrohr nach Mannheim hinüber spähten, ob sie nicht irgendwo ein Aergerniß entdecken könnten, das ihnen erlaube, die Zionswächter zu spielen, während sie vor ihrer eigenen Thür genug zu kehren hätten. Er wisse auch, wie die Sonntagsfeier in den Gemeinden dieser Herrn bestellt sei. Das solle man ihrer Synode erwidern, oder zum mindesten auf eine solche unzuständige Klage einfach keine Antwort geben. Der alte Herr war so empört, daß niemand zu widersprechen wagte. Der Passus wurde ge-

strichen und eine Weile gingen dann solche Einläufe, die im Grunde doch nur als Anklage gegen die Pflichtversäumnisse des Oberkirchenraths gemeint waren, unerwidert zu den Akten. Dieser Entrüstung Rothe's entsprechend fiel die Antwort des Oberkirchenraths auf eine neue orthodoxe Demonstration schärfer aus, als die früheren. Auf den 19. October 1864 hatten die Protestler eine Pfarrconferenz nach Durlach ausgeschrieben, auf der ein neuer Protest gegen den Erlaß vom 17. August beschlossen und sofort auch dem Oberkirchenrath behändigt wurde, aber der Oberkirchenrath gab die Eingabe dem Uebermittler einfach zurück, unter dem Ausdruck seiner ernstlichen Mißbilligung, indem er die Unterzeichner, von denen mehrere sogar Dritte beauftragt hätten, das Schriftstück, dessen speciellen Inhalt sie gar nicht kannten, in ihrem Namen zu unterzeichnen, *für alle übeln Folgen ihres Schrittes verantwortlich erklärte*. Das Schwert, das ihnen hier hinter dem Vorhang gezeigt wurde, machte doch Eindruck und die folgenden Proteste wurden zahmer und trugen wenig Unterschriften. Der Karlsruher Stadtdekan, der sich veranlaßt sah, in einer Zuschrift an den Oberkirchenrath, die nur noch einige Unterschriften von Landgeistlichen trug, nochmals zu replicieren, erhielt einfach den Bescheid, die Frage sei entschieden und der Oberkirchenrath sehe sich nicht veranlaßt, mit einzelnen Geistlichen in weitere Discussion einzutreten. So blieb den Opponenten nichts übrig als die bevorstehende Generalsynode abzuwarten und inzwischen den ganzen Lärmapparat der Stillen im Lande, das heißt der frommen Vereine, der innern Mission und der Conventikelverbände in Bewegung zu setzen, um so einen Druck auf den Landesbischof und seine Räthe auszuüben.

In Berlin hatte die orthodoxe Partei längst erkannt, daß die Reformbewegung in Baden eine Gefahr auch für ihre eigene Herrschaft bedeute und der seitherige Verlauf der kirchlichen Kämpfe stimmte sie sorgenvoll. In der bayerischen Pfalz hatte König Max dem Gesangbuchsstreite ein Ende gemacht durch Pensionierung des Consistorialraths Ebrard, der für die Zerwürfnisse in erster Reihe verantwortlich war. Das gleiche Schicksal wie die badische Agende und das pfälzische Gesangbuch hatte 1862 der hannöversche Katechismus. In Thüringen wurde eine liberale Kirchenverfassung nach dem Muster der badischen in Erwägung gezogen. In allen größeren preußischen Städten hatten sich Zweigstiftungen des Protestantenvereins niedergelassen. Ging das so weiter, so war zu fürchten, daß alle Errungenschaften der Zeit Friedrich Wilhelms IV. eines Tags hinfällig sein könnten. So entschloß man sich den bedrängten Brüdern in Baden zu Hülfe zu kommen und der Welt durch eine großartige Demonstration zu zeigen, welche Macht die christlichen Kreise für ganz Deutschland bedeuteten. Der Kirchentag, der sich zuerst als Organisation zur sittlichen Regeneration des deutschen Volks auf dem Wege der innern

Mission constituiert hatte, war längst zu der elektrischen Schelle der preußischen Orthodoxie geworden, auf die Stahl, Hengstenberg, Hoffmann und die andern Führer drückten wie auf den Knopf einer Diebsglocke, um in allen Ländern die Schläfer aufzuwecken, wenn Gefahr für ihren Glauben vorhanden war. So sollte jetzt der Apparat das Lied vom „Götzenbild in Lammsgestalt" durch alle Lande spielen. Der auf den 13. September 1864 nach Altenburg einberufene Kirchentag dachte nun etwas Kluges zu thun, wenn er das Referat über die Leben Jesu-Frage einem Todfeinde Schenkels, dem nach Halle berufenen Beyschlag übertrug. Beyschlags Stimmung gegen Baden war allerdings die gereizteste, da seine dortigen Erfahrungen sehr demüthigender Natur waren. Mit dem Hofadel hatte er von vornherein auf schlechtem Fuße gestanden, weil wegen seiner Berufung der in diesen Kreisen sehr beliebte Freiherr von Wöllwarth seine Entlassung nahm. Dem Großherzog konnte der Ton, den Beyschlag gegen seinen Lehrer Häusser im Agendenstreite anschlug, um so weniger gefallen, als er die allerhöchste Person ganz unbefugter Weise dabei in die Debatte gezogen hatte. Des Hofpredigers persönliche Intervention, um für Ullmann und Bähr polizeilichen Schutz gegen die Preßangriffe zu erbitten, hatte der junge Fürst abgewiesen. Nach der Eröffnung des Landtags beschwerte sich der französische Gesandte bei dem Minister des Auswärtigen, daß man ihn zu einem Gottesdienste eingeladen habe, bei dem Herr Hofprediger Beyschlag dem deutschen Volke die napoleonischen Zustände in Frankreich als abschreckendes Beispiel vor die Augen gemalt habe, wofür sich dann Meysenbug und die Regierung amtlich entschuldigen mußten. Bei seiner engen Freundschaft mit dem Concordatsminister hatte der Zwischenfall für Beyschlag keine weiteren Folgen, aber das konnte nach dem allem niemanden zweifelhaft sein, daß der junge Mann, den Ullmann besorgt hatte, sich zum Hofprediger nicht qualificiere. Beyschlag selbst klagt, daß die Hofschranzen ihn nun einmal nicht leiden konnten, wie sie ihn denn von Anfang an sehr kalt behandelt hätten. Für Hofschranzen war aber am Karlsruher Hofe kein Arbeitsfeld, nur konnte dieser Hof mit Beyschlags Selbstschätzung nicht Schritt halten. Er selbst stellt sich das Zeugniß aus: „Ich war mehr als Hofprediger, ich war der Vertrauensmann und Wortführer der positiven Partei." Er berühmt sich in seiner Biographie, er habe Häusser so gedient, daß dieser das Antworten vergessen habe. Er berichtet, welch' tiefen Eindruck seine Predigten gemacht und wie oft seine öffentlichen Reden von Beifall unterbrochen worden seien. Selbst seine von der eigenen Partei vollkommen abgelehnte Theorie, nicht als Person, sondern im Bewußtsein des Vaters, als Idee, habe Christus Präexistenz, will er als Ausgangspunkt einer neuen christologischen Entwicklung angesehen wissen. Die Reihe seiner Erfolge und Verdienste, die er aufführt, ist so lang, daß, wenn man

sie sich alle von ihm hat aufzählen lassen, man versucht ist mit „Hirsch in der Tanzstunde“ zu sprechen: „Gott, wie talentvoll sind doch unsere Leut'!“ Inzwischen hatte Bethmann-Hollweg, der sich erst an Bunsens Rath gehalten hatte, in Berlin wieder Fühlung mit den Conservativen genommen. Der Ruf an Schenkel und die Ernennung Hanne's in Greifswald blieben seine einzigen liberalen Thaten. Wie er für Bonn den Pietisten Plitt berief, so schickte er im Juni 1863 Beyschlag einen Ruf nach Halle, den dieser zur großen Zufriedenheit der Badenser alsbald annahm. Daß „der Freundeskreis“, der in ihm seinen allzeit kampfbereiten Vorsprecher gehabt hatte, ihn mit Ehrungen bei seinem Abschied überschüttete, und die Familien, in denen er Seelsorger gewesen war, ihm mancherlei Freundlichkeiten erwiesen, ändert nichts an der Thatsache, daß Hof und Land froh waren ihn los zu sein und seit er nicht mehr die Feder im Kirchen- und Volksblatt führte, nahm auch der kirchenpolitische Streit erheblich maßvollere Formen an.

Auf dem Altenburger Kirchentag am 13. September 1864 sollte nun Beyschlag Bericht erstatten über den Leben Jesu-Streit, der die deutsche Kirche so tief erregte, und von dem Führer der badischen Glaubensinsurgenten schien es nicht zweifelhaft, in welchem Sinn er das thun werde. Nun aber sollte sich herausstellen, was es im Grunde mit der Rechtgläubigkeit der Protestleute auf sich habe. Ganz im Geiste Rothe's fand Beyschlag, daß das christologische Dogma in seiner kirchlichen Ausbildung „ein Riegel und Hemmniß geworden sei für jede historische Betrachtung des Lebens des Erlösers“. Er nannte den kirchlichen Christus einen „incognito über die Erde wandelnden Gott“ und verlangte vor allem, „daß anerkannt werde, daß Jesus, ein voller, wahrer Mensch gelebt habe“. Der Bileam, der das Volk Schenkels hatte verfluchen sollen, segnete es und die Pastoren des Kirchentags hätten gern ihre Ohren mit den Fingern verstopft, um die Wahrheiten nicht zu hören, um die sie den Redner nicht gebeten hatten. „Es ist gar lieblich,“ sagte ein Zeugniß in der Kreuzzeitung*), „wenn eine Posaune einen hellen und deutlichen Ton von sich giebt. In Altenburg war der Ton der Wissenschaft so undeutlich, daß viele Nichtwissenschaftliche nicht wußten, ob es mehr pro oder contra Renan und Schenkel sei.“ Die liberalen Blätter frohlockten und parodierten den Schenkelprotest, indem sie ihn auf Beyschlag anwendeten: „er leugnet, er leugnet,“ was aber Beyschlag nicht abhielt, seinerseits das Verlangen auf Absetzung Schenkels für völlig berechtigt zu erklären. Hengstenberg meinte: „Wollte Herr Beyschlag eine solche Lehre vortragen, so war jedenfalls nicht hier der Ort. Der Kirchentag läßt seine Einladungen auf Grund der Bekenntnisse ergehen und an diese sind die Redner gebunden. Wer etwas

*) Jahrgang 1865, Nr. 27.

vorträgt, was diesem widerspricht, begeht einen offenen Treubruch." Bis tief in die Conventikelwelt ging die Entrüstung und beim Jahresfest des preußischen Volksvereins am 17. September zu Herford berichtete ein blinder Bauer „in gebildeter Sprache und mit sehr gehaltener christlicher Kritik von Professor Beyschlags Vortrag, in dem dieser die persönliche Gottessohnschaft des Herrn vor der Menschwerdung in Zweifel stellte*)". Beyschlag aber fand, als er im Wintersemester seine Vorlesungen wieder begann, sehr dünn gesäte Zuhörerreihen, denn der Apparat, der mit so großem Erfolg gegen Schenkel in Bewegung gesetzt worden war, arbeitete seit dem Altenburger Kirchentag nun auch gegen ihn. Die Action auf dem Kirchentage war mißlungen. Man hatte „die Posaune" einem jungen Manne anvertraut, der das Instrument nicht verstand und demselben in den Ohren der Brüder gräuliche Mißtöne entlockte. Schon am 4. Oktober wurde auf der Gnadauer Conferenz darum beschlossen, daß der Krieg keinesfalls mit der zersprungenen Posaune von Altenburg abschließen dürfe. Ein Mitarbeiter der Kreuzzeitung meldete, daß die Conferenz ein neues Zeugniß gegen den traurigen Bruder und für die treuen badischen Brüder abgelegt habe, denn „es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde in dieser wirren Zeit". Und nun mußte der Berliner Oberkirchenrath, halb schiebend, halb geschoben, selbst in den Riß treten. Am 8. Dezember erließ er eine Mittheilung an die Consistorien, in der er erklärte, warum er sich nicht in den badischen Streit einmische und in eben dieser Erklärung an Einmischung dennoch das Aeußerste leistete. Der Oberkirchenrath, dem Nitzsch und Dorner angehörten, erzählt hier, die Unterzeichner des Protests hätten ihre Denkschrift ohne Unterschrift auch dem preußischen Oberkirchenrathe eingereicht, und da eine gleiche Zusendung an die Consistorien ergangen sei, wolle die Behörde über den Standpunkt, den sie zu dieser Denkschrift einnehme, diesen gegenüber sich aussprechen. Nach dem, was über jenen Kampf in die Oeffentlichkeit gelangt sei, handle es sich in demselben um die theuersten Güter der evangelischen Kirche, um die Glaubwürdigkeit der h. Schrift, um die Grundwahrheiten und Grundthatsachen des Heils, mit denen die evangelische Kirche stehen und fallen muß. Der Oberkirchenrath will hoffen, daß in die badische Kirche der Friede zurückkehren wird durch Erneuerung des einträchtigen Bekenntnisses zu dem eingeborenen Sohne Gottes, seiner wunderbaren Geburt, seiner gottmenschlichen Persönlichkeit, seinem die Welt versöhnenden Leiden, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Und nachdem die preußische Behörde damit der Sache nach nicht nur über das Schenkel'sche Buch, sondern auch über die Entscheidung des

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 266.

badischen Oberkirchenraths den Stab gebrochen hat, erklärt sie es für eine Nothwendigkeit, daß sie jeden Schein vermeide, als ob sie in einer nicht zu ihrer Cognition gehörigen Sache das Verfahren der obersten Behörde einer Schwesterkirche billigend oder verwerfend ihrem Urtheil unterziehen wolle. Der Oberkirchenrath habe es darum vermieden, den Urhebern jener Denkschrift eine Antwort zu ertheilen, aber sich um so mehr gedrungen gefühlt, sich den Consistorien gegenüber über seinen Standpunkt auszusprechen. Um die Consistorien nicht im Zweifel zu lassen, wie der Erlaß gemeint sei, erläuterte ein Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung, daß der Oberkirchenrath eine amtliche Veranlassung, sich zu dieser Sache auszusprechen, überhaupt nicht gehabt habe, um so höher müsse man es ihm anrechnen, daß er es nicht verschmähte, so gut wie seine gläubigen Untergebenen, ein freiwilliges Zeugniß abzulegen gegen die Heidelberger Irrlehre. So faßten die mit dem Erlasse bedachten Consistorien diese Aussprache auch auf, wie sie gemeint war, als Aufforderung zur Organisation eines allgemeinen Zeugnißsturmes, um die Meinung der modernen Theologie zu überschreien. Diöceſe um Diöceſe gaben die von ihren Generalsuperintendenten geführten Geistlichen ihr Zeugniß ab „gegen den Irrgeist, der da leugnet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen*)". Wie stark der Druck von oben war, erkennt sich daran, daß auch die Männer der Consensustheologie diese Proteste unterschrieben, so Müllensiefen, Niedner, Snethlage, ja sogar der alte Nitzsch und nicht minder, zu Rothe's großem Unwillen, Tholuck. In der einst völlig rationalistischen Provinz Schlesien brachte der Druck von oben 712 Pastorenunterschriften zusammen unter dem Feldgeschrei: „Immanuel!" Im Königreich Sachsen unterzeichneten 521 Pastoren einen Protest „gegen das kirchenauflösende und seelenverwirrende Vorgehen Schenkels und des badischen Oberkirchenraths". „Der gesalbten Erklärung der Berliner Geistlichen" folgte die Provinz Brandenburg mit 757 Unterschriften. Generalsuperintendent Jaspis brachte 686 Pastoren aus Pommern auf die Beine; in der Provinz Posen beklagten der Generalsuperintendent mit sämmtlichen Consistorialräthen, „daß ein Mann, der sich sogar der Fähigkeit der christlichen Taufzeugenschaft beraubt habe, in dem Amte eines Seminardirectors geschützt werde". Natürlich zeugten auch die Wupperthäler für ihren „allerheiligsten Glauben und für den wahrhaftigen Gottmenschen, ewigen Hohenpriester und König, unser hochgelobtes Haupt". In Mecklenburg scheint kein einziger Pastor seine Unterschrift verweigert zu haben. Die Verlagshandlung des Schenkel'schen Buches aber gab

*) Gesammelt in der Denkschrift der Aktenstücke gegen Schenkel. Stuttgart, Belser'sche Verlagshandlung, 1866.

die Erklärung ab, in Diöcesen, in denen alle Pastoren gegen das Buch Schenkels ihr Zeugniß abgelegt hätten, sei kaum ein Exemplar desselben verlangt oder gar gekauft worden. Die Pastorennamen verdunkelten gleich Heuschreckenschwärmen den Inseratentheil der Kreuzzeitung und des Hengstenbergschen Blatts, aber das Buch, das sie verdammten, hatte keiner der treuen Zeugen auch nur mit Augen gesehen. Das also war aus dem deutschen Protestantismus unter der Pflege der preußischen Hofprediger geworden. Dieselben Leute, die als Studenten den Witzen des alten Gesenius und der Polemik Wegscheiders Beifall getrampelt hatten, psalmodierten jetzt gleich dem verdrehtesten Quäker. „Wir danken Gott um Euch," so schreibt die Danziger Pastorenschaft an die Brüder in Baden, „daß Ihr gewürdigt seid, als treue Zeugen zu stehen und zu leiden wider das Götzenbild in Lammesgestalt, so unter Euch aufgerichtet worden in dem Charakterbilde Jesu, dieser Lästerung des Sohnes Gottes, die nicht mehr auf fränkisch, sondern auf deutsch vor den Ohren des Volks, das auf der Mauer ist, nunmehr die Stimme erhoben. Es geschieht dem Satan der allerschlechteste Dienst, wenn seine Lügen an den Tag kommen, und wenn die heimliche Bosheit endlich wird in dem Boshaftigen geoffenbaret werden; dann wird desselbigen ein Ende sein. Darum bitten wir den Herrn, er wolle Euch vornehmlich stärken und trösten durch einen klaren und festen Blick in seine Zukunft, welcher Gott kräftige Irrthümer zum Gericht über die Welt vorausenden muß. Er wolle aber vor allem des Verfassers des Charakterbilds Jesu sich erbarmen und ihm schenken Buße zum Leben, daß ihm vergeben werde, was er geredet hat wider des Menschen Sohn." Die hessischen Orthodoxen drohen dagegen Schenkel mit allen Plagen, die in der Apokalypse geschrieben stehn, während Pastor Meyer in Zetel den Wunsch ausspricht, „daß Dr. Schenkel die Stelzen, auf denen er jetzt einhertritt, wieder wegwerfe, und bekennen und zeugen möge wie früher auf Grund höherer Gnadenerfahrungen". Natürlich fehlt auch das bekannte Phänomen nicht, daß die orthodoxen Pastoren, während sie die Absetzung eines Kollegen verlangen und ein wahres Kesseltreiben auf den kranken Mann veranstalten, sich für die Verfolgten halten. So redet zuerst Hengstenberg von den Leiden, die die 119 Protestler wegen ihres Bekenntnisses über sich nehmen müssen. Gerührt rufen darum die Brüder aus dem Elsaß: „Der Herr stärke Euch in Eurer Trübsal." Büchsel, an der Spitze der märkischen Pastoren, jammert, daß die 119 wegen ihres Protests von ihrem Kirchenregiment sauer angesehen würden. Und nun hat sich das Bild so verschoben, daß die heiligen Männer in Baden in der Löwengrube sitzen und von dem boshaften Daniel Schenkel verfolgt werden. Die Gläubigen von Krossen rufen ihnen die Worte zu, die der Apostel Petrus an die Märtyrer des Colosseums richtete. Und worin hatte die ganze Verfolgung und Trübsal

dieſer Märtyrer beſtanden? Darin, daß ein Profeſſor der Theologie ein Charakterbild Jeſu ſchrieb, das ihnen nicht gefiel! Deßhalb rufen die Paſtoren von Antwerpen und Amſterdam ihnen theilnahmsvoll zu: „Fürchte Dich nicht, Du kleine Heerde, ſo Du durch's Feuer gehſt, ſollſt Du nicht brennen und die Flamme ſoll Dich nicht anzünden.“ Da niemand die badiſchen Pfarrer und Vicare verbrennen wollte, wäre die Verheißung: „So Ihr etwas Schädliches trinket, ſoll's Euch nicht ſchaden,“ für dieſe geiſtlichen Herrn praktiſch werthvoller geweſen. Unſer Präſident Nüßlin, dem viele dieſer Zeugniſſe, wegen des von ihm gezeichneten Erlaſſes, direct zugeſchickt wurden, verlas dieſelben in der Sitzung mit der kühlen Bemerkung, das Bild der norddeutſchen Geiſtlichkeit, das dieſe Proteſte aufrollten, ſei nicht eben verführeriſch. Der Freund der Sprache Kanaans freilich findet in dieſen Pſalmodien der preußiſchen Paſtoren Proben, an denen ſelbſt die Sangmeiſter des Königs David, Aſſaph und Jedithun, ihre Freude gehabt hätten, nur Rothe wollte von dieſer Sprache nichts mehr wiſſen, in der er einſt ſelbſt mit Stier und Heubner Briefe gewechſelt hatte. Auch über die Wirkung dieſer Wolke von Zeugniſſen iſt er völlig beruhigt. „Es hat etwas Komiſches,“ ſchreibt er am 29. Januar 1865 an Mänß, „wenn man ſieht, wie alle die endloſen Proteſtkundgebungen aus dem Auslande von hochberühmten und unbekannten Auctoritäten auch ſo ganz und gar keine Wirkung hervorbringen, außer daß man darüber lächelt und ſich glücklich preiſt, daß man in kirchlicher Beziehung nicht blindlings in die Hand der Geiſtlichkeit gegeben iſt. Unſere guten Proteſtmänner ſchreien ſich in Volksſchriften und überallhin colportierten Flugblättern buchſtäblich die Lunge aus, aber ſie finden keinen andern Widerhall als da, wo er eigentlich gar kein Widerhall iſt, in den geſchloſſenen ‚Gemeinſchaften‘ der Pietiſten; die Gemeinden ſelbſt laſſen ſich ſchlechterdings nicht in Bewegung ſetzen, ſie vertrauen den Männern, die auf der andern Seite ſtehen, zuverſichtlich, daß was ſie wollen für das Chriſtenthum gemeint iſt, nicht wider dasſelbe.“ Als aus der Diöceſe ſeines Freundes Mänß auch ein Proteſt vom Stapel läuft, gratuliert er dem Neffen mit den ironiſchen Zeilen: „Der brillante Erfolg für den Proteſt contra Schenkel in Euerer Ephorie hat dieſem viel Freude gemacht. Was fürchtet man denn eigentlich für die Kirche? Welcher ungedeihlichere Zuſtand könnte denn drohen als der gegenwärtige? Daß man auf dem Wege, auf welchem man ſich befindet, der Kirche nicht aufhelfen kann, das ſollte man nachgerade von der genugſam langen Erfahrung gelernt haben, aber die Furcht iſt blind, weil ungläubig. Gott gebe nur, daß die nächſtens erſcheinende Vertheidigungsſchrift meines lieben Freundes nicht von Neuem Oel in's Feuer gießt! Man iſt da nie ſeiner Sache ſicher.“

Darin hatte Rothe ganz recht, daß im Bürgerſtande und bei den Ge-

bildeten dieſes Pſalmodieren proteſtantiſcher Prediger nur einen abſchreckenden Eindruck machen konnte. „Mit nichts ſchadet man ſich heute zu Tag mehr als mit Ketzergeſchrei und Intoleranz," ſagte mir zu Anfang der Bewegung Jolly. Aber die Herrn Proteſtler kannten ihre Leute. Ihre Loſung war: „Es wird fortgeſchrieen." Und als die Gläubigen keine Ruhe gaben, verlangten die Staatsmänner ſchließlich von den liberalen Theologen, ſie ſollten nachgeben. Aber wer waren denn dieſe angeblich Geärgerten und in ihrem Glauben Beunruhigten in der guten Stadt Karlsruhe? Da war der alte Bureaukrat, der ſeit Jahrzehnten keine Kirche von innen geſehen hatte, aber mit Stirnrunzeln bemerkte: „Das Volk darf nicht zur Freigeiſterei erzogen werden." Da war der freiherrliche Dragonerleutnant, der fand, er genieße für ſeine Perſon keinen Haber, darum ſei der Haber doch ein vorzügliches Futter für ſeine Pferde. Da waren die vornehmen Damen Cyrills, die den Adonis beweinten, an den ſie ſelbſt nicht glaubten. Die Maſſe aber bildeten die Stundenleute, deren Lebensberuf von jeher im Aergernißnehmen und Zeugnißablegen beſtand, und deren materielle Exiſtenz vielfach von den frommen Anſtalten und Gründungen abhing, die Stern dirigierte. Die Einzelnen mochten ja immer die ehrenwertheſten Leute ſein, aber den Beruf, eine ſo verwickelte Frage zu entſcheiden, hatten ſie nicht. Das Urtheil auf die Tradition der Kirche zu ſtellen, wäre katholiſch geweſen und nicht proteſtantiſch; in Baden insbeſondere ſollte die Schriftforſchung frei ſein, das hatte ſelbſt die Generalſynode von 1855 nicht beſtritten. Mit Verwunderung erlebten wir aber, daß nun auch die Miniſterialräthe, einer nach dem andern, ihren Zorn nicht mehr gegen das Treiben in Berlin, ſondern gegen Schenkel richteten. Roggenbach verlangte einfach Schenkels Abſetzung. Präſident Nüßlin wurde im Hardtwald von einem der Prinzen geſtellt: „Der Menſch muß weg!" Selbſt Jolly war jetzt dafür, durch ein neues Seminarſtatut Schenkel „weg zu organiſieren". Rothe hatte bei Hof eine höchſt erregte Unterhaltung, indem die Damen ihm ihre große Sorge für den Glauben des einfachen Landvolks ausſprachen. „Ach," erwiderte er in ſeiner herzlichen Weiſe, „wir machen uns überhaupt viel zu viel Sorgen. Der Herr Chriſtus lebt und weiß am beſten, warum er uns dieſe Prüfungen ſendet; er wird auch ohne unſere Sorgen und ſchlafloſen Nächte die Sache zum Ziel führen." Der Miniſter des Innern aber, Lamey, gab dem Drucke endlich ſo weit nach, daß er in einem gewundenen Briefe Schenkel mittheilte, er werde ſich *noch höhere Beehrung zuziehen*, wenn er durch freiwilligen Rücktritt von der Seminardirection dem Lande den Frieden wiedergebe. Schenkel war in Folge der täglichen Aufregung und des nicht endenden Aergers auf's Neue ernſtlich erkrankt. Er bekämpfte ſeine Schlafloſigkeit durch Chloral und ruinierte damit ſeine Nerven noch vollends. Trotzdem hielt er feſt, da Rothe ihn tröſtete und alle ſeine Freunde ihm ſagten,

sein freiwilliger Rücktritt würde eine Niederlage nicht nur für ihn, sondern auch für die Sache sein und er könne vollkommen ruhig der Entscheidung der Synode entgegensehen. Ein Wunder war es nicht, daß er am Zusammenbrechen war. Seine Damen mußten täglich die einlaufende Post untersuchen und die frommen Schmähbriefe entfernen, die den kranken Mann aufregen konnten und um den Schlaf brachten. Unter Kreuzband wurden ihm seine eigenen früheren positiven Predigten und Streitschriften zugesendet. Die Studenten erlaubten sich der gefallenen Größe gegenüber allerlei Frechheiten. Eines Abends erschien ein Dienstmann bei ihm, mit der Bestellung, ich sei aus Karlsruhe mit wichtigen neuen Nachrichten eingetroffen und lasse ihn bitten, auf das Museum zu kommen, wo ein Gewühl von Gästen war, weil oben getanzt wurde. Natürlich wäre er mit Hohn und Spott begrüßt worden, hätte er sich eingefunden. Bei einem Besuche wollte Schenkel mir einen Brief aus Karlsruhe aushändigen, des Inhalts, es seien auf dem Oberkirchenrath geheime Akten, die die Führer der Gläubigen schmählich bloßstellten. „Jetzt gelten alle Waffen!“ Er solle sich über den Inhalt von mir berichten lassen. Ich wies natürlich dieses Ansinnen zurück und sagte ihm, es sei ja mit Händen zu greifen, daß dieser ganze Brief eine Falle sei, die mehr für mich als für ihn gestellt wurde. Zu den privaten Belästigungen kamen die öffentlichen Schmähungen. An Kirchthüren und Straßenecken Heidelbergs fand sich eines Morgens ein Vers angeschlagen:

Professor Schenkel ist der Mann,
Der nicht an Jesum glauben kann u. s. w.

mit dem Schlusse:

Bitt für Professor Schenkel*).

Auch wurde kein Mittel unversucht gelassen, die Studenten dem Irrlehrer abspänstig zu machen, über dessen Charakter die Konventikel die gehässigsten Geschichten ausstreuten. Angriffe in der „christlichen“ Presse brachte jeder Tag. Hengstenberg erklärte, die Frage, ob ein Christusleugner Seminardirector sein könne, sei ebenso geistreich wie die, ob man den Bock zum Gärtner setzen solle? Das zur Vertheidigung des Glaubens von Mühlhäußer und Beyschlag gegründete „Kirchen- und Volksblatt“ nannte Schenkel einen „heruntergekommenen Kirchenrath“ und begleitete die Ankündigung einer zweiten Auflage des Schenkelschen Buchs mit der geschmackvollen Bemerkung, Herr Schenkel werde bald die Honorare gut brauchen können, wenn er erst abgesetzt sei. Schauergeschichten erbauten die Leser des Beiblatts wie die, daß ein Bauer seinem Pfarrer er-

*) Eine ähnliche Probe pietistischer Poesie erlebten wir bei einer späteren Versammlung in Worms, gelegentlich derer ein Pamphlet mit den Worten schloß: „Der Herr schenkle euch, der Herr bluntschle euch“ u. s. w.

widert habe: „Ich bete nicht mehr, ich bin ſchenkeliſch.“ Ein „vom Rhein“ datierter Schmähartikel ſtellte ſich bei einer gerichtlichen Verhandlung als Werk des Pfarrers Specht in Ispringen bei Pforzheim heraus, ſo daß die liberalen Zeitungen ſpotteten, an Stelle der Zungenredner der erſten Chriſtenheit ſeien jetzt bei den Heiligen die Bauchredner getreten. An dieſer Kunſt nahmen die frommen Herrn ſo wenig Anſtoß, daß Beyſchlag in ſeiner Selbſtbiographie ganz harmlos berichtet, daß er lange Zeit auf Grund der ihm zugehenden Nachrichten in Halle die Berichte in der Neuen evangeliſchen Kirchenzeitung mit dem Datum: „Aus Baden“ geſchrieben habe. Ganz Unſchuldige mußten unter dieſer Bauchrednerei leiden, da man dieſe Hetzartikel allgemein dem penſionierten Oberkirchenrath Bähr zuſchrieb*). Da hatte Rothe freilich Urſache über eine ſolche Kriegsführung den Kopf zu ſchütteln. Am 14. Februar 1865 ſchrieb er an Mänß: „Ich danke Gott von Herzen, wenn er mich noch ein wenig dazu brauchen kann, die trüben Waſſer, die das lautere Chriſtenthum vorſtellen wollen, mit aufrühren zu helfen, daß die Grundſuppe an den Tag komme.“ Rothe's treue Waffenbrüderſchaft war für den von Krankheit und Schlafloſigkeit heimgeſuchten Kollegen damals die Stütze, die Schenkel aufrecht erhielt. „Wenn Ihnen die Gewißheit wohlthuend ſein kann,“ ſchrieb Rothe dem kranken Manne, „Freunde zu haben, welche es aufrichtig mitfühlen, was Ihnen um unſerer Sache willen ſchon auferlegt worden iſt und fort und fort auferlegt wird, ſo darf ich Ihnen wenigſtens für Einen Freund dieſer Art vollſtändig gut ſein.“ Aber mit dieſer Treue hielten von den Andern nur wenige bei dem Angefochtenen aus. Dieſelben liberalen Pfarrer, die ihn ſeit Jahren mit ihren Huldigungen umgeben hatten, ließen ihn bei der Vorſtandswahl des neu begründeten Predigervereins 1865, für den er in gewohnter Rührigkeit die Vorarbeiten und Einladungen beſorgt hatte, glänzend durchfallen, ſo daß es uns Andere Mühe koſtete, Rothe vom Austritt aus dem Vereine abzuhalten. Aus ſeiner flammenden Entrüſtung aber über dieſe Geiſtlichkeit machte er niemanden ein Geheimniß.

Der Gedanke, die Spaltung der Landesgeiſtlichkeit durch Gründung eines Predigervereins zu überbrücken, war urſprünglich von den Karlsruher Geiſtlichen angeregt worden. Man konnte aber auf Betheiligung etwaiger Friedensfreunde unter den Poſitiven nur rechnen, wenn Schenkel ſich zurückhielt. Er aber kam ihnen im Gegentheil zuvor, indem er mit den Schellenbergen, den Heidelberger Profeſſoren und Stadtpfarrern ſelbſt die Sache in die Hand nahm. Damit wenig zufrieden, erklärten die Karlsruher Geiſtlichen, ſie hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn die Heidelberger ſich nachträglich angeſchloſſen hätten, aber indem ſie die Sache wieder ganz an ſich riſſen, ſei

*) Beyſchlag, Aus meinem Leben II, 155 u. 148.

die Absicht, die friedfertigen Elemente auch der andern Seite beizuziehen, von vorn herein vereitelt. In der That erschienen am 19. April 1865 zu der ersten Versammlung nur liberal gesinnte Geistliche, während die Einladung sich an alle badischen Pfarrer gewendet hatte. Den Eröffnungsvortrag hielt Rothe „über das Bedürfniß der Theilnahme an den wissenschaftlich-theologischen Arbeiten der Gegenwart für den praktischen Geistlichen". Er begründete dieses Bedürfniß damit, daß die Kirche klar und deutlich wissen müsse, was sie wolle, und das kann sie nicht ohne Wissenschaft. Sie muß aus ihrer morsch gewordenen bisherigen Theologie eine neue lebenskräftige herausgestalten und muß die Ergebnisse ihrer Arbeit den weitesten Kreisen zugänglich machen. „Vor dieser Popularisierung der theologischen Resultate hat man vielfach große Scheu, aber es kann ja heute zu Tag doch nichts helfen, daß man den wirklichen Stand der Ueberzeugungen in der Theologie den Nichttheologen zu verheimlichen sucht. Vorstellungen, die einmal gebrochen sind, können auf die Dauer sich nicht in Umlauf erhalten. Die neu gewonnenen Einsichten dringen nach und nach überallhin ein durch die kleinste Ritze hindurch, zuletzt auch in die abgelegensten Dörflein. Wenn wir Geistliche auch uns so weit vergäßen, daß wir eine Scheidung anlegen wollten zwischen einem exoterischen Bauernchristenthum und einem esoterischen Christenthum der gebildeten Leute, wenn dies auch nicht die allertiefste Entwürdigung unseres Amtes und des Herrn Christus selbst wäre, es wäre von allem andern abgesehen, jedenfalls ein schlechthin unausführbares Unternehmen." Eine Vereinigung zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit ist aber nöthig zu gegenseitiger Aneiferung, zur Correctur der Einseitigkeit der Standpunkte und wie die Dinge heute liegen, auch zu Schutz und Trutz, da bei dieser Arbeit Widerspruch und Angriffe gar nicht ausbleiben können. „Die Gemeinden müssen erfahren, daß nach der Ueberzeugung der einsichtsvollsten und aufrichtigsten Christen Christenthum und Ueberlieferung verschiedene Dinge sind. An die Mittheilung davon muß schlechterdings einmal herzhaft die Hand angelegt werden. Gerade dadurch, daß man mit ihr so lang gezögert hat, ist sie nachgerade eine so überaus schwierige Sache geworden. Gewiß will sie auf die allerbesonnenste und umsichtigste Weise in's Werk gesetzt sein und das kann nur dann geschehen, wenn der einzelne Geistliche nicht nach seinem Kopfe allein verfährt, sondern seine Amtsbrüder gewissenhaft mit zu Rath zieht. Dieses dornenvolle Geschäft ist es, wozu wir einen Predigerverein brauchen, um unsere Anschauungen zu prüfen und nach gemeinsamen Grundsätzen an's Werk zu gehn." Den ursprünglichen Intentionen der Vereinsgründer entsprachen diese Gesichtspunkte nur theilweise; dennoch war die Discussion freundschaftlich und verbindlich, aber als es zur Wahl des Vorstandes kam, stellte sich heraus, daß die Majorität sich verabredet hatte, Schenkel von der Leitung des Ver-

eins auszuschließen, obgleich hauptsächlich er die Vorarbeiten geleistet hatte und nicht weniger als fünfzehn Vorstandsmitglieder zu wählen waren. Daß Schenkel hinter so viele andere zurückgesetzt wurde, war eine grobe Ungerechtigkeit. Noch bei dem Seminarjubiläum hatten ihn die liberalen Pfarrer mit ihren Huldigungen umgeben; was hatte er nun seitdem Böses gethan, daß man ihn so behandelte? Es war lediglich der Eindruck des Protestlärms, der die liberale Pastorenschaft bestimmte, den verfehmten und einflußlos gewordenen Führer fallen zu lassen. Angelehnt an den Oberkirchenrath und einige ältere Pfarrer, die des ewigen Streites müde waren, bildete sich eine Mittelpartei, deren Seele Hofprediger Doll war und die Schenkel zur Seite schieben wollte. Rothe war einstimmig in den Vorstand gewählt worden, aber glühend vor Entrüstung erschien er am Mittag auf dem Oberkirchenrath, um dem Prälaten und mir zu erklären, daß er aus dem Vereine sofort wieder austreten werde. Er sah den ganzen Vorgang als einen Abfall der Geistlichkeit von den seither verfochtenen Prinzipien an. Da ich noch gar nicht in den Verein eingetreten war, brauchte ich auch nicht auszutreten, aber ich widersprach Rothe's Absicht auf das eifrigste, weil damit die Niederlage Schenkels nur an die große Glocke gehängt werde und die Leitung des neuen Vereins dann mit Nothwendigkeit an den Anhang des Hofpredigers kommen müsse. Er aber war geneigt, das als eine Treulosigkeit an Schenkel zu betrachten. Den Mann, der unsere Sache auf seinen Schultern hindurchgetragen habe, der die größten und schmerzlichsten Verfolgungen um ihretwillen ertragen habe, den lasse dieselbe liberale Pfarrerschaft, die ihm ihre Befreiung verdanke, in einem Augenblicke im Stich, in dem er verlangen könne, daß man sich jetzt wenigstens zu ihm bekenne. Damit wolle er nichts zu schaffen haben. An Schenkel schrieb er: „Soeben erhalte ich einen Brief von unserem Zittel, den ich nicht säume Ihnen mitzutheilen. Es ist die alte Leier, die aus Zittels Munde nicht mehr Ueberzeugungskraft hat als aus dem Hausraths. Auch jetzt sehe ich für mich keine andere Möglichkeit des Verbleibens in dem Vereine — denn darum handelt es sich für mich, nicht bloß um die Annahme der Wahl in den Ausschuß — als unter der Bedingung, daß der Ausschuß sofort bei seiner Constituierung sich unzweideutig über seine Stellung zu Ihnen ausspricht, und zwar mit aller Oeffentlichkeit." Bluntschli's Zureden bestimmte Rothe dann doch, genau das zu thun, was wir ihm gerathen hatten. Er vermied den Eclat eines ausdrücklichen Austritts, aber er richtete bei dem ersten Zusammentreten des Vereinsvorstandes an denselben ein Schreiben, in dem er darauf hinwies, daß Schenkel es vorzugsweise gewesen sei, der die Gründung eines Predigervereins in Anregung gebracht habe und daß er deßhalb die Cooptation desselben in den Vorstand beantrage. Hätten die Herrn dieses Ansinnen abgewiesen, so wäre Rothe selbst ausgetreten, wie sie wußten. So willigten sie darein zu

thun, was Rothe verlangte. Es war das mehr eine Erniedrigung für sie selbst als eine Genugthuung für Schenkel, dem es natürlich gar nicht einfiel, sich noch weiter an dem von ihm gestifteten Vereine zu betheiligen. Ueberrascht freilich war Rothe durch den kläglichen Abfall des liberalen Pastorenthums nicht. Die Anzeichen, wie es stehe, hatten sich schon lang in den Berichten an den Oberkirchenrath und den Protokollen der Diöcesansynoden verfolgen lassen. „Mein Vertrauen auf unsere Geistlichkeit," schrieb Rothe am 20. April 1865, „ist von Anfang an ein sehr geringes gewesen, der gestrige Tag hat es mir aber noch bedeutend herabgestimmt." Zum Ueberfluß hatten die geistlichen Herrn Schenkel ganz nutzlos geopfert. Die gläubigen Pfarrer freuten sich an dem Verdrusse, den ihr Gegner gehabt hatte, sie dachten aber gar nicht daran, sich an einem Vereine zu betheiligen, in dem sie nicht selbst das Heft in der Hand hatten, ja das Kirchen- und Volksblatt weigerte sich sogar, die Einladungen zu den Versammlungen des Vereins gegen Inserationsgebühr in seinem Inseratentheile zu drucken. Die Minister aber sagten: „Warum sollen wir die Staatsgewalt für einen Mann einsetzen, den seine eigene Partei über Bord wirft? Wenn die Liberalen selbst ihn fallen lassen, warum sollen wir ihn halten?" Hätte nicht in der ersten Kammer Rothe mit unwandelbarer Treue Schenkels Sache geführt, so konnte der zunehmende Widerwille der hohen Beamtenschaft gegen diesen fortgesetzten Streit üble Früchte zeitigen, denn unmittelbar nach seinem Mißerfolg im Predigerverein erlebte Schenkel eine noch weit schlimmere Niederlage in der Presse.

Während die Pfarrer in Karlsruhe sich über ihren Predigerverein zankten, machte in Baden-Baden eine magere hochgewachsene Schulmeistergestalt mit röthlichen Haaren und dunkler Brille einsame Gänge und überdachte eine neue Streitschrift. Es war „der Privatgelehrte" aus Eritis sicut deus, welches Buch Schenkel einst in seiner Darmstädter Kirchenzeitung so beifällig angezeigt hatte — David Friedrich Strauß. Die Streitschrift, die er im Frühlingsgrün des lieblichen Oosthals „mit großem Trieb", wie er selbst sagt, ausarbeitete, trug den Titel: Die Halben und die Ganzen. Lichtenberg hatte einst in Erwägung gezogen, ob nicht vom Jahre 1800 ab den Theologen alle neuen Entdeckungen verboten werden könnten, da sie doch nur unnützen Streit anrichteten. Auf diesem Standpunkte stand auch der berühmte Verfasser des Lebens Jesu. Ihn hatte Schenkels Hereinreden in eine Frage, von der er nach der Meinung von Strauß nichts verstand, grimmig geärgert. Auch bestritt er dem einstigen Verfolger seines Freundes Kuno Fischer das Recht als Vertheidiger der Lehrfreiheit aufzutreten. „An diesem heiligsten Menschheitswerke kann in hervorragender Stellung keiner gedeihlich mitarbeiten, der nicht reine oder gereinigte Hände, ein ganzes und ungetheiltes Herz und

trugloſe Lippen dazu mitbringt.“ Er ſelbſt aber ſchrieb ſich den Beruf zu, unwürdige Kämpfer von der Arena wegzuweiſen. „Ja, Herr Kirchenrath,“ ſagt er ſpöttiſch, „man kann einen Beruf haben, auch wenn man nicht ordentlicher Profeſſor der Theologie, nicht Seminardirector und nicht erſter Univerſitätsprediger iſt“, wie Schenkel ſich auf ſeinen Büchern nannte. „Dieſer mein Beruf, daß ich es Ihnen nur ſage, geht gegen die Falſchmünzerei.“ Das klang ſehr würdevoll, ſehr katoniſch. Die freilich, die den Perſonen näher ſtanden, wußten, daß nicht nur der reine Eifer für die Wahrheit, ſondern auch ſehr menſchliche Motive dem berühmten Verfaſſer des Lebens Jeſu die Feder in die Hand gedrückt hatten. Sein älteſter und nächſter Freund, Eduard Zeller, ſchrieb darüber: „Strauß nahm es als eine perſönliche Beleidigung auf, daß Schenkels Charakterbild Jeſu in öffentlichen Beſprechungen mit ſeinem Buche auf eine Linie geſtellt wurde.“ Auch daß der Schenkelſtreit die Aufmerkſamkeit von ſeinem neuen Leben Jeſu völlig ablenkte, ärgerte ihn, da er auf einen ähnlichen Erfolg wie den ſeines erſten Buchs gerechnet hatte. Zunächſt machte er ſeinem Unmuth in ſpitzen Epigrammen auf das „Charakterbild Jeſu“ Luft.

Des Herrn Charakter, wie ich ſuche,
Kann ich nicht finden in dem Buche,
Doch finde ich Herrn Schenkel ſeinen,
Das heißt — keinen.

Den Verfaſſer des „Ketzermeiſter Konrad von Marburg“ beehrte er mit dem Sprüchlein:

Den theuern Lehrer und ſein Buch
Entriſſet Ihr den Ketzermeiſtern.
Das Buch war eben ſchlecht genug,
Um euch Geſellen zu begeiſtern.

So lang der Proceß noch unentſchieden war, hielt er an ſich, aber ſobald Schenkel durch den Oberkirchenrath losgeſprochen worden, ließ er am 21. September 1864 in der Nationalzeitung einen Artikel drucken, der die Häupter des Proteſtantenvereins, unter denen ihm Bluntſchli und Ewald beſonders verhaßt waren, als ſehr zweifelhafte Freiheitsmänner bezeichnete. Die Entſcheidung des Oberkirchenraths billigte er natürlich; eine andere Frage aber, ſagte er, ſei die, „ob auch der Anlaß dieſes Kampfes und Sieges der rechte geweſen, ob gerade die Schenkel'ſche Schrift es *verdient* habe, auf ſolche Art verfochten zu werden.“ Eine ſeltſame Frage! Wenn wir gefunden hätten, Schenkels Buch *verdiene* keine Vertheidigung, ſo war das der Sieg der Orthodoxen und das Ende der Lehrfreiheit in der badiſchen Kirche. Strauß aber ſah in unſerer Vertheidigung des Buchs nur eine Reclame für ſeinen Concurrenten und er erklärte ſich Schenkels Erfolg daher, daß dem

aufgeklärten Mittelschlag, dem Philister, das Buch eben recht sei. „Man will sich nicht mehr beengt wissen durch die Schranken des starren Kirchenglaubens, man wünscht bequemen Raum für seine wohlerworbene Verstandesbildung; im Uebrigen aber will man an dem bestehenden Kirchenwesen nicht rütteln, will seine Predigt am Sonntag, seinen christlichen Festcyklus, sein Abendmahl" u. s. w. Aber was soll denn eine kirchliche Partei anderes wollen? Das Buch mochte Strauß einschätzen wie er wollte, Thorheit aber war es zu verlangen, die liberale Partei hätte mit ihrer Vertheidigung der Lehrfreiheit zurückhalten sollen, bis ein Buch angegriffen wurde, das der Vertheidigung nach Straußens Schätzung würdiger war. Darauf konnten wir leider nicht warten. Er aber schloß seinen Artikel mit der spöttischen Betrachtung: „Von den sieben Schwaben sagt man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht gegen ein Ungeheuer ausgezogen, das ein Hase war; von den siebenhundert Durlachern wird man dereinst sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen haben, um ein Banner nicht in Feindeshand fallen zu lassen, das in Wirklichkeit ein geflickter Waschlappen war." Unser Banner war nicht Schenkels Buch, sondern das Princip der Lehrfreiheit und die ist wahrlich kein geflickter Waschlappen. Wenn etwas in diesem Streite an die sieben Schwaben erinnerte, so war es der schwäbische Magister Strauß, der dem Partner „das Leberle" nicht gönnte. Als er seinen Artikel als Anhang zu seiner Schrift über Schleiermachers Leben Jesu nochmals abdrucken ließ, glaubte Schenkel nicht schweigen zu dürfen. Am 26. März 1865 erschien im Schwäbischen Mercur eine lobende Anzeige der Strauß'schen Schrift und nun antwortete Schenkel sofort mit einer „Berichtigung", der er in seiner Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift*) eine wenig glückliche „Erwiderung" folgen ließ. Damit war für Strauß der gewünschte Anlaß hergestellt, um in einer eigenen Streitschrift: „Die Halben und die Ganzen" eine lang gesuchte Abrechnung mit Schenkel zu halten, der er pro forma eine zweite mit Hengstenberg hinzufügte, um nicht einseitig den Orthodoxen beizustehn. Zunächst bringt er Schenkels Auftreten gegen Kuno Fischer in Erinnerung, über welches doch das Urtheil der liberalen Welt längst feststand. Ja er griff sogar auf Schenkels liberale vormärzliche Aeußerungen vom Jahre 1846 zurück, um der Welt zu zeigen, welche Wetterfahne dieser Heidelberger Märtyrer allezeit gewesen sei. Wenn er den dogmatischen Angriffen der Kirchenblätter auf den Unglauben des Heidelberger Seminardirectors nunmehr den Versuch seiner moralischen Vernichtung hinzufügte, so lieferte er Wasser auf die Mühle der Pietisten und that alles, was er thun konnte, um die Regierung zu dem zu zwingen, was er, wie er gleichzeitig versichert, beklagen würde, wenn es geschähe. Daß das Pamphlet so

*) Sechster Jahrgang, 4. Heft, S. 225 ff.

wirkte, bezeugen all die Lobeserhebungen, mit denen es die orthodoxen Blätter überschütteten. Selbst der mitangegriffene Hengstenberg lobte die Schrift und constatierte mit Recht, daß in dem gegen ihn gerichteten Theile Straußens Eifer sichtlich erlahme; er erklärt das aber nicht daraus, daß Strauß an ihm nur ein geringeres Interesse nahm, sondern daher, daß des Gegners Arm „gehalten war“ und daß der Herr selbst die Schärfe seines Schwertes abstumpfte, das er über Schenkel so siegreich schwingen durfte. Einer besondern Inspiration durfte Strauß sich allerdings in diesem Abschnitte nicht rühmen, da er in seinem Hasse gegen die Berliner Politik schreiben konnte: „Die Hengstenberg'sche Theologie ist die ältere aber leibliche Schwester der Bismarck'schen Regierungskunst, und wir möchten nur wünschen, daß sich der Hengstenberg'schen ihr nicht fernes Ende eben so sicher vorher sagen ließe, wie der andern,“ nämlich der Bismarcks. So ist es Strauß mit seinen Weissagungen ergangen wie dem Propheten Jona, mit dessen Aerger über den verdorrten Kürbis sein Verhalten auch sonst einige Aehnlichkeit hat. Da Strauß in Heidelberg lebte, war ihm nicht unbekannt, daß nach Bestimmung der maßgebenden Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs nicht geduldet werden sollte, daß ein Prediger die durch Auferstehung und Hingang zum Vater erworbene Regierungsgewalt Christi angreife. Schenkel hatte sich auch vorsichtig genug über diesen Punkt ausgedrückt. Strauß aber machte sich schon in seinem ersten Angriff das diabolische Vergnügen, gerade an dieser gefährlichsten Stelle den Angegriffenen noch tiefer hineinzureiten, indem er ihm bezeugte, in Sachen der Auferstehung sei Schenkel ausnahmsweise klar mit der Sprache herausgegangen, denn er lehne mit unzweideutigen Worten sowohl das Wunder als den Scheintod, mithin jedes wirkliche Wiederaufleben des Gekreuzigten ab und fasse den Vorgang als einen rein psychologischen im Innern der Jünger auf. Schenkel meinte sich dadurch genöthigt, in einer neuen „Erklärung“*) als seinen Glauben feststellen zu müssen, daß er reale Manifestationen der aus dem Tode lebendig und verklärt hervorgegangenen Persönlichkeit Jesu gemeint habe und nicht subjective Hallucinationen und Visionen der Jünger. Unter solchen Umständen seinen Glauben aufzusagen, ist aber immer mißlich. Er erreichte damit nur, daß die Liberalen ihm vorwarfen, jetzt rede er wieder orthodox, während die Orthodoxen sich auf das Zeugniß von Strauß beriefen, daß er in seinem Buche von der Auferstehung lehre, was nach der Kirchenrathsinstruction seine Schüler nicht predigen dürften. Rothe sendete die Streitschrift von Strauß, die Schenkel ihm gegeben hatte, diesem mit den Worten wieder**): „Mit

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1865, 5. Heft, S. 289—304.

**) Brief an Schenkel vom 17. Juli 1865.

bestem Dank folgt das unwürdige und rebutante Machwerk zurück, das bei allen anständigen Leuten nur Ekel erregen kann. Der Verfasser hat hinlänglich das Seinige gethan, um durch seinen Angriff auf Sie sich selbst an den Pranger zu stellen und hat Ihnen die Mühe einer Abwehr vollständig abgenommen." Auch Alexander Schweizer in Zürich sprach sich Rothe gegenüber in gleichem Sinne aus*). Ein Gefühl davon, daß in Heidelberg das Urtheil sich gegen ihn wende, hatte Strauß selbst. Hitzig sagte ihm geradezu, es sei jetzt nicht Zeit Dill und Minze zu verzehnten und alte Kamillen aufzuwärmen und da Strauß nichts weniger vertrug als Widerspruch, so entleidete ihm das seinen Vorsatz, sich wieder dauernd in Heidelberg niederzulassen; er kündigte die bereits gemiethete Wohnung wieder auf und setzte seinen Wanderstab weiter. Einen Mißgriff seinerseits gab er aber durchaus nicht zu. Vielmehr sprach er seinen Standpunkt wieder in einem Epigramme aus:

„Wenn einer mit der Feder Wucht
Den andern abzuschlachten sucht,
Das hab' ich immer wüst gefunden."
Nur Schuld des Schlächters wäre das.
Apollo hat den Marsyas
Gewiß mit Grazie geschunden.

Hatte Heine den alten Paulus zum Kirchenrath Prometheus erhoben, so konnten wir nun in Schenkel den Kirchenrath Marsyas verehren. Das alles mochte recht geistreich sein, aber auch die „Grazie" entschädigte uns nicht für den Schaden, den der schwäbische Apollo in der blauen Brille angerichtet hatte. Hochmüthige Geringschätzung des theologischen Liberalismus wurde jetzt die durchschnittliche Stimmung des badischen Beamtenthums. Alle Indifferenten, die weder etwas Halbes noch etwas Ganzes thaten, entschuldigten ihre bequeme oder pfiffige Zurückhaltung mit Straußens Beweis, daß die Schenkel'sche Theologie ja doch nur eine halbe Geschichte sei. Das war die Stimmung, die nun auch in den Karlsruher officiellen Kreisen um sich griff und für die überall Straußens glänzend geschriebenes Pamphlet den Vorwand liefern mußte. Die Orthodoxen gingen wieder erhobenen Hauptes einher und schauten zuversichtlich in die Zukunft. Da war es eine ritterliche Handlung des Gothaer Herzogs Ernst, daß er unmittelbar nach dem schnöden Angriff von Strauß dem Mißhandelten das Ritterkreuz seines sächsischen Hausordens sendete, mit einem Schreiben, das Schenkels Verdiensten vollauf gerecht ward und sich offen zu den kirchlich liberalen Grundsätzen Schenkels bekannte. Aber trotz Orden und lobender Recensionen waren für Schenkel diese Tage die traurigsten

*) Brief Rothe's an Schenkel von Constanz am 17. September 1865.

seines Lebens. Im Seminar mußte er die mildesten Saiten aufziehen und es kam nach Rothe's Heimgang vor, daß ein gläubiger Jüngling dem Director in der Stunde erklärte, er habe noch kein vernünftiges Wort von ihm vernommen und dann austrat. Grüne Vicare erlaubten sich ihm gegenüber demonstrative Antworten, so daß er einem, der mit großem Selbstgefühl von seinem „Standpunkte" redete, zur Antwort gab: „Sie stehen ja nicht, Sie liegen auf dem Bauch." Hinter dem allem standen, wie jedermann wußte, die orthodoxen Führer, die die Anstalt um jeden Preis sprengen wollten und die Aufwiegelung der Schüler gegen ihre Lehrer für ein verdienstliches Werk hielten. Kam er nach Karlsruhe, so wurde er nicht wie früher von einem Comitat von Pfarrern am Bahnhof empfangen und kein Hofprediger trug ihm bei der Abreise, wie vordem, seinen Reisesack zum Wagen. Man mied ihn wie einen Excommunicierten. Wanderten wir in den Pausen der Examina oder vor der Sitzung auf dem Schloßplatze oder unter den Arcaden des Cirkels, so erging er sich in Betrachtungen, welch' ein Thor er gewesen sei, daß er nicht Jura studiert habe, denn so gut wie dieser Bluntschli hätte auch er ein Staatsmann und Parlamentarier werden können, während er jetzt seine Arbeit an eine undankbare Gesellschaft wegwerfe und sich von allen losen Buben müsse am Zeuge flicken lassen. Aehnliche Stimmungen machten sich bei den meisten liberalen Theologen geltend. Einer der beliebtesten Universitätslehrer Süddeutschlands sagte damals: „Und wenn ich zehn Buben hätte, Theologie dürfte mir keiner studieren." Die nächste und sehr begreifliche Folge dieser Entmuthigung war die Abnahme des theologischen Studiums in ganz Baden. Welcher gewissenhafte Vater mochte sein Kind in solche Verhältnisse stoßen! Die sämtlichen Gymnasien entließen zusammen oft kein halbes Dutzend theologische Abiturienten; aber statt daß das die Gegner erinnert hätte, welche Wirkungen die Fortsetzung des Streits für die Landeskirche haben müsse, frohlockten sie in der Presse, daß in Folge dieses Versiegens des Zuflusses Schenkels Fakultät immer mehr zusammenschwinde, während ein demokratisches Blatt meinte, das wäre ja das Allerbeste, wenn die Welt das Pfaffenthum los würde aus Mangel an Pfaffen. Natürlich hatte es nun auch mit dem Aufschwung des Protestantenvereins ein Ende. Rothe hatte das sofort vorausgesagt. „Für den Protestantenverein," schrieb er am 14. August 1864 an Winckel, „ist das Schenkel'sche Buch eine böse Calamität; indeß ein Baum, der nicht auch Sturm und Schneewetter verträgt, gehört eben nicht in ein solches Klima, und wenn der Verein nicht auch unter der Ungunst der Verhältnisse gedeihen will, so ist nicht viel an ihm verloren."

XXI

Vor der Entscheidung

1865

Die Zeiten vor dem Eintreten einer lang erwarteten Katastrophe sind für die Betheiligten, um deren ganze Zukunft es sich handelt, meist schwerer zu tragen als die Entscheidung selbst, wie sie auch falle. Begonnen hatte das für uns alle schwere Jahr 1865 für Rothe mit dem Scheiden seines berühmtesten Jugendgenossen. Am 13. Januar 1865 starb Karl Ullmann und Rothe gehörte zu denen, die ihn in Karlsruhe zur letzten Ruhe geleiteten. Ullmanns Schicksal hatte etwas Tragisches. Ein gefeierter Schriftsteller und akademischer Lehrer hatte er sich auf ein Gebiet gewagt, dem er nicht gewachsen war und hatte erfahren müssen, daß das Regieren eine Kunst ist und keine Wissenschaft. An keiner seiner schweren Erfahrungen war er ohne Schuld, aber die Fehler, die er am schwersten büßte, sind nicht seine Fehler gewesen. Rothe war tief bewegt, als er ihm die letzte Scholle auf den Sarg warf und er bekannte seinem getreuen Mänß, daß ihm dieser Tag tief in's Herz geschnitten habe. Dafür führte ihn dasselbe Jahr mit einem andern alten Genossen der Heidelberger Studienzeit zusammen. In den Herbstferien 1865 wurde er durch den Besuch seines alten Freundes von Prittwitz erfreut, mit dem er vor sechsundvierzig Jahren der Silesia in Heidelberg angehörte. In weiten Spaziergängen suchten die alten Herrn die Plätze wieder auf, an denen sie einst als frohe Studenten geschwärmt hatten. Dann machten sie, wie damals, eine gemeinsame Schwarzwald- und Schweizerreise. Zuerst besuchten sie Schenkel in Petersthal, der sehr des freundlichen Zuspruchs bedurfte. Dann ging es weiter nach Luzern, von wo die sechsundsechzigjährigen alten Herrn mit einander den Pilatus bestiegen und nicht nur wohlbehalten, sondern gekräftigt durch solche Anstrengungen zurückkamen. Heimgekehrt machte Rothe sich nun an die schwierige Aufgabe, die ihm auf den Schultern lag, an die Herstellung der zweiten Auflage seiner Ethik.

Diese zweite Auflage seines großen Lebenswerks sollte, nach der Erklärung der Vorrede, Rothe's wissenschaftliches Testament sein, womit er auch ihr

spätes Erscheinen entschuldigt, denn ein Testament mache man so spät als möglich. In den Grundgedanken und Hauptresultaten hatte sich Rothe's Ueberzeugung seit dem Erscheinen der ersten Auflage nicht geändert. Das Buch war das reife Ergebniß seiner Entwicklung. „Es ist mir entstanden," sagt er selbst, „nicht von mir gemacht worden und so ist es mir auch nachmals fortwährend unter der Hand gewachsen. Ganz so, wie ich ja überhaupt nie anders speculiert habe, als weil ich es nicht lassen konnte, habe ich an meinem System still fortgearbeitet, vermöge einer innern Nöthigung, die ich mit dem thierischen Kunsttriebe vergleichen möchte." Seine massiven biblischen Vorstellungen hat er weder verdünnt noch umgeschmolzen. In ihnen sah er vielmehr einen Vorzug seines Systems. „Ich lebe der guten Zuversicht, daß die Zukunft allezeit den bestimmteren und in sich geschlossenen Gedanken gehört. Ueber abstruse Gedanken wird man daher bei mir schwerlich Klage zu führen haben. Ich weiß nun zwar sehr wohl, daß meine Gedanken für Manche gerade deßhalb unklar und undeutlich sein werden, weil sie ihnen zu klar und deutlich gedacht sind. Das kann ja nicht anders sein; aber die Schuld davon fällt nicht auf mich, und solchen Lesern kann ich nur den Rath geben, sich mit diesem Buche nicht einzulassen. Wer aber auf ein tüchtiges Denken eingerichtet ist und seine Gedanken zusammennimmt, der wird mich nicht mißverstehen können." So hat er von den Speculationen, die er über Selbstsetzung der Geister und ihre Weiterentwicklung in einem Leben nach dem Tode in der ersten Auflage vortrug, keine gestrichen, obwohl sie fast nur Widerspruch begegnet waren. „Die Probleme, die mir keine Ruhe lassen, sind für meine Kritiker meist gar nicht vorhanden: wie sollte ich mich nun mit Doctrinen derer sättigen können, denen der Hunger ganz unbekannt ist, für den ich eine Speise suche? Letztlich stellt es sich zwischen meinen Recensenten und mir immer so, daß sie mir zurufen: Komme hübsch wieder zurück zu den wissenschaftlichen Ueberlieferungen, die Dir nicht gut genug waren, und gieb Dich bei ihnen zufrieden; wir nehmen ja auch damit vorlieb." Die Ueberzeugung aber ist ihm unerschüttert, daß die Stimme, die er allein singe, nichts desto weniger zum Chor gehöre, weßhalb er auch keinen Antrieb empfindet, sich eine andere anzuquälen. Aus diesem Grunde läßt Rothe sich mit geringen Ausnahmen nicht auf Polemik ein, zieht aber Andere gern herbei, wo er sich freundlich mit ihnen begegnet. „Wem dies nicht zusagt, der habe doch die Billigkeit, sich in die Seele eines Menschen zu versetzen von so paradoxen Ueberzeugungen wie die meinigen und der darum bestrebt ist alle die Fäden festzuhalten, und wenn sie auch noch so dünn wären, die ihn mit denen Anderer verknüpfen." So ist der Gedankenaufriß der zweiten Auflage derselbe wie der des Jugendwerks. Das menschliche Bewußtsein ist im religiösen Menschen nie bloß Selbstbewußtsein, sondern wesentlich religiös

bestimmtes Bewußtsein, Gottesbewußtsein. Er kann das Bewußtsein seiner selbst nicht anders vollziehen als mit dem Bewußtsein Gottes, worüber es in der streng religiösen Sphäre keinerlei Controverse mehr geben kann. Der Rationalismus durfte diesen Gottesglauben nicht so ohne weiteres als Axiom voraussetzen, sondern mußte auch ihn beweisen. Die Welt kann kein Absurdum sein, hat sie aber einen Zweck, so hat sie auch einen Gott. Für Rothe dagegen war dieser felsenfeste Gottesglaube in der That das Axiom, das er nicht erst zu beweisen brauchte. Wenn man, wie er, auf ein Leben voll persönlicher Gnadenführungen zurückschaue, so pflegte er zu sagen, dann empfinde man auch nicht die leiseste Anwandlung eines Zweifels, daß die menschlichen Geschicke von Gott geleitet werden, der Gebete erhöre oder nach seiner Weisheit abschlage. Das blieb bis zu Ende seine feste Ueberzeugung. Die theologische Speculation hat dann keine andere Aufgabe als die, den Gehalt des religiösen Bewußtseins, der den Frommen unbedingt gewiß ist, in begriffsmäßiger Form auszudrücken. Rothe hat diesen Inhalt aber nicht wie Schleiermacher in der Form des Gefühls, sondern wie Hegel als Begriff. Die Widersprüche und Ungewißheiten, die der theologische Denker in seinen Gedanken über Gott findet, stellen ihm die Aufgabe, diese Widersprüche durch dialektische Bearbeitung zu lösen. Das will die theologische Ethik. Sie beginnt mit dem Begriffe der Schöpfung, die sich ihr nicht als ein einmaliger, sondern als ein successiver Akt darstellt. Eine wesentliche Abweichung von der ersten Auflage ist es, wenn Rothe jetzt die Nothwendigkeit der Weltschöpfung in Gottes Liebe sucht, die ein Object braucht, um sich zu bethätigen, während die erste Auflage sie aus der Entgegensetzung des Ich und Nichtich dialektisch beweisen wollte. Die moralische Entwicklung ist das letzte Stadium des Schöpfungsprocesses, das sich von den früheren dadurch unterscheidet, daß Gott jetzt die Schöpfung durch die freie Selbstbestimmung des Menschen hindurch weiter fortsetzt. Dieser moralische Proceß wird in der früher besprochenen Weise dargestellt und führt in seinen logischen Consequenzen wieder hinüber in die jenseitige Welt. Vorstellen können wir uns das Transscendente allerdings nicht, aber es wäre schlimm, wenn das Denken nicht weiter reichte als das Vorstellen. Wie der Gedankenaufriß und die Grundbegriffe so kehren aber auch die Widersprüche wieder, die namentlich Holtzmann und Spörri*) schon an der ersten Bearbeitung aufzeigen. Der Weltproceß entwickelt sich durchaus logisch nach den Grundsätzen der Hegel'schen Dialektik und der modernen Ueberzeugung von der unantastbaren Gesetzmäßigkeit der natürlichen Ordnungen. Je und je unterbricht ihn aber das Wunder und er endigt mit dem gewaltsamen Weltuntergang nach der altchristlichen Lehre von den letzten

*) Hermann Spörri, Zur Erinnerung an Richard Rothe. Hamburg 1899.

Dingen. Engel und Dämonen erscheinen, die Erde zerfließt und dieses apokalyptische Ende ist nach Rothe ein „Triumph der Chemie“. Seinem Begriffe nach kann der Geist nicht von Gott aus der Pistole geschossen werden, sondern soll in allmählicher Entwicklung durch eigene Thätigkeit sich selbst setzen; dennoch wird die höchste Erscheinung des Geistes, die Person des Erlösers, aus der Pistole geschossen, das heißt unmittelbar von Gott gesetzt in einem absoluten Schöpfungsakte. Der sexuelle Trieb soll, ganz eingehüllt in die Geschlechtsliebe, nicht für sich, sondern als Mittel der liebenden Hingabe sich geltend machen, wobei selbst die Engel zusehen könnten, nur nicht sündige Menschen; dennoch aber konnte der Erlöser nicht auf diese Weise Menschheit annehmen, weil sie unter der Potenz der materiellen Naturmacht steht und der so Gezeugte von vorn herein der Sünde verfallen gewesen wäre. In all' solchen Stellen drängen sich zwischen die rein dialektische Entwicklung Vorstellungen, die nicht aus dem Denken des Theosophen, sondern aus der dogmatischen Ueberlieferung stammen und darum fremdartig und störend erscheinen und, wie sich nicht leugnen läßt, die Wirkung des großartigen Systems in der Gegenwart beeinträchtigen. Wie die Kirchengeschichte Rothe's, so ist auch die Ethik von seiner Grundanschauung beherrscht, daß das wahre Christenthum nicht das kirchliche, sondern das politische Christenthum sei, um welches auch die Gebildeten unserer Tage sich wieder sammeln werden. Es realisiert sich in dem Maße als die Kirchen zerfallen und die Substanz des Christenthums von dem gesammten Volksleben aufgesogen wird. „Da meinen viele, die Frömmigkeit reiche noch über den Umfang der Sittlichkeit hinaus, ja das sei erst die eigentliche und die rechte Frömmigkeit, was noch hinausliegt über diese Linie; sie sehen die Frömmigkeit nur, wenn sie ihnen präsentiert wird, rein als solche, die Seele als pure Seele aus ihrem Leibe extrahiert. Diese sittlich leere, bloße Frömmigkeit ist etwas sich innerlich Widersprechendes, ein Gespenst der Frömmigkeit, ein Schemen, den man nicht fassen kann, die blühende Farbe des Lebens auf dem starren Angesicht eines Leichnams.“ Seine Geringschätzung des isoliert kirchlichen Christenthums ist somit hier eher stärker betont als in der ersten Auflage. Der Schlußeindruck des Systems ist, wie Holtzmann das ausgeführt hat, daß wir nach dieser Vorstellung des sittlichen Processes noch auf einer sehr tiefen Stufe der Himmelsleiter begriffen sind. Je großartiger der Apparat ist, der aufgewendet wird, um die Weltentwicklung zum Ziele zu führen, um so mehr muß der Leser annehmen, daß noch reichere Ernten in Aussicht sind, damit dieser Aufwand sich lohne. So ist das Ergebniß dieser Ethik der Glaube, daß wir nicht am Schlusse, sondern am Anfang der von Gott gewollten Entwicklung, aber eben darum auch in einer Welt Gottes, nicht des Zufalls stehen. Der Aufwand der vorangegangenen und wieder untergegangenen Erdperioden von Millionen Jahren stände in

keinem Verhältniß zu dem, was erreicht ist; die Rechtfertigung dieses Aufwands muß in dem liegen, was noch aussteht. Wie sehr Rothe's Ethik inzwischen ein europäisches Buch geworden war, bewies ein Besuch des Lords Acton, der für Rothe nach dem Berichte von Lady Blennerhasset eine schwärmerische Verehrung empfand, und Rothe's Ethik gern allen in die Hand geben möchte, die gute Katholiken werden wollten. Unter den großen Männern, die Lord Acton in Deutschland kennen lernte und die ihn durch ihre Gespräche fesselten, weiß der Lord nur den General von Radowitz an Geist und Gedankenreichthum dem Heidelberger Theologen an die Seite zu stellen*). Vollenden durfte Rothe seine neue Auflage nicht. Vom dritten Bande an hatte Heinrich Holtzmann, der nach Rothe's Rückkehr von Bonn einer seiner treusten Schüler gewesen war, dem Meister diesen letzten, ebenso mühsamen wie wichtigen Dienst zu leisten. Die Publication war gleichsam die letzte Scholle, die von Freundeshand auf den Sarg des Geschiedenen fiel. Als Abschied vom Leben hatte der Verfasser selbst diese Arbeit begonnen und sie blieb denn auch sein letztes Wort an die Jüngerschaft.

Die Kanzel betrat Rothe in den letzten Jahren nur noch selten. Das noch immer zeitweise auftretende Halsleiden und der Verlust der Zähne beeinträchtigten die Deutlichkeit der Rede und der körperlichen Anstrengung war der Greis nicht mehr wie früher gewachsen. Eine seiner letzten Predigten am Osterfeste 1863 erschien in Zittels Sonntagabend, nicht zur Freude der Gläubigen, die das Rationalistenblatt, das hauptsächlich von den beiden Zittel, den Schellenbergen, Holtzmann und mir geschrieben wurde, schroff ablehnten. Für die Osterbotschaft fordert die Predigt um so mehr festen Glauben als sie nunmehr durch eine Geschichte von 1800 Jahren bestätigt ist. Von den pietistischen Stichworten der sündentilgenden Kraft des Kreuzes, vom Blute des Lammes und der Satisfactionstheorie der Orthodoxen ist in Rothe's Predigt nirgends die Rede. Das psychologische Problem, wie wir jenen Muth, den die Apostel aus der Auferstehung Jesu schöpften, auch in uns entfachen und durch's Leben festhalten können, ist Gegenstand der Betrachtung. „Denket an die Lebensaufgabe, wie sie sich dem Christen stellt, das irdische oder weltliche Leben als einen Stoff zu behandeln, aus dem ein ewig unvergängliches Reich Christi herausgearbeitet werden soll." Dieses Thema der Rothe'schen Ethik ist auch der Inhalt seiner Predigt.

Neben dieser fleißigen Thätigkeit am Schreibtische und auf dem Katheder lief als wichtige Nebenbeschäftigung die Betheiligung an den ständischen Arbeiten in der ersten Kammer. Der Großherzog hatte Rothe für eine zweite Landtagsperiode zum Mitglied der ersten Kammer ernannt, unter deren an-

*) Deutsche Rundschau 1905, S. 99.

gesehenste Mitglieder er nachgerade gehörte. Jetzt sollte er in dem wüthend entbrannten Schulstreit, wie einst in dem Streit über die Trennung von Kirche und Staat, beschwichtigend und versöhnend eingreifen. Nachdem die neue Gesetzgebung die Leitung des Schulwesens grundsätzlich dem Staate vorbehalten hatte, wurde 1862 dieselbe einem neu errichteten Oberschulrathe übergeben, zu dessen Director der Kurhesse Karl Knies ernannt wurde, bisher Professor der Nationalökonomie in Freiburg. Der Beamtenwelt erschien es wunderlich, daß der Director einer Mittelstelle sein Programm in Thesen veröffentlichte, die er der allgemeinen Discussion aussetzte und sie verfehlte nicht, ihm dafür den Namen des Karlsruher Theseus anzuhängen. Nachdem damit die Frage des Schulplans, der Stellung der Lehrer, des Verhältnisses von Schule und Kirche in voller Breite aufgerollt und der Discussion ausgesetzt worden war, so daß das ganze Land, wie Roggenbach spottete, schulkrank wurde, sah Lamey nachträglich ein, daß alle diese Fragen zu gesetzgeberischer Regelung noch nicht reif seien. So beschränkte er sich auf die Vorlage eines Gesetzes über die Schulaufsichtsbehörden, um den Oberschulrath aus der unmöglichen Lage zu befreien, seine staatliche Aufsicht durch die seitherigen kirchlichen Organe ausüben zu müssen, die nicht nur widerwillig gehorchten, sondern auch alle Pläne der Verwaltung in dem katholischen Parteiblatt zum voraus verdächtigten. In der Commission spielte Rothe so sehr die ausschlaggebende Rolle, daß diese ihm den Commissionsbericht übertrug, den er am 9. Juli 1864 erstattete*). Gegenüber der Leidenschaftlichkeit, mit der die ultramontane Presse den Schulstreit bis zur Stunde geführt hatte, erklärte Rothe von vorn herein, daß die Vorlage der Regierung im Gegentheil die höchste Anerkennung verdiene wegen des Geistes der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht nur, sondern auch wegen des wohlwollenden Entgegenkommens gegen die Bedürfnisse der Kirche, das sich in dem Entwurfe ausspreche. Damit, daß die Frage der Schulaufsichtsbehörden sofort entschieden werde und die Vollendung des ganzen Volksschulgesetzes nicht abgewartet werden könne, erklärt Rothe sich einverstanden, weil den für den Oberschulrath nicht länger zu ertragenden Hemmungen und Störungen und dem ganzen gegenwärtigen Zustande der Spannung ein Ende gemacht werden müsse. Der Staat müsse sein Aufsichtsrecht an sich nehmen und damit dem Oberschulrath die Hindernisse abnehmen, auf die er jetzt bei Schritt und Tritt stoße. Erst wenn die Agitation vollendeten Thatsachen gegenüber stehe, werde sie ihr Geschäft, die Bevölkerung durch Heraufbeschwörung von Schreckbildern aufzuregen, aufgeben. Der Staat hat dafür Sorge zu tragen, daß in seiner heranwachsenden Jugend diejenige Gesinnung gepflegt werde, aus der die rechten Bürgertugenden entspringen. Für diesen Zweck

*) Das Concept unter den Papieren des Pastor Ahrendts.

muß er die Volksschule selbst leiten und kann diese Leitung mit niemanden theilen. Daß auch die Familie, die Gemeinde und die Kirche an der Schule noch interessiert seien, beweise nur, daß die Interessen aller dieser Kreise gewissenhaft zu berücksichtigen sind, aber die Leitung selbst muß in der Hand des Staates liegen. Auch der Staat hat an der Erhaltung der Religion ein Interesse, aber er betreibt sie nicht als etwas Apartes, sondern sieht in ihr einen nothwendigen Bestandtheil des Sittlichen. Die Kirche behauptet freilich, ein historisches Recht auf die Leitung der Schule zu besitzen, da sie dieselbe geschaffen habe, aber gerade die Volksschule angehend, kann sie diesen Ruhm nur in ziemlich beschränktem Maße beanspruchen. „Der eigentliche Vater der Volksschule ist jedenfalls der Staat." Durch ihre Arbeit wollte die Kirche die Schule doch auch gewiß zur Mündigkeit erziehen und nicht sie unter ewiger Vormundschaft behalten. So kann die Kirche in der Uebernahme der Schule durch den Staat nur die Erreichung des von ihr selbst verfolgten Zieles erblicken. Ehrende und dankbare Anerkennung für das, was sie auch auf diesem Gebiete geleistet hat, wird der Kirche nirgends fehlen. Möge sie diesen Dank nicht selbst schmälern durch einen widerwilligen und doch ohnmächtigen Widerstand gegen die Entlassung des letzten von ihr in Anspruch genommenen Zöglings aus ihrer mütterlichen Gewalt, nachdem er unzweifelhaft die Jahre der Mündigkeit erreicht hat. Die Leitung des wichtigsten Zweiges des Unterrichts, des Religionsunterrichts, verbleibt ihr ja auch nach dem neuen Gesetze. Zu der Erregung einer lebhaften Befürchtung, als ob die Religion abgeschafft werden solle, sei darum nicht der mindeste Anlaß gegeben. Daß die Aufsicht in oberer Instanz weltlichen Kreisschulräthen in die Hand gelegt wird, entspricht einfach dem vielfach constatierten Bedürfniß. „Der geistliche Stand pflegt die gegebene Welt und ihre Zustände und Entwicklungen mit einem Maßstabe zu messen, mit dem er ihnen nicht gerecht werden kann. Sein Ideal des christlichen Lebens ist die Zeit, da das Christenthum als Kirche in Blüthe stand, da die Kirche die geistige Hauptmacht in der Welt war. Diese Zeit aber ist heute antiquiert." Was unabhängig von der Kirche in der Welt da ist, pflegt der geistliche Stand als unchristlich zu beargwohnen. Darum ist ihm unser ganzes modernes Staatsleben wider seinen Sinn und verdächtig. Die Kirche würde darum auch in der Schule nur pflegen, was sich auf sie bezieht unter Hintansetzung des sogenannten weltlichen Wissens. Gerade die Art, wie die Geistlichkeit wieder bei den jüngsten Agitationen gezeigt hat, daß sie ein Christenthum außer in der kirchlichen Form gar nicht kennt, zeigt ihre Unfähigkeit zur Leitung des Unterrichtswesens. „Der Staat hat kein Interesse daran, confessionelle Spaltung zu pflegen. Es kann ihm keine Freude sein, wenn seine Bürger kirchlich und sogar religiös durch eine weite Kluft auseinander gehalten werden. Er muß auf dem neutralen Ge-

biete, dem sittlichen, seine Stellung nehmen und darum kann er die Leitung der Volksschule nicht confessionellen, sondern nur staatlichen Händen anvertrauen."

Nur wenige Theologen hätten es wie Rothe vermocht, sich so ganz auf den staatlichen Standpunkt zu stellen, und die Serenaden, die die ultramontane Presse dem Heidelberger Kirchenrath für seinen Commissionsbericht darbrachte, klangen dem entsprechend. Aber auch die liberalen Theologen machten der rücksichtslosen Weise, wie Knies verfuhr, scharfe Opposition und namentlich wir im Oberkirchenrath konnten uns nicht davon überzeugen, daß die kirchlichen Fonds unserer Verwaltung anvertraut seien, um sie unter sehr dürftigen Rechtsdeductionen in Schulfonds zu verwandeln. Auch den Standpunkt, den der Oberkirchenrath und der Referent im Ministerium des Innern, Jolly, einnahmen, es solle den kirchlichen Behörden eine organisationsmäßige Mitwirkung bei der Leitung der Schule zugestanden werden, lehnte Knies mit großer Schärfe, aber, wie wir heute einsehen, mit Recht, ab. Rothe stellte sich schon damals auf Kniesens Seite. In mehr als einer erregten Verhandlung setzte er mir auseinander, wie sehr er unsere Opposition gegen den Oberschulrath mißbillige. In der That mischte sich in den Streit viel Persönliches ein, da mit Knies schwer zu arbeiten war. Lamey stellte sich anfänglich auf Seite von Knies, aber ganz unvermuthet, nachdem der Hauptgegner des Oberschulraths, Roggenbach, bereits zurückgetreten war, erschien er eines Tags auf Kniesens Bureau und theilte ihm mit, er werde ihn wieder zum Professor der Nationalökonomie machen und zwar in Heidelberg. Rothe's Bericht über diese Vorgänge ist vollkommen zutreffend. „Bei uns in Baden gehn die Sachen ihren sichern Gang fort, freilich nicht so rasch und so glatt, wie Manche geträumt haben. Die Versetzung von Knies hat nichts geändert; ihre Veranlassung lag doch eigentlich nur in persönlichen Verhältnissen; es ging nicht mehr mit Lamey und ihm zusammen, wobei übrigens die Hauptschuld schwerlich auf Knies fällt." Die Karlsruher aber spotteten über „Knie's Auf- und Niedergang", was eine Anspielung auf den Seiltänzer Knie sein sollte, und allgemein hielt man Knies' Entlassung für den Anfang einer politischen Umkehr. Das Freiburger Kirchenblatt hatte vom Schulstreit geschrieben: „Der kurhessische Herr Doctor hat diesen Baum gepflanzt, so sollen ihm auch alle Lorbeeren um's Haupt gewunden werden, die auf ihm wachsen." Mit dieser Methode hatte seine Partei Knies schließlich unmöglich gemacht. Mit denselben Mitteln glaubte sie nun auch Schenkel stürzen zu können. Jedermann wußte, daß das vivat sequens, das die Ultramontanen sich zuriefen, Schenkel gelte. Eine üble Erscheinung dabei war die zunehmende Fahnenflucht der bisher liberalen Beamtenschaft und der gesteigerte Trotz der gegnerischen Pfarrer. Die Heidelberger Freunde fanden darum, es sei an der Zeit, in Karlsruhe selbst Stimmung zu machen.

Um der Propaganda der verbündeten Ultramontanen und Pietisten entgegen zu wirken, beschlossen Bluntschli, Holtzmann, Rothe und Schenkel im Winter 1865 auf 1866 in Karlsruhe selbst die protestantenvereinlichen Grundsätze zu erläutern. Sie wollten die ungnädige Gesinnung der Residenz durch einen Cyklus von Vorträgen verbessern, die sie „über die Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart" ankündigten. Für den greisen Rothe, der sich längst nicht mehr der festesten Gesundheit erfreute, war eine Winterreise und das Sprechen in einem weiten und zugigen öffentlichen Lokale gewiß keine leichte Aufgabe, aber wo es die Sache galt, kannte er keine Rücksichten auf sich. Der Karlsruher Protestantenverein übernahm die äußere Veranstaltung und dachte durch solche Darbietungen auch selbst neue Theilnehmer zu werben. Das heikelste Thema, die Lehre von der Person Jesu Christi, hatte Rothe übernommen. Er löste die Aufgabe, indem er in großen Zügen vorführte, welche Phasen das christologische Dogma im Laufe der Jahrhunderte durchlaufen habe. Alle diese verschiedenen Versuche, die Lehre von Christo zu formulieren, so führte er aus, hatten das eine Ziel, die Geschichte und Person Jesu auf Grund der zur Zeit vorhandenen Gottes- und Weltanschauung zu verstehen, zu begreifen und zu erklären. Heute ist uns das Christenthum nicht mehr ein Inbegriff von ein für allemal feststehenden religiösen Lehrsätzen, sondern ein Inbegriff von geschichtlichen Wirkungen, die seit achtzehn Jahrhunderten von der größten aller geschichtlichen Personen ausgegangen sind und fort und fort ausgehn. Zur Klärung unseres Verhältnisses zum Christenthum ist aber auch heute die Hauptsache unsere Orientierung über Christum selbst, das heißt über seine Person. Die Frage, die Jesus selbst stellte, ‚wer sagen die Leute, daß ich sei', bedarf auch heute noch der Antwort. Nach Rothe haben wir die Pflicht, eine bestimmte Anschauung vom Erlöser uns zu erarbeiten. Schon die ersten Gläubigen haben mit dieser Arbeit begonnen; von ihnen hat sie sich auf die Kirche vererbt und durch mannigfache Stadien ist sie in der Mitte des fünften Jahrhunderts zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. „Aber wie billig wir auch urtheilen mögen, ein schmerzliches Erstaunen bleibt uns doch nicht erspart, sobald wir von diesem christologischen Dogma auf den thatsächlichen Christus der Geschichte hinüberblicken. Was ist aus ihm unter den Händen der dogmatisierenden Kirche geworden! Wer vermag in diesen Formeln den lebensvollen Jesus unserer Evangelien, den wirklichen Gottmenschen voll Gnade und Wahrheit wiederzuerkennen?" Dennoch tastete auch die Reformation, um die Zahl der Lehrkämpfe nicht zu vermehren, diese Lehrüberlieferung der alten Kirche nicht an. Ihr lag zunächst an der subjectiven Seite, an der Aneignung des in Christo dargebotenen Heils. Erst mit der unabhängigen Entwicklung der weltlichen Wissenschaften brach auch in dieser Hinsicht das

überlieferte Lehrsystem zusammen. „Die Sachen leben wohl fort, die jene Dogmen ausdrücken wollten, aber die Begriffsbestimmungen haben ihre Geltung verloren. Und nicht nur diese sind für uns nicht mehr vollziehbar, sondern auch unser Geschichtssinn findet in dem nicänisch-chalcedonensischen Lehrsystem keine Befriedigung mehr. Statt nach dem dogmatischen Christus macht sich das Verlangen nach dem concreten geschichtlichen Christus geltend und zwar aus sehr bestimmt religiösem Interesse. So sind wir heute, ähnlich den Gläubigen der alten Kirche, auf's Neue vor die ursprünglichen Berichte gestellt, um uns ein für uns verständliches Bild des Erlösers zu erarbeiten. Diese Aufgabe ist für uns in einer Weise objectiv gegeben, wie sie noch für keine vorangegangene Generation vorlag." Die Erlösung verständlich zu machen und zu erklären, ist die Aufgabe, die den Theologen der Gegenwart zufällt. Nicht diejenigen, die diese Aufgabe mit keinem Finger anrühren, aber über ihnen nicht zusagende Lösungen lärmen, sondern die, welche nach Vermögen sie aufnehmen, führen dieselbe der Lösung näher und bringen uns vorwärts. Heute liegen die Dinge so: Der kirchlichen Schule, die ihre Restaurationsversuche noch immer fortsetzt, die zu nichts führen können, steht eine freie Theologie gegenüber, die die alte Christologie ablehnt, nicht aus menschlicher Willkür, sondern in Folge der geschichtlichen Entwicklung, gegen die niemand etwas vermag." „Jene Ablehnung ist nicht, wie die Anklage lautet, Unglaube und Impietät gegen Christus, sondern die innere, moralische Unmöglichkeit, unsere christliche Frömmigkeit von Gedanken zu nähren, die heute zu Tage für den klar und deutlich Denkenden Ungedanken sind. Wir lehnen die alten Lehrbestimmungen ab, nicht weil wir keinen Christus haben wollen, sondern weil wir eines Christus bedürfen, dem wir vertrauen, den wir lieben, den wir anbeten können. Daß wir uns in dieser Lage befinden, das ist nicht unsere Schuld, sondern das hat der neue große Umschwung in der Entwicklung der christlichen Menschheit gemacht." Einen denkbaren Inhalt hatte die alte christologische Formel nur solang als man an einen dreipersönlichen Gott glaubte, der die Voraussetzung jener Formel bildet. Mit unserm Gottesbegriffe von heute aber läßt sich dieselbe nicht herausbringen. „Sinnloses, Undenkbares denken wollen oder sollen ist ein Widerspruch, über den nur die Gedankenlosigkeit hinauskommt." Dazu kommt als Zweites, daß in der modernen Menschheit der Sinn für Geschichte erwacht ist, der im Mittelalter völlig geschlummert hatte. „Das Interesse an dem Begriffe eines Erlösers tritt heute hinter der historischen Frage nach der wirklichen Person Jesu zurück. Auch das ist ein religiöses Interesse. Ein deutliches und anschauliches concretes Geschichtsbild Christi ist die ganz unumgängliche Bedingung für die Wahrheit und Gesundheit der christlichen Frömmigkeit. Die historische Untersuchung des Geschichtsdatums „Christus" entdeckte nun aber in

den Evangelien ein Christusbild, das gar viel anders aussah als das kirchlich überlieferte. Die abstracte, in reinen Begriffen gezeichnete dogmatische Figur gewann Fleisch und Blut, sie wurde ein lebendiges Wesen und trat in Handlung. Damit sank aber der dogmatische christologische Begriff unrettbar zurück in das Reich der Schatten. Denn der dogmatische Christus konnte nicht als wahrer Mensch leben, die ewige zweite Person der Gottheit, das schlechthin vollendete, absolute Sein, auf Erden unter den Menschen wandelnd, konnte nicht in dem Sinne wie diese handeln, *konnte* kein menschliches Thun vollziehen, war desjenigen nicht fähig, wodurch es doch allein ein wirklich eigenthümliches *menschliches* Leben giebt. Die moralischen Aufgaben, durch die doch das menschliche Leben eben das *menschliche* ist, giebt es für den ewigen Gott in seiner Absolutheit, in seiner absoluten Heiligkeit und Allmacht, augenscheinlich nicht. Für den, der da spricht und es geschieht, der da gebeut und es steht da, sind die höchsten Leistungen, die das menschliche Leben fordern mag, ein Kinderspiel, oder vielmehr sie sind, wenn er sie vollbringt, gar keine wirklichen *Leistungen*, weil keine moralischen Thaten, und sein Erdenleben ist unvermeidlich ein moralisch völlig leeres und nichtiges. Das ist eben der schwere Vorwurf, den die kirchliche Vorstellung von der Person Christi nicht von sich abwenden kann, daß bei ihr folgerichtig das ganze Leben desselben seines moralischen Gehalts und also auch seines moralischen Werths entleert wird und somit auch aufhört, wirklich ein Erlöserleben zu sein. Denn was dieser Jesus auch zur Erlösung der Welt und insbesondere zur Versühnung ihrer Sünde gethan und gelitten, also moralisch vollbracht haben soll, es sinkt, wofern er derjenige war, für den die Kirchenlehre ihn ausgiebt, zum bloßen Schein, zu einem leeren, hohlen Schauspiel herab. Wenn so die alten dogmatischen Vorstellungen von Christus zusammengebrochen sind, so ist für uns die Aufgabe unabweisbar gegeben, aus den ersten Quellen selbst das *geschichtliche* Bild Jesu wieder herzustellen. Es wird noch saure Arbeit und lange, lange Zeit erfordern bis zur Vollendung des Werks; aber ein guter Theil desselben ist bereits vollbracht und es wird ohne Unterlaß an ihm weiter gearbeitet, so daß wir sicher absehen können, daß es letztlich vollkommen zum Ziele geführt werden wird. Auf schnurgeradem Wege werden wir uns diesem Ziele nicht nähern, wir werden es nicht anders als durch gar manche Irrthümer, auch schwere, tiefeingreifende, schließlich erreichen. *Diejenigen, die an diese Aufgabe Hand anlegen, haben deßhalb ein Recht auf unsere billige, unsere schonende Beurtheilung.*“ Hier war dem Redner nun Gelegenheit gegeben ein Wort der Fürsprache einzulegen für seinen Kollegen Schenkel, der nirgend so verlästert wurde als gerade in der frommen Residenz. Es hat etwas naiv Treuherziges, wie der alte Mann diese Leute anfleht: „Lassen

Sie mich bei Ihnen ein Fürwort für die Ehrenmänner einlegen, welche ihre ernste Arbeit einem Werke zuwenden, das heute zu Tage einem dringenden und heiligen Bedürfniß unserer ganzen Christenheit entgegenkommt. Wenn sie zu Ergebnissen geführt werden, die Ihnen mißfallen, die vielleicht Ihr frommes Gefühl verletzen, die Ihnen vielleicht als gefährliche Irrthümer erscheinen: oh, so lohnen Sie ihnen ihren sauren Schweiß und die harten Anfechtungen, durch die sie sich hindurchkämpfen müssen, nicht mit Mißtrauen oder gar mit der Anschuldigung des Unglaubens. Sie leiden ohnehin genug unter den Anklagen und Verdammungsurtheilen derjenigen, die nicht wissen, was sie thun, weil sie die heilige Aufgabe gar nicht ahnen, der jene dienen. Sie haben schon genug Kampf, nicht bloß mit den liebloſen Angriffen der Gegner, sondern vor allem in ihrem eigenen Innern. Denn gar oft kommt in ihnen der gerade und unerbittliche Wahrheitssinn, ohne den es nun einmal keine Wissenschaft giebt, in scharfe und herzzerreißende Conflicte mit der mit ihnen groß gewordenen Stimmung ihres religiösen Gefühls, mit den in ihrem Lebenskreise ererbten religiösen Vorstellungen, mit denjenigen Autoritäten, die ihnen die theuersten sind. Sie bedürfen gar sehr Ihrer Hülfe und Sie dürfen ihnen diese auch da nicht vorenthalten, wo Sie persönlich etwa mit ihrem Verfahren unzufrieden sein möchten. Haben Sie Geduld mit ihnen und nehmen Sie sie in Ihren Schutz gegen den übeln Leumund, den Unverstand und Kleinglaube ihnen machen. Denn sie arbeiten ja für Sie, für Ihre heiligsten Bedürfnisse. Helfen Sie so mit an dem Werk, das wir schlechterdings nicht lassen dürfen oder auch nur können."

Der Friedenswunsch, den Rothe so herzlich vortrug und der zugleich das Motiv der ganzen Veranstaltung war, verhallte in Karlsruhe ungehört. Der Hof hatte sich, wie das bei einer solchen Parteisache begreiflich war, nicht betheiligt. Das aber war auch für die „Gesellschaft" Grund genug, sich fern zu halten. Aber auch die theologisierenden Kreise, die sich mit Strauß, Keim, Renan bekannt gemacht hatten, waren nur halb befriedigt. Rothe ging aus von dem Christusbilde, wie er es aus den Evangelien gewonnen hatte und das er mit Rousseau als „etwas Unerfindbares" bezeichnete. Auch Schenkel hatte bereits behauptet: „So was erfindet sich nicht," Strauß aber hatte erwidert: „Wenn sich überhaupt etwas erfindet, so erfindet sich auch so was." Noch anfechtbarer als diese Voraussetzung der Unerfindbarkeit des Jesusbildes war die Art, wie Rothe die Züge des synoptischen und johanneischen Christus in einander malte, während die gelehrte Arbeit der letzten Jahrzehnte eben darin bestanden hatte, das Christusbild der einzelnen Generationen streng zu sondern. Diejenigen, die sich durch die Vorträge anregen ließen, diesen Fragen weiter nachzugehn, griffen darum nicht auf das Charakterbild Schenkels, das Rothe selbst ablehnte, sondern suchten Rath bei Keim, Baur und Strauß.

Die orthodoxen Zuhörer aber, die von vorn herein nur gekommen waren, um neues Aergerniß zu nehmen, konnten durch diese, immerhin aphoristische Behandlung des ungeheuern Themas nicht gewonnen werden. Sie verblieben bei dem Christus, wie die Kirche ihn lehrte, und wollten von einem Christus, den jeder der vier Redner sich anders vorstelle, nichts wissen. So thaten die durchweg gediegenen Vorträge nicht die Wirkung, die wir erhofft hatten. Im Grunde war das Publicum dieses ganzen Streites überdrüssig und ließ sich darum gern von Strauß belehren, daß die Halben nicht besser seien als die Ganzen. Ein solches Achselzucken sah vornehm aus und kostete wenig.

Das Erlahmen der Reformbewegung in dem Lande, von dem sie ausgegangen war, machte auch auswärts einen übeln Eindruck und mancher Orten dachte man daran, den Protestantenverein durch eine entschiedenere Parteibildung zu ersetzen. Die Radicalen regten sich, die so lang sich still verhalten hatten, und so kam der friedfertige Rothe in die Lage, einen Krieg nach zwei Fronten zu führen. Es liegt ein Briefentwurf vom December 1865 von Rothe's Hand vor*), dem auch Schenkel seine Zustimmung gegeben hatte und der an einen Kreis von Männern in der Rheinpfalz gerichtet ist, die nichts Geringeres beabsichtigten, als die Bildung einer freien Kirche, da im Protestantismus so wenig wie im Katholicismus ihre wirkliche Glaubensmeinung zum Ausdruck komme. Rothe dankte für die ihm mitgetheilte Denkschrift, aber er rieth von solchen Schritten ab. „Die Motive des von Ihnen beabsichtigten Unternehmens erkenne ich von Herzen an.“ Daß ein gleichmäßiges Interesse unserer Zeitgenossen für das Christenthum wünschenswerth sei und daß ein solches nur herbeigeführt werden könne, wenn man sie religiös *nicht* an die symbolischen Bücher binde, sei auch seine Meinung. Daß er den geschichtlichen Werth dieser Bekenntnisse höher anschlage als die Fragesteller, falle für die praktische Aufgabe, die sie lösen wollten, weniger in's Gewicht. Vor dem Vorhaben aber, das sie ihm mittheilen, einen Aufruf an *Protestanten und Katholiken* zu erlassen zur Bildung einer *neuen* reformierten kirchlichen Gemeinschaft — in seinen Augen ein großes Wort — möchte er dringend warnen. Er halte unter den gegebenen geschichtlichen Verhältnissen ein solches Unternehmen für aussichtslos. „Was Sie in dieser Art bauen möchten, würde in sich unhaltbar sein. Was Sie erstreben, wird *innerhalb* unserer bestehenden Kirchen sich erstreben lassen, wenn damit ein rechter Ernst gemacht wird. Es wird nur darauf ankommen in denselben eine ebenso fromme wie freie öffentliche Meinung zu bilden. Ihre Bildung, darin bin ich mit Ihnen gleicher Ansicht, wird von dem Volke ausgehen

*) In den Papieren des Pastor Ahrendts.

müſſen, nicht von der Geiſtlichkeit, der vielmehr durch eine ſolche öffentliche Meinung erſt die Freiheit und die Unbefangenheit des Urtheils erleichtert werden muß, die wir jetzt bei vielen ihrer Glieder ſo ſchmerzlich vermiſſen. Freie Vereine der Gleichgeſinnten ſind dazu unumgänglich erforderlich und wenn Sie auch für Ihre beſondern Anliegen auf die Bildung ſolcher Vereine hinwirken wollen, ſo wird der Erfolg nicht ausbleiben. Die Veröffentlichung eines dahin zielenden Aufrufs würde dabei ohne Frage zweckmäßig ſein, nur müßte derſelbe meines Erachtens viel kürzer und gedrängter gefaßt werden als der mir gefälligſt communicierte Entwurf. Eine Thätigkeit in der angegebenen Richtung würde ſich ganz von ſelbſt mit den Beſtrebungen des Proteſtantenvereins begegnen. Endlich möchte ich Sie noch bitten, daß Sie davon abſehen möchten, auch die Angehörigen der katholiſchen Kirche in den Bereich ihres Unternehmens mit hereinzuziehn. Es iſt dieß ſchon von ſelbſt ausgeſchloſſen, ſobald Sie den Boden innerhalb unſerer Kirche wählen. Eine Neubildung für Proteſtanten und Katholiken würde auf Gründung von freireligiöſen Gemeinden hinauslaufen, wie wir ſie bereits beſitzen und wie ſie Ihrer Idee gewiß nicht entſprechen." Die Denkſchrift, die die Herrn an Rothe geſendet hatten, hat nach den Citaten weit über hundert Seiten umfaßt. Sie iſt ein Zeichen, welche wunderliche Blaſen die religiöſe Gährung trieb. Laien, die ſich mit Kirchenreform befaſſen, ſind eben häufig ſeltſame Heilige. Um ſo mehr darf man in der freundlichen Antwort Rothe's auf die uferloſen Projecte einiger ihm offenbar perſönlich völlig unbekannter Perſonen einen Beweis ſeiner großen Herzensgüte ſehen und der Gewiſſenhaftigkeit, mit der er es nie verſäumte, jedes Fünkchen eines glimmenden geiſtigen Feuers anzufachen, da auch das geringſte ihm ehrwürdiger war als Gleichgültigkeit und geiſtiger Tod. Der projectierte Aufruf iſt meines Wiſſens nie erſchienen. Aus Rothe's Concept geht nicht hervor, wer die Männer waren, die ſo fröhlich eine neue Kirche für Proteſtanten und Katholiken gründen wollten. Auch Schenkel klagte damals über die Zerfahrenheit der religiöſen Reformpartei, in der jede Fraction ſich in neuen Gründungen gefalle, ſtatt ſich an den Proteſtantenverein anzuſchließen, vermuthlich im Hinblick auf dieſe Mittheilung. Eine weniger freundliche Zuſendung verwandter Richtung erhielt Rothe aus Mannheim. Es war ein Flugblatt unter dem Titel: „Die moderne Bildung und die chriſtliche Kirche"*). Der Verfaſſer ließ in einem Dialog Rothe ſelbſt als Colloquenten auftreten, und Rothe antwortete ihm auf ſeine Zuſendung: „Ich könnte mich vielleicht darüber beſchweren, daß Sie zur Belebung Ihrer Erörterung mich als eine Art von luſtiger Perſon verwendet haben. Ich unterlaſſe dieß aber um ſo lieber, da dabei die Nemeſis auf

*) Rothe's Antwort im Concept in der Sammlung Ahrendts.

eine ergötzliche Weise gewaltet hat. Für diejenigen nämlich, die mit meiner Theologie ein wenig bekannt sind, wird es sich höchst possierlich ausnehmen, wie Sie in Ihrem Zwiegespräch mir fast durchgängig Vorstellungen in den Mund legen, die mir völlig fremd sind, von denjenigen Gesichtspunkten dagegen, die für mich maßgebend sind, auch nicht die leiseste Ahnung verrathen. Wollten Sie nun einmal mich auswählen und in meiner Person die liberale Theologie des Protestantenvereins vernichten, so hätte es immerhin nicht geschadet, wenn Sie von meiner persönlichen Lehre einige Erkundigung eingezogen hätten. Ohnehin liegt darin eine seltsame Ironie, daß Sie zum Gegner Ihrer Meinungen gerade denjenigen Theologen ausersehen haben, dem es ein besonderes Anliegen ist, die Berechtigung der Richtung, die Sie auch vertreten, in der Gegenwart zur Anerkennung zu bringen, und diese davon zu überzeugen, daß die Schuld der Opposition, welche sich gegen das Christenthum und die Religion überhaupt erhebt, zum großen Theil auf die eigene Rechnung der Kirche zu stehen komme. Wenn Sie am Schlusse Ihres Sendschreibens einer Antwort von mir entgegensehen, in welcher ich mich darüber aussprechen werde, ob ich es für möglich halte, die von Ihnen charakterisierte Bildung mit der Kirche zu versöhnen, so werden Sie sich leider in Ihrer Erwartung getäuscht sehen. Zu einer derartigen literärischen Correspondenz ist mir die nöthige Muße nicht gegeben. Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich eine solche Versöhnung für unmöglich halte, und daß das Christenthum die Macht in sich trägt, jene Bildung zu überwinden. Es ist schon mit ganz andern Gegnern fertig geworden. Auch machen wir Halben wirklich den Anspruch, über das Christenthum, namentlich von der historischen Seite her, besser unterrichtet zu sein als die Männer Ihrer Schule." Man ersieht aus dieser Antwort, daß Rothe keineswegs, wie Hengstenberg ihm vorwarf, bittere Worte nur für die Gläubigen hatte, über die Sünden der Ungläubigen aber den Mantel der Liebe breite. Gegebenen Falls sprach er auch gegen diese mit voller Deutlichkeit. Auch ein schwäbischer Repetent fühlte sich gedrungen, in dem Evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg an den greisen Rothe ein „offenes Sendschreiben" zu richten, in dem er unverzagt und ohne Grauen, wie die Eisenacher Kernlieder verlangten, den Heidelberger Antichristen die schnödesten Dinge sagte. Warum auch nicht? Durch ähnliche Rettungen ihres Herrn waren ja seit Wilhelm Hoffmanns Zeiten eine Menge Repetenten zu Professoren, Missionsinspectoren, Prälaten und Generalsuperintendenten emporgestiegen. Einstweilen noch Stadtvicar in Stuttgart sendete Herr Schmidt sein Werk Rothe selbst zu und dieser lehnte die Einladung zu einem Gang mit dem jungen Zionswächter natürlich ab*).

*) Collection Ahrendts.

„Meine Entgegnungen würden Ihre Anschauungen nicht ändern, die Widersprüche aber, die Ihnen in meinem Artikel (in der Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift Schenkels) begegnet sind, werden Sie sich ohne meine Hülfe selbst lösen, wenn Sie später in abgekühlterer Stimmung die Ihnen jetzt so verdrießlichen Blätter zur Hand nehmen.“ Nachdem er dann noch den Hochmuth zurückgewiesen, mit dem der Württemberger über die kirchlichen Verhältnisse in Baden aburtheile, die er gar nicht kenne, constatiert Rothe, daß die Allgemeine kirchliche Zeitschrift keineswegs zur Unzeit ihr Wort geredet habe. „Dafür spricht in meinen Augen die Lebhaftigkeit und Hastigkeit des Widerspruchs, den der Artikel aufgeregt und der gereizte Puls der Entgegnung.“ Schmidts Angriff und ebenso ein anderer Artikel des gleichen Kirchen- und Schulblatts könne für die badische Sache nur empfehlend wirken und dem Verfasser schaden, da er sich nicht versage, das persönliche Freundschaftsverhältniß, in dem Rothe mit Schenkel stehe, zur Zielscheibe seines Hohnes zu machen. Darüber wolle er den Ausdruck seiner moralischen Entrüstung nicht zurückhalten, das sei er schon seinem Freunde Schenkel schuldig.

Nicht viel erfreulichere Zusendungen erhielt Rothe von seinem alten Freunde, dem tauben Maler Koopmann, an dem er einst in Rom die versäumte Confirmation hatte nachholen müssen und der nun auch eine Schrift über die Schenkel'sche Sache vorbereitete, in der er dem Publicum vortrug, wer, wie er, einen Schenkel, Rothe und Holtzmann ganz aus der Nähe kenne, der wisse, daß hinter dem Vorhang des Fleisches nicht bloß Gedanken des heiligen Geistes wirkten. In Anbetracht ihrer alten Freundschaft unterrichtete er aber Rothe zum voraus von seinen Absichten und dieser beruhigte ihn darüber, daß er einen solchen Angriff nicht als Kündigung der Freundschaft ansehen werde. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit versichert Rothe seinem ehemaligen Schüler, er werde sich auch offene und scharfe Bestrafungen gefallen lassen. „Sie werden mir immer wohlverständlich und heilsam sein.“ „Aber,“ so fährt er fort, „vertrauen Sie nun auch ein wenig auf die Redlichkeit des alten Freundes, von dem Sie ja doch die Erfahrung gemacht haben, daß er keine Ueberzeugung verleugnet oder je das Seine gesucht hat, indem ich in diesem Falle die Rechnung auf einen Vortheil gar thöricht gemacht haben würde, denn es thut gewiß wehe, von denen, die einem lieb und werth sind, für einen Unchristen gehalten zu werden und mein Fleisch würde sich diesen Schmerz gern erspart haben.“ Er nehme seinerseits die Verleumdungen, mit denen man ihn verfolge, ruhig hin und wolle trotz der bedenklichsten Erscheinungen, die er im andern Lager sehe, nicht daran zweifeln, daß auch die Gegner die Sache des Herrn suchten und nicht das Ihre. „So viel sollten wir doch von der Geschichte gelernt haben, daß es eine stehende Regierungsmaxime des Herrn ist, die Angelegenheiten seines Reiches in der Art von

seinen Leuten besorgen zu lassen, daß er diese in gegen einander kämpfende Heere vertheilt." Darum haben sie doch einen Kriegsherrn und sollten sich als Brüder anerkennen. In welches Heer aber jeder eingereiht wird, das bestimmt Er, nicht wir. „Mein Glaube an den Herrn ist kein anderer als er vor vierzig Jahren in Rom war. Gott sei dafür gepriesen, bei aller seiner Schwachheit ist er doch um ein gutes Theil vollständiger und die innerste Seele meines Lebens." Das solle Koopmann einem Freunde glauben, der seine irdische Zukunft nicht mehr nach Jahren zählt, sondern nach Tagen und der fast täglich den Ort besucht, an dem seine sterbliche Hülle bald zur Ruhe kommen wird.

Daß alle solche privaten Beschwichtigungsversuche so wenig wie die öffentlichen Vorträge in Karlsruhe ihren Zweck erreichten, ist selbstverständlich. Was war wider den Zeugnißlärm gegen Schenkel und die katholische Volksverhetzung gegen die Schulreform mit Reden und Briefen auszurichten! Die badische Bevölkerung war bis in die untersten Schichten aufgewiegelt und Adel und Clerus waren fest entschlossen nicht zu weichen. Den nächsten Anlauf hatte Rothe wieder in der ersten Kammer auszuhalten. Im März 1866 brachte einer der Conservativen, ein Herr von Göler, gelegentlich des Budgets des Predigerseminars „das schwere Aergerniß" des Schenkel'schen Buchs vor den katholischen Baronen des Oberhauses zur Verhandlung, von denen einige sich lustig an der Verhandlung dieser evangelischen Kirchensache betheiligten. Die Interpellation behauptete, die evangelische Kirche Badens habe ein heiliges Interesse und ein Recht, daß ihre künftigen Lehrer auf dem Boden ihres Bekenntnisses für das geistliche Amt vorgebildet würden. Daß im Heidelberger Predigerseminar das Gegentheil geschehe, das sei durch das Erscheinen des Schenkel'schen Buchs auf die beunruhigendste Weise zu Tag gekommen. Der Redner sprach dann von der angeblich ungeheuren Aufregung, in welche durch diese bis dahin unerhört gewesenen Aufstellungen die Gemüther aller Gläubigen gestürzt worden seien und zwar nicht nur im badischen Lande. Daß das Buch mit dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche in Widerspruch stehe, habe sogar der Berliner Oberkirchenrath ausgesprochen und die Zeugnisse von 8200 evangelischen Geistlichen hätten es bestätigt. Die Gefahr sei vorhanden, daß die badische Landeskirche nicht mehr werde als ein Theil der evangelischen Kirche anerkannt werden. Die Entfernung Schenkels aus seiner Stelle erscheine darum unumgänglich, aber die Bitte eines großen Theils der badischen evangelischen Landesgeistlichkeit sei vom Oberkirchenrath abgeschlagen worden. Man habe sich darauf an das Ministerium des Innern gewendet, dieses aber habe die Beschwerdeführer auf den Bescheid des evangelischen Oberkirchenraths zurückverwiesen. Zum mindesten hätte das Ministerium den unter solchen Umständen völlig unerträglichen Seminarzwang

aufheben müssen. Interpellant stelle darum die Anfrage: „Was konnte die großherzogliche Staatsregierung davon abhalten, die evangelische Landeskirche vor einem Aergerniß zu bewahren, das ihr von einem Staatsdiener gegeben wurde? Und welche Stellung ist sie gesonnen hinsichtlich des thatsächlich noch fortbestehenden Seminarzwangs einzunehmen?“ Lamey erklärte, die erste Frage werde er überhaupt nicht beantworten, da sie so gar nicht an die Regierung gestellt werden könne. Was die zweite Frage betreffe, so gebe der Staat die theologische Vorbildung der künftigen Geistlichen völlig der Kirche anheim und mische sich in dieselbe nicht. Ein staatlicher Zwang zum Besuche des Heidelberger Seminars finde nicht statt, sondern nur ein kirchlicher. Herr von Göler möge sich also an die demnächst bevorstehende Generalsynode wenden, die allein competent sei, im Einverständnisse mit dem Oberkirchenrathe, den Seminarzwang abzuschaffen. Daneben versicherte der Minister, er sei zur Zeit nicht gesonnen, das theologische Seminar aufzuheben, doch wohl nur, um daran zu erinnern, daß der Staat mit demselben der Kirche ein recht kostspieliges Geschenk mache, das er jeden Tag zurücknehmen könne, wenn man fortfahre, ihm solche Verlegenheiten einzurühren. Die Regierung beabsichtige übrigens, die jetzige zweifelhafte Stellung des Seminars zu klären, nur wolle sie vor ihrer Entscheidung die Wünsche der im Sommer zusammentretenden Generalsynode hören. Herr von Göler dankte für diese nicht eben entgegenkommende Antwort und fand sich durch dieselbe wenigstens theilweise beruhigt. Graf von Berlichingen wünschte, statt Seminarzwang zu üben, möge man den evangelischen Candidaten ihr Stipendium baar aushändigen, damit sie ihre Ausbildung suchen könnten wo es ihnen beliebe. Rothe nahm sich mit großer Wärme des so hart angegriffenen Kollegen Schenkel an. Derselbe sei ein so guter Christ wie irgend einer und alle entgegengesetzten Ausstreuungen nannte Rothe schlechtweg Verleumdungen. Das angeblich große Aergerniß, von dem Herr von Göler rede, sei nicht durch das Buch Schenkels veranlaßt, sondern durch die Gegner Schenkels, die das Buch als willkommene Waffe gegen den Mann benützten, dessen Thätigkeit ihre Alleinherrschaft gebrochen habe. Nicht alles, was die Gegner ärgere, sei ein Aergerniß. Das „Charakterbild Jesu“ bringe auch keine „unerhörten Aufstellungen“, denn es stehe durchaus nicht isoliert in der theologischen Literatur. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts sei man nicht bloß in Schriften, sondern selbst in Predigten viel weiter gegangen, ohne daß dies Anstoß erregte. Untersuchungen über die Person Jesu seien für die heutige protestantische Kirche ein unabweisbares Bedürfniß und die Schrift von Schenkel gehöre fürwahr nicht zu den unbedeutenden Leistungen auf diesem Gebiete. Sie sei für diejenigen bestimmt, die einer wissenschaftlichen Forschung zu folgen vermöchten und die Gegner hätten es zu verantworten, daß sie in ganz andere Kreise zu deren Be-

unruhigung getragen worden sei*). Die Protestleute erst hätten die Frage an das Volk gebracht, das sie nicht zu beurtheilen vermöge. Dem Seminar Schenkels stellte er das beste Zeugniß aus und trat durchweg für die Entscheidung des Oberkirchenraths ein. Auch der Prälat erklärte, der Oberkirchenrath habe nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen gar nicht anders entscheiden können, aber auch nicht nach den Grundprincipien der protestantischen Kirche. In gleichem Sinne sprach sich der Vertreter der Universität Freiburg, Hofrath Schmidt, aus, der darauf hinwies, den Einen sei der Protestantismus eine Summe von Dogmen, den Andern sei er ein Princip freier Forschung und nur diese Letzteren seien wirklich Protestanten. Göler wollte die Agitation der Protestler rechtfertigen, aber Rothe erwiderte scharf, was sie über Schenkel verhängt hätten, sei nichts anderes als eine Excommunication gewesen, ein Bann, eine Diffamierung durch Aufbietung des Volks, das die wissenschaftliche Frage gar nicht würdigen könne. Darauf mengte sich auch der ultramontane Graf Andlaw ein, da es sich um das verfassungsmäßige Recht der Kirche handle. Wenn man solche Anforderungen von Lehrfreiheit gut heiße, solle man einen Schritt weiter gehn und unbeschränkte Unterrichtsfreiheit einführen. So irrte die Unterhaltung bereits zu Schulzwang und Kirchenschulen ab. Der conservative Freiherr von Gemmingen unterstützte deßhalb den Antrag Schmidts auf einfache Tagesordnung, worauf der Secretair Jolly erklärte, die Debatte sei ohnehin erschöpft, da sich niemand mehr zum Worte gemeldet habe. „Dieses," schrieb Rothe an Schenkel, „war denn auch das Ende des ziemlich unmelodischen Lieds. Einen Triumph hat wenigstens die Protestpartei nicht davongetragen. Sie selbst, mein theuerer Freund, sind eben einmal mehr durch böse und gute Gerüchte hindurchgegangen. Es wird noch nicht das letzte Mal gewesen sein, aber Sie werden glücklicher Weise auch nicht auf die Nachwelt warten müssen, um, so weit dies überhaupt unter den Menschen möglich ist, allgemeine Gerechtigkeit und Dank zu finden."

Welcher Art die gesetzgeberischen Maßnahmen waren, auf die Lamey die erste Kammer vertröstete, sollten wir bald erfahren. Durch die Versetzung von Knies nach Heidelberg war das Universitätsreferat in Jolly's Hände übergegangen. Hatte Knies stets geklagt, daß die unglückliche Schenkel'sche Sache aus der Welt geschafft werden müsse, da sie allein das Landvolk gegen seine Schulreform so argwöhnisch mache, so ging sein Nachfolger Jolly daran, auf dem Wege der Reorganisation des Seminars die Wirren zu schlichten. Am 26. April 1866 erhielt der Oberkirchenrath eine Mittheilung des Ministeriums,

*) Protokolle der ersten Kammer 1865—67, S. 43 f. und Rothe's eigener Bericht an Schenkel vom 23. März 1866.

daß nach Ansicht der Kammern, welcher das Ministerium nicht umhin könne beizupflichten, die Stellung des theologischen Seminars mit den Grundsätzen des Kirchengesetzes in Uebereinstimmung gebracht werden sollte. Entweder müsse das Seminar eine Kirchenanstalt werden und dann Leitung und Unterhaltung von der evangelischen Landeskirche besorgt werden, oder es müsse der Universität in der Weise einverleibt werden, daß seine Aufgaben von der theologischen Fakultät übernommen würden. Der Staat seinerseits könne keine kirchlichen Anstalten leiten, so müsse das Seminar künftig entweder kirchliches oder Universitätsinstitut sein. Im letzteren Falle waren die Zöglinge Studenten der Theologie, die im akademischen Verbande verblieben. Das Seminar wurde dann ein Universitätsinstitut wie die Anatomie oder das chemische Laboratorium. Daß ein solches Institut einen Director nicht brauche, konnte zwar nicht behauptet werden, aber daß die Regierung bei dieser Gelegenheit Schenkel „wegorganisieren" wolle, war niemanden ein Geheimniß. Das Mindeste, was der neue Referent zu erreichen hoffte, war die Uebertragung der Leitung der Anstalt an die Lehrerconferenz, die sich ihren Vorsitzenden immer für eine kürzere Periode selbst wählen sollte. Sowohl der Oberkirchenrath, wie die Fakultät, sprachen sich gegen ein kirchliches Seminar und für die Einverleibung der bestehenden Anstalt in die Universität aus. Aenderungen der Organisation aber widerrieth die theologische Fakultät; nur Hundeshagen empfahl auch für das Seminar Hörfreiheit, so daß kein Zögling der Anstalt gezwungen gewesen wäre, die Uebungen und Vorlesungen des Directors zu besuchen. Da Hundeshagen an den Berathungen über das Fakultätsgutachten sich nicht betheiligt hatte, weigerte die Fakultät sich aber seine Denkschrift als amtliches Votum den Akten anzuschließen, weil er ihre Gründe gar nicht kenne und seine Einsendung aus ihren Berathungen nicht hervorgegangen sei. Nur als Privatarbeit des Verfassers und schätzbares Material wurde die Schrift an den Senat weitergegeben. Zum Austrag kam die Sache vorerst nicht, indem Lamey selbst die Vereinbarung des Oberkirchenraths mit der Generalsynode abwarten wollte, ehe er an die Ausarbeitung eines Statuts gehe. Aber es kam nicht zur Generalsynode. In dem Sommer 1866, in dem sie verfassungsgemäß hätte zusammentreten müssen, brach der Krieg zwischen Oestreich und Preußen aus und so war Schenkel nochmals gerettet.

XXII

Letzte Kämpfe

1866—1867

Der preußische Feldzug von 1866 war einer von denen, die die Welt lehrten, daß Krieg nicht immer nur ein Unglück und eine Barbarei ist, sondern daß er zuweilen auch als wohlthätiger Besen lang aufgehäuften Kehricht ausfegt und unwahren und unhaltbar gewordenen Zuständen ein Ende macht. Der letzte Rückhalt der reactionären Partei war auch in Baden der Kaiserstaat, der doch selbst keinen Halt und Boden mehr hatte, aber in den Kleinstaaten alles stützte und förderte, was dem Fortschritt und der Freiheit widerstrebte. Mit Oestreich war die Partei in Baden geschlagen, die das Concordat geschlossen hatte und alles haßte, was die neue Aera gebracht. Nur unter Oestreichs Auspicien konnte an die Wiederkehr eines Regiments à la Wechmar, Meysenbug, Stengel, Uria und dergleichen gedacht werden; jetzt war das für immer vorbei. In so fern hatte die Lage in Baden ein anderes Gesicht. Ueber den Krieg selbst war Heidelberg sehr glimpflich hinweggekommen. „Aeußere Noth," schrieb Rothe seiner Nichte Gebler*), „hat uns der Krieg nur wenig gebracht. Er hat nur einen ganz kleinen Streifen unseres Landes berührt und wir in Heidelberg haben von ihm nichts zu sehen bekommen als mäßige Einquartierung, wie wir denn auch jetzt während des Waffenstillstands solche haben. Von den Wirren und Streitigkeiten, die Baden besonders bewegt haben sollen, wissen wir glücklicher Weise hier zu Lande nichts; es müßte denn der ungeschlachte Lärm sein, den unsere paar Ultramontanen und Radicalen unisono in ein paar obscuren Blättlein zu ihrem Privatvergnügen machen; denn alle andern lachen nur darüber. Peinlich war nur der großen Mehrzahl der Bevölkerung, sowie der Regierung selbst, und vor allem unserm edlen Großherzoge die Stellung, die bei dem Ausbruch des unseligen Bruderkriegs Baden nothgedrungen einnehmen mußte. Mit Ausnahme des vorhin genannten kleinen Häufleins waren in unserm Lande die Sympathieen für

*) Brief vom 17. August 1866.

Oestreich sehr dünn gesät, freilich muß ich hinzusetzen, damals auch für Preußen und das ging natürlich genug zu, aber bei der geographischen Lage desselben war es eine physische Nothwendigkeit, daß wir unser Contingent zum achten Bundesarmeecorps stellten. Unsere Truppen gingen unlustig genug in den Kampf gegen Deutsche, haben aber nichts desto weniger ihre Pflicht gethan. Hätten wir uns für Preußen erklärt, so wäre die Folge gewesen, daß am nächsten Morgen unser Ländchen von den leidenschaftlich östreichisch gesinnten Nachbarn, den Württembergern, den Bayern und den Hessendarmstädtern besetzt worden wäre. Jetzt wünschen wir nichts *mehr* und unsere Regierung erstrebt nichts eifriger, als das Scheitern des unglücklichen Südbundprojects und unsern Anschluß an den großen Bund unter Preußens Führung; wir sehen aber wohl ein, daß daraus, wegen des Mannes an der Seine, zunächst nichts werden wird und daß wir uns mit unsern Wünschen bis auf spätere Zeiten werden gedulden müssen." Regt sich bei der Erinnerung an die großen Waffenthaten seiner Preußen in Rothe ein patriotischer Stolz, so will er doch kein Hehl machen aus seinem Schmerz über diejenige Politik, welche die Gelegenheit zu ihnen herbeigeführt habe und die er auch jetzt nicht loben, billigen, geschweige bewundern könne. Er selbst hat für seine Lebenszwecke sich in den alten Zuständen nicht schlecht befunden, und er fürchtet, die neuen werden vieles bringen, was seiner Individualität wenig zusagt. „Denn daß Deutschland und deutsche Art von nun an einen wesentlich andern Charakter annehmen wird, das scheint mir klar, denn, mit Vergunst, eigentlich Deutsche, so daß Ihr Euch zuerst als Deutsche empfändet und dann als Preußen, seid Ihr nicht und nie gewesen. Mit Eurem Schwarz-Weiß wird eben von nun an ganz Deutschland, wenn auch im Süden nur sehr langsam, coloriert werden und eben dadurch, daß es diese preußische Art in sich aufnimmt, wird es politisch groß werden und ohne Frage weit tüchtiger. Davon kann man aufrichtig überzeugt sein und doch für seine Person, wenn man so ganz süddeutsch organisiert ist wie Dein alter Onkel, das Gefühl haben, daß man in das neue Deutschland schlecht passen wird." Was er fürchtete, war eben das, was vielen Süddeutschen die Freude an den preußischen Siegen verbitterte, die Aussicht, es möchte die Partei, die noch eben in der Organisation der Protestbewegung gegen Schenkel den Bund zwischen Junkerthum und Pfaffenthum in seiner ganzen Häßlichkeit an's Licht gestellt hatte, nun mit preußischer Hülfe auch in Baden obenauf kommen. Gegen diese Allianz empfand auch Rothe einen herzlichen Abscheu, aber seiner nationalen Gesinnung that das keinen Abbruch. Während Gervinus grimmig erklärte, so weit habe uns diese Bismarck'sche Politik gebracht, daß wir in Louis Napoleon nunmehr den rettenden Gustav Adolf sehen müßten, war Rothe voll bester Zuversicht. „Daß auch ich lebhaft wünsche," schreibt er am 18. März 1867 an Mänß,

„daß wir verlorenen Söhne des Südens möglichst bald in das allgemeine Vaterhaus im Norden mit aufgenommen werden mögen, wenn auch nicht in einer allzu gebundenen Form, das brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Und Gottlob, es ist ja Aussicht dazu da."

Die Ausschaltung des östreichischen Einflusses war ein den Liberalen unzweifelhaft günstiges Ereigniß. Anderseits hatte der Krieg aber die Partei des Protestantenvereins in Großdeutsche und Kleindeutsche gespalten und aus alten Freunden waren bittere Gegner geworden. Wie jedermann in Süddeutschland hielten Rothe und Schenkel Bismarck für einen Junker, dem die Förderung der conservativen Parteiinteressen der leitende Gesichtspunkt seiner Politik sei. Auch Bluntschli stand anfänglich auf diesem Standpunkte, bis er sich überzeugte, daß es dem preußischen Staatsmann doch um größere nationale Ziele zu thun sei. In seine Memoiren schrieb er: „Es ist in dem antediluvianischen Manne eine seltsame Verbindung von lauterster Offenheit und tiefster Verschlagenheit. Er muß die Diplomaten fürchterlich angelogen haben." Der Streit über Bismarck wurde zwischen den beiden Schweizern, Schenkel und Bluntschli, urkräftig geführt, so daß Ausdrücke wie „Affenpolitik" und „Ochsenpolitik" herüber und hinüber flogen. In Folge dieser gereizten Stimmung entbrannte unmittelbar nach dem Friedensschlusse eine recht überflüssige Zeitungsfehde, in der die preußisch Gesinnten mit den Großdeutschen über ihre beiderseitigen politischen Sünden mit einander abrechneten. Der Wunsch, Schenkels großdeutsche Stellungsnahme zu benützen, um überhaupt von ihm abzurücken, mochte bei manchen Theilnehmern im Hintergrunde stehn. Als die Badische Landeszeitung einige spitze Artikel gegen Schenkels Eintreten für Oestreich brachte, wurde von nicht uninteressierter Seite in Heidelberg verbreitet, ich sei deren Verfasser. Ich fand deßhalb für nöthig an Rothe zu schreiben, ich hätte es während des Edelsheim'schen Regiments für Pflicht gehalten, den Großdeutschen in der Presse scharf entgegen zu treten, es sei mir aber nie eingefallen, einen Theologen, der sich in den Kampf nicht gemengt habe, wegen seiner privaten Meinungen, die mich nichts angingen, in der Presse anzugreifen, und in so unehrerbietiger Weise würde ich von einem alten Lehrer auch dann nicht reden, wenn ich mit seinen Auslassungen wenig einverstanden wäre. Verehrer des preußischen Junkerregiments seien auch wir preußisch Gesinnten nicht, aber wir seien Bismarck dankbar, daß wir durch ihn etwas Großes erlebt hätten und nunmehr ein Ausgang aus der verworrenen Lage sich zeige. Die Liberalen aber hätten alle Ursache jetzt fest zusammenzuhalten, statt sich über abgethane Dinge zu verfeinden. Rothe antwortete sofort in freundlichster Weise. Mit mir sei er darin völlig einig, daß durch den Krieg für ganz Deutschland Großes erreicht sei; wenn in der preußischen Politik Momente seien, die weniger seinem Geschmacke zusagten,

so nehme er das nicht eben schwer, da er ja für seine Person nicht mehr lang daran werde zu tragen haben.

Das Organ der Orthodoxen, das von Mühlhäußer und Beyschlag gegründete Kirchen- und Volksblatt, hatte den gleichen Krieg im eigenen Lager. Ehe die Entscheidung in Böhmen gefallen war, schrieb das Blatt*), der König, der seine Krone vom Tisch des Herrn genommen haben wolle, und sich für den Vorfechter der conservativen Interessen ausgebe, sei aus der Rolle gefallen, denn er verbinde sich mit dem italienischen Raub- und Revolutionskönig, und das Bestreben, Baden zur Neutralität zu bestimmen, nannte der Artikelschreiber Parteiränke. „Aber," so berichtet die Protestantische Kirchenzeitung, „nachdem der Sieg Preußens entschieden war, da machten die Herrn Oberregierungsräthe im Reiche Gottes, wie sie in Pforzheim, Wilferdingen, Ispringen, Eppingen zusammensitzen, die Entdeckung, daß es dem Christen überhaupt nicht zieme zu politisieren, denn ‚beim Politisieren wird viel gesündigt'." Mit diesem kühnen Flankenmarsch gingen die seitherigen Verbündeten des Concordatsstaats ihrerseits in das Lager der Neutralen hinüber, um dann sehr bald desgleichen zu thun, als ob sie stets Preußens treue Freunde gewesen wären. Man wird diese Zerwürfnisse der Badenser milder beurtheilen, wenn man bedenkt, wie weit selbst die Preußen, die doch den größten Vortheil von den großen Ereignissen hatten, in ihrem Urtheile auseinandergingen. Ludwig von Gerlach schrieb ein Büchlein: „Annexionen**)", in dem er „die ungerechte, rohe Bismarck'sche Politik", die Zerstückelung von Deutschland, das Princip des Länderraubs und der Kopfzahl an den Pranger stellte. Er empfing dafür den Dankbesuch des Bischofs Martin von Paderborn, der ihn versicherte, man habe sein Buch „verschlungen", worauf Gerlach seinerseits auf einer Rheinreise dem Frankfurter Janssen und dem Bischof Ketteler seine Aufwartung machte. Wenn das Generalstabswerk den Krieg von 1866 eine welthistorische Nothwendigkeit nannte, so läßt der Mitbegründer der neuen preußischen Kreuzzeitung das in dem Sinne gelten, wie auch Kains Brudermord, Judas Verrath und Christi Kreuzigung welthistorische Nothwendigkeiten gewesen seien. Zu officiellen Diners ging Gerlach nicht mehr, weil er sein Glas umkehren müßte, wenn Bismarcks Gesundheit getrunken werde. So waren im Norden und Süden die kirchlichen Parteien gespalten durch den politischen Gegensatz. Eine sehr unglückliche Folge konnten die preußschen Annexionen für die evangelische Kirche haben, wenn die Junkerpartei mit ihrem Vorschlag durchdrang, man solle, da Hannover und Schleswig-Holstein von der Union nichts wissen

*) Evang. Kirchen- und Volksblatt Nr. 26, S. 104.
**) Aufzeichnungen II, 299.

wollten, auch in Preußen die Union wieder abschaffen. Nach dem Herzen der Confessionellen wäre eine solche Maßregel gewesen. Da erwies sich Bunsens Andenken bei dem neuen Hofe nochmals als Segen. Als Bismarck den König über diesen Plan sondierte, sagte der König mit solcher Entschiedenheit: „Nein, Bismarck, an die Union lasse ich nicht rühren," daß von der Sache nicht weiter die Rede war.

Rothe selbst war nun nachgerade ein alter Mann geworden und fühlte auch in seiner Stimmung die Last seiner Jahre. Wenn er in den stillen Stunden schreibt: „Nach Ruhe sehne ich mich nicht, aber nach Stille," so gab es doch auch Stunden, in denen nur sein strenges Pflichtgefühl ihn abhielt, um seine Zuruhesetzung zu bitten. So schreibt er mitten während der Aufregungen des Sommers 1866 seiner Nichte Marie Hahn: „Ich führe ein unruhiges Leben*), beladen mit Functionen, die mich ewig auf der einförmigen Strecke zwischen Karlsruhe und Heidelberg unterwegs halten. Schon meine außerordentliche Mitgliedschaft im Oberkirchenrath setzt mich vielfach in Bewegung, noch viel mehr aber mein Sitz in unserer I. Kammer, deren Mitglied ich seit drei Jahren durch die Ernennung des Großherzogs bin. Neben diesen Dingen gehen natürlich meine Vorlesungen ungeändert fort, und da wollen denn wirklich Tage und Stunden oft recht künstlich herauscalculiert werden, damit die Zeit ausreiche ... Ich habe wohl schon manchmal daran gedacht, dem Dinge damit ein kurzes Ende zu machen, daß ich mich pensionieren lasse: indessen, da dieser Wirrwarr bisher durch Gottes Gnade meiner Gesundheit wohl bekommt, die nie vortrefflicher gewesen ist, so habe ich doch noch keine Freudigkeit dazu gewinnen können, mich für invalide zu erklären. Es würden daraus für den Augenblick der hiesigen theologischen Fakultät allerlei Inconvenienzen erwachsen, und darum fehlt mir dazu vorerst um so mehr ein gutes Gewissen." „Ich würde es als eine Gnade des Herrn ansehen," heißt es in einem Briefe vom 28. Mai 1865 an Winckel, „wenn er mich noch aus der Arbeit abriefe, nicht erst von der Ruhebank der Feierabendstunde, die freilich auch ihr Schönes und Feierliches hat. Nun darüber wird er ja walten**)." Auch im Gespräche kam er häufig auf diese Frage zurück, zuweilen mit der fast melancholischen Wendung, daß er zu nichts mehr gut sei. Eine gewisse Müdigkeit spricht immerhin aus diesen Betrachtungen des Neunundsechzigjährigen. Auch hatte er das Gefühl, nicht mehr die gleiche Wirkung auf die Studenten zu üben wie früher. Durch die Arbeiten von Keim, Holtzmann, Hitzig waren die kritischen Fragen ein Lebensinteresse der theologischen Jugend Heidelbergs geworden, und gerade diese

*) An Marie Kolde geb. Hahn, vom 11. Juni 1866. Collection Kolde.

**) Brief vom 28. Mai 1865. Sammlung des Pastor Usener

waren ihm ziemlich fremd geblieben. Er gestand das auch selbst zu. Als sich Keim 1867 um die durch Hundeshagens Abgang erledigte Stelle in Heidelberg bewarb und dabei seine abweichende Richtung in kritischen Fragen berührte, erwiderte Rothe in liebenswürdiger Bescheidenheit: „Sie würden bald inne werden, daß ich in demselben Maße aufgelegt bin in die Schule zu gehen, als es mir leider noth thut*).“ Auch die Studenten fühlten das zuweilen durch. Für Schüler, die das Johannesevangelium für nachapostolisch hielten, hatte Rothe's geschichtlicher Nachweis, wie Jesus nach Johannes den himmlischen Menschen, uns zum Vorbilde, in sich ausreifen ließ, nichts Ueberzeugendes. Was er als ein von einem Augenzeugen verbürgtes Phänomen ansah, leiteten wir aus der Ideenwelt des Schriftstellers ab. Die Rothe'schen Gedanken waren dem jungen Geschlechte ein überwundener Wunderglaube, den es sich nicht mehr anzueignen vermochte. Die philosophische Vorbildung des Heidelberger Nachwuchses stammte nicht, wie die seine, aus Schelling und Hegel, sondern von Eduard Zeller und aus Schweglers verbreitetem Lehrbuch. In Betrachtung der Genesis des Christenthums aber zeigten beide Tübinger uns Wege, die nach Rothe's Meinung nicht zum Ziele führten. So kämpfte der greise Lehrer gegen eine neue Strömung, der er nicht mehr gewachsen war. Die Frequenz seiner Kollegien und namentlich die Regelmäßigkeit des Kollegienbesuchs ließ nach. Aber auf eine Verminderung der Verehrung für Rothe's Person durfte man daraus nicht schließen. Es war niemand unter den Hörern, der sich nicht tief vor ihm beugte und den alten Herrn moralisch über alle andern Lehrer erhob.

Einen großen Verlust erlitt die liberale Sache in Baden durch die schwere Erkrankung Ludwig Häussers, der nach langem qualvollem Herzleiden unter dem Klange der Osterglocken 1867 für immer entschlief. Seine Vorlesungen über Reformationsgeschichte waren ein protestantisches Stahlbad für die Gesinnung der Jugend gewesen und um Wahrung der protestantischen Principien hatte er sich im Agendenstreit, wie im Kampfe gegen das Concordat die größten Verdienste erworben. Während Beyschlag sich von dem Heidelberger Freundeskreise hat zutragen lassen**), der vielgenannte Professor sei eine durchaus frivole Persönlichkeit, bewundert Rothe, wie „der seltene Mann“ ***) durch die ungemeine moralische Macht, die er über sich ausübte, bis zuletzt unter den schwersten Leiden seinem Amte habe treu bleiben können. „Für unsere Universität ist sein Tod ein empfindlicher Verlust.“ Für die weitere Entwicklung der Kirchenfrage war Häussers Ausscheiden von großer Bedeutung.

*) Concept unter den Papieren Ahrendts.

**) Beyschlag, Aus meinem Leben II, 68.

***) 18. März 1867 an Mänß.

Häuſſer hatte, wie Rothe, in der Schulfrage treu zu Knies geſtanden und in der proteſtantiſchen Kirchenfrage beſaß er bei den Bürgern, als Pfälzer, größeres Vertrauen als die beiden Schweizer Bluntſchli und Schenkel, die ſich während des Kriegs ohnehin in die Haare gerathen waren. Seit ſeinem Tod entbehrte die liberale Partei einer feſten Leitung, was ſich bald genug auch kirchlich fühlbar machte.

Wäre es, wie die Verfaſſung vorſchrieb, im Jahre 1866 zum Zuſammentritt der Generalſynode gekommen, ſo würde zwar das letzte Ergebniß wohl dasſelbe geweſen ſein, aber unter dem unmittelbaren Eindruck des Proteſtſturms hätten die Parteien den Kampf mit ungezügelter Leidenſchaft geführt. Im folgenden Jahre 1867 war nach den großen politiſchen Ereigniſſen die Stimmung viel ruhiger geworden. Noch unter dem Eindruck derſelben traten wir in die Wahlbewegung ein. Die nächſte Sorge war nun, daß Schenkel in die Synode gewählt werde, denn von dem Abweſenden konnten die Gegner die erſtaunlichſten Schauerbilder entwerfen, ohne daß viel dagegen zu thun war, den Anweſenden mußte der Präſident gegen jede Unbill ſchützen. Da kam ſofort unter den erſten Wahlberichten die Nachricht, Schenkel ſei von der Diöceſanſynode Müllheim nahezu einſtimmig zum weltlichen Abgeordneten gewählt worden. Es war das die Diöceſe des Oberkirchenraths von Langsdorff, des Nachfolgers Mühlhäußers, eines Mannes von lauterſtem Charakter und ernſteſter Geſinnung. Mehr als einmal hatte er uns im Oberkirchenrath geſagt, das ſei keine kleine Sache, wenn greiſe Kirchenälteſte, mit Thränen in den Augen fragten, ob denn nun alles Trug ſei und Schein, was wir bisher im Chriſtenthum geglaubt hätten, wie Profeſſor Schenkel behaupte. Nun kam die Wahl und dieſe viel citierten Kirchenälteſten von Auggen, Müllheim u. ſ. w. wählten zu ihrem Vertreter eben dieſen Profeſſor Schenkel. Es war ein ſchlagendes Beiſpiel, wie wenig die poſitiven Herrn über die eigentliche Ueberzeugung ihrer Pfarrkinder Beſcheid wußten, die durchſchnittlich viel negativer war als das Buch Schenkels, gegen das man ſie ſchützen wollte. Der alte Herr war ſo niedergeſchlagen, daß man Mitleid mit ſeinem Schmerze haben mußte. Aber für die Sache war es ein Glück, daß Schenkel gewählt war, denn gegen den Anweſenden mußten die Gegner ſich doch einige parlamentariſche Zurückhaltung auferlegen und ihm in's Angeſicht konnten ſie ihre ſeitherigen Uebertreibungen nicht wiederholen. Es war ein wundervoller Frühlingstag, an dem wir uns am 1. Mai 1867 vor dem Karlsruher Ständehaus verſammelten und Lamey ſagte in ſeiner Weiſe, man könnte einen ſolchen Tag zu Beſſerem brauchen als ihn zu „verſynodeln“. Das war ein anderer Lenz als ſein Vorgänger, an dem die Welt vor ſchwüler Kriegserwartung gar nicht zum Bewußtſein gekommen war, daß es Frühling ſei. Selbſt die Bäume ſchienen voller zu blühen, ſeit die Habsburger mit ihren

Queſtenbergen und Lamormains das Land geräumt hatten. Daß ihr der Rückhalt Oeſtreichs fehlte, machte die conſervative Partei unſicher, denn unſere europäiſche Souveränetät, ſowie der zu gründende Südbund ſtellte für früher oder ſpäter eine radicale Maſſenherrſchaft in Ausſicht. „Ein Südbund," meinte Jolly, „wäre gerade das rechte Miſtbeet zur Züchtung von Demokraten." So traten die Orthodoxen zunächſt ſehr vorſichtig auf. Die Führer wußten, daß der künſtlich angefachte Fanatismus in ihren eigenen Gemeinden längſt verraucht war und daß das neue Miniſterium Matthy-Jolly ihnen nicht die gleiche Willfährigkeit zeigen werde wie der viel weichere, über den Krieg von 1866 zu Fall gekommene Lamey und der katholiſierende Roggenbach. Anderſeits war die Einheit der liberalen Partei keine ſo feſt geſchloſſene mehr wie vor dem Krieg. Die Verſtimmung zwiſchen den Führern war noch nicht überwunden, als im Rondelſaal des Ständehauſes die Verhandlungen begannen. Man merkte, daß Bluntſchli und Lamey, Schenkel und Zittel, ſich mehr mieden als ſuchten, aber der Ernſt der Verhandlungen führte ſie doch wieder zuſammen, denn die Synode von 1867 war unſtreitig die intereſſanteſte kirchliche Verſammlung, die wir erlebten, und bot Momente, die keiner der Theilnehmer in ſeinen Erinnerungen miſſen möchte. Rothe nahm auf der äußerſten Linken Platz, ſo daß er neben den Miniſterialaſſeſſor Kiefer, „den badiſchen Saint Juſt" und mich, den Abgeordneten für Heidelberg, zu ſitzen kam. Unmittelbar vor ſich hatte er ſeine Schüler, die drei Brüder Schellenberg, die wir das Schellengebirge nannten. So ſaß er zwiſchen lauter Radicalen. An den langen Predigten der geiſtlichen Bank hatte er, wie er nicht verhehlte, keine größere Freude als ſeine beiden Nachbarn, und ſtimmte lebhaft der Meinung des vor mir ſitzenden Hitzig bei, vom Werthe der Zeit habe der Pfarrer eine Vorſtellung „wie der Türk". Aus der Mitte der Verſammlung wurden Berichte an Hengſtenberg erſtattet, die keinen Zweifel darüber laſſen, mit welchen Gefühlen unſere Gegner uns gegenüber ſaßen. „Die erſte neumodiſche badiſche Synode hat vom 1. bis 29. Mai getagt*). Sie iſt Gott Lob vorüber. Möge ihr keine zweite folgen und möchten alle Lande ſich vor einer ſolchen behüten laſſen," lautete das Schlußurtheil dieſes freundlichen Kollegen. Die Zuſammenſetzung erklärt ſich der Berichterſtatter daher, daß die Verfaſſung von 1861 alle Chriſten, „die nicht gerade im Zuchthauſe waren", wahlberechtigt ſein laſſe, eine kühne Umſchreibung der Wahrheit, daß die Mitglieder der Synode durch die Kirchenälteſten gewählt worden waren. Für die Fractionsſitzungen findet es der Berichterſtatter charakteriſtiſch, daß die Gläubigen ſich in der „Harmonie", die Ungläubigen ſich im „Bären" verſammeln. In Mannheim heiße übrigens der Bären-

*) Evangeliſche Kirchenzeitung Nr. 50.

klub: „Räuberhöhle“. Die Sitzungen im Ständehaus, in dem die Schatten von Itzstein, Hecker und Brentano umgehen, findet der Zeitungsschreiber beengend; „gab es nicht die Schloßkirche dafür oder die kleine Kirche?“ Nicht minder betrübt ihn die Physiognomie der Versammlung mit ihren vielen Beamten. Auf der Rechten sitzen „zur Vertheidigung ihres Königs und Herrn“ die Gläubigen, geschaart um den Fabrikanten Metz, mittlere Größen im Centrum, „auf der äußersten Linken drei Schellenberge, zwei Zittel, Schenkel und leider auch — Rothe!“ Die Predigt des Prälaten hatte nach Hengstenberg zum Motto: „Brüder, schlagt ein!“ Alle christlichen Stichworte von der Versöhnung durch das Blut Christi und dergleichen vermißt der Zuhörer. Wir Andern hatten natürlich andere Eindrücke. Die Eröffnungsrede des Oberkirchenrathspräsidenten Nüßlin erschien uns würdig, vornehm und mild und gab eine lebhafte Empfindung von der geistigen Bedeutung und edeln Denkweise des trefflichen Staatsmanns. Er rechtfertigte den Aufschub der Synode mit den Kriegsnöthen, der dann auch von niemanden beanstandet wurde und betonte, daß von all' den Befürchtungen, die man von der Einführung der neuen Verfassung gehegt habe, sich keine einzige erfüllte. Auch für den Austrag der Meinungsverschiedenheiten biete eine freiere Verfassung den geeignetsten Spielraum. Wenn nur nicht eine Partei die ausschließliche Herrschaft begehre, wenn beide auf ihren verschiedenen Wegen das eine Ziel anstrebten, dann ergänzten sich sich, und weil jede einem Bedürfniß entspricht, ist die Hoffnung gegeben, daß durch die Arbeit aller das Richtige gefunden werden wird. So möge die Synode nur die wahren und ewigen Interessen vor Augen haben und mehr an die einigenden Ziele denken als an die trennenden Wege. Als die Beeidigung der Mitglieder auf die Verfassung erfolgte, sprachen sämmtliche Mitglieder: „Ich gelobe,“ nur der Karlsruher Stadtdekan sprach: „Ich gelobe und füge dieser meiner feierlichen Versicherung vor Gott, die ich als Eid betrachte, die Erklärung bei: unter der bestehenden Ordnung der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche des Landes, die ich zu wahren gelobe, verstehe ich die Ordnung, welche in der Unionsurkunde vom Jahre 1821 als unwiderruflich zu Grunde gelegt und in der Verfassung vom Jahre 1861 festgehalten worden ist.“ Ob der geistliche Herr damit sein Gelöbniß auf die Kirchenverfassung an bestimmte Voraussetzungen knüpfen wollte, blieb dunkel, denn als Präsident Nüßlin erwiderte, daß er in dieser Erklärung keinen Unterschied finde von dem, was die andern Herrn gelobt hätten, erwiderte er: „Ich begrüße diese Erklärung mit Freuden und betrachte diese als den Friedensboden, auf dem wir zusammenstehn“. Bei der Wahlprüfung kam aber Bluntschli auf das aparte Gelöbniß zurück, „das der geistliche Abgeordnete für Karlsruhe in auffallender Weise abgab“. Die Wahlprüfungsabtheilung sei der Meinung, daß das Gelübde nur einfach und un-

bedingt gegeben werden könne, da aber der Herr Abgeordnete erklärt habe, daß er sein Gelübde nicht an eine Bedingung habe knüpfen wollen, so begnüge sich die Abtheilung seinen Zusatz für überflüssig zu erklären und seine Zugehörigkeit zur Synode nicht anzufechten. Der Präsident wurde zum ersten Mal von der Synode selbst gewählt, während die früheren Synoden von dem Minister des Innern präsidiert worden waren. Die Wahl fiel auf Bluntschli, der seines Amtes auch mit Ruhe und Gerechtigkeit waltete. „Schweizer, Freimaurer, der seinen Mangel an Verständniß für die evangelische Wahrheit als Präsident des Protestantenvereins schon längst kundgegeben hat; übrigens ein routinierter Kopf, unparteiisch und vor allem bemüht die Synode möglichst rasch zu Ende zu bringen," das ist das Portrait, das das Hengstenberg'sche Blatt von dem Präsidenten der Synode seinen Lesern entwarf. Nach der Geschäftsordnung sollte jede Sitzung mit einem Gebete eröffnet und geschlossen werden. Bluntschli beschloß dieselbe täglich mit dem Votum: „Der Herr wolle zu unseren Verhandlungen seinen Segen geben, Amen," worüber das gegnerische Blatt bemerkt, Bluntschli scheine das für ein Gebet zu halten. Zweimal wurden von Fabrikant Metz und Pfarrer Specht die Gebete liberaler Geistlicher in der Discussion kritisiert, worauf Otto Schellenberg erwiderte, „unsere Reden müssen sich jede Kritik gefallen lassen, das Gebet aber ist das Gespräch der Seele mit Gott; es ist da zur Sammlung, nicht zur Kritik. Coquetterie mit dem Gebete ist mir unerträglich und ich erkläre Ihnen bestimmt, daß ich mein Gebet an Gott gerichtet habe und nicht an Sie." Es zeigte sich jetzt, wie recht die liberale Seite gehabt habe, ein gedrucktes Formular zu verlangen, aber gerade die Gläubigen hatten das abgelehnt, weil sie überzeugt waren, darin zu excellieren.

Zu einem principiellen Zusammenstoß kam es zum ersten Mal bei Berathung der Verpflichtungsformel für die Ordination und die erstmalige Einführung in ein Pfarramt, die dem Candidaten auferlegte, „das Wort Gottes nach Maßgabe des Bekenntnißstandes der unierten Landeskirche nach bestem Wissen und Gewissen zu verkünden". Die Führer der Positiven, der Fabrikant Metz, die Dekane Gräbener, Höchstetter, Eberlin, Bechtel, Mühlhäußer und Andere verlangten die Beseitigung der Worte „nach bestem Wissen und Gewissen", da sie die objective Geltung der Verpflichtung zu einer subjectiven machten. Schenkel bat diese schönen Worte zu belassen, die die Verpflichtung nur verstärkten. Dekan Zittel und der Prälat erklärten, es komme ihnen auf diese Worte nicht an, da sie selbstverständlich seien. Lamey fand in denselben keine Lockerung des Gelübdes zu Gunsten einer subjectiven Berechtigung, sondern eine Bekräftigung im Gegensatze zu einem schlechten Wissen und schlechten Gewissen. Uns aber kam es auf diese Worte sehr an und bei so lahmen Erwiderungen schien uns Gefahr vorhanden, daß gleich bei dem

ersten principiellen Zusammenstoße die Liberalen um des lieben Friedens willen wieder einmal ihr Princip verleugnen wollten. So gab ich auf Anregung der Freunde, die auf der Linken zusammen saßen, die Erklärung ab, wir würden gegen das ganze Formular stimmen, wenn diese Worte wegblieben, denn ohne diesen Vorbehalt würde die Verpflichtung nicht protestantisch, sondern katholisch sein. Mühlhäußer fuhr auf: „Da haben wir's.“ Nach dieser Interpretation der Worte als Vorbehalt der subjectiven Auslegung sei auch für sie die Formel unannehmbar geworden und er beantrage die Rückverweisung an die Commission. Aber er drang nicht durch. Hitzig bestätigte, daß, was ich gesagt, unsere Meinung sei, auch er halte den Zusatz für nöthig zur Gewissensberuhigung. Der Antrag der Rückverweisung in die Commission wurde darauf abgelehnt und das Formular mit dem Zusatz: „nach bestem Wissen und Gewissen“ mit großer Majorität angenommen. Darauf reichte Mühlhäußer mit zwölf andern Abgeordneten in der nächsten Sitzung, am 13. Mai, einen schriftlichen Protest ein, worin sie sich gegen die Auffassung verwahrten, daß die Worte „nach bestem Wissen und Gewissen“ als Lockerung der Verpflichtung zu Gunsten einer subjectiven Auslegung gedeutet werden dürften.

In derselben Sitzung kam der Antrag des Oberkirchenraths auf Aufhebung des Seminarzwangs zur Verhandlung. Der Oberkirchenrath konnte und wollte Schenkel nicht absetzen, er wollte aber auch die Orthodoxen nicht nöthigen, ihre Söhne in die Anstalt eines Directors zu geben, den sie für einen Antichrist erklärt hatten. Die Majorität war auch von vorn herein gewillt darin den Positiven nachzugeben. Der Einzige, der mit scharfer Ironie der Forderung entgegentrat, war Hitzig. „Die Einen,“ sagte er, „wollen ein Opfer schlachten und die Andern wollen sich mit einem Opfer loskaufen und dabei will ich nicht mitthun.“ Man stelle nicht Leute unter die Freiheit, die unter das Gesetz gehören. „Heben Sie den Seminarzwang auf, so werden diejenigen wegbleiben, die diese Kurse am nöthigsten hätten. Wo sind die losesten Vögel von Studenten? In Salamanka. Wo sind die Studenten am meisten gebunden? In England. Und nun vergleichen Sie die beiden Länder.“ Der Prälat protestierte gegen Hitzigs Unterstellung, daß die Oberkirchenräthe ein Opfer schlachten wollten, während die folgenden orthodoxen Redner, zumal der Conventikelvater Metz aus Freiburg, die Gelegenheit benützten, um ihren Groll an Schenkel auszulassen. Schenkel erwiderte wehleidiger als uns lieb war, er habe manches gelitten, mancher Schmerz sei durch seine Seele gegangen, aber er habe mit seinem Gott gelernt zu tragen; daß ihm Metz aber sage, er könne nicht beten, sei das Schlimmste, was ihm bis dahin vorgeworfen worden sei. Auf den anwesenden Minister des Innern, auf dessen Entscheidung noch immer alles ankam, machte Schenkels Erwiderung einen,

wie mir schien, übertrieben ungünstigen Eindruck, aber allerdings wünschten wir alle, Schenkel hätte den großen Beter auf gewisse Stellen des Evangeliums verwiesen, wo vom Beten an den Straßenecken die Rede ist, statt an das Mitgefühl des Hauses zu appellieren. Ein Antrag von Specht wollte auch im Seminar freie Wahl der Vorlesungen gestatten, damit die frommen Studenten Schenkels Uebungen vermeiden und doch das Stipendium einstreichen könnten. Eine solche Sprengung der Anstalt, erwiderte ich, verbäten wir uns. „Wir wollen nicht die Parteikämpfe der Landeskirche in das Seminar verpflanzt haben. Wir wollen das faktiöse Wesen, das die jungen Theologen, leider Gottes, früh genug ergreift, nicht schon auf die Universität verpflanzen. Wir können deßhalb nicht wünschen, daß die Zöglinge sich in solche theilen, die den Professor A. hören, aber den Kirchenrath B. nicht hören. Wir machen ein Statut nicht im Hinblick auf zufällig amtierende Personen, sondern auf die bleibenden Bedürfnisse der Anstalt." Rothe, der sich bis dahin sehr schweigsam verhalten hatte, nahm nun doch, von seinen Nachbarn dringend gebeten, zu längerer Rede das Wort. Für ihn war die Ueberleitung des Seminars in eine Universitätsanstalt unter ausschließlich staatlicher Aufsicht wieder ein Stück Verwirklichung seines Lebensideals. Der Staat muß dafür sorgen, daß die Kirche sich nicht feindlich seiner Culturentwicklung gegenüberstelle und wie könnte er das besser als indem er selbst die Erziehung der Kirchendiener in die Hand nimmt. „Der Staat hat die heilige Pflicht gegen sich selbst, soviel in seiner Macht steht, zu hindern, daß die künftigen Diener der Kirche sich aussondern aus dem großen Strome des geistigen Lebens; er beeinträchtigt die Freiheit der Kirche nicht, wenn er denjenigen, die künftig ihre Diener werden wollen, zumuthet, sie sollen sich bekannt machen mit Dem, was in der Welt außerhalb der Kirche vorgeht, sie sollen sich mit dem Geiste der Gegenwart vertraut machen. Das Seminar soll nicht eine Anstalt sein, in der ein besonderer Geist gepflegt wird. Eine solche Anstalt kann der Staat nicht wollen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde sie ein Verderben für die Kirche sein." Auch das alte Seminar, dem er selbst zwölf Jahre vorgestanden habe, habe solche Zwecke nie verfolgt. Wenn ihm einer der Herrn Gegner eine Stelle aus einer seiner eigenen Schriften vorgelesen habe, das Seminar sei da, um die Frömmigkeit zu pflegen, so sei er auch heute noch dieser Meinung. Unter Frömmigkeit verstehe er aber nicht diejenige Frömmigkeit, die sich scheu in die Vergangenheit zurückzieht, sondern eine Frömmigkeit, die auf dem Boden der Gegenwart steht. „Dazu aber müssen wir die Thore weit aufmachen und die Furcht wegwerfen, daß eine mögliche Berührung mit dem Geiste der Gegenwart den christlichen Glauben schädigen könne." Um ein solches Seminar zu haben, müsse man vor allem nicht die Desorganisation des bestehenden in's Werk setzen, die Fabrikant Metz und

Pfarrer Specht namens der Lernfreiheit verlangten. „Der Abgeordnete Metz tritt als Ankläger gegen meinen Kollegen Schenkel auf, und von einem Ankläger erwartet man, daß er sachverständig ist in den Dingen, in welchen er Anklage erhebt. Ich bin Theologe und der Abgeordnete Metz wird mir zutrauen, daß ich der Theologie eine Aufgabe zuschreibe, wenn ich die ganze Kraft eines Menschenlebens an diese Beschäftigung setzte. Wenn man den Abgeordneten Metz hört, so sollte man glauben, es habe seit dem sechzehnten Jahrhundert keine Theologie mehr gegeben. Er spricht in der That so über den Standpunkt des Abgeordneten Schenkel, als sei seit der Zeit, daß die symbolischen Bücher abgefaßt worden, bis auf den heutigen Tag nichts vorgekommen in der Kirche, als habe man sich nachmals nicht mehr um die Untersuchung der Dinge bekümmert, die unsere Reformatoren allerdings sehr gut verstanden haben, aber doch nicht besser verstehen konnten als es innerhalb ihrer Zeit möglich war. Ein Buch, wie das von Schenkel, kann, insofern es sich darum handelt, eine Anklage zu begründen, nur ein Theologe verstehen und wer es billig beurtheilen will, muß ein Bewußtsein davon haben, daß es eine theologische Arbeit in unserer Kirche seit zwei Jahrhunderten gegeben hat, und daß nur derjenige, der diesen theologischen Arbeiten gefolgt ist, beurtheilen kann, was von einem solchen Buche zu halten ist. Das geht nicht, daß der erste Beste, der sich nie mit solchen Fragen beschäftigt hat, der seine ganze Theologie nur aus dem Katechismus hat, gegenüber einem Manne der theologischen Wissenschaft auftritt und sagt: in deinen Büchern lautet es anders als in meinem Katechismus, deßhalb bist du ein von deiner Kirche und ihrem Glauben Abgefallener.“ Es war schwer zu sagen, was die Majorität bei dieser Rede Rothe's mehr ergötzte, die Tapferkeit, mit der der kleine Theologe dem reichen Fabrikherrn zu Leib ging oder das verdutzte Gesicht des berühmten Conventikelvaters, der gewohnt war, von den Brüdern als ein Erleuchteter und Gewaltiger im Reiche Gottes bewundert zu werden, und dem nun in der freundlichsten und herzlichsten Weise gesagt wurde, von dem, worüber hier verhandelt werde, verstehe er gar nichts und würde darum besser thun, zu schweigen.

Eine noch viel tiefer schneidende Rede hielt Rothe am 17. Mai, als endlich die Schenkelfrage zur Berathung kam. Die Galerien der Kammer waren bis in die Gänge gefüllt bei diesen Verhandlungen und fast sämmtliche Minister mit ihren Familien waren unter den Zuhörern. Die Rede ist namentlich dadurch bemerkenswerth, daß Rothe sich hier darüber aussprach, wie er sich in seiner freien Kirche die Lehrzucht vorstelle. Er begann mit der Bitte, die Herren von der andern Seite möchten doch glauben, daß auch ihm und seinen Freunden die Angelegenheit des christlichen Glaubens eine heilige Angelegenheit sei. Nicht Unglaube, führte er aus, sondern Glaube an seinen

Christus sei es, der ihm seine Stellung angewiesen, denn der Glaube habe nicht nöthig, daß man ihm mit Gewaltmaßregeln zu Hülfe komme. Vor den Bekenntnissen als geschichtlichen Denkmälern habe er allen Respect, „aber," fuhr er fort, „Bekenntnisse, die in ein Buch gebunden sind, um welches nur wenige sich bekümmern, das nur im einzelnen Fall einmal hervorgezogen wird, um als Gesetzbuch gebraucht zu werden gegen einen armen Sünder, den man damit erreichen kann, das ist in meinen Augen nichts als ein öffentliches Aergerniß." Alle Symbole sind nur so lang Lehrgesetze, als die in ihnen ausgesprochenen Ueberzeugungen in der betreffenden Kirche herrschend sind, aber seit mehr als einem Jahrhundert trifft das für die in Rede stehenden nicht mehr zu. „Ich kenne nur eine einzige kirchengesetzliche Bestimmung, die in diesem Punkte getroffen werden kann, die aber meines Erachtens auch alle andern überflüssig macht, nämlich die Bestimmung: ‚Die Lehre ist frei in der Kirche.' Unter der Herrschaft dieser Freiheit lebe man auch bereits ein Jahrhundert und die Lehre sei dabei nicht negativer, sondern gläubiger geworden. Frage man die Gemeinden, ob sie einen Pfarrer haben wollten, der lehre, was er nach eigener gewissenhafter Ueberzeugung für wahr halte, oder einen, der lehre, was ihm durch die Kirche vorgeschrieben sei, so würden sie sich für das Erstere entscheiden. Man könne auch heute den Gemeinden gar nicht mehr verhehlen, daß sehr kluge und sachverständige Leute von der heiligen Geschichte Mehreres oder Weniges in Zweifel zögen." Der Abgeordnete Mühlhäußer habe behauptet, durch solche Lehrfreiheit seien die Gemeinden beunruhigt, aber das sei eine Verkehrung des Sachverhalts. „Sie selbst," rief er den Mitgliedern der Rechten zu, „haben ja geflissentlich diese Unruhe unter die Landgemeinden gebracht, haben diese Kunde überallhin colportiert, was unser Seminardirector alles geleugnet habe, auch was er thatsächlich gar nicht geleugnet hat." Die so mit dem Zweifel bekannt gewordenen Gemeinden würden aber keinen Pfarrer haben wollen, der ihnen sage, das Alles gehe sie nichts an. Die Lehrfreiheit solle natürlich kein Freibrief werden für jede Tappigkeit und Taktlosigkeit, aber Lehraufsicht könne die Behörde nur so führen, daß sie bei auftauchenden Differenzen sich mit dem angefochtenen Lehrer oder Geistlichen in freundliches und brüderliches Benehmen setze, Mißverständnisse beseitige und Frieden herstelle. Die Weisheit der Behörde und die Kraft freundlichen Zuspruchs seien hier das Entscheidende. Mit Bekenntnissen und Lehrnormen dazwischenfahren, heiße dagegen erst recht Unfrieden stiften statt Frieden. Die gegnerische Unterscheidung zwischen freier Forschung und freier Lehre, die Mühlhäußer mache, erklärte Rothe für Sophistik. Wir forschen nur, um das Erforschte mitzutheilen, eine Scheidung sei psychologisch unmöglich. Wenn der Berichterstatter der Minorität, Mühlhäußer, gesagt habe, bei dem Abfall der Landeskirche von dem Bekenntniß der Väter würden

sie von dieser Kirche scheiden müssen, so sei er überzeugt, das seien leere Drohungen. „Ich sage Ihnen, meine Herrn dort drüben, ich bürge Ihnen dafür, Sie werden nicht von uns gehn!“ Der Friede sei auch gar nicht schwer herzustellen. „Wo heut zu Tag ein redlicher Christ sich an den christlichen gesunden Menschenverstand wendet, da findet er sicher Gehör; überlieferungsmäßige Formeln dagegen verhallen ohne Echo. Das mögen auch die Lehrer unserer Kirche sich zu Herzen nehmen; dann werden wir wieder zu einem Einverständnisse unter unsern Kirchengenossen gelangen, bei dem es niemanden einfallen wird, zu fragen, ob es nicht vielleicht kirchengesetzliche Einschränkungen der Lehrfreiheit gebe.“ Es ist Thorheit zu glauben, die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts könnten noch in den Formeln des sechzehnten ihre Ueberzeugungen wiederfinden und es ist Sünde, die Geistlichen auf einen Glauben zu vereidigen, den sie nicht haben und nicht haben können — das war die Summa seiner gewaltigen Ansprache. Lamey verwies in Betreff der Uebertreibungen des Bekenntnißzwangs auf gewisse norddeutsche Landeskirchen, die den Brautleuten die Trauung verweigerten, wenn sie sich nicht im Brautexamen darüber ausgewiesen hätten, daß sie das Glaubensbekenntniß auffagen könnten. Der geistliche Abgeordnete für Karlsruhe aber herrschte uns an: „Sie können überhaupt nicht sagen, was Sie glauben, ich aber will Ihnen sagen, was wir glauben: ‚Ich glaube an Gott den Vater‘ u. s. w. Aber bereits bei dem dritten Satze des Apostolicums blieb er stecken und seine Nachbarn konnten ihm vor unwiderstehlichen Lachkrämpfen nicht einsagen. Da rief Lamey über den ganzen Saal: „Der darf nicht heirathen!“ Es war ein erfrischendes Intermezzo. Schenkel selbst vertheidigte sich mit großem Geschick und beleuchtete die positiv unwahren Behauptungen, die die conservativen Blätter über sein Verhalten gebracht hätten, und zwar so hell, daß es den Herrn Verfassern, die zum Theil ihm gegenübersaßen, recht unbehaglich zu Muthe wurde und dieses Unbehagen steigerte sich, als Holtzmann ihnen aus ihrer Denkschrift einige der Zeugnisse vorlas gegen das „Götzenbild in Lammesgestalt“, das der falsche Prophet in Heidelberg aufgerichtet habe, über die Leiden, die die Brüder in Baden erduldeten, da ihr Kirchenregiment sie sauer ansehe, von dem Volke, das auf der Mauer ist, von dem schlechten Dienste, den die Ungläubigen dem Satan geleistet haben, indem seine Lügen jetzt an den Tag kommen und von der heimlichen Bosheit, die in dem Boshaftigen geoffenbart wird. „Das,“ sagte ein Rudel preußischer Pastoren, „ist der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wenn die, welche in hohen Kirchenämtern sitzen, dem Herrn Jesu nach der Krone seiner göttlichen Majestät greifen.“ Je länger Holtzmann las, um so länger wurden die Gesichter der treuen Zeugen und ein um so behaglicheres Lächeln lagerte sich über das Angesicht der geschmähten Ungläubigen. Endlich konnte der

geistliche Vertreter für Karlsruhe sich nicht mehr bezwingen und fragte, ob er den Redner nicht unterbrechen dürfe, was der Präsident ihm untersagte. Der Mann hatte dadurch aber nur den Blitz auf sein eigenes Haupt gezogen, denn Holtzmann richtete nun seinen Scheinwerfer auf ihn; er beleuchtete seinen Antheil an der Agitation Stück für Stück und gab ihm zu bedenken, daß durchaus nichts unsere Seite hindern würde, eine sittliche Verurtheilung aller dieser Machenschaften durch die Synode zu beantragen. Der Vorhalt entsetzte den Unterbrecher so, daß seine ganze Replik in dem Rufe bestand: „Höchst ungerecht!" Ein Landdekan sagte sich nun einigermaßen von den vorgelesenen Zeugnissen los, beklagte aber, daß Holtzmann das Publicum mit seiner Rede habe belustigen wollen, was ihm eine Rüge des Präsidenten zuzog. Am 22. Mai 1867 verlas endlich der Karlsruher Dekan die Verwahrung von elf geistlichen und drei weltlichen Gliedern der Synode gegen die Beschlüsse, die die Synode in der Bekenntnißfrage gefaßt hatte. Die Vierzehn protestierten gegen die Erklärung der Synode, daß die Treue gegen das große Princip der Union diejenigen, die noch auf dem älteren Standpunkt ständen, verpflichte, friedlich und zu gleichem Rechte sich mit denen zu verbinden, welche für die Darstellung der christlichen Wahrheit einen neuen Standpunkt, und von da aus veränderte Ueberzeugungen gewonnen hätten. Nach der Ueberzeugung der Minorität sei das eine unberechtigte Folgerung aus der Unionsurkunde, die ein Uebereinkommen der Reformierten mit den Lutheranern, nicht mit irgend welchen modernen Ueberzeugungen gewesen sei. Die Bestreitung der Rechtskraft der Erläuterungen der Synode von 1855 zu § 2 der Unionsurkunde weise die Minorität ebenso bestimmt zurück wie die beanspruchte Gleichberechtigung jeder evangelischen Gesinnung, die sich unter den Herrn Jesum stelle, vielmehr müsse es bei der Lehrnorm der Kirchenrathsinstruction von 1797 sein Verbleiben haben. Die Gleichberechtigung auch derjenigen Mitglieder und Diener der Landeskirche, welche den theologischen Standpunkt der Bekenntnißschriften des sechzehnten Jahrhunderts nicht völlig theilen, leugne die Minorität, da die Synode keine Vollmacht besitze, die Bestimmungen des Unionsvertrags von 1821 zu ändern. Sofort nach Verlesung dieser Erklärung sprach Bluntschli als Präsident sein Bedauern aus, daß dieselbe die Grenze einer Meinungsäußerung überschreite. Die Minorität interpretiere die Worte der Majorität in einem Sinne, der der Meinung der Urheber widerspreche und lege Protest ein gegen Beschlüsse, die die Synode innerhalb ihrer Competenz gefaßt habe, beides sei unzulässig. Statt die Erklärung, der Minorität zurückzugeben, nahm die Synode sie schließlich doch zu den Akten, aber mit dem Vermerk, dieselbe sei widerrechtlich, ordnungswidrig und darum ungültig. Es blieb also bei der von der Minorität bekämpften Erklärung der Synode von 1861, daß die Bekenntnißerläuterungen der Synode von 1855

nicht dazu benützt werden dürften, denjenigen Geistlichen, die nicht durchweg auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts ständen, ihre Gleichberechtigung in der Kirche zu bestreiten. Ohnehin war der von Kirchenrath Roth verlesene Protest nach Mühlhäußers Drohung mit dem Austritte aus der Kirche doch nur ein schwächlicher Rückzug. Nicht einmal aus der Synode traten die Protestler aus, geschweige aus der Kirche und Rothe behielt Recht, der ihnen zugerufen hatte: „Ich bürge Ihnen dafür, Sie werden nicht von uns gehn.“ Sie hatten es auch sicher nie vorgehabt. Selbst die Ueberraschung erlebten wir, daß auch nach Aufhebung des Seminarzwangs die Protestler ihre Söhne nach wie vor in Schenkels Seminar schickten, um das ansehnliche Stipendium nicht zu verlieren. Erst als die wohlhabenden Glieder der Partei eine noch größere Unterstützung für solche Studierende der Theologie aussetzten, die Heidelberg meiden wollten und der Oberkirchenrath in weitgehender Unparteilichkeit seine Stipendien nur an diese wendete, da für Heidelberg durch den Staat gesorgt sei, machten sich diese Exportprämien stark fühlbar und nachdem der Zugang an Anfängern mit dem Aufhören des theologischen Studiums in Baden fast gänzlich versiegt war, kam auch das Seminar auf zwei bis drei Zöglinge herunter. Die Sache war jetzt eine Marktfrage geworden.

Einen heftigen Streit hatten wir noch in der Commission über die Katechismusfrage. Auch die Orthodoxen vertheidigten das Ullmann'sche Werk nur in sehr bedingter Weise, aber sie fürchteten die Einführung eines neuen rationalistischen Lehrbuchs. Der Oberkirchenrath wollte selbst nicht zu allen andern Momenten des Unfriedens auch noch die Katechismusfrage wieder aufgerollt haben und so verlangte er eine Vollmacht, den Memorierstoff zu beschränken, um den sich häufenden Klagen der Eltern abzuhelfen. Pfarrer Specht freilich belehrte uns, daß es zum Begriffe eines Katechismus gehöre, daß er auswendig gelernt werde. So habe es die Generalsynode von 1855 bei der Einführung gemeint, die begehrte Ermächtigung würde also gegen den Willen dieser verstoßen. Dennoch ging der Antrag des Oberkirchenraths durch und als der vom Prälaten Holtzmann und Oberkirchenrath von Langsdorff gemachte Entwurf der Reduction Rothe mitgetheilt wurde, erwiderte dieser, der vorgeschlagenen Verminderung des Memorierstoffs stimme er freudig zu, da er überzeugt sei, daß eine solche Erleichterung der Kinder für den Unterrichtszweck nur förderlich sein könne. Nach mancherlei Rettungsversuchen wanderte „die Kindermarter“ dann doch unter das alte Eisen.

Eine letzte, sehr aufregende Episode, die die Einheit der liberalen Partei noch zum Thorschlusse zu sprengen drohte, bildeten die Wahlen zum Generalsynodalausschuß. Schenkel wollte wiedergewählt sein als Beweis, daß alle Anschläge der Protestler gescheitert seien. Sie sollten überhaupt *nichts* er-

reicht haben. Wir Andern wußten mit voller Sicherheit, daß seine Wahl nicht durchzusetzen sei, und nach den Vorgängen im Predigervereine konnte er sich das selbst sagen. Auf Bitte der Freunde übernahm ich die mißliche Mission, ihn zu freiwilligem Verzichte zu bestimmen. Nüßlin aber sagte mir sogleich: „Den Gang können Sie sich sparen; das thut er nicht." Im Gasthofe traf ich Rothe bei ihm, auf dessen Beistand ich rechnete. Nach meiner Meinung mußte Schenkel sofort mit Bestimmtheit erklären, daß er eine Neuwahl nicht annehme, dann erlebte er keine Niederlage und die Majorität konnte den abtretenden Herrn und namentlich ihm ihren wärmsten Dank für ihre ersprießlichen Dienste aussprechen. Der Verzicht wäre um so unverfänglicher gewesen als es gar nicht die Absicht der Verfassung war, im Ausschusse eine ständige Behörde mit lebenslänglichen Mitgliedern neben den Oberkirchenrath zu stellen, eine Wiederwahl mithin dem Geiste der Verfassung widerspricht. Schenkel aber beharrte darauf, lasse die Partei ihn fallen, so müsse er seine Consequenzen daraus ziehen, stimme auch nur eine Minorität für ihn, so habe er doch noch einen Boden, auf dem er stehe und sei dann der Vertreter dieser Gruppe. Rothe aber gab wiederum, wie bei dem Streite über den Predigerverein, ihm Recht und mir Unrecht. Es war ja auch nicht ohne Grund, wenn Schenkel geltend machte, daß der Protest, den der Oberkirchenrath abgelehnt habe, durch die eigene Partei erhört werde, wenn wir Schenkel fallen ließen. In einer Vorbesprechung, bei der sich aber nur Schenkels Freunde einfanden, wurde Rothe Vorsprecher von Schenkels Candidatur. Otto Schellenberg machte geltend, selbst Kuno Fischer, der in Betreff Schenkels sonst nur für Rattengift zu stimmen pflege, habe es ihm gegenüber für einen Fehler erklärt, wenn man in dieser Situation den Mann fallen lasse. Auch ich trat, wie nun die Dinge lagen, für die Wiederwahl ein, da das Fallenlassen Schenkels unsere seitherige Kirchenpolitik verleugne. Aber die Stimmung blieb matt. Als am Abend die entscheidende Fractionssitzung stattfand, sprachen Zittel, der Sohn, und Holtzmann, der Sohn, scharf gegen die Wiederwahl Schenkels. Statt seiner sollte Zittel, der Vater, gewählt werden. Eine Einigung schien unmöglich. Da schlug Bluntschli, der unerschöpfliche Finder von Vermittlungsanträgen, vor, man solle alle Heidelberger von der Wahl ausschließen, um dem Gerede von der Heidelberger Nebenregierung ein Ende zu machen. Unter die Parole: „Keine Heidelberger!" fiel dann auch Schenkel, der damit wenigstens keine persönliche Niederlage erlebte. So wurde er von der eigenen Partei, wie Jolly vorgeschlagen hatte, „wegorganisiert". Statt seiner vertrat forthin Stadtpfarrer Otto Schellenberg von Mannheim das Unterland, wobei die Protestler aus dem Regen unter die Traufe geriethen.

Die Beschlüsse der Synode bedurften nun noch der landesherrlichen Be-

stätigung. Gerüchtweise verlautete, Mühlhäußer und seine Freunde hätten höheren Orts wissen lassen, wenn durch den Receß des Landesbischofs der Bekenntnißstand geändert werde, so beginne der Tanz von neuem. Auch der Berliner Hofprediger Hoffmann soll für diesen Fall Ausschluß des badischen Oberkirchenraths von der Eisenacher Kirchenconferenz angedroht haben. Sowohl Präsident Nüßlin, wie Prälat Holtzmann hielten mit ihren Absichten sehr zurück. Mir wenigstens unerwartet las der Prälat im Oberkirchenrathe seinen Entwurf des Receſſes vor, der nicht circuliert hatte und in dem die Beschlüsse der Generalsynode in der Schenkel'schen Sache einfach mit Stillschweigen übergangen waren. In der Sitzung rechtfertigte er dieses Schweigen damit, der Oberkirchenrath habe in seinem Erlaß vom 17. August 1864 seinen Bescheid über die Streitfrage bereits ertheilt. Der Protest gegen diesen oberkirchenräthlichen Bescheid sei von der Synode abgewiesen worden, diese Abweisung eines Angriffs auf das Kirchenregiment bedürfe aber keiner kirchenregimentlichen Bestätigung. An sich war das richtig, aber es blieb trotzdem verwunderlich und anstößig, daß der weitaus wichtigsten Entscheidung der Generalsynode im Receß des Landesbischofs gar nicht gedacht wurde. Erklärlich war das nur aus dem Wunsche, neuen Protesten der orthodoxen Partei aus dem Wege zu gehn, das heißt aus einem müden Friedensverlangen, das sich allgemein geltend machte. Demonstrationen, die eine herrschsüchtige Partei organisiert hatte, um um jeden Preis das Regiment wieder an sich zu reißen, nahm man gerade an den entscheidenden Stellen für die ernsthafte Erregung bekümmerter Gemüther und als Furcht des Volks für seinen Glauben. Aus Rücksicht darauf wollte der Oberkirchenrath, der diese Meinung selbst *nicht* theilte, dennoch die Entscheidung der Synode ihrer principiellen Tragweite entkleiden. Denn ohne landesbischöfliche Bestätigung im Receß blieb der Beschluß eine Abstimmung über einen einzelnen Fall, die niemanden für die Zukunft verpflichtete. Den ersten Fehler hatte freilich die Synode selbst gemacht, die ihr Votum in der Schenkel'schen Sache zu einem principiellen Beschlusse hätte gestalten sollen, den das Kirchenregiment bestätigen oder verwerfen *mußte*. Nun war alles in das Ermessen des Oberkirchenraths gestellt, wo die Frage durchzufechten war. Rothe, der doch außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths war, war auffallender Weise zu dieser wichtigen Sitzung gar nicht eingeladen worden. Nach bestehender Uebung wurden wichtige theologische Entscheidungen von sämmtlichen geistlichen Mitgliedern unterzeichnet. Nach langen, peinlichen Erörterungen verweigerte ich meine Unterschrift, da der Oberkirchenrath gerade in der wichtigsten Frage nicht Farbe bekennen wolle. Der Präsident theilte mir nach einigen Tagen mit, er habe meine Weigerung dem Großherzog gemeldet. Wozu das, fragte ich mich vergebens. Immerhin ließ sich alles wie eine Entscheidungsfrage

an. Daß bei der Feststellung des landesbischöflichen Receſſes auf die Synodalbeſchlüſſe der Synodalausſchuß nicht beigezogen worden war, war völlig in der Ordnung, Rothe aber war außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths und durfte bei einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht übergangen werden. Ich hielt mich unter dieſen Umſtänden für berechtigt, meinen Heidelberger Freunden von der Sachlage Kenntniß zu geben und Rothe erklärte ſofort, er werde ſeine Stelle als außerordentlicher Oberkirchenrath niederlegen, da er es ſich nicht gefallen laſſen könne, daß man ſolche Cardinalfragen hinter ſeinem Rücken erledige. Sobald der Receß erſchien, verlangten Rothe und die Mitglieder des neuen Synodalausſchuſſes ſofort eine außerordentliche Sitzung, um gegen die Faſſung des Receſſes zu proteſtieren. Es war die Sitzung, die Rothe das Leben koſtete. Am 5. Auguſt 1867, nach langer Debatte, verſtand ſich der Oberkirchenrath zu einer officiellen Erklärung, daß jener Beſchluß im Receß nur darum nicht erwähnt worden ſei, weil er einer landesbiſchöflichen Beſtätigung überhaupt nicht bedürfe. „Ueberdies," hieß es in der vereinbarten Erklärung, „haben die Vertreter des evangeliſchen Oberkirchenraths in der Generalſynode ſich über ihre Stellung zu dieſer Frage öffentlich ausgeſprochen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Oberkirchenrath den verſchiedenen Richtungen gegenüber nach den bisher von ihm angenommenen und von der Generalſynode gebilligten Grundſätzen auch künftig verfahren wird." Daß die dermaligen Mitglieder des Oberkirchenraths auf den Bekenntnißzwang zurückgreifen würden, hatte auch niemand erwartet, eine ſolche Erklärung war darum überflüſſig, aber die Proteſtpartei frohlockte, daß die Zuſicherung der Gleichberechtigung beider Richtungen trotz alledem nicht in dem vom Großherzog ſanctionierten Receß ſtehe und demnach rechtliche Folgerungen für den Bekenntnißſtand weder aus den Beſchlüſſen der Synode noch aus der Erklärung der dermaligen Oberkirchenräthe abgeleitet werden könnten. Statt die Frage der Gleichberechtigung, wie ſie in dem Erlaſſe vom 7. Auguſt 1864 ausgeſprochen war und wie die Generalſynode ſie gebilligt hatte, kirchengeſetzlich zu ſanctionieren, blieb alles beim Alten. Die Folge war dann auch, daß die Conſervativen dieſe Gleichberechtigung nach wie vor beſtritten und die Frage immer wieder von Zeit zu Zeit aufgeworfen wird, um Aerger ohne Ende zu erregen. Die Art, wie man den wichtigſten Beſchluß der Synode todtgeſchwiegen, wie man die Erörterung im Kollegium durch Nichteinladung Rothe's unſchädlich gemacht, wie man den Proteſtlern, ſo weit man konnte, den Willen gethan, das alles machte einen niederſchlagenden Eindruck. Rothe verhehlte ſich nicht, daß wir damit um den beſten Ertrag unſerer Arbeit gebracht waren, denn um die principielle Anerkennung der Lehrfreiheit war es uns zu thun geweſen, nicht um den einzelnen Fall. Unbeſiegt ging Rothe aus dieſem letzten Kampfe ſeines Lebens

hervor, aber doch nicht als Sieger. Ein kurzer Austausch über dieses unerfreuliche Erlebniß war unser letztes Gespräch. Es war auch das letzte Mal, daß ich seine lieben Züge voll Ernst und Güte sah. Er war theologischer Dekan und rieth mir noch, mich für die Vorlesungen des Wintersemesters vorzubereiten, denn die Fakultät sei gesonnen, mich für den nach Bonn berufenen Hundeshagen in Vorschlag zu bringen. Mit heißem Dank reichte ich ihm die Hand. Einige andere Herrn begleiteten ihn zum Bahnhof und brachten ihn an seinen Wagen. So folgte für ihn nach der langen Sitzung ohne Pause, die der alte Mann so nöthig hatte, noch eine zweistündige Fahrt, die durch einen Blasenkrampf für ihn höchst martervoll wurde. An dem längst bestehenden Altersgebrechen schwer erkrankt, kam er in Heidelberg an. Aber er wollte lieber seine Schmerzen erdulden als den Chirurgen in seiner Nachtruhe stören. Am andern Morgen war es bereits zu spät. Die Operation mißlang und nach zwei Wochen qualvoller Leiden, die er mit bewundernswerther Geduld und Sanftmuth trug, erlag er am 20. August 1867 der langsamen Blutvergiftung. Bis zuletzt blieb ihm die Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks treu, die von seiner Persönlichkeit nicht zu trennen waren. Er bat, niemanden mehr zu ihm zu lassen. Wo zu viel Menschen seien, hätten die Engel keinen Platz. Vor seinem Tode ließ er Schenkel noch rufen, übergab ihm die Schlüssel zu seinem Schreibpult und legte seinen literärischen Nachlaß in Schenkels Hand. Sein letzter Wunsch war, es möge an seinem Grabe nichts gesprochen werden, was die Gegenpartei verletzen könnte. Bei seiner Beerdigung am Vormittag des 23. August waren die Verehrer von weither herbeigekommen. Auch manche orthodoxe Schüler wollten ihm die letzte Ehre erweisen. Als wir zum Grabe zogen, ertönte plötzlich eine krähende Stimme, die in das Lied, das die Musik in der Ferne spielte: „Jesus meine Zuversicht", störend einfiel. Es war ein orthodoxer Pfarrer, der die Losung zu etwas Erbaulichem geben wollte, als aber niemand einstimmte, sondern nur unwillige Stimmen laut wurden, verstummte auch er. Zittel hielt eine ergreifende Ansprache: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" Otto Schellenberg sprach als ältester Schüler. Auch sonst wurde noch viel geredet. An den näheren Freunden rauschten die Worte vorüber, sie waren alle wie gebrochen. Eine reine, schuldlose, bis in ihr hohes Alter kindliche Seele war von uns gegangen, dazu ein Geist voll Tiefsinn, Weisheit und Güte. Er war anders gewesen als alle andern, die wir kannten. Wovon die andern erbaulich redeten, das stellte er in seiner Person dar. „Das incarnierte Christenthum" hatte ihn Kuno Fischer nicht ohne Grund genannt. Die Gegner spotteten und spotten noch heute über „den Heiligen des Protestantenvereins". Ich bekenne offen, daß ich mir die besten Heiligen des Mittelalters nicht anders vorzustellen weiß. Nicht nur

die absolute Selbstlosigkeit, die durch nichts zu erschütternde Güte, die Selbstüberwindung auch gegenüber völlig unberechtigten Zumuthungen machte diesen Eindruck, sondern vor allem das tiefere Leben, das in ihm das wahre Leben war. Er redete auch über Kunst, Politik und persönliche Beziehungen durchaus geistvoll und oft in schlagenden Epigrammen; die Bilder strömten ihm nur so zu, aber am reichsten ergoß sich gerade die Ader, die bei Andern nur tropfenweise zu fließen pflegt: die religiöse Empfindung. Hier war ihm jede Nuance des Seelenlebens geläufig, die ganze Claviatur religiöser Stimmungen beherrschte er, und dabei war nichts Gesteigertes und nichts Verlegenes in seiner Erbaulichkeit. Man sah an der freudigen Sicherheit, mit der er auf religiöse Materien einging, daß das seine eigentliche Heimath war und so hat man ganz richtig beobachtet, daß auch seine öffentlichen Reden, und nicht bloß die Predigten, immer etwas vom Gespräche einer in sich gekehrten Seele mit seinem Gotte und seinem Christus hatten, die für ihn sein ständiger Umgang waren. Das war der Mönch, der in ihm steckte und ihn isolierte, auch wo er als liebenswürdigster Gesellschafter unter den Andern saß. Er befand sich doch stets in geheimer Conversation mit jener unsichtbaren Macht, die für ihn die am deutlichsten empfundene Realität gewesen ist. „Das Räthselhafte" an Rothe war die Thatsache, daß er mit seinem Geistesleben immer zugleich in einer andern Welt weilte und sich bewußt war, das Uebersinnliche als anwesend zu empfinden. „Man lernt," so schreibt er selbst, „die unsichtbare Welt innerlichst sich nahe haben und bekommt eine Fülle von wirklichen Kräften der zukünftigen Welt*)." „Auch wenn man nicht mehr weit über das Meer hin zu schauen hat, sondern den jenseitigen Strand ganz in der Nähe vor sich sieht, so ist der Hinausblick darum nicht weniger freudig. Liegt gleich noch ein Nebel auf der Küste, so nahe sie auch ist, so viel schaut man doch hindurch, daß es ein Wunderland ist, das sich hinter den Dünsten birgt, und ein Land, in dem man seinem Gott und seinem Heiland viel näher kommt**)." „Diese sichtbare Welt, gerade indem man sie immer mehr würdigen lernt, wird einem immer durchsichtiger, und man sieht immer mehr aller Orten eine andere, unvergängliche Welt durch sie hindurchblicken, die sie nur wie ein leichter Schleier vor dem Auge verhüllt. Dann heißt einem auch das Getrenntsein ganz etwas anderes und man weiß kaum, was die Empfindung, die einen erfüllt, eigentlich ist, ob das Gefühl der unsichtbaren Vereinigung oder die hoffnungsfreudige Sehnsucht nach dem Wiedersehen***)." Daß sie auch local ihm nahe sei, war eine Empfindung, die er noch lange

*) An Louise Gebler, 21. Dezember 1864.
**) An Mänß, 10. August 1864.
***) Brief vom 21. Dezember 1864.

nach dem Tode seiner Frau den Verwandten immer wieder aussprach. Mystisch angelegten Naturen konnte diese Seite von Rothe's Wesen eine geradezu abergläubische Verehrung abgewinnen. In Wittenberg ging die Rede, Rothe habe Vorahnungen, die einträfen. Einem seiner treusten Heidelberger Schüler, der allerdings auch früher schon Stunden des Hellsehens erlebt hatte, erschien Rothe in verklärter Gestalt. Er selbst berichtet darüber: „Nicht an der Stelle, wo Rothe neben mir auf dem Sopha saß, sondern mehrere Fuß davon entfernt, nach rechts hin von mir aus, sah ich Rothe's Gesicht, aber vielmal anders als wie eben noch zuvor, kleiner, runder, voll unsäglicher Anmuth wie den allerliebsten kleinen Kinderkopf, aber alles nicht mehr körperlich, materiell, sondern geistig, wie in Duft und Aether gehüllt, in rosigen Farben. Es fehlen mir die Worte, um den wunderbar entzückenden Anblick richtig zu schildern. Es waren deutlich Rothe's Züge, so warm, so tief, so holdselig und doch in einer ganz wesentlichen Veränderung gegen den Augenblick zuvor. Ich schaute hin, ein paar Momente, die ich in Ewigkeit nicht vergessen kann, in unbeschreiblichem Staunen, da war das Gesicht wieder von dem Orte verschwunden. Ich meinte wohl zuerst, es hätte mir vor den Augen geflimmert; ob noch Weiteres gesprochen wurde, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur noch deutlich, daß ich mich rasch empfahl, die Treppen hinabeilte und unten auf der Straße erst recht wieder zu mir kam und mich fragte: ‚Was ist das doch gewesen?' Ja, was ist das doch gewesen? Am hellen Tage, Vormittags in der Besuchsstunde von 11 bis 12 Uhr? Von jenem Besuche auf mein Zimmer zurückgekehrt, war ich völlig von dem, was ich soeben erlebt hatte, hingenommen. Ströme von Wonne und Seligkeit durchflutheten mein Inneres. Als ob Rothe auf seinem Zimmer für mich bete, als ob er mir von dorther die Geistesmittheilung zusende, so ist es mir dabei zu Muthe gewesen ... Ich ging durch die Anlagen an Rothe's Wohnung vorüber und da war es mir, als ob etwas wie Feuer aus seinem Fenster herausschlage. Ich machte einen Gang der Bergstraße entlang, da tanzte der verklärte Kinderkopf, den ich gesehen hatte, wohl über eine Stunde lang vor meinen Augen auf und ab und ich konnte mich an dem über alle Maßen entzückenden Anblick nicht satt sehen. Rothe selbst, der einige Monate darauf starb, habe ich nur noch einmal begegnet." Wir haben den Visionär selbst reden lassen, um ein Bild von dem Grade der Verehrung zu geben, die Rothe in den jugendlichen Kreisen genoß. Auch später war dieser schwärmerische Verehrer durch niemanden davon zu überzeugen, daß sein Gesicht ein Product heißer Gefühlswallung gewesen sei. In die gleiche Kategorie gehört es wohl, wenn ein Anderer aus Rothe's Mund das Wort vernommen haben will: „Mein innerer Mensch ist fertig." Ja selbst der bestimmten Erklärung Rothe's in der Fakultät, diese solle bei der Besetzung von Hundeshagens Stelle gleich auch

die der seinen mit in Erwägung ziehen, schrieben manche den Charakter eines wunderbaren Vorherwissens zu und wollten sie als geheimnißvolle Vorhersagung seines nahen Endes betrachtet wissen. Aber dieser Aberglaube der Jünger war doch nur Folge des Eindrucks, den der Meister auf sie gemacht hatte. Ganz hat sich dem mystischen Zauber dieser Persönlichkeit niemand entzogen. Es war eine eigene Seelenwärme, die von ihm ausstrahlte und wenn man darüber nachdachte, worin eigentlich Rothe's Wirkung auf das eigene Herz bestehe, so konnte man nur sich selbst antworten: „Ich möchte gut werden, ich möchte sein wie er." Daß wahre, ungemachte und ungefärbte Frömmigkeit etwas Schönes sei, hat er Tausenden zu Bewußtsein gebracht. Auf ihn traf das Wort Goethes zu, daß das letzte Geheimniß der Wirksamkeit die Persönlichkeit sei. Nur die, die einen persönlichen Eindruck seines Wesens erhalten hatten, konnten wissen, was er den Seinen gewesen; für die, die ihn nur aus seinen Schriften kannten, fehlte die Hauptsache und meist verstanden solche Fernstehende nicht, was wir mit unserer Rotheverehrung wollten? Die aber, die ihn kannten, ließen sich auch durch seinen Wunder- und Dämonenglauben und andere Paradoxieen nicht an ihm irre machen. Und nicht anders erging es den Positiven. Mehr als ein Orthodoxer hat mir gesagt, vor Rothe beugen wir uns alle. Das machte, sie hatten einen Gottesbegriff, er hatte einen Gott. Für ihn war der allgegenwärtige Christus eine Realität, nicht ein Dogma. Was sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung, als Schutzwehr gegen die Subjectivität, als verbürgte Lehre der Väter zur Abwehr der Freigeisterei und Willkür vertraten, das glaubte Rothe wirklich. Und weil er daran glaubte, lachte er über die papiernen Wände, mit denen sie ihr Christenthum umgaben, über die strohernen Halme, mit denen sie es stützen wollten. Das Himmelslicht war ja da; wie thöricht zu glauben, irgend ein David Strauß oder Daniel Schenkel könne es ausblasen! Wahrer Glaube ist allezeit eine seltene Sache gewesen, in Rothe aber verband sich dieser Glaube mit der vollendetsten Bildung der Zeit. Gläubig wie ein Sohn einer andern Epoche, war er doch ein völlig moderner Mensch. Die thatsächliche Versöhnung der modernen Cultur mit dem biblischen Christenthum in dieser Person bildete den Zauber, um dessentwillen uns der Name Richard Rothe an etwas nur einmal Geschautes und Erlebtes erinnert.

Was seine theologische Bedeutung betrifft, so gehört seine Schelling'sche Theosophie heute der Vergangenheit an: „Es war einmal." Nicht anders scheint es mit der Rothe'schen Anschauung zu stehn, daß die Kirche ihrer Auflösung im Staate entgegengehe, um fortan dessen religiöse Seite zu sein. Scheinbar hat die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre das Gegentheil erwiesen. Die Kirchen haben keines ihrer Attribute an den Staat abgegeben, sondern

sich im Gegentheil als Corporationen wieder gewaltig befestigt. Eine Staatskunst, die sich schon seit Generationen abmüht, aus einer Säure eine Basis zu machen, hat es durch ihre kurzsichtige Gesetzgebung dahin gebracht, daß heute in den meisten Ländern die katholische Kirche Herrin der Bevölkerung und der Staat ihr gegenüber wehrlos ist. Der Weg, vor dem Rothe warnte, hat stets zur Unterdrückung aller Freiheit und schließlich zum Religionskrieg, das heißt in's Elend geführt. Wollen wir ihn weiter gehn? Was wir seit Rothe's Tod erlebten an Wiederaufwachen des Glaubenszanks, an Zunahme des confessionellen Hasses, an Spaltung der Nation nach kirchlichen Interessen, ist die volle Rechtfertigung der Rothe'schen Meinungen. Schließlich wird man doch auf seinen Gedanken zurückkommen müssen, die Pflege des religiösen und sittlichen Lebens dem Staate zuzuweisen und dadurch die Kirchen als Corporationen entbehrlich zu machen. Mit voller Bestimmtheit hat er verlangt, die Religionslehrer sollten durch den Staat erzogen werden und dem Staate verantwortlich sein. Natürlich müßte ein solcher Religionsunterricht auf confessionelle Sonderlehren verzichten, aber die Staatsschule ist auch nicht dazu da, um den Kindern die protestantische Lehre, daß der Papst der Antichrist oder die katholische, daß Luther ein Ketzer sei, einzuprägen. Auch daß die Ungläubigen ewig brennen müssen oder daß Anna ihre Tochter Marie jungfräulich empfangen habe, die Erwählung aus freier Gnade ohne alle Werke oder die Heilssicherheit durch den Anschluß an den Bischof und ähnliche „Religion" sollte der Staat in seinen Schulen nicht vortragen lassen. Die Staatsschule kann nur das undogmatische Christenthum pflegen und muß das Dogma dem kirchlichen Unterricht anheim geben. Daß die Eltern es dulden, daß ihren Kindern Vorstellungen beigebracht werden, die sie selbst von sich weisen, ist eine Quelle von Unwahrhaftigkeit, Charakterlosigkeit und der Religionsverachtung, die man schon aus moralischen Gründen verstopfen sollte. Wer dem Widerspruche der Lehrer, solche Dogmen zu lehren, mit dem Vorschlag begegnet, den Religionsunterricht den Pfarrern allein zu übergeben, liefert die Schulen vollends dem Klerus aus, auch würde die sociale Stellung des Klerus eine völlig andere, wenn der Pfarrer in erster Reihe Schullehrer würde und nur nebenbei Prediger bliebe. Nicht das kann die Aufgabe des Staates sein, die kirchliche Herrschaft zu stärken, der Kirche ihre Steuern beizutreiben, sie am Regimente zu betheiligen, sondern ihre Arbeit selbst zu übernehmen und sie dadurch auszuschalten. Auch gereichen die Resultate des seitherigen Systems demselben keineswegs zur Empfehlung. Daß Unbotmäßigkeit, Rohheit, Verbrechen im Zunehmen sind, wird von keiner Seite bestritten, ein System aber fortzusetzen, das das Uebel vermehrt hat, das man bekämpfen will, ist sicher unweise. Die Furcht vor der Socialdemokratie ist der Schlüssel zu unserer ganzen Cultuspolitik, aber Angst ist keine Staatsweisheit. Zumal in katho-

lischen Ländern begeht der Staat einfach Selbstmord, wenn er eine klerikale Erziehung des Volks nicht nur zuläßt, sondern direct und indirect erzwingt. Wüßten wir es nicht aus der Geschichte, so hätten uns die Erfahrungen der letzten Jahre lehren müssen, daß die Hierarchie beider Kirchen keine Ruhe giebt so lang noch ein Gewissen frei athmet, daß sie die Achtung und das Wohlwollen unter den Menschen grundsätzlich untergräbt, die Herzen der Menschen gegen einander vergiftet, die Humanität ersetzt durch den Parteigeist. Mehr als je erinnert die heutige Lage der deutschen Nation daran, wie gut Rothe es mit ihr meinte, als er den Staat zum Erben einsetzte aller der Pflichten und Rechte, die die Kirchen an sich gerissen haben, damit der Krieg der Kirchen um die Macht aufhöre, der seit Jahrhunderten das Unglück der Welt ist. Freiwillig wird keine der kirchlichen Parteien ihren Antheil an der Gewalt aufgeben. Der Staat wird selbst, wie Rothe das in allen seinen öffentlichen Reden verlangte, die Bildung der Lehrer für den Religionsunterricht an sich nehmen müssen, der dann aber kein confessioneller sein kann. Indem der Staat Gottesfurcht und Sitte in seine Pflege nimmt, wird die Schule an Würde und Weihe gewinnen und der Radicalismus der Lehrer aussterben. Sind dem Sektengeiste durch die Schule und ihren Unterricht die Wurzeln abgegraben, dann wird eine Generation entstehen, die die confessionelle Streitaxt begräbt und die, in Frieden und Freiheit erzogen, frömmer, duldsamer und besser werden wird als wir es waren und werden konnten. Für nahe halten auch wir diese Zeit nicht. Die Gewaltsamkeit der Parteikämpfe von heute kann nur mit neuer Gewaltherrschaft enden und diese wird nach alter Ueberlieferung sich wieder auf die Hierarchie zu stützen suchen, aber daß noch Kämpfe bevorstehen, soll uns nicht abhalten an den Frieden zu glauben. Wir freilich werden die von Rothe geschaute Zeit nicht erleben, wie er sie nicht erlebte, aber kommen wird sie. Das war Rothe's Ueberzeugung; es ist auch die unsere.

Blicken wir zum Schlusse nochmals zurück auf dieses schlichte und doch so reiche Leben, so erscheint uns Rothe's Entwicklung als in hohem Maße typisch. Durch ähnliche Erfahrungen sind viele der Männer hindurchgegangen, die durch die religiöse Anregung der Romantik in den Kirchendienst geführt wurden. In so fern ist Rothe ein Typus der Frömmigkeit des neunzehnten Jahrhunderts. Der Knabe tritt in den großen Kampf der Geister ein in einer Zeit, in der die Begeisterung für den kühlen Klassicismus bereits dem romantischen Zug zum christlich Germanischen zu weichen anfängt und die Aufklärung trivial geworden ist, nachdem es nichts mehr aufzuklären giebt. Tieck, Wackenroder, Friedrich Schlegel begleiten mit ihren Schriften die Entwicklung des Schülers, der sich durch sie belehren läßt, daß Lessing, Herder, Schiller ein überwundener Standpunkt seien. Der, der vor allem ihn be-

stimmt, sein Leben dem Dienste des Erlösers zu widmen, ist Hardenberg, auf dessen Lieder: „wenn alle untreu werden", „was wär' ich ohne dich gewesen", der Grundton seines eigenen Innern gestimmt ist. Das war die leise Melodie, die den Knaben und Jüngling allüberall begleitete. Der Rationalismus erscheint ihm in dieser Stimmung als Mißklang, als Taubheit für die himmlische Musik, als geistige Beschränktheit. Hegels Versuch, das Christenthum speculativ zu begreifen, zieht ihn eine Weile an, aber die Kunst der Daub'schen Theologie, Hegel zu verbibeln und die Bibel zu verhegeln widerstreben seinem bessern Schriftverständniß und seinem Wahrheitssinn. So fühlt er sich noch am meisten vom Pietismus befriedigt, der alles in Empfindungsleben auflöst. Aber auch hier kommt ihm das Gefühl, daß ihm das neue Gewand nicht passe, daß sein geistiges Leben verkümmere, statt sich zu entfalten, daß er nicht der Wahrheit gegenüberstehe, sondern der Phrase. Bunsen und Rom erlösen ihn aus diesem Conflicte. Bunsen zeigt ihm, daß christliche Frömmigkeit sich nicht in die Rede- und Denkweise einer vergangenen Zeit zurückzuschrauben brauche, sondern daß sie weit aufrichtiger, natürlicher und darum kräftiger in den Formen, Begriffen und der Sprache der eigenen Gegenwart zum Ausdruck komme und daß es Thorheit sei, mit den Romantikern die Zukunft der Nation in der Vergangenheit zu suchen. Rom aber lehrte ihn, daß der menschliche Geist auch außerhalb des Kirchenthums unvergänglich Großes geschaffen habe, und daß Gott sich nicht in den engen Schranken der Kirche allein offenbare, sondern in der gesammten Weltgeschichte. Aus den Denkmälern der alten Welt und dem glänzenden Mittelpunkte der neuen Cultur im Palazzo Caffarelli sieht der zum Manne Gereifte sich in die Engigkeit einer preußischen Garnisonsstadt, einer pietistischen Familie, eines orthodox geleiteten Predigerseminars versetzt und „hat zu kauen" an den aparten Lebensformen, die hier für christlich gelten, ihm aber als geschmacklose Manier erscheinen. Er klagt über die Einschnürung seines ganzen Lebens durch die fromme Tyrannei seiner Umgebung und läßt sich nach Heidelberg berufen, weil er dieser „Einschnürung" überdrüssig ist und von der aufgehenden Sonne des pietistischen Kronprinzen nur Unheil erwartet für Kirche und Staat. Seine neue Existenz im Kreise ernster und hochgebildeter Kollegen der pfälzischen Hochschule würde ihm kaum einen Wunsch übrig gelassen haben, hätte er nicht aus der Wittenberger pietistischen Zeit eine Kette nachgeschleift in seiner Ehe, zu der ihm weniger eigener Wunsch und Entschluß verholfen hatte als seine völlige Unfähigkeit sich zu wehren, die ihn noch oft in falsche Situationen hineinführen sollte. Für lange Jahre auf sich selbst zurückgewiesen, spinnt er in einsamer Ecke mit dem Kunsttriebe einer Spinne aus sich selbst heraus das vielmaschige System seiner Ethik, das Himmel und Erde umfaßt. Aprioristische Hegel'sche Speculation, ausgebreitete Kunde der Er-

gebnisse der Naturforschung, das universale Interesse des Romantikers für die Literatur aller Völker, frommer Bibelglaube und phantastische Mystik reichen sich hier die Hand, und er selbst gesteht, wenn er einen Blick in sein Inneres werfe, so entdecke er in sich einen Knäuel von Widersprüchen, die er denkend ausgleichen möchte. Seinem religiösen Sinne entsprach der Wunsch, sich mit der Kirche in Frieden zu vertragen, obgleich er in ihr nur noch ein Provisorium sah, bis der Staat ihre Functionen würde übernommen haben. Da nöthigte ihn die brutalste Reaction, die das protestantische Deutschland neuerdings erlebt hat, sich gegen eine Kirche zu wenden, die die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts zwingen wollte, sich zu den Bekenntnissen des vierten und sechzehnten Säculums zu bekennen, das heißt einen Glauben zu heucheln, den sie nicht hatten, noch haben konnten. In diesem Kampfe wurde er auch theoretisch radicaler, so daß der Mann der massiven religiösen Begriffe als Verbündeter der theologischen Aufklärer erscheint, denen er in seiner Jugend voll Geringschätzung den Rücken gewendet hatte. Im Kampfe mit seinen früheren Parteigenossen wurde er bald auch inne, daß es anders mit deren innerem Gehalt bestellt sei, als er vordem geträumt hatte. Die Erkenntniß tagte ihm, daß ein Christenthum wie dieses keine Wohlthat für die Welt sei, sondern eine Plage. An Stelle der früheren Voreingenommenheit für die christlichen Kreise ist eine sehr entgegengesetzte Stimmung getreten und er freut sich, „wenn Gott ihn dazu brauchen kann, die trüben Wasser, die gern das lautere Christenthum vorstellen möchten, aufrühren zu helfen, daß die Grundsuppe an den Tag kommt". Gegen den Willen seiner Eltern hatte er es einst durchgesetzt, Geistlicher zu werden. Aber schon in Breslau, in Rom und wieder in Bonn kommt ihm das Gefühl, daß jener Entschluß ein falscher gewesen. Er war nach seiner Natur für das religiöse Innenleben bestimmt, nicht für die kirchliche Praxis. Wir erfahren es häufig, daß diejenigen im Kirchendienste sich nicht wohl fühlen, deren religiöse Ader nicht stark genug pulsiert, um damit ein ganzes Leben zu füllen. Aber auch wahrhaft religiöse Naturen können leiden unter den mechanischen und äußerlichen Forderungen des kirchlichen Gewohnheitsdienstes und das war Rothe's Fall. Seine reiche und für Andere so erbauende Natur wirkte trotz dieser äußern und innern Hemmungen viel Gutes und hat manchen auf frommen Wegen erhalten, aber glücklich ist er selbst nicht gewesen und Todessehnsucht war schon seit der Bonner Zeit die Grundstimmung seines schuldlosen Lebens. Diese selbe Entwicklung haben seit Schleiermacher noch zahlreiche andere Träger der romantischen Epoche der deutschen Kirche durchlebt und gar mancher, der noch übrig ist aus dieser Zeit, wird sprechen, wenn er die Geschichte Rothe's überdenkt: mutato nomine de te fabula narratur.

Schriften von Adolf Hausrath

Der Apostel Paulus. Zweite Auflage. Heidelberg 1872.

Neutestamentliche Zeitgeschichte. Band 1—4. Dritte Auflage. München 1879.

Der Vier-Kapitelbrief des Paulus an die Korinther. Heidelberg 1870.

Religiöse Reden und Betrachtungen. Zweite Auflage. Leipzig 1882.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. Band 1 und 2. München 1875—1877.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts. Leipzig 1883.

Weltverbesserer im Mittelalter. Band 1: Abälard. Band 2: Arnold von Brescia. Band 3: Die Arnoldisten. Leipzig 1893—1895.

Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. Band 1: Jolly. Band 2: von Treitschke. Band 3: Gelehrte und Künstler der badischen Heimat. Leipzig 1899—1902.

Richard Rothe und seine Freunde. Band 1 und 2. Berlin 1902—1906.

Luthers Leben. Band 1 und 2. Zweite Auflage. Berlin 1905.

Martin Luthers Romfahrt. Berlin 1894.

Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Berlin 1897.

Erzählungen:

Antinous. Leipzig 1880.

Klytia. Leipzig 1883.

Jetta. Leipzig 1884.

Elfriede. Leipzig 1886.

Pater Maternus. Leipzig 1898.

Unter dem Katalpenbaum. Leipzig 1899.

Potamiäna. Stuttgart 1901.

Die Albigenserin. Leipzig 1902.

7L 6133

RETURN CIRCULATION DEPARTMENT
TO ⟶ 202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

~~SENT ON ILL~~
~~MAY 25 1993~~

U. C. BERKELEY
RECEIVED
~~OCT 31 1994~~
CIRCULATION DEPT.

~~FEB 08 1996~~
Rec. ~~Moffitt~~ MAR 08 '96

SEP 14 1996
REC. MOFFITT OCT 02 '96
JUL 21 1997

FEB 05 1995
~~RECEIVED~~
~~MAR 23 1995~~
CIRCULATION DEPT.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6